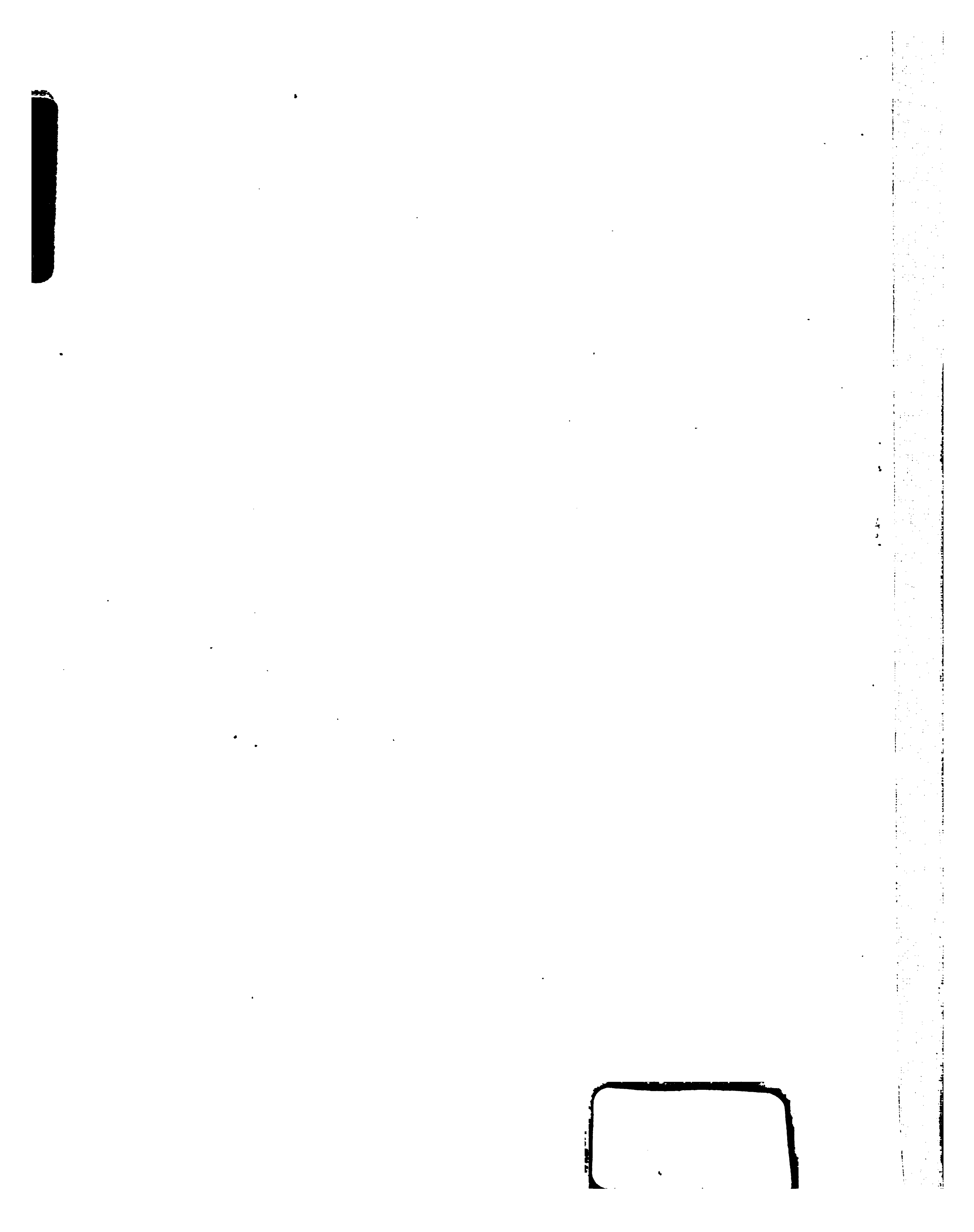
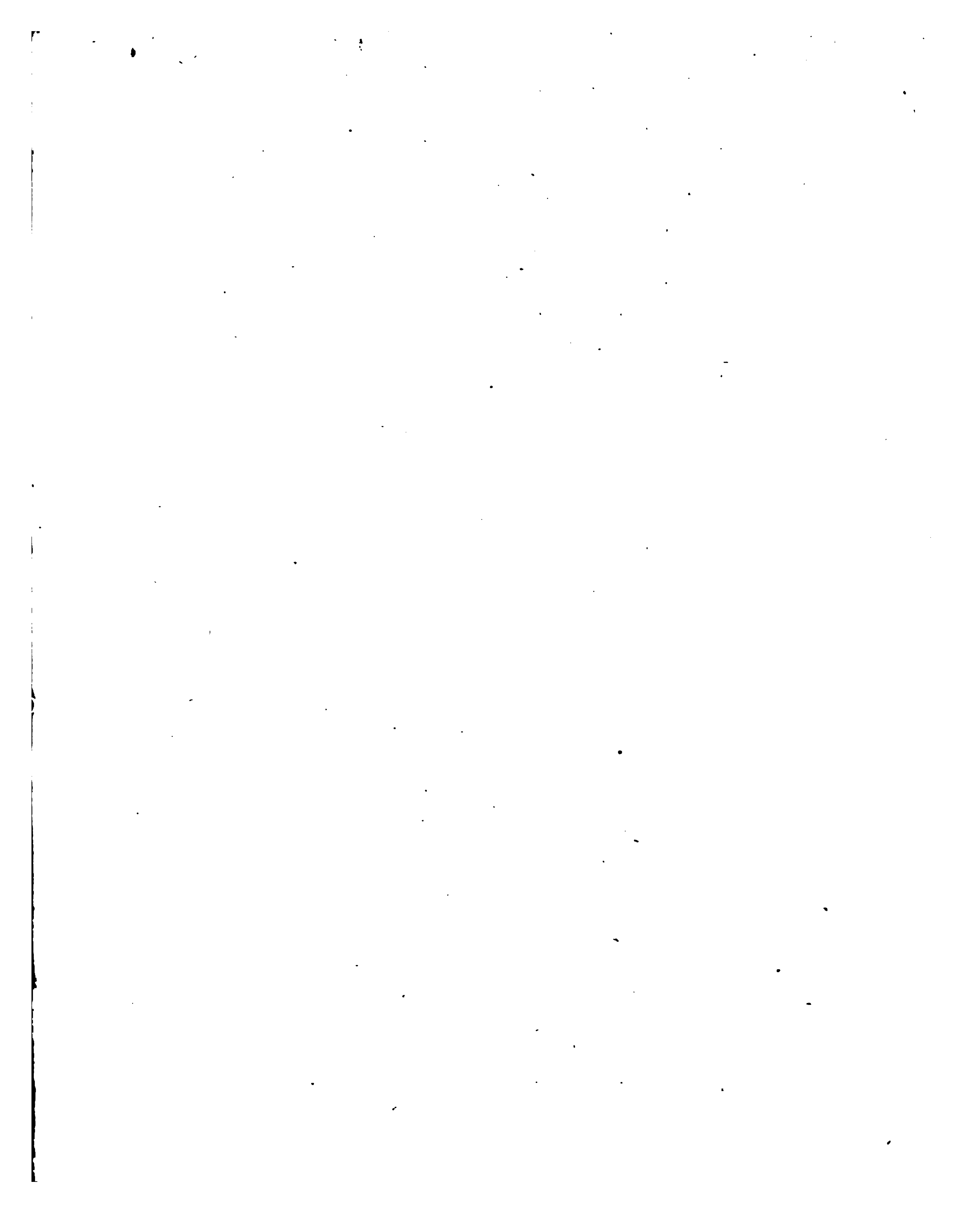
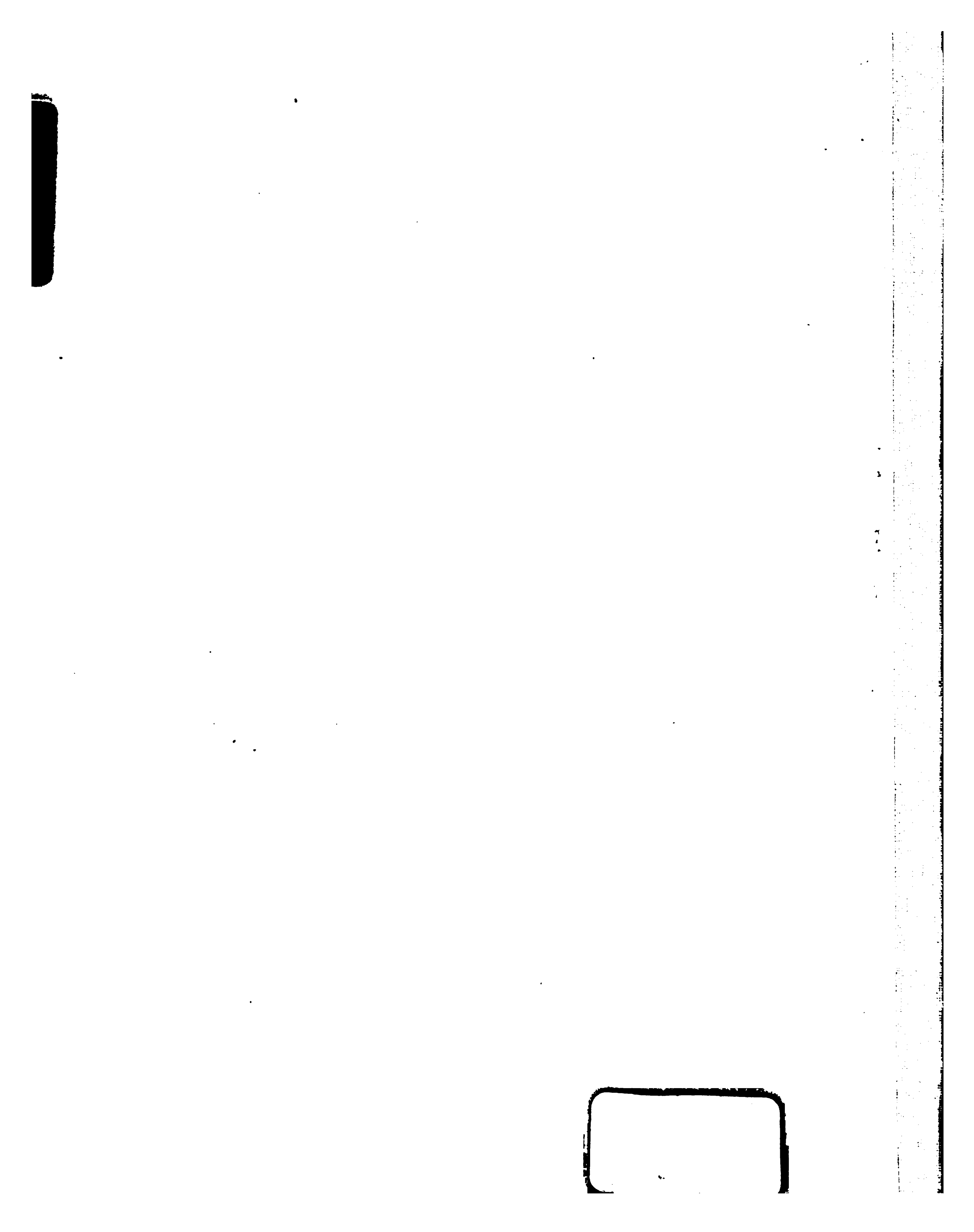
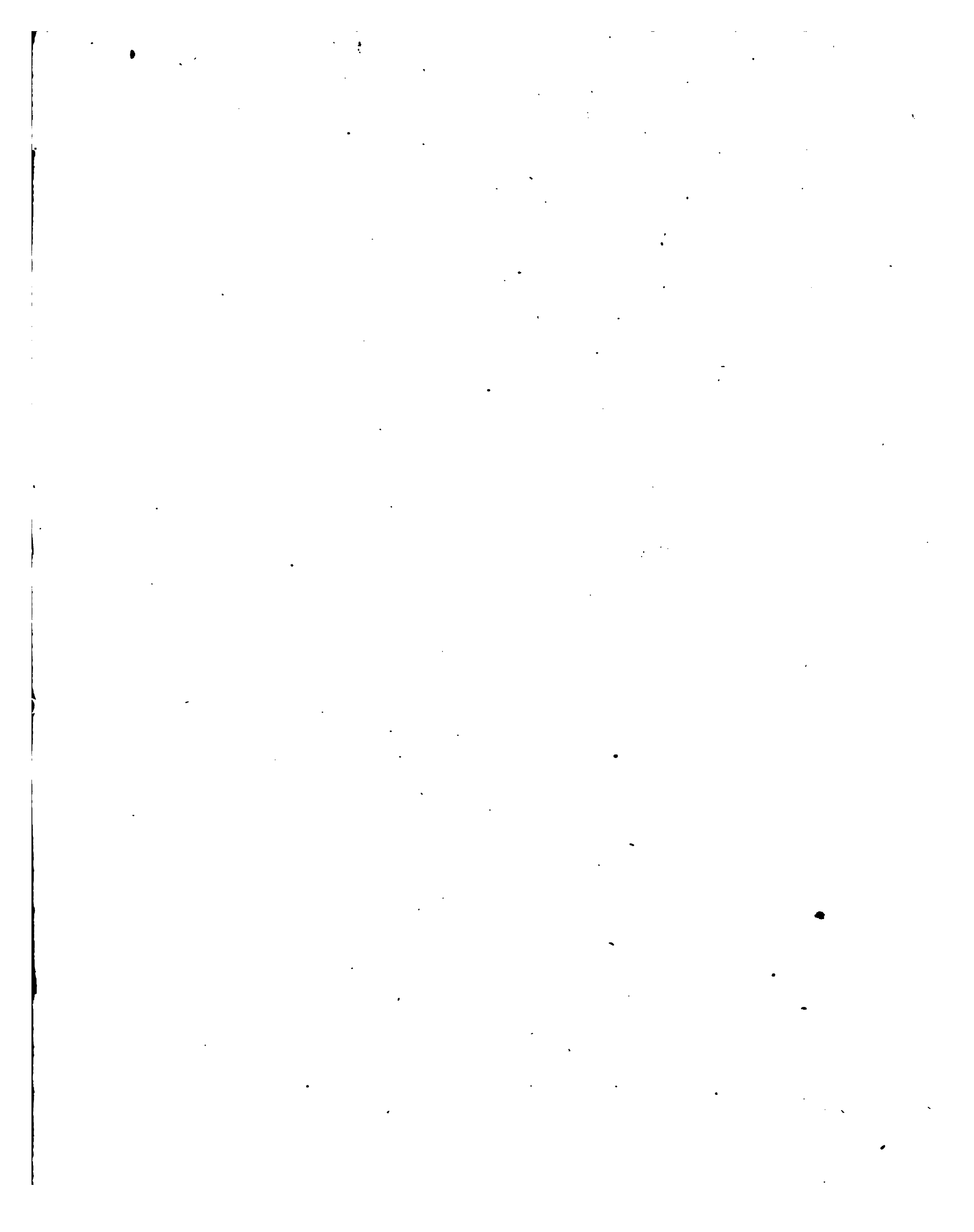














Tartarische und Bosphorische Alterthuemer.

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE
1804.

VIERTER BAND.

(MIT EINEM TITELKUPFER.)

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1804.

Das diesem Bande vorgesetzte Kupfer bezieht sich auf die Recension des Werks von *Maria Guthrie*: *A tour — trough the Taurida* etc. in Num. 313.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. October 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Strengnäs, b. Segerstedt: *Läsning i blandade Religionsämnen.* (Gedanken über verschiedene theologische Materien.) *Erstes* bis *fünftes* Heft. 1801 bis 1803. à 16—18 Bog. 8.

Da diese Sammlung in Schweden Beyfall gefunden hat: so verdient sie wohl einer genauern Anzeige. Der Herausg. ist ein angesehener schwedischer Theolog, Hr. D. und Bischof *Möller* auf Gothland, der selbst mit der ausländischen Literatur bekannter ist, als man dort wohl zu seyn pflegt, übrigens aber dem alten theologischen System fest anhängt. Alle hier vorkommende Artikel, sie seyn nun aus der Feder des Vfs. selbst geflossen, oder ihm von andern mitgetheilt, athmen die strengste alte Orthodoxie. Eine nähere Inhaltsanzeige ohne weitere Prüfung mag die Sammlung charakterisiren.

Erstes Heft. 1) *Sollten die jetzigen Religionsstreitigkeiten in der protestantischen Kirche wohl von einiger Wichtigkeit seyn?* Der Vf. misbilligt es höchlich, dass man seit etwa 40 Jahren angefangen hat, *Luthers* Reformation für unzureichend zu halten, ein ganz anderes Religionssystem einzuführen, das bisherige System nach Art der Socinianer mehr und minder allgemein und heftig anzugreifen, und bezeichnet als solche namentlich auch einen *Töllner*, *Jerusalem*, *Semler*, *Spalding*, *Teller*, *Eberhard*, *Hermes*, *Zollikofer*, *Bamberger*, *Pistorius*. Auch ein Pastor (?) *Krug* und die Kantische Philosophie treten hier auf. Hr. *M.* seufzt über die Vernunftschwärmerey, die Aufklärungsraserey und den theologischen Jacobinismus in unserm Deutschland, und zeigt, wie sich die Freydenkerey auch in England, in dem sonst so rechtgläubigen Dänemark seit Einführung der Druckfreyheit daselbst, in der Schweiz, ja selbst in Schweden einzuschleichen gesucht habe, der man sich gemeinschaftlich widersetzen müsse. 2) *Ist es vernünftig, eine göttliche Offenbarung anzunehmen, und sollte nicht unsre Bibel eine solche Offenbarung seyn, und also eine wirklich von Gott geoffenbarte Religionslehre enthalten?* Als Beweise dafür werden die Wunder (die er für den Hauptbeweis der christlichen Religion ansieht, und daher mit *Rosenmüller*, *Henke* und *Ziegler* höchst unzufrieden ist); die Weissagungen, der Inhalt und die Beschaffenheit der christlichen Religion selbst, und mehrere der gewöhnlichen Gründe, auch der Tod der Märtyrer, angeführt. 3) *Wie müssen Religionsfragen entschieden und Religionswahrheiten bewiesen werden?* Man habe der Vernunft dabey zu viel eingeräumt, da doch nur die heil. Schrift der Grund und die Norm sey, wonach Religionswahrheiten abzumachen sind. 4) *Religion und Tugend.* Diese auch im folgenden Heft fortgesetzte Abhandlung ist besonders gegen *Kant* und dessen Philosophie und das Moralprincip derselben gerichtet. Der Vf. hält alle bloss philosophische oder Vernunftmoral für ein blosses Ideal, das nicht so realisirt werden kann, dass der Mensch dadurch recht tugendhaft und glücklich werde. 5) *Wie weit geht die blosse Vernunft, und was hat sie in Ansehung der Religion ausgerichtet?* aus *Rosenmüllers* 1789. erschienenem Beweis der Wahrheit der christlichen Religion hier ins Schwedische übersetzt. 6) *Vorläufig etwas über die Lehre von der Versöhnung;* aus den neuesten Religionsbegebenheiten für das J. 1783. 7) *Sollte wohl eine allgemeine Judenbekehrung zu erwarten seyn?* aus *Michaelis* Anmerkungen zum Propheten Jesaias. 8) *Obrigkeitliche Religionsverordnungen in protestantischen Ländern.* Hier, wie man voraus erwarten konnte, die Preussischen unter K. Friedrich Wilhelm II., und besonders das Religionsedict.

Zweytes Heft. 1) Fortsetzung der Abhandlung über *Religion und Tugend* gegen die Kantischen Grundsätze. 2) *Darf die Lehre von der Erbsünde aus unserer Religionslehre ausgemerzt werden?* Man wird schon aus dem Vorigen schliessen, dass der Vf. sich die Erbsünde nicht wird nehmen lassen. 3) *Müssen wir noch glauben, dass Christus Gott sey?* Die Beweise für die Gottheit Christi sind aus dem N. T. gesammelt. 4) *Der richtige Begriff des seligmachenden Glaubens gegen Hn. Probst Spalding vertheidigt.* Den hier ausführlich dargelegten sogenannten Irrlehren setzt der Vf. *Schuberts* Widerlegung in dessen Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion 1. St. Hamburg 1773. in einer schwedischen Uebersetzung entgegen. 5) *Des Baron Leibnitz Gedanken über gewisse Religionsmaterien*, aus dem *Esprit de Leibnitz* Tom I. (Lyon. 1772.) übersetzt. Hier über die Geheimnisse in der geoffenbarten Religion, über die Antitrinitarier, besonders die Socinianer, den Sündenfall, die Duldung und über Religionsspötterey. 6) *Fortsetzung der obrigkeitlichen Verordnungen, die Religion betreffend.* Hier ist die Preussische Verordnung wegen der Pressfreyheit von 1790., die Anordnung der Examinations-Commission von 1791., und eine Badensche Verordnung von 1799. schwedisch abgedruckt. 7) *Etwas über die Offenbarung Johannis, den Thalmud und die Kabbala.* Der Vf. verwirft den Gebrauch und Nutzen der letztern bey Erklärung der h. S. gänzlich. Sollte hier wohl auf *Hallenbergs* in diesen Blättern angezeigte, sehr gelehrte, *Anmärkningar öfver Uppenbarelse Boken.* 1800. gezielt seyn?

seyn? 8) *Die holländische Societät zur Vertheidigung der christlichen Religion.* Die gekrönten Preisschriften werden mit Beyfall angezeigt. 9) *Beweis von den Fortschritten der neuern Religionsmeynungen in Deutschland.* Hergenommen aus einigen Recensionen neuerer Schriften in den theologischen Annalen, *Flatts* Magazin u. dgl. Auch der Fichteschen Lehrsätze wird hier gedacht. 10) *Anleitung zur Kenntniß der nützlichsten Bücher über Religionsmaterien.* Diese sind nach dem Vf.: *Reichard sacri N. T. libri omnes veteri latinitate ornati*, Lipſ. 1799.; *Goepfert Sciagraphia partis religionis theoreticae*, Lipſ. 1795.; *Schmalings* Bestimmung des Christen, Leipz. 1797.; *Baumgarten - Crusius* Schrift und Vernunft für denkende Christen, Leipz. 1793—1797. Wer sagen die Leute, dass des Menschen Sohn sey? christlich beantwortet von *De Marées*, Leipz. 1796.; *Vaupels* Erklärung der Propheten, Dresden 1795.; *Gamborg* Jesu Moral, Kopenhagen 1799.; und *Wilberforce practical view of the prevailing religious system of professed Christians*, Lond. 1797. Wie gefällt den Lesern diese Auswahl?

Im *dritten* Hefte befinden sich sieben Stücke. I. *Die Lehre unserer Kirche von der Versöhnung kurz bewiesen und vertheidigt.* Kurz ist diese Abhandlung nicht; sie nimmt 80 Seiten ein; eine nähere Angabe des Inhalts bedarf es hier nicht. — II. *Sind Wahrheit und Irrthum, besonders in Religions-Angelegenheiten, gleichgültig?* Uebersetzt aus *Baumgarten-Crusius Schrift und Vernunft für denkende Christen.* Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke. — III. *Was soll, und was soll nicht gepredigt werden? Bloß Gesetz und Moral?* Uebersetzt aus *Schuberts* obgedachter *Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion.* — IV. *Von welcher Art Religionslehrer war Jesus? Und war Er etwas mehr?* Uebersetzt aus *Baumgarten-Crusius* obengenanntem Buche: *Schrift und Vernunft für denkende Christen.* B. V. S. 136. u. s. w. — V. *Etwas vom Sabbathe und vom Sonntage.* Ueber den Sabbath trägt er dasjenige vor, was sich im A. T. darüber findet; von der Feyer des Sonntags liefert er aus der Geschichte, was bis zu unsern Zeiten üblich geworden. Von der Feyer des letztern hat er doch ziemlich milde Vorstellungen. — VI. *Vorurtheile in Religions-Angelegenheiten.* Auszug einer anonymen Predigt, worin einige allgemeine wider das Christenthum streitende Vorurtheile in der Lehre von dem Gesetze Gottes vorgetragen werden. — VII. *Ueber Kirchspiel-Schulen und über den Unterricht der Kinder bey dem gemeinen Volke.* Er zeigt hier die gänzliche Unzulänglichkeit der Kirchspiels-Schulen, wo in dem kurzen Sommer die Kinder nicht von der Feldarbeit könnten befreyt werden und sie in dem langen Winter bey dem übeln Wetter oft nicht in die entfernten Schulen kommen könnten. Der Unterricht herumwandelnder Schulmeister könnte wohl jenen Mangel etwas, aber bey weitem nicht ganz ersetzen. Er giebt also Vorschläge, wie diess nothwendigerweise von den Aeltern oder andern zum Hause gehörigen Personen geschehen könne; und dringt zugleich sehr auf die Verbesserung und Einführung neuer A B C Bücher, und eines tauglichern, als des über 100 Jahre gebräuchlichen Swebeliussischen Katechismus. (Rec. wundert es, dass der Vf. hier nicht den kurzen Plan für Dorfschulen einrückte, den die Gesellschaft *Pro Fide et Christianismo* vor Jahr und Tag bekannt machte, und der für seinen Endzweck sehr anpassend befunden ward.)

Viertes Heft. Ausser den Fortsetzungen findet man hier: I. *Die hauptsächlichsten und am meisten bestrittenen Fragen in der Lehre von der Anwendung der Erlösungsgnade und der Bekehrung der Menschen.* Nach einer kurzen Geschichte dieser Lehre vom Pelagius an bis auf die letzten Zeiten äussert der Vf. seine eigene Meynung, die man sich leicht denken kann. — VI. *Etwas über die Aufklärung des Landmannes.* Der Vf. ist kein Beförderer der Unkunde; er glaubt aber für sein Vaterland die gehörigen Gränzen und das nöthige Verfahren festsetzen zu müssen. — VII. *Anzeige von nützlichen Büchern in der Religion.* *Neckers Cour de Morale religieuse* und ein Paar holländische ausgenommen, sind die übrigen deutsche, doch von sehr ungleichem Gehalte. — VIII. *Lehrbücher in der dogmatischen Theologie für die neuern Zeiten.* Aus dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts, wo des Lectors *Alnander theol. Bibliothek* aufhörte, welche die bis dahin zu diesem Fache gehörigen Bücher aufgenommen hatte. In einem Anhange antwortet der Vf. auf einige Aeusserungen über das erste Heft in der Gelehrten-Zeitung zu Åbo.

In der Vorrede zum *fünften Heften* zeigt der Vf. an: dass er bey dem vermehrten Absatze des Werks mit mehrern Heften fortfahren werde. Seine Absicht sey hauptsächlich, jüngern Amtsbrüdern und Candidaten damit nützlich zu werden. Zugleich warnt er sie vor gewissen Schriftstellern, die sie irre leiten könnten; und nach den obigen Bemerkungen wird man sich nicht wundern, hier *Spalding*, *Zollikofer*, *W. A. Teller*, *Löffler*, *Ammon*, *Henke*, *Marezoll*, *Hufnagel*, *Cannabich*, *J. A. Hermes*, *Förster*, *Sintenis*, *Bartels*, *Dapp*, *Seyfarth* und *Fischer* aufgeführt zu finden, wiewohl er nicht läugnet, dass sie gewisse die natürliche Religion und die Sittenlehre betreffende Gegenstände ganz wohl abgehandelt haben. Die hier vorkommenden Abhandlungen sind: I. *Von dem heiligen Geiste und der Dreyeinigkeits-Lehre.* Nach einer geschichtlichen Einleitung und einer Darstellung dieser Lehre findet sich gegen das Ende folgende Anweisung: „Die Lehre von der Dreyeinigkeit ist nicht bloss theoretisch, nicht ohne praktische Wirkung, nicht dürre und unfruchtbar, wofern sie recht vorgetragen wird. Die Meynung ist keinesweges, dass sie in den allgemeinen Anweisungen und Predigten auf die Art und Weise, wie es in dem sogenannten *Athanasiánischen Symbolo* geschieht, vorgestellet werden, vielweniger so behandelt, den Inhalt für eine ganze Predigt ausmachen soll. Nein! man muss hier dem Beyspiele der Bibel folgen, und diese Lehre in Verbindung mit den Wohlthaten vortragen, die wir von einer jeden der göttlichen Personen genossen haben und

und genießen. Da wird diese Lehre gewiss praktisch; um so viel mehr, als eine Religionslehre ohne eine solche Dreyeinigkeitslehre niemals recht praktisch werden oder seyn; niemals die Kraft, das Leben und den Geist mittheilen kann, welcher gefallene und verderbte Menschen zu rechten Christen, sie heilig und selig machen kann." — II. *Mögen Jesus und seine Apostel irrige Religionsmeynungen angenommen und befördert haben? Vielleicht haben sie solche unberührt gelassen?* Die Antwort auf diese Fragen ist eine Uebersetzung aus D. *G. A. Baumgarten-Crusius Schrift und Vernunft*, B. I. — III. *Soll und darf die Wahrheit der christl. Religion aus Wunderwerken und Weißagungen, oder bloß und allein aus dem Inhalte der Lehre bewiesen werden?* Aus den *Gießenschen Neuesten Religions-Begebenheiten für* 1797. S. 425 ff. beantwortet. — IV. *Von würdigen und unwürdigen Communicanten.* Aus *Michaelis Anmerkungen für Ungelehrte zu seiner Uebersetzung des N. T.* Th. III. S. 259 f. — V. *Das bestrittene, aber vertheidigte Gebet, nebst der Erhörung desselben.* Uebersetzt aus *Baumgarten-Crusius Schrift und Vernunft*, B. VI. S. 33 f. — VI. *Verfassungen, betreffend die Religion von protestantischen Regenten und ihren höhern Staatsbedienten.* — VII. *Darf die schwedische Kirche Mangel an Predigern befürchten? Und wenn dem so wäre, welches wären wohl die Ursachen davon? und wie könnte man einem solchen Mangel zuvorkommen und abhelfen?* Es ist zu wünschen: dass die Beantwortung bey Zeiten überall recht beherziget werden möge. — VIII. *Anweisung auf nützliche Bücher in Religions-Materien.* — IX. *Lehrbücher in der dogmatischen Gottesgelehrsamkeit.* — X. *Allerley.* Es betrifft Luther, Wattewille, Kant, Schröckh, den zur römisch-katholischen Kirche übergetretenen Graf von Stollberg und den Illuminaten-Orden. Zum Schlusse ist ein Verzeichniss über die Stücke des zu erwartenden *sechsten* Heftes angehängt.

Uebrigens erhellt schon aus der hier bemerkten Vertheidigung des Vfs. gegen die leider zu früh eingegangene Aboer Literatur-Zeitung, dass nicht alle schwedische Theologen mit dem Vf. einstimmig denken; dass er aber die Mehrheit auf seiner Seite habe, ergiebt sich aus dem Beyfalle, den die Sammlung noch jetzt in Schweden findet.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Ueber den zu frühen Religionsunterricht.* Ein Beytrag für die Erziehung, von *F. D. E. Scherwinzky*, Diac. zu Reppen, und Prediger zu Tornow in der Neumark. 1804. 176 S. 8. (16 gr.)

Gegenwärtige Schrift soll zeigen (Vorber. S. X.), *dass es einen zu frühen Religionsunterricht gebe, der nichts fruchtet, aber wohl schadet.* Sie besteht aus *zwey* Abschnitten, wovon der *erste* ein theoretisches Räsonnement über diesen wichtigen Gegenstand, und der *zweyte* eine praktische Anleitung enthält, wie ein Kind nach und nach zu dem Bedürfniss der Religion am besten und vortheilhaftesten angeleitet werden könne. — Dass es einen zu frühen Religionsunterricht gebe, welcher weit mehr schadet als nützt, darüber werden wohl in unsern Tagen alle verständige Pädagogen und Gelehrte einverstanden seyn; nur manche unwissende Schullehrer und unverständige Aeltern wollen das noch nicht einsehen. Der Vf. giebt Aeltern den Rath, vor allen Dingen das sittliche Gefühl ihrer Kinder zu schärfen, und ihnen zu dem Ende Beyspiele von schönen Handlungen zu erzählen; sie im Nachdenken über die sichtbare Schöpfung zu üben, und dafür zu sorgen, dass sie Gelegenheit finden, solche im Freyen froh und rein zu geniessen; gern von Himmel und Erde und von allen lebendigen Wesen in ihrem Kreise mit ihnen zu reden u. s. w. (Alles ganz gut! Aber wo sind die Aeltern, welche die hiezu nöthigen Kenntnisse besitzen? Es würde schon viel gewonnen seyn, wenn nur alle, oder doch die meisten Schullehrer diesen allerdings vernünftigen Rath befolgen wollten und könnten.) Wenn nun der Vater oder der Lehrer das Kind im Nachdenken über die sichtbare Schöpfung übet, darf und soll er ihm denn bey solchen Uebungen nichts, gar nichts von Gott sagen? Nein, sagt Hr. *S.* Wenn das Kind bey Betrachtung des prächtigen Himmels (S. 55 f.), beym Aufgang und Untergang der Sonne, beym Anblick des Mondes und der Sterne fragt: Lieber Vater! wo kommt denn die Sonne her? Liebe Mutter! sage doch, wer hat denn den Himmel gemacht? so sollen die Aeltern antworten: „Liebes Kind! du hast wohl Recht, so zu fragen. — Allerdings hat Jemand den Himmel, die Sonne, und Alles, was du siehest, hervorgebracht. Allein es giebt Dinge, die ein Kind von deinem Alter noch nicht recht versteht. Einst sollst du den Herrlichen kennen lernen, dessen schönes Haus, die weite grosse Welt, dir so wohl gefällt. Suche indess nur recht verständig zu werden." Wenn der junge Agathon seinen Erzieher, Sophron (S. 88.), bey Spatziergängen im Tempel der Natur, voll Verwunderung über alle die grossen, herrlichen Erscheinungen fragte: Wer hat denn die Welt hervorgebracht, und Alles so vortrefflich eingerichtet? Da antwortete Sophron gewöhnlich: „Die Bilder in unserm Zimmer, mein Kind! sind, wie du weisst, von einem geschickten Maler verfertiget. Wer zu uns kommt, ist davon überzeugt, ohne den Maler jemals gesehen zu haben. Eben so müssen die Wunder am Himmel und auf Erden einen vortrefflichen Urheber gehabt haben, der sie gemacht hat. Doch kein Mensch hat ihn jemals gesehen. Zu seiner Zeit sollst du davon mehr hören." Rec. kann schlechterdings nicht einsehen, was es dem Knaben geschadet hätte, wenn der weise Sophron hinzugesetzt hätte: Diesen Unsichtbaren pflegen wir Menschen Gott zu nennen u. s. w.; zumal, da der Knabe ganz gewiss unzählige Mal bemerkt haben wird, dass Erwachsene von Gott sprechen, an Gott glauben, zu Gott beten u. s. w. Es wird gewiss auch nicht zu früh seyn, wenn das Kind bey solchen Gelegenheiten auf die Allmacht, Weisheit und Güte des

des Schöpfers, und auf die Pflichten der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und Liebe gegen dieses erhabene, unsichtbare Wesen aufmerksam gemacht wird. Hierdurch kann das sittliche Gefühl eben sowohl als durch Erzählungen von guten und schönen Handlungen erweckt und geschärft werden. Warum will man denn ohne Noth von einander trennen, was doch gar wohl mit einander verbunden werden kann? Freylich versteht es sich von selbst, dass man sich beym Unterrichte von Gott, so wie überhaupt beym Religionsunterrichte nach den Fähigkeiten der Kinder richten, und immer vom Leichtern zum Schwerern fortgehen muss; aber man sollte doch auch nichts übertreiben. Es ist traurig, dass man immer von einem Extrem auf das andere verfällt, und ohne gehörige Kenntniss der menschlichen Natur Theorieen aufstellt, die sich in der Praxis schlechterdings nicht realisiren lassen. Hierdurch wird Aufklärung wahrhaftig nicht befördert, sondern nur Verwirrung angerichtet.

VOLKSSCHRIFTEN.

Altenburg u. Erfurt, in d. Schnuphase'schen Buchh.: *Neue Sammlung von Sprichwörtern* zur Unterhaltung u. Belehrung von *Sylvester Jacob Ramann*, Pfarrer zu Zimmern supra im Erfurt'schen. *Drittes* Bändchen. 1804. 213 S. 8. (14 gr.)

Die in dem vorigen Bändchen (s. A. L. Z. 1803. Nr. 40.) abgebrochene Erzählung über das Sprichwort: *Tugend und Handwerk sind der Kinder bestes Erbtheil*, wird hier zwar fortgesetzt, aber noch nicht vollendet, obgleich noch drey andre Sprichwörter: *Geben ist seliger, als Nehmen; wer nichts wagt, gewinnt nichts; es weiß Niemand, wo der Schuh drückt, denn der ihn anhat*, durchgeführt werden. Da Hr. *R.* wirklich die Kunst versteht, die Aufmerksamkeit seiner Leser zu fesseln: so hätte er nicht nöthig gehabt, dadurch, dass er mitten in einer interessirenden Erzählung abbrach, für Käufer des folgenden Bändchens zu sorgen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Hamburg*, in Comm. b. Kratzsch: *Merkwürdige Krankengeschichte eines Mannes, der verschiedene fremde Körper, nämlich ein Scheerblatt, ein Messer und einen Hammer verschlungen und während einer Reihe von Jahren bey sich behalten hat, und unter den schwersten Zufällen erhalten worden ist.* Zur nähern Beherzigung der Aerzte und Freunde der Arzneykunde. Beobachtet und herausgegeben von *Joh. Friedr. Wilh. Ritter*, ausüb. Arzte u. Geburtshelfer zu Altona. 1803. 75 S. 8. (6 gr.) — Die Veranlassung zu der Herausgabe der vorliegenden Schrift ist ein Aufsatz in *Hufelands* Journal der prakt. Heilk. B. 13. St. 3. S. 122., in welchem Hr. D. *Krüger* von der Leichenöffnung des Kranken, von dem hier die Rede ist, Nachricht giebt, und versichert, von den auf dem Titel genannten Sachen durchaus nichts in dem Darmcanale vorgefunden zu haben, weshalb er unsern Vf., der den Kranken in viel frühern Zeiten ärztlich behandelte, auffordert, von diesem Vorfalle und dem damaligen Gemüthszustande jenes sonderbaren Menschen nähere Aufschlüsse zu geben. Diess thut nun hier der Vf. Der Kranke war ein roher Matrose, der von jeher auf seine Stärke und Gesundheit getrotzt und manches auffallende Wagestück unternommen hatte. Auf einem Wallfischfange zog er sich, bey anhaltender Durchnässung und Erkältung, sehr heftige Gichtschmerzen zu, woran ihn unser Vf. einige Monate lang behandelte und endlich herstellte. Bey einer kurz nachher unternommenen Fussreise bekam er wieder einen schmerzhaften Anfall, und nahm anstatt 30 Tropfen von Bartholins kräftiger *Essentia antispasmodica* ein ganzes Loth auf einmal mit Wasser; schlief darauf 48 Stunden und erwachte vollkommen wohl. Ein paar Monate darauf blieb ihm eine Fischgräthe in der Speiseröhre stecken, diese war die Veranlassung des Verschlingens der oben genannten Instrumente, womit er die Gräthe auszuziehen, und da ihm zuerst das Scheerenblatt entschlüpfte, dieses mit einem Messerhefte hinunterzustossen suchte, darüber auch diess und in der Angst nachher noch den Hammer obendrein hinunterzuspühlen genöthigt wurde. Da dieser rohe Mensch schon öfter vorher zum Spasse ganze welsche Nüsse verschlungen und nicht wieder von sich gegeben hatte, so fiel es ihm auch durchaus nicht ein, die in der Folge entstehenden Schmerzen den verschlungenen Instrumenten zuzuschreiben; denn er glaubte steif und fest, das alles hätte sein guter Magen längst verdaut; er schrieb die immer unleidlicher werdenden Schmerzen vielmehr einem neuen Gichtanfalle zu, und das war auch begreiflich die erste Idee des Vfs., bey dem er nun wieder Hülfe suchte, nachdem er aber vom 24. September bis zum 3. October schon die Schmerzen, ohne jemand ein Wort zu sagen, ausgehalten, und um sie zu lindern bey einem Lichtgiesser gearbeitet hatte, wo er endlich ohnmächtig niederfiel. Die wahre Ursache seines Leidens entdeckte unser Vf. ganz zufällig, da ein nebenliegender Kranker sich beschwerte, dass er die verordneten Pillen nicht nehmen könne, weil sein Hals dazu zu enge sey. Bey dieser Gelegenheit richtete sich unser Eisenfresser im Bette auf, spottete über jenen Kranken und erzählte ihm seinen Vorfall. In der Folge fühlte nun unser Vf. die harten Instrumente durch die Bedeckungen des Unterleibes an verschiedenen Stellen; mehrere andere Aerzte thaten ein Gleiches u. s. w. Einer von diesen meynte, man müsse diese verschlungenen Instrumente durch Einschnitte herausbringen, womit der Patient augenblicklich zufrieden war und mehrere Wochen lang täglich unsern Vf., welcher seine Gründe hatte, die Operation nicht zu unternehmen, flehentlich bat, ihm den Leib aufzuschneiden. Nach Jahre lang ausgestandenen unsäglichen Leiden überwand doch die feste Constitution des Kranken den Unfall, und er fing an, sich allmählig und zwar am Ende völlig zu erholen, heyrathete und zeugte Kinder und starb erst 30¼ Jahre nach diesem Vorfalle. Zu bemerken ist, dass er auch in der Folge noch verschiedentlich Schmerzen im Unterleibe spürte, und seiner Ehefrau, als diese von seiner ehemaligen Krankheitsgeschichte gehört hatte, auf Befragen angab, er habe diese Instrumente von Conditoreywaaren nachgebildet verschluckt. Der Vf. hat mehrere Briefe abdrucken lassen, welche der geheilte Patient bey nachheriger Entfernung an ihn schrieb, woraus sich wohl erweislich machen lässt, dass er nicht auf Betrügerey ausgegangen war; auch hat er seine Krankheit durchaus nie benutzt, um dadurch Geld zu erbetteln; ist auch nie krank am Geiste gewesen. Es lässt sich vermuthen, dass das Metall nach und nach wenigstens an einzelnen Stellen gänzlich aufgelöst und vielleicht in kleinern Stücken, ohne dass es der von seinen Schmerzen schon befreyte Dulder bemerkte, abgegangen ist. Der Vf. hat am Ende mehrere ähnliche Geschichten beygebracht.

Num. 282.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. October 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Abhandlungen einiger vorzüglichen Gegenstände des deutschen Staats- und Privatrechts*, von D. *A. F. H. Posse*, Prof. des Staats-, Lehn- und deutschen Rechts zu Rostock. *Erstes* Heft. 1802. 8. (16 gr.)

Auch mit besondern Titeln und Seitenzahlen:

1) Erörterung der Frage: *Giebt es ein gemeines deutsches Privatrecht, und was ist der Gegenstand desselben?* 54 S.
2) *Ueber die Rechte des deutschen Adels in vorzüglicher Rücksicht auf die Eintheilung derselben in persönliche und dingliche,* 140 S.
3) *Ob die Gütergemeinschaft unter Ehegatten durch eine von dem Ehemanne vorgenommene Veränderung des Wohnorts eingeführt, oder mit einem andern Rechte vertauscht werden könnte?* 32 S.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass Hr. *Posse*, der eben so wenig der gebieterischen Meinung des Tages huldigt, als sich vom blinden Glauben an die Aussprüche der Praxis in seinen bisherigen staatsrechtlichen Forschungen leiten liess, seine schätzbaren Bemühungen mitunter auch auf die Ausbildung des beynahe verwaisten deutschen Privatrechts richtet. Doch wird diese Empfindung auf eine unangenehme Weise gestört, wenn man gewahr wird, dass der Vf. seine Gebäude auf Grundlagen aufführt, die dem Werke schon beym Entstehen, wenigstens nach der Ansicht, welche Rec. für die richtige hält, mit der Gefahr der Zerstörung drohen. Allerdings muss die Bestimmung des Begriffs vom gemeinen deutschen Privatrechte den Grundstein zur Bearbeitung einzelner Materien legen; diesen sucht nun Hr. *P.* in Nr. 1. durch Entwickelung folgender Hauptideen zu befestigen. Es giebt *zwey* gemeine *in thesi* geltenden Rechte in Deutschland: das fremde recipirte, und das einheimische, welches, ungeachtet der Aufnahme des römischen, nicht verdrängt worden ist, und nicht verdrängt werden konnte; es besteht aus den reichsgesetzlichen Bestimmungen über Privatrechtsmaterien, aus allgemeinen Gewohnheitsrechten, aus der Natur der eigenen deutschen Rechtsinstitute und Verträge. Das fremde und gemeine deutsche Recht haben beide auch die Eigenschaft *subsidiarischer* (aushelfender) Rechte, d. i. solcher, die zur wirklichen Aushülfe dienen, wenn das *in thesi* geltende Recht entweder einer Erklärung bedarf, oder im Detail keine hinlängliche positive Auskunft giebt. Aber zwey *in thesi* geltende Rechte können neben einander in eben denselben Gegenständen nicht gedacht werden. Das deutsche gemeine Recht ist gemeines Recht *in thesi* in Sachen des Adels und des Bauernstandes, und da, wo weder geschriebenes noch ungeschriebenes Particularrecht über einen Gegenstand deutscher Natur existirt; das römische Recht gilt als gemeines Recht *in thesi* in den rechtlichen Verhältnissen des Bürgerstandes und in Ermangelung particularrechtlicher Bestimmungen über römische Rechtsbeziehungen. *Subsidiarisches* Recht (welches aber nach S. 43. vom gemeinen Recht *in thesi*, das da, wo sich in den deutschen Landen keine gesetzliche Bestimmung findet, sogleich *hervortreten* muss, wohl zu unterscheiden ist) ist das deutsche Recht für die in den Territorial-Privatgesetzen vorkommenden ursprünglich deutschen Rechtsgegenstände; das römische Recht hat diese Bestimmung bey dem Adels- und Bauernrechte, und bey unvollständigen oder undeutlichen Particularrechten dann, wenn die blofs römischen Bestimmungen der positiven Natur der Gegenstände nicht widersprechen, oder die in diesem fremden Rechte enthaltenen naturrechtlichen Sätze Platz greifen können. -- Die Ausführung ist vorzüglich gegen Hn. *Hufeland* gerichtet, und wir wollen eben so wenig der Selbstvertheidigung dieses Gelehrten, die er vorläufig schon (Beytr. zur Erweiterung d. Rechtswiss. St. 5. S. 77-88.) unternommen hat, vorgreifen, als die verschiedenen Meinungen in Hinsicht der Existenz eines allgemeinen deutschen Privatrechts und der Art seiner Bearbeitung voritzt zu beurtheilen unternehmen. Aber wir können bey alle dem nicht bergen, dass uns Hr. *P.* gerade über die streitigen Punkte in dieser Sache nicht befriedigt hat. 1) So richtig der Unterschied zwischen aushülflichem und *in thesi* geltendem Rechte aufgefasst ist, so wird man doch hier in Ungewissheit gelassen, was denn eigentlich unter *gemeinem in thesi geltendem Rechte* verstanden werden müsse. Von der Berichtigung dieses Begriffes muss bey der Lösung der Zweifel über das Daseyn und die Beschaffenheit eines gemeinen deutschen Rechts ausgegangen werden; dass es ein aushülfliches gemeines deutsches Recht giebt, darüber ist wohl kein Streit. Der Vf. nimmt 2) allgemeine Gewohnheiten unter dieses gemeine deutsche Recht *in thesi* auf, und rechtfertigt doch mit keinem Worte ihre juridische Gültigkeit, wo natürlich die *Hufeland*'schen Gründe gegen diese einer Prüfung hätten unterworfen werden müssen. Es ist 3) auch mit nichts bewiesen, dass der Adel- und der Bauernstand ihre ursprünglichen Gewohnheiten, an deren vormaligen Allgemeinheit eben auch noch zu zweifeln seyn möchte,

möchte, als gemeines Recht *in thesi* beybehalten haben.

In der Abhandl. Nr. 2. wird der Begriff des hohen Adels (Semperfreyen im ältesten Sinne des Worts) und dessen persönliche und dingliche Rechte meist nach der gewöhnlichen Lehre vorgetragen; nur muss man sich wundern, wie Hr. *P.* den Ursprung des hohen Adels in dem Besitze grösserer Ländereyen findet; der erste Keim einer Unterscheidung von der übrigen Masse der Freygebornen liegt gewiss in den persönlichen Eigenschaften und Staatswürden, mit welchen ein grösserer Antheil am Nationalboden zufällig verbunden seyn konnte. Richtiger ist die hier sehr schön ausgeführte Ursache der Trennung der Freygebornen in die Klasse der *Mittelfreyen* (Sempermanne) und der *kleinern Freyen* (Semperleute), deren erste den *niedern Adeln* bildete. Der Untergang des alten Heerbannes nöthigte zur Ertheilung der Beneficien und Lehne. Da dieser Dienst zu Pferde Uebung erforderte, so entstand das Ritterwesen in gildenartiger Form. Auf dieser Zunft beruhte die Staatsvertheidigung, und es bildeten sich unter dieser Genossenschaft Gewohnheitsrechte, die in der Folge in die ältern Rechtssammlungen flossen, und unter denen vorzüglich der Grundsatz sich auszeichnete: nur Ritterbürtige können Lehne erwerben. Alle adelichen Rechte waren ursprünglich persönlich; dass man aber späterhin in manchen deutschen Landen, gegen das ältere Recht, Nichtritterbürtige zum Erwerbe adelicher Güter und Lehne zuliess, erzeugte die Eintheilung der Rechte in persönliche und dingliche; aber die Regel steht, nach dem Vf., noch itzt für die Persönlichkeit adelicher Rechte. In die Ausführung der einzelnen, dinglichen und persönlichen, ächten und unächten, Rechte des Adels können wir hier dem Vf. nicht folgen, ob wir gleich sehr gern auf manche tief gegriffene historische Bemerkung aufmerksam machten. Doch stösst man auch hier auf unverkennbare Proben, dass eine nicht hinlänglich fixirte Behandlungsweise eines allgemeinen deutschen Rechts auf sehr schwankende Resultate führt. Die Natur und der Charakter eines Rechtsinstituts gehört allerdings unter die Quellen rechtlicher Folgerungen; aber es gehört die grösste Behutsamkeit dazu, die Gestalt eines Instituts nicht zum Grunde zu legen, die durch spätere Modificationen der Staatsverfassung oder dieser einzelnen Einrichtungen selbst, ganz oder grösstentheils, sich verloren hat, und die Nothwendigkeit einer steten Gränzlinie zwischen früherm und späterm Zustande tritt ganz vorzüglich bey der Entwickelung der Adelsrechte ein. Nur ein Beyspiel hierüber. S. 73. heisst es: „Der Grund der adelichen Steuerfreyheit liegt sowohl bey dem Adel als bey den Prälaten in dem freyen Bewilligungsrechte derselben, und nicht in einer Compensation mit den schuldigen Lehndiensten, die man in spätern Zeiten höchstens nur zur Vertheidigung der Freyheit gegen die aus der veränderten Staatsverfassung hergenommenen Grundsätze gebrauchte; sie war eine allgemeine Quelle der Ablehnung der ordentlichen Territoriallasten, mithin ist die Befreyung in zweifelhaften Fällen nicht bloss auf wirkliche Steuern, sondern auf alles zu erstrecken, was eine Belastung dieser Güter mit Beyträgen enthält, die zum gewöhnlichen Staatsaufwande bestimmt sind." Wie lässt sich diese allgemeine Behauptung rechtfertigen, nachdem die Steuern und übrigen Territorialabgaben nicht mehr auf temporären Bewilligungen, sondern auf Bestimmungen der Reichs- und Territorial-Grundgesetze und des natürlichen Staatsrechts beruhen; nachdem die ältern Verhältnisse der freyen Gutsbesitzer zur Landeshoheit durch die Fixirung und Ausbildung dieser eine gänzliche Umwälzung erfahren haben? Wie kann da die ältere historische Veranlassung der Steuerfreyheit zur Basis einer allgemeinen rechtlichen Vermuthung gelegt werden? Die ältere Regel zieht sich nunmehr in eine beschränkende Ausnahme für solche Territoriallasten zusammen, die noch itzt, zufolge der bestimmtesten Landesverfassung, von der Uebereinkunft mit den freyen Güterbesitzern oder Ständen abhangen.

Die in Nr. 3. aufgeworfene Frage ward durch einen besondern Rechtsfall veranlasst, und ist daher auch auf einige individuelle Thatsachen herabgeführt. Sie wird im Allgemeinen hier verneinend beantwortet, aus dem, wie es uns scheint, ganz richtigen Grunde, weil unter diejenigen Handlungen, woraus eine stillschweigende Uebereinkunft beider Ehegatten sich folgern lasse, die vom Manne herrührende Veränderung des Wohnorts, der sich die Frau dem Rechte nach fügen müsse, keinesweges gerechnet werden könne, welches nur da der Fall seyn würde, wenn durch das am neuen Wohnorte geltende Recht die Frau allein gewänne, und dabey der Ehemann erklärt hätte, dass er dasselbe in Ansehung seines Vermögens anerkenne. Dieser natürliche Grundsatz wird auch durch *l. 65. D. de jud.*, die lediglich das *forum* angeht, nicht verändert; vielmehr lässt ihn der Vf. auch für den Fall gelten, wenn die Eheleute bürgerliche Güter erwerben, oder bürgerlicher Nahrung sich widmen, in Hinsicht deren sonst die besondere städtische Gerichtsbarkeit Platz greift.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Fritsch: *Geschichte von Frankreich*, ein Handbuch von *Christoph Gottlob Heinrich*, herzogl. Sachsen-Weimar. Hofrath, ordentl. Prof. d. Geschichte zu Jena, u. s. w. — *Dritter* Theil. 1804. 594 S. 8. mit Einschluss des nöthigen Registers für alle drey Bände. (2 Rthlr.)

Mit diesem *dritten* Theile ist diese Bearbeitung der französischen Geschichte, deren Werth wir in frühern Anzeigen gewürdigt haben, vollendet. Er umfasst die Begebenheiten von dem Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts bis auf die neuesten Zeiten. Ein wichtiger Theil der hier entwickelten Begebenheiten fällt also noch unter die Regierung Ludwigs XIV., dessen lächerlicher, durch das Glück früherer Jahre erzeugter, Eigendünkel hier sehr lebhaft entwickelt wird.

Für

Für Geschöpfe aus seiner Hand und von seiner Bildung hielt er die grosen Minister und Generale, welche dem Staate so lange eine überwiegende Gröfse verschafft hatten. Ihren allmähligen Abgang ersetzte er durchgängig durch junge unerfahrene Männer, nicht selten mit der prahlenden Aeusserung, er hoffe sie zu bilden, wie er ihre Vorgänger gebildet habe. „Die Welt sollte erfahren, dass er selbst nicht altere, und dass die projectvolle Thätigkeit seiner bisherigen Regierung nicht das Werk seiner grofsen Minister, dafs sein ununterbrochenes Kriegsglück nicht das Verdienst seiner grofsen Feldherren gewesen sey." Aber Frankreich erfuhr zu seinem Unglücke das Gegentheil; den Verfall seiner Finanzen, die mindere Festigkeit der Regierung, und die Vernachlässigung der Truppen. Zu diesem allen trug aber auch der unmäfsige und unglückliche Einfluss der Maintenon sehr vieles bey. Sie selbst wurde Andächtlerin aus wohlberechneter Affectation, steckte aber den König mit wirklicher Frömmeley an, folglich den ganzen Hof; unterdessen besetzte sie alle Stellen nach Belieben und blofs nach Vorliebe — schlecht. Dabey war der arglistige Beichtvater des Königs, der Jesuite *la Chaize*, ihre Stütze. So wie indessen die eingetretene Schwäche bey einem vorher festen Staate nicht sogleich den Augen der Mitwelt sichtbar wird, und die alte Energie noch eine Zeitlang wirkt, auch da, wo sie sich minder zeigt, durch die vorgefasste erhabene Idee der Zeitgenossen noch so lange ergänzt wird, bis auffallende Thatsachen von dem Gegentheile unverkennbar zeugen: so imponirte auch Frankreich noch mehrere Jahre dem übrigen Europa durch den Schein des früher bereiteten Glanzes; es wusste wegen der nahen spanischen Erbschaft vortheilhafte Theilungsplane hervorzubringen, und endlich seiner Familie den Besitz der ganzen spanischen Monarchie durch Karls II. Testament halb zu erzwingen, halb zu erschleichen. Die Verwickelung der politischen Kämpfe, welche noch bey Karls Lebzeiten um die reiche Erbschaft entstanden, die abwechselnd steigenden, sinkenden und wieder steigenden Hoffnungen der österreichischen, bayerischen und französischen Partey, so wie das Einwirken fremder Mächte, hat der Vf. schon in seinem Handbuche der deutschen Reichsgeschichte meisterhaft auseinandergesetzt, hier aber sich selbst übertroffen, indem er Aufklärungen über den nähern Gang der Hofkabale beybringt, durch den sich die kleinen Zweifel lösen, welche bisher noch über den schnellen Uebertritt der Parteyen zu entgegengesetzten Systemen in der Seele des denkenden Lesers bilden mussten. Die genauere Uebersicht der schon früher gebrauchten Hülfsquellen und das sorgfältigere Ordnen im Gange der Ereignisse machten es ihm möglich, diese neuen Aufklärungen zu geben. Aber so trefflich Rec. die ganze Auseinandersetzung findet, so wenig kann er ihre Zweckmäfsigkeit zugestehen. In der hier gegebenen lichtvollen Ausführlichkeit würde die ganze Entwickelung bey Spaniens Geschichte an gebührender Stelle stehen; bey dem Vortrage derselben dürfte der Vf. sich gezwungen sehen, das schon Gesagte abermals zu sagen, oder mit einiger Zerreissung des natürlichen Vortrags auf die französische Geschichte zu verweisen. Die Ereignisse im Laufe des spanischen Successionskriegs sind, wie sichs erwarten läfst, unterhaltend und belehrend vorgetragen; doch könnte man (S. 55.) den Ausdruck: „die wichtige Festung Gibraltar wurde 1704 von den Engländern weggenommen", streitig machen; denn Gibraltar war in jener Zeit zwar seiner Lage wegen nicht unbedeutend, übrigens aber ein altes maurisches Kastell ohne eigentliche Festungswerke. Auch wünscht Rec., dass bey der Belagerung und dem Entsatz von Turin 1706. die Unklugheit der Franzosen bemerkt worden wäre, den Angriff der Gegner innerhalb ihrer Linien zu erwarten, welches Benehmen den unvermeidlichen Verlust des Treffens nach sich zog. *Voltaire* in seinem *Siècle de Louis XIV.* giebt hierüber und über die geheimen Ursachen der verderblichen Maafsregel belehrende Aufschlüsse, die der Vf. nicht benutzt hat. — Sehr eingreifend schildert der Vf. die Härte, mit welcher Marlborough und Eugen das Unglück des in seinem Alter durch Unfälle aller Art gebeugten Ludwigs XIV. nicht sowohl zu benutzen, als es ihm recht kränkend und übermüthig fühlbar zu machen suchten. Vergebens erbot sich dieser zu Abtretungen von Städten und Landschaften; zu dem Versprechen, seinen Enkel in Spanien ohne alle weitere Unterstützung seinem Schicksale zu überlassen; diess alles befriedigte nicht; er selbst sollte den Enkel mit gewaffneter Hand aus Spanien jagen; sollte seine Bundesgenossen, die Kurfürsten von Bayern und Köln, welche Land und Leute verloren hatten, unbedingt dahingeben, und dann erst wolle man wegen der übrigen Forderungen ins Reine zu kommen suchen. Ludwig verwarf auch im Unglücke die unwürdige Zumuthung; anderweitige Vorfälle retteten ihn von dem Verderben, welches er durch frühern Uebermuth verdient hatte; aber auffallend ist es, dass der Kaiser die gemachten Anforderungen noch lange nicht hart genug fand. Gewiss weilt jeder Leser bey der Schilderung von Ludwigs XIV. Charakter, seinem Despotismus, den getroffenen Anstalten u. f. w., welche alle nur auf die unbegränzte Macht des Einzigen hinführten; man schenkt ihr desto mehr genaue Aufmerksamkeit, weil die Ereignisse unserer Tage so manches auffallend Aehnliche darbieten. S. 106.: „Die Polizeycommissionen entzogen den Obrigkeiten eine Menge von Gegenständen, deren Richtung der Hof, nicht nach ehemaligen Satzungen und Gebräuchen, sondern nach der neuen Staatsverwaltung, für sich behielt. Man brauchte die Polizey zum Vorwande, um einseitige Befehle des Hofs vollziehen zu lassen. — Die Finanzcommissionen konnten nach Willkür besteuern und berauben, ohne deswegen bestraft zu werden u. f. w." — In Rücksicht der folgenden Regierungen beschränkt sich Rec. auf das allgemeine Urtheil, dass der Vf. sich in allen bisher angegebenen Vorzügen durchaus gleich erhält; dass unter Ludwigs XV. Regierung die Darstellung von der Aufhebung des Jesuiterordens und der so verwickelten Parlamentshändel aus-

ausgezeichnet gut bearbeitete Partieen sind; daſs aber die Vorfälle des siebenjährigen Kriegs in Deutschland in einer Geschichte von Frankreich nach einem mehr verjüngten Maaſsstabe hätten gezeichnet werden sollen. — In der Darstellung der Revolutionsgeschichte und der sie begleitenden Kriege und anderweitigen Ereignisse wird man keine erhebliche Thatsache vergeblich suchen, und ihre Erzählung unbefangen, und so weit sie genau bekannt sind, auch von unbestochener Treue finden. In der Beurtheilung derselben aber und des ganzen Ganges dieser wunderbaren und auf alle Theile der Erde wirkenden Exaltation eines ganzen Volks, welche so riesenmäſsig begann, und, eben weil es Exaltation war, so sonderbar endete, wird man noch lange jedem einzelnen Geschichtschreiber die ihm eigene Ansicht der Dinge lassen müssen, ohne sie durch eine andere beeinträchtigen zu wollen. Wenn daher auch die Vorstellungen des Vfs., vielleicht aus Schuld der gebrauchten Hülfsmittel, sehr zur Aristokratie zu neigen scheinen, so macht ihn doch diese Neigung nicht unempfänglich für die vortheilhaftere Seite der Revolution und für das Unrecht der Gegenpartey; er bemerkt mit Unbefangenheit, daſs die bewaffnete und drohende Versammlung der Ausgewanderten im Trierischen die Nation empören muſste; er sagt nicht nur, sondern entwickelt auch gut, daſs Robespierre und sein wüthender Anhang, bey allen Greuelthaten, die Schöpfer der allgemeinen Regsamkeit geworden sind, durch welche Frankreich an Soldatenmasse und Energie alle seine Gegner so schnell überflügelte. Die Grundursache zum Ausbruche der Revolution sucht der Vf. in dem, nicht durch Schriftsteller erst erzeugten, sondern längst vorhandenen Freyheitsschwindel, welcher aus der, von den höhern Ständen aus, auch über den Pöbel der Vorstädte von Paris verbreiteten Zügellosigkeit der Sitten entstand, der das Wort Freyheit für gleichbedeutend mit der Lösung aller seine Leidenschaften beschränkenden Bande nahm, und von der ausgearteten Geistlichkeit keine moralische Bildung erhielt; so daſs die Zerrüttung der Finanzen nur den Funken an die längst zum Entzünden bereitliegende Materie brachte. — Vielleicht hätte der Vf. diesen Sätzen einige andere Modificationen gegeben und einen gröſsern Einfluſs der Schriftsteller und des gebildeten Mittelstandes anerkannt, welcher, bey groſser Geistesüberlegenheit und mit gelehrten Kenntnissen aller Art ausgerüstet, sich doch durch den übermüthigen von dem Marke der Nation prassenden Adel bey jeder Ehre oder Einfluſs bringenden Stelle ausgeschlossen sah, wenn er einige der neuern französischen Schriftsteller, welche mehr noch durch gegebene Winke als durch ihre Erzählungen sagen, z. B. des ältern *Ségur histoire du regne de Guillaume II.* u. a., zu Rathe gezogen hätte. Der Vf. erklärt sich (S. 393.) lebhaft gegen die plötzliche Abschaffung des Feudalsystems; unterdessen ist vielleicht die Entledigung von dem naturwidrigen, durch den rohen Geist des Mittelalters aufgelegten Joche der einzige noch bleibende reelle Vortheil, welchen Frankreichs Landmann durch so viele Anstrengungen und Leiden jeder Art errungen hat. — Rec. will übrigens seine Ueberzeugungen nicht als Regel für das Urtheil anderer geltend machen, und bekennt mit Vergnügen, aus diesem Werke, selbst bey der Revolutionsgeschichte, manches gelernt, und in vieler Hinsicht seine Gedanken berichtigt zu haben. — Um so mehr wünscht er, daſs Hr. *H.* mit gleicher und ununterbrochener Thätigkeit zur Darstellung der Geschichte der übrigen wichtigen Staaten Europens fortschreiten möge!

Leipzig, b. Crusius: *Historisches Bilderbuch für die Jugend*, enthaltend *Vaterlandsgeschichte.* — *Siebentes* Bändchen. 1802. 450 S. 8. m. K. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Theil eines mit gründlicher Sachkenntniſs und in einem leichten Erzählungstone geschriebenen Werks, das schon bey der Beurtheilung der frühern Bände als brauchbar empfohlen wurde, reicht von dem Zuge K. Karls V. gegen Tunis bis zum Ende der Regierung K. Maximilians II. Neue Aufklärungen darf man hier freylich nicht suchen, aber das Bekannte wird mit richtiger Verkettung der Begebenheiten vorgetragen. Ein Fehler ist es indessen, daſs der Vf. bey der Geschichte Karls V. so gar ausführlich ist, keine der vielen kleinen politischen und religiösen Verwickelungen jenes Zeitalters seinen jungen Lesern vorenthalten zu dürfen glaubt, sie aber dadurch mehr zerstreut und ermüdet, als belehrend unterhält. Bey dieser, dem Zwecke und der nöthigen Beschränkung nachtheiligen Redseligkeit scheint jedoch auf sächsische Leser vorzügliche Rücksicht genommen zu seyn. Jeder andere wenigstens wird den Vf. tadeln, wenn er bey Gelegenheit der feyerlichen Belehnung des Kurfürsten Moritz zu Augsburg die Bühne genau beschreibt, auf welcher sie vorgenommen wurde, und dann mit unermüdlicher Wortfülle erzählt, daſs der Kaiser um 3 Uhr in Begleitung der Fürsten aus dem Tanzhause auf dieselbe ging; wer den Kaiser anzog; wo die Heerpauker standen; wie die damaligen Kurfürsten und Fürsten namentlich hieſsen; in welcher pünktlichen Ordnung der Zug ging; wie vielmal man die Reverenz vor dem Kaiser machte u. s. w. — Auch findet Rec. die Affectation, den Papst durchgängig den Bischof von Rom zu nennen, und wo er den Namen Papst brauchen muſs, wenigstens die letztere Benennung in Klammern einzuschalten, sonderbar.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. October 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Unterſuchungen und Erfahrungen über die Scharlachkrankheit.* Von Dr. *Chriſtian Auguſt Struve*, ausübendem Arzte zu Görlitz u. ſ. w. 1803. 21½ Bog. 8. (22 gr.)

Die wahre reine Scharlachpyrexie, die eigentlich Scharlachfieber genannt werden ſollte, iſt an den fürchterlichen Krankheitszufällen und an der groſsen Sterblichkeit, die man ihr beymiſst, unſchuldig; ſie muſs vielmehr die Schuld ganz anderer Krankheitsumſtände tragen. Wenn man nicht das ſymptomatiſche Uebel als urſprünglich conſtituirende Krankheit, die eigentliche Krankheit hingegen als ſymptomatiſch oder als eine hinzugekommene, welche bloſs einer Nebenrückſicht bedarf (dieſs letztere hat doch wohl kaum je ein Arzt behauptet!), darſtellt, ſo kann man jene gefahrvollen Zufälle, unter welchen uns jetzt häufig *„das Scharlach"* beſchrieben wird, nicht als bey dieſer Krankheit weſentlich anſehen. Das Scharlachfieber an ſich (Alles Unweſentliche abgerechnet) iſt jetzt keinesweges bösartiger, als ſonſt, ſondern behält vielmehr, wo es an und für ſich erſcheint, ſeine gutartige Natur bey. Allein es treten jetzt verſchiedene Umſtände ein, durch die es eine ganz andere, verwickelte, bösartige Krankheit wird. Dieſe ſind die faſt allgemeine Aſthenie der ganzen jetzigen Generation; ſeine katarrhaliſche, rheumatiſche Complication, die ſich faſt ununterbrochen erhalten hat; die jetzt allgemeine Vernachläſſigung des Hautorgans u. ſ. w. — Seit zwölf Jahren hatte der Vf. häufige Gelegenheit, in ſeiner Gegend die Scharlachkrankheit zu beobachten. Seit den letzten ſechs Jahren zeigte ſie ſich faſt jährlich dort, und zwar dreymal epidemiſch. Die erſte, von ihm beobachtete, Epidemie im J. 1792. war im Ganzen genommen gutartig. Weniger gutartig im Allgemeinen, jedoch nur als ein heftiger Synochus, faſt nirgends als ein Typhus, war die Epidemie von 1796. Aber deſto bedeutender äuſserte ſich die Krankheit in den Jahren 1799—1801. — Kurze mediciniſche Beſchreibung der Stadt Görlitz.

Die gutartige Epidemie von 1792. herrſchte durchgängig bloſs unter Kindern. Gelinde ſchweiſstreibende Mittel und ein temperirtes Verhalten waren hinlänglich zur Cur.

Bey der Epidemie von 1795. u. 1796. war, ſowohl vor dem Ausbruche der Krankheit, als auch während derſelben, die herrſchende Conſtitution katarrhaliſch - rheumatiſch. Das kindliche Alter litt vorzüglich daran, und die Sterbefälle unter Kindern waren beträchtlich, beſonders unter denen vom 2ten und 3ten Lebensjahre. Selten erſchien die Bräune; dagegen aber wurde deſto mehr das Hautorgan angegriffen, ſelbſt bey einem temperirten Verhalten. Niemand ſchien vor den Folgen der Scharlachkrankheit eher ſicher zu ſeyn, als nach gänzlicher Abſchuppung an den Füſsen, und Keiner konnte mit Sicherheit das Krankenzimmer vor der vierten bis fünften Woche verlaſſen. Lauwarme Bäder bey Schwächlichen, kühle Bäder bey den Stärkern gehörten unter die Vorbauungs - oder vielmehr Milderungs - Mittel, weil ſie zunächſt die Haut ſtärkten. Eben ſo ein mäſsig kühles, jedoch nicht zu kaltes, Verhalten. Die Nachcur erforderte eine vorzügliche Sorgfalt. Der hyperſtheniſche oder Entzündungs - Zuſtand war ſehr kurz, oft ſehr heftig; aber auch die nachfolgende indirecte Aſthenie war um ſo ſtärker. Bey Subjecten von aſtheniſcher Opportunität waren die Symptome der Sthenie zuweilen ſo heftig, daſs derjenige, welcher den Kranken zuerſt in dieſem Zuſtande ſah, leicht zu einer ſtarken Aderlaſs veranlaſst werden konnte, die doch höchſt ſchädlich war. Eben ſo nachtheilig wirkte bey ſolchen ein Brechmittel, ſelbſt wenn die ſogenannten gaſtriſchen Zeichen zugegen waren. Man muſs zwiſchen einer ſcheinbaren Hyperſthenie, wo wirkliche Aſthenie zum Grunde liegt, und zwiſchen ſcheinbarer Aſthenie, wo wirkliche Hyperſthenie zum Grunde liegt, wohl unterſcheiden. Wird der letztere Zuſtand nicht mit ſchwächenden Mitteln behandelt: ſo ſteigen die Symptome bald zu einer Höhe, wo ſie dem geſchwächten Kranken lebensgefährlich ſind. Je ſchneller die Wirkung jener Mittel iſt, deſto eher wird der Uebergang zur indirecten Schwäche verhütet oder doch verſpätet; allein ſie müſſen dabey nicht den eigentlichen Heilplan ausmachen, ſondern in Verbindung mit erregenden Mitteln gegeben werden: ſie finden, während der Krankheitszuſtand im Allgemeinen erregend behandelt wird, zugleich zur Verminderung der Reizbarkeit Statt. Daher waren ſelbſt bey aſtheniſchen Subjecten im erſten Stadium der Krankheit Blutigel und Aderläſſe von gutem Erfolge. Abführungsmittel waren nicht anwendbar. Zur Nachcur verordnete der Vf. beſonders Bäder und Antimonialbereitungen in kleinen Gaben, neben der Chinarinde und bittern Extracten. Den Schweiſs jedoch durch Minderers Geiſt, ſchweiſstreibendes Spieſsglas oder vielen Fliederthee, gewaltſam zu befördern, war nicht rathſam, weil die Haut dadurch vielmehr geſchwächt und empfindlicher wurde. Die, bey dieſer Epidemie nicht ſeltene ver-

verſchiedentlich ſchnell tödtliche, ödematöſe Geſchwulſt wurde meiſtentheils durch eine erregende Behandlung verhütet. Dieſe Art von Waſſerſucht gründet ſich auf Aſthenie directer Art. Das warme Bad paſst hier ganz vorzüglich, allein es muſs mit groſser Vorſicht vorgenommen werden, um durch die dabey leicht mögliche Erkältung nicht noch mehr zu ſchaden. Vorzüglichen Nutzen leiſtete das Reiben der Haut, imgleichen Umſchläge von trocknen aromatiſchen Kräutern, Wermuth, Arnicablüthen und Chamillen, auch das Einreiben eines Liniments von Baumöl, Salmiakgeiſt und Kampher. Das Wichtigſte bey der Cur waren immer reizend ſtärkende Mittel; in den meiſten Fällen bedurfte es nur gelinde reizender. Eins der vorzüglichſten Mittel in dieſer Hautwaſſerſucht war das Calomel, welches jedoch der Vf. nicht leicht für ſich allein anwandte, ſondern mit Antimonialien oder Opium verſetzte. Von gleicher Wirkung war das Hahnemanniſche auflösliche und das verſüſste Queckſilber. Die Krankheit entſchied ſich dann gewöhnlich durch einen ſtarken Harnabgang. Nachdem auf dieſe Art die Geſchwulſt entfernt oder vermindert worden war, ging der Vf. zu den anhaltenden Reizmitteln, der China, Weidenrinde, Nelkenwurzel, Arnica, Anfangs in Verbindung mit den flüchtigen Reizmitteln, über. Die Complication, welche in dieſer Epidemie vorkam, war die gaſtriſche. Oft iſt der vorzügliche Theil der Krankheit nicht gerade in dem Hauptorgan, worin die wäſſerigen Anhäufungen entſtehn, ſondern in irgend einem andern „Theilorgane," mit welchem das Hauptorgan correſpondirt, es ſey nach dem gewöhnlichen Zuſtande der conſenſualiſchen Verbindung des Organismus, oder daſs durch die krankhafte Veränderung ein eigner Conſenſus Statt findet.

Epidemie vom J. 1799. Es iſt wahrſcheinlich, daſs von einem Zeitalter zum andern gewiſſe Umwandlungen und Umſtimmungen in der organiſchen Natur ſich ereignen, ſo daſs nachher einen gewiſſen Zeitraum hindurch die ſtheniſche oder aſtheniſche Anlage herrſchend iſt. Die gegenwärtige Epidemie dauerte ununterbrochen fünf Vierteljahre. Die Krankheit trug faſt durchgängig den Charakter der Aſthenie, zuweilen in einem ſehr hohen Grade. Beynahe durchgehends wurden die Halsdrüſen angegriffen, und die Beſchwerde des Halſes nahm äuſserſt ſchnellen Fortgang. Dabey waren die gewöhnlichen Zeichen des Typhus. Wenige Stunden vor dem Tode erfolgten insgemein mehr oder minder heftige Krämpfe, beſonders ein Opiſthotomus, bey Manchen ein völliger Tetanus. Der Tod erfolgte ſchnell, oft unmittelbar nach einer Remiſſion; bey den Meiſten äuſserten ſich Zeichen des Schlages. In den letzten Tagen oder Stunden wurde der Ausſchlag immer dunkelrother, ins Blaurothe ſpielend: zuweilen verſchwand er kurz vor dem Tode plötzlich, ſo daſs nach demſelben nicht das mindeſte davon mehr ſichtbar war: bey Andern wurde die Haut nach dem Tode dunkelblau, oder es zeigten ſich auf der todtblaſſen Haut hin und her blaurothe Flecke oder Striemen, wie Petechieen. Die Leichen giengen ſchnell in Fäulniſs über: viele muſsten ſchon den andern Tag begraben werden. Die Anſteckung ſchien noch mehr durch die Leichen, als durch die Kranken verbreitet zu werden. Vorher dem Anſehen nach geſunde Kinder waren den zweyten oder dritten Tag todt: bey einigen der erſten Kranken an der höchſten Bösartigkeit erfolgte der Tod binnen vier Stunden nach dem erſten Uebelbefinden. Daran war jedoch meiſtens ein Fehler im Verhalten Schuld, als Erkältung, beſonders das Ausſetzen an die Zugluft. Bey Erwachſenen dauerte die Krankheit etwas länger, als bey Kindern; doch endigte ſie ſich bey Mehreren ſchon am vierten oder fünften Tage mit dem Tode. Wenn Convulſionen ausbrachen, waren die Kranken ſelten zu retten. — Ein zweyter, milderer Grad der Krankheit unterſchied ſich von dieſem erſteren durch ſeinen langſamen Gang. Sie nahm überhaupt den Gang eines Synochus. Wo der Scharlachausſchlag ſehr überhand genommen hatte, hochroth ausſah, und faſt den ganzen Körper bedeckte, war die Bräune entweder ſehr gelinde oder gar nicht vorhanden: im Gegentheile gab es Viele, die bloſs an einem Halsweh litten, und bey denen wenig oder gar kein Ausſchlag vorhanden war. Die Menge des Ausſchlags ſchien, im Ganzen genommen, die Gefahr nicht zu vergröſsern. Die Bräune verminderte ſich, wenn der Scharlachausſchlag am Halſe mehr zum Vorſchein kam. Die ganze Krankheit dauerte 15—20 Tage, wo auch die Abſchuppung vorüber war. — Ein dritter Grad der Scharlachkrankheit verhielt ſich wie ein gutartiges Katarrhalfieber. — Alle dieſe drey Grade waren in der gegenwärtigen Epidemie oft zugleich, manchmal in einem Hauſe, zugegen. Die Epidemie befiel mehrere Erwachſene, als ſonſt gewöhnlich, aber keinen über 40 Jahre, und mehr Weiber, als Männer; auch waren erſtere weit kränker. Die gefährlichſten Kranken waren Frauenzimmer von 15—30 Jahren. Im Ganzen hatte dieſe Epidemie, dem Genius der herrſchenden Krankheiten gemäſs, den aſtheniſchen Charakter; indeſſen war oft das erſte Stadium ächte wahre Hyperſthenie, der man durch die aſtheniſche Heilart begegnen muſste. Einzelne Symptome, der volle, prallende, ſchnelle Puls, die widrig-brennende Haut, durften nicht irre machen, je mehr ſie mit den übrigen Zufällen und dem vorhergehenden Zuſtande des Kranken im Widerſpruche ſtanden. Das Miasma wurde durch die Kleider aus einem Hauſe ins andere getragen, und dann verbreitete ſich die Anſteckung ſogleich über ganze Familien: fünf und mehrere Perſonen wurden an einem Tage krank; nicht ſo gewöhnlich ging ſie nach einem längern Zeitraume von einem Subjecte zum andern über. Sowohl beym Ausbruche der Krankheit, als beſonders während der Abſchuppung, ſchien ſich das Gift am leichteſten mitzutheilen. Die Krankheit wurde häufig durch das Ausſtellen der Leichen verbreitet. Sie nahm alle die Anomalieen an, deren ſie fähig iſt, und erſchien als eine eigne verwickelte

Krank-

Krankheit, mit Symptomen, welche die gewöhnliche Pathologie dem Gallenfieber, dem Entzündungsfieber, dem Schleimfieber, Nervenfieber und Faulfieber zuschreibt; aber doch konnte man sie als keine dieser sogenannten Fieberarten für sich bestimmen. Nur in einem Paar Fällen zeigte sich das Uebel als Scharlachfriesel. Die Complication mit den Blattern war meistens gefährlich. Im Allgemeinen galt die sthenische Heilart; doch wurden häufig gegen örtliche sthenische „Zustände" sogenannte asthenische Mittel, örtlich angewendet, erfordert, z. B. gegen Blutanhäufungen im Gehirn, die jedoch auch nicht immer sthenisch waren, sondern oft Erregungsmittel forderten. Der Nachtheil der schwächenden Heilmethode war auffallend. Vortheile und Nachtheile der Brechmittel. Wo die Krankheit gelinde war, bemerkte der Vf. die Ansteckung derer, die mit den Kranken umgingen, oft erst nach 6 oder 8 Tagen; war es hingegen bösartig: so brach die Krankheit bey Manchen an dem nämlichen Tage aus, an welchem sie einen Kranken besucht hatten. Bestimmung der Stärke der Erregungsmittel nach den verschiedenen Stadien der Krankheit. Empfehlung der Dampfbäder. Behandlung der sthenischen Scharlachkrankheit. Die Bräune. Wenn sie sehr heftig und grosse Viscidität zugegen war, half das Einspritzen von Salzsäure mit einem Safte, so oft und viel der Kranke nur vertragen konnte. *Es ist kein besseres Mittel zur Auflösung* des visciden dicken Schleims, als die Mineralsäure, sowohl die Salz- als die Vitriolsäure; nur muss sie zum Gurgeln und Einspritzen so concentrirt gebraucht werden, dass sie einige Beschwerlichkeit verursacht. Die topische Blutausleerung ist eins der ersten und dringendsten Mittel. Fünf Krankengeschichten. Von den Folgen der Scharlachkrankheit, wieder mit Krankengeschichten. Ein rheumatischer Knieschwamm. (Der einzige Beweis, dass dieser vom Scharlachmiasma entstanden, liegt darin, dass derselbe gerade sich einfand, als fünf Kinder der Kranken am Scharlachfieber litten!)

Epidemie vom J. 1800. Das Scharlachfieber kam oft in Verbindung mit den Kinderblattern vor. Die letztern waren dabey anomalisch, und jedesmal bösartig, ausser, wo bey ihrem Ausbruche die Scharlachkrankheit bereits überstanden war. Am schlimmsten war es, wenn die Scharlachkrankheit zugleich mit dem Ausbruche der Blattern erschien. Fast überall mischte sich auch in diesem Jahre die rheumatisch-katarrhalische Complication in die Scharlachkrankheit.

Epidemie vom J. 1801. Die rheumatisch-katarrhalische Complication war ebenfalls fast jederzeit zugegen. So lange im Ganzen die herrschende Constitution sthenisch war, blieb die Scharlachkrankheit sporadisch; aber als die Hypersthenie sich zur indirecten Asthenie neigte, erschien die Epidemie. Sie war gewöhnlich im Anfange sthenisch und ging zur indirecten Asthenie über; jene Sthenie war oft so beträchtlich, dass von der schnellen und wirksamen Verminderung der Ueberreizung die glückliche Heilung abhing. Im Ganzen war diese Epidemie weniger bösartig, als die vorige. Sie befiel ungewöhnlich mehr Erwachsene, und diese waren gefährlicher krank, als Kinder. Bey einigen Erwachsenen ging die Krankheit schon am zweyten Tage aus einem Synochus in einen fürchterlichen Typhus über. Die Bräune war katarrhalischer Art. Den dritten Tag nach der Erscheinung des Fiebers war oft schon die grösste Gefahr. Gewöhnlich starben die Kranken apoplektisch. Die meisten Erwachsenen starben schon den dritten oder vierten Tag; Kinder erst am 14ten bis 16ten. Den Leitfaden zur Kur gab das Stadium der herrschenden Krankheits-Constitution. Auch hier that in dem sthenischen Scharlachfieber das Calomel sehr gut. Wenn die Scharlachkrankheit und die Schutzpocken zusammen kamen: so ging jede dieser Krankheiten ihren eignen Gang vor sich, ohne dass die erstere Anomalien machte, sie mochte während oder nach den Schutzpocken erscheinen. Einige Mal wurde die Entwicklung der Schutzpocken durch die Scharlachkrankheit aufgehalten, so dass dieselben sich erst am 12ten oder 14ten Tage vollkommen ausbildeten. Solche Subjecte, die nach vorher überstandenen Schutzpocken das Scharlachfieber bekamen, hatten das letztere ungewöhnlich gelinde und blieben auch von der Bräune frey. Daher fiel der Vf. auf den Gedanken, ob nicht die Schutzpocken ein Milderungsmittel der Scharlachkrankheit seyn möchten. — Durchgängig brachen die Scharlachepidemieen im Herbste aus.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

SALZBURG, in d. Mayer. Buchh.: *Gedichte von L. L. Pfest.* 1804. 236 S. 8. (20 gr.)

Der uns bisher unbekannte Vf. tritt mit Bescheidenheit auf. Nach der Vorrede zu schliessen, ist er ein Geschäftsmann, der die Musenkünste zur Erholung von drückenden Arbeiten liebt und übt. Die Spuren jenes Drucks, besorgt er, werde man auch in seinen Gedichten finden; doch hofft er, Wahrheitsliebe und Streben nach besserer Selbstbildung werden jene unangenehmern Eindrücke wieder verwischen. Da er selbst keine grossen Ansprüche zu machen scheint: so wäre es der Kritik wohl erlaubt, nicht ihre strengsten Rechte gegen ihn geltend zu machen. Indess die Wahrheitsliebe des Vfs. wird auch freymüthiges, nicht bittres, Urtheil achten. Vorzügliches Dichtertalent verrathen diese Poëseen nicht, aber doch einiges Talent. Sie bestehen aus fünf Büchern Epigrammen (S. 1—134.), einem Buch Elegieen (S. 137—186.), und einem Anhange vermischter Gedichte. Die Epigrammen sind in Distichen, und der Schein leichter Nachahmung Göthischer und Schillerscher Epigrammen mag den Vf., wie so manche andre junge Freunde der Poësie, irre geführt

führt haben. Häufig trifft man auf Gemeinplätze, wie S. 19.:

Traue der Leidenschaft nicht, sie trägt in einladenden Händen
Kirkes Becher; du trinkst und die Verwandelung folgt.

Wie genau es der Vf. mit dem Metrum nimmt, möchte schon diese Probe zeigen; aber es finden sich noch weit fehlerhaftere Verse, z. B. (S. 7.):

In wilder Leidenschaft stürmt der starke Sohn des Gebirges.

S. 19. (*an einen falschen* Freund.)

Wohl vergleichst du die Stärke | deiner Freundschaft dem Epheu.

S. 24.:

Plutus hinweg von meinem | Häuschen! Ich ehre den Gott nicht,
Welcher den schlechtesten Mann öfter zum Liebling erklärt.

S. 34.:

Hasse und fürchte das Feuer der Verläumdung! Es zündet,
Wo es nicht zünden kann, riecht es doch übel und schwärzt.

Schade, dass durch solche Härten und Nachlässigkeiten im Versbau zuweilen der Eindruck guter Gedanken und Wendungen, wiewohl manche dieser Art dem Vf. nicht eigen sind, gestört wird. Eines der seltnern, auch von Seiten der Prosodie, bessern Epigramme ist S. 37.:

Höre die Schläge der Uhr, und gedenke liebend der Schläge,
Welche mein wogendes Herz einst an das deinige schlug.

Wo der Vf. vom gnomologischen Epigrammatisten sich in den satirischen hinüber verliert, wird er meist platt. Oder sollten folgende gemeine und verbrauchte Einfälle witzig seyn?

S. 54. *an* **.

Wie du behauptest, es sey ein Raum nicht in der Natur leer!
Poche doch dir an die Stirn, hallet es leer nicht zurück?

S. 96. *Problem.*

Wenn die ehliche Treu die Frau verletzet, dann trägt der Mann die Hörner. Warum? ist denn der Mann nicht das Haupt?

Wir verweilten bey den Epigrammen am längsten, da sie den weit grösern Theil dieses Buchs füllen. Die Elegieen sind nicht besser denn die Epigramme Die schlechteste ist die erste auf den Tod des Packans. Die Gedanken sind gemein, und die Distichen meist unleidlich, auch selbst für ein weniger eigensinniges Ohr! z. B.:

Alle waret ihr hold ihm, dem treuen Lebensgefährten,
Meinem Packan! für ihn schlug hoch mir im Busen das Herz.

Von den vermischten Gedichten, in denen auch der Reim spukt, ein Pröbchen!

Dichte Schatten
Sammtne Matten
Geben Schutz.
Sonne! allen
Deinen *Strahlen*
Biet' ich Trutz!

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, b. Unger: *Beytrag zu des Hn. Prediger Hahnzog Abhandlung über die Aufklärung der Bauern.* Von D. *Wilh. Abraham Teller.* 1804. 63 S. 8. (6 gr.) — Ein aus wenig Bogen bestehendes, aber reichhaltiges Schriftchen! Gleich anfangs erinnert der ehrwürdige Vf., dass er für das einfache *Bauer* lieber *Feldbauer* sagen möchte, weil jenem immer ein Nebenbegriff von Grobheit und Ungeschliffenheit anhängt; daher er auch in der Folge das mildere unzweydeutigere *untere* Stände für *niedere* braucht. Er geht von der Frage aus: was ist Aufklärung in dem Menschen überhaupt? Man könnte sagen: sie sey *Bildung zur Menschheit*, da der Mensch alles nur nach und nach wird, was er nach seiner Bestimmung in seinem Handlungskreise seyn und werden soll. Genauer ist sie: Bildung des Verstandes, um Herz, Willen und das ganze Verhalten darnach zu regeln, damit Jeder dem Zwecke seines Daseyns gemäss sich verhalte. Hiezu muss die zweyte Frage kommen: welches ist des Menschen *Bestimmung?* Er soll in Verbindung und Gesellschaft mit andern seines Gleichen leben; einer soll dem andern nützlich werden; daher muss Jeder, mithin auch der, welcher den Ackerbau treibt, richtige Begriffe von seiner *besondern* Bestimmung auf dem Platze, auf welchem er steht, haben, um ihr nicht lästig, oder mehr schädlich als nützlich zu werden. Alles Wissen, was darüber hinausgeht, gehört nicht für ihn, wie für keinen der untern Stände. Es sollte also die Frage nicht sowohl seyn: *wie weit* die Aufklärung, von welcher die Rede ist, gehen solle, als vielmehr, *worauf* sie gerichtet seyn solle, auf welche Kenntnisse, dass nicht seichte Vielwisserey, sondern gründliches und nützliches Wissen dadurch befördert werde. Die Frage: *wie weit?* hat bisher nur ins Weite geführt, dass man bald von halber, bald von falscher Aufklärung geredet hat, und der Streit darüber noch nicht geendigt ist. Auf welche Kenntnisse nun die Aufklärung gerichtet seyn, und was in Landschulen gelehrt werden soll, das wird im folgenden kurz, aber genau und bestimmt angegeben. Natürlich musste hier Manches vorkommen, was auch von Andern gesagt worden ist; es wird aber auch Manches zu der Aufklärung, von welcher hier die Rede ist, gerechnet, was man bisher nicht dazu gerechnet hat. Ein auch noch so gedrängter Auszug würde zu weit führen. Rec. kann versichern, dass in diesem Schriftchen mehr Gutes enthalten ist, als in manchen dicken Bänden, welche über diesen Gegenstand geschrieben worden sind, und er beschliesst diese Anzeige mit dem herzlichen Wunsch, dass der Inhalt von Allen, die zur Aufklärung des Landmanns etwas beytragen können, wohl beherzigt werden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. October 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Unterfuchungen und Erfahrungen über die Scharlachkrankheit.* Von Dr. *Chriftian Augufl Struve* u. f. w.

(*Befchlufs der in Num. 283. abgebrochenen Recenfion.*)

Der Vf. geht hierauf zu der *zweyten* Abtheilung über, in welcher er von der Scharlachkrankheit überhaupt handelt. Wenn man eine paffende Erklärung von der letzteren geben will, fo ift fie ungefähr folgende: fie ift eine contagiöfe (hier liegt doch bis jetzt eine *petitio principii* zum Grunde) exanthematifche allgemeine Krankheit, die fich durch eine befondere Form des Exanthems auszeichnet. (Alles diefes pafst auf Blattern, Mafern u. f. w. eben fo gut.) Das Exanthem kann fehlen, aber die Krankheitsaffection der Haut ift der Scharlachkrankheit eigenthümlich, folglich ein wefentliches Symptom. (Was weiterhin von der Anfteckungsfähigkeit der Krankheit gefagt wird, beweifet, fo wie das oben bey Gelegenheit der Epidemie von 1799. Angeführte, gar nichts, zumal in einer Sache, wo die Gegner zwar alle beygebrachten Thatfachen zugeben können, aber gegen die Erklärung derfelben noch gar zu viele gegründete Einwendungen übrig behalten. Doch wir fehen, dafs der Vf. S. 210. auch die Ruhr unbedingt unter die anfteckenden Krankheiten zählt.) Die befte Eintheilung der Scharlachkrankheit fcheint folgende zu feyn: 1) Sthenifche, oder reine Scharlachpyrexie. Diefe hat fehr verfchiedene Grade, wovon der eine einem gutartigen Katarrhalfieber, der andere dem heftigften Synochus gleicht. 2) Afthenifche, oder Scharlachfieber. Es äufsert fich hierbey fowohl directe, als indirecte Schwäche. Die fthenifche Scharlachkrankheit kann zur indirect afthenifchen übergehen, aber zuweilen tritt die Krankheit fogleich mit directer Schwäche ein. Diefe Eintheilung beftimmt den Charakter des Scharlachfiebers, ohne durch Aufzählung von Complicationen irre zu machen. Die fogenannte entzündliche (und katarrhalifche) Complication ift in der Sthenie, die nervöfe in der Afthenie begriffen. Was man gaftrifche Complication nennt, erfordert zwar bey der Behandlung Rückficht, aber nur bedingungsweife (wie bey jedem entzündlichen und Nervenfieber). Die eigenthümlichen Symptome beftehen in den Zeichen der örtlichen Affection der Haut, dem Scharlachausfchlage, und der Abfchuppung. Die letztere nimmt man gleichfam als die Probe des Scharlachs an. (Sehr mit Unrecht, wenn diefs fo ganz unbeftimmt gefagt wird, da fie auch bey Mafern, Rötheln, Friefeln Statt findet.) Die fogenannten Krifen fand der Vf. trüglich, auch nicht an beftimmte Tage geheftet; (auch bey der reinen Scharlachpyrexie? oder, wie natürlich, da, wo die Bräune tödtete?) mehrere Kranke ftarben unter der beften Krifis. (Diefs hätte eine beftimmtere Auseinanderfetzung verdient.) Die Scharlachkrankheit befält mehr das kindliche und jugendliche, als das männliche Alter; im hohen Alter weifs der Vf. kein Beyfpiel davon. Bey Erwachfenen und Perfonen über 30 Jahren wirkt der Krankheitsftoff eher zuerft auf die Organe des Halfes. Die von *Hahnemann* als Vorbeugungsmittel gegen die Scharlachkrankheit empfohlene Belladonna hat zwar einigermafsen die Analogie für fich, wenn man hieher den fcharlachartigen Hautausfchlag rechnen will, den fie zuweilen, in reichlichen Gaben gebraucht, z. B. im Keichhuften bey Kindern, erregt; aber leider macht die Erfahrung diefes fehr zweifelhaft. Wenn irgend dergleichen gefunden werden kann: fo würde es vielleicht aus dem Thierreiche genommen werden müffen. Durch das fleifsige Wafchen und Ausfpühlen des Mundes blieben mehrere Perfonen unangefteckt, ob fie gleich um Scharlachkranke waren und felbft eine Leiche im Haufe hatten. (Wir wären neugierig, den Beweis für diefes: *dadurch*, zu hören.) Als das ficherfte Verwahrungsmittel verdient die vorgefchlagene Inoculation ernfte Beherzigung (bey einer Krankheit, von der es, wie der Vf. S. 210. felbft gefteht, noch nicht beftimmt, nur [ihm] wahrfcheinlich, ift, dafs die Anlage dazu durch die völlig überftandene Krankheit auf Lebenslang könne aufgehoben werden?) Von der Aderlafs, den örtlichen Blutausleerungen, den Brechmitteln u. f. w. in diefer Krankheit. — Sehr wahr heifst es S. 287.: „Es war Zeit, dafs der gaftrifche Schlendrian" (wie *alle* Schlendriane *jeder* Methode es follten) „verwiefen wurde, aber eben fo fchädlich ift die unbedingte Verwerfung der Ausleerungsmittel, ohne die ich nicht Arzt feyn möchte." Das Queckfilber fcheint für die Scharlachkrankheit fo geeignet zu feyn, dafs man fich wundern mufs, dafs es bisher darin nicht häufiger und allgemeiner angewandt wurde. Vorzüglich nützt es in der Halsentzündung; aber es müffen, wenn fie heftig ift, entweder allgemeine oder örtliche Blutausleerungen vorangehen. Am meiften verfuchte der Vf. das verfüfste Queckfilber, weniger den Sublimat. In einem mäfsigen Grade von Hyperfthenie kann man es ohne Blutlaffen anwenden, und in diefem Falle fand er nichts wirkfamer, als eine Verbindung des Calomel mit Brechweinftein, oder Mineralkermes, oder

oder Spiefsglanzgoldfchwefel, doch befonders mit erfterem, weil die letzteren beiden Subftanzen zu reizend find. Der Zufatz des Brechweinfteins hindert zugleich die Erregung der Salivation. Gewöhnlich bediente fich der Vf. eines Pulvers von einem Theile Calomel mit einem Achtel oder Zehntel Brechweinftein und hinreichendem Zucker, fo dafs Kinder alle 2 — 3 Stunden einen Viertel oder halben Gran, Erwachfene zwey, drey und mehrere Gran Calomel bekamen. Sollte viele Uebelkeit und Erbrechen entftehen: fo mufs man die Dofis noch vermindern. Das Hahnemann'fche auflösliche Queckfilber fand er hier nicht vorzüglicher, als das Calomel. Im afthenifchen Scharlachfieber müffen, beym Gebrauche des Queckfilbers, die Kräfte durch reizende Mittel gehörig emporgehalten werden, und Alles kömmt hier auf die gehörige Leitung der Erregung an. Vorzüglich war bey gefchwollenen und verhärteten Halsdrüfen das Einreiben der Eibifch- und Queckfilberfalbe zu gleichen Theilen, wozu bey höherer Afthenie Kampfer kam. Erwachfene bekamen eine verdünnte Sublimatauflöfung zum Gurgelwaffer und bey grofser Erfchlaffung eine Auflöfung vom Sublimat in Wein mit einer Abkochung von ftärkenden Kräutern zu Injectionen. Bey Kindern wagte der Vf. den Sublimat nicht. Ein Paar Tropfen Sublimatauflöfung in Rofenhonig wurden zum Auspinfeln gegen die Schwämmchen gebraucht. Beym Krampfzuftande war nichts beffer, als die Verbindung von Calomel mit Zinkblumen, wozu zuweilen noch Mofchus und Baldrian kamen. Die Mineralfäuren fcheinen dem Vf. nach feiner Beobachtung weder in einem hohen Grade von Hyperfthenie, noch in einem fehr hohen Grade von Afthenie, anwendbar; defto beffer aber paffen fie in einem Mittelzuftande, verbunden mit erhöheter Nervenreizbarkeit. Er bediente fich vornehmlich der Vitriolfäure, die er befonders bey rheumatifch-gaftrifcher Complication fehr nützlich fand, in Verbindung mit Antimonialien, z. B. zu einer halben Unze der Säure anderthalb Drachmen der *tinct. antim. Huxh.* Ein vorzüglicher Nutzen der Mineralfäuren zeigte fich in der Bräune. Die Belladonna follte im Typhus und in der Scharlachkrankheit mehr angewandt werden, als bisher gefchah. Befonders fcheint eine Verbindung derfelben mit Brechweinftein, oder Spiefsglanzgoldfchwefel, oder verfüfstem Queckfilber viel zu verfprechen. Ein fehr gefchickter Arzt, der Dr. *Pleaça* in Nisky, verficherte den Vf., er habe im typhöfen Scharlachfieber mit heftiger Bräune, Convulfionen und äufserfter Schwäche, bey dem er keine Rettung mehr gefehen, einem Kinde alle zwey Stunden einen Zehntelgran Belladonna-Extract, mit Zukker abgerieben, gereicht, und am folgenden Morgen fey es fchon aufser Gefahr gewefen. Opium ift das grofse Mittel in der nervöfen Afthenie mit erhöheter Erregbarkeit oder, vielmehr irregulärer Reizbarkeit; ferner in einem hohen Grade von directer Schwäche mit Erfchlaffung verbunden. Als Zufatz zu den fchwächeren Reizmitteln vermehrt das Opium ihre Wirkfamkeit, und ift dann in Afthenie von einem niedern Grade vortrefflich. Auch in Hyperfthenieen ift ein kleiner Zufatz von Opium zu afthenifchen Mitteln von Nutzen, fo wie im Gegentheile in Afthenieen der Beyfatz von afthenifchen Mitteln. Es giebt „Zuftände", wo es fchwer ift, zu entfcheiden, ob Hyperfthenie oder Afthenie zum Grunde liegt, und alsdann verfährt man bey einer Verbindung afthenifcher und fthenifcher Mittel am beften. Der Kampfer pafst vor andern Arzneyen bey der Scharlachkrankheit in demjenigen Zuftande, wo bey einem hohen Grade von Schwäche die Thätigkeit der Haut krampfhaft unterdrückt ift, und überhaupt im Zuftande einer krampfhaft gehemmten Thätigkeit, fie betreffe vornehmlich die Lungen oder die Eingeweide des Unterleibes. Der Mofchus fcheint vor andern in der während einer directen Schwäche erregten Hyperfthenie und darauf erfolgenden indirecten Schwäche anwendbar. Er war das Mittel, welches der Vf. mit grofsem Erfolge, zuweilen für fich, zuweilen auch abwechfelnd mit Kampfer, in plötzlich erfolgendem hohen Grade von Afthenie bey der Scharlachkrankheit anwandte, zu zwey, drey bis vier Granen alle halbe oder ganze Stunden.

Leipzig, b. Hempel: *Auffätze und Beobachtungen für Aerzte*, von Dr. *Karl Georg Neumann*, praktifchem Arzt in Pirna bey Dresden, d. k. k. med. chirurg. Jofephin. Akademie zu Wien correfpondirendem Mitgliede. *Erftes* Bändchen. 1802. 344 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Theorie und Syftem. Der Vf. fucht die Nothwendigkeit einer Theorie in der Heilkunde darzuthun, indem Erfahrung ohne Theorie nicht ftatt finde, und alles auf die Kenntnifs des Caufalverhältniffes der Reize zu den Erfcheinungen am lebenden Menfchen ankomme. Kurze Darftellung einer Gefchichte der Syfteme, Humoral-Nerven-Pathologie, Gaftrecism, und endlich die Erfcheinung des *Brownfchen* Syftems, welches laut von einem Manne verkündigt wurde, der als Selbftdenker und trefflicher Arzt fchon längft die Achtung des Publicums erworben hatte. Einfach in feinen Grundbegriffen fetzte es die Ausübung mit der Theorie in die genauefte Uebereinftimmung, es verfuchte, die dunkeln und verworrenen Begriffe vom Leben zu erklären, und mit ftrenger Confequenz aus ihnen alles zu entwickeln. So glaube ich mich berechtigt, fährt der Vf. in feinem Enthufiasmus fort, zu behaupten, es bringe den deutfchen Aerzten Ehre, dafs fie fich fo zahlreich für diefes neue Syftem erklärten. Diefer Ehre macht fich aber der Vf. nicht theilhaftig, indem er nicht nur felbft gefteht, dafs man fich der Leitung diefes Syftems nicht anvertrauen dürfe, fondern auch die Hauptfätze *Browns* für fehlerhaft erklärt und zu widerlegen fucht. *Chemifche Begriffe.* Hier wird die Annahme eines befondern Lebensftoffes, die Annahme einer mechanifchen, einer chemifchen Thätigkeit im lebenden Körper verworfen und dagegen eine Selbftthätigkeit angenommen. (Selbftthätigkeit fchliefst den Grund zur Wirklich-

lichkeit in sich. Da aber organische Körper nur durch äussere Reize zur eigenen Thätigkeit veranlasst werden: so kann ihnen zwar das Vermögen zu wirken, aber nicht Selbstthätigkeit im wahren Sinne zugeschrieben werden.) Die Materie, als der Inbegriff der Körperwelt, hat das Vermögen, sich selbst zu bewegen, welches sie unter gewissen Bedingungen auch äussert. Die Chemie ist ganz unfähig, uns das Princip des Lebens und aller Lebenserscheinungen (die doch nach organisch - chemischen Gesetzen geschehen) zu entdecken. Sie zeigt uns nur die gemeinschaftlichen Stoffe, welche wir mit der unorganischen Natur gemein haben. (Nach *Schelling* ist ja die ganze Natur ein Organismus, in welchem die Keime aller niedern Organismen liegen.) *Erregungstheorie.* Der Vf. zieht nun gegen die oben gerühmte Einfachheit und Consequenz einiger *Brownscher* Sätze vom Leben und Erregbarkeit zu Felde, wähnt, dadurch das ganze System mit allen Irrthümern zu widerlegen, und kann es nicht begreifen, wie das offenbar Fehlerhafte bisher übersehen worden sey. Schief und unbefriedigend dünkt dem Vf. der Satz, dass das Leben Product der Erregbarkeit mit den erregenden Reizen ist. Er will nicht einsehen, dass sich der organische Körper vom leblosen durch Empfänglichkeit und eigenthümliches Wirkungs - Vermögen unterscheide; er macht die Erregbarkeit zu einer Masse, zu einem Körper, weil sie sich anhäuft und consumirt wird; er macht nach *Brown* das Leben zu einer chemischen Thätigkeit, welche nicht statt haben kann; *er* sagt uns, was das Leben sey, eine Bewegung anderer Art; *er* sagt uns, dass die chemische Bewegung der lebendigen entgegen strebe, dass der Zweck jener, Zerstörung, und dieser, Erhaltung sey. (Was doch die Erregungstheoristen hier alles lernen.) Falsch ist folgendes Räsonnement: wenn das Vermögen, gegen Reize zu reagiren nur dem lebendigen Körper zukommt: so muss er früher lebendig seyn, als er reagirt. (Das Lebendigseyn in diesem Sinne genommen, setzt Lebensäusserungen voraus. Diese sind aber immer das Resultat bestimmt einwirkender Reize. Das Saamenkorn ausser der Erde, das befruchtete Ey, die im Winter mit Schnee bedeckte Pflanze, ist, so lange der Organismus unbeschädigt bleibt, ohne Leben zu äussern, gegen bestimmte Reize empfänglich, regbar. Eine Wirkung hievon ist Reaction und wirkliches Leben. Der scheinbar Todte besitzt noch eine Zeit lang zweckmässige Organisation, und durch diese Erregbarkeit. Ohne äussere Einwirkung bestimmter Reizmittel verlischt diese mit jener. Erregungsmittel hingegen verursachen, als Folge derselben, Gegenwirkung, Erregung und hiemit Wiederbelebung. Leben setzt also Erregbarkeit und Wirkungsvermögen voraus.) Die Erregungstheorie soll, nach dem Vf., nur dann unlogisch und ganz platt werden, wenn man die Erregbarkeit nicht für einen chemischen Stoff, sondern für das Vermögen, Reizen zu reagiren, ausgiebt. Weniger erschüttert sind *Browns* Sätze noch durch keine Einwürfe worden, als durch die des Vfs. Eben so leicht sind des Vfs. Einwürfe gegen die *Brownsche* Annahme der Lustseuche, als allgemeiner Krankheit. Wenn das ganze Lymphadersystem leidet, so leidet gewiss auch der übrige Organismus, wenn sich auch die Erscheinungen von Krankheit nur vorzüglich in jenem, weniger in diesem äussern. Nicht weniger schwach sind des Vfs. Gründe gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Erregbarkeit. *Sthenie und Asthenie.* Wie tief der Vf. in den Geist *Browns* eingedrungen sey, beweisen folgende Sätze desselben. Wenn die erregenden Reize heftiger sind, als die Erregbarkeit: so ist die Erregung asthenisch (?); ist die Erregbarkeit grösser, als die erregenden Reize: so ist sie gleichfalls asthenisch. Das ist in des Vfs. Augen so wichtig und einfach, dass nichts dawider einzuwenden ist. — Die directe Schwäche ist keine Schwäche, weil hier die Bewegungen lebhaft geschehen, anstatt träg und schwach von statten zu gehen. Der Vf. nimmt überhaupt keine Rücksicht auf den Reiz, sondern auf die Lebensthätigkeit, sie mag durch einen Reiz veranlasst seyn, oder nicht; der Reiz mag stark oder schwach gewesen seyn. — Verstärkte Reize vermindern die Erregbarkeit, und haben (nicht erhöhte Erregung, Hypersthenie, sondern) unmittelbar indirecte Schwäche zur Folge, mithin giebt es auch keine sthenischen Krankheiten. Wäre Krankheit Wirkung einer fehlerhaften Erregung: so müsste diese mit dem Einwirken und Aufhören des einwirkenden Reizes gleichzeitig entstehen und wieder aufhören. (Hier vergisst der Vf., dass der organische Körper keine Billard-Kugel und keine Soda ist.) Die Entzündung mit Schwäche dünkt ihn im Widerspruch mit *Browns* Allgemeinheit und Identität der Erregbarkeit zu stehen. — *Wärme und Kälte.* Er verwirft *Browns* Sätze, weil die aus der Luft gegriffene Erregbarkeit (Sensibilität und Wirkungsvermögen, Irritabilität sind wohl auch aus der Luft gegriffen?) hierin, wie überall, die Hauptrolle spielt, und doch soll hier mehr der Reiz, als das materielle Einwirken, in Anschlag gebracht werden. *Wirkung der Wärme und Kälte auf die Haut — auf die Respirations-Organe.* Die Luft soll im Winter weniger Sauerstoffgas enthalten, als im Sommer. (Die Luftelectricität ist, nach *Humboldt*, in heitern kalten Wintertagen und in Frühlingsmonaten am stärksten; am schwächsten aber in schwülen Sommertagen. Deswegen, und der grössern Luftdichtigkeit wegen, athmen wir im Winter nicht nur eben so viel, wie der Vf. meynt, sondern mit jedem Athemzuge eine grössere Quantität Oxygen ein, als im Sommer.) Weil Verkältungen Katarrhe zur Folge haben, diese aber leichte Entzündungen sind, und das Wesen derselben in erhöhter Lebensthätigkeit besteht: so ist klar (?), dass sowohl Wärme als Kälte als zu starke Reize wirken. (Hier ist doch mehr der schnelle Wechsel, als Wärme und Kälte an sich, in Anschlag zu bringen; — der asthenischen Katarrhe, Pneumonieen, nicht zu gedenken.) *Wirkung der Wärme und Kälte auf den Magen und Schlund.* Was den Magen erschlafft, vermehrt, was ihn zusammenzieht, vermindert die Bewegbarkeit desselben. Der äusser-

äusserliche Gebrauch der Naphthe und des aufgelegten Eises stillen das Erbrechen, und wirken mithin schwächend (!). *Wirkung der Kälte und Wärme auf die männlichen Geschlechtstheile.* Die Kälte vermindert die Bewegbarkeit der Organe mechanisch, und reizt, weil sie ein Einwirken der Organe in ihre eigene Bewegbarkeit veranlasst. — *Einfluß des warmen und kalten Klima's auf Menschenstärke.* Der Vf. findet es nicht wahrscheinlich, dass alle Völker von einem einzigen Menschenpaare abstammen, und vermuthet, dass jede Nation ihren eigenthümlichen Ursprung habe. Grundlos ist die Behauptung, dass sich die Menschen im Winter gesünder, als im Sommer befinden sollen, und doch schreibt der Vf. der Kälte erhöhende Reizung zu, woher er die im Winter mehr als im Sommer gewöhnlichen Apoplexieen leitet. (Sind denn diese nicht eben deswegen gewöhnlich *asthenischer* Natur?) Der Ausbruch der Pocken durch Kälte soll sich auf erhöhte Hautthätigkeit gründen. — Nicht die Kälte soll Ursache des Winterschlafes der Pflanzen seyn, obwohl die Kälte ihnen den Wärmegrad raubt, der zur Lebensäusserung erforderlich ist. Man soll daraus, dass die Kälte der Vegetation sichtbar nachtheilig ist, nicht schliessen, dass sie nicht reize; denn dieser Nachtheil rührt von der mechanisch chemischen Einwirkung her, welcher mit der reizenden ausser allem Verhältnisse steht. — So weit der theoretische Theil dieser Schrift, welcher absolut nicht dazu geeignet ist, den Vf. zur Fortsetzung ähnlicher Producte aufzumuntern. Besser sind dem Vf. die wenigen praktischen Versuche gelungen. *Geschichte einer merkwürdigen Stuhlverstopfung.* Der Kranke wurde stärkend behandelt, obwohl ein organischer Fehler vermuthet wurde. Bey der Section fand sich, ausser Verwachsung der Gedärme, der Zwölffinger-Darm schwarz, zusammengezogen und durchlöchert. *Analekten für den künftigen Beschreiber des Scharlachfiebers.* Man sollte gegen das Scharlachfieber, wie gegen die Pest, einen Cordon ziehen. Als einziges constantes Symptom wird das Fieber zu Anfang der Krankeit angenommen. Richtige und genaue Beschreibung der Zufälle und des Verlaufs der Krankheit. Rec. sah öfters Complication dieser Krankheit mit den wahren Pocken ohne erfolgte Tödtlichkeit. Es fehlt hier nicht an manchen guten semiotischen Winken. Die im Anfange der Krankheit so sehr empfohlnen Brechmittel werden gemissbilligt, und nur zur Erleichterung des Ausbruchs empfohlen. Dem Opium ist der Vf. in dieser Krankheit so wenig als der Rinde günstig. Zur Verhütung empfiehlt er den Gebrauch der Mineral-Säuren. *Etwas über die Kuhpocken.* Einige Zweifel und Fragen, ohne Belang.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Meissner: *Neue Spiele zur Beförderung der Freude und des geselligen Vergnügens*, mit Musik von Hn. *Werner* in Dresden. 1802. 12. 138 S. (16 gr.)

Eine von den vielen Buchhändler-Speculationen, die vom Nachdruck kaum ein Haarbreit verschieden sind! Im Taschenbuche des gesellschaftlichen Vergnügens, das sonst im Vossischen Verlag herauskam und mehrere Auflagen erlebte, ist unter der Rubrik: *Spiele*, auch das Fragespiel mit ungefähr fünf und zwanzig Blättern Antworten befindlich. Sey es! dort passt es hin! Aber hier ist ein ganzes, eignes Buch daraus gemacht, manche jener Fragen beybehalten, und in den Antworten ebenfalls herzlich wenig neues hinzugefügt worden. Klägliche Geistesarmuth, die zu solchen Unterhaltungen ihre Zuflucht nehmen muss! Die Charaden Nr. XXXIX. und die Anekdoten S. 120. sind entweder sämmtlich schon bekannt, oder von sehr geringer Erfindung. Eine der letztern zu Probe. „Als ein Kandidat zum erstenmale predigen sollte, überfiel ihn einige Tage zuvor eine so gewaltige Herzensangst, als er sie noch im ganzen Leben nicht gehabt hatte. Je näher der wichtige Sonntag kam, desto stärker fing sein Herz an zu pochen. Die stärksten Herzensschläge verspürte er am Sonnabend. Er läuft in Gedanken das ganze Reich der Möglichkeit durch, wie er wohl von seiner Predigt loskommen könne, ohne erklären zu dürfen, dass er sie nicht halten wolle. Nachdem er lange hin und her gesonnen hat, fällt ihm ein, es sey noch die einzige Möglichkeit übrig, dass in der Nacht vor dem Sonntage die Kirche wegbrennen könne. Dass er aus Angst gewünscht haben mag, aus dieser Möglichkeit möge eine Wirklichkeit werden, lässt sich vermuthen." — Kann man eine Plattheit schaaler erzählen? Ach! wenn doch manchen Autoren ihr Manuscript den Abend vorher verbrennte, ehe sie es in die Druckerey senden!

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. Wien, b. Doll: *Sammlung auserlesener (?) Lehren und Grundsätze für die Jugend.* Herausgegeben von *F. X. Gaber. Erstes* Bändchen. 1804. (mit einem ältern Titel schon 1803.) 62 S. 8. *Zweytes* Bändchen. 88 S. 8. — Moral- und Klugheitsmaximen, mit einer unschmackhaften Brühe durchwässert, und ein jämmerlich gereimtes Allerley enthält dieses Machwerk, in welchem keine Spur von Ordnung sichtbar ist. Die Rubrik: Absicht der öffentlichen Religionsübung im zweyten Theile, hebt also an:

Was die Obrigkeit befiehlt,
Dient zu unserm Glücke;
Franz der Weise, sanft und mild,
Heftet seine Blicke
Auf das Wohl der Kleinen. Sprecht,
Lepold's Erbe ist gerecht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. October 1804.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Unger: *Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge.* Ein Gespräch, herausgeg. von *Schelling.* 1802. 230 S. 8. (1 Rthl.)

Diese Schrift beginnt mit folgendem Beweise, dass Wahrheit und Schönheit Eins seyen, der in einem Gespräche zwischen *Anselmo, Lucian* und *Alexander* vorgetragen ist. Wahrheit kommt keiner sinnlich bestimmten, irgend unvollkommenen oder einer solchen Erkenntniss zu, welche nur für eine subjective Betrachtungsweise gilt, sondern die wahre Erkenntniss ist gänzlich von aller Zeit und ihren Begriffen unabhängig, geht auf die ewigen Begriffe der Dinge, die bey Gott sind. Bey Gott in der urbildlichen Natur sind nämlich die ewigen Vorbilder aller Dinge, in denen auch jedes einzelne vorgebildet ist; zeitlich ist aber nur das Nachbild der geschaffenen unvollkommenen Natur. Nur die Erkenntniss jener ewigen Vorbilder ist wahr; ausserdem haben wir aber noch eine untergeordnete trügerische Wahrheit in zeitlichen Erkenntnissen, welche der Verknüpfung von Ursach und Wirkung unterworfen sind. Nichts ist aber an sich irrig, verkehrt oder unvollkommen; denn der Irrthum und die Unvollkommenheit des Einzelnen folgen nothwendig aus seinem Wesen; nach der höhern Ansicht ist das Unvollkommene von Ewigkeit her bey dem Vollkommenen, d. h. selbst als Vollkommenheit, gesetzt. Nun ist Schönheit die höchste Vollkommenheit; sie fällt also mit der Wahrheit im Wesen des Absoluten zusammen, Schönheit und Wahrheit sind Eins. Dieser wichtige Beweis hätte, ohne uns mit der so schwierigen Streitfrage zwischen den scholastischen Realisten und Nominalisten über die ewigen Begriffe der Dinge zu befassen, kürzer so geführt werden können: In der absoluten Einheit ist alle und jede Differenz aufgehoben, also auch die des Schönen und Wahren; denn mit diesem allgegenwärtigen, allgenugsamen, ja göttlichen Beweisgrunde lässt sich alles beweisen oder widerlegen. Indessen durch den Beweis des Vfs. gewinnen wir eine neue Idee zur Hebung der grossen Schwierigkeit in der Theodicee. Wir erfahren hier, wenn der Thörigte thörigt, der Irrende irrig, der Böse bös handelt: so thue diess der Vollkommenheit der Welt keinen Abbruch, vielmehr seyen Thorheit, Irrthum und Bosheit von Ewigkeit her bey dem Vollkommnen, und die einzige wahre Unvollkommenheit wäre, wenn der Böse gut, der Gute aber bös handle. Also die Verknüpfung nach dem Gesetze von Ursach und Wirkung gilt zwar nur für eine trügerische Wahrheit, aber dennoch besteht die höchste und einzige Vollkommenheit der Welt allein in der consequenten Anwendung dieses trügerischen Gesetzes. Sind aber, sagt der Vf. weiter, Schönheit und Wahrheit Eins, so ist es auch Philosophie und Poësie. Die Philosophie ist esoterisch, die Poësie exoterisch. Der Philosoph ist der wahre Mystagog, dessen Mysterien, so öffentlich sie auch gelehrt werden, doch nie ausgeschwätzt werden können.

Nun macht *Bruno*, nachdem er aufgefordert worden, und die Vorsteher der ewigen Geheimnisse angerufen hat, sich anheischig, den Grund und Boden dieser allein wahren Philosophie darzustellen. Diess geschieht etwa auf folgende Weise. Die höchste Trennung ist die zwischen der Einheit und dem Gegensatze, beide fallen aber in der höchsten Einheit ungetrennt zusammen. Die absolute, höchste Einheit des Ewigen ist die des Ideal- und Realgrundes, des Denkens und Anschauens, des Wissens und Seyns, des Allgemeinen und Besondern, des Endlichen und Unendlichen. Die Idee aller Ideen, der einzige Gegenstand aller Philosophie, ist also die, welche die Ungetrenntheit des Verschiedenen von Einem, des Anschauens vom Denken ausdrückt. Im Absoluten ist nicht einmal ein Unterschied des Seyns und Nichtseyns; in unserm Erkennen aber ist das Ideale und Reale, Mögliche und Wirkliche getrennt — eine solche Erkenntniss ist aber falsch, und in Ansehung der höchsten Idee ohne Bedeutung. Die unendliche Idealität ist das unendliche Denken, die unendliche Möglichkeit aller Dinge ohne Beziehung auf Zeit, der zeitlos unendliche Begriff. Diesem steht entgegen, ist ihm aber im Absoluten der ewigen Idee der Dinge verbunden, die zeitlos unendlich endliche Realität der Anschauung. Es ist also die höchste Idee: dass in der ungetrübten Klarheit des Ewigen die absolute Einheit und Indifferenz aller Differenzen ist, so dass jede Differenz nur durch die wechselseitige Verschiebung des Endlichen und Unendlichen im Ewigen entsteht; oder mit andern Worten: „Wir werden in dem Wesen jenes Einen, welches von allem Entgegengesetzten weder das eine, noch das andere ist, den ewigen und unsichtbaren Vater aller Dinge erkennen, der, indem er selbst nie aus seiner Ewigkeit heraustritt, Unendliches und Endliches begreift, in einem und demselben Act göttlichen Erkennens; und das Unendliche zwar ist der Geist, welcher die Einheit aller Dinge ist; das Endliche an sich zwar gleich dem Unendlichen, durch seinen eigenen Willen aber ein leidender und den Bedingungen der Zeit unterworfener Gott. Diese

drey sind nun Eins in einem Wesen und auch das Endliche als Endliches gleichwohl ohne Zeit bey dem Unendlichen." (Diese Stelle charakterisirt vorzüglich Sprache und Denkart dieser gewiss ächt-christlichen zum Neoplatonismus zurückführenden Schrift.) Hierin wird aber das Bewusstseyn überflogen, wie darf das seyn? Es wird nur das begründete Bewusstseyn überflogen, über diesem steht aber noch das absolute Bewusstseyn, für welches eben jene Einheit des Anschauens und Denkens das Princip des Wissens ist. Jede relative Einheit ist wechselseitig, so dass, wenn ein Ideelles als unterscheidbar gesetzt wird, so nothwendig auch ein Reelles als Reelles. Der relativen Einheit des Bewusstseyns steht also die des Seyns entgegen, und es bedingen sich Seyn und Wissen einander, keins ist Princip des andern. Im absoluten Erkennen wird also die absolute Einheit vom Bewusstseyn befreyt gedacht, es ist so wenig das Seyn durch das Denken, als umgekehrt bestimmt, und wer diess nicht sieht, der ist der wahren intellectuellen Anschauung noch nicht theilhaftig. Rec. meynt hiebey, dass also das absolute Erkennen wohl gar kein Erkennen sey, und folglich dem ewigen Vater nicht füglich, wie vorhin, ein Erkennen beygegeben werden könne.

Nun kommt der Vf. auf die grosse Schwierigkeit aller Platonischen, d. h. derjenigen Philosophie, welche nur von der Einheit der Vernunft ausgehen will. Wie ist aus dem Ewigen selbst einzusehen die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Trübung seiner ewigen Klarheit und Durchsichtigkeit, die Möglichkeit und Nothwendigkeit jener falsch genannten, an die Zeit gebundenen Erkenntnissart, welche die unsere ist, oder die Möglichkeit und Nothwendigkeit jenes Heraustretens aus dem Ewigen, mit dem das Bewusstseyn verknüpft ist? Die Beantwortung dieser Frage beschäftigt den Vf. von S. 80—180., und besteht in folgendem: „In der höchsten Einheit setzen wir vorerst zwar die absolute Unendlichkeit dieser aber nicht entgegen, sondern schlechthin angemessen, genügend, weder selbst begränzt, noch jene begränzend, das zeitlos Gegenwärtige und unendlich Endliche, beide als ein Ding selbst nur im Erscheinenden unterscheidbar und unterschieden, der Sache nach völlig eins, doch dem Begriffe nach ewig verschieden, wie Denken und Seyn, ideal und real." — „Weil aber das Endliche, obschon reeller Weise, dem Unendlichen völlig gleich, doch ideell nicht aufhört endlich zu seyn: so ist in jener Einheit auch wieder die Differenz aller Formen — nur in ihr selbst ungetrennt von der Indifferenz — jedoch so enthalten, dass für sich selbst jedes aus ihr sich ein eignes Leben nehmen, und ideell zwar in ein unterschiedenes Daseyn übergehen kann." — „In jedem Dinge ist aber die Differenz der Anschauung Leib, die Indifferenz des Denkens Seele." — „Die Körperwerdung nun der Ideen ist folgende. Auch das Anschauen für sich ist ohne Differenz; diese wird ihm nur durch den Gegensatz gegen das Denken. Indem aber das Anschauen in diesem Gegensatze sich absondert, zieht es zugleich die Idee mit in die Zeitlichkeit, welche dann als das Reale erscheint. Das der Differenz Empfängliche ist das zeitlos mütterliche, das Denken das väterliche Princip; das Reale aber in der Zeit ist das dritte aus diesen entstandene. Je mehr nun das Endliche an einem Wesen von der Natur des Unendlichen hat, desto mehr nimmt es auch von der Unvergänglichkeit des Ganzen an, desto dauernder und bleibender erscheint es." — Von dieser Art sind die Weltkörper. — „Unter Weltkörpern ist aber zu verstehen die erste Einheit eines jeden selbst, aus welcher erst diese Mannichfaltigkeit und Getrenntheit der einzelnen Dinge auf ihm auf gleiche Weise hervorgegangen ist, wie aus der absoluten Einheit die unendliche Mannichfaltigkeit aller Dinge. Die Weltkörper sind zwar unendlicher Verwandlungen, gleich einem organischen Leibe, fähig, an sich aber unvergänglich und unverderblich, frey, ferner unabhängig wie die Ideen der Dinge, losgelassen, sich genügend, mit einem Worte selige Thiere und in Vergleichung mit uns Menschen unsterbliche Götter." — Aus dieser Ansicht werden nun die Keppler'schen Gesetze, gleichsam die Hauptregeln der göttlichen Tanzkunst, abgeleitet, ungefähr eben so, wie *Keppler* Ebbe und Fluth aus der Respiration der Erde erklärte, welche er auch für ein Thier nahm. Das Princip dieser Ableitung ist: „dem Endlichen für sich kommt keine Realität zu, vielmehr hat es zu der Substanz ein solches Verhältniss, dass es erst mit seinem Quadrat vervielfacht ihm gleichkommt." Unter diesem Quadrat mag sich dann der Leser denken, was er für gut findet. Ferner erfahren wir: der Raum ist dasjenige, was aus der Beziehung des Endlichen, Unendlichen und Ewigen entspringt, wenn jene beide zwar absolut gleich werden. Die reine Länge drückt den Begriff aus, der sich unmittelbar auf das Endliche bezieht; zu ihr kommt gleich die Breite, weil die relative Einheit nicht existiren kann, als in Beziehung auf ein einzelnes Endliches; die Dicke aber entsteht dadurch, dass die beiden ersten Dimensionen sich einander auslöschen. — Die Schwere ist das Princip, zu welchem die Dinge zwar im Differenzverhältnisse erscheinen, und welches die Seele oder den Ausdruck des unendlichen Denkens an ihnen dem Leibe verknüpft. — Das Gesetz der Gravitation wird so abgeleitet: Die Zeit, die lebendige Einheit, wird in der Schwere der Differenz verbunden; aus der Verbindung aber der Einheit mit der Differenz entspringt das Maass der Zeit, die Bewegung; wo also ein Ding nicht die Substanz in sich selbst hat, bewegt es sich nothwendig gegen das, worin ihm das Seyn ist, dieses aber so, dass die Zeit der Bewegung nicht der Entfernung, sondern dem Quadrate der Entfernung gleich sey, daher umgekehrt, indem es sich gegen das bewegt, in welchem es ist, die Zeiten sich vermindern und die Räume ihren Quadraten gleich werden. — Die Weltkörper sind sinnige Thiere, denen ihre Zeit eingeboren ist. Von der Sonne heisst es: In der Mitte aber aller Planeten, an dem Abbild ihrer Einheit, ent-

entzündete sich das unsterbliche Licht, welches die Idee aller Dinge ist. Die Substanz der Planeten ist in der Sonne, daher laufen sie um dieselbe; man bewundert vorzüglich die mehr als menschliche, ja göttliche Kunst, mit der sie ihren Lauf so zu menagiren wissen, dass der *radius vector* immer gleiche Räume in gleichen Zeiten beschreibt. Nach den Keppler'schen Gesetzen folgt eine Erklärung der andern Verhältnisse im Sonnensysteme, wobey vorzüglich *Kant's* Idee, die minder dichten Planeten für die vollkommnern zu halten, angewendet wird. Hier erfahren wir, dass die Planeten sich um ihre Achse drehen, um ihre Materie der Sonne zu entziehen, welche nach derselben trachtet, um sie in sich zu nehmen; die Monde hingegen, welche bey einem Umlaufe sich nur einmal um ihre Achse drehen, sind schon an ihre Hauptplaneten verloren. — Weiter wird das Licht als die ewige Idee aller körperlichen Dinge abgeleitet, sodann das Leben, von dem ein Ding um so mehr in sich hat, je mehr es Zeit und Licht selbst in sich hat, je mehr es sich aus der absoluten Einheit absondert. Im Lebendigen wird nun die Form die Substanz, die Seele aber ist der Begriff eines Dinges. Daraus erhalten wir denn organisirte Wesen, und endlich menschliche Vernunft. Bis hieher war auf der Seite des Realen das Seyn abgeleitet worden; nun wird dagegen auf der Seite des Ideellen die Organisation des Ichs entwickelt. Das unendliche Erkennen kann nur als die Seele eines Dinges existiren, welches das Endliche unendlich, also das Universum, in sich darstellt. Diess Ding ist ein Einzelnes, der Zeit unterworfen, und die Seele, deren Object es ist, mit ihm. Die Seele, welche der Begriff dieses Dinges ist, ist nur ein Theil der unendlichen Möglichkeit, die in Gott ohne Zeit wirklich ist; in die einzelne Seele fällt aber nur die Wirklichkeit von dem, wovon in ihm selbst die Möglichkeit enthalten ist. Hierin liegt eine doppelte Ansicht der Seele, sie ist das unendliche Erkennen selbst, aber auch der Begriff dieses existirenden Dinges, sie ist endlich und unendlich zugleich. Als endlich ist sie das, was wir den Leib nennen. Die unendliche Seele verhält sich also zur endlichen wie Seele zum Leib, und der Gegensatz zwischen Seele und Leib ist in die Seele versetzt. Die endliche Seele ist die Möglichkeit, wovon in dem Leibe die Wirklichkeit ist; also auch endliche und unendliche Seele verhalten sich wie Wirklichkeit und Möglichkeit, die letzte also ist schlechthin unendlich, der unendliche Begriff des Erkennens; jene aber das objective endliche Erkennen, welches, dem Leibe unterworfen, ins Unendliche ein bestimmtes Einzelnes ist. Beide verhalten sich wie Anschauen und Denken; die Einheit des Anschauens und Denkens enthält also Einheit des objectiven Erkennens mit dem unendlichen Begriffe des Erkennens. Das objective Erkennen in Beziehung auf den Begriff des Erkennens ist aber auch unendlich; hier kommt also das Unendliche zu sich selber hinzu. Dasjenige aber, in dem das Unendliche zum Unendlichen kommt, ist — das Ich. — Im Ich wird also das unendliche Denken sich im endlichen Object, und die endlichen und erscheinenden Dinge sind für das Ich nur durch das Ich; denn sie gelangen in das zeitliche Erkennen nur durch das Objectivwerden des Unendlichen im Endlichen. Das Wissen besteht also in der Einheit des objectiven Erkennens mit dem unendlichen Begriffe desselben. Das objective Erkennen aber ist Anschauung, der das Denken entgegensteht. Im Ich ist also eine dreyfache Erkenntnissweise. In der Anschauung wird das Endliche, Unendliche und Ewige im Ganzen dem Ewigen untergeordnet, dabey ist das Endliche die Empfindung, das Unendliche die reine Anschauung der Mathematik. Im Denken für den Verstand oder die Reflexion ist dagegen das Endliche, Unendliche und Ewige im Ganzen dem Unendlichen untergeordnet. Das Unendliche, unendlich gesetzt, ist der Begriff; die Unendlichkeit des Begriffs aber ist eine blosse Unendlichkeit der Reflexion, das Schema der Reflexion aber die Linie, welche den Dingen zwar die Zeit einpflanzt, lebendig aber und thätig gesetzt, die Zeit selbst ist. So werden denn Begriff, Urtheil, Schluss und die Kategorieen abgeleitet. *Bruno* entdeckt dabey seinen Zuhörern: In jedem Schlusse ist bey aller Verschiedenheit der Obersatz in Bezug auf den Untersatz kategorisch und unendlich, der Untersatz hypothetisch und endlich, der Schlusssatz aber disjunctiv, und jenes sowohl als dieses in sich vereinigend. In logischer Ekstase bricht darauf *Lucian* in den Ausruf aus: O bewundernswürdige Form des Verstandes! Welche Lust ist es, deine Verhältnisse zu ergründen und den gleichen Abdruck des Ewigen vom Gerüste der körperlichen Dinge an bis herauf zur Form des Schlusses zu erkennen. — Durch dieses Anschauen und Denken bis zum Schlusse erhalten wir aber ein blosses Wissen um Erscheinungen, dessen Gegenstände ohne dieses Wissen nichts sind. Es ist der unseligste Missgriff, die im Schlusse dem Verstande untergeordnete Vernunft für die Vernunft selbst zu halten. Durch diesen Missgriff entstand alle bisherige Logik, und alle bisherige Philosophie war blosse Anschauung oder Verstandesphilosophie, dagegen die wahre Philosophie einzig durch blosse Vernunft das Endliche, Unendliche und Ewige nur unter dem Ewigen erkennt. (Kein Wunder, wenn hierbey ein solcher Verstandesphilosoph dachte: die Vernunft des Vfs., die den Verstand verloren hat, könne nun nur einer gesetzlosen Phantasie in die Arme fallen und mit dieser rasen, wie das Volk bey den Alten, seinen Dichtern nachsagte.) Nun wird denn endlich das Gesetz jener höchsten Weisheit, der Erkenntniss des Endlichen, Unendlichen und Ewigen im Ewigen ausgesprochen: „Das Ewige erkennen heisst in den Dingen Seyn und Denken nur durch sein Wesen vereinigt erblicken, nicht aber, es sey den Begriff als die Wirkung des Dinges, oder das Ding als die Wirkung des Begriffs zu setzen. Nimmermehr wird zur Anschauung seiner unbeweglichen Einheit gelangen, wer sich nicht von dem Wiederschein abwenden kann. Denn jener König und Vater aller Dinge lebt in ewiger Seligkeit ausser allem Widerstreite, sicher und unerreichbar in seiner

seiner Einheit, wie in einer unzugänglichen Burg." So lauten die eignen Worte des Vfs.

Wenn wir nun das Ganze dieser Beantwortung der Frage nach der Möglichkeit und Nothwendigkeit des Hervortretens vom Endlichen im Ewigen, oder der Verschiebung des Endlichen und Unendlichen im Ewigen, übersehen: so finden wir wohl, dass man in derselben die ganze materielle und geistige Welt vor unsern Welt vor unsern Blicken hat entstehen lassen; aber wen so glänzende Geschenke nicht blenden, der wird leicht bemerken, dass bey dem allen eine Antwort auf den Hauptpunkt gar nicht einmal versucht sey. Man hat überhaupt nur geschildert, wie jene einmal vorausgesetzte Verschiebung eigentlich beschaffen sey, aber keinesweges, was jenen ewigen König und Vater bewogen habe, überhaupt seine ewige Klarheit und Durchsichtigkeit zu trüben. Indessen ist der Vf. nirgends der Wahrheit näher, als eben da, wo wir ihn zuletzt verlassen haben. Er fährt fort S. 170.: „Die Natur indess jenes Ewigen an und für sich selbst durch sterbliche Worte auszusprechen, ist schwer, da die Sprache von den Abbildern hergenommen und durch den Verstand geschaffen ist." Dieser Beweisgrund ist sehr gut, aber es folgt mehr daraus, als dem Vf. lieb seyn kann. Wenn wirklich die Sprache, ganz von den Abbildern hergenommen, dem Verstande gehört, so wird es nicht nur *schwer*, sondern *unmöglich* seyn, mit sterblichen Worten die Natur jenes Ewigen auszusprechen, — und was anders, als die Sprache dieser sterblichen Worte, steht dem Vf. zu Gebote, um sich selbst und andern sich deutlich zu machen? Wir kommen also hier wieder auf die von *Kant* zuerst deutlich gemachte Idee zurück, dass wir das ewige Seyn der Dinge an sich durch keine positiven Vorstellungen, sondern nur durch die negativen Ideen der Aufhebung der Schranken des Endlichen zu erreichen vermögen, wie denn auch der Vf. selbst weiter bemerkt, dass wir weder Einheit, noch Mannichfaltigkeit, weder Seyn, noch Erkennen, eigentlich wirklich vom Ewigen aussagen können. Es wäre also wohl das gerathenste, zur Kantischen Kritik der Vernunft zurückzukehren und auf dem erfreulichen Felde der Erfahrung den Blick wieder zu erfrischen, ehe er durch das starre Schauen in ein überirdisches Licht ganz erblindet. Scheint diess dem Vf. zu viel gefordert, so ersucht ihn Rec., nur ein einziges Mal, anstatt wie bisher einzelne Bestimmungen der Erscheinung in das Ewige überzutragen, irgend etwas wirklich Positives aus dem Absoluten, welches ja doch sein einziges Princip seyn soll, abzuleiten. Bis dahin wüsste er zu der ganzen neuen Kosmogenie nichts Zweckmässigeres zu sagen, als was *Mephistopheles* meynt:

> Mit Worten läfst sich trefflich streiten,
> Mit Worten ein System bereiten,
> An Worte kann man trefflich glauben,
> Von einem Wort läfst sich kein Jota rauben.

(*Der Beschluss folgt.*)

JUGENDSCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Schneider u. Weigel: *Rosenblätter* (;) *neue Erzählungen und Lieder*. Ein Lehr- und Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde; von *J. M. Armbruster*. (*Erstes* Bändchen.) *Neue* (?) Auflage. Mit Kpf. 1803. 122 S. *Zweytes* Bändchen: *Volkslieder der Teutschen*. 172 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Die *erste* Auflage, welche 1791. erschien, ist in der A. L. Z. nicht recensirt worden; die gegenwärtige scheint die unveränderte alte zu seyn. Das *erste* Bändchen enthält nicht nur aus dem Französischen übersetzte prosaische Erzählungen, sondern auch Lieder und versificirte Erzählungen, die der Vf. selbst verfertigte. Sowohl diese als jene sind mittelmässig; doch die prosaischen Aufsätze noch besser, als die poetischen, wiewohl auch in jenen Redensarten, wie S. 23.: Fragen *machen* (thun, oder aufwerfen); S. 75.: *zänkische* Fehler (Fehler der Zanksucht), vorkommen. — Das *zweyte* Bändchen enthält Gedichte verschiedener Art, von *Bökh*, *Ekkard*, *Schubart*, *Degen*, *Weiße*, *Claudius*, *Overbeck* u. a., ohne einen bestimmten Plan zusammengetragen. Ihr Werth ist sehr verschieden. Man stösst auch auf Stellen, wie S. 15.:

> Vergönne, dass der lieben Engel Schaar
> mich *für* die Macht der Finsterniss bewahr u. s. w.

Jetzt dürfte das Buch schwerlich mehr sein Glück machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wien*, b. Camesina: *Von einer eignen Art Lymphgeschwulst und der zweckmässigsten Methode, dieselbe zu heilen*. 1801. 38 S. 4. (8 gr.) — Ein einzelner Abdruck aus den Abhandlungen der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie zu Wien, Bd. II. Ihr Gegenstand ist wichtig, und wurde bis jetzt zu sehr vernachlässigt. Die bekannte Einrichtung jener Societätsschriften, dass die Abhandlungen auch einzeln mit besondern Titeln und Seitenzahlen verkauft werden, zeigt sich also auch hier nützlich. Nur sind in jener Sammlung S. 327—334. *Reflexionen über die Phänomene einer geschwächten Lebensthätigkeit bey lymphatischen Geschwülsten und über den Grund der Tödtlichkeit derselben*, von *J. Adam Schmidt*, nachgeschickt, von welchen, wenigstens in des Rec. Exemplare des einzelnen Abdrucks der Abhandlung von *Beiel*, nur als Custos auf der letzten Seite die Buchstaben *Re* abgedruckt sind, obgleich die Reflexionen interessant sind und dazu gehören.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. October 1804.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Unger: *Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge* u. s. w. von *Schelling*.

(*Beschluss der in Num. 285. abgebrochenen Recension.*)

Der letzte Theil der Schrift giebt unter der Voraussetzung der höchsten Idee der Philosophie eine Uebersicht aller andern Meinungen. Es heisst hier: „Der Stoff der Philosophie ist von der Natur des Unzerlegbarsten; gleichwie aber der eine Schwerpunkt der Erde von vier Seiten angesehen werden kann, und der eine Urstoff durch vier gleich edle Metalle sich darstellt: so hat auch jenes Unzerlegbare der Vernunft vorzüglich in vier Formen sich ausgesprochen, welche gleichsam die vier Weltgegenden der Philosophie bezeichnen; denn der Westwelt scheint zwar das zu gehören, was die Unsrigen Materialismus genannt haben, dem Orient aber das, was Intellectualismus, südlich aber können wir den Realismus nennen, nördlich den Idealismus."

Die bisher dargestellte Schrift ist für die Geschichte der neuern Philosophie von ausgezeichneter Merkwürdigkeit, indem sie den Grad bezeichnen wird, in welchem ein Philosoph unserer Zeit, der nicht geringe Ansprüche auf Originalität macht, sich dem Geiste des Neoplatonismus, der Kabbala oder dem Mysticismus annähern konnte. Während unsere Nachbaren anfangen, schon das blosse Wort Philosophie zu verachten und zu verschreyen, scheint der Charakter unserer Philosophie sehr an Besonnenheit zu verlieren u. sich in Mysticismus umzuändern. Verworrenes und unbestimmtes Denken verbreitet sich; selbst mehrere unserer bessern Kritiker in Sachen des Geschmacks fangen an, anstatt der reinen Zeichnung und Form, die ihnen eine Zeitlang vor den Augen schwebte, sich an formlose mystische Ideen zu halten, in denen sie Religion zu haben meynen. So könnte es leicht geschehen, dass wir auf lange Zeit wieder die Früchte einer mühsamen beträchtlich vorgerückten Arbeit verlieren, nämlich die errungene bestimmte Einsicht der kritischen Philosophie. Jede gebildete gesunde Philosophie kann nur von dem Allgemeinverständlichen, dem Einzelnen der Erfahrung, ausgehen; dagegen ist es jeder ungebildeten Vernunft natürlich, sobald sie zu philosophiren anfängt, gleich nach einem höchsten Princip, nach einer Idee absoluter Einheit zu greifen. So lange sie aber nicht das Ganze, Mannichfaltige der sinnlichen Gegenstände (versteht sich seinen Hauptmomenten nach) kennt und geordnet hat, ist ihr diese höchste Einheit nur eine leere Idee, mit der sie auf vielfache Weise zu spielen und zu phantasiren vermag, ohne je auf ein festes genugthuendes Resultat zu kommen. So hat denn auch der Erfolg hinlänglich gezeigt, dass unsere sogenannte neueste Philosophie mit allen ihren immer erneuerten Anstrengungen nie über die Worte einer Identität, Indifferenz und absoluten Einheit hinauskommen konnte. Schon mehr als zwanzig neue Physiologieen sind seit einigen Jahren aus diesem Absoluten geboren worden, keine spricht wie die andere, und jede behält Recht.

Mit diesen Schwachheiten der Kindheit aller Philosophie verbindet Bruno noch einen andern gefährlichen Fehler. Wer mit dem Vf. Schönheit und Wahrheit, Philosophie und Poësie für Eins nimmt, dem mag allerdings die durch das Ganze gehende Halbdichtung, oder eine groteske Vorstellung, wie die, Weltkörper für selige Thiere zu nehmen, gefallen. Aber so reich eine dichterisch starke Phantasie sich auch darin zeigen kann, das Leben des Geistes überall im Tode der Materie wieder zu sehen: so ist es doch der Tod aller Wissenschaft, diese Beziehungen für Wahrheit zu nehmen; wir werden dadurch unvermeidlich einem formlosen verworrenen Mysticismus überliefert. Wahre Gesundheit der Seele wird das Gebiet der Philosophie von dem der Kunst scharf getrennt zu halten wissen, und es ist ein krankhafter Zustand, in verwischten Bildern den Begriff der einen mit der Anschauung der andern zu vermengen.

Uebrigens tritt Bruno möglichst gewaffnet gegen Beurtheilungen auf. Die angeführten Stellen zeigen hinlänglich, wie sehr die Sprache sich den logischen Regeln entzieht. Eben so sehr schützt die Halbdichtung im Ganzen den Gedanken gegen Anfeindungen der Logik, und die griechisch gewandten Constructionen erwehren sich häufig aller Deutlichkeit; (die ganze Schrift liest sich nämlich wie eine unbeholfene Uebersetzung aus dem Griechischen); womit jedoch Rec. nichts gegen alle Versuche gesagt haben will, unsere liebe deutsche Sprache griechisch, englisch, spanisch, und was sonst, reden zu lassen, wenn man nur die Zurechtrenkungen der ersten Tanzstunden nicht für Meisterstücke des Ballets geben will.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre*, von *Immanuel Kant*. — *Zweyte*, verbesserte Auflage. 1803. XV u. 190 S. (16 gr.)

Dass diese neue Auflage der Kantischen Tugendlehre nicht vermehrt ist, zeigt schon die Zahl der Seiten,

Seiten, welche der der ersten Auflage ganz gleich ist. Die Verbesserungen bestehen in hie und da deutlicher gefafsten Ausdrücken und Constructionen; auch sind die in der ersten Auflage hinten angezeigten Druckfehler corrigirt. Manche nöthige Verbesserungen sind doch noch übersehen, z. B. dass es S. 10. statt: der Tugend = + *a* ist die *negative* Untugend (moralische Schwäche) = *o* als logisches Gegentheil, das Laster aber = − *a* als Widerspiel entgegengesetzt, heissen sollte: der Tugend = + *a* ist die Untugend (moralische Schwäche) = *o*, als logisches Gegentheil, die *negative Tugend* (das Laster) aber = − *a*, als Widerspiel, entgegengesetzt; oder, S. 19. Z. 11. v. o., da der subjective Zweck (den *jedermann* hat), heissen sollte: (den *jemand* hat). Doch steht S. 94. Z. 6. v. u. st. Gering*fähig*keit, Gering*fügig*keit; S. 95. Z. 4. v. o. st. sittlich-falsche Kriecherey (*humilitas spuria*) heisst es: falsche *moralische* Demuth (*humilitas moralis spuria*) *oder geistliche* Kriecherey. Rec. meynt, dass zwischen den Wörtern *sittlich-falsche* und *Kriecherey* bloss die Wörter *Demuth oder* ausgelassen, und folglich einzuschieben sind. Nicht verbessert aber ist S. 95. Z. 5. v. u., da es st. *Abwürdigung*, *Herabwürdigung*, und S. 107. Z. 10. v. u. und S. 147. Z. 11. v. u., wo es statt *spiritus*, *animus* heissen sollte. S. 98. Z. 9. v. u. steht st. *dem angebohrnen*, *den angebohrnen*; aber S. 111. Z. 9. v. u. fehlt immer noch zwischen *dergleichen* und *sind* das ausgelassene Wort *Schöpfungen*. S. 112. Z. 11. v. o. heisst es nun richtig st. *Zweck*, *Pflicht*, und Z. 14. ist *Auf* weggelassen; Rec. liest aber lieber Z. 15. hinter *vorzüglich*, *hinzuwirken*. S. 131. ist eine gute Verbesserung, nämlich Z. 10. v. o. heisst es st. *wie dann dieses — respectiv*, jetzt, *wie dann* (besser *denn*) auch eine beleidigende Art des Wohlthuns, *Barmherzigkeit* genannt, die ein Wohlwollen ausdrückt, was (besser *welches*) sich auf den Unwürdigen bezieht, unter Menschen — dürfen, respectiv u. s. w. Die Correctur S. 168. aber hat zugleich *Kants* Eigenthümlichkeit weggestrichen, und ist folglich falsch. Es muss bloss Z. 8. 5. u. 1. v. u. st. *O* heissen o (Null), und hinter *O* (*o*) das — = *O* ganz wegfallen. S. 173. muss hinter (*recapitulirt*) stehen: *werden*; welches nicht verbessert ist. — Löblich ist es, der Citaten wegen, dass die Seiten beider Auflagen vollkommen übereinstimmen.

Leipzig, im Compt. d. Lit.: *Der rationale Eudämonismus.* Ein Beytrag zur Auseinandersetzung des Streites zwischen Puristen und Eudämonisten. 1804. VI u. 135 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, welcher sich *A. W.* zu R. unterschreibt, kann sich von dem Princip des Kantischen Moralsystems nicht überzeugen, und glaubt hier einen *rationalen* Eudämonismus dargestellt zu haben. Sein Princip ist *Fortdauer glücklicher Existenz*; diese, meynt er, sey der *praktische Totalzweck aller unserer Willenshandlungen*, und aus demselben lasse sich überzeugend bestimmen, was sittlich-gut und böse sey. Auch lasse sich daraus die *objective Verbindlichkeit*, das Sittlichgute zu wählen und das Sittlichböse zu vermeiden, demonstriren. *Zur völligen Befriedigung aller unserer sittlichen Bedürfnisse* aber, glaubt der Vf., müsse man aus dem Gebiete der Speculation in das Gebiet des Glaubens (von dem aber des Vfs. Vorstellungen auch nicht ganz richtig sind) übertreten. Das Büchelchen ist in 71 §§. und nach sieben Kapiteln abgetheilt. Gleich anfangs will der Vf. die Entstehung der philosophischen Moral als Wissenschaft erklären, und erklärt eigentlich nur die Entstehung der äussern Gesetzgebung und des äussern Gottesdienstes in der Erfahrung. Die Begriffe von *gut* und *böse*, *recht* und *unrecht*, können aber nicht von einer *äussern*, sondern nur von einer *innern* Gesetzgebung, auch nicht von der bürgerlichen Gesellschaft, abgeleitet werden. Und eben so wenig kann die Vorstellung von einer *religiösen Verbindlichkeit*, das Gute zu thun und das Böse zu unterlassen, aus Hoffnung der Belohnung und Furcht vor den Strafen übermenschlicher Wesen entstanden seyn; sondern diese Verbindlichkeit setzt den mit der *Moralität endlichen* und *nach Zwecken* handelnden Wesen unzertrennlich verknüpften Glauben an einen *heiligen* Urheber und Herrn der Welt voraus. Im Folgenden bestimmt der Vf. die Begriffe von *sittlich-gut* und *böse* wieder ganz anders; so dass es scheint, er glaube, diese Begriffe ändern sich mit der steigenden Cultur des menschlichen Verstandes. Es wird nämlich die Vernunft und mit ihr die ganze Moralität, auf eine höchst sonderbare Art aus der physischen Natur des Menschen hergeleitet, und so, ohne dass der Vf. dieses ahndet, alle Imputation und Freyheit des Willens, mit denen die bloss physische Ableitung der Handlungen nach dem Gesetz der Causalität im Widerspruch steht, unmöglich gemacht. Uebrigens hätte der Vf. die Unstatthaftigkeit seines Moralprincips schon daraus erkennen können, dass es, wie eingestanden wird, *hypothetisch* ist, und folglich mit dem Aufgeben der Hypothese (ich mag keine Fortdauer einer glücklichen Existenz) zugleich die moralische Verbindlichkeit (die Pflicht, nach der Fortdauer einer glücklichen Existenz zu streben, worin die Moralität bestehen soll) wegfallen würde.

PÄDAGOGIK.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Der neue deutsche Schulfreund*, ein nützliches Hand- und Lehrbuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Herausgegeben von *H. G. Zerrenner*. *Erstes* Bändchen. 1801. 138 S. *Zweytes* Bdchen. 1802. 138 S. *Drittes* Bdchen. 138 S. *Viertes* Bdchen. 1803. 134 S. *Fünftes* Bdchen. 129 S. *Sechstes* Bdchen. 1804. VI u. 136 S. 8. (Jedes 10 gr.)

Auch unter dem Titel:

Der deutsche Schulfreund, 25—30. Bd. u. s. w.

Der Anfang des 19ten Jahrhunderts schien dem Herausg. ein bequemer Zeitpunkt, den auf 24 Bände herangewachsenen Schulfreund zu schliessen, und ihn in

in einer neuen Reihe von Bänden unter dem Titel des *neuen Schulfreundes* zu beginnen. Zweck und Plan dieser Zeitschrift ist im Ganzen derselbe, welcher dem bereits geschlossenen Schulfreunde zum Grunde lag. Die vor uns liegenden Stücke rechtfertigen das Vertrauen, welches sich der würdige Herausg. bey dem pädagogischen Publicum erworben hat. Die hier gelieferten theoretisch- und praktisch-pädagogischen Aufsätze sind fast alle, der eine mehr, der andere weniger lehrreich; manche haben noch durch schätzbare Anmerkungen des Herausgebers ein höheres Interesse erhalten. Das *erste* Stück eröffnet der Herausg. mit einer kurzen Nachricht von der mit dieser Zeitschrift vorgenommenen Veränderung. Hierauf theilt ein ehrwürdiger Veteran unter den Pädagogen, Hr. *v. Rochow*, einige Worte über gründliche Schulverbesserung mit. Sehr richtig hält er nur diejenigen Schulverbesserungen dieses Namens werth, die so beschaffen sind, dass die Jugend durch sie geschickt gemacht werde zu jedem guten Werke ihres künftigen Berufs. Ein alter katholischer Pfarrer muntert in einem recht herzlichen Tone seine katholischen und protestantischen Amtsgenossen auf, alle Polemik aus den Schulen zu entfernen, und wünscht eine Nationalbibel für alle Confessionen. Im Ganzen stimmen wir diesem wackern Manne bey, wiewohl er darin zu weit zu gehen scheint, dass er es einem *Leß*, *Rosenmüller* u. a. zum Vorwurf macht, wenn sie bey Gelegenheit des Vortrags der Religionsgeschichte die Missbräuche der römischkatholischen Kirche rügen. Ihre Rüge bezieht sich ja grossentheils auf ehedem herrschende Missbräuche in dieser Kirche. Eine Bekanntschaft mit dem Verfall des Christenthums kann aber auch für die Jugend in mancher Rücksicht lehrreich werden. Hn. Consistorialr. u. Dir. *Briegleb's* Aufsatz: von den Pflichten eines Schulaufsehers, enthält für Schuldirectoren manchen der Beherzigung werthen Gedanken.

Zweytes B. Hr. Prior *Hoogen* theilt Wünsche über die Bildung eines nationalen Gemeingeistes durch einen allen Bürgern gemeinschaftlichen Unterricht mit. Was Hr. Conr. *Perlet* in Ohrdruf über die Pädagogik der Alten sagt, ist nur Einleitung zu einer künftig zu liefernden Abhandlung. Die in diesem Bändchen von einem Ungenannten angefangene und im dritten B. fortgesetzte Prüfung des Vorschlages, Candidaten zu Lehrern in Bürger- und Landschulen zu bestellen, verbreitet sich auch über andere zur Hauptsache nicht gehörige Gegenstände.

Drittes B. Einige Bemerkungen über das Auswendiglernen biblischer Sprüche von der Schuljugend, vom Hn. Pred. *Käselitz*, gehen nicht tief genug in diesen Gegenstand ein.

Im *vierten* B. theilt Hr. *Zerrenner* seine Gedanken über *Olivier's* Lehrmethode mit. Die Zweifel, welche Hr. *Z.* am Schlusse dieses Aufsatzes gegen die angeblichen Vorzüge dieser für neu ausgegebenen Methode äussert, dürften nicht so leicht abzuweisen seyn, als die zu enthusiastischen Freunde dieser Lehrart glauben. Hn. *Wilmsen's* Beytrag zur Beförderung zweckmässiger Leseübungen macht auf einige ganz gute Kunstgriffe aufmerksam, welche bey dem Lesenlehren angewendet werden können.

Fünftes B. Ueber sogenannte Klipp- oder Winkelschulen, von Hn. Pred. *Reinhold* zu Woldegk. Wenn der Vf. in der Einleitung zu diesem viel Wahres enthaltenden Aufsatze sagt, dass bey den aufgeklärten Völkern des Alterthums fast nirgends eine Spur von öffentlichen Anstalten zur Geistesbildung angetroffen werde: so ist diess doch wohl etwas zu weit gegangen. Schon aus *Meusel's* Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit wird sich der Vf. hierüber eines andern belehren können. Nicht über das Gewöhnliche erheben sich die beiden folgenden Aufsätze: Warum Prediger und Schullehrer nicht immer in freundschaftlichem Verhältnisse stehen, von *W.*; und Anweisung und Schulplan für Lehrer der Bürgertöchter-Schule zu Waldkappel, vom Hn. Metrop. *Rehm.*

Sechstes B. Hr. *M — r* beantwortet die Frage: ob das Wiederholen der Predigt mit Schulkindern zweckmässig sey. Er hält es dafür, wenn die Predigt praktisch, und die Disposition derselben richtig war. Rec. findet keinen Grund zu widersprechen; nur glaubt er, dass man zuvor den Kindern einige Anleitung zum Auffassen eines zusammenhängenden Vortrags dadurch geben müsse, dass man ihnen erst kürzere, dann längere Vorträge vorlieset, und sie dabey auf den Hauptgedanken und die Eintheilung desselben u. s. w. aufmerksam macht. — Das Schema zu den Schulprüfungen in Bürgerschulen, von demselben Vf., leidet manche zweckmässige Abänderung. Hn. *Horstig's* Aufsatz: Für Schul- und Privatlehrer, verdient praktisch genannt zu werden.

Ausser diesen Aufsätzen finden sich auch in diesem neuen Schulfreunde Katechisationen, als Bd. I. u. V. drey Katech. über die Aernte, von Hn. Pred. *Käselitz*. Es kommen darin zu viele gebrochene Fragen vor; auch vermisst man zuweilen die gehörige Entwickelung der Begriffe. Der Plan in der Katechisation über das Vertrauen zu Gott, von *M—r*, im ersten B. ist gut; aber die Fragen sind nicht durchgängig gut gebildet. Hn. *Heergang's* Frühlingskatechese (B. IV.) zeugt von einiger Anlage des Vfs.; aber seine Vergleichungen sind zu gesucht, und die einzelnen Sätze nicht mit gehöriger Bündigkeit an einander gereiht. Unter der Rubrik: Schulnachrichten und Neuigkeiten, kommen ganz interessante Aufsätze vor, als von dem Schulwesen im Schaumburg-Lippischen (B. I. u. II.); von der Leipziger Freyschule (B. III. u. IV.). Bemerkenswerth ist es, dass der verstorbene Bürgermeister *Apel* in Leipzig dieser zuletzt erwähnten Anstalt, die er im Verdacht des Socinianismus hatte (B. III. S. 104.), in seinem Testamente 1000 Rthl. aussetzte (B. IV. S. 51.). Nachahmung verdient die in der Weissenfelser Dioeces getroffene Einrichtung (B. VI. S. 52 fg.), nach welcher das Schulgeld nicht mehr an die Schullehrer, sondern an einen Kirchenvorsteher von den Aeltern bezahlt wird. Wir stimmen dem Herausg. bey, wenn er S. 56. bemerkt, es

sey

sey unbillig, dass der arme Schullehrer dem Einsammler einige Groschen von jedem Thaler Einnahme zu entrichten habe. — Jeder Band dieser empfehlungswerthen Schulschrift wird mit Recensionen und Bücheranzeigen beschlossen.

Leipzig, in d. Köhler. Buchh.: *Katechetische Anleitung für Lehrer in Bürger- und Landschulen*, die Bibel als Mittel der Verstandesbildung bey Kindern von 8 — 14 Jahren zweckmäsig und mit mannichfaltiger Abwechselung zu gebrauchen. Von *Joh. Dan. Schulze*, D. d. Phil. u. Lehrer an d. Univ. zu Leipzig. 1804. XII u. 156 S. 8. (9 gr.)

Es ist allerdings wahr, was Hr. *Sch.* S. VII. behauptet, dass auch die Bibel zu mancherley zweckmäsigen Denkübungen Veranlassung geben könne. Wenn er sich aber wundert, dass man sie nicht schon früher zu diesem Behuf lieber als Katechismen und andere Schriften gebraucht habe; so dürfen wir ihn wohl nur daran erinnern, dass theils die abergläubige Verehrung der Bibel einen solchen Gebrauch nicht zuliess, theils aber auch der jugendliche Geist zu seinen Denkübungen, wenn auch nicht immer, doch zuweilen einen interessantern Stoff bedarf, als ihn die Bibel bey aller ihrer Mannichfaltigkeit hergeben kann. Indessen wollen wir durch diese Bemerkung keinesweges die Bemühungen des Vfs. für zweckwidrig erklären. Er liefert in dieser Anleitung Katechesen über Parallelstellen, über Beyspiele von Hyperbeln, über das Wort *Sprechen* nach seinen verschiedenen Bedeutungen, über anscheinende Widersprüche, sinnverwandte Stellen, dunkle Ausdrücke u. s. w. Es sind aber mehr Winke und Ideen zu Katechisationen, als förmliche katechetische Unterredungen. Die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit welcher der geübte Katechet Fragen zu bilden versteht, ohne zu den Disjunctiv-, Affirmativ- und Negativ-Fragen — dem letzten Refugium der katechetischen Kunst — seine Zuflucht zu nehmen, vermisst man zwar hie und da in dieser Schrift; dessen ungeachtet werden manche Stadt- und Landschullehrer von dem durch andere theologische und historische Schriften bekannten Vf. auch aus dieser Anleitung manches lernen können. Besonders empfehlen wir sie denjenigen Lehrern, in deren Schulen es noch an zweckmäsigen Lehr- und Lesebüchern mangelt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Stuttgart*, b. Uebel: *Patkul*, oder *der fremde Mann*. Ein historisches Gemälde des 17ten Jahrhunderts; dramatisch bearbeitet von *Carl Bonafont*. (in vier Acten.) 1804. 8. (9 gr.) — Die bekannte Geschichte, die sich im ersten Viertel des 17ten Jahrh. in Liefland zugetragen, ist hier beynahe ohne alle Ahnung dramatischer Kunst bloss in Scenen zerschnitten, in den gemeinsten langweiligsten Dialog ausgesponnen, und wahrscheinlich auch nur für den Genuss gemeiner und von Langeweile geplagter Leser, die für das Bessere keinen Sinn haben, bearbeitet worden. Die Charaktere, besonders der des Adjunctus Hababuk und der Frau Pfarrerin Hedwig, sind so flach und trivial, dass man sich wundern muss, wie solche Schriften nur Verleger finden. Doch der Verleger ist ein Nachdrucker, und das Gewand, womit er diese Schrift ausgestattet, ist ihrer ganz würdig. Es ist das gemeinste Schmutzpapier.

Ebendaselbst: *Julius und Marie*, oder *Verbannung und Glück*. Ein dramatisches Gemälde der Wahrheit von *Carl Bonafont*. 1804. 8. (9 gr.) — Der Vf. hat diesem Stücke das Motto vorangesetzt:

Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable;
Il doit regner par tout, et même dans la fable.

Sehr gut, wenn das Wahre zugleich auch schön behandelt ist; diess können wir aber von diesem Drama nicht sagen. Es ist zwar weniger schlecht, als das erste; und hat einige Züge, die nicht ganz unglücklich sind; aber das Ganze ist doch wieder so nachlässig gearbeitet, dass man ihm schwerlich Interesse abgewinnen kann. Ein von seinem Landesfürsten wegen einer anzüglichen Schrift verwiesener Schriftsteller hält sich in einem Gasthofe des Auslandes auf; in der Geldverlegenheit, in der er sich gerade befindet, wird er von seinem Wirthe, einem gemeinen Menschen, um eine Rechnung von funfzig Gulden gemahnt, und da er um Geduld bittet, unhöflich angelassen. Aber die Tochter ist gefühlvoller, als der Vater; das Mädchen hat sich schon seit einiger Zeit in den Unglücklichen verliebt; sie kommt seiner Beschämung entgegen, wirft ihm ihre Liebe eigentlich an den Hals, und bietet ihm die Summe mit ihrem Herzen an. Das letzte wird angenommen, aber gegen das Geschenk des Geldes weigert sich der Stolz des Autors. Endlich giebt er doch aus Liebe nach. Zufällig war der Fürst des Landes, in dem Julius sich aufhält, unter dem Namen eines Grafen v. Palmen in dem Gasthofe angekommen. Er hört von dem Fremden, erfährt seinen Namen. Da er von seinem Schicksale unterrichtet war, auch eine zärtliche Scene zwischen ihm und der Tochter des Wirths belauscht hatte, macht er seine Bekanntschaft; und nachdem er ihm erst über seine schriftstellerische Unbesonnenheit in herablassend-vornehmem Tone den Text gelesen hatte, ernennt er ihn zu seinem Hofrathe, u. überredet den Wirth, seinen Unterthan, dem er sich zu erkennen giebt, dem neuen Hofrathe seine Tochter zu geben. Sollten Nachlässigkeiten, wie folgende, bloss Druckfehler seyn? z. B. *sie bezeigt* (S. 10.) für *bezeugt*; (S. 11.) *sie sieht mich wie ein Verbrecher umherirren*; (ebend.) ich kann nicht frohe seyn — *Appollo* — Der Liebe Zauberwitz *hat mich überrascht; nun bin ich des Knaben* (was für eines Knaben? des Amors wohl — aber wer drückt sich denn so aus?) *Spott*. — In einem *Dikasterium nützen diese zwar schöne Wissenschaften wenig*. — Wo man schon solchen Floskeln der Schreibart begegnet, wird man durch Verletzung anderer Anforderungen des Dialogs u. s. w. weniger befremdet werden. Die schnelle Bekehrung des jungen Wahrheitpredigers, die jetzt sogar gegen den Fürsten in dem Extrem sich vernehmen lässt: *alle Fürsten sind gut, nur dürfen sie ihre Güte nicht immer wirken lassen, sie können es nicht immer. — Nie, nie werde ich mir selber verzeihen!* (S. 80.) Diese gemeine Schmeicheley im Munde eines Mannes, der uns anfänglich als Märtyrer der Wahrheitsliebe interessiren soll, lässt sich vielleicht am füglichsten aus der Zueignung des Vfs. an einen Fürsten, der aber, wenn er es je lesen sollte, den *male palpantem laudatorem* wohl am ehesten darin entdecken möchte, erklären.

Num. 287.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. October 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Altenburg u. Erfurt, in d. Schnuphas. Buchh.: *Ueber die öffentlichen und gemeinschaftlichen Vergnügungen der Landleute.* Ein Versuch, Polizey-Directoren, menschenfreundlichen Obrigkeiten und wahren Volksfreunden zur Prüfung vorgelegt von *A. H.* 1804. XII u. 132 S. kl. 8. (9 gr.)

Dass *öffentliche* und *gemeinschaftliche Vergnügungen* auf Genie und Industrie, auf Gemeingeist und Patriotismus, auf Moralität und Wohlfahrt des Volks einen grossen Einfluss haben, ist nicht zu läugnen. Die Geschichte der Perser, Griechen, Römer und Sinesen erhebt diese Behauptung über allen Zweifel. Ein frohes Volk ist gemeiniglich auch ein aufgewecktes, gutes, arbeitsames und gehorsames Volk. Aus diesem Grunde verdienen die Vergnügungen der Landleute gewiss auch die Aufmerksamkeit jeder weisen Regierung, und zwar um so mehr, da der Landmann die zahlreichste Volks-Classe, die Kraft und Stütze des Staats ist, und unstreitig den ersten und grössten Antheil an der Beförderung des National-Wohlstandes hat. Mit Vergnügen nahm daher Rec., der selbst lange Zeit auf dem Lande gelebt und dort die Bedürfnisse des Bauernstandes kennen gelernt hat, obige Schrift in die Hand. Der würdige Vf., der ein Pfarrer im Thüringischen zu seyn scheint, spricht aus vieljähriger Erfahrung und mit Sachkenntniss. Da er mitten unter den Landleuten lebt, selbst grosse Oekonomie treibt; dabey aber auch schätzbare physiologische, moralische und polizeyliche Kenntnisse besitzt: so war es ihm möglich, seinen Gegenstand mit einer Vollständigkeit und Gründlichkeit zu behandeln, die nur wenig zu wünschen übrig läſst, und den Wunsch veranlaſst, dass sie von allen Regenten und Staatsbeamten beherzigt und nach Beschaffenheit der Umstände befolgt werden möchte.

In der Einleitung bemerkt der Vf. sehr richtig, dass immer mehr steigende äussere Cultur, ohne mit der Cultur des innern Menschen gleichen Schritt zu halten, bey den höhern und mittlern Ständen, nach und nach auch bey den niedern Volks-Classen, besonders aber bey dem Landmanne nachtheilige Folgen und besonders einen alle Gränzen überschreitenden und daher höchst schädlichen Luxus erzeugt habe; scheint aber doch in seiner Beurtheilung des Luxus zu weit zu gehen, und Rec. glaubt, die Stimmen einsichtsvoller und sachverständiger Staatsmänner für sich zu haben, wenn er behauptet: die *Einförmigkeit* der Lebensart ist ein bedeutendes Hinderniss der National-Industrie; der *Luxus* an und für sich selbst ist dem Staate vortheilhaft, weil dadurch das Gewerbe, mithin die Bevölkerung und der Wohlstand des arbeitenden Theils der Nation, befördert wird; und wenn gleich Rec. denjenigen Luxus unmöglich billigen kann, der mit dem Verderben einzelner Personen oder Familien verbunden wäre: so würde er doch niemals *Gesetze* gegen den Luxus vorschlagen, weil alle dergleichen Gesetze nicht so abgefasst werden können, dass man auf ihre Beobachtung halten, und die dagegen versuchten Abweichungen verhüten könnte.

Da die ganz richtige Behauptung (S. 3.), „dass man die öffentlichen gemeinschaftlichen Vergnügungen der Landleute nicht bloss toleriren und schweigend begünstigen, sondern sogar befördern müsse", den meisten Staatenregierern noch immer nicht genug einzuleuchten scheint: so dürfte hier eine Anführung der Gründe, womit der Vf. seine Behauptung unterstützt, nicht unzweckmässig seyn. „1) Bey allen öffentlichen Freuden der Landleute kömmt *die Moral* nie so sehr ins Gedränge, wenn sie nur einigermassen unter policeylicher Aufsicht stehen, als bey solchen, welche privatim und in Winkeln genossen werden. Ich brauche hier bloss an die Obscönitäten zu erinnern, welche in Privathäusern, in Spinnstuben oder sonstigen Winkelgesellschaften zwischen den jungen Leuten beiderley Geschlechts vorfallen. — 2) Erzeugt sich durch die gemeinschaftlichen Vergnügungen unter den Bewohnern eines Orts, woran Reiche und Arme Antheil nehmen, ein gewisser *Esprit de corps*, welcher, wenn er eine gute Richtung erhält, sehr wohlthätig fürs Ganze werden kann. — 3) Oeffentliche gemeinschaftliche Freuden können auch von *solchen*, als *Zuschauer*, mit genossen werden, welche durch Alter, Geschäfte, Armuth oder besondere Lagen abgehalten werden, als wirkliche Theilnehmer sich an die frohe Gesellschaft mit anzuschliessen, z. B. Tänze oder Volksspiele. Hier erblickt man oft Greise und Matronen, welche mit dem innigsten Wohlbehagen zuschauen, wie die jüngere Welt sich ergötzt. Dieser Anblick verbreitet Heiterkeit über ihre Gesichter, verscheucht, wenigstens auf einige Zeit, nagenden Gram aus ihren Herzen und ruft die goldnen Tage ihrer Jugend wieder bey ihnen ins Andenken zurück. Und so sind denn die gemeinschaftlichen Freuden der Landleute ein wohlthätiges Mittel, sogar unter der ganzen Masse eine *allgemeine frohe Stimmung* zu bewirken, welche man, aus leicht zu begreifenden Ursachen, zu unterhalten suchen sollte. — Die Winkelvergnügungen aber bewirken gerade das

Gegentheil. Immer hörte ich über dergleichen Privatvergnügungen ungünstige, schiefe und hämische Urtheile von solchen, welche nicht daran Antheil genommen hatten. — Sie erregten Neid und Missgunst und erzeugten Missvergnügen, besonders bey Aermern, über ihre Lage, welche ihnen ähnliche Freudengenüsse versagte." Man muss sich schlechterdings von der Nothwendigkeit *öffentlicher* Vergnügungen der Landleute überzeugen, so bald man bedenkt, dass *Frohsinn* allen Leuten, die Geschäfte treiben, unentbehrlich, dass *gesetzte* Heiterkeit eines der *größten* Beförderungsmittel aller Pflichterfüllung ist, und dass sich mit den *Winkelvergnügungen*, Winkeltänzen u. s. w., die meistens nur zur Nachtzeit statt finden, Verführungen, Unsittlichkeiten und Ausschweifungen paaren, die allen Glauben übersteigen und von denen die weltliche Obrigkeit nur selten eine Notiz bekommt. Rec., der in seinen ehemaligen Verhältnissen Gelegenheit hatte, *alle Greuel* der Winkelvergnügungen auf dem Lande ganz und vollständig kennen zu lernen, könnte über diese im Finstern wandelnde Furien so manchen Aufschluss geben, wenn es der Raum einer Recension gestattete. Leider aber werden die der Moralität so gefährlichen und äusserst nachtheiligen Winkelvergnügungen, welche alle Schamhaftigkeit verletzen, auf dem *Lande* noch so lange fortdauern, als es noch immer an öffentlichen Vergnügungen *fehlt*, während doch die *Städte* mit öffentlichen Vergnügungen aller Art so überhäuft werden, dass viele Familien darüber physisch, moralisch und bürgerlich zu Grunde gehen. — Der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er S. 5. glaubt, dass alle gemeinschaftlichen und öffentlichen Vergnügungen der Landleute, ohne Ausnahme, *unter strenger policeylicher Aufsicht stehen müssen.* Denn diess folgt nothwendig aus dem Majestäts-Rechte der *Oberaufsicht* im Staate, welche sich über alle öffentliche Anstalten erstreckt. Man hat daher nicht Ursache, zur Begründung jenes Satzes mit dem Vf. an eine gewisse Unmündigkeit des Landmanns zu appelliren, welche weder den weltlichen Staatsbeamten, noch den Geistlichen und Schullehrern zur Ehre gereichen möchte. — Eben so wenig kann man folgenden Behauptungen widersprechen: „1) *Der Genuss der ländlichen öffentlichen Freuden darf den Landmann nie aus seiner Sphäre gleichsam herausheben und ihn in höhere Regionen versetzen, oder ihn überfeinern.* — 2) Die Vergnügungen der Landleute müssen so wohlfeil als möglich seyn und durchaus keine kostbare Zubereitung erfordern. — 3) Die öffentlichen und allgemeinen Vergnügungen der Landleute dürfen nie mit zu viel Zeitverlust sowohl bey der Zubereitung, als auch beym Genusse derselben verbunden seyn. — 4) Es müssen Verfügungen getroffen werden, dass die Vergnügungen der Landleute weder directe noch indirecte ihrem Leben und ihrer Gesundheit nachtheilig werden. — 5) Die öffentlichen und gemeinschaftlichen Vergnügungen der Landleute müssen von ihnen ganz allein genossen werden, ohne alle Einmischung und Theilnahme anderer Personen aus den höhern Ständen. — 6) Durch den Genuss der gemeinschaftlichen öffentlichen Vergnügungen dürfen weder die öffentliche Sicherheit, noch der Ruhestand, und die sonstigen Rechte der übrigen Mitbewohner eines Orts, welche an jenen Freuden nicht mit Antheil nehmen, gestört werden. — 7) Alle öffentlichen Vergnügungen der Landleute müssen schlechterdings, mehr wie zeither, unter der genauesten polizeylichen Aufsicht stehen, und so geleitet werden, dass sie nach den so eben aufgestellten Grundsätzen genossen werden."

Aus diesen Grundsätzen folgert der Vf. nun, dass nachstehende öffentliche und allgemeine Vergnügungen dem Landvolk *auf keine Weise* verstattet werden können: 1) Ordentliche Schauspiele; die Stücke mögen auch noch so unschuldig und so gut gewählt seyn als sie wollen. 2) Alle maskirte Aufzüge und Tänze. 3) Die Lustvogel- und Scheibenschiessen mit Feuergewehr. 4) Alles sonstige Schiessen mit Feuergewehr, besonders des Nachts. 5) Nicht bloss alle Hazardspiele, sondern auch alle sonstige Karten, Würfel- oder Kegelspiele u. dgl., wo der Bauer an einem Abend oder einigen in Stunden mehr als einige Groschen verlieren kann, oder alle Spiele, die man spielt, nicht um sich die Zeit zu verkürzen, und im eigentlichen Verstande zu spielen, sondern bloss um zu gewinnen und sich zu bereichern. 6) Alle gemeinschaftliche Schmausereyen an öffentlichen Orten, wobey es bloss darauf abgesehen ist, auf eine verfeinerte und unter dieser Volksclasse bisher noch nicht gewöhnliche Weise den Gaumen zu kitzeln. — Unter die ganz zulässigen Vergnügungen für das Landvolk kann man, nach der Meynung des Vfs, folgende rechnen: 1) Musik jeder Art. 2) Tänze aller Art. 3) Das Kegelspiel, doch mit einigen Einschränkungen. 4) Das Karten- und Würfelspiel (mit den aus dem obigen sich ergebenden Modificationen). 5) Das Ballspiel. 6) Die Lustvogelschiessen ohne Feuergewehr und bloss mit Armbrüsten. 7) Das Wettrennen oder Laufen nach einem bestimmten Ziele, um dadurch einen gewissen Preis, z. B. ein Tuch, Band u. s. w., zu erhalten. 8) Das Anschauen der Künste eines Seiltänzers, Springers oder Taschenspielers. 9) Das Schlagen nach einem Hahn oder einer Henne, welches an manchen Orten in Thüringen oder auch in andern Gegenden unter die allgemeinen und öffentlichen Vergnügungen gehört. 10) Auch das Schlittenfahren oder auch das Fahren auf dem Eise. — Jeder Sachverständige wird leicht einsehen, warum der Vf. alle maskirte Aufzüge und Tänze in die Kategorie unzulässiger Vergnügungen gebracht hat; sie sind auf dem Lande immer mit den grössten Unsittlichkeiten, Attentaten, und mit jedem denkbaren Unfuge verbunden, welches man in Süddeutschland, besonders zu Carnevals Zeiten, noch jährlich beobachten kann. — Auffallend war es aber Rec., dass der Vf. das Anschauen der Künste eines Seiltänzers und Springers unter die ganz zulässigen Vergnügungen rechnet. Abgerechnet die Gründe der Moral, die z. B. *Reinhard* gegen diese halsbrecherische Künste und ihre Unsittlichkeit anführt, sind sie auch in Rücksicht auf den Körper gefährlich. Rec. wenigstens kennt einen Ort,

in

in welchem sehr viele Knaben, nachdem sie diese Künste gesehn hatten, durch den Nachahmungstrieb hingerissen, ähnliche Versuche machten, dabey aber ihren Körper mehr oder weniger verletzten. Auch scheinen zwey Vorschläge des Vfs. eine Rüge zu verdienen. S. 122. sagt er: „Jeder, der an einem öffentlichen Orte mit Karten, Würfel, Kegel oder einem sonstigen Spiele sich vergnüget, entrichtet, ehe er sich aufs Spiel einläfst, zwey bis drey Pfennige, es mag sein Spiel nur eine Stunde oder länger dauern. — So oft sonst ein öffentlicher Tanz angestellt wird, bezahlt die Gesellschaft, wenn sie sich deshalb beym Schultheis meldet, nach Verhältnifs der Personen 8—16 Groschen an die öffentliche Casse." Beides scheint Rec. theils unbillig, theils unausführbar zu seyn; er kennt wenigstens eine Provinz, in der das letztere Gebot noch im vorigen Jahre aufgehoben werden mufste.

Vollen Beyfall verdient dagegen der Wunsch des Vfs., in jedem Dorfe jährlich einige Volksfeste angestellt zu sehen, welche zugleich eine höhere Tendenz hätten, als blofs zu vergnügen, nämlich Feste, wodurch der Gemeingeist auf den Dörfern mehr geweckt, und der Landmann mit seinem Stande zufriedener gemacht würde. Der Vf. giebt deshalb noch einige Winke, schlägt ein Frühlingsfest, und ein in jedem Landorte zur Belebung des Gemeingeistes bestimmtes Fest vor. Dem letztern wünschte Rec., nebst andern, auch folgende Einrichtung. Es müfsten die Vorsteher einer jeden Dorfgemeinde ein richtiges Verzeichnifs von allen Verbesserungen führen, welche von Jahr zu Jahr an ihrem Orte gemacht worden sind und noch gemacht werden, wobey aber auch allezeit diejenigen genau angemerkt seyn müfsten, welche entweder ganz oder zum Theil diese Verbesserungen bewirkt haben. Würde nicht diefs auch viele andere zu ähnlichen Bemühungen aufmuntern, wenn alle Jahre, an einem bestimmten Tage, diese Verbesserungen der versammelten Gemeine vorgetragen, der jetzige und künftige Nutzen gezeigt, und diejenigen öffentlich gerühmt würden, welche man als Verbesserer irgend einer zum Landbau gehörigen Sache in dieser Liste genannt fände? Wollte man hier und da neue Versuche machen, den Nahrungsstand eines Ortes zu verbessern, so könnte man solche, welche ehedem ihren Eifer hierin bewiesen haben, zu Rathe ziehen und ihre Urtheile darüber hören. Ja, wäre es erweislich, dafs jemand sich vorzüglich ausgezeichnet hätte, so müfste man ihm auch noch gewisse Freyheiten ertheilen. Wahrscheinlicher Weise würden viele sich dadurch ermuntern lassen, nicht nur alles zum gemeinschaftlichen Nutzen beyzutragen, sondern auch neue Versuche zu machen; denn oft werden die härtesten Köpfe unter den Bauern durch Lob und gewisse Vorzüge zu unerwarteten Thaten angefeuert.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Was fordern die Medicinal-Ordnungen von den Apothekern?* von Carl *Friedr. Meyer*, Hof-Apotheker zu Stettin. 1803. 224 S. 8. (20 gr.)

Von jeher hat es Rec. geschmerzt, verschiedene Stände, deren Pflicht es war, auf ein gemeinschaftliches Ziel hinzuwirken, sich entzweyen zu sehen. Vorzüglich ist diefs der Fall öfters zwischen Aerzten und Apothekern. Wenn man die verschiedenen Medicinal-Ordnungen ansieht, welche doch vornehmlich das Werk der rathgebenden Aerzte sind: so kann man nicht läugnen, dafs manche Vorschrift von einem Kopfe zeugt, der mit dem Detail nicht hinlänglich bekannt ist; dafs manches Machtwort mit unterläuft, welches keinen festen Grund hat, und manches angerathen worden sey, das noch einer genauern Prüfung bedurft hätte. Auf Seiten der Apotheker aber offenbart sich ebenfalls manches Menschliche in der Art, wie sie diese Verordnungen aufnehmen. Unrecht thut man gewifs nicht, wenn man eine allzu grofse Empfindlichkeit, eine Neigung, sich mehr Worte zu erlauben, als der Streitpunkt erfordert, eine zu grofse Aengstlichkeit, sich zu vertheidigen, und eine Herabsetzung oder Einschränkung auch der nützlichsten Vorschläge von Seiten der Aerzte wahrzunehmen glaubt. Und in der That sind doch die Apotheker noch mehr, als die Aerzte im Stande, alles zu einem guten Ziele zu leiten, wenn sie, bey ihrer gröfsern Kenntnifs des Details, zur Aufklärung der streitigen Fragen das Ihrige unparteyisch beytragen wollten. Wir wollen hier einige derselben näher angeben. Von dem Einschreiben der Recepte in ein besonderes Buch, erwartet Rec. wenig Nutzen; auch kann es dem Apotheker nicht leicht bey vielen Geschäften zugemuthet werden, es selbst zu thun. Da indessen ein Arzt gewöhnlich eine Menge Nostrums hat, die er täglich unverändert verschreibt: so kann es wenig Mühe kosten, diese von ihm verschriebenen Arzeneyen in ein Taschenbuch täglich unter dem Namen des Patienten nach Numern einzutragen; und diefs sollte geschehen, wäre es auch nur, weil mancher Kranke nach langer Zeit ein solches Mittel, das ihm vorzügliche Dienste leistete, wieder verlangt. Verschriebe der Arzt aufsergewöhnliche Arzneyen: so würde es nicht weniger gut seyn, sich diese für künftige Fälle kurz zu bemerken. Wäre aber die verschriebene Arzney von wichtigerer Art, über deren Gebrauch über lang oder kurz Nachfrage und Verantwortung seyn könnte: so möchte es der Apotheker auf keine Art ablehnen können, das mit einem besondern Zeichen von dem Arzte zu versehende Recept abzuschreiben; und dafür etwas weniges zu rechnen, das Buch aber niemanden, als dem Collegio medico oder dem Arzte vorzuzeigen. — Es mag billig seyn, einen auswärts angestellten Gesellen mit neuem Examen zu verschonen, wenn der Herr den Ruf eines geschickten Mannes hat; soll aber ein Provisor die Apotheke einer Wittwe besorgen: so kann er von dieser Obliegenheit nicht befreyt werden. Ein Kaufbuch zu führen, möchte für den Apotheker ganz unnöthig seyn, denn ist

ist dieser nicht ehrlich genug, die Original - Briefe vorzuzeigen: so wird er noch weniger den Einkauf richtig einschreiben. — So muss es auch ganz der Gewissenhaftigkeit des Apothekers überlassen werden, ob er Gehülfen habe, welche bedenkliche Arzeneyen machen können; nichts kann ihn im Gegentheil dispensiren, sie selbst zu verfertigen. So wird er sich auch von dem Einpacken und Versiegeln der Gifte mit Zuziehung eines gewissenhaften Gehülfen nicht lossagen können. Nichts ist gerechter als die Forderung, dass der Apotheker, wenn er auf einen Tag oder auf Tag und Nacht verreist, dem Physicus es anzeige (weil eben dieser an einem solchen Tage mit ihm etwas Wichtiges zu sprechen haben kann), und das Reisen ganz unterlasse, wenn nicht ein geschickter Gehülfe unterdessen seine Stelle versieht. — Nach Rec. Meynung müssen in einer Medicinal-Ordnung richtig überdachte Strafen für einige wenige wichtige Fälle seyn; er ist aber eben so sehr von dem Schaden überzeugt, wenn ein gewissenhafter Apotheker vor dem Publicum erniedrigt wird. Warum soll auch der Apotheker allein zur Schau gestellt werden, da dem verschlafenen oder spielsüchtigen Arzte für die Versäumung seiner Pflicht keine Strafe bestimmt ist? Die Anempfehlung der Bescheidenheit gegen den Arzt von dem Apotheker und den Seinigen kann denjenigen nicht unnöthig scheinen, welche, wie Rec., die unselige Beschäftigung gehabt, etliche Volumen Gerichts - Acten zu lesen, welche die, allen Glauben übersteigende, Befehdung eines Arztes durch den Apotheker und seine Familie betrafen, wobey aber auch das Betragen des befehdeten Arztes den Rec. überzeugte, dass Klugheit und Schonung dem Arzte eben so nöthige Tugenden sind, als dem Apotheker Bescheidenheit und Gefälligkeit. — Der streitigste Punkt in Hinsicht der Receptur: ob ein Apotheker kein Recept, als von einem wirklich approbirten in - und ausländischen Arzte machen darf, ist in einem grofsen zusammenhängenden Reiche leicht dahin zu beantworten, dass kein Apotheker andere Recepte als von einem Arzte machen dürfe. Diess würde auch leicht möglich seyn, wenn jeder Arzt, wie der verstorbene Baldinger, mit einem Pettschafte, das seinen Namen und Wohnort enthielte, seine ins Ausland geschickten Recepte besiegelte. Auf diese Art würde vielen Quacksalbereyen, besonders der Verbreitung der, in manchen öffentlichen Blättern ausgekramten, oft so schädlichen Formeln vorgebeugt werden. Aber wie würde es in Gränz-Orten, zumal kleiner Länder, angehen, wenn man ein paar Stunden weit das Recept im Auslande gemacht bekommen kann? Der gewissenhafte Apotheker würde dabey viel an seinem Verdienste verlieren. Uebrigens würde es auch gewiss gut seyn, wenn ein Recept nur auf neue Signatur des Arztes wiederholt werden dürfte. Wie sehr ausserdem der Arzt in seiner Einnahme zurückgesetzt und wie vieler Unfug mit Recepten getrieben werden kann, sieht Rec. eben jetzt an der Verbreitung eines schädlichen Recepts zur Blutreinigung, das von einem Arzte für einen besondern Fall gegeben, in die Hände eines Materialisten gerieth, der die Species dazu in einer Woche zu Dutzenden verkauft. Was Hr. *M.* über die Verfertigung der Apotheker - Taxen sagt, hat bis auf einige Kleinigkeiten des Rec. völligen Beyfall. Ihm dünkt es, dass keine Taxe festgesetzt werden könne, bevor nicht das Gutachten der Apotheker darüber gefordert worden sey. Ueberhaupt ist bey dem so veränderlichen Gange der Zeit nichts schwerer, als eine genaue und richtige, zu Niemands Schaden gereichende, Taxe zu machen. Seit zehn Jahren hat sich so viel im Kauf verändert, dass manche Principien, die 1794 bey Gelegenheit der Göttingischen Preisaufgabe festgesetzt wurden, einer neuen Erwägung und Bestimmung bedürfen. So sehr übrigens Hr. *M.* darin Recht haben mag, dass viele Aerzte in das, was in dem Apothekerwesen thunlich oder schicklich seyn mag, diejenigen Einsichten nicht haben, die ein Apotheker hat: so geht er doch zu weit, wenn er die Vorschläge der Aerzte fast keiner andern Ursache, wie es scheint, als einer Abgeneigtheit gegen die Apotheker, zuschreiben will, da höchstens nur Systemsucht die Aerzte zu weit führen kann. Gewiss würde auch manche gründliche Bemerkung des Vfs. mehr Eingang bey anders denkenden finden, wenn der Vf. nicht eine allzugrofse Empfindlichkeit zeigte, die sich gewöhnlich durch Spott, Consequenzenmacherey und eine oft unfeine Satire äusert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Stuttgart*, in d. Eberhardt. Buchh.: *Leitfaden zum Confirmationsunterricht der Stadt - und Dorfkinder*, für Lehrer und Schüler von *Wilhelm Köster* in der Rheinpfalz. 1803. 47 S. 8. (3 gr.) 2) *Dortmund*, in d. Exped. des Westphäl. Anzeigers: *Kurze katechetische Darstellung der Lehren des Christenthums*; in Verbindung mit einer Sammlung ausgewählter Stellen der Bibel zur Erläuterung und zum Beweis dieser Lehren. 1804. 40 S. 8. (3 gr.) — Wegen seiner Kürze, Reichhaltigkeit und im Ganzen auch nicht verwerflichen Stellung der Materialien gehört Nr. 1. zu den bessern Lehrbüchern dieser Art. Nr. 2. dagegen, dessen Vf. sich unter der Vorrede *Kleinschmidt* unterschreibt, ist in Absicht auf Plan, Erläuterung der Begriffe und Form des Vortrags eins der schlechtesten Lehrbücher zum Religionsunterricht. Ein einziger Satz wird hinreichend seyn, dieses Urtheil zu belegen. S. 14.: wie mancherley ist das Lebensziel des Menschen? Zweyerley, das natürliche und das gewisse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. October 1804.

OEKONOMIE.

Weimar, im Landes-Industrie-Compt.: *Anleitung zur Kenntniß und Benutzung mehrerer in Deutschland einheimischer Pflanzen, Bäume und Sträucher, und zum veredelten Anbau einiger Gewächse und Obstarten, welche vorzüglich Aufmerksamkeit verdienen.* Ein Beytrag zur Landwirthschaft, Haushaltungs- und Gewerbskunde, von *Carl von Essen.* 1804. 184 S. gr. 8. (18 gr.)

Wenn der Vf. in der Vorrede sagt, dass er mit dieser Schrift den Anfang mache, einen schon längst gehegten Gedanken auszuführen, nämlich die Kenntniss der Pflanzen, ihre Behandlung und Anwendung auf die mannichfaltigen Zweige unserer Bedürfnisse anzuwenden: so macht er uns nicht nur die Hoffnung, seine Arbeit fortzusetzen, sondern er giebt uns auch bey der Beurtheilung seines Buchs den wahren Standpunkt zu einem richtigen Urtheile an. Man hat in diesem Werke eines bereits durch andere Schriften rühmlich bekannten Vfs. nicht nur eine richtige Beschreibung der aufgestellten Gegenstände; nicht nur gewisse, feste und leicht anwendbare Regeln zu einer vollkommnern Cultur dieser Pflanzen, Bäume u. Sträucher; nicht nur einen deutlichen Unterricht zum veredelten Anbau einiger Gewächse und Obstarten, die sich für unsere Neigung, für unsern Geschmack, für den Raum zu ihrer Anpflanzung und Cultur und für unser Klima am besten schicken, sondern auch eine Anweisung zu erwarten, wie wir diese Gegenstände gehörig, und wozu wir sie am vortheilhaftesten benutzen können. Rec. hält es daher für Pflicht, von diesem Buche um so mehr mit einiger Ausführlichkeit zu reden, da es sich vor mehrern ähnlichen guten Schriften durch gedrängten und deutlichen Vortrag auszeichnet.

Der Vf. hat seine Schrift in *zwey Hauptabschnitte* gebracht. Im *ersten* redet er, in 85 Numern, *von wildwachsenden Pflanzen, Bäumen und Sträuchern*, die er in Kräuter, Bäume und Sträucher, Gräser und Moose und Flechten bringt; im *andern* Abschnitte aber beschreibt er, in 38 Numern, *Pflanzen, Bäume und Sträucher, deren Anbau häufiger und besser, als bisher gewöhnlich, zu betreiben ist.* Hieher gehören: a) *unter den Pflanzen*, 1) tatarischer Buchwaizen, *Polygonum tataricum*; 2) Dragon, Estragon, Kaisersalat, *Artemisia Dracunculus*; 3) Erdschwamm, Gartenschwamm, Champignon, Pilz, *Agaricus campestris*; 4) Haberwurzel, safranblättrige, *Tragopogon crocifolium*; 5) Camille, römische, Cameelblume, *Anthemis nobilis*; 6) Kartoffel, Erdäpfel, Grundbirn, Erdlöffel, Tartoffel, *Solanum tuberosum*; 7) Lavendel, schmalblättriger, *Lavendula spica*; 8) Monarde, hochrothe, amerikanische Feldbasilie, *Eau de Levande*-Kraut, *Monarda didyma*; 9) Monarde, röhrige, *Monarda fistulosa*; 10) Mohn, Gartenmohn, *Papaver somniferum*; 11) Möhre, gelbe Rübe, lange gelbe Wurzel, *Daucus Carota*; 12) Saflor, falscher Safran, *Carthamus tinctorius*; 13) Seidenpflanze, syrische, *Asclepias syriaca*; 14) Sonnenblume, jährige, *Helianthus annuus*; 15) Spinat, spitzblättriger, *Spinacia oleracea*; 16) Weisskohl, Weisskraut, weisser Kopfkohl, Kappeskraut, *Brassica oleracea capitata.* b) *Unter den Bäumen und Sträuchern*: 17) Ahorn, äschenblättriger, virginischer Ahorn, *Acer Negundo*; 18) Akazie, unächte, falsche Akazie, Schotendorn, Bohnenbaum, *Robinia Pseudo-acacia*; 19) Aepfelbaum, *Pyrus malus*; 20) Aprikosenbaum, *Prunus armeniaca*; 21) Birnbaum, *Pyrus communis*; 22) Bohnenbaum, breitblätteriger, Geisklee, unächtes Ebenholz, *Cytiscus Laburnum*; 23) Erbsenbaum, siberischer, *Robinia Caragana*; 24) Haselnussstrauch, *Corylus Avellana*; 25) Johannisbeere, *Ribes rubrum*; 26) Kastanienbaum, ächter, *Fragus castanea*; 27) Kirschbaum, *Prunus cerasus*; 28) Lerchenbaum, *Pinus larix*; 29) Pappel, die canadische grossblätterige, und die mit eckigen Zweigen, *Populus monilifera, Aiton*, und *Populus canadensis, var.*; 30) Pappel, italiänische, lompardische Pappel, Pyramidenpappel, *Populus dilatata, Aiton*; 31) Pfirschbaum, *Amygdalus persica*; 32) Pflaumenbaum, *Prunus domestica*; 33) Quittenbaum, *Pyrus Cydonia*; 34) Rosskastanienbaum, wilder Kastanienbaum, *Aesculus Hippocastanum*; 35) Stachelbeerstrauch, *Ribes glossularia*; 36) Wallnussbaum, amerikanischer, *Juglans nigra*; 37) Weimouthskiefer, *Pinus strobus*; 38) Weinstock, *vitis vinifera.* Man sieht aus dieser Anzeige, dass der Vf. seine Gegenstände nicht systematisch geordnet hat; die Absicht des Vfs. war aber, wie das Buch deutlich lehrt, gar nicht, ein System aufzustellen, sondern den Nutzen der Gegenstände für Kunst, Manufacturen, Oekonomie, Nahrung und Wohlstand zu zeigen. Das thut er nun nicht nur bey jedem seiner Gegenstände, sondern er hat auch ein besonderes Sachregister über die Anwendung der angeführten Gewächse hinzugefügt, welches den grossen und vielfachen Nutzen derselben ausführlich und deutlich aus einander setzt. Sie dienen nämlich: 1) zur Nahrung für Menschen; a) zu Mehl, Brot und Stärke; b) Gemüse und Salat; c) Früchte zum Frischessen, Kochen, Trocknen und Einmachen; d) Gewürzkräuter; e) Oelpflanzen; f) Theekräuter; g) zur Bereitung des Zuk-kers;

kers; h) als Kaffee-Surrogate; i) zu Bier; k) zu Essig; l) zu Branntwein; m) zu Wein. 2) Zur Fütterung für Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen und Federvieh. a) grünes Futter; b) getrocknetes Futter. 3) Arzneypflanzen; a) für Menschen; b) für Hausthiere. 4) Zum Abziehen und zum Wohlgeruche. 5) als Bienenpflanzen. 6) Zu Streu und Dünger. 7) Zum Auspolstern u. Packen. 8) Färbekräuter, a) schwarz, b) grau, c) braun, d) blau, e) violet, f) roth, g) gelb, h) grün. 9) Zum Gebrauch des starken und feinen Leders. 10) Harz. 11) Holz zur Verarbeitung vom Tischler, Drechsler, Korbmacher u. dgl. 12) Zur Feuerung. 13) Zur Asche in der Wäsche, zum Seifensieden u. s. w. 14) Zur Potasche. 15) Zu Bauholz und Mastbäumen. 16) Zum Spinnen und Tauwerk. 17) Zu Papier. 18) Zum Anbau in Morästen und Flugsande. 19) Zu Alleen, Lustgebüschen u. dgl. 20) Zu Zäunen und Einfassungen.

Die in der *ersten* Hauptabtheilung dieser Schrift angeführten Gewächse, die man sämmtlich in der nördlichen Hälfte Deutschlands wildwachsend, und meistens in bedeutender Menge, findet, gehören gröfstentheils zu der Klasse des so verrufenen als gehassten *Unkrauts;* allein wie nutzbar dieselben sind, und welche Vortheile ihr Anbau verspricht, zeigt der Vf. in seiner Schrift deutlich und überzeugend. Dagegen zeigt er bey den im *zweyten* Abschnitte aufgeführten Pflanzen und Bäumen, die bey uns nur durch Fleiss und Anbau gewonnen, und wovon mehrere bisher wenig angebaut, andere zwar häufig, mehrentheils aber ohne gehörige Kenntniss und Sorgfalt, gezogen worden, wie nöthig und nützlich es sey, diesen Mängeln abzuhelfen, und auf welche Art man ihnen bequem abhelfen könne. Dadurch trägt er zur Widerlegung mehrerer herrschenden Vorurtheile, die dem Fortgange des Feld- und Gartenbaues, und besonders der Obstbaumzucht, äusserst nachtheilig sind, das Seine redlich bey, und selbst geübtere Oekonomen dürften manches daraus lernen. Hier nur einige Bemerkungen des Vfs. Die Wurzel der *Bärenklaue* (S. 3.) enthält viel Zuckerstoff, und giebt daher guten Branntwein; 100 Pfd. geben 25 Pfd. Geist. Die *Klatschrose* (S. 18.) giebt in ihren ausgepressten Blättern eine Farbe, die das Wasser nicht wegnimmt, und die durch Säuren noch erhöhet wird. Es wäre zu wünschen, dass man sorgfältigere Versuche anstellte, ob diese schöne Farbe etwa mit Alaun (oder auch einem andern Zusatze) zum Färben der Wolle und des Leinens geschickt sey? Der *Weiderich* wird (S. 34.) vorzüglich empfohlen, weil sich jeder Theil dieses schätzbaren Gewächses durch nützliche Eigenschrften empfiehlt. Wie man diese Pflanze, die in jedem Boden fortkommt, vortheilhaft anbauen könne? dazu giebt der Vf. eine deutliche Anweisung. Der *Faulbaum* (S. 46.) giebt die allerbesten Kohlen zum Schiesspulver, und die Beeren desselben geben unter verschiedener Behandlung verschiedene Farben. Unter den wildwachsenden *Champignons* (S. 87.) sind viele giftig, *welches bey den angebauten weit weniger zu fürchten ist.* Schon dieser Umstand, und noch mehr die bedeutenden Vortheile, die der Vf. deutlich und vollständig entwickelt, haben ihn bewogen, seinen Anbau, dazu er eine gründliche und leichte Anleitung giebt, zu empfehlen. Von der *Kartoffel* (S. 90.), von der man 60 bis 70 durch Cultur hervorgebrachte Abarten kennet, empfiehlt der Vf. vorzüglich a) unter den Sommerkartoffeln, 1) die grosse lange gelbe, 2) die flache gelbe sogenannte englische; 3) die Königskartoffel; 4) *Hatley's* unvergleichliche Kartoffel, eine neue, feines Wissens in Deutschland noch nicht bekannte Art, die ihres Geschmacks und ihrer Ergiebigkeit wegen, in England sehr geschätzt wird. b) Unter den Winterkartoffeln: 1) rothe Derbishire-Kartoffeln, die, ausser ihrem vortrefflichen Geschmacke, noch den Vorzug haben, dass sie weniger als alle andere ausarten; 2) grosse weisse runde; 3) lange weisse, auch irländische weisse genannt; 4) *Howard's* Kartoffel, die vorzüglich zum Viehfutter dient; 5) die marmorirte Kartoffel. Uebrigens bemerkt der Vf., dass die Eintheilung in *Sommer-* und *Winterkartoffeln* im nördlichen Deutschland, wo die Kälte so lange anhält, von geringerer Bedeutung seyn dürfte, als in England und Frankreich. — Die zehn Regeln zum vortheilhaften Anbaue der *Möhren* im Grossen (S. 103.) sind zwar Rec. grossentheils bekannt; allein er weiss auch, dass sie vom Landmanne weniger befolgt werden, als sie es verdienen. Unter den *Aepfeln* (S. 117.) empfiehlt der Vf. 25, und unter den *Birnen* (S. 128.) 14 Arten vorzüglich zum Anbaue, giebt auch eine Anweisung, ihre Anpflanzung und Behandlung betreffend. Von den *Aprikosen* (S. 127.) empfiehlt der Vf. vorzüglich die Ananas-Aprikose, die grosse Frühaprikose und die ungarische Aprikose; auch ertheilt er zu ihrer vortheilhaften Cultur befolgungswerthe Regeln und Rathschläge. Die *Kirschen* (S. 137.) theilt der Vf. in *süsse*, *süssäuerliche* und in *saure* ein, und empfiehlt einige von jeder Klasse; theilt auch eine leichte nicht sehr bekannte Vorschrift zum Einmachen der sauren Kirschen mit, wobey ihr Geschmack sehr gut erhalten wird. Bey den *Pfirschen* (S. 146.) giebt er für unsere Gegenden den gegründeten Rath, nur die frühern Sorten, die vor Ende des Augusts zeitigen, wozu er die weisse Frühpfirsche, die Lieblingspfirsche, die frühe Purpurpfirsche und *Newington's* Nectarine vorzüglich empfiehlt, zu ziehen, wozu er zugleich die Handgriffe mittheilt. Rec. übergeht die Pflaumen, Quitten, Ross- oder wilden Kastanien, Stachelbeeren, Wallnüsse u. s. w., und bemerkt nur noch, dass der Vf. die häufige Anpflanzung des *Weinstocks* für das nördliche Deutschland (S. 167.) mit Gründen widerräth: „Vieljährige Erfahrung, sagt er, — um doch noch eine Probe seines Vortrags beyzufügen, — scheint dem nördlichen Deutschland die Lehre zu geben, dass die strengen Winter und die wechselnde Witterung vom Weinbaue im Grossen nur selten bedeutende Vortheile hoffen lassen. Man berechne, wie viel Mühe und Kosten in den letzten zwanzig Jahren bey dem Weinbaue fruchtlos angewendet wurden, wie oft im Winter die Stöcke erfroren und im Herbste die Trauben unreif blieben, und beurtheile ohne Partheylichkeit das Erzeug-

zeugniss selbst in guten Weinjahren, so wird man wahrscheinlich nicht sehr in Versuchung kommen, dem Rathe zu widersprechen, keine grosse neue Weinanlagen, in der Hoffnung eines beträchtlichen Vortheils, in den rauhern Gegenden von Deutschland zu machen. Die gewöhnliche irrige Meinung, dass Wein an Stellen gut fortkomme, wo kein anderes Gewächs mit Nutzen gezogen werden kann, darf ich durch die vorhergehenden Bemerkungen über die Wartung und Anwendung verschiedener Bäume und Pflanzen widerlegt hoffen, die sich in kalte Gegenden besser schicken." Wenn übrigens gleich dem Vf. und seiner so sichtbar hervorleuchtenden Aufmerksamkeit, manches natürliche Product des nördlichen Deutschlands, vorzüglich unsere beiden schönsten Gewürzarten, der *Kalmus (Acorus Calamus)*, der z. B. bey Kochberg im Gothaischen in einem Teiche gefunden wird, wenigstens ehedem gefunden wurde, und der *Kümmel (Carum carvi)*, der auf unsern Wiesen häufig wächst, entgangen zu seyn scheint: so muss man doch auch bedenken, dass er in dieser Schrift, die er nur für den Anfang seiner Arbeiten ausgiebt, so viel Nützliches und Wahres sagt, dass man unrecht thun würde, kleine Mängel seiner Schrift strenge zu rügen.

WEIMAR, in Comm. d. Landes-Industrie-Compt.: *Hortus Reichertianus*, oder *ein vollständiger Catalog für Handelsgärtner und Liebhaber der Gärtnerey*. Von *Joh. Friedr. Reichert*, Herzoglicher (m) Hofgärtner in Weimar. 1804. 154 S. gr. 8. (8 gr.)

Zuvörderst ist dieser Catalog dem Handel in der Gärtnerey, und vorzüglich dem Handel des Vfs. gewidmet. Darum wird bey jeder Abtheilung gesagt, dass die angeführten Gegenstände bey ihm *in Weimar* zu haben sind; darum ist auch bey einer jeden Art oder Abänderung der Kaufpreis angeführt, wofür man sie bey ihm haben kann. Nach dieser Voraussetzung muss man sich den auf dem Titel gebrauchten Ausdruck: *vollständiger Catalog*, erklären. Eine absolute Vollständigkeit aller Gartengegenstände kann und wird man hier nicht erwarten, sondern nur ein vollständiges Verzeichniss der in seinem Garten vorkommenden Gewächse. Daher hat der Vf. z. B. im *ersten* Abschnitte von *Jasminum* nur zwey Arten, da wir nach der 13ten Ausgabe des *Linné* neun Arten kennen. *Birnen* werden von ihm im *zweyten* Abschn. 83 angeführt, da wir, laut des *Gartenmagazins* Jahrg. I. Nr. 1. p. 30., 185 Arten und Abänderungen (nach *Christ* und andern 314); von den *Pflaumen* aber, deren er 52 aufstellt, wenigstens 60 Arten kennen; so fehlen im *achten* Abschn. *Amaranthus* ganz, bey *Hieracium* aber die Arten *Aurantiacum* und *foliosum*, und so ist es der Fall bey sehr vielen Geschlechten aus allen Fächern der Gärtnerey, die der Vf. aufstellt. Indessen gebührt ihm das Lob, dass sein Verzeichniss in Vergleichung mit andern Gartenverzeichnissen überaus vollständig, und, auch in Hinsicht auf die Beyfügung der deutschen und französischen Namen und die Eintheilung, auf eine für künftige Cataloge musterhafte Weise ausgefertigt ist. — Der Vf. hat sein Verzeichniss in *neun* Abtheilungen gebracht. Die *erste* enthält *Bäume und Sträucher, die hier, mitten in Deutschland, den Winter im Freyen aushalten.* Die Geschlechts- und Gattungsnamen sind lateinisch, doch sind, wie gesagt, allenthalben die deutschen Namen hinzugesetzt, obgleich das ganze Buch mit lateinischen Typen gedruckt ist. Die lateinischen Benennungen sind in alphabetischer Ordnung, was das Aufsuchen sehr erleichtert. Bey den mehresten Arten sind durch Zeichen und Zahlen, mehrere Merkwürdigkeiten, die besonders den Gebrauch und die Cultur betreffen, und die in der Vorerinnerung erläutert sind, beygesetzt, die bey aller ihrer Kürze nützlich sind. So sind z. B. bey *Rosa cinnamomea plena*, die *gefüllte Rose*, die Worte und Zahlen gesetzt: bl. Mai. 6. 9. 12. 13., das ist: sie blühet im May, wird bis 10 Fuss hoch, und schickt sich nicht nur zur Bekleidung an Wände, Häuser und Lauben, sondern auch zur Anlegung von Hecken und Zäunen. Aus dieser Entzifferung sieht man, wie viel Hr. *R.* mit wenig Zeichen sagt. Ueberhaupt fehlt es in keinem Abschnitte an, obgleich kurzen, doch schätzbaren Nachrichten. Ein Beyspiel davon sey die *Rose*, wozu der Vf. 111 verschiedene Arten anführt, mit der Bemerkung: „Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, dieses schöne Geschlecht so richtig als möglich zu bestimmen, und dazu alle Autoren benutzt. Man findet in keinem Geschlechte eine so grosse Verwirrung, und es ist auch in der That nicht so leicht, wenn man nicht eine grosse Sammlung besitzt, solche richtig aus einander zu bringen, ohne nicht in Verwirrung zu gerathen. — Keine Sorte kommt unter zweyerley Namen vor, wie dieses in den meisten Verzeichnissen geschieht. Ich habe aus allen Gegenden, von Holland, Frankreich und England, solche kommen lassen, um Vergleichungen anstellen zu können. Ich weiss daher, wie gross der Wirrwarr in den Benennungen der Rosen ist, und jeder Liebhaber wird sich gewiss freuen, einmal solche richtig bestimmt zu erhalten." Auch enthält dieser Abschnitt, so wie die mehresten der folgenden, eine grosse Anzahl neuer Arten oder Abarten, welche noch von keinem Schriftsteller beschrieben sind. — Die *zweyte* Abtheilung enthält *alle Arten Tafelobst.* Hier hat der Vf. die deutschen Geschlechtsnamen alphabetisch geordnet, die Arten aber mit französischen und deutschen Namen bezeichnet. Auffallend ist es hier jedoch, dass die Angabe der Arten im ersten und zweyten Abschnitte so sehr abweicht, und dass der Vf. nicht lieber bey dem ersten auf den zweyten verweist. Der *dritte* Abschn. enthält *alle Gemüskräuter-, Feld-, Garten-, Blumen- und Waldsaamen.* Der *vierte*, *alle Arten perennirender Pflanzen- oder Staudengewächse, welche im Winter im Freyen aushalten.* Der *fünfte*, *ein Verzeichniß von holländischen Blumenzwiebeln.* Der *sechste*, *ein Verzeichniß von Aurikeln* (bey denen aber Rec. die neuesten und theuersten fast durchgängig vermisst) *und Primeln.* Der *siebente*, *ein Verzeichniß von Nelken oder Grasblumen* (wo aber der Vf. kein Verzeichniss liefert, sondern nur bemerkt, unter welchen

chen Bedingungen und für welche Preise er eigentliche Nelken, englische gefüllte Pinks- oder Federnelken und gefüllte Chinesernelken an die Liebhaber überlassen könne). Die *achte* Abth. ist *ein Verzeichniß von Orangerie*, oder *Glashauspflanzen* (es sind 1023 Numern, die nach den lateinischen Namen alphabetisch angeführt, und unter welchen manche neue und noch nicht beschriebene, vom Vf. zuerst benannte Arten und Abänderungen zu finden sind). Der *neunte* Abschn. endlich, *ein Verzeichniß von* (311) *Treibhauspflanzen*.

PHYSIK.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Anfangsgründe in den Kenntnissen der Naturlehre*. Zum Gebrauche für Schulen bearbeitet. 1801. 325 S. 8. m. Kpft. (18 gr.)

Nach einer Einleitung von der Naturlehre überhaupt handelt der Vf. von den allgemeinen und Grundkräften der Körper. Zu den letztern rechnet er die Cohärenz und die Schwere. Hiebey vom Schwerpunkt der Körper; vom freyen Falle schwerer Körper; Fall auf einer schiefen Ebene; Gleichgewicht bey festen Körpern; Stoss schwerer Körper; Pendel; Wurfbewegung; Centralbewegung; Hindernisse der Bewegung; Gleichgewicht schwerer flüssiger Körper; Widerstand der flüssigen Körper; von der Expansivkraft. Dieses macht den *ersten* Theil, oder die *allgemeine Naturlehre* aus. Im *zweyten* wird die *besondere* vorgetragen: von den einfachen Stoffen und Bestandtheilen der Körper, nach den drey Naturreichen. Vom Lichte; von der Wärme; vom Feuer; Elektricität und Magnetismus. Von der Luft und deren Eigenschaften; Gasarten. Vom Schalle. Vom Wasser. Vom Luftkreise; Meteoren. Von der Oberfläche der Erde; festes Land, Meer, Gewässer des festen Landes. Vom Weltgebäude und der Erde insbesondere. In einem Anhange: Ueber Geogonie. — Der Vf. hat alle diese Gegenstände mit so viel Deutlichkeit, Richtigkeit und Kürze abgehandelt, dass sich wenig dabey erinnern lässt; nur in einigen Nebensachen könnte sich einiges bemerken lassen. So heisst es z. B. §. 76.: „Ein Körper, der durch eine Kraft *senkrecht* in die Höhe getrieben wird; steigt nur zu derjenigen Höhe hinauf, aus welcher er beym Herabfallen die Geschwindigkeit erlangen konnte, mit welcher er anfänglich geworfen wurde." Hier lässt sich alles, was von der senkrechten Bewegung gesagt ist, auch von der im Bogen, z. B. beym Pendel, behaupten; ja der Satz wird noch fasslicher und anschaulicher, wenn man statt der Vertikallinie die Bogenlinie des Pendels nimmt; übrigens ist freylich auch die Bewegung im Bogen immer auf die Bewegung in der Vertikallinie zurückzubringen. §. 79. sagt der Vf.: „Die Kraft, mit welcher ein schwerer Körper längs einer schiefen Ebene herabfällt, heisst das respective *Gewicht* desselben." Man kann hier aber mit noch mehrerm Rechte sagen: die respective *Schwere* desselben; denn wenn der Vf. weiterhin sagt: „Das absolute Gewicht eines Körpers verhält sich zu dem relativen Gewichte eines Körpers, *das denselben längs einer schiefen Ebene herabtreibt*, (diess wäre eigentlich die *relative Schwere*, nicht das *relative Gewicht*), wie die Länge der schiefen Ebene zur Höhe derselben": so müsste, wenn wirklich von *Gewichten* die Rede seyn sollte, es heissen: wie die Länge der schiefen Ebene zur horizontalen Grundlinie derselben; denn diese Horizontallinie stellt den Theil des absoluten Gewichts oder den *Druck* vor, welchen die schiefe Ebene von der auf ihr liegenden Last erleidet, wenn die Länge der Ebene selbst die ganze Last ausdrückt. Bey der Lehre vom Feuer und den Gasarten spricht der Vf. immer noch als *Phlogistiker*, wiewohl er das Wesentliche vom *antiphlogistischen* System auch mit ein Paar Worten gelegentlich beygebracht hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Stuttgart*, b. Uebel: *Künstlerglück*. Eine historische Theaterskizze von C. *Bonafont*. 1803. 49 S. 8. (4 gr.) — Ein Maler, Zugo, hält sich in einem Gasthofe auf, ist in Verlegenheit, seinen Wirth zu bezahlen, der ihn aus dem Hause zu werfen droht. Aber die Tochter des unfreundlichen Wirths ist freundlicher. Lottchen hat sich in den Künstler verliebt. Als der Vater hinter das Geheimniss kommt, ist er, begreiflich, nur noch weit ungehaltener auf den ungelegenen Gast. Gerade in der Krise kommt die Nachricht, der Fürst habe den jungen Künstler zum Hofmaler mit einem ordentlichen Gehalte ernannt, und vorläufig für einige Gemälde ansehnlich belohnt. Der Groll des Herrn Derb besänftigt sich, und durch Vermittelung eines Grafen vom Hofe, der die Nachricht überbringt, giebt der Alte die Einwilligung zur Heirath seiner Tochter mit Zugo. Diess ist der Inhalt dieses Stücks. Der Vf. sagt: er habe an dem einfachen Gange der Intrigue (sehr intrikat ist sie eben nicht, diese Intrigue) nichts verändern wollen, weil sie keine blosse Erdichtung ist. Er hat auch sonst schon gezeigt, dass er für die historische Wahrheit sehr eingenommen ist, und sie mit der Kunstwahrheit ganz zu verwechseln oder dieser gar vorzuziehen scheint. Auch sagt er: man könne die *Piece* als ein Seitenstück zu seinem *Julius und Marie* betrachten. Indessen ist diese Arbeit, von den höhern Anforderungen an eine dramatische abgesehen, immer in Rücksicht auf Sprache und Dialog noch eine der gelungenen des vielschreibenden Vfs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. October 1804.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Pougens, Treuttel u. Würz, oder auch b. d. Vf.: *Histoire naturelle des deux Eléphans, mâle et femelle du Muséum de Paris*, venus de Hollande en France en l'an VI.; Ouvrage où l'on trouve des details sur leur naissance; leur transport de l'Inde en Europe etc. etc. — On y voit Eléphant boire, prendre leur nourriture etc. Le tout est représenté en vingt estampes, dont les dessins ont été fait d'après nature, et gravé par *J. P. L. L. Houel*, peintre graveur, naturaliste, auteur du voyage pittoresque de la Sicile, Lipari et de Malte etc. etc. *Première* Livraison. 1803. 120 S. gr. 4. und 20 Kupfertafeln. (9 Rthlr.)

Gewöhnlich ist ein grosser Unterschied zwischen den Zeichnungen eines Naturforschers und denen eines Malers sichtbar, wenn beide einen und denselben Gegenstand abbilden. Letzterer steht ersterem fast immer in Treue und Präcision so wie an Schärfe der Umrisse nach, wenn er ihn auch in gefälliger Stellung des Gegenstandes, Annehmlichkeit der Umgebung u. s. w. übertrifft. Diese Bemerkungen boten sich Rec. von neuem dar, als er vorliegendes Werk mit den Camperschen Abbildungen in der *Description anatomique d'un jeune Elephant mâle* (s. A. L. Z. 1804. Nr. 114.) verglich. Nichts desto weniger hat Rec. mit vielem Vergnügen die Abbildungen des Hn. *Houel* durchgesehen, und gewiss werden besonders diejenigen Liebhaber der Zoologie, die nicht Gelegenheit hatten, den Elephanten lebend zu sehen und zu beobachten, ihm dafür danken, dass er ihnen diess merkwürdige Thier in allen den Verrichtungen und Stellungen vorführt, welche auf dem Titel sehr ausführlich angegeben sind. Der Nutzen, der der eigentlichen Naturgeschichte des Elephanten aus vorliegendem Werke erwächst, möchte sich vorzüglich darauf beschränken, dass es einige Vorurtheile widerlegt (obgleich auch wieder andere durch dasselbe unterstützt werden könnten), und beweist, dass der Elephant keinesweges der unbehülfliche Colos ist, den wir uns gewöhnlich denken, wenn wir Beschreibungen desselben lesen, in welchen einzig von der Beweglichkeit des Rüssels gesprochen wird. — Den Anfang machen etwas dürftige *considérations générales sur les premières notions que nous (François) avons eus des Elephans*; dann handelt die Einleitung auch nicht befriedigend *des variétés dans les éléphans*. Das Werk selbst, dem Titel und einer hinter der Einleitung stehenden Ueberschrift zu folge, nur der *erste* Theil, zerfällt in 20 Abschnitte. 1) Sehr lesenswerthe Schilderung des Transports der beiden Elephanten von dem eroberten Holland nach Frankreich. (Sie waren ein Jahr, als sie in Ceylon für den Erbstatthalter gefangen wurden, und 1784 kamen sie nach Holland.) 2) Allgemeine Bemerkungen über den männlichen und weiblichen Elephanten, und Tafel 2. stellt Männchen und Weibchen vor. (Die erste Tafel als *frontispice* ist eine mittelmäsige malerische Composition über die *Zeit*, hier ein völliges *hors d'oeuvre*.) Man kann hier wohl dem Vf. den Einwurf machen, dass er zuweilen etwas auf Rechnung des Geschlechtes (*sexus*) schrieb, das allein dem Individuum zukam, welches er sah. Sehr wahr ist die Bemerkung, dass die, dem ersten Anblick des Elephanten nach, auffallende Unförmlichkeit sich verliert, wenn man diese Thiere nur nicht zu nahe und in engen Behältern, sondern im Freyen und in gewisser Entfernung sieht; alsdann bemerkt man in keinem Theile ihres Baues etwas Unproportionirtes. Der ganze Körper ist sehr rund und die Knochen gar nicht vorspringend. Der bedeutendste Unterschied des Baues des männlichen und weiblichen Elephanten besteht wohl darin, dass bey dem letzteren die letzten wahren und falschen Rippen, in Beziehung auf die beabsichtigte Trächtigkeit, erhabener und weiter vorstehend sind. 3) *Das Trinken der Elephanten*; das Wasser wird bekanntlich in den Rüssel gesogen und von diesem wieder in den Schlund ausgeleert; die Lippen sind dabey ganz unthätig. Beides, das Einsaugen und das Ausleeren, ist hier vorgestellt. 4) *Das Fressen*; bemerkenswerth ist es, dass, obgleich der Elephant die Steinfrüchte mit den härtesten Kernen ganz frisst und mit Leichtigkeit den Stein zermalmt, er von Trauben nur den Saft ausdrückt, die Traubenstängel aber nicht mit verschluckt. Die fünfte Tafel giebt für den Maler sehr brauchbare Eintheilungen des Elephanten-Kopfes nach Quadraten und Cirkeln, sowohl *en face* als *en profil*. 6) Ueber den grossen Hauer der Elephanten und den Wachsthum. Die siebente Tafel stellt Abbildungen des Schädels vor, worunter sich besonders Fig. 4., ein Verticaldurchschnitt des Schädels, auszeichnet, wo die grossen mit der Nase communicirenden Zellen sehr auffallen. Unterschied des asiatischen und afrikanischen Elephanten, nach *Camper*. 8) Ueber das Skelet desselben, mit dem eines Pferdes verglichen; der Ausmessung des Elephanten-Skelets wegen nicht uninteressant. 9) Der Rüssel und seine Hauptbewegungen sehr gut beschrieben und abgebildet; die Anatomie desselben nach *Cuvier*, mit einer Abbildung nach *Perrault*. — Einige Bemerkungen über die Füsse. 10) Ver-

10) Verschiedener Zustand der Geschlechtstheile; die Richtung derselben verändert sich besonders bey dem Weibchen auffallend nach hinten, wenn die Brunstzeit sich nähert und der Trieb zur Begattung erwacht. — sehr unterrichtende Abbildungen. 11) Die Elephanten, wie sie auf den Hinterbeinen sitzen, oder auf dem Leibe liegen; aus beiden Lagen können sie sich mit Leichtigkeit erheben, so wie sie überhaupt schnell laufen und springen können. — Nach der Aussage des Cornaks (Wärters) stellen sie sich (Taf. 12.) auch auf die Hinterbeine, stemmen die Vorderfüsse an einen Baumstamm, um mit ihrem Rüssel desto höher zu den Blättern reichen zu können. Die 13te und 14te Tafel stellt die Elephanten im Bade und aus demselben kommend vor, wo sie sich in ihrer Gefangenschaft allemal am besten zu befinden scheinen. Taf. 15. zeigt die Liebkosungen, die sich Männchen und Weibchen mit dem Rüssel erweisen. Nach Versuchen, die man im *Jardin des Plantes* zu Paris mit der Wirkung der Musik auf diese Thiere gemacht hat, scheint diese, besonders wenn sie sanft und schmelzend ist, bey ihnen auf eine eigne Weise den Geschlechtstrieb zu erwecken. Bloss rauschende, klingende, scharftönende Musik, z. B. Trompeten und nicht harmonische Töne, brachten diese Wirkung nicht hervor. *Toscan*, der Bibliothekar im *Jardin des Plantes*, hat eine sehr poetische Schilderung des diesen Thieren gegebenen Concerts in der *Decade philosophique an VI.* Nr. 32 u. 33. geliefert, welche von unserm Vf. auch hier eingerückt ist. — Taf. 16. und ihre Erklärung gereicht dem Vf. und seinem Werke nicht zur Ehre. Er will die Stellung bey der Begattung dieser Thiere zeigen und schildern, und thut diess nicht nach der Natur, sondern wie es ihm ein Vorurtheil, wovon er sich nicht befreyen kann, eingiebt. Man glaubte sonst allgemein (auch von Seiten der Naturforscher), dass das Weibchen sich bey der Begattung auf den Rücken lege. Viele wichtige Gründe und die Beobachtung einiger Reisenden haben die Naturforscher aber jetzt überzeugt, dass die Begattung bey den Elephanten gerade so vor sich gehe, wie bey andern grossen Vierfüssern. Schon das Rückwärtsrücken der Oeffnung der weiblichen Geschlechtstheile, wenn bey den weiblichen Elephanten der Geschlechtstrieb sehr thätig wird (Taf. 10. fig. 1. u. 8.) zeigt diess deutlich an. Ueberdem nahm auch der weibliche Elephant, der nach dem erwähnten Concert viel hitziger wurde, als der noch zu junge männliche, eine Stellung an, welche offenbar eine Begattung anzeigt, wobey das Männchen das Weibchen bespringt. Der Vf. sagt selbst: *elle se presente, non pas, il est vrai, comme on la voit ici renversée sur le dos et les jambes elevées, mais reculant jusqu'à son mâle chéri, allongeant ses jambes en avant pour baisser sa poitrine et presenter plus elevée la partie opposée.* Taf. 18. stellt die Geburt eines jungen Elephanten vor. Der Vf. hat die Zeichnung, die nach der Natur gemacht seyn soll, von *Foucher d'Obsonville* erhalten; der junge Elephant kommt hier gerade in der Stellung wie ein Kalb zur Welt. Für die volle Richtigkeit der Zeichnung möchten wir nicht bürgen, so wenig als für die Wahrheit der Bemerkung, dass der weibliche Elephant sich, wenn er die Geburt herannahen fühle, einige Gefährtinnen herbey hole, die ihm auf mancherley Art während der Geburt zu Hülfe kommen sollen. Taf. 18. u. 19. zeigt das Säugen des Elephanten auf doppelte Art, mit dem Rüssel, wie man es sonst allgemein sich vorstellte, und mit dem Munde, wie man nach neuern Beobachtungen, besonders *Levaillants*, überzeugt seyn muss. Unser Vf. zieht die alte Meynung vor, und führt besonders den Grund an, dass der junge Elephant durch den Rüssel die Milch rieche und deswegen auch sauge, und dass die Lippen das ganze Leben hindurch nicht mehr das Geschäft des Saugens verrichteten, also auch wahrscheinlich Anfangs nicht. Mit dem ersten Räsonnement getraute sich Rec. auch zu beweisen, dass das Kind an der Mutter mit der Nase sauge, womit es riecht; es verdient hier aber der Geruchsinn wenig oder gar nicht in Anschlag gebracht zu werden, da er eigentlich sich später als der Geschmack zu entwickeln scheint. Der zweyte Grund ist eben so wenig bedeutend; denn es giebt mehrere Säugthiere, die nachher sich der Lippen nicht mehr zum Saugen bedienen, die aber unbezweifelt als Junge saugen. Auch sind ja beym Saugen weniger die Lippen als die Zunge thätig; die erstern legen sich nur um die Saugwarze an, die zweyte bewegt sich und verdünnt die Luft im Munde, wodurch eben die Milch in denselben hereinzutreten gezwungen wird. Fig. 20. ist ein schönes Blatt; man sieht darauf die Elephanten schlafen, und der Vf. beschreibt in der Erklärung die Art, wie diese schweren Thiere, wenn sie im Schlafe ganz auf der Seite gelegen haben, sich wieder erheben. Die Meynung, dass die Elephanten sich nur anlehnten, nicht sich niederlegten, ist also hiemit ganz widerlegt. — Die *zweyte* Abtheilung des Werks soll die Beobachtungen anderer enthalten, die der Vf. sammeln und zu einem Ganzen vereinigen will.

WITTENBERG, aus der Tzschiedrischen Officin: *Beschreibung der Vögel und ihrer Eyer in der Gegend um Wittenberg*, zur Naturgeschichte des Churkreises vom Lic. Med. *J. S. T. Frenzel*, Amtsphysico zu Pretzsch und Gräfen-Haynchen und Lehrer der Arzneyw bey der Acad. zu Wittenberg. 1801. 124 S. 8. (12 gr.)

Die Drohungen des Vfs. gegen die *„Recensionsschmiede"* setzen den Rec. so in Schrecken, dass er sich nicht getraut, über dieses Buch ein Urtheil zu fällen. Er bemerkt bloss, dass die Vögel in alphabetischer Ordnung folgen, dass eine Einleitung vorgesetzt ist, welche drey Absätze enthält: *Kennzeichen der Vögel*, — *Unterscheidungskennzeichen der Vögel*, — *das Ey*; und dass eine Nachschrift: *Von der Veränderung des Wohnorts oder dem Zuge der Vögel*, das Buch schliesst.

Aus dem Buche selbst nehmen wir einen kurzen Artikel: *„Brustwenzel (Motacilla susperola)*. Der Unterleib ist roth. Der Schwanz und Rücken braun, so

so auch die Flügel. *Daß (sic)* Ey ist *schmutziggrau* mit bräunlichen dunklern Flecken überstreut."

Aus der Abhandlung vom Eye: „Nicht immer sind doppelte Dotter die Ursache einer Zwillingsfrucht, einige Male fand ich an *einen* Dotter oder dem Gelben vom Eye verwachsene Zwillingsfrüchte. Findet man diese Ausschweifungen der Begattung nicht auch bey den Getreide- und andern Samen? Ist nicht aller Wahrscheinlichkeit nach die Vervielfältigung der Spielarten im Pflanzenreiche zu suchen? Viele, von denen in der nämlichen, in die Gebärmutter ergossenen Feuchtigkeit, enthaltenen Keime, dienen dem Weibe zum stärkern Reiz, zu ihrer Munterkeit, sie werden von *dem* aufnehmenden Gefäßen dem Blute zugeführt. Das biblische Gesetz, den Samen nicht auf die Erde fallen zu lassen, hat in dieser Rücksicht seinen gegründeten Nutzen. Nicht allein wegen der Fortpflanzung des Geschlechts, sondern auch in Hinsicht der vollkommenen Unterhaltung der Geschlechter."

In der Vorrede ersucht der Vf. „diejenigen, welche einen Gefallen an dieser Bearbeitung finden, sich bey ihm oder in der Wittenberger Wochenblatts-Expedition bekannt zu machen."

STATISTIK.

Braunschweig, b. Vieweg: *Almanac des Ambassades*, ou Liste générale des Ambassadeurs, Envoyés, Ministres, Résidens, Chargés d'affaires, Conseillers et Sécrétaires de Legation, Drogmans, Consuls, Commissaires des relations commerciales et Agens diplomatiques et commerciaux près les puissances et dans les villes et ports de l'Europe; par *Antoine-Chretien Wedekind.* L'an 1804. VIII, 204 u. 50 S. 8.

Mit dem 1. May 1804 abgeschlossen, allein erst im July ausgegeben; eine zwiefache Verspätung, welche wegen der Concurrenz mit ähnlichen Jahrbüchern künftig vermieden werden sollte. Dagegen ist diese Ausgabe weit vollständiger und correcter, als die vorige, in der A. L. Z. 1803. Nr. 79. S. 285. angezeigte, und mit neuen wesentlich nützlichen Notizen versehen. Zu letztern rechnet Rec. die diplomatische Laufbahn und andere biographische Notizen. (Durch lange Dauer zeichnete sich einst die Bahn zweyer Verstorbenen aus; *Hamilton's* zu Neapel, der von 1764—1800. — und *Azara's*, der zu Rom 33 Jahre lang den Gesandschafts-Posten behielt; bey der Wandelbarkeit der neuern Politik möchten dergleichen Fälle immer seltener werden.) Unter zwey Artikeln, bey Paris (S. 122.) und bey Madrid (S. 96.) sind sogar die *Vorgänger* der französischen und nordamerikanischen Gesandten beygefügt, welches vorzüglich bey dem schnellen Wechsel der erstern von Nutzen ist, und bey der nächsten Ausgabe erweitert zu werden verdient. Sehr zweckmäsig ist es auch, dass bey den *Britten* die Verwandschaft mit den Pairs-Familien angegeben wurde (S. 53. u. 85.), wobey *Kearsley's* neuestes *Peerage* von 1804 benutzt werden kann. — Weniger zweckmäsig möchte der besonders paginirte *Anhang* scheinen, in welchem unter dem Titel: *Code diplomatique* zehn Staats-Urkunden über das Gesandschafts-Recht angehängt werden. Drey davon sind in *Lamberty's Memoires*, welche Quelle Hr. *W.* getreulich angiebt, und die übrigen grösstentheils, mit Einschluss von Nr. I. u. III., in *Wenck* und *Martens* abgedruckt. Rec. hält diesen Anhang, selbst bey Mittheilung *ungedruckter* Urkunden, für heterogen. Auch wird der fünffache Kalender, auf welchen die Vorrede sich bezieht, von wenigen vermisst werden.

Was das *Namen-Verzeichniß* betrifft, so ist der Fleiss und Eifer, mit welchem das Neueste, z. B. die Agenten der deutschen Union; bey der Schweiz (S. 22.) der Directorial-Canton Bern, und (S. 35.) das *Corps diplomatique* beym Grosmeister zu Catanea bis zum April 1804 nachgetragen und aufgenommen worden, mithin das emsigste Zeitungs-Studium des Vfs. unverkennbar. Bey 2000 Namen in allen Sprachen — und bey dem unaufhörlichen Wechsel in der diplomatischen Bahn und bey deren Entstellung in den politischen Blättern — pünktliche Genauigkeit zu fordern, wäre unbillig. Rec. giebt daher aus wahrer Achtung für die Verdienstlichkeit des Werks Proben von Fehlern aus jeder Classe. Alles, was davon im April 1804 nicht zu Lüneburg bekannt seyn konnte, fällt überdem dem Vf. nicht zur Last. a) Von *Namen-* und *Standes-Verstümmelungen:* S. 22. *Caamano* statt *Kamiano*, S. 32. *Reibelt* statt *Reiboldt*, S. 34. *Fürst* Witgenstein statt *Graf* Witgenstein, S. 43. l. *Dolgorucki*, S. 77. l. *Cesar*, S. 94. l. *Castelcicala*, S. 99. *Frere*, S. 107. *Landriani*, S. 113. *Schubart*, S. 133. st. *Bär* l. *Gambs*, S. 107. u. 122. *Baron* st. *Graf* Beust, S. 175. *Pierre-Point*, S. 189. *Boccardi*, S. 191. *Huerta.* — b) Von *Namens-* und *Orts-Verwechselungen.* S. 77. Graf Stackelberg, der Vater mit dem Sohne, denn der Warschauer von 1773. war der Vater des jetzigen Gesandten im Haag. — S. 60. gehört der Gesandte *Wyndham* nicht für den etrurischen Hof, sondern zum resignirten Herzoge von Toskana (Kurfürsten von Salzburg). — In Frankfurt (S. 60—64.) sind die Accreditirungen bey dem Magistrat und bey den rheinischen Kreisen mit einander vermischt. Der österreichische Resident Pichler gehört nicht dahin, sondern S. 198. an den westphälischen Kreis, daher er auch in Düsseldorf lebt. S. 51. wohnt der Resident *Formey* nicht zu Darmstadt, sondern zu Frankfurt. — c) Als lebend sind aufgeführt folgende bereits *Verstorbene:* S. 24. u. 25. die Consuls *von Bethmann* und *Hesse* zu Bordeaux; S. 82. *Crayen* in Leipzig; S. 198. *v. Kornrumpf;* S. 62. u. 63. *Fordis*, *von Schönitz* und *von Stalburg* zu Frankfurt. d) Längst *abberufen* sind mehrere gesandschaftliche Personen; Graf *Schlick* S. 33., *Bechele* S. 62., *von Tautphaeus* S. 117., Graf *Pahlen* S. 132., und S. 174 Baron *Geusau*, S. 185. Baron *Erthal.* — Neuerlich cessirten die englisch-bayrischen Gesandschaften zu London und München gegenseitig. — e) Von *Auslassungen.* Bayrischer Gesandte

sandte bey der Schweiz S. 22. (Major *Duverger* und Legationsrath *von Louxbourg*), englischer Gesandte (*Brook-Taylor*) zu Cassel S. 34. — S. 197. der französische Bothschafter *Turreau* — S. 176. bey Stuttgard die römisch-kaiserliche Gesandschaft *von Schraut* und *von Rubi* — S. 177. der kursächsische Gesandte, Graf *Einsiedel*, der neben München auch in Stuttgard accreditirt ist — *von Dedem* zu Constantinopel. — S. 60. der kur-erzkanzlerische Resident *Barozzi* zu Frankfurt — S. 100. Baron *Boude* bey Schweden — S. 145. Canzley-Director *von Haas* — S. 157. der Stadt Nürnbergische Bevollmächtigte *von Tucher*.

Kleinlich wäre es, alle einzelne Unrichtigkeiten zu rügen, welche bey der Mühsamkeit und dem Werthe des Ganzen nicht in Betracht kommen, z. B. S. 137. wird Graf *Stadion* als etrurischer Gesandte und S. 139. Freyherr *Wollzogen* als ritterschaftlicher am russischen Hofe aufgeführt, welches beides unrichtig ist — *Hesse-Cassel* ist überall durch *Electeur de Hesse* zu verbessern, wie bereits S. 127. geschehen u. s. w. — Bey London steht S. 91. die hannöversche Kanzley nach dem System der englischen Staatskalender unter den auswärtigen Gesandschaften, welches der Publicist, vorzüglich der hannöversche, nicht wohl zugeben darf.

Bey der Vollständigkeit und Erweiterung, welche Rec. hier begehrt, würde freylich auch der Raum auf andere Weise erspart werden müssen. In dieser Hinsicht scheint ihm Manches entbehrlich zu seyn; z. B. das *Corps diplomatique* von Städten, welche einen diplomatischen Charakter weder geben noch anerkennen können; z. B. S. 2. der Resident von *Aachen*; S. 39. u. 40. das diplomatische Personale zu *Cölln*, wo auf jeden Fall der englische Gesandte nicht accreditirt war; S. 64. *Kur-Trier*; S. 81. die sächsische Agentschaft in *Kehl*; S. 134. die Gesandschaften in *Parma* u. s. w. — So scheinen auch die ausserordentlichen Gesandschaften und Abordnungen für *einzelne* Fälle von dem Plane ausgeschlossen werden zu müssen. Von ganz vorübergehender Dauer war z. B. S. 127. u. 203. zu Paris das Geschäft derer von *Bremer* und von *Grote*. Raum ersparend wird auch die Abkürzung der oft wiederkehrenden Namen und Titel seyn. Ein Beyspiel für alle; der Geheime-Ober-Finanzrath von *Faudel* (mit *Prémier Conseiller privé des Finances* übersetzt) kommt unter Berlin *achtmal* vor.

Dagegen wird eine nützliche und sehr erwünschte Erweiterung für den praktischen Gebrauch das bey der nächsten Ausgabe versprochene Namen-Register seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *W. Moorcrofts über die verschiedenen bisher üblichen Methoden, Pferde zu beschlagen*, mit dahin gehörigen Beobachtungen. Aus dem Englischen mit Anmerkungen und einer Kupfert. 1802. 84 S. 8. (8 gr.) — Dieses Werkchen enthält vorzüglich gute praktische Erfahrungen, von denen zu wünschen wäre, dass sie auch bey uns allgemein in Ausübung gebracht werden könnten, das aber, bey der Unwissenheit oder vielmehr Indolenz unsrer Schmiede, leider! nicht zu erwarten ist. Nachdem der Vf. mehrere Mängel des Hufs angegeben hat, die durch einen fehlerhaften Beschlag entstehen, so fordert er (S. 23.) von einem wohlgerichteten Eisen: dass es gehörig stark seyn, die Wand im ganzen Umfang und in jedem einzelnen Punkte genau unterstützen, den Fuss in seinem natürlichen Bau und Verhältnissen im mindesten nicht verändern, auf die Sohle durchaus nicht drücken und die natürlichen Verrichtungen des Fusses nicht stören müsse. An einem Eisen, was diese Forderungen erfüllt, soll der äussere Theil an der äussern Kante des Eisens vollkommen eben seyn und genau die Breite der Wand haben; die innere Hälfte soll sich aber von der äussern sanft abwärts neigen. Die ebene Fläche ist bestimmt, den ganzen Umfang der Wand zu tragen, die schiefe aber, unter der Sohle her zu liegen. Sie wird mehr oder weniger breit gemacht nach dem verschiedenen Dienst des Pferdes, und giebt zugleich dem Eisen die gehörige Stärke. Durch die abgedachte Fläche wird zwischen dem Eisen und der Sohle ein Zwischenraum gebildet, der allen Druck auf die Sohle vermeidet, ohne sie auszuwirken und dadurch schwächen zu müssen. Von der Vortrefflichkeit dieses Eisens — sagt der Vf. S. 29. — habe er sich hinlänglich überzeugt, auch sey sie den dortigen Schmieden genug bekannt. Die Ursache aber, warum dieses Eisen in England noch nicht allgemeiner geworden, liege bloss darin, dass dessen Fertigung mehr Zeit und Arbeit fordere, wie das gewöhnliche Eisen. Man müsse sich also entschliessen, etwas mehr dafür zu bezahlen. Die untere Fläche des Eisens müsse ebenfalls so eingerichtet seyn, dass sie dem Pferde einen festen und sichern Stand gewähre. Eine ebene Fläche habe vor jeder andern die mehresten Berührungspunkte und sey folglich die zweckmässigste. Nur müsse man dem Eisen eine rauhe Unterfläche geben, um das Pferd auf schlüpfrigem und bergigtem Boden vor dem Ausgleiten zu bewahren. Die dortigen, zu diesem Zweck eingerichteten, Eisen findet der Vf. nicht zureichend, und räth, den Jagdpferden Eisen mit Stollen aufzuschlagen, jedoch sollen sie nur auf der äussern Seite eine Stolle haben, um sich mit der innern nicht zu treten. Dieser Meynung kann Rec. nicht beypflichten, da hierdurch der Fuss beym Niedertritt in eine schiefe gezwungene Richtung gesetzt wird; und das Treten ist bey uns, wo die Pferde alle mit zwey Stollen beschlagen werden, ein sehr seltner Fall. Was nun noch ferner über die verschiedenen Arten von Hufeisen, über die Hufnägel, die Zurichtung des Fusses und das Beschlagen der Pferde, die sich streichen, gesagt wird, zeugt von vielen praktischen Kenntnissen und einer guten Beobachtungsgabe. Die Uebersetzung ist fliessend und die Anmerkungen des Uebersetzers klären manches auf. Durch 10 Kupfer werden theils die verschiedenen Eisen und theils die innern Theile des Hufs anschaulich gemacht. Ein Versehen ist, dass die Seitenzahlen mit den bey den Kupfern angegebenen nicht überein treffen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 10. October 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

MADRID: كتاب الفلاحة مولفه الشيخ الفاضل ابو زكريا يحيي ابن محمد بن احمد ابن العوام اشبيلي *Libro di Agricultura.* Su autor el Doctor excelente *Abu Zacaria Jahiah Aben Mohamed ben Ahmed ebn el Awam*, Sevillano. Traducido al Caſtellano y anotado por Don *Joſef Antonio Banqueri*, Prior-clauſtral de la Catedral de Tortoſa, Individuo de la Real Biblioteca de S. M., y Académico de número de la Real Academia de la Hiſtoria. *Tomo primero* de órden ſuperior, y a expenſas de la Real Biblioteca. En la imprenta Real. 1802. 62 u. 698 S. *Tomo ſegundo.* 756 S. kl. fol.

Es iſt nicht ein ganz unbekanntes Werk, das hier im Druck erſcheint. Schon *Caſiri* gab eine nicht ſparſame Nachricht von dem Inhalt deſſelben in *Bibliotheca Arabico-Hiſpana Eſcurial. Tom. I. Matrit.* 1760. pag. 323—338. Dieſer hatte damals bereits, in Verbindung mit D. *Pet. Rod. Campomanes*, das 17te Hauptſtück, „von der beſten Art und Zeit zu Ackern, zu Stürzen, zu Eggen," und das 19te, „vom Säen des Weizens, der Gerſte, und andrer Saamen," in die Landesſprache überſetzt. Dieſe Ueberſetzung kam heraus 1751. zu Madrid bey Ant. Pet. de Soto. Und da in demſelben Jahr von dem franzöſiſchen Werk: *Traité de la culture des terres ſuivant les principes de M. Tull par M. Duhamel de Monceau* — eine ſpaniſche Ueberſetzung: *Tratado del cultivo de las tierras, ſegun los principios de Mr. Tull, Inglés, compueſto en Francès por Mr. Duhamel de Monceau* — in 4. bey Joſ. de Orga in Madrid herauskam: ſo erhielt dieſe Ueberſetzung jene zwey Kapitel als Zugabe und Anhang. *Caſiri* nährte bey ſich das Vorhaben, das ganze Werk durch eine Ueberſetzung bekannt zu machen. Doch verſäumte er nicht, ſeiner Jahre eingedenk, einen Jüngern für die Arbeit nachzuziehen.

Don *Joſeph Antonio Banqueri*, dem es vorbehalten war, die Sache auszuführen, fing früh an, in Liſſabon das Hebräiſche und Arabiſche zu lernen. Im Arabiſchen hatte er Unterricht von *P. Anton. Bautiſta*, dem Verfaſſer einer arabiſchen Grammatik, nachher von *P. Jo. de Souſa*, aus Damaſk, damals königl. Profeſſor der arabiſchen Literatur, von welchem auch eine arabiſche Grammatik vorhanden iſt, er benutzte auch zuweilen den Maroniten, *Paul Hodar*, königl. Prof. der orientaliſchen Sprachen auf der Univerſität Coimbra, wann dieſer in Liſſabon ſich aufhielt. Im J. 1779. trat er in Verbindung mit *Michael Caſiri*, und nun arbeitete er 11 Jahre unter deſſen Anleitung, bis zum Tod dieſes Maroniten. Er war um das J. 1710. zu Tripoli in Syrien geboren, 1734. zu Rom Prieſter worden, und zu Anfang des Jahrs 1748. von Rom nach Spanien gekommen. — Vierzehn Jahre verwendete Don *Banqueri* auf die Ausarbeitung der Ausgabe, ungerechnet zwey und ein halbes Jahr, welche der Abdruck koſtete. Dieſs erregt eine vortheilhafte Erwartung von der Güte des Werks, es wurde wenigſtens nicht übereilt.

Die Einrichtung iſt dieſe. Zueignung an den König, der die Koſten anwies. — Gutachten, welches der Graf de Campomanes auf Befehl des Königs, als die Hälfte des Werks fertig war, den 8. May 1773. ſtellte, und welches die Wirkung hatte, daſs der Abdruck befohlen wurde. — Vorbericht des Ueberſetzers, S. 5—60. Der erſtere Theil macht eigentlich die Vorrede, der andre, gröſsre, von S. 23. an, enthält eine Anpreiſung der Landes-Cultur, die für Spanien ihren Werth haben mag. S. 60. 61. ein ſehr dürftiges Namen-Regiſter der Schriftſteller, welche der arabiſche Vf. in ſeinem Werk anführt, ohne einige literariſche Notizen. Nun, mit neuen Seitenzahlen, das Werk ſelbſt. Die eine Columne giebt den Text, ohne Vocalen, die andre die ſpaniſche Ueberſetzung. Das Ganze beſteht aus einer Einleitung, in welcher der Vf. den Inhalt von Kapitel zu Kapitel angiebt, und aus 35 Kapiteln, deren ſummariſcher Inhalt ſchon aus *Caſiri Bibliotheca* bekannt ſeyn kann. Das 35ſte Kapitel, — es handelt nach Angabe der Einleitung von den Hunden, welche zur Jagd, zur Hütung des Felds, und bey den Heerden zu brauchen ſeyen — fehlt in dem Exemplar des *Eſcorial.* Und doch findet man eine Schluſsformel, wie ſie ein Schriftſteller ordentlich nur am Ende ſeiner Arbeit niederſchreiben kann, nämlich dieſe: Vollendet iſt das andre Buch des Werks, betitelt: *Landbau*, von dem verſchiednen Boden und von den Thieren, wie daſſelbe aus den Schriften von landbaukündigen und andern verſtändigen Männern der Vorzeit zuſammengetragen hat *Jahja Ibn Mohammed Ben Ahmed Ibn Al Aw-wâm* von Sevilla, dem Gott verzeihe und gnädig ſey! Zu Ende jeden Bands ſteht der ſummariſche Inhalt der Kapitel, und eine Druckfehler-Anzeige. Am Ende des andern Bands ſteht auch ein alphabetiſches Verzeichniſs der Namen aller in beiden Theilen vorkommenden Pflanzen, mit der Ueberſetzung. Man vermiſst aber ein Sachen-Regiſter über das Ganze.

Von dem Verfasser *Ibn Al-Aw-wâm* ist nichts Gewisses zu sagen, als dieses, dass er ein Spanier, und aus Sevilla war. *Casiri* nannte ihn einen vornehmen und mit philosophischen Kenntnissen ausgerüsteten Mann, und versetzte ihn in das sechste Jahrhundert der Hedschrah. Dabey lässt es der Herausgeber bewenden; nur bemerkt dieser, nach einigen Stellen des Werks (z. B. Tom. I. pag. 214.) müsse er in Alxarafe (s. davon die eben angeführte Seite) Besitzungen gehabt haben. Er ist der Meynung, *Disc. prelim.* pag. 7. 8., das Werk liefre die Summe und Ausbeute der Landbaukunde, wie sie im 12ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, also gerade zu der Zeit vorhanden war, als die Benutzung des Bodens in Spanien unter den Arabern die Vollkommenheit erreicht hatte. Er vergisst nicht, den Umstand auszuheben, *Disc. prelim.* pag. 7., dass der Vf. in seinem *Prologo* sage: *que ninguna sentencia establece en ella (su obra) que no hubiese probado por experiencia propria muchos veces.* Die Stelle, welche verdient hätte, genau bezeichnet zu werden, findet sich S. 10. oben. Der Vf. sagt: „Ich habe die Angaben andrer Schriftsteller getreulich angeführt,

ولم اثبت فيه شيا من راي الا ما جربته
مرارا فصح

und habe keine Meynung aufgestellt, sie sey denn von mir durch mehrere Erfahrungen bewährt worden." Diess erregt allerdings eine günstige Meynung von dem Werk; man darf erwarten, was ehedem von dem spanischen Boden zu erhalten war, das werde sich durch dieselben Mittel, deren sich die Mauren bedienten, auch jetzt noch von ihm erhalten lassen; Baumwolle, Zucker, und manches andre kostbare Erzeugniss, das den Mauren mit so gutem Erfolg gelang, werde auch jetzt noch gelingen. Doch, die Frage von dem praktischen Nutzen dieses Werks von dem Landbau muss Rec. den Sachkundigen überlassen. Er versucht, zu zeigen, was von dem Herausgeber geleistet worden sey.

Don *Banqueri* mag zuweilen seine liebe Noth gehabt haben. Er hatte nicht den Vortheil, verschiedne Exemplare vergleichen, und das eine durch das andre berichtigen zu können. Nur das einzige Exemplar von *Escorial* war vorhanden. — Die grosse, National- oder kaiserliche? Büchersammlung in Paris besitzt auch eine Abschrift, aber nur vom ersten Theil. Eben diess ist der Fall mit der Universitätsbibliothek zu Leyden. Der Spanier sagt, ganz kurz, *Disc. prelim.* S. 11. Note 1.: „Eine Abschrift des Werks ist auf der Bibliothek zu Leyden vorhanden, aber der 1674 herausgekommene Catalogus sagt nicht, ob das Werk vollständig, oder ob nur der erste Theil davon vorhanden sey." Es ist wahr, in dem Catalogus vom J. 1674. in 4 heisst es S. 337. nur: *Abou Zekarija de Re Rustica.* Man muss aber die neuere, bessere Ausgabe vom J. 1716. in folio befragen, und diese sagt ganz unzweydeutig, S. 487.:

كتاب الفلاحة لابي زكريا يحيي بن محمد

1919. *Abu Zacaria Jahjah Ben Muhammed de Agricultura et re Hortensi, tomus primus.* — Jenes einzelne Msc. ist nicht ohne Schwierigkeit, manches Wort und manche Reihe von Worten hat keine Unterscheidungspunkte der Buchstaben. Eine Copie davon, für die königliche Bibliothek zu Madrid, war von dem schon genannten *Paul Hodar* verfertigt, und den 1. Oct. 1762. vollendet worden. Weil er, ein geborner Maronit, der arabischen Sprache mächtig war: so berichtigte er in seiner Abschrift Manches nach seiner Einsicht. Da nun diese Copie, sagt der Herausg., wenigere Unrichtigkeiten habe als das Original: so habe er sie diesem für den Abdruck vorgezogen. Die Verschiedenheit ist immer, als Anmerkung, angezeigt. Oft wird die Lesart der Copie befolgt, nicht selten aber die Lesart des Originals, zuweilen bessert der Herausg. den Text nach eigner Einsicht. Aber manche Stelle musste unübersetzt bleiben, weil der Sinn nicht herauszubringen war, der Text ist aber immer am Rande angeführt. Dieser Fall scheint im ersten Theil noch öfter einzutreten, als im andern. Wie schön wird Hr. *de Saci* in Paris und Hr. Prof. *Rau* in Leyden helfen können! Manche, oft lange, Stelle, besonders im andern Band, wird mit gutem Willen nicht übersetzt, weil sie etwas Abergläubisches oder Albernes enthält, wohl auch weil sie etwas vom Gottes-Gesandten Mohammed enthält, wie S. 428 und 478. Nur Eine Stelle jener Art ist S. 145. wirklich übersetzt, aber in lateinischer Sprache; ein Mittel, die Würmer im Garten zu vertreiben, „*Ad, id etiam virtutem habet incessus per medium hortum mulieris silentis, nudipedis, solutis crinibus, una tantum indutae veste, sine succinctorio, aut quoquam velamine; quod ter ipsa si fecerit, fit, ut vermes, Deo sic volente, e vestigio pereant.*" Hätte nicht dieses auch bey den andern Stellen beobachtet werden können? — Die Uebersetzung im Ganzen ist nicht übel gerathen, man kann das Bestreben des Vfs. derselben nicht verkennen, so wenig als möglich von dem Original sich zu entfernen. Dass sie durchaus über alle Verbesserung und Berichtigung erhaben seyn soll, wer wollte diess erwarten?

Um doch von einem Werk, das immer etwas selten bleiben wird, einiges zur Probe zu geben, wählen wir ein Stück aus Kap. XXXIII. Tom. II. pag. 683. um so mehr, als der Herausg., *Disc. prelim.* S. 7., zuversichtlich sagt: „Schätzbar sind die Abschnitte, in welchen *Ibn El Aw-wâm* von dem Pferd und von der Reitkunst handelt, wo er gewiss originale und bemerkenswerthe Dinge vorträgt." Also, S. 683., heisst es: Folgendes schreibt *Ibn Abu Hazâm.* Willst du Reiten lernen, so wisse: die Grundsache ist das Festsitzen, und dieses ist nur dadurch zu erhalten, dass man lernt ohne Sattel reiten. Wer in diesem sich nie geübt hat, wird nie im Sattel recht und festsitzen; er wird immer auf seinem Sattel wanken, wann das Pferd trabt und läuft; er wird nicht vor dem Fallen sicher seyn, wenn es unruhig oder scheu wird. Willst du nun dich damit abgeben, so bekleide dich leicht, zäume dein Pferd, lege ihm eine Decke von Wolle oder von Haar auf, und befestige den Gurt und den

Brust-

Brustriemen: denn der Reiter sitzt fester auf der Decke als auf dem Blossen. Nun stelle dich zur Linken deines Pferds an seinen Bug, die Stränge des Zaums in der linken Hand — fasst du die Mähnen zugleich mit den Strängen, so ists nicht übel — nun schwinge dich schnell hinan, und setze dich. Sitzest du erst auf dem Rücken gleich, so bringe deine Hände mit den Strängen an den Nacken des Pferds, halte den Rücken gerade, die Schenkel werden da, wo sonst die Enden des Sattels sind, fest angeschlossen; schiebe dich auf dem Rücken ein wenig vorwärts — diess taugt sehr bey dem Reiten ohne Sattel — recke die Kniee, die Waden und die Füsse gegen den Bug des Pferds, dass du die grossen Zehen an deinen Füssen sehen kannst. Nichts vermag dir eine sichre Haltung zu geben, als das Anschliessen deiner Schenkel, nur dieses macht festsitzen; wer bey dem Reiten sonst Etwas anzieht, der sitzt weder sicher noch fest. Nimm deine Stränge gleich, und halte es damit, wie gesagt worden ist. Nun lasse das Pferd vorwärts, indem du ihm mit den Fersen ein Zeichen giebst, lasse es etliche Tage mit vorgestrecktem Hals sachten Schritts gehen. (Rec. nimmt an, anders als der Herausgeber,

وسر العنق اياما سيرا رفيقا

die nächsten Worte, welche der Herausg., als unverständlich, nicht übersetzt, läst auch Rec. auf sich beruhen.) Du aber nimm dich wohl in Acht, auch wegen des gedachten Scheuwerdens, ehe du die Stränge anziehst, auch wenn du auf dem Sattel reitest, bis du weisst, dass du festsitzest, und es dir zur Natur und Gewohnheit bey dem Schritt worden sey. Alsdann, nach diesem, bringe dein Pferd in den Trab, indem du ihm, wie gesagt, die Fersen giebst. Nun trabe sanft, und habe Acht auf dich, dass du sitzest, wie ich dich angewiesen habe. Der Trab ist schwer, leicht kann dabey der Reiter aus dem Sattel wanken, so nimm dich in Acht bey dem Anfange desselben und bey dem Aufhören. Fange ihn immer wieder an, bis es an den Galopp kommt. Nun setze dein Pferd in den Galopp, in einen gleichen, ruhigen Galopp. (Hier läst wieder der Herausg. ein Stück des Originals unübersetzt.) Nimm dich in Acht, vornehmlich bey dem Ausziehen des Pferds und bey dem Abfallen am Ende des Laufs; das Eine wie das Andere erfordert Vorsichtigkeit und rechtes Benehmen, leicht giebt es ein Fallen. (Der Text ist S. 685.

وعندها يكون السقوط فاجرة طلقا ولا — —

der Herausg. nimmt Statt فاجرة die Lesart فرسك, und übersetzt: *caeria tu caballo en dicha carrera.* Diess kann nicht seyn, das Nomen السقوط kann nicht einen Genitiv regieren. Die Lesart فاجري ist recht gut.) Lasse es rennen; aber nicht zu lange, das lange Rennen wird ein Pferd verderben, das von dem Reiter mit der Lanze gebraucht werden soll. Ist ein Pferd sanft: so wisse sein Reiter, dass es gleich dem ersten Anhalten parirt. Wenn nicht: so halte es nicht nur Ein Mal, sondern drey Mal, vier Mal an, bey jedem folgenden Anhalten wird es sich williger zeigen, als bey dem vorhergehenden; der Kopf muss nicht gezerrt werden, das Anziehen sey sanft, und jedes nächste Mal sanfter. Du musst ihm zwischen dem einen Anhalten und dem andern nicht die Zügel lassen, dass es wieder in das Rennen falle. Mässige deine Hand bey dem Anhalten, die Stränge ziehe gleich, nicht den einen länger, den andern kürzer, den Kopf halte ihm recht und gerade, und siehe darauf, dass bey dem Anhalten nicht der Hintertheil sich zur Seite neige. Meist hebt das Thier, wenn es von einem Ungeschickten angehalten wird, ihn aus dem Sattel. Hüte dich, dein Pferd bluten zu machen, und wisse, wer sein Pferd ohne Ursache bluten macht, ist nur der Ungeschickte, der nicht versteht, den Zaum zu handhaben. Hast du nun, nach dieser Anweisung, das Reiten ohne Sattel ergriffen, dazu verhelfe dir der preiswürdige Gott! so hast du die Grundsache bey dem Reiten und das Meiste der Reitkunst. Nun gehe über zum Reiten auf dem Sattel, und treibe es nach der gegebenen Anweisung. Und wenn du Alles, was zum Reiten auf dem Sattel gehört, dir eigen gemacht, dir zur Natur und Gewohnheit gemacht hast, dass nun keine unschickliche Bewegung mehr Statt hat, dass sogar auch dann, wenn du eilig, unaufmerksam, in andern Gedanken bist, dennoch dein Reiten schön bleibt; alsdann erst geht es zur Uebung im Reiten mit der Lanze und andern Waffen, und zur Uebung im Fechten mit andern Reitern. Hast du aber Jenes noch nicht erreicht: so unterlasse noch dieses, und täusche nicht dich selbst, indem du dir sagst: ich reite doch schön; versage dir noch den Gebrauch der Lanze und weitere Uebungen der Reiter.

Der Abdruck des Arabischen ist nicht nachlässig, wie man zu glauben versucht wird, wenn man bey der ersten Durchsicht gleich in der Aufschrift des ersten Kapitels findet في معرفة, in der Ueberschrift des vierten Kap. في, in der Ueberschrift des fünften معرفه, statt معرفة. Alle Druckfehler sind freylich in dem Verzeichnisse nicht bemerkt. — Ausländische Namen sind zum Theil entstellt. Der Franzose *Lasteyrie* heisst S. 15. *Lastregrie*, der Engländer *Hunt* heisst S. 14. *Heurt*, der deutsche *Pfeifer* heisst S. 9. *Pfepfero*. Doch das Werk, auch so wie es ist, bleibt immer eine achtungswerthe Erscheinung in der Literatur.

SCUDÁRI, b. Constantinopel: معرب الاظهار لزيني زاده (Der Ausleger der Erklärung von Zini Zádeh.) 1803. 326 S. kl. 4.

Der Vf., gewöhnlich Zini Zadeh genannt, heisst eigentlich *Hossein ben Ahmed*. Rec. hat von ihm nichts zu

zu ſagen, als daſs derſelbe auch über die, im Orient geſchätzte, arabiſche Grammatik, Caphiah, eine Auslegung geſchrieben, die zu Conſtantinopel im J. 1200. der Hedſchrah (Chriſti 1785—86.) gedruckt wurde, und daſs er dieſe Auslegung der Caphiah unter der Regierung des Soltân Muſtapha Chan, im J. 1168. der H. (Chr. 1754—55.) vollendet hat. Die Schrift, die hier angezeigt wird, iſt von derſelben Art, iſt ein grammatiſcher Commentar zu einer grammatiſchen Schrift eines andern Grammatikers. Der Text, welcher ausgelegt wird, hat den Scheich Mohammed von Barcu zum Vf., und iſt betitelt: اظهار الاسرار, die Erklärung der Geheimniſſe (nämlich der arabiſchen Sprache). Dieſe Reſâlah mit einem Commentar zu verſehen, ſagt Zini Zadeh in der Vorrede, ſey er von einigen beſonders lieben Freunden aufgefordert worden, denen er es nicht habe verſagen können. Jedes Wort, von Anfang bis zu Ende, erhält ſeinen gebührenden Theil von Anmerkungen, ſelbſt die gewöhnliche Ueberſchrift *Bismilla* — und der gewöhnliche Anfang: *Al Hamdo l'Illahi* — darf nicht leer ausgehen, ſondern wird reichlich ausgeſtattet. Dabey iſt aber nicht die Einrichtung, daſs der Text von der Auslegung geſondert, jener oben an, dieſer unten hingeſtellt wäre. Beides macht zuſammen Ein Ganzes, ohne Verſchiedenheit der Schrift, ohne einigen Abſatz; nicht Eine Zeile, von Anfang des Drucks bis zum Ende deſſelben, iſt gebrochen; nur jedes einzelne Wort des Texts iſt zwiſchen Klammern geſetzt und oben mit einem Querſtrich ausgezeichnet. — Und dieſer Druck iſt zum Handbuch für Schulen und Collegien beſtimmt! Es iſt aber ſehr natürlich, daſs man nicht unterläſst, dem Gedruckten ganz genau das Anſehen einer Handſchrift zu erhalten. Daſs die Anmerkungen am Rande in ſchiefen Zeilen ſtehen, und nicht in horizontalen, iſt auf eben dieſe Abſicht berechnet. Die Druckarbeit iſt keinesweges zu verachten, der Setzer vornehmlich hat ſeine Sache brav gemacht, die Buchſtaben paſſen auf einander, die Zeilen laufen durchaus gleich und gerade. Die Schrift iſt klein, aber niedlich und deutlich, ſie nimmt ſich auf dem weiſsen Papier gut aus, ſie iſt ungleich beſſer, als jene, die noch 1785. zum Abdruck der Auslegung der Caphiah gebraucht wurde. Wer dieſe Ausgabe angerathen, wer ſie beſorgt habe, iſt nirgends zu entdecken. Am Ende ſteht: dieſes Buch iſt ausgedruckt worden — in der neuerrichteten Druckerey in der Stadt Scudâr, durch Abd Al Rahmân Al Moderris, welcher von der hohen ottomanniſchen Regierung der Druckerey vorgeſetzt worden iſt, zu Anfang des Monats Dſchomadi, des erſtern im J. der Hedſchrah 1218. Dieſes fing an den 23. April 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: *Car. Godofr. Siebelisii Hellenica* latine edita. 1803. VIII u. 142 S. 8. (6 gr.)

Eine gute Ueberſetzung vertritt oft die Stelle eines Commentars und räumt die bey der Erklärung einzelner Worte und Sätze etwa noch übrig gebliebenen Schwierigkeiten oder Dunkelheiten vollends hinweg. Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend beſchloſs der geſchickte Herausg. der benannten hiſtoriſchen Chreſtomathie, *Hellenica* überſchrieben, ſein Werk nicht nur mit kritiſchen und erklärenden Anmerkungen zu begleiten, die beſonders erſchienen ſind, ſondern auch mit einer Ueberſetzung, welche ihm erlaubte, in den Anmerkungen oft kürzer zu ſeyn oder manches ganz unberührt zu laſſen, was ſchon die Ueberſetzung hinlänglich aufklärte. Bey dieſer legte er zwar vorhandne Ueberſetzungen der excerpirten Schriftſteller zum Grunde, verbeſſerte ſie aber, nach den Geſetzen der Treue, der guten Latinität und nach den Lesarten ſeines Textes. Wir ſehen ſie als eine nützliche Zugabe zu ſeiner Chreſtomathie an.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. 1) *Breslau*, b. Barth jun.: *Joh. Heinr. Mundels etymologiſche Leſetafeln*, nebſt einem Anhange. 1803. 32 S. 4. 2) *Ebendaſ.: Ebendeſſelben Anweiſung zum Gebrauch ſeiner etymologiſchen Leſetafeln.* 1804. IV u. 12 S. 8. — Hn. *M's* Leſelehrmethode iſt zwar nach ſeiner eigenen Verſicherung mit der des Hn. *Olivier's* verwandt; doch hat er ſie mit der gewöhnlichen, verbeſſerten (welche iſt denn das?) zu verſchmelzen geſucht. Die 15 Tabellen (Nr. 1.) ſollen dazu dienen, die Kinder mit den Buchſtaben nach der *natürlichen* Tabulatur der Lautzeichen, mit Sylben, zuſammengeſetzten Conſonanten, einſylbigen und mit groſsen Buchſtaben geſchriebenen Wörtern, mit einer Ueberſicht der Redetheile und Abänderung der Wörter, ſo wie mit einigen Verschen zum Memoriren bekannt zu machen, wie in Nr. 2. berichtet wird. Kinderlehrer werden auch dieſe Anleitung zum Elementar-Unterricht mit Dank aufnehmen, da Hr. *M.* beſcheiden genug zu ſeyn ſcheint, dieſer Manier leſen zu lehren nicht den Stempel der *Naturgemäſsheit* (ein Wort, das ſich die Herren, die es von ihren Leſemethoden ſo gern gebrauchen, wohl ſchwerlich ſelbſt erklärt haben) aufzudrücken. So ſehr wir es auch billigen, daſs man die Kinder mit den einzelnen Lautzeichen in einer bequemern, als der gewöhnlichen, Ordnung bekannt mache: ſo müſſen wir doch wünſchen, daſs man nicht unterlaſſen möge, die Kinder auch mit der gewöhnlichen Aufeinanderfolge des Alphabeths vertraut zu machen, damit ſie ſich in den Regiſtern, Wörterbüchern und in den mit Buchſtaben gemachten Eintheilungen zurecht finden können und dergleichen mechaniſche Kleinigkeiten, die in ſpätern Jahren ſchwer in den Kopf zu bringen ſind, nicht erſt nach Beendigung ihrer Schuljahre zu lernen nöthig haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. October 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERN u. WINTERTHUR, b. Steiner: *Helvetische Monatsschrift.* *Erster* Band. XXII. XVI. u. 136. 143. 168. 192 S. gr. 8. Mit einem Titelkupfer. *Fünftes* Heft. 220 S. *Sechstes* Heft. 176 S. *Siebentes* Heft. 168 S. 1800. u. f. J. gr. 8.

Unter den unläugbaren Vortheilen, welche die Schweiz bey den mannichfaltigen, hier aber in dem Contrast mit der ehemaligen Glückseligkeit tiefer gefühlten Leiden der Revolution, aus der veränderten Lage der Dinge ziehen kann und hoffentlich ziehen wird, steht vielleicht die Erweckung eines grösseren Gemeinsinns, der sich auf die Schweiz überhaupt, nicht auf die einzelnen Cantone bezieht, oben an. So wie die Wirksamkeit der Regierung zur Beförderung der Glückseligkeit der Einwohner in jedem Canton durch die Einheit der Republik eine neue Kraft erhielt, so liessen sich auch daraus heilsame Folgen für die geistige und sittliche Bildung der gesammten Einwohner mit Grund erwarten. Zu der Erreichung dieses Ziels mitzuwirken, vorzüglich auch durch sanfte Belehrung über die bloss vorübergehenden Nachtheile der Revolution, ist der nächste Zweck dieser Monatsschrift, zu deren Herausgabe sich mehrere verdiente schweizerische und ausländische Gelehrte vereiniget haben, als *Ith*, *Stephani*, *Müslin*, *J. R. Sulzer*, *Bremi*, *Fr. X. Bronner*, *Huber*, *Hirzel*, *Stapfer*, *Finsler*, *Usteri*, *Escher*, *Suter*. Ihr Plan umfasst die Constitution, die bürgerlichen Gesetze, Polizeyanstalten, Criminalgesetze und deren Verwaltung, Finanzen, innere und äussere Betriebsamkeit, öffentliche Erziehungs- und Armenanstalten, Anekdoten und Erzählungen zur Bildung des sittlichen Gefühls und zur Beförderung des häuslichen Wohls und der Vaterlandsliebe, Beurtheilung der vorzüglichen in jene Fächer einschlagenden Werke. Jeder Band, aus *vier* Heften von 8 — 10 Bogen bestehend, soll eine Titelvignette und einen Kupferstich, von den besten helvetischen Künstlern verfertigt, enthalten. Unter der Vorrede des *ersten* Bandes unterschreibt sich Dr. *Höpfner* zu Bern, damaliger (10. Jun. 1800.) Secretär der Redaction beym Vollziehungsrath, als Herausgeber.

In den vor uns liegenden Heften finden wir den Geist, welchen sich die Verfasser vorgezeichnet haben, durchgehends herrschend, und die einzelnen Aufsätze, wenn gleich nicht alle von gleichem Werth, scheinen uns damit in solcher Uebereinstimmung zu stehen, dass wir die Fortsetzung dieser interessanten Zeitschrift nicht anders als recht sehr wünschen können. Auch für die Mannichfaltigkeit der Unterhaltung ist durch Abwechslung hinlänglich gesorgt, so dass jeder, der sich für die Schweiz interessirt, nützliche und zum Theil wichtige Nachrichten darin finden wird, besonders in Beziehung auf die gegenwärtigen Zeitläufte.

In der Einleitung des *ersten* Hefts bemerkt Hr. *Ith* sehr richtig, die verbesserte, vernunftmässige Verfassung, welche der Zweck aller Revolutionen seyn soll, könne unmöglich aus der Revolution unmittelbar hervorgehen, sondern nur das Werk der Evolution, einer ruhig überlegenden und weislich ordnenden Reform seyn. Daher ermuntert er seine Mitbürger eindringend, das, *was seyn und werden soll*, zu scheiden von dem, was ist; unter der Begünstigung des Gerüsts an den Bau selbst zu gehen, und aus der wirklichen Ordnung, dem Product des Zufalls und der Umstände, eine Ordnung des Rechts, das Product der Vernunft, aus dem Vorübergehenden das Bleibende zu entwickeln. Er hofft, — und wer wollte nicht freudig darin einstimmen — sein edles, freyes Vaterland werde dazu bestimmt seyn, der Welt, und selbst dem überwältigenden Frankreich, das erste Beyspiel einer vollkommen vernunftmässigen Constitution zu geben, und so die Rechte der Menschheit gegen den Tadel zu rechtfertigen, der nur die Geschichte, nicht die Grundsätze der neuen Revolution treffen sollte. Denn wenn gleich die neue, damals noch nicht geahndete, Constitutionsacte, welche der erste Consul seitdem der Schweiz vorgeschrieben hat, diese Forderungen noch nicht erfüllen möchte, so überlässt sie doch den Regierungen der einzelnen Cantone hinreichende Macht, um das durch Maassregeln der Verwaltung zu bewirken, was die constitutionellen Vorschriften, wenigstens vor der Hand, noch nicht bezielen. Und von diesen ist man um so mehr viel zu erwarten berechtigt, als einestheils eben die kleineren Abschnitte der Staatsgesellschaft ihre Mitglieder vielleicht des möglichst höchsten Grades der bürgerlichen Glückseligkeit empfänglich machen, anderntheils aber die sorgfältigste Benutzung der fortschreitenden Aufklärung und des Geistes der Zeiten, in beständiger genauer Beziehung auf physische, der menschlichen Kraft nie ganz unterworfenen, Anlagen, am vollkommensten bey Mitgliedern einer solchen Regierung statt finden kann. Wird denn auch das Gebäude langsamer vollendet, und nur stückweise aufgeführt, so kann man dagegen der Dauerhaftigkeit desto gewisser seyn, und hat dabey weniger von der Wan-

Wandelbarkeit menschlicher Einrichtungen im Allgemeinen zu befürchten.

Die übrigen ausgezeichneten Aufsätze des *ersten* Hefts sind: *Stock* über Zweck und Bestimmung der literarischen Gesellschaften in Helvetien; *Höpfner* über die Einrichtung einer Nationaluniversität (die wir immer für eines der ersten Bedürfnisse der Schweiz und für das kräftigste Mittel zur Beförderung der Einheit des Staats halten), der Cantons-Academieen, und Municipalitäts- oder Primarschulen; *Ith* über die Nothwendigkeit der Religion zur Nationalversinnlichung, ein scharfsinniger, durch mehrere Hefte fortgehender Aufsatz, in welchem die Frage aus überwiegenden Gründen bejaht wird, insonderheit auch in Rücksicht auf die eigenthümlichen Vorzüge der christlichen Religion.

Zweytes Heft. *Dorner* und *Höpfner* über eine Brand-Assecuranzanstalt für Helvetien; der Vierwaldstädter-See, geschildert von dem Kunstmaler *Biedermann* in Bern; *J. R. Fischer* über die Erhöhung und Veredelung des helvetischen Nationalgeistes.

Drittes Heft. Des Ex-Generals *Montesquieu* Gedicht auf den Genfer-See, aus dem Französischen frey übersetzt; des Mahlers *Zehender* Sittenschilderung der Hasler (das Titelkupfer des ersten Bandes ist eine gefällige Darstellung einer häuslichen Scene aus Oberhasli, nach *Hallers* schönem Verse: *der holden Liebe Hand streut auf die Arbeit Rosen*); *Tscharner* Briefe über Landbau und Industrie, als Mittel zu schneller Aufnahme des National-Wohlstandes und der Staatseinkünfte Helvetiens (sehr interessante, meistens neue, detaillirte Nachrichten und treffende Bemerkungen über mögliche Verbesserungen); *Ith* Ideen zur National-Erziehung Helvetiens (ein trefflicher Aufsatz, vorzüglich in Beziehung auf eine repräsentative Verfassung und die Nothwendigkeit, für gute Wähler schon durch die Erziehung zu sorgen); *Höpfner* über eine Vieh-Assecuranzanstalt in Helvetien (aus einer angefügten Tabelle erhellt, dass in dem ehemaligen unzertrennten Canton Bern 400,000 Menschen einen Viehbestand hatten, dessen Capitalwerth 40 Millionen Livres betrug); *Finsler* über die Territorial-Auflagen von 2 vom Tausend.

Viertes Heft. *Wild* Vorschlag zur Eindämmung des Rhodans in Wallis, mit einer Zeichnung; *Höpfner* über das Oberland und eine Gesundheits-Anstalt daselbst; Kunstanzeigen (interessante Nachrichten von den Arbeiten helvetischer Künstler während der Revolution).

Fünftes Heft. Ueber die Lage der Schweiz im Anfang des Jahres 1800. (rührende Schilderung der Leiden der Schweiz durch die Revolution); *Bremi* wie erscheint der angegriffene Todschläger vor dem Gesetz? *Wild* Betrachtungen über das Walliser-Land (Entwickelung der auszeichnenden Eigenthümlichkeit, besonders durch Isolirung von allen Fremden, selbst Schweizern); *Zschocke* Vorschlag zur Organisation von Arbeitsgesellschaften; *Höpfner* über die fränkischen Requisitionen in Helvetien, mit Tabellen. (Nach detaillirten Berechnungen kosteten sie den beiden Cantonen *Thurgau* und *Sentis*, die ungefähr das Mittel halten zwischen den reichsten und ärmsten, in einem Jahre jenem ungefähr 6, diesem 5 Millionen Schweizer Livres. Der Stadt *Zürich* ward vom 26. April 1798. bis Ende 1799. durch den Aufenthalt fremder Truppen eine Ausgabe von 3,981,110 Schweizer Franken verursacht. Was einzelne, besonders beschwerte Gemeinden, wie z. B. das Kloster *Wattingen*, nach den speciellen Berechnungen auszugeben oder sonst an Lasten zu tragen hatte, ist verhältnissmässig noch ungeheurer. Ueberdiess enthält dieser Aufsatz manche andere merkwürdige Nachrichten über die Lage der Schweiz während der Revolution. Beyläufig nennt der Vf. *Friedrich II.* einen *republicanischen König*, und *Bonaparte* (schon im J. 1800.) einen *königlichen Republicaner*.)

Sechstes Heft. Gedanken über den Föderalism in Helvetien mit widerlegenden Anmerkungen (interessant zur Kenntniss der verschiedenen Parteyen und ihres getheilten Interesse); *Wyß* die Vertilgung der Religion in Helvetien (es soll wirklich ein solcher Plan existirt haben. Ein treffliches, eben so stark als wahr geschriebenes Rescript des Ministers *Stapfer* über die Feyer des Buss-, Bet und Danksagungsfestes im Sept. 1799., das hier auch als Beylage folgt, ward damals von der Mehrheit des Directoriums unterdrückt). *Höpfner* über die Handelsverhältnisse in Helvetien (wichtige Aufschlüsse über die ehemalige Verfassung. Vorzüglich gut wird hier gezeigt, dass der angebliche Druck des Landmanns bey dem Absatz seiner Producte bey weitem nicht das war, wofür er ausgegeben wird. Auf der andern Seite kommen manche schöne Züge von wahrem Patriotismus vor. An einem Herbstsonntage 1778. ward in der Stadt *Zürich* eine Collecte für das durch einen Wolkenbruch verwüstete Dorf *Küßnacht* gesammelt, die 84000 Französische Livres eintrug, das ist für jeden Einwohner, deren die Stadt damals innerhalb ihrer Mauern kaum 10000 zählte, über 8 franz. Livres.)

Siebentes Heft. *Usteri* Uebersicht der Arbeiten der helvetischen Gesetzgebung in den Monaten März und April 1800.; Vorschlag zur Errichtung von Armenpflegen in allen Gemeinden des Cantons Zürich von der Hülfsgesellschaft in Zürich (in Ansehung des Details sehr zweckmässige, auch allgemein zu empfehlende Vorschriften); Politische Schilderung der Sitten des schweizerischen Volks, insonderheit der kleinen democratischen Cantone von einem französischen Residenten mit berichtigenden Anmerkungen; *Hirzel* Geschichte der Auswanderungen aus den Cantonen Linth und Sentis bey ihren Durchzügen durch Zürich; *Hirzel* General-Uebersicht des ganzen Kriegsschadens des Canton Zürich vom 26. April 1798. bis Ende 1799. (die Summe zu Geld angeschlagen beträgt 15,771,466 Schweizer Livres, 7 B., 7½ Kr., worunter für Raub, Brand und Verheerungen 6,000,081 Livres kommen, auf eine Bevölkerung von 166,381 Menschen, unter denen sich jetzt 7401 Arme befinden, die nichts verdienen können, und 22,495 Arme, die keinen Verdienst haben. Ein warnendes Beyspiel für

für alle Völker, sich die Freyheit nicht zubringen zu lassen; denn der Canton Zürich namentlich ist überall nicht einmal in dem Krieg wirklich begriffen gewesen!)

WIEN, b. Degen: *Historisch - malerische Reise durch Oesterreich. Erstes* Heft. 1804. mit 6 Kupfern. 24 S. Text. kl. 8.

Ebendas.: Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der österreichischen Monarchie auf jeden Tag des Jahrs, gesammelt von *J. A. Griesinger.* 1804. 464 S. kl. 8.

Beide auch zusammen unter dem Titel:

Historisch malerisches Taschenbuch von und für Oesterreich. 1804. (4 fl.)

Der vorige Jahrgang dieses Taschenbuchs enthielt die malerische Reise von Cassas nach Istrien und Dalmatien im verjüngten Maasstabe; — nun wendet sich der patriotische Verleger, treu dem Plane, für die literarische, topographische, statistische, historische Kenntniss des Inlandes zu sorgen, zu noch näher liegenden Gegenständen dieser Art.

Die *historisch - malerische Reise* u. s. w. hat Hn. D. *J. A. Schultes* zum Vf.; die sechs dazu gehörigen Kupferstiche sind von *Maillard* gezeichnet und von *Duttenhofer* gestochen. Hr. *Schultes* betitelt seine Arbeit: *Zeichnungen zu den Ausflügen nach dem Schneeberge;* und bringt dadurch seine gegenwärtige Arbeit in Verbindung mit seinen in der A. L. Z. bereits angezeigten Ausflügen nach dem Schneeberge. Folgende sechs Naturscenen werden uns hier mit Worten und mit dem Grabstichel geschildert: 1) Der Wasserfall der Mira bey Mukendorf. 2) Der Pass von Gutenstein. 3) Westliche Ansicht von Gutenstein von den hängenden Brücken. 4) Buchberg am Schneeberge. 5) Wasserfall der Sierning im Thale bey Buchberg. 6) Der Emmerberg. Der Vf. hat alle Macht seines Stils aufgeboten, die Schönheiten dieser Gegenden darzustellen; und da die Kupfer, herrlich gezeichnet und niedlich gestochen, das in den Worten liegende Bild dem Leser mehr vergegenwärtigen: so verfehlt sein Bemühen die gehoffte Wirkung nicht. Im Ganzen wird der bezweckte Total - Eindruck bewirkt, dass Naturschönheiten und Naturmerkwürdigkeiten in Oesterreich nicht minder, als in fernen gepriesenen Ländern zu finden sind, und dass es inländischer Künstler und Naturfreunde Mühe lohnen würde, mehr darauf zu achten. Sehr zweckmäsig flicht der Vf. in seine Beschreibung auch Erinnerungen an österreichische Begebenheiten ein. Freylich verliert sich in des Vfs. Schilderungen die Wirklichkeit sehr stark in den Nebel der Phantasie, und der Stil versteigt sich zuweilen über das Erhabene ins Romantisch - Schwülstige, womit dann hie und da, doch selten, niedrige und unrichtige Ausdrücke contrastiren. So heisst es S. 17.: „Schön ist der Morgen hier, wenn der hellbeleuchtete Gipfel des Schneebergs über die dunkeln Waldgebirge hereinblickt, auf denen noch *der Morgendämmer* ruht, wenn über den Silberschleyer, den der sinkende Thau über die Fluren des Thales zieht, leichte Nebel spielen, und vor den Strahlen der höhern Sonne sich in der Nacht der schwarzen Wälder zu bergen eilen, zu denen sie im Wirbeltanze emporsteigen. Schön ist der Mittag hier, wenn das *leisere* Concert der zirpenden Grillen in der schwülen Stille des Tages *an den Bergen erhallt* u. s. w. Noch eine Probe S. 16.: *Herren* (so, statt *die Herren*) von Buchberg waren wohl mächtige Leute *einst* in Oesterreich, doch weiss man mehr nicht, als dass sie gewesen sind." Endlich noch eine S. 23.: Unter den wechselnden Besitzern dieser Burg erwähnt die Geschichte der Gegend noch eines Joh. Alexander Brassicani. Er war *Poëta laureatus*, und kaufte *sie* im J. 1593. von einer Maria von Sinzendorf. Seine Lorbeeren verwelkten noch früher, als jene der Helden, deren Wohnstätte er *ertrödelte.*" Rec sieht der von solchen Fehlern mehr gereinigten Fortsetzung dieser historisch - malerischen Reise im nächsten Jahrgange des Taschenbuchs mit Verlangen entgegen.

Mit den *Denkwürdigkeiten* hat Hr. Mag. *Griesinger*, gebürtig aus dem Würtembergischen, dem lesenden Publicum ein angenehmes und nützliches Neujahrs-Geschenk gemacht. Freylich ist es wahr, dass die Geschichte dem, der sie im Zusammenhange mit vollem Nutzen lernen soll, nicht nach den Tagen des Kalenders zerstückelt, in bunter Abwechslung ohne chronologische Ordnung vorgetragen werden darf; aber Hr. *G.* schrieb für einen Taschenkalender; er schrieb mehr, um die historische Lesesucht zu wekken, als um sie zu befriedigen; er wollte, während er durch Mannichfaltigkeit unterhält, unvermerkt auch belehren, und patriotische Theilnahme an den Thaten der österreichischen Vorwelt und an den sonderbaren Schicksalen dieser Monarchie erregen. Da er sich einmal an die Kalendertage band: so konnte er nicht immer, nur das Wichtigste aus der österreichischen Geschichte herausheben. Auf Originalität macht er keinen Anspruch; er gesteht, vorzüglich aus *Heinrich*, *Gebhardi*, *Schmidt*, *Fugger*, *de Lucca*, *Rousset*, *Pütter* und *Meusel* geschöpft zu haben. Folgendes ist eine Probe von den hier bunt durch einander vorkommenden historischen Bruchstücken. 21. May. Geb. Constantin v. Kauz 1735. 22. May. Treffen bey Lautern 1794. 23. May. Misshandlung der k. Statthalter in Prag 1618. 24. May. Steyermark kommt an Oesterreich 1192. 25. May. Einbruch der Hussiten in Ungern 1430. 26. May. Maximilians II. Hoffnung zur polnischen Krone 1575. 27. May. Orientalische Handlungscompagnie in Wien 1719. u. s. w. Es dürfte dem Rec. nicht schwer seyn, dem Vf. nachzuweisen, wie leicht und seicht er hie und da gearbeitet habe; allein es verlohnt sich wohl nicht der Mühe, zumal da es dem Vf., dem es nicht an Kopf fehlt, auch am Willen nicht mangeln dürfte, ähnlichen Arbeiten künftig mehr innern Gehalt zu geben. Die meisten Aufsätze sind lehrreich, und haben eine patriotische Tendenz. Rec. hebt einen zur Probe des Stils und der Behandlungsart des Vfs. aus. S. 223. Den 21. Jun. 1564. *Die Böhmen empfangen das heilige Abend-*

unter beiderley Gestalten. Der Kaiser Ferdi- mühte sich eifrig, eine Vereinigung zwi- Utraquisten und Böhmischen (sic!) zu be- m. Wie (als) er aber sah, dass eine all- laubniss des Kelchs für ganz Böhmen das einzige Mittel hierzu wäre: so schickte andtschaft nach Rom an den Papst Pius Der kluge und einsichtsvolle Papst willigte er Erzbischof von Prag liess diese Erlaub- itigen Tage öffentlich an allen Kirchen Dem zufolge reichte man denen, die es nicht nur in der Domkirche, sondern auch rigen Pfarrkirchen, und sogar bey den Kelch. Die Böhmen bedienten sich die- iss bis in das J. 1623., in welchem sie von Ferdinand II. wieder aufgehoben wurde. n der Intoleranz Ferdinands II. werden gegeben.)

JUGENDSCHRIFTEN.

b. Hilscher: *Frohbergs Unterredungen mit Sohne über die Natur und Kunst.* Eine Ju- rift von *Joh. Wilh. Schwarz.* *Erstes* Bänd- 1801. VIII u. 374 S. *Zweytes* Bändchen. 322 S. *Drittes* Bändchen. 368 S. 8. (2 Rthlr.

on 12—16 Jahren sollen durch diese Schrift rflächliche Begriffe von der Natur erhal- uch über die Benutzung und Verarbeitung belehrt werden. Die Art und Weise, wie der Vf. diesen Plan ausführt, war wenigstens für ihn die bequemste. Hr. *Schw.* führt nämlich einen Vater und seinen Sohn, einen Lehrer und Zögling und zu- weilen auch andere Personen redend ein, lässt den Ei- nen fragen, was ihm einfällt, und den Andern ant- worten, was er so eben weiss. Das *erste* Bändchen besteht aus 37, — das *zweyte* aus 35, — das *dritte* aus 28 Unterhaltungen. Da kommen die heterogen- sten Dinge vor. Nach einigen dürftigen Belehrungen über die Wirkungen der Natur, über den gestirnten Himmel und das Gewitter, dessen Entstehung noch aus angehäuften Schwefel- und Salpetertheilchen er- klärt wird, kommt Hr. *S.* auf die Schreibekunst; von dieser zu den wachenden und schlafenden Blu- men — den Zigeunern u. s. w.; im *zweyten* Bändchen sieht man unter andern Schnecken kriechen, Torf graben, Glocken giessen u. s. w.; im *dritten* giebt es Karpfen, Feuersprützen, Salzbergwerke u. s. w. zu sehen. Ueber jeden Gegenstand wird so viel mitge- theilt, als der Vf. in Bereitschaft hatte, bald zu viel, bald zu wenig. Th. I. S. 19. wird nur von 5 Planeten; ausser der Erde geredet, und S. 22. wird auf die Frage: wie viel Planeten entdeckt worden sind? ge- antwortet: ausser der *Sonne*, dem *Monde* und der Erde (als wenn diess alles Planeten wären!) kennen wir den Merkur u. s. w. Woher weiss denn Hr. *S.*: dass die Hottentotten (Th. I. S. 308.) auch alte Schuhe braten und essen? Dass manche, für die Ju- gend wirklich belehrende und interessante Notizen in diesem Buche vorkommen, ist nicht zu läugnen. Nur sollte das Ganze planmässiger angelegt seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

rissenschaften. *Pirna*, b. Friese: *Reflexionen lien für die Criminal-Justiz*, in Beziehung gie der Verirrungen und Verbrechen überhaupt, Sinken der Cultur und Moralität unter den Men- e, in der Gesellschaft und im häuslichen Leben nach physischen Principien und Erfahrungen euchtet. Nebst Winken zur Verhütung der De- iel edler Regenten und ihrer Minister; vom D. *Augustin Vogel*, Verfasser der Glückseligkeits- unde, zur Erläuterung des Faustischen Gesund- us. 1804. 79 S. kl. 8. (8 gr.) — Diess Schrift- einem *Prolog*, aus sieben *Reflexionen* über die d Uncultur der Menschen aus physischen Ur- (S. 8—68.), aus einem *Grundrisse* einer soli- *gkeitslehre der Heilkunde* (!), nebst ihrer iteratur — wovon aber vorläufig nur „*Becca- hes Werk*: von Verbrechen und Strafen," ge- 69—75.), — und endlich aus einer *Bekannt- s.* besteht, mag Anhängern des Materialismus aradoxer Behauptungen gefallen. S. 23. heisst grossen Theile der Menschen ist ein *verdor-* Quelle ihrer Krankheiten, unter welchen der *nia*) und dessen Gattungen, der *Tiefsinn* (?) *chwermuth* (*melancholia*) (der tiefsinnige *Kant holisch?*), die *Tollheit*, *Raserey* (*mania*), so- *nheit* (!?) (*daemonia sive amentia*) die Haupt- laher der *Magen* — diess Centrum der natür- diess Triebwerk des *Strebens* und *Wirkens* — auch alle (?) Laster, alle übeln Gewohnheiten und bösen Handlungen hervorbringt." — S. 43—44. wird gesagt: „Hätte *Caligula* z. B. keinen verdorbenen Magen gehabt: so wäre es ihm ohne Zweifel nicht eingefallen, eine *Brücke* übers mittel- ländische Meer zu bauen. — Aus der letzten *Indigestion Karls des sechsten* entstanden zwey grosse Kriege, die beynahe ganz *Deutschland* zerrüttet hätten. — Durch die Folgen einer *Indi- gestion Maximilian Josephs* von Bayern wäre beynahe ganz *Bayern* getheilt worden. Und durch gleiche Veranlassungen der *Indigestionen* wandelten so manchen andern dämonische Er- scheinungen und Eingebungen an, die nicht selten den *Ruin des Staats* begründeten, worüber ich aber vorjetzt den Vorhang fallen lassen will. — Man blicke nur noch zurück auf das ehe- malige *Frankreich*, auf seine *schwelgerischen* Könige, üppigen Minister und Pfaffen, und andre Aristocraten — und die Haare müssen jedem Geschichtsforscher dieses Reichs zu Berge ste- hen." — Von der Schreibart des Vfs. noch einige Proben. S. 16— 17. heisst es: „die *mächtigen und berüchtigten Teufeleyen* im unermesslichen Reiche des Obscurantismus überhaupt, und ins- besondere 1) im Betreff hierarchischer Inquisitionen — Verfol- gungen und Ketzereyen — durch den spukenden Geist des skandalösen Fanatismus und Pharisäismus. 2) Im Betreff super- stitiöser Metamorphosen — Schwärmereyen und Gaunereyen — durch den spukenden Geist des skandalösen Mysticismus und der Bigotterie; sodann 3) im Betreff misanthropischer Servitu- ten — Tyranneyen und Maschinerien — Frohnen und Leib- eigenschaften — durch den spukenden Geist des skandalösen Despotismus und Egoismus."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. October 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

St. Petersburg, gedr. b. Schnor: *Puteschestwii Flota Kapitana Sarytschewa po sewerowostotschnoi tschasti Siwiri, ledowitomu moru i wostotschnomu okeanu*, w prodolschenie osmi let, pri geografitscheskoi i astronomitscheskoi morskoi ekspedizii bywschei pod natschalstwom Flota Kapitana *Billingsa* s 1785 po 1793 god. (d. i. Reise des Flotte-Kapitäns Sarytschew im nordöstlichen Theile Sibiriens, auf dem Eismeere und dem östlichen Oceane, während acht Jahren bey Gelegenheit der geographischen und astronomischen Expedition unter Anführung des Flotte-Kapitäns Billings, vom Jahre 1785 bis 1793.) *Erster* Theil. 1802. XII u. 187 S. *Zweyter* Theil, ohne Jahrzahl [wahrscheinlich 1803.] 192 S. 4. Nebst einem Atlas von Kupfern u. Karten in Royalfol.

Ueber der Expedition des Kapitäns Billings schwebte vom Anfange an ein geheimnissvolles Dunkel. Selbst in Russland wussten nur wenige etwas Bestimmtes darüber, und das Ausland erfuhr erst durch *Lesseps*, der auf seiner Reise durch Sibirien die Zurüstungen zu derselben sah, das erste Wort davon. Die Erwartung Aller war auf die Resultate dieser wichtigen Unternehmung gespannt, und man sah der Erscheinung einer Beschreibung der Billings'schen Reise mit Verlangen entgegen. Allein die Resultate der Expedition schienen in Russland ein Geheimniss bleiben zu sollen. Endlich befriedigte der gewesene Secretär des Kapitäns Billings, Hr. *Sauer*, von England aus die Neugierde des Publicums durch eine Beschreibung dieser Reise, und bald darauf legte auch der Kapitän *Sarytschew*, einer der ersten Officiere bey dieser Expedition, den Hr. *Sauer* mehrmals mit vielem Lobe erwähnt, im vorliegenden Werke dem Publicum einen Auszug aus seinen Tagebüchern, Zeichnungen und Karten vor, und zwar, wie in der Vorrede ausdrücklich gesagt wird, auf Befehl des Kaisers. Auch ist noch, wie Hr. *Sarytschew* anzeigt, vom Kapitän *Billings* selbst eine vollständige Reisebeschreibung zu erwarten, und Hr. *Pallas*, dem die Tagebücher und Sammlungen des nach seiner Rückkehr zu St. Petersburg verstorbenen Naturforschers, D. *Merk*, eingehändigt worden sind, wird das Wichtigste daraus bekannt machen, so dass alsdann über diese Expedition sehr vollständige Nachrichten vorhanden seyn werden. Das vorliegende Werk des Hn. *S.* kann als ein sehr interessantes Seitenstück zu *Sauer's* mit so vielem Beyfalle aufgenommener Reisebeschreibung betrachtet werden, die dadurch an mehrern Stellen berichtigt und erklärt wird. Doch enthält es auch viele Nachrichten, die sich in jener nicht finden, indem Hr. *S.* mehrmals besondere Aufträge von dem Chef der Expedition erhielt, und Reisen machte, bey welchen sich Hr. *Sauer* nicht befand. Ausser diesem Vorzuge hat es auch noch andere vor jener Reisebeschreibung. Es liefert nämlich treffliche und genaue Zeichnungen von den Küsten des Eismeers und des östlichen Oceans (so nennen die Russen bekanntlich die Südsee oder das stille Meer), so wie von den Inseln dieser Meere, und hat viele geographische und nautische Notizen, die in jenem fehlen. Denn Hr. *S.*, als geschickter Seeofficier, vernachlässigt nichts, was für künftige Seefahrer in diesen Gegenden von Nutzen seyn kann. Ueberdiess war er mit allen Expeditionen, die vorher in diesen Meeren unternommen worden waren, bekannt, und hatte die Karten davon, welche das Admiralitätscollegium zu St. Petersburg hergegeben hatte, vor sich. Auch war er es immer, der zur Aufnehmung der Küsten beordert wurde. Ferner hatte er vor Hn. *Sauer* die vollkommene Kenntniss der russischen Sprache voraus, die dieser nur unvollkommen verstand, wie das seiner Reisebeschreibung angehängte Wörterbuch zeigt, und endlich war er vermöge seines Postens eher im Stande, sich Notizen zu verschaffen, die Hn. *Sauer* in der Stelle, die er bekleidete, nicht so leicht zu erlangen waren. Was übrigens Beobachtungsgabe und die nöthigen Vorkenntnisse, die ein guter Reisebeschreiber haben muss, betrifft, so hält auch darin Hn. *S.* Reisebeschreibung die Vergleichung mit der des Hn. *Sauer's* aus, so wenig man auch die erwähnten Erfordernisse zu einem guten Reisebeschreiber diesem letzten absprechen kann. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen über das vorliegende Werk wollen wir es genauer charakterisiren, und Einiges von dem Merkwürdigsten, das es enthält, ausheben, und diess zwar um so mehr, da es noch in keine ausländische Sprache übersetzt, auch nirgends, so viel wir wissen, ein Auszug daraus gegeben ist.

Schon die Vorrede, die eine kurze Uebersicht der von den Russen im Eismeere und dem östlichen Oceane unternommenen Reisen liefert, enthält manches Interessante. Unter andern erfährt man daraus, dass bey dem Admiralitätscollegium zu St. Petersburg ein Ausschuss niedergesetzt ist, der unter dem Vorsitze des Vice-Admirals *Schischkow* (Vf. der Schrift über den alten und neuen Stil der russischen Sprache) alle vorhandene Tagebücher und Karten über diese Reisen, welche von den Seefahrern an das Admiralitätscollegium abgeliefert worden sind, zu redigiren

giren und durch den Druck bekannt zu machen, beauftragt ist. So reifet und gedeihet unter der jetzigen liberalen Regierung alles Gute in Rufsland, und die kleinlichen Bedenklichkeiten einer eigennützigen Politik verfchwinden vor den fichern und allgemeinen Vortheilen, welche die Wiffenfchaften aus der Bekanntmachung interessanter Reisebeschreibungen nothwendig ziehen müssen.

Der *erste* Theil begreift in zwölf Kapiteln die Reise des Vfs. von Petersburg nach Ochozk, wohin er von Hn. *Billings* vorausgeschickt wurde, um vorläufige Anftalten zur Expedition, besonders in Beziehung auf die im ochozkischen Hafen zu erbauenden Schiffe, zu treffen; dann von da nach dem Flusse *Kolyma* — denn so muss der Name des Flusses geschrieben werden, und nicht *Kowyma*, wie ihn einige nennen; — ferner die Reise von Werchnoe-Kolymsk, wo die Reisenden den Winter zubrachten, im Frühlinge die Kolyma hinab ins Eismeer; die vergeblichen Versuche, um das fchalagskifche und tschukitschische Vorgebirge herum in den östlichen Ocean zu kommen; die Rückkehr auf der Kolyma nach Srednoe-Kolymsk, und von da zu Lande nach Jakuzk, von wo aus der Vf. an die Mündung des Flusses Maja gesandt wurde, um Fahrzeuge zur Fortschaffung der für die Expedition nöthigen Sachen zu bauen; dann eine Reise von Ochozk aus auf Baidaren nach den Mündungen der Flüsse Ulkan und Aldama, die der Vf. unternahm, um die Küste aufzunehmen; und endlich die Reise von Ochozk nach dem Peterpaulshafen in Kamtfchatka auf dem zu Ochozk neu erbauten Schiffe *Slawa Roffii* (Rufslands Ruhm). — Die interessanten Nachrichten, welche der Vf. bey Gelegenheit dieser verschiedenen Reisen über die Beschaffenheit des nordöstlichen Sibiriens in Beziehung auf Klima, Boden und Producte, so wie über die Lebensart und die Sitten der verschiedenen Völkerschaften dieser Gegenden giebt, sind so zahlreich, dass es unmöglich ist, hier alles anzuführen, was angeführt zu werden verdiente. Um aber einen Begriff von der Trefflichkeit dieser Reisebeschreibung zu geben, heben wir einiges aus. Am 23. Oct. alten Stils (welcher in der Folge immer zu verstehen ist) ging Hr. *S.* schon über das Eis des *Irtysch;* den *Ob* aber fand er am 28sten Oct. noch offen, doch trieb er schon beträchtliche Eisschollen. Die übrigen Flüsse, welche der Vf. bis Irkuzk zu passiren hatte, waren alle zugefroren, die Angara ausgenommen, welche wegen ihrer reissenden Schnelle gewöhnlich nur erst bey den strengen Fröften des Decembers mit Eis belegt wird. — Die Fenster zu Jakuzk bestehen im Winter gröfstentheils aus viereckigen Stücken von reinem Eise. Diese Eisstücke werden mit Schnee an den Rahmen befestigt, auf welchen Wasser gegossen wird, das sogleich gefriert und bey der dasigen heftigen Kälte den ganzen Winter nicht aufthaut, so stark auch in den Stuben geheizt wird. Das Licht, welches durch diese Eisfenster in die Stube fällt, gleicht dem Lichte, das bey gefrornen Glasfenstern in die Zimmer dringt. — Die nach Sibirien verwiesenen Verbrecher sind dort wegen ihrer guten Aufführung allgemein beliebt, und mehrere, welche die Merkmale ihrer begangenen Verbrechen, Brandmale und aufgerissene Nasen, zur Schau tragen, stehen in Diensten der Kronbeamten und anderer wohlhabenden Personen, und geniessen des vollkommensten Zutrauens derselben. Der Vf. schreibt diese Erscheinung, die Rec. von mehrern in Sibirien gewesenen Personen hat bestätigen hören, der Furcht der Verwiesenen vor einer noch härtern Strafe, nämlich in die Bergwerke nach Nertschinsk geschickt zu werden, zu; allein es wirken dabey gewiss auch andere Ursachen, und besonders hält die Zwecklosigkeit des Diebstahls und der Betrügerey, bey der Leichtigkeit des Erwerbs und der durch ganz Sibirien herrschenden genussreichen Lebensart, diese Verbrecher von Diebstählen oder Betrügereyen ab; denn selten wird man einen Dieb finden, der es nicht aus Noth wäre. — S. 20. findet sich eine anziehende Beschreibung der *jakutischen* Gastfreyheit, dieser Nationaltugend fast aller uncultivirten Völker. Wenn sich ein Reisender, sagt der Vf., den Ulussen (Wohnplätzen) der Jakuten nähert, so gehen sie ihm entgegen, helfen ihm vom Pferde, führen ihn in die Jurte, ziehen ihm Kleider und Stiefeln aus, trocknen und wärmen sie, bewirthen ihn mit dem Besten, was sie haben, weisen ihm das Nachtlager an dem bequemsten und ruhigsten Orte der Jurte an, und beschenken ihn oft mit Zobel- und Fuchsfellen. Durch ein wenig Tabak und Branntwein, wovon sie grosse Liebhaber sind, halten sie sich für alle geleistete Dienste reichlich belohnt. — Mehrere Jakuten sind getauft, doch sind diess gröfstentheils Arme, die sich nur deswegen haben taufen lassen, um einige Jahre vom Kopfgelde befreyt zu seyn, das denjenigen, die zur christlichen Religion übertreten, auf mehrere Jahre erlassen wird. Die Reichern sind schon deswegen abgeneigt, den christlichen Glauben anzunehmen, weil sie in der Fastenzeit kein Fleisch essen sollen, und die Popen ihnen sogar ihren gröfsten Leckerbissen, Stutenfleisch, überhaupt und für immer untersagen. Und da sie weder Brod, noch Gemüse, noch Fische haben, es ihnen also fast unmöglich wird, die häufigen und langen Fasten der griechischen Kirche zu halten, die russischen Popen aber darauf durchaus bestehen: so hält diess, nebst dem Verbote der Vielweiberey, die meisten ab, sich taufen zu lassen. — Die Jakuten vermischen, wahrscheinlich aus Oekonomie, den Tabak mit kleinen Holzspänen. Den Tabaksrauch verschlukken sie, wodurch sie oft so berauscht werden, dass sie umfallen. — Die Beschwerlichkeiten einer Winterreise in den öden Gegenden zwischen Jakuzk und Ochozk, die gröfstentheils zu Pferde gemacht werden muss, beschreibt der Vf. (S. 28.) sehr anschaulich. „Die Beschwerlichkeiten der Reise, sagt er, waren fast nicht mehr zu ertragen. Von den letzten Ulussen der Jakuten bis zu dem ersten Wohnplatze am Flusse Omekon waren wir eilf Tage unterweges, während welcher Zeit wir Tag und Nacht unter freyem Him[illegible] zubringen mussten. Den ganzen Tag sassen wir [illegible] der heftigsten Kälte zu Pferde, und des Nachts

ben wir uns in den Schnee ein. Kleider und Wäsche konnten wir natürlich unterdessen nie vom Leibe ziehen." — Die Geisterbeschwörung eines jakutischen Schamans am Lager eines Kranken, von welcher der Vf. Zeuge war, hat empörende Züge. Unter andern stach sich der Schaman ein Messer in den Leib, und verschluckte glühende Kohlen. — S. 34. An einem Orte, den die Tungusen Uega nennen, und der in der Gegend des Flusses Omekon liegt, wird zu einer bestimmten Zeit im Winter eine Art von Jahrmarkt gehalten, auf welchem die um und in Ochozk wohnenden Tungusen von ihren nomadisirenden Brüdern Rennthiere und Felle gegen Tabak, Messer, Nähnadeln, Tücher u. s. w. mit grosem Vortheil vertauschen. — Der Schnee lag in der Gegend von Ochozk an mehrern Stellen über zwey Faden tief. — Der Fluss Ochota überschwemmt bey seinem Austreten im Frühlinge den gröfsten Theil der Stadt Ochozk und reifst gewöhnlich mehrere Häuser mit sich fort, so dafs die Stadt in einigen Jahren drey Strafsen gänzlich verloren hat. Man gedenkt daher die Stadt an einen weniger gefährlichen Ort zu verlegen. — Der Vf. besuchte die um Ochozk liegenden Wälder, um Holz zum Bau der Schiffe aufzusuchen, in Gesellschaft des Collegienassessors *Koch*, eines sehr dienstfertigen Mannes, den er sehr lobt, zu Fuse auf Schneeschuhen. — Der Skorbut ist besonders im Winter unter den niedern Volksklassen zu Jakuzk allgemein herrschend. — Die komische Jagd der Meerenten, Turpanen genannt, beschreibt der Vf. (S. 46.) fast eben so, wie *Sauer*. — Der Weg von Ochozk nach dem Flusse Kolyma geht oft über grosse mit Moos bedeckte Sümpfe. Die Wurzeln der Bäume und Sträucher, welche gleichsam durch das Moos geflochten sind, machen es zu einer ziemlich festen Brücke, die aber doch unter dem Tritte der Pferde so schaukelt, dafs sich die Gipfel der Bäume berühren. Auch brechen die Pferde nicht selten ein. — Im Flusse Kaidussun und mehrern andern dieser Gegend findet man auch im Sommer Eis, das nie aufthauet. — Die *Jukagiren*, welche an der Jasaschna wohnen, waren vor Zeiten ein sehr zahlreiches Volk, aber durch die Pocken und durch Kriege mit den Koräken und Tungusen ist der gröfste Theil von ihnen aufgerieben worden, so dafs ihre Anzahl jetzt sehr gering ist. — Die Jagd der Elennthiere (S. 65.) wird zu Anfange des Frühlings, wenn der Schnee mit einer Eisrinde überzogen ist, angestellt. Die Jäger auf Schneeschuhen und die Hunde werden von der Eisrinde getragen, aber das Thier bricht ein, und wird nun im tiefen Schnee, in welchen es versinkt, leicht erlegt. — Die Beschreibung der ausserordentlichen Kälte zu Werchnoe Kolymsk, wo die Reisenden den Winter zubrachten, stimmt ganz mit dem überein, was *Sauer* davon sagt. Die Kälte stieg bis zu 43 Graden Reaumur. Schon bey 33 Graden Kälte fror das Quecksilber im Thermometer, und man konnte nur Thermometer mit Spiritus gebrauchen. So lange die strenge Kälte anhielt, blieb das Wetter immer still, und sobald es windig wurde, fing die Kälte an abzunehmen. — Die Rennthiere schwimmen im Frühlinge zu Ausgange des May in Haufen über die Flüsse, um sich vor den Mücken, deren es in dieser Gegend sehr viele giebt, an das Eismeer zu retten, und im Herbst kehren sie wieder nach den Wäldern zurück. Bey dieser Gelegenheit erlegen die Jukagiren eine grosse Menge derselben. Sie schwimmen nämlich eins nach dem andern, und sobald dasjenige, welches die Reihe anführt, nicht zurückkehrt, so ändern auch die übrigen ihre Richtung nicht. Ein einziger Jukagire erlegt manchmal sechzig an einem Tage. — Der Vf. hält es (S. 98.) ganz gegen das, was *Sauer* sagt, für unmöglich, mit Schiffen von einiger Bedeutung aus dem Eismeere um das schalagskische und tschuktschische Vorgebirge herum in den östlichen Ocean zu kommen, und meynt, Deschnew's Fahrt, der im J. 1648. diese Reise gemacht haben soll, sey entweder eine Fabel, oder wenigstens trete der Fall der Möglichkeit, durch das ewige Eis, das diese Gegend des Eismeers bedeckt, zu kommen, kaum in hundert Jahren einmal ein. — Die Bewohner von Alasseiskoe Ostrog erzählten dem Vf. (S. 104.), dafs am Ufer des Flusses Alassei, nicht weit von seiner Mündung ins Eismeer, ein Thier von der Gröfse eines Elephanten ausgespült worden sey, das noch halb im Sande stecke. Es sey mit seiner Haut bedeckt, und an einigen Stellen bemerke man sogar Haare. — Die sogenannten Mammoutknochen werden vorzüglich häufig an den Küsten des Eismeers gefunden. — Unter den *jakutischen* Weibern herrscht (S. 118.) eine sonderbare Krankheit, von deren Ausbruche die Reisenden Zeuge waren. Um sich vor der heftigen Kälte zu schützen, hatten sie sich Masken von Leder gemacht. Bey dem Eintritte in eine jakutische Jurte war D. *Merk*, der die Expedition als Naturforscher mitmachte, der einzige, der seine Maske noch vor dem Gesichte hatte. Ein jakutisches Weib, das ihn erblickte, erhob ein fürchterliches Geschrey, warf sich wie eine Rasende auf ihn, schlug ihn mit Fäusten, und suchte ihm die Maske abzureifsen. Mit Mühe hielten sie die Anwesenden zurück, und sie hörte nicht eher auf zu schreyen und zu wüthen, als bis sie ohnmächtig niederfiel. Die anwesenden Jakuten sagten, diefs sey eine Krankheit, die vom Schrecken entstehe, und der viele ihrer Weiber, besonders die alten, unterworfen wären. Sie nennen dergleichen Kranke *Miritschi*. — In einer Note (S. 114.) findet man interessante Notizen über den berühmten englischen Fufsreisenden Ledyard, seinen Aufenthalt zu Jakuzk und Irkutsk, und die Ursachen seiner Zurücksendung nach Petersburg, bey welchen aber Hr. Ledyard in einem ganz andern Lichte erscheint, als ihn *Sauer* schildert. — Auf der Maja sah der Vf. (S. 118.) eine schwimmende Insel von mehr als siebzig Faden im Umkreise, auf welcher mehrere Bäume und Sträucher standen, in deren Zweigen kleine Vögel hin und her flogen. Sie war mit Rasen bedeckt, unter welchem sich, wie der Vf. sehr wahrscheinlich vermuthet, Eis befand, wodurch sie über dem Wasser gehalten wurde. — S. 134. erzählt der Vf. ein Beyspiel von der ausserordent-

ordentlichen Fressbegierde der Jakuten. Ein Jakut afs, nachdem er schon gefrühstückt hatte, eine Portion von Brey aus Roggenmehl auf, die 28 Pfd. wog. — Als sich die Reisenden auf ihrer Fahrt von Ochozk nach Kamtschatka einer der kurilischen Inseln näherten (S. 160.), flogen ihnen schwarze Vögel, Urilen genannt, entgegen, umkreisten das Schiff, einer nach dem andern, dreymal, gleichsam als wollten sie es besehen, und flogen dann nach dem Lande zurück. — Auch bey der Awatschabay in Kamtschatka bewillkommten sie diese neugierigen Vögel. — (S. 178.) Eine Wurzel, die zu dem Wintervorrath von Lebensmitteln der Kamtschadalen gehört, graben sie im Herbste aus den Löchern der Feldmäuse. Doch nehmen sie nie den ganzen Vorrath, den sie finden, sondern lassen ungefähr ein Drittel davon zurück, damit die für sie so nützlichen Thiere nicht Hungers sterben. — Seit *Krascheninnikow's* Zeiten, der bekanntlich eine Beschreibung von Kamtschatka geliefert hat, haben sich die Kamtschadalen sehr geändert. Sie gleichen jetzt fast ganz den Russen, sind auch fast alle getauft, ohne doch den Glauben an ihre Schamanen verloren zu haben. — Die Kartoffeln, welche der gewesene Befehlshaber von Kamtschatka, Hofrath Reinecke, zuerst dahin gebracht hat, gedeihen daselbst recht gut.

(*Der Beschluss folgt.*)

STATISTIK.

STRALSUND, b. Struck: *Schwedisch-Pommersch-Rügianischer Staats-Calender* auf das Jahr der Christen 1804. 12 Bog. 4. (4 gr.)

Es ist zu bedauern, dass Schwedisch-Pommern in Ansehung seines Staatskalenders den benachbarten Provinzen so weit nachsteht; das Land besitzt seit 1748. ein solches Werk, aber es trägt die mangelhafte Einrichtung, die seine ersten Urheber ihm gaben, fortdauernd an sich. Es enthält I. ein Geschlechts- und Geburtsregister der regierenden Häuser in Europa; II. den pommerschen Staat nach folgenden sechs Rubriken: 1) der obrigkeitliche, 2) der gerichtliche, 3) der geistliche (worunter auch die Universität, die Schulen und die beiden adlichen Fräuleinklöster aufgeführt werden), 4) der ökonomische, 5) der städtische (vordem folgte auf diesen der Staat von Wismar) und endlich 6) der Kriegs-Staat. III. Ein detaillirtes Verzeichniss der Einwohner vom Jahr 1803. und die Hauptsummen derselben seit 1790. IV. Ein alphabetisches Verzeichniss der gesammten Güter und Dörfer in Pommern und Rügen, mit Angabe ihrer ökonomischen Einrichtung, ihrer Lage, des Kirchspiels zu dem sie gehören, und ihrer Herrschaft und Inhaber; das aber mancher Verbesserungen bedarf. V. Eine Nachricht vom Abgang und der Ankunft der Posten in Schw. P. VI. Ein Verzeichniss einiger Jahrmärkte. Aus dieser Inhaltsanzeige ergiebt sich schon, wie wenig dieser Kalender dem Statistiker leistet; der übrige Raum ist mit schalen, abgenutzten Vademecum's historchen angefüllt.

Ehedem hatte der schwedisch-pommersche Staatskalender Vorzüge, die man gegenwärtig vermisst; bis ins J. 1793. ward ein Auszug aus dem schwedischen Staatskalender eingerückt, der gewiss mehreren Landeseinwohnern nützlich war. Im J. 1792. erhielt er auf *Veranlassung des Fürsten von Hessenstein und der königlichen Regierung* eine veränderte Gestalt; er sollte zugleich Nachrichten von den Maassregeln der Landesregierung zur Beförderung der Aufklärung, der Industrie und der Gewerbe enthalten, also ein Jahrbuch der edelsten Bemühungen zur Erhöhung des Nationalwohlstandes werden; der Jahrgang 1792. lieferte einen trefflichen, musterhaften Anfang, aber schon 1793. suchte man die versprochene Fortsetzung vergebens; man fand nur noch das Verzeichniss der in dem letzten Jahre erschienenen Patente und Verordnungen, das immer unvollständiger ward, und gegenwärtig ebenfalls ganz weggeblieben ist.

Rec. ist überzeugt, dass die schwedisch-pommersche Regierung, zu deren Mitgliedern ein verdienstvoller statistischer Schriftsteller, Hr. *v. Pachelbel*, gehört, dem Verleger gewiss behülflich seyn wird, dem Staatskalender eine verbesserte, unsern Zeiten würdige Einrichtung zu geben. Der Verleger könnte zu seiner Entschuldigung allenfalls den geringen Preis anführen; allein würde das Publicum nicht mit Vergnügen einige Groschen mehr für einen Staatskalender zahlen, der dem von 1792. gleich käme?

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Nürnberg*, in d. Grattenauer. Buchh.: *Hauptsätze der Religion im einfachern Gewande*, für meine Unterrichtskinder im 19ten Jahrhundert, von *Joh. Adam Fleischmann*; Pfarrer zu Peringersdorf. 1802. 62 S. 8. (4 gr.) — Nach der vielversprechenden Vorrede zu urtheilen, sollte man hier einen in jeder Rücksicht vorzüglichen Leitfaden zum Religionsunterricht erwarten; aber diese Erwartung wird ganz und gar nicht befriedigt. Dieses Büchelchen kann den kleinen Lehrbüchern eines *Gebhard*, *Hanstein*, *Ribbeck*, *Rosenmüller* (Auszug aus dessen grössern Lehrbuche) u. a. unmöglich an die Seite gesetzt werden. Die Folge der einzelnen Lehrsätze, deren jeder mit etlichen Lieder- und Bibelversen begleitet wird, ist unlogisch; die Erklärungen sind oft dürftig, und an Winken zur praktischen Anwendung der aufgestellten Sätze fehlt es ganz. Schon aus der in der vorausgeschickten Anrede an die Kinder befindlichen Aeusserung, dass sie diese Sätze auswendig lernen sollen, ergiebt sich, dass der Vf. hinter den Fortschritten des 18ten Jahrhunderts zurückgeblieben sey. Er hätte sich daher nicht einfallen lassen sollen, für Kinder im 19ten Jahrh. zu schreiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. October 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

St. Petersburg, gedr. b. Schnor: *Puteschestwie Flota Kapitana Sarytschewa po sewerowostotschnoi tschasti Siwiri, ledowitomu moru i wostotschnomu okeanu* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 292. abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte* Theil des Werks beschreibt in eilf Kapiteln die Reise von PeterPaulshafen in Kamtschatka längs der Südseite der aleutischen Inseln nach Unalaschka, Kadjak und Zukli, und von da zurück nach Kamtschatka; dann die zweyte Fahrt nach Unalaschka längs der nördlichen Seite der aleutischen Inseln, und von da nordwärts nach der Laurentiusbay an der tschuktschischen Küste; ferner die Rückkehr nach Unalaschka und den Aufenthalt der Reisenden während des Winters auf dieser Insel; und endlich die Rückreise nach Kamtschatka, und von da nach Ochozk. Auch aus diesem Theile wollen wir noch einiges von dem Interessantesten ausziehen, um so die Charakteristik des Werks zu vollenden. — S. 14. Die *aleutischen* Weiber flechten mit einer bewundernswürdigen Kunst Teppiche, Beutel und Körbe aus einer Art langer Grashalme, die, getrocknet, eine gelbliche Farbe annehmen. Zu feinen Arbeiten werden diese Halme gespaltet, wozu sie sich des Nagels am Zeigefinger bedienen, den sie zu diesem Behufe lang wachsen lassen, und dann, wie ein Messer, scharf machen. Dieses Nagels bedienen sie sich auch zum Zertheilen der Sehnen von Meerthieren, woraus sie mit den Fingern einen sehr feinen und gleichen Zwirn drehen. Sie nähen mit knöchernen Nadeln, an welche sie den Zwirn binden, da sie ohne Nadelloch sind. Von den eisernen Nadeln, die sie von den Russen erhalten, brechen sie die Oehre ab, und schlagen das Ende mit einem Steine etwas breit, um den Zwirn anbinden zu können. — Viele junge Aleutinnen unterlassen, aus Gefälligkeit gegen die Russen, sich zu tättowiren, besonders solche, die aus einer Vermischung der Russen mit Aleutinnen herstammen. Unter diesen sah der Vf. mehrere von weisser Farbe, blonden Haaren und europäischen Gesichtszügen, die überall für Schönheiten hätten gelten können. — S. 22. gesteht der Vf., dass manche russische Kaufleute und Jäger, welche die Inseln zwischen Kamtschatka und Amerika besuchen, sich eines schlechten Betragens gegen die Insulaner schuldig gemacht haben; nur hält er es mit Recht für unbillig, daraus einen nachtheiligen Schluss auf den Nationalcharakter der Russen überhaupt zu machen, und diess um so mehr, da diejenigen, welche auf den Schiffen, die diese Inseln besuchen, als Matrosen oder Jäger dienen, grösstentheils Abenteurer sind, die, durch liederliche Aufführung zurückgekommen, in diesen entfernten Gegenden ein schnelles und bedeutendes Glück suchen. Dass solche Leute sich aus Gewinnsucht oder Sittenlosigkeit Bedrückungen erlauben, befremdet um so weniger, da die Klagen der Gemisshandelten, wegen der grossen Entfernung, nur selten zu den Ohren der Regierung gelangen können. — Auf Unalaschka taufte der Schiffspope zwey und neunzig Eingeborne; allein da diese Leute nicht russisch und der Geistliche nicht aleutisch verstand, so war ihr Uebertritt zum Christenthum weiter nichts, als die blosse Ceremonie der Taufhandlung. — Unter den Wilden von Kadjak, die das Schiff in ihren Baidaren besuchten, befand sich ein vierzigjähriger Kerl von widerlichem Ansehen, der weibliche Kleider trug, gleich den Weibern tättowirt war, und an dem Nasenknorpel einen Zierath hängen hatte, wie die aleutischen Weiber zu tragen pflegen. Auf Befragen erfuhren die Reisenden, dieser Mensch diene einem jungen Inselbewohner als Frau, und verrichte in seiner Wohnung alle Arbeiten, die sonst den Weibern obliegen. — Die Wilden der Inseln an der amerikanischen Küste wussten einige englische und spanische Wörter, ein Beweis, dass sie mit Schiffen dieser Nationen in Verkehr gewesen waren. Ihre Neigung zum Diebstahl äusserte sich auf mannichfaltige Art. — Ein Wilder wurde von den Matrosen, die gerade beym Essen waren, zum Mitessen genöthigt. Er nahm einen Löffel voll, aber da es ihm nicht schmecken mochte, spie er die Speise, die er ein wenig im Munde gehalten hatte, wieder in die Schüssel. Als sich die Matrosen darüber erzürnten, und nicht mehr von dieser Speise essen wollten, wunderte er sich höchlich darüber, indem er versicherte, seine Landsleute äsen das mit Vergnügen, was er gekauet habe. — Als die Aleuten, die man von Unalaschka mitgenommen hatte, erfuhren, dass man sie auf der Rückreise, gegen das ihnen gegebene Versprechen, nicht auf ihrer Insel aussetzen, sondern nach Kamtschatka führen werde, verfielen sie in die tiefste Schwermuth, und einer schnitt sich die Kehle ab. — Die *Tschuktschen* (S. 106.) führen ein ächtpatriarchalisches Leben. Sie theilen sich in mehrere kleine Gesellschaften, die bloss durch Familienbande oder durch Freundschaft unter einander verbunden sind. Eigentliche Befehlshaber giebt es unter ihnen nicht; doch bezeigt jede Gesellschaft einem, gewöhnlich dem Reichsten, besondere Achtung, ohne ihm doch Gehorsam zu leisten. Er kann nur rathen, aber nicht

nicht befehlen oder strafen. Dessen ungeachtet halten sie, wenn es auf Vertheidigung ankommt, zusammen; und sind das einzige Volk in Sibirien, das den Russen noch nicht unterthänig ist. — So manche gute Eigenschaften übrigens die Tschuktschen besitzen, so wild und barbarisch sind sie doch in mancher Hinsicht. So tödten sie z. B. alle Kinder, die schwach oder gebrechlich zur Welt kommen. Der Sohn erschlägt seinen vor Alter schwachen Vater. Ueberhaupt halten sie es für eine Schande, des natürlichen Todes zu sterben, und sagen, das schicke sich nur für Weiber. Sie sind im höchsten Grade rachsüchtig, und schonen niemanden, von dem sie beleidigt zu seyn glauben. So tödtete ein Sohn seinen Vater, der ihm Feigheit und Trägheit vorgeworfen hatte. Von Religion wissen sie wenig oder gar nichts. Ihre Götzenbilder schienen sie nur wenig zu achten, und verkauften sie für die geringste Kleinigkeit. — Die *Aleuten* auf Unalaschka (S. 135.) führten ein Schauspiel auf, wobey sie in Masken erschienen, die auf den Kupfern abgebildet sind. — Wenn sich die Aleuten wärmen wollen, so halten sie die steinernen Lampen, in welchen Fischthran brennt, unter das Kleid, das sie oben fest zumachen; damit die Wärme nicht herauszieht; der Vf. versichert, dass man sich auf diese Art so warm fühle, als in einer Badstube. — Die Aleuten glauben an ein höchstes Wesen, beten aber nicht, und bringen ihm auch keine Opfer, indem sie sagen, Gott wisse, was sie brauchen, auch ohne dass es ihm kund gethan würde, und werde, wenn es fromme, es ihnen gewiss geben, ohne dass es nöthig sey, ihn durch Geschenke zu bestechen. — Die russischen Jäger, welche auf den Inseln wohnen, nehmen, mit Bewilligung der Männer und Väter, aleutische Weiber und Mädchen auf eine Zeitlang zu sich, und bezahlen dafür etwas Gewisses. Doch ergeben sich die Aleutinnen einem Fremden nie ohne Erlaubniss ihrer Männer oder Väter. — Die Aleuten haben von den Russen das Karten- und Schachspiel gelernt, und das letztere ward von einigen Unalaschkanern mit solcher Vollkommenheit gespielt, dass ihnen auch die besten Schachspieler, die sich unter der Schiffsmannschaft befanden, kein einziges Spiel abgewinnen konnten.

Diese fragmentarischen Auszüge werden hinreichen, einen vorläufigen Begriff von der interessanten Reisebeschreibung des Hn. *Sarytschew* zu geben. Ueberhaupt gebührt ihm das Lob, dass seine Verdienste um die Expedition unter *Billings* gross sind. Die meisten Küsten hat er mit grossen Gefahren und ausserordentlichen Anstrengungen untersucht und gezeichnet, wobey er mehrmals Gelegenheit hatte, die englischen Karten, und namentlich die Cook'schen und die grosse Mercator'sche, zu berichtigen. Durch seine Reisebeschreibung, die überall das Gepräge der Wahrheit trägt, und auf jeder Seite den sachkundigen so wie den bescheidenen Mann zeigt, hat er sich ein neues Verdienst und Ansprüche auf den Dank des ganzen gebildeten Europa erworben; denn wahrscheinlich werden auch andere Nationen sie bald in Uebersetzungen lesen.

HALLE, ohne Angabe des Verlegers: *Topographie von Schönburg*, mit verschiedenen Beylagen. 1802. 222 S. u. 84 S. Beyl. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich Schönburg von keiner bedeutenden Grösse ist, da es kaum 19 Qu. Meilen beträgt, so ist es doch allerdings in statistischer und staatsrechtlicher Hinsicht interessant genug, um zu einem nicht unwichtigen Gegenstande topographischer Untersuchungen zu dienen. Dass diese dem Vf. dieser Schrift gelungen sey, und dass er zum Theil auch aus bisher noch unbekannten Quellen schöpfte, wird sich aus folgender Anzeige ergeben.

Erste Abtheilung. *Beschreibung der schönburgischen Besitzungen in statistischer Hinsicht.* Dieser statistischen Beschreibung wird eine zweckmässige historische Erläuterung über die Besitzungen des schönburgischen Hauses vorausgeschickt. Von Waldenburg, dessen Anfall an die Herren von Schönburg oft unrichtig angegeben wird, behauptet der Vf. mit Recht, dass es zwischen 1436 — 1445. an sie übergegangen sey, weil die Herren von Waldenburg noch im Jahre 1436. bey der Landestheilung des Kurfürsten Friedrich II. mit seinen Brüdern erwähnt werden; neun Jahre darauf aber Veit und Friedrich von Schönburg als Herren von Glaucha *und Waldenburg* die kursächsischen Landesvereine aufrichten halfen. Dagegen hätten die S. 18. befindlichen Angaben wegen der Herrschaft Rochsburg eine genauere Bestimmung verdient; besonders machen wir dabey den Vf. auf eine Urkunde von 1448. in *Beckleri Stemmate Ruthenico* p. 503. aufmerksam, aus welcher sich ergiebt, dass jene Herrschaft im gedachten Jahre von dem Burggrafen Albert von Leisnig an die Herren Heinrich dem ältern und jüngern von Reuss verkauft worden ist. — Die Zahl der Einwohner in sämmtlichen schönburgischen Besitzungen wird zu 80,000 angegeben; auch zählt der Vf. daselbst 12 Städte, 2 Flecken, 140 Dörfer und einzelne unter keinem besondern Namen bekannte Güter, 7 Vorwerke, 2 wüste Marken, und 16000 Feuerstellen. In Ansehung der Nahrungszweige wird bemerkt, dass sie zwischen den Bewohnern der Städte und der Dörfer nicht auf die gewöhnliche Weise vertheilt sind. Man trifft nämlich im Schönburgischen Dörfer an, wo kaum zehn bis zwanzig Einwohner von Ackerbau und Viehzucht allein leben; hundert und mehrere Einwohner dagegen treiben Handwerke, und leben vom Handel. Auf der andern Seite giebt es aber auch in diesen Gegenden fast keine Stadt, deren Einwohner sich nicht zugleich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigten. So wie durch diesen Umstand die allgemeine Betriebsamkeit nicht wenig befördert wird, so äussert auch auf dieselbe die Landesverfassung der schönburgischen Herrschaften, die sie von der Accise und andern öffentlichen Abgaben befreyt, einen wohlthätigen Einfluss. — Der jährliche Ertrag der schönburgischen Besitzungen wird mehr

mehr nach einem allgemeinen Ueberschlag, als nach sichern statistischen Nachrichten, zu 150000 Thalern berechnet, obgleich die bisherigen geographischen Schriftsteller eine weit geringere Summe angeben.

Zweyte Abtheilung: *Beschreibung der schönburgischen Besitzungen in staatsrechtlicher Hinsicht.* Auch hier wird mit einer historischen Einleitung der Anfang gemacht, der die Geschichte der bekannten Recesse von 1740. und der darüber entstandenen Streitigkeiten enthält. Dann wird 1) *von dem Verhältniß der Herren von Schönburg gegen Kaiser und Reich* gehandelt. Ihre Reichsstandschaft haftet, nach der Meinung des Vfs., auf ihrer Familie, und nicht auf ihren Besitzungen. (Wenn gleich dieser Behauptung die allgemeine Theorie von der deutschen Reichsstandschaft entgegen zu stehen scheint, so muss man sich doch hiebey daran erinnern, dass die *territoria subalterna* zu den Anomalien des deutschen Staatsrechts gehören, und daher nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilt werden können.) 2) *Von dem Verhältniß der Herren von Schönburg gegen das Kurhaus Sachsen.* Erstern wird eine untergeordnete Landeshoheit in dem Sinne beygelegt, dass darunter der Inbegriff der, mittelst der angeführten Recesse, von andern Vasallen ihnen zugestandenen Vorrechte verstanden wird, die sich bloss auf die sogenannten Recessherrschaften erstrecken, und *dem Widerrufe* (wegen Missbrauchs oder des daraus entspringenden Nachtheils für den Staat) unterworfen sind. (In der Hauptsache halten wir diese Definition für richtig; was aber die wegen des Widerrufs geäusserte Meinung betrifft, so hängt die Richtigkeit derselben von der von dem Vf. ohne weitere Untersuchung bejahten Vorfrage ab: ob, dergleichen Verträge ganz nach der Analogie gewöhnlicher Privilegien zu beurtheilen sind?) Auf die allgemeinen Grundsätze folgt die Entwickelung der einzelnen Hoheitsrechte, bey der wir uns nicht zu verweilen brauchen, da sie sich grösstentheils auf die ausdrücklichen Worte der bemerkten Verträge gründet. Nur in Ansehung der Steuerverfassung verdient bemerkt zu werden, dass sich in den Recessherrschaften die Zahl der Schocke nach der Angabe der Unterthanen in einem bey dem Appellationsgerichte zu Dresden anhängig gewesenen Processe auf 89347 beläuft; wogegen aber die Herren von Schönburg nur 75,823$\frac{1}{7}$, die Gesammtregierung zu Glaucha aber in einem deshalb erstatteten Berichte 77,390$\frac{11}{60}$ einräumten. Ausserdem ist in Ansehung desselben Gegenstandes beyzufügen, dass vor kurzem der Entwurf zu dem am 19. Nov. 1794. zwischen dem Gesammthause Schönburg und verschiedenen gegen die litigirenden Ortschaften wegen der Repartition der Reichskriegslasten abgeschlossenen Vergleiche vom 3. Nov. 1794. zuerst in *Carl Ludolf Hansen Diss. de jure civium rationes tributorum extraordinariorum exigendi* (Lipf. 1803.), und daraus in *Weißens* neuem Museum für die sächsische Geschichte B. 3. H. 2. S. 145 u. f. abgedruckt worden ist. 3) *Von dem Verhältniß der Herren von Schönburg unter sich selbst.* In diesem Abschnitte werden bloss die wichtigsten Verträge angeführt, worauf sich die gegenwärtige Verfassung des Hauses Schönburg gründet, ohne eine ausführliche Darstellung ihres Inhalts. Noch kürzer ist der 4te Abschnitt, *von dem Verhältnisse der Herren von Schönburg gegen ihre Unterthanen*, in welchem der Vf. behauptet, dass diese Verhältnisse, in so fern sie nicht auf den Recessen von 1740. beruhten, so verschieden wären, dass keine allgemeinen Grundsätze hierüber angegeben werden könnten.

Die Beylagen sind folgende: I. Hauptrecess vom 4. May 1740., nebst zwey Schreiben der Herren von Schönburg, des Inhalts, dass die in ihr Grafendiplom eingeschlichenen *errores* wider das Haus Sachsen von ihnen nicht allegirt werden sollen; ingleichen ein Erläuterungsrescript zum §. 14. des Hauptrecesses. (Letzterer ist schon in *v. Römer's* Staatsrecht von Kursachsen Th. III. S. 283. abgedruckt, aber mit vielen Fehlern, die zuerst *Carl Heinrich Pinther* in seiner *Diss. juris publici quo possessiones principum ac comitum dynastarum a Schoenburg in Saxonia Electorali*, Lipf. 1800. 4. Beyl. 4. berichtigte; auch findet man eben daselbst Beyl. 3. die angeführten Schreiben wegen des Grafendiploms.) II. Nebenrecess wegen der niedern Grafschaft Hartenstein und der Herrschaft Stein, vom 4. May 1740. (Dieser ist in *Römer's* Staatsr. Th. III. S. 317. nur im Auszuge befindlich, vollständig aber in der Abhandl. von *Pinther*, Beyl. 5.) III. Ernsts Herrn von Schönburg aufgerichtete Statuten und Ordnung der Stadt Glauchau, von 1553. IV. Georgs Herrn von Schönburg errichtete Policeyordnung von 1558. V. Statuten der Stadt Hohnstein, v. 1548. VI. Hans Caspar, Herrns von Schönburg Policeyordnung in der Stadt Glauchau, von 1640. VII. Statuten der Stadt Waldenburg, von 1594. VIII. Verzeichniss etlicher Denkwürdigkeiten oder Geschichten, so sich mehrentheils in der Stadt Waldenburg zugetragen, von 1425. IX. Vertrag der Herren von Schönburg, die Succession und andere in Dero Familie streitig gewesene Punkte betreffend, von 1632.

Münchem, a. K. d. Vfs. und b. Lentner: *Reise-Atlas von Baiern*, oder *geographisch-geometrische Darstellung aller bairischen Haupt- und Landstraßen mit den daranliegenden Ortschaften und Gegenden*, nebst kurzen Beschreibungen alles dessen, was auf und an einer jeden der gezeichneten Strassen für den Reisenden merkwürdig seyn kann, von *Adrian von Riedl*, Churpfalzb. Obrist des General-Staabes u. s. w. *Erste* Lieferung. 1796. *Zweyte* Lief. 1798. *Dritte* Lief. 1803. gr. 4.

Der Vorrede zufolge hat der Vf. nicht nur die ältern und neuern Schriftsteller über Bayern mit dem möglichsten Fleisse durchgelesen, sondern auch auf seinen öftern Reisen jede Gegend seines Vaterlandes aufmerksam beobachtet, und mit der strengsten Genauigkeit die Lage, Cultur und physische Beschaffenheit desselben untersucht. Er zeichnete die meisten Plane auf, und unternahm selbst den grössten Theil der geometrischen Ausmessungen. Jede Lieferung enthält

hält 13 bis 14 Karten, deren jede in zwey und noch öfter in drey Spalten abgetheilt ist. Dabey befinden sich auch einige grössere Karten, wie z. B. die Gegend um München, die Basis-Linie, die im J. 1801. gemessen wurde; die Schlachtgegend bey Hohenlinden, mit 72 Nachweisungen, welche die Stellungen und Märsche der verschiedenen Corps angeben. Aber die allgemeine Karte von Bayern, deren der Vf. irgendwo gedenkt, hat Rec. vergebens gesucht. Wirklich ist es ein Mangel des Werks, dass mit dieser nicht sogleich der Anfang gemacht wurde. Vermuthlich wird sie mit der *vierten* Lieferung erscheinen, welche das Ganze beschliessen soll, und welche der Vf. im März 1803. noch in demselben Jahre zu liefern versprach, Rec. aber noch nicht gesehen hat.

Der Stich der Karten und ihre Illumination sind von einer Deutlichkeit, Nettigkeit und Pracht, wie wir in Deutschland noch wenige haben, und der Preis von 3 Gulden 30 Kreuzer für jede Lieferung unilluminirt, und 5 Gulden illuminirt, scheint eine wahre Kleinigkeit, wenn man bedenkt, dass die Beschreibung mehr als ein Dutzend Bogen für jede Lieferung einnimmt. (Da die Pränumerationszeit vorüber ist, hat man den Preis des Ganzen auf 18 fl. gesetzt. Wer ein schön illuminirtes Exemplar haben will, bezahlt 26 fl.) Das Ganze ist nach bayerschen Poststunden gemessen, welche 12,703 bayersche Schuh enthalten, wovon 381,090 auf einen Grad des Meridians bey München gehen, und 15 deutsche Meilen ausmachen. Eine solche Stunde ist auf den Karten, wenigstens auf den allermehrsten, nach dem Verhältnisse von 1¼ Zoll reichlich.

Die Beschreibung ist, wie man sie bey einem Werke dieser Art erwarten kann, ihrer Natur nach trocken; und die Sprache und Behandlungsart des Vfs. sind nicht so, dass das Werk von dieser Seite gewonnen hätte. Immer dünkte Rec., dass der Vf. zu viel und zu wenig gäbe. Er hält sich nämlich ziemlich lange bey der Geschichte eines jeden Ortes auf, und liefert dafür nur wenig von seinem gegenwärtigen Zustande, seiner Nahrung, seinem Handel, Fabriken u. dgl. Von manchen Orten ist nicht einmal die Bevölkerung angegeben. Zu bedauern ist es, dass die Beschreibung einer jeden Karte mit einer neuen Seitenzahl anfängt, wodurch das Nachschlagen und Citiren ausserordentlich erschwert wird. — In der *zweyten* Lieferung stiess Rec. S. 2. der Beschreibung der ersten Karte auf einen auffallenden Druckfehler: „der Würmsee misst 10,000 *Schuh in der Länge* und 17,000 in der grössten Breite - - - er ist also über 5½ *Stunde lang*." Andere weniger auffallende, so wie einige Sprachfehler, wollen wir nicht rügen.

In der *dritten* Lieferung befindet sich eine umständliche Nachricht von der Vermessung der grossen Basis-Linie, welche der jetzige Kurfürst im J. 1801. ziehen liess, und wonach alle grosse Hauptwinkel für ganz Bayern bestimmt werden können. Man wählte die gerade Richtung vom nördlichen Frauenthurme in München bis zum Kirchthurme zu Aufkirchen unweit Erding, und damit man sie zu allen Zeiten wieder finden könne, wurden an beiden Enden marmorne Pyramiden errichtet. Die Messung geschah von bayerischen und französischen Ingenieurs (Moreau's Armee befand sich gerade da), und man fand die ganze Länge 97,611 bayersche Schuh.

Da durch die veränderte Herrschaft von Berchtesgaden der Kurfürst von Bayern die Salzwerke dieses Ländchens vermuthlich verlieren wird, oder schon verloren hat, so ist es interessant, zu wissen, wie viel die Salzwerke zu Reichenhall und Traunstein, *ohne den mindesten Gebrauch der berchtesgadenschen Salzsteine*, erzeugen. Der Vf. setzt ihren jährlichen Ertrag auf 400,000 Centner, und sagt, dass, wenn man die geringhaltigen Quellen benutzen wollte, man wohl bis auf 500,000 Centner kommen könnte.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wien*, b. Camesina: *Hippokrates von der Kunst*, oder *Schutzschrift der Heilkunst*, aus d. Griechischen übersetzt von *F. O. Dewetz*, k. k. Hofmedicus. 1802. 52 S. 8. (4 gr.) — Hippokrates Buch von medicinischer Kunst zeichnet sich durch Einfachheit, Stärke der Gedanken, Schärfe des Ausdrucks, Gründlichkeit der Beweise und Ordnung in der Gedankenfolge aus, und der Vf. hielt es deshalb für passend, sowohl dadurch der Kunst überhaupt die gebührende Achtung zu verschaffen, als auch insbesondere schwache, gegen die Medicin eingenommene, Nichtärzte ihres Irrthums zu überweisen. Mehr als allen Nichtärzten aber empfiehlt Rec. dieses Schriftchen jungen Medicinern, um von dem Altvater zu lernen, was sie von der Kunst zu fordern und zu erwarten haben, dass dieselbe auf gewisse Gränzen beschränkt, dass nicht durch Arzneyen allein das Geschäft der Heilung zu vollführen sey, sondern auch durch schickliche Lebensordnung; dass es oft schwer sey, die Krankheit zu erkennen u. s. w. Die Uebersetzung selbst liest sich übrigens nicht so gut, als man es heut zu Tage zu fordern gewohnt ist. Auch hätte der Vf. füglich einige Irrthümer, welche der Geist jener Zeit dictirte, z. B. was S. 38 fg. von den Hölungen des Körpers; von den Adern, von dem mit dem Menschen aufgewachsenen Feuer, welches vermittelst der scharfen Speisen und der Getränke die Säfte fahren zu lassen genöthigt wird u. dgl., entweder weglassen oder verbessern sollen. Solche Unrichtigkeiten sind oft im Stande, von der Lectüre einer ganzen Schrift abzuschrecken, was wir doch im gegenwärtigen Falle sehr bedauern würden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. October 1804.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Jacobäer: *Dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano* di *Cristiano Giuseppe Jagemann,* Consigliere è Bibliotecario della Corte de Weimar. *Tomo primo*, che comprende il *Dizionario Italiano-Tedesco* composto in compendio sui Dizionari dell' Accademia della Crusca, e del Sig. Abate *Francesco de Alberti di Villanuova*, ed accresciuto di molti Articoli importantissimi delle scienze ed arti, che non si trovano negli altri dizionari finora publicati. *Edizione nuova correttissima e molto aumentata.* 1803. 1272 S. gr. 8. — *Tomo secondo*, che comprende il *Dizionario Tedesco-Italiano* composto a norma del vocabulario del Sig. *Adelung* — e quindi arrichito di molte migliaja d'articoli massimamente delle scienze et arti — 1803. 1458 S. gr. 8. (Preis 8 Rthl. 12 gr. auf fein Schreibpap., 7 Rthl. auf halbgeleimtes, 6 Rthl. 12 gr. auf Drckp.)

Die Vorzüglichkeit dieses Wörterbuchs ist in der Recension der *ersten* Ausgabe (A. L. Z. 1792. Nr. 106.) ausführlich entwickelt worden. Mit Recht wurde es schon damals von dem sprachgelehrten Rec. für das beste in seiner Art erklärt, und es behauptet sich nun desto mehr in diesem Range, da es nicht nur häufig verbessert, sondern hauptsächlich mit einer grofsen Menge Artikel sowohl im italiänischen als deutschen Theile vermehrt worden, welche Hr. *J.* selbst im italiänisch-deutschen Theile, der sieben Bogen stärker ist, als vorher, auf 3000 schätzt, wobey ihm das Werk des *Toglioni*, und vorzüglich des Hn. *Nemnich* vortreffliches Polyglotten-Lexicon, sehr gute Dienste gethan hat. Manche Erinnerungen des Rec. der ersten Auflage sind hier auch benutzt worden, wie z. B. *il gran Cane*, der Tartarchan, nicht mehr unter *Cane*, der Hund, steht; doch hat Hr. *J.* dem Wunsche desselben, sein Werk auch auf die Provinzialwörter auszudehnen, nicht wohl nachgeben können, indem dadurch sein Wörterbuch für den gewöhnlichen Gebrauch zu weitläufig, und folglich auch zu kostbar würde geworden seyn. Allerdings wäre aber zu wünschen, dafs sich jemand fände, der die italiänischen Provinzialwörter in ein allgemeines Idiotikon sammeln wollte.

In Ansehung der sprichwörtlichen Redensarten könnte ein künftiger Herausg. noch mehr Gleichförmigkeit darin einführen, dafs überall, wo man im Deutschen ein correspondirendes Sprichwort hat, dieses statt der blofsen eigentlichen Erklärung, oder neben diese gesetzt würde. So steht unter *Cane* ganz recht für: *can che abbaja poco morde*, das deutsche: *Ein bellender Hund beifst selten*; eben so für: *chi dorme co' cani, si leva colle pulci*, das deutsche: *wer sich unter die Trebern mengt, den fressen die Schweine.* Hingegen steht für: *chi il suo can vuol ammazzare, qualche scusa sa pigliare*, die blofse eigentliche Erklärung: *wenn man einem zu Leibe will, finden sich immer Ursachen*, da es doch ein ähnliches deutsches Sprichwort giebt: *Wer seinen Hund henken will, findet leicht einen Strick.* So steht für: *essere amici come cani e gatti*, blofs: *sich einander hassen*; die sprichwörtliche Redensart aber lautet im Deutschen ganz ähnlich: *sich mit einander vertragen, wie Hunde und Katzen.*

Uebrigens nimmt sich der Druck dieser Ausgabe noch schöner aus, als der in der vorigen, ob man gleich auch mit dieser schon sehr zufrieden seyn konnte. Die Correctur ist mit gröfstem Fleifse besorgt worden. Den Preis hat der brave Verleger so billig, als man nach den jetzigen Preifsen des Drucks und Papiers verlangen konnte, gestellt.

Schleswig, b. Röhfs: *The Vicar of Wakefield.* A tale by Dr. *Goldsmith.* Mit kurzen Noten, grammatischen Anmerkungen und einem Wortregister herausgeg. von *J. B. Frise*, Subrector an der Schule in Flensburg. 1803. XXXX u. 508 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Abermals eins von jenen Werken, die, zum Besten der lieben Jugend und der Anfänger, seit einigen Jahren in Menge erschienen sind. Dafs sich Hr. *F.* nicht nur viele Mühe gegeben hat, sondern dafs er auch eine ziemlich umfassende Kenntnifs der englischen Sprache besitzt, ist nicht zu läugnen; ob er aber durch die Herausgabe dieses Werks, so wie es jetzt erscheint, einen nützlichen Zweck erreicht hat, ist eine andere Frage. Die Noten unter dem Texte sind blofs für den ersten Anfänger berechnet; denn da liest man unten *to bring*, wenn oben *brought* steht; *to do* für *did; to take* für *taken; to choose* für *chose; to can* für *could* (welches letztere noch überdiefs irre führt; denn dieser Infinitiv wird nicht mehr gebraucht, und man sagt dafür *to be able*). Dafs *children* der Plural von *child* ist, findet man in diesen Noten zu wiederholten Malen. Aber welchem vernünftigen Lehrer wird es denn einfallen, einem Schüler, der noch so weit zurück ist, dafs er solcher Noten bedarf, ein Werk in die Hände zu geben, das keinesweges für Anfänger ist! Hat aber einer schon so viel Fortschritte gemacht, dafs er sich an dieses Buch wagen kann, so bedarf er der armseligen Hülfe nicht, die er hier unter dem Texte findet. Am Ende des Romans stehen

ftehen andere Noten, die vieles Gute und Belehrende enthalten, aber für eine viel höhere Art von Schülern berechnet zu feyn fcheinen. Endlich folgt ein 70 Seiten ftarkes Wortregifter, welches im Ganzen mit vieler Sorgfalt ausgearbeitet ift, in welchem aber doch Irrungen vorkommen, und wo manche ganz bekannte Dinge erklärt werden, indefs man andere weniger bekannte vergebens fucht. So findet man unter *pickle* „etwas Eingefalzenes, Pöckelfleifch" und unter *pickling* „das Einfalzen, Pöckeln." Das wird keinem Menfchen bey diefen Wörtern einfallen, fie müfsten denn in befondern Verbindungen vorkommen. *Pickles* find Früchte, oder grüne Gemüfe, befonders Gurken, Kraut und Blumenkohl, welche in Effig eingemacht werden. Es ift eine Hausmannskoft-Delicateffe, die man in allen Häufern findet, und die mit kaltem Braten gegeffen wird. Auch ift das Wort im Texte felbft erklärt; denn S. 117. läfst Dr. Primrofe feine Frau fagen: *It was her fingers that gave the pickles their peculiar green* u. f. w., d. h. jene frifche grüne Farbe, welche die Gurken, die Aepfel, die Nüffe auch dann noch behalten müffen, wenn fie auf diefe Art in Effig eingemacht find. Eben fo undeutlich ift das Wort *preferving* durch „Eingemachtes" überfetzt, denn *preferves* find auch Früchte, aber in Zucker eingemacht. Dagegen ift *to falute* nicht erklärt. Schlägt nun der Anfänger das Wort in einem Wörterbuche nach, fo findet er „grüfsen", und das giebt hier (S. 33.) keinen Sinn. Er fucht weiter, und findet „küffen überhaupt", welches eben fo wenig pafst, weil man fich fo eine Unverfchämtheit nicht denken kann. *To falute* heisst hier „auf die Wange küffen", eine Begrüfsung, die fonft in England auf dem Lande nicht ungewöhnlich war, und die fich auch wohl Fremde bisweilen erlaubten.

Endlich hat der Herausg. den unglücklichen Einfall gehabt, das ganze Werk nach der Ebers'fchen Methode mit Accenten abdrucken zu laffen, zu welchem Zwecke er eine 7 Seiten lange Anweifung liefert. Rec. hat fich an andern Orten genugfam über die Erfindung, die englifche Ausfprache durch einige Accente zu lehren, erklärt. Aber nun denke man fich diefen Text, wo auf jedem Worte ein Accent fteht, und zwifchen inne die doppelten Nachweifungen von Zahlen und Buchftaben, wovon fich jene auf die Noten unter dem Texte, diefe auf die Anmerkungen am Ende des Werks beziehen; und durch alles das foll fich der Anfänger durcharbeiten, und ein Anfänger, dem man fagen mufs, dafs *children* der Plural von *child*, und *took* das Imperf. von *to take* ift! — Was aber diefe Ausgabe für den Neuling in der Sprache ganz unbrauchbar macht, find die unzähligen Druckfehler, wovon hinten bey weitem nicht der zehnte Theil angegeben ift.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN u. DARMSTADT, in Comm. b. Heyer: *Statiftifch-politifch- und kofmopolitifche Blicke in die Heffen-Darmftädtifchen Lande*, von *W. Butté*, erft. evang. Prediger zu Berftadt in der Wetterau. 1804. 323 u. 296 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Rec. findet fich bey der Anzeige diefer Schrift in einiger Verlegenheit. Anders mufs er über den Vf., in fo fern fich derfelbe durch das Buch charakterifirt hat, — anders über das Buch felbft urtheilen. Der Vf. erfcheint überall als ein Mann, der das Gute will, und Freymüthigkeit genug befitzt, dasjenige, was ihm tadelnswerth fcheint, offen und ohne Menfchenfurcht zu rügen; fo dafs man bey der Lectüre dem Lande Glück wünfcht, in welchem es dem Schriftfteller verftattet ift, mit *diefer* Freymüthigkeit zum Publicum zu reden. Das Buch dagegen ift, wie der Vf. felbft S. IX. der Vorr. fagt, *„zu fchnell aus dem Kopfe auf das Papier"* — oder vielmehr *zu fchnell von dem Schreibtifche unter die Preffe gekommen.'* Ueberall ftöfst man daher auf Raifonnements, die, gleich einem ausgetretenen Waldftrom, fich bald hierhin, bald dorthin ftürzen, jeden vorgeworfenen Gegenftand ergreifen und fortrollen, und endlich fich in eine unabfehbare Ferne verlieren. Des Statiftifchen und Politifchen enthält das Buch äufserft wenig, aber des fogenannten Kofmopolitifchen defto mehr. Das Buch felbft liefert, aufser der Einleitung, zwey Abhandlungen. Hiezu kommen aber noch mehrere Beylagen.

In der *Einleitung* werden *Ideen* verfprochen, *betreffend die Schriftftellerey über den gegenwärtigen Zuftand des Vaterlandes überhaupt und des Vaterlandes des Vfs. insbefondere.* Allein aufserdem findet man auch Ideen über *Schriftftellerey überhaupt*, über *Vaterland und Staat überhaupt* u. f. w. Auf die Schriftftellerey über das Heffen-Darmftädtifche hat fich der Vf. nicht tief eingelaffen. Faft möchte Rec. vermuthen, Hr. *B.* fey felbft nicht genau genug mit diefem Gegenftande bekannt gewefen. Dafs *Wenck's Landesgefchichte* noch keine Landesgefchichte, fondern nur die Vorarbeit dazu fey, behauptet der Vf. (S. 39.) mit Recht; doch hätte er auch nicht vergeffen follen, dafs ohne eine folche Vorarbeit die heffifche Gefchichte nicht von der ungeheuren Menge von Irrthümern, mit welchen fie überhäuft war, befreyt werden konnte. Ueber *Wenck* felbft fagt der Vf., er habe gefunden, dafs derfelbe in Anfehung diefes Werks feine äufserft delicate Seite gehabt habe, und leicht in einen Ton verfallen fey, nach welchem man ihn für einen Tertianer hätte halten können. Allein Rec. wünfcht, um des Vfs. willen, er möchte diefes nicht gefagt haben. Ein Mann, wie *Wenck*, der fich als Gefchichtforfcher ganz nach dem Mufter eines *Schöpflin* gebildet, und dabey einen grofsen Theil feines Lebens der heffifchen Gefchichte gewidmet hatte, durfte wohl in *feinem* Tone reden, befonders wenn er vielleicht einen blofsen *Dilettanten* vor fich zu haben glaubte.

Die *erfte* Abhandlung ift überfchrieben: *Verfuch einer Charakteriftik der Einwohner in den vorzüglichften, meiftens ältern Diftrikten der jüngern heffifchen Hauptlinie, mit befonderer Rückficht auf eheliche Verbindungen und Gefchlechtstrieb* u. f. f. Der Vf. charakterifirt den *Hinterländer*, den *Vogelsberger*, den *Wetterauer*, den

Hütten-

Büttenberger, sodann die Bewohner von *Gießen* und *Darmstadt*, endlich den *Katzenellnboger*. Seinem Hange zu malen hat sich der Vf. hier unstreitig zu sehr überlassen. Dabey dürfte er die unterscheidenden Züge keinesweges scharf genug aufgefasst haben. Wenigstens möchte Rec. oft ganze Schilderungen des Vfs. auf andere weit von Hessen entlegene Gegenden Deutschlands übertragen. Er vermuthet daher, dass der Vf. bisweilen der einen Gegend von Hessen etwas ausschliessend zugeschrieben habe, was einer andern mit gleichem Rechte zukommt, aber durch Zufall vom Vf. nicht beobachtet worden war. Die Bemerkungen, die der Vf. mittheilt, liegen übrigens ganz ordnungslos da. Will man bloss dasjenige sammeln, was er über die verschiedene Beschaffenheit des Bodens und deren Einfluss auf Lebensweise und Sitten beybringt, so hat man schon eine mühsame Arbeit. Vieles, was hier hätte berücksichtigt werden müssen, hat der Vf. ganz übersehen. Oberhessen z. B. wurde ehedem durch den unter dem Namen des *Pfalgrabens* bekannten *Limes Romanus* in zwey Theile getheilt. Nördlich war das Land der Catten, südlich lagen die dekumatischen Felder, von denen *Tacitus* sagt: *levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiae possessionis solum occupavere.* Die nämliche Gränze scheidet die *Wetterau* (in dem Sinne, wie der Vf. den Namen nimmt) von dem *Vogelsberge*, und die vom Vf. gegebenen Schilderungen der Bewohner beider Gegenden erregen oft die Vermuthung, dass die Spuren der von *Tacitus* bemerkten Verschiedenheit noch jetzt nicht ganz verdunkelt seyn. Hiezu kommt die dem Vf. ganz entgangene Verschiedenheit der Sprache, auf die man vor vielen Jahren in der Hessen-Darmstädtischen Landzeitung aufmerksam machte. Der Bewohner des Vogelsberges und der hinterländischen Gebirge sagt z. B. *Knenn* statt *Vater*, *Meut* statt *Mutter*. An manchen Orten mag freylich die Cultur den Gebrauch dieser Namen unterdrückt haben. — Um übrigens Proben von der Schreibart des Vfs. zu geben, will Rec. einiges aus der Schilderung von *Gießen* ausheben. S. 201.: „Eigentlich lebt unter den vielen Reichen dieser Stadt kaum einer oder der andere, der sich beeiferte, ein Haus zu machen; und wollte er's, so fürcht' ich, würde es ihm an Gästen fehlen, sofern ihm anders nicht mit den Krüppeln und Lahmen gedient wäre. Hier ist es wirklich noch Sitte, dass der, bey dem man zu Gaste war, sich im Ernst für die Ehre oder das Vergnügen bedankt. Will man den Gast ehren, so geschieht es nicht sowohl mit jener Menge von Schüsseln, die doch wahrlich im Grunde nicht weniger sagt, als dass man heute die Ehre von Menschen mit unmenschlichem Appetit zu haben sich einbilde, als mit einem Glas alten Wein. Die Horazische *interior nota Falerni* steht in hohem Ruf, und ich halte diese Stelle, wo nicht für die gekannteste des Dichters, doch für die, in welcher man hier allgemein das Emphatische fühlt. In allen öffentlichen Zirkeln findet man mit seltenen Ausnahmen jenen raschen Ideengang, welcher für einen vorhandenen Fond zur beliebigen Auswahl zeugt, und es beweist, dass dieser Gedanke nicht die heutige Erstgeburt unsers Geistes ist; man findet jene Munterkeit, welche durch nichts so sicher, als durch den stillen Rückblick auf einen in nützlicher Thätigkeit verlebten Tag geweckt und genährt wird, unerreichbar denen, welche den Besuch der Gesellschaft zum Zweck machen und ihren Genuss nur durch eine mehrere Stunden kostende Vorbereitung, bestehend in lauter Dingen, die für die Bestimmung des Mannes Kleinigkeiten sind, erkaufen können." — S. 204. „Das Breitklopfen und Durchwässern eines guten Gedankens, oder, wie irgendwo *Adelung* sagt, die Manier, ihn, den einzigen, den man seit langer Zeit bekam, wie einen armen Hasen zu verfolgen, ist hier durchaus nicht üblich. Wer es unternimmt, darf sich nicht wundern, wenn er bald an seiner Tafel allein sitzt, oder wenn ihn nach langer Rede sein Nachbar, *ohne ihm gerade etwas hartes sagen zu wollen, im Ernst fragt: ob er so eben etwas gesprochen habe?*" —

Die *zweyte* Abhandlung beschäftigt sich mit den *Ursachen der grösseren Fruchtbarkeit der Ehen in der Obergrafschaft und des daselbst geringeren Verhältnisses der unehelichen zu den ehelichen Kindern, verglichen mit denen des Oberfürstenthums* u. s. f. Die Veranlassung hiezu hatten einige in der Hessen-Darmstädt. Landzeitung mitgetheilte Bemerkungen über die Fruchtbarkeit, Sterblichkeit u. s. f. des J. 1801. gegeben. Es war dort unter andern bemerkt worden, dass in der obern Grafschaft Katzenellnbogen Eine Geburt auf 23 lebende Menschen, im Fürstenthum Oberhessen dagegen erst Eine Geburt auf 27 lebende Menschen komme. Der Vf. bemüht sich, die Ursachen dieser Erscheinung zu erforschen. Unter denselben nennt er auch eine, die der Aufmerksamkeit besonders werth ist. Er behauptet, es sey bey den wohlhabendern Bauern Sitte, dass sie *absichtlich* nur zwey Kinder erzeugten, um dadurch ihren Kindern ein desto grösseres Vermögen zu erhalten. Der Vf. nennt diess das *Zweykindersystem*. Die Behauptung ist schon ehedem aufgestellt worden, und Rec. erinnert sich noch der Aengstlichkeit, mit welcher der Freyhr. *K. F. von Moser*, der damals schon nicht mehr in hessischen Diensten war, sich um die Richtigkeit derselben erkundigte, da ihm, so lange er an der Spitze des Ministeriums in Darmstadt gestanden hatte, nichts hievon bekannt worden war. *Moser* bekam damals die Antwort, dass die Behauptung nur in Ansehung einiger Individuen, in Oberhessen wie in andern Ländern, gegründet seyn möge. Anders möchte Rec. auch nicht urtheilen, wenn er nach einigen vorliegenden Geburtslisten, verglichen mit den im Staatskalender enthaltenen Volkszahlen, entscheiden darf. Es ist wahr, manche Gegenden, wie das wetterauische Amt *Bingenheim* (in welchem Hr. *B.* wohnt), haben verhältnissmässig weniger Geburten, als andere, z. B. die vogelsbergischen Aemter *Ulrichstein* und *Grünberg*, obgleich jene weit fruchtbarer sind, als diese. Allein der trägere und dabey mehrern Bedürfnissen unterworfene Wetterauer entschliesst sich auch nicht so leicht zur Heirath, wie der gewerbsame Vogelsberger,

ger, dem Kartoffeln genügen. Schon darum muſs ſich eine bemerkliche Abweichung in Anſehung des Verhältniſſes der ehelichen Geburten ergeben. Am meiſten wird aber ohne Zweifel hier auf Rechnung der Theilbarkeit und Untheilbarkeit der Bauerngüter geſetzt werden müſſen. Wo die Bauerngüter theilbar ſind, nimmt die Bevölkerung auffallend zu. Die Sache verdient näher unterſucht zu werden.

Hierauf folgen Beylagen. Die *erſte* heiſst: *ein Streifzug in das Gebiet des Forſtweſens*. Sie hat zum Motto: *Ne ſutor ultra.* Deſſen will auch Rec. hier eingedenk ſeyn; doch aber kann er's nicht verſchweigen, daſs er zweifelt, ob ein Sachkenner hier mehr als das Alltägliche finden werde. — Die *zweyte* betrifft die *mediciniſche Quackſalberey*. Ueber dieſen Gegenſtand hat Rec. auch ſchon einiges im Reichsanzeiger und in der Heſſen-Darmſtädt. Landzeitung geleſen. Vermuthlich wird dieſem Uebel nunmehr abgeholfen werden, da bey der neuen Landesorganiſation den Regierungscollegien einige Aerzte als Beyſitzer zugegeben worden ſind. — Die *dritte* enthält *Erinnerungen, die gleichere Vertheilung der Kriegslaſten betreffend*. Rec. hat das wenigſte von dem geleſen, was in neuern Zeiten über dieſen Gegenſtand iſt geſchrieben worden. Er will indeſſen einen Vorſchlag des Vfs. ausheben, der ihm auf jeden Fall neu zu ſeyn ſcheint. S. 60. „Ich möchte ein Geſetz vorſchlagen, daſs zur Zeit einer Occupation von fremden Truppen alle erſt im Laufe des derſelben unmittelbar vorhergehenden Jahrs auf Zielzahlung erkauften Güter, nur für den Antheil Kriegslaſten zu präſtiren hätten, deſſen Termin verfallen iſt; daſs alle ſeit etwa zwey Jahren gerichtlich verpfändeten Güter alsdann nur für die halbe Contribution belegt werden dürften." — Die *vierte* iſt überſchrieben: *Egoiſmus der Stände; Erinnerungen an Adelige und Bürgerliche, in Rückſicht der Auszeichnung, die jene an Höfen zu genieſsen pflegen.* Sie enthält zwar oft geſagte, aber beherzigungswerthe Wahrheiten, nur zu weitſchweifig vorgetragen; daſſelbe Urtheil gilt die *fünfte: ein Wort über Fornicationsſtrafen und über die Verſorgung unehelicher Kinder.* — Die *ſechste* liefert *einige Winke für die Polizeyanſtalten des In- und Auslandes, betreffend die Branntweinbrennereyen; — Ideen über Natur und Beſtrafung des übermäſsigen Genuſſes berauſchender Getränke.* Sollte dieſer Aufſatz etwas enthalten, was als neu ausgezeichnet zu werden verdiente: ſo iſt Rec. doch zu entſchuldigen, daſs er es nicht bemerkt hat; es ſcheint, je mehr ſich der Vf. dem Ende ſeiner Arbeit näherte, deſto mehr lieſs er ſeiner Phantaſie die Zügel ſchieſsen. — Die *ſiebente* giebt endlich *Vorſchläge, wie etwa dem Zwey-Kinderſyſtem, von Seiten des Staats, entgegen zu arbeiten ſey.* Es ſollen denjenigen Aeltern, welche mehrere Kinder haben, vom Staate beſondere Vortheile zugeſtanden werden; man ſoll bey der Aushebung zu Militärdienſten vorzüglich auf einzige Söhne ſehen, um ſie der Conſcription zu unterwerfen, u. dgl. m. — Am Schluſſe findet man noch eine *Nachſchrift*, worin der Vf. die vielen Schreib- und Druckfehler entſchuldigt.

JUGENDSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Campe: *Belehrende Unterhaltungen für Kinder*, von *Joh. Franz Meinshauſen*, Rector zu Tangermünde. (ohne Jahrz., aber 1803.) 152 u. 35 S. 12. m. Kpf.

Was für wunderſame Begriffe muſs Hr. *M.* von der kleinen *Leſewelt von 6 — 7 Jahren* haben! Für dieſe hat er dieſes Büchelchen beſtimmt, welches mit einer 96 Seiten langen dialogiſchen Unterhaltung über die ſchwarzen Sklaven anfängt, wozu der Stoff aus *Zimmermann's* Almanach der Reiſen genommen iſt. Da hat denn, wie man leicht denken kann, das, die Erzählung des Lehrers unterbrechende, Fragen der Kleinen (S. 20.): Was iſt der Koran? Was ſind Muhammedaner? Wer iſt Muhammed? u. ſ. w., kein Ende. Bald werden die neugierigen Frager auf ein andermal vertröſtet; bald wird ihnen eine kurze Antwort gegeben, welche bey ſechs- bis ſiebenjährigen Kindern gewöhnlicher Art wieder zu vielen Fragen Veranlaſſung geben müſste; aber die geſcheidten Kinder in dieſem Buche kennen (S. 31.) ihren *Bröder*, *Eutrop* und *Telemach*, und ſind S. 35. u. 37. ſchon nicht mehr verlegen, wenn ſie von Aſtronomie und Philoſophie, S. 40. von Colonie, S. 60. von Canibalen u. ſ. w. reden hören. Für ein reiferes Alter, als das vom Vf. angenommene, wird indeſſen dieſer erſte Aufſatz, der nur zu oft durch Nebenſachen unterbrochen wird, nicht unintereſſant ſeyn. Der folgende: *Abendunterhaltung über allerley Gegenſtände, beſonders der Natur*, gehört eben ſo wenig, als der dritte: *über Menſchenhandel*, in ein Leſebuch für 6 — 7jährige Kinder. Auf den letzten 35 Seiten werden die Kupfer, die Jahreszeiten vorſtellend, erklärt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Glogau*, in d. neuen Günther. Buchh.: *Grundriſs einer Anweiſung zum Katechiſiren*, für angehende Landſchullehrer, auch unſtudirte ſtädtiſche Schullehrer, von *C. G. Schwarzer*, der ev. Gem. zu Grünberg Paſt. prim. 1804. VIII u. 36 S. 8. (3 gr.) — Für den in der Vorrede angegebenen Zweck, als Leitfaden zum Unterricht einiger zu Landſchullehrern beſtimmten Choraliſten, nicht ganz unbrauchbar, wenn zumal eine gute mündliche Erläuterung hinzukommt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 15. October 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Encyklopädische Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients*, aus ſieben arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Werken überſetzt. Den Freunden und Kennern der orientaliſchen Literatur gewidmet von einem derſelben Befliſſenen in Konſtantinopel. *Erſter* Theil. 1804. XIV u. 284 S. gr. 8. *Zweyter* Theil. 1804. mit fortlaufender Seitenzahl 285 — 699 S. (3 Rthlr. 21 gr.)

„Der Titel dieſes Buchs (heiſst es in der Vorrede) kündigt von ſelbſt die Neuheit und Wichtigkeit der Arbeit an, die hier der Welt mitgetheilt wird. — — Die Geſchichte unterrichtet uns von dem Aufblühen der Cultur und dem Verfalle der Gelehrſamkeit im Orient, unter den Chalifen, Schachen (*Schaken*) und Sultanen. Wir wiſſen, daſs die Sonne der Wiſſenſchaften aus dem goldenen Gewölbe der gebildetſten Sprache in Jemens Thälern aufging, am Fürſtenſitze Bagdads im hohen Mittag flammte, und im Untergehen noch die Thürme von Iſpahan und Stambul röthet. Indeſſen iſt unſere Kenntniſs von dem wahren Zuſtande der Gelehrſamkeit bey dieſen Völkern unvollkommen geblieben, und die Schätzung von dem, was wir noch von dorther zu erwarten haben, bald zu hoch und bald zu niedrig gehalten worden. Die Namen der meiſten Wiſſenſchaften waren nicht einmal in unſern Wörterbüchern zu finden, die Nachforſchungen von Reiſenden und Gelehrten, welche neue Quellen und Hülfsmittel aufzufinden wünſchten, blieben oft aus Mangel der nöthigen Namen- und Titelkenntniſs fruchtlos. Dieſes Werk wird über das Dunkel Licht verbreiten, den Maasſtab zur gehörigen Würdigung orientaliſcher Gelehrſamkeit einigermaſsen berichtigen, und eine allgemeine Ueberſicht der von Arabern, Perſern und Türken bearbeiteten Wiſſenſchaften, in Verbindung mit den vorzüglichſten der darüber geſchriebenen Werke und ihren Verfaſſern darſtellen. — — Es iſt gröſstentheils aus dem encyklopädiſchen und bibliographiſchen Werke des berühmten türkiſchen Polyhiſtors *Hadſchi Chalfa* gezogen — — und breitet ſich über dreyhundert Wiſſenſchaften und ihre Literatur, von Mohammeds Zeiten her, aus. — — Bey der Arbeit der Ueberſetzung iſt das *nonum prematur in annum* wörtlich erfüllt worden."

Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu? werden unſere Leſer fragen, deren Erwartungen noch immer im Steigen ſind. Rec. kann ſich einer entſcheidenden Antwort hierauf enthalten, da dieſelbe aus andern Stellen der Vorrede von ſelbſt hervorgeht. So wird z. B. S. VII. geſagt, man habe alles Ueberflüſſige, Ermüdende, oder wenig Wichtige, beſonders (S. IX.) die weitläufigen Abhandlungen über Mathematik und Medicin, *die nichts Neues enthalten*, weggelaſſen, dagegen wird (S. XIII.) mit einer gewiſſen Behaglichkeit von den wunderbaren und ſeltenen Zauber- und Beſchwörungsformeln, Amuleten und Talismanen geſprochen, über welche man in dieſem Buche Aufſchlüſſe erhalten werde. Nach ſolchen Aeuſserungen läſst ſich vermuthen, daſs die meiſten Leſer in demſelben entweder zu viel, oder zu wenig finden werden, *zu viel* von dem, was ſie nicht ſuchen, *zu wenig* von dem, was ſie zu finden wünſchen. Ein auffallender Mangel an richtigem Ebenmaaſse liegt ſchon darin, daſs dieſes Buch 307 Namen von Wiſſenſchaften, und nur ungefähr 280 meiſtens unvollſtändige und unerklärte Bücher-Titel enthält. *Herbelot* wuſste ſeinen *Hadſchi Chalfa* beſſer zu benutzen, indem er aus demſelben bloſs unter folgenden vier Rubriken: *Ketab*, *Akhbar*, *Tarikh*, *Zig* (unzähliger andern nicht zu gedenken), mehr als 700 Bücher-Titel, mit Erklärungen, chronologiſchen Beſtimmungen und biographiſchen Nachrichten in ſeine *Bibliotheque Orientale* übertrug. Doch unſer *epitomirender* Herausg. hat ſich ſowohl in den angeführten, als in andern Stellen ſeiner Vorrede deutlich genug erklärt, daſs ſeine *encyklopädiſche Ueberſicht* hauptſächlich in Aufzählung der Namen orientaliſcher Wiſſenſchaften beſtehen ſolle. Ueberhaupt müſſen wir uns mit dem begnügen, was er uns mittheilen wollte oder *konnte:* denn es wäre doch wohl eine unbillige und überſpannte Forderung, von einem *einzelnen* Manne, einem *Deutſchen*, zu verlangen, daſs er *in omni ſcibili* der *Orientaler* gleich gut bewandert ſeyn ſollte. Rec. bittet hiermit für ſich ſelbſt um eben die Nachſicht, die ſein Autor verdient. Der Herausg. kann bey dem allen auf den Dank der Literatoren, beſonders der Orientaliſten, denen er eine ſehr unterhaltende, und in philologiſcher Hinſicht belehrende, Lectüre verſchafft, zuverſichtlich rechnen.

Ehe wir die Vorrede verlaſſen, müſſen wir noch die Stelle S. XII. berühren, wo die Namen der *Cabala*, Art *veterinaire*, und *Talismanen*, für urſprünglich arabiſch erklärt, und dieſe Wiſſenſchaften für Erfindungen der Araber gehalten werden. Die *Kabbala* iſt eigentlich hebräiſchen oder rabbiniſchen Urſprungs (ſ. *Hottingeri Theſ. Philol.* p. 437 — 441.).

Das Wort *vetérinaire* ist eine Ableitung des alt-lateinischen *veterinum* (*Vossii Etymol. Ling. Lat.*). Der Herausg. hatte das arabische بيطر *Baitar* im Sinne, allein diess ist ein neues aus dem griechischen *Hippiatros* entlehntes Wort, nach eben der Analogie gebildet, nach welcher die Araber durch *Bokrat* den Namen *Hippocrates* ausdrücken. Was die Talismanen betrifft, so ist es wenigstens in so fern zweifelhaft, ob nicht das orientalische *Tilsem* von dem griechischen *Telesma* herzuleiten sey, als selbst einige arabische Schriftsteller dem *Apollonius von Tyana* die Erfindung der Talismanen zuschreiben (*Hottingeri Hist. Orient.* p. 284—297. vergl. mit *Herbelot*, Artikel *Apollonius Althelesmatiki*).

Das Werk selbst fängt mit *Hadschi Chalfa's* interessanter Selbstbiographie an (S. 1—15.), worin uns dieser merkwürdige Mann mit seinen persönlichen Umständen, seiner wissenschaftlichen Laufbahn, und seinen Schriften, die sich auf dreyzehn belaufen, worunter auch eine Ueberſetzung von *Mercator's Atlas* ist, bekannt macht. Es können hieraus viele Lükken in den historischen und literarischen Notizen ausgefüllt werden, die man in *Galland's* Vorrede zu *Herbelot's Bibl. Orientale*, im *Repertor. für bibl. und morgenl. Lit.* B. III. S. 277—284., in *Wahl's Vorder- und Mittel-Asien* S. 157. 183. 188. und andern, von ihm findet. Von seinem Geburtsjahre wird nichts erwähnt. Im Jahre der Hedschra 1067. (A. C. 1656.) brachte er seine letzte Arbeit, *Geschichte der Seekriege*, zu Ende, und starb, wie *Ibrahim Efendi* (s. *Muradgea d'Ohsson*, deutsch, B. I. S. 569.) im Anhange dieser Biographie versichert, im folgenden Jahre zu Constantinopel, wo er die meiste Zeit gelebt hatte. Sein Tod fällt also ins Jahr der christl. Zeitr. 1657., und nicht 1647., wie im *Repert.* a. a. O. steht. In seinen jüngern Jahren war *Mustapha Ebn Abdallah* (diess war sein eigentlicher Name) bey dem Bureau *Nadolly Mokassebe* angestellt, bald darauf ward er zum Bureau *Basch Mokassebe* versetzt, wo er endlich die Stelle eines zweyten *Chalfa* erhielt, die er bis an sein Ende bekleidete. Unser Ueberſetzer gab sich nicht die Mühe, die Namen dieser türkischen Aemter zu verdeutschen, oder überhaupt zu erklären. Der buchstäbliche Sinn des erstern ist *Rechnungswesen für Natolien*, wahrscheinlich bey der Kriegscasse, weil Mustapha Ebn Abdallah vermöge seines Amtes verbunden war (S. 4.), den Feldzug von Terahman und Bagdad mitzumachen. *Basch Mokassebe* heisst Präsident des Rechnungswesens — sein Bureau hatte also ebenfalls Finanzgegenstände zu bearbeiten. Ein *Chalfa* bey irgend einem Bureau oder Amte ist überhaupt ein Unterbeamter, Assessor, Secretär u. s. w. Als Belege zu den verschiedenen Bedeutungen, welche dieses Wort nach den verschiedenen Ehrenstufen der Personen hat, kann angeführt werden, dass Abulfeda den römischen Papst *Chalifa* oder *Chalfa* der Christen nennt (Geogr. Tab. XXVIII. art. *Rumijah*), und dass der Vice-Consul *Höst* in einem arabischen Briefe den Titel *Chalfa des Consuls* bekam (*Höst Nachrichten von Marokos* Tab. XXIX. Zeile 2. von unten, übersetzt S. 228.). Den Beynamen *Hadschi*, Pilger, führt jeder, der, wie unser Mustapha, die Wallfahrt nach Mokka gemacht hat. Aus den so eben beschriebenen Aemtern des *Hadschi Chalfa* erhellet, dass *Galland's* und *Muradgea's* Angaben (a. a. O.), wo jener ihn zum *premier Commis* des Reis Efendi, dieser zum *ersten Secretär* des Kaisers Murad IV. macht, unrichtig sind. Letzteres Amt hatte sein Vater bekleidet, weswegen er selbst den Zunamen *Katib Sade*, d. i. Schreibers Sohn, bekam. Sein Geschlechtsname war *Tschelebi*. Daher wird er auch *Katib Tschelebi*, d. i. der berühmte *Schriftsteller Tschelebi*, genannt. Alle diese Namen muss man kennen, weil er bald unter diesem, bald unter jenem angeführt wird.

S. 16—23. folgen die Namen der sieben arabischen, persischen und türkischen Werke, aus welchen der Herausg. seine encyklopädische Ueberſicht gezogen hat, im Original und in der Ueberſetzung. N. I. *Hadschi Chalfa's Werk* selbst, unter dem Titel:

كشف الظنون في اسما كتب والفنون

Der Herausg., welcher diesen Titel durch *Aufgedeckte Bücher- und Wissenschaftskunde* übersetzt, spricht in wenigen Zeilen so oberflächlich von diesem Buche, als ob er es nur Ehren halber anführen wollte. Da es jedoch die Grundlage seiner ganzen Arbeit enthält, so sieht Rec. sich genöthigt, etwas länger dabey zu verweilen. Zuvörderst muss der arabische Titel näher beleuchtet werden. Im *Repert.* a. a. O. und bey *Herbelot* Art. *Caschf Aldhonoun* finden sich einige Varianten, عن statt في, zwey Präpositionen von gleicher Bedeutung; ferner أسامي statt اسما, beide ganz gleichgültige Pluralformen von أسم. Als etwas Sonderbares muss aber angezeigt werden, dass der Herausg., so oft er diess Buch mit deutschen Buchstaben anführt, seine eigene Leseart *esmai* oder *ismai* aufgiebt, und jederzeit *esami*, nach *Herbelot*, liest. (In seiner Art, orientalische Wörter mit deutschen Buchstaben auszudrücken, hält er sich an die persisch-türkische Aussprache in Ansehung der Buchstaben ظ ض ص س ز د ث, welche er alle, ohne Unterschied, durch *s* oder *ss* bezeichnet, wobey der Orientalist erst rathen muss, ob z. B. unter *Hasil* und *Sabet* nicht etwa *Hudeil*, ein arabischer Stamm, und *Thabet*, *Thebit*, *Tsebit*, ein berühmter Mathematiker, zu verstehen sey u. s. w.). كتب steht hier *ohne*, bey Herbelot und im Repert. *mit* dem Artikel. In Ansehung der Leseart الفنون findet sich *Reiske's* Vermuthung im Repert. a. a. O. bestätigt. Diess Wort *alfonun* bedeutet aber nicht, wie er es erklärt, *sectiones librorum*, sondern *Gattungen*, *Arten*, *Zweige von Wissenschaften und Gelehrsamkeit*. In dieser Bedeutung kommt es auch weiter unten bey N. VI. und VII. vor. Eine Stelle des *Abulfaradsch Hist. Dynast. ed. Pococki* p. 548.

p. 548. kann zum Beweise dieser Bedeutung dienen, wo von Nasireddin gesagt wird:

حكيم عظيم الشان في جميع فنون الحكمة

ein hochberühmter Gelehrter in allen Arten von Wissenschaften, namentlich in der Logik, Naturlehre, Metaphysik, Geometrie und Astronomie. Der Titel von Hadschi Chalfa's Werke heisst demnach wörtlich: *Aufdeckung der Meynungen* (d. i. räsonnirendes Verzeichniss) *von den Namen der Bücher und der vielerley Wissenschaften* (zu welchen die Bücher gehören), oder nach unsrer Art zu reden: *Wissenschaftliche Bibliographie.* Die sogenannte *Wissenschaftskunde*, nach des Herausgebers Uebersetzung, ist dabey nur blosses Vehikel. Hadschi Chalfa hat den grösten Theil seines Lebens auf die Sammlung der dazu erforderlichen Materialien verwandt, die er theils selbst in grossen Bibliotheken aufsuchte, theils aus Catalogen, z. B. dem Verzeichniss der Bibliothek bey der Moschee Alazhar zu Kahira, welche allein *zwanzig tausend* Bücher enthielt (*Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque Nationale* Vol. VII. p. 25.), entlehnte. Wenn Herbelot a. a. O. sagt: *bibliothèque composée depuis l'an 1000. de l'Hegire*, so wird dieses in der deutschen Ausgabe desselben (Halle 1785.) irriger Weise so übersetzt, als wenn Hadschi Chalfa nur die seit dem Jahre 1000. der Hedschra erschienenen Werke beschrieben hätte. (Dergleichen Hauptfehler kommen in gedachter Ausgabe häufig vor, z. B. unter *Elm* im zweyten Abschnitte ist die deutsche Erklärung der arabischen Wissenschaftsnamen, durch falsche Interpunction, ganz verkehrt angebracht; unter *Nafais Alfonun* (dem Titel des unter N. VI. weiter unten vorkommenden Buches) werden Herbelots Worte: *sur 120 sortes d'arts et sciences*, nur durch 26 Wissenschaften u. s. w. übersetzt.) Diesem Werke hat Herbelot die meisten bibliographischen Artikel seiner *Bibliothèque Orientale* zu verdanken, wie schon oben erwähnt worden ist. Auch die gelehrten Verfasser der vorhin angeführten *Notices et Extraits* etc. benutzen es bey jeder Gelegenheit: nur wäre zu wünschen, dass ihre Auszüge mit mehr Kritik veranstaltet würden. So kommt z. B. im sechsten Bande S. 332. Zeile 4. die Stelle vor: Kahira sey, zu Mostanser's Zeiten, ganz verwüstet worden من العلما والادبا *durch die Gelehrten und die Leute von feiner Lebensart*, statt من الغلا والوبا *durch Hungersnoth und Pest*, wie S. 327. Zeile 1. bey dem *Makrizi* gelesen wird, welche Stelle Hadschi Chalfa vor Augen hatte, da er von Makrizi's Buche schrieb. Fast sollte man glauben, der Setzer habe ein *Epigramm* oder *Calembour* machen wollen. Uebrigens ist Hadschi Chalfa's Werk schon längst von *Petis de la Croix* übersetzt worden, es liegt aber noch in der Handschrift zu Paris (*Deguignes Geschichte der Hunnen*, B. IV. S. 336. *Repert.* a. a. O. S. 279.). — N. II. *Perlenschnur des Unterrichts* u. s. w.

كتاب الدر النظيم في احوال علوم التعليم

von *Mohammed Ebn Ibrahim Ebn Said Alanssari.* Ohne irgend eine Notiz von dem Vf. dieses Buchs zu geben, nennt der Herausg. bloss die vielerley Wissenschaften, von denen es handelt. — N. III. *Das Mark von vierzehn Wissenschaften*

كتاب النقاية في اربعة عشر علما

von *Dschelaleddin Abdarrahman Assojuthi.* Eine eben so magere Anzeige. Dieses Buch findet sich nicht unter den vielen Schriften des *Sojuthi* im *Repert.* B. 1. S. 78. — N. IV. Anleitung zum Gebrauch des vorhergehenden Buches,

اتمام الدراية لقرا النقاية

von eben demselben. — N. V. *Kurzer Inbegriff von 24 Wissenschaften*

انموذج العلوم الاربعة والعشرين

von *Tarsussi.* Ganz trockene Anzeige. Es ist bey *Herbelot* Art. *Tharsusi* nicht zu finden. Der Titel heisst eigentlich: *Muster* oder *Proben von 24 Wissenschaften.* انموذج (bey *Golius* p. 175. انموذج) ist ein persisches Wort, s. *Meninsky Thes.* — N. VI. *Kostbarkeiten der Erkenntniss* u. s. w. نفايس الفنون von *Mohammed Alameli.* Sollte heissen: Kostbarkeiten von *vielerley Wissenschaften.* في عرايس العيون *aus den besten Quellen* (buchstäblich: aus den *Bräuten*, d. i. aus den *Auserwählten der Quellen*), welchen Ausdruck der Herausg. auf eine unbegreifliche Art: *zum Schmuck der Augen*, übersetzt. Hier ist wieder das Wort *Alfonun.* Dieses Buch handelt von 120 Wissenschaften. Bey *Herbelot* Art. *Nafais Alfonoun* wird der Vf. *Mohammed Alamidi* (wegen leichter Verwechslung des arabischen *d* und *l* in den Handschriften) genannt. — N. VII. *Resultate von Wissenschaften und löbliche Früchte des Büchertextes*

نتايج الفنون ومحاسن اطنون

von *Mola Jahja Efendi Ebn Ali* († A. C. 1578.). Statt *löblicher Früchte* wäre es schicklicher, *Schönheiten* zu setzen. Dieser Titel sagt überhaupt nichts anders, als was die Engländer durch *Elegant Extracts* ausdrücken. Das letzte Wort, im Singular متن, kommt bey *Golius* in der Bedeutung *Text* gar nicht, hingegen in wissenschaftlichen Büchern sehr oft, vor, z. B. in *Nasireddin's* Vorrede zu seinem Commentar über den *Euclid*, auf der zweyten Seite, wo es den *Randglossen* entgegengesetzt wird. Aus diesen sieben Schriftstellern (N. VI. in persischer, N. VII. in türkischer, die übrigen in arabischer Sprache), und zwar aus N. II — VII. nur da, wo N. I. oder *Hadschi Chalfa's* Werk nicht reichhaltig genug war, verfertigte der Herausg. seine encyklopädische Uebersicht.

S. 24 — 40. Die Erzählung von *Beschir* und *Schadan*, ein wissenschaftliches Gespräch, statt einer Einleitung, aus N. VII. entlehnt — ganz im Geiste des Orients. Beschir, ein junger Araber, examinirt Schadan, einen jungen Perser, über verschiedene Wissenschaften; 1) über die Theologie, 2) Exegetik,

3)

3) u. 4) Grammatik, z. B. welche Worte werden zugleich als Nomen, Verbum und Partikel gebraucht? Antw. علي und في. Ferner ein Pröbchen von Polemik gegen die Christen: Gott sagte: وولدتك وانت نبي *ich habe dich gezeugt, und du bist mein Prophet.* Da haben nun die Christen falsch punktirt, und بني *mein Sohn*, statt نبي *mein Prophet*, gelesen!! 5) Dichtkunst. Charakter der berühmtesten Dichter: *Amrolkais* ist Dichter, wenn er zu Pferde sitzt; *Tarfa* (Tharapha), wenn er geniesst; *Nabiga* (Nabega), wenn er stolzirt; *Zohair*, wenn er verlangt. Die schönsten Disticha auf *Mohammed*, auf einen *Tugendhaften*, auf einen *Freygebigen*, auf einen *Geizigen* — arabisch und deutsch, z. B. auf einen Tugendhaften:

> Siehe! man wollte verbergen dem Feind die Stätte des Grabes;
> Aber des Staubes Gedüft liess nicht verbergen das Grab.

auf einen Geizigen:

> Tagelang hab' ich gesehn ihn sitzen am Haufen des Mistes,
> Fürchtend, dass nicht ein Spatz mög' daraus picken ein Korn.

Beide Uebersetzungen drücken das Original sehr gut aus, 6) Sprichwörterkunde. Erklärung des Sprichworts: *Dummer als Bakil.* 7) Wort-, 8) Schriftkunde. Die Schrift ist die *Zunge* der Hand. Sie ist ein *Netz*, die Wissenschaften sind das *Wild*, das damit gefangen wird. 9) Rechtswissenschaft. Aus der *Medicina forensi*, auf den Fall einer Verwechslung neugeborner Kinder: *Die Milch der Knaben-Mutter*, bald nach der Geburt, *ist specifisch schwerer, als die der Mädchen-Mutter??* 10) Traditionskunde. Erklärung von Mohammed's Ausspruch: schmähet nicht die Welt, denn die Welt ist Gott. 11) Arzneykunde. Verschiedene Wirkungen der Quitten auf den vollen oder leeren Magen. 12) Ethik. Gute und böse Seite der Liebe. Sie vernichtet den Stolz, und die unmäsige Selbstliebe. Hingegen leidenschaftliche Liebe ist eine Strafe Gottes für diejenigen, die den Pfad seiner reinen Liebe verlassen. 13) Moral. Ueber die Herrschaft der Begierden und ihre Bezähmung. — Kurz, aus jedem Meere ein Tröpfchen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: *T. Calpurnii Siculi Eclogae XI.* Recognovit, adnotatione et glossario instruxit *Christ. Dan. Beck.* 1803. VIII u. 230 S. 8. (20 gr.)

Der Herausg. scheint diese Ausgabe zunächst für seine Vorlesungen bestimmt zu haben, in welchen er der Erklärung der bukolischen Gedichte des Theocrit und Virgil die des Calpurnius nachfolgen lässt. Dass der letztere, der die Fehler seines Zeitalters doch auch durch einzelne Schönheiten vergütet, beachtet zu werden verdiene, bemüht sich die Vorrede zu zeigen, welche auch Bemerkungen über die Aechtheit dieser Eklogen enthält. Der Herausg. glaubt nämlich, nach S. V. fg., nur zehn derselben dem Calpurnius mit Gewissheit zuschreiben zu können, und findet es wahrscheinlich, dass die neunte einen andern Urheber habe. Nicht zufrieden mit dem, was in *Wernsdorfs Poëtis minoribus* bereits für den Dichter geleistet worden, brachte er alle zerstreuten Hülfsmittel zur Berichtigung des Textes zusammen, sichtete und verarbeitete sie. Dadurch entstand ein weit richtigerer Text, als wir ihn bisher gehabt haben. Jeder Ekloge schickt der Herausg. ein Summarium voraus. Hinten stehen die kritischen Anmerkungen, welche die Lesarten und Conjecturen nachweisen und mit wenig Worten beurtheilen. Das Glossarium ist gut und brauchbar, könnte aber auf die Hälfte des Raums zurückgeführt werden, wenn alle Trivialitäten, die man nur Gedike's kleinen Lesern zu sagen braucht, weggelassen wären.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Gotha*, b. Ettinger: *Forstwissenschaftliche Bemerkungen über den Küplerschen Saftkieb.* Ein Beytrag zur Forstbetriebs- und Umtriebslehre, von *Conrad Schmitt*, kurbayerschen Forstmeister u. s. w. 1804. 54 S. 8. (5 gr.) — Der Saftkieb ist jetzt an der Tagesordnung; Hr. *Küpler* hat ihn in neuern Zeiten so sehr zur Sprache gebracht, dass man seiner nicht nur in vielen Forstjournalen, sondern auch in eigenen Schriften behandelt findet. Hier tritt ein Sachverständiger auf, und vertheidigt ihn in dem *Compositionsbetriebe*, wie er den Betrieb mit Ober- und Unterholz zugleich nennt, aus eigner Ansicht und mit Anführung solcher physikalischen Gründe, wie sie *Küpler* noch nie geführt hat; ja er erklärt sogar *Küplers* in dieser Hinsicht angegebenen Grund, dass der überflüssige Saft auf dem Abhiebe herumlief, die Schaale erweichte und zur Knospenbildung und Ausbruch resolvirte, für unzureichend. Allein bloss den eigentlichen Schlagholzarten, Eichen, Ulmen, Ahorn, Eschen u. s. w. kommt diese Abtriebszeit zu gut, nicht aber der Rothbuche, wie *Küpler* behauptet, wie ihn aber unser Vf. aus den bekannten Gründen und aus der Selbstansicht widerlegt. Ausserdem enthält diese kleine Schrift noch manche Fingerzeige und lehrreiche Bemerkungen zur Betriebs- und Umtriebslehre, die den Kenntnissen des Vfs. Ehre machen und weitere Beherzigung verdienen, hier aber der Beschränktheit des Raums halber nicht ausgezogen werden können, sondern selbst nachgelesen werden müssen. Schade, dass das Büchelchen dem gewöhnlichen praktischen Forstmanne wegen der eigenen Terminologie und Darstellungsart und der Gedrängtheit des Stils in manchen Stellen schwer zu verstehen seyn wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 16. October 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 295. abgebrochenen Recension.*)

Seite 41 — 196. *Hadschi Chalfa's Vorrede und Einleitung zu seinem großen Werke.* Der Herausg. liefert sie ohne alle Abkürzung: sie steht daher in einem auffallenden Misverhältniss gegen das Werk selbst, welches fast nur *in nuce* erscheint. Die *Vorrede* S. 41 — 44 enthält, nach mohammedanischer Sitte, eine lange Gebetsformel, und einige Gemeinplätze. Die *Einleitung* ist in fünf Hauptstücke eingetheilt, jedes Hauptstück in besondre Abschnitte und andre Unterabtheilungen. Der Herausg. würde den Freunden orientalischer Literatur einen wesentlichen Dienst erwiesen haben, wenn er die logischen, metaphysischen, mathematischen u. a. Kunstausdrücke der Einleitung zugleich arabisch, etwa in Klammern, angezeigt hätte. Ein Araber in einem deutschen Alltagsrocke hat für den Beobachter nichts Anziehendes: man wünscht wenigstens Etwas von Nationalzuschnitt an ihm zu erblicken. Rec. sieht überhaupt diese Einleitung nicht für wichtig genug an, um sich lange dabey zu verweilen, und will nur ganz kurz ihren Inhalt berühren. — *Erstes Hauptstück*, S. 45 — 102. Definition, Wesen, Object, Zweck, Eintheilung, Werth, Nutzen, zufälliger Schaden durch Missbrauch, der Wissenschaften — Meistens gute und richtige Grundsätze. Viele Stellen aus dem Koran, und den überlieferten Aussprüchen Mohammed's über den Werth der Wissenschaften. Einzelne Betrachtungen über diesen Gegenstand, z. B. S. 97. 98. Die Gelehrten aus dem Lande jenseits des Oxus (*Mawarennahr*), welche die ersten Schulen in Bagdad gründeten, sagten: *Nur Männer von hohem Geiste, nur edle Seelen, welche die Wissenschaften, ihres innern Adels und Reizes wegen, suchen, sollen sich damit beschäftigen. Dann werden Gelehrte aufstehen, von deren Bemühungen wahrer Vortheil zu erwarten seyn wird.* Etwas Ueberflüssiges ist es, dass S. 61 — 82. alle in dem Werke selbst vorkommenden 307 Wissenschaften, der Reihe nach, mit allen ihren arabischen und verdeutschten Namen vorläufig die Revüe passiren. — *Zweytes Hauptstück*, S. 103 — 133. Ursprung der Wissenschaften, aus der menschlichen Natur und aus den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen. Adam, Enoch (Edris, bey den Morgenländern) als die ersten Gelehrten. Enoch war Arzt, Astronom, baute die Pyramiden in Aegypten, hiess *Hermes der Hermesse*, auch der *Dreyfache*, weil er König, Weiser und Prophet war. Sendung heiliger Bücher an Noah. Propheten, erster, Noah; letzter, Mohammed. Verschiedene Religionen, der Sabäer, Christen, Juden, Magier, Moslemun. Acht Hauptsekten unter den 72 Sekten des Islamismus. Cultivirte Nationen; allgemeine Bemerkungen über sie, z. B. die Araber und Indier ergründen die innersten Eigenschaften der Dinge, die Perser und Griechen nur die äusseren; die Sinesen und Türken sind keine Originalgenies u. s. w. Besondre Notizen von den Indiern, Persern und ihren alten und neuen Sprachmundarten, Chaldäern, Griechen, Römern und ihrer Stenographie (*ars Tironiana*), Aegyptiern, Ebräern, Arabern — lauter kurze unbefriedigende Artikel. — Ursprung des Islamismus, Niederschreiben mündlicher Gesetze, Islamitische Schriftsteller, welche überhaupt erst ums Jahr der Hedschra 156. oder 160. (A. C. 772. 776.) anfingen. — Ueberſetzung der Griechen ins Arabische unter den Chalifen Almansur und Almamun. — *Drittes Hauptstück*, S. 134 — 147. Eintheilung der Bücher in Lehrgebäude und Compendien, Originalwerke und Commentarien u. s. w. Eintheilung der Schriftsteller in Erfinder und Nachbeter u. s. w. — *Viertes Hauptstück*, S. 148 — 186. Islamitische Wissenschaften, welche die Religion (Koran, Sunna) und die damit in engster Verbindung stehende Rechtsgelehrsamkeit betreffen. Die grössten islamitischen Gelehrten waren Perser. Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst. Nutzen des Reisens für die Wissenschaften. — Hindernisse, welche der Erlernung der Wissenschaften entgegen stehen, unter andern, die allzugrosse Vermehrung der Compendien und Auszüge. Bedingnisse und Mittel zu ihrer Erlernung. Verbreitung derselben. Eigenschaften eines Gelehrten, besonders sein moralischer Charakter, wie er seyn soll. Allgemeine Betrachtungen über das Studium der Wissenschaften. — Fantasten, welche ihre Bücher verbrannten. — *Fünftes Hauptstück*, S. 187 — 196. Nothwendigkeit der arabischen Sprachwissenschaften. Beschluss mit Gebet und Doxologie. — Aus dieser Einleitung (bey welcher jedoch strenge Ordnung vermisst wird) lernt man den Türken *Hadschi Chalfa* als einen liebenswürdigen Gelehrten kennen, der durch seine urbanen Grundsätze manche christliche Schriftsteller beschämt. Die Ueberſetzung liest sich angenehm und fliessend. Von ihrer Treue kann man bey Ermangelung der Urschrift nicht urtheilen.

Wir kommen nun zur Hauptsache, zur *Encyklopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients.* Was unter diesem Titel zu erwarten sey, darauf glaubt Rec. die

welchen sie im *etymologischen* Sinne nahmen, obgleich sehr oft nur blosse *historische Beziehung* dadurch angedeutet wird. Zu den Zeiten des zweyten Chalifen *Omar* hatten die Araber noch keine bestimmte Zeitrechnung, sondern zählten ihre Jahre bald nach gewissen Kriegsbegebenheiten, bald nach der sogenannten *Elephanten-Epoche* u. s. w. (*Golius in Notis ad Alferganum* p. 54.), das heisst, sie hatten zwar mehrere *Tariche*, aber keinen festen *Terminum a quo* in der Anwendung. Nun that bey einer gewissen Gelegenheit der Perser *Harmozan* den Vorschlag, sie möchten doch, nach dem Beyspiele seiner Landsleute, die kurz zuvor ihre *Jesdedschirdische* Epoche festgesetzt hatten, ebenfalls ein eigenes Kalenderwesen (*mahruz*), und eine eigene bestimmte Zeitrechnung einführen. Hierauf wurde der *Tarich der Hedschra* (der Flucht Mohammeds von Mecca) beliebt. Rec. kann sich keine andere, als diese *historische* Beziehung zwischen *Mahruz* und *Tarich* denken. Die rein analogische Ableitung des Substantivs *Tarich* von dem Verbo *Aracha* (wovon man das neulateinische, zuerst in Spanien aufgekommene, Wort, *Aera*, herleiten könnte, s. *Golius* a. a. O. p. 53.) steht der gezwungenen Derivation von *Mahruz* ganz entgegen. Letztere führt indessen Hadschi Chalfa aus dem *Dschauhari*, und *Herbelot* (s. *Tarikh*, erster Artikel) aus dem *Ben Schonah* an. — Der Herausg. versichert S. 247., was wir schon aus *Herbelot* (s. *Tarikh*, letzten Art. *Elm Tarikh*) wissen, dass Hadschi Chalfa in seinem Werke 1300 Geschichtschreiber namhaft mache. Dagegen führt *er* nur 15 meistens schon bekannte an. Wozu soll diese unbedeutende Liste dienen? — *Sprichwörterkunde.* (Diesen Gegenstand empfahl *Erpenius* dem jungen *Golius*, bey seiner Abreise nach dem Orient, ganz besonders. *Bayle Dict. Hist.* — *Golius*). — *Ethnographik. Historische Wortkritik. Epistolographik. Urkundenlehre. Anomalogie. Räthsel- und Wortspielkunde;* deutsche Uebersetzung eines Räthsels, ohne arabischen Text. *Buchstabenspielkunde;* Ali's Prophezeyung von der Zerstörung der Stadt Bassora, wo der Erfolg erst zeigte, *wie* man sie hätte *aussprechen* sollen, arabisch und deutsch. (Hieher könnte man auch خراب دمشق *die Zerstörung von Damascus* durch *Timur* rechnen, wo der Zahlenwerth der Buchstaben im Worte خراب das Jahr der Zerstörung, 803. der Hedschra, anzeigt. In *Chardin's* Reisen, im Kapitel von der Arithmetik der Perser, ist diese Angabe unrichtig.) — Die *Reimspiel- und Akrostichenkunde.* Die *Kunst, Könige zu unterhalten.* Die *Genealogie;* die Gewohnheit der Araber, dem Geschlechtsnamen noch Benennungen vom Geburtsorte oder Gewerbe beyzufügen, kam erst um die Zeit auf, da sie anfingen, sich mit den Persern und andern benachbarten Völkern zu vermischen. Die *Lehre vom Ursprunge der Völker.* Die *arabische Epochenkunde;* die Araber zählen in ihrer Geschichte gegen 1700 merkwürdige Tage oder Epochen (wovon jedoch keine namhaft gemacht wird). Die *Legendenkunde.* Die *Prophetengeschichte;* 25 Propheten, mit arabischen und deutschen Namen (wie man sie schon aus *Reland de Relig. Mohammedica* p. 33 — 35. kennt, wo jedoch ihre Anzahl auf mancherley Art, nach *einer* Angabe sogar bis auf 224000 festgesetzt wird. Die sechs grössten waren: Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus, Mohammed). Die *historische Romanenkunde;* zwey der berühmtesten Ritterromane, von *Haschem*, und *Ben Obeide* oder *Asmai* werden angeführt. (Des letztern Werk: *Geschichte des Vaters der Ritter, Antar Ebn Schedad*, befindet sich seit Kurzem in der Bibliothek zu Wien. Int. Bl. der A. L. Z. 1802. Nr. 96.) *Geschichte der Chalifen*, in 1½ Zeilen. *Koransleser- und Commentatorengeschichte. Traditionslehrergeschichte. Geschichte der Jünger des Propheten. Aerztegeschichte*, blosser Titel. Geschichte der *Gesetzlehrer* der vier tolerirten Hauptsecten *Schafii, Hanefi, Maleki, Hanbeli;* vier Rubriken ohne Erklärung. *Philosophengeschichte;* Abraham, Lokmann, Pythagoras und Hippocrates, als Vettern, Lehrer und Schüler, zusammengestellt. Summa 29 Wissenschaften auf 18 Seiten.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Leipzig*, b. Barth: *Leitfaden bey dem Religionsunterrichte* besonders für die untern Classen der höhern Schulen. Von *C. Ch. G. Zerrenner*, Lehrer und Erzieher an dem Pädagogio des Klosters U. L. Frauen zu Magdeburg. 1804. IV u. 54 S. 8. (3 gr.) — Der Vf. fängt seinen Unterricht mit der Religionslehre an, und lässt auf diese die Tugendlehre folgen. Da bey den Schülern, welche nach diesem Leitfaden unterrichtet werden sollen, die ersten Moral- und Religionsbegriffe vorausgesetzt werden dürfen: so ist es wohl ziemlich gleichgültig, ob man den zusammenhängenden moralisch-religiösen Unterricht mit der Pflichten- oder Religionslehre anfange. Der Vortrag des Vfs. ist zusammenhängend und deutlich. Bey den Selbstpflichten würde Rec. die Bildung einzelner Seelenkräfte und Anlagen, als des Gedächtnisses, des Schönheitssinnes u. s. w. wenigstens berührt — nach dem Paragraph, welcher von den Pflichten in Ansehung der Thiere handelt, S. 48. einen Paragraph von dem pflichtmässigen Verhalten in Ansehung der leblosen Natur und der menschlichen Kunstwerke eingeschaltet haben. Da [illegible] Wahrhaftigkeit Gottes (S. 7.) schon in der Heiligkeit liegt: so würden wir diese Eigenschaft, die nur von den Theologen zur Begründung einer göttlichen Offenbarung angenommen worden zu seyn scheint, nicht besonders erwähnt haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. October 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients* u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 296. abgebrochenen Recension.)

Dritte *Classe. Propädeutische Wissenschaften*, S. 265—284. *Logik*. Notizen von dem Organon des *Aristoteles*, und dessen Theilen, seine Rhetorik und Poëtik dazu gerechnet. Sein berühmtester Erklärer ist *Alfarabi*. Compendien, mittlere und grosse Werke über die Logik. Von Ideen, Sätzen, Vernunftschlüssen, mit einer kurzen arabischen Terminologie. Die vier Formen der Vernunftschlüsse werden *lateinisch beschrieben!!* — Die *Pädagogik*, in vier Zeilen. — Die *Kritik*, im Arabischen die *Beschauungskunst*, علم المناظرة d. i. die Kunst, die rechte Ansicht einer Sache zu finden. Die *Dialektik* oder Streitkunde. Ebn Chaledun sagt: Sie ist nichts anders als die Kritik, von den Gelehrten in Ausübung gebracht. Namen einiger berühmten Dialektiker. Die *Polemik*, d. i. Anwendung der Dialektik auf Sätze aus der Glaubens- und Rechtslehre. Summa 5 Wissenschaften.

Vierte Classe. Speculative Philosophie, S. 285—530. Einleitung. Kurze Geschichte der Philosophie bey den Chaldäern, Persern, Griechen und Römern (unbedeutend). Omar liess alle persische Bücher ins Wasser oder Feuer werfen, und die Alexandrinische Bibliothek verbrennen. Erst unter Almansur, noch mehr unter Almamun, wurden die Araber, durch die Uebersetzung der Griechen, mit der Philosophie bekannt. Namen der berühmtesten Uebersetzer, besonders für jede einzelne Schrift des Aristoteles. Die berühmtesten Aristotelianer unter den Arabern. Was hier von Alfarabi und Ebn Sina, *vulgo Avicenna*, gesagt wird, findet man ausführlicher bey *Herbelot*, unter *Farabi* und *Sina*. Das grösste philosophische Werk der Araber, sagt Hadschi Chalfa S. 302., enthält sehr wenig, in Vergleichung mit dem, was die europäischen gelehrten Gesellschaften hierüber geschrieben haben.

1) *Mathematik*, S. 303—400. A. *Zahlenkunde*. Kurze Erklärung und Terminologie. Die Worte فرد und زوج S. 311. heissen nicht *ungleiche* und *gleiche*, sondern *ungerade* und *gerade* Zahl, *impar et par*. — *Ziffer-Rechnung* mit den Indischen Zeichen. (Mit Unrecht nennen wir die Ziffern *arabisch*, denn die Araber selbst haben sie von den Indiern erhalten, und nennen sie رقم هندي *indische Zeichen*. s. *Golius Not. in Alferg.* p. 11. *Montucla Histoire des Mathem.* Vol. I. p. 375. der neuesten Ausgabe.) Der arabische Name, den der Herausg. nicht buchstäblich übersetzte, حساب تخت وميل *die Rechnung nach unten und schief geneigt*, ist eine sehr triviale Definition; man denke sich z. B. ein Multiplications-Exempel. Die Ziffer-Rechnung, heisst es weiter, wird auch sonst حساب تخت وتراب *die Stuhl- und Bodenrechnung* genannt. Was der Herausg. mit seinem *Stuhl* und *Boden* sagen will, mag er am besten wissen. Vielleicht ist das zweyte Wort das persische تخته *ein Bret*; das dritte heisst bekanntlich *Staub, Pulver, Sand* u. s. w., also *Rechnung auf einem mit Sande bestreuten Brete*. Doch wir halten uns zu lange bey einem Artikel auf, der nur aus 4½ Zeilen besteht. — *Algebra*. علم الجبر والمقابلة *Elm aldschebr w'almokabela*. Ein, wie es scheint, schon im Original verunglückter, und durch die Uebersetzung noch mehr entstellter, überhaupt ganz unbrauchbarer, Artikel von drittehalb Seiten, auf welchen mehrere Unrichtigkeiten und Widersprüche vorkommen, z. B. Aldschebr soll *Hinwegnehmung*, und Almokabela *Hinzusetzung* bedeuten. Wir werden weiter unten gerade das Gegentheil zeigen. Ferner wird die gesuchte *unbekannte* Zahl ohne Unterschied mit جذر, مال und شي benannt, und doch soll das zweyte dieser Wörter auch die gegebene *bekannte* Zahl ausdrücken. Allein جذر heisst *Quadratwurzel*, und kann also nur in einigen Fällen, nicht immer, die unbekannte Zahl vorstellen; مال heisst *Reichthum, Vermögen, Vorrath*, welches nur auf die *bekannte positive* Zahl passt. Es bleibt demnach für die *unbekannte* Zahl nur das Wort شي *schaj* oder *schi*, d. i. *Ding* oder *Sache*, übrig. Die Richtigkeit dieser Erklärung lässt sich *a posteriori* beweisen. Das italiänische *Cosa* (*Ding* oder *Sache*) war ja der erste Name, unter welchem die Algebra von den Arabern zu den Italiänern, und von diesen zu den Deutschen kam; man nannte sie die *Coss* (*Kästner's* Gesch. der Math. B. I. S. 60.). *Nur Name*, Form und Ausbildung der Algebra sind eine Erfindung der Araber, *nicht die Wissenschaft* selbst, denn diese hatten sie von den Griechen gelernt, besonders aus dem arithmetischen Werke des *Diophantes*, dem sie auch in ihrer Uebersetzung die Aufschrift: *Aldschebr w'Almokabela*, gaben. Merkwürdig ist das Urtheil des *Abulfaradsch* (*Hist. Dynast.* S. 141.

S. 141. des arabischen Textes), wo er mit einem Wortspiele sagt: wenn der Beobachter es (das Werk des Diophantes) *bemeert* (durchsegelt), so sieht er ein wahres *Meer* in dieser Wissenschaft vor sich اذا ابتحره الناظر راى بحرا في هذا النوع Hieraus folgt, dass das Buch des Diophantes von den Arabern als der Codex der Algebra angesehen wurde. Von der Uebersetzung spricht Abulfaradsch a. a. O. S. 338. (Vergl. *Herbelot* Art. *Diofantous* und *Buzgiani*. it. *Montucla Hist. de Math.* Vol. I. p. 320.) Die Bezeichnung der *unbekannten* Zahl in der Algebra, durch den Buchstaben *x*, bey den Europäern, scheint folgenden Grund zu haben. Diophantes bezeichnete sie durch στι, vielleicht von στιγμη, *ein angedeuteter Punkt*, die Araber konnten diese Sylbe *sti* in ihrer Sprache nicht ausdrücken (sie hätten *esti* oder *isti* daraus machen müssen, wie sie z. B. Istefan statt Stephan sprechen), sie nahmen also die Sylbe *schi*, die überdiess eine Bedeutung (*Ding*, *Sache*) hatte, wovon sie in der Anwendung nur den ersten Buchstaben (ش) (sch) setzten. Die Spanier, welche bekanntlich in ihrer Sprache ungemein viele Reste der arabischen haben, drücken das arabische *sch* durch *x* aus, z. B. شقيقة *schakika*, Kopfweh, heisst im Spanischen *Xaqueca*, شبكة *schabeka*, Fischer-Netz, im Span. *Xabeca* u. s. w. Ehemals sprachen auch die Spanier, wie noch jetzt die Portugiesen, das *x* wie *sch* aus. Dem Beyspiele der Spanier folgte auch der Holländer *Golius* in allen seinen Schriften, weil das holländische *sch*, das wie *schg* oder *sg* gesprochen wird, ihm untauglich war, daher schrieb er z. B. *Xiras* statt *Schiras* u. s. w. So wäre also auch der Gebrauch des europäischen *x* in der Algebra arabischen Ursprungs, *salvo errore conjectandi*. Wir haben nur noch die zwey Wörter zu erklären, womit die Araber diese Wissenschaft benennen. Das Wort جبر *dschebr* heisst verbaliter: *aus Theilen ein Ganzes machen*, substantive, *Ergänzung*, *Herstellung*, *Reduction*, z. B. ein gebrochenes oder verrenktes Bein wieder herstellen. So führt die Schrift des Hippokrates von Beinbrüchen, περι ἀγμων, in der arabischen Uebersetzung den Titel: كتاب الكسر والجبر *Ketab alkesr w'aldschebr*, d. i. das Buch von Brüchen und ihrer Herstellung. Hadschi Chalfa und Herbelot (Art. *Ketab alkesr*) hielten irriger Weise, wie schon *Reiske* bemerkte, dieses Buch für ein *arithmetisches* Werk. Die Spanier haben noch heut zu Tage für den Theil der Chirurgie, der die Beinbrüche zum Gegenstand hat, die Namen *Algebra*, für die Sache, und *Algebrista*, für die Person. (*Kästner* a. a. O. S. 57. führt eine hieher passende Stelle aus dem *Don Quixote* an.) Ferner bedient sich *Alfergan* dieses Worts, wo er von Einschaltung des Ueberschusses des Mondenjahres spricht, welches $254\frac{11}{30}$ Tage hat: *Das Jahr, in welchem dieser Bruch* $\frac{11}{30}$ *sich dschebrirt* السنة التي ينجبر فيها هذا الكسر d. i. wo das Mehrfache dieses Bruchs ein Ganzes macht, nämlich alle drey Jahre (doch so, dass die Einschaltung in 30 Jahren eilfmal geschieht) *bekommt 355 Tage*. (S. 2. des arab. Textes, vergl. Note des *Golius* S. 11.) Das Wort مقابلة *Mokabela* heisst *Entgegenstellung*, *Vergleichung durch Gegensatz*, oder *gegenseitige Gleichheit*. Die letztere Bedeutung lässt sich am besten aus der Anwendung dieses Worts in dem kleinen mathematischen Lexicon des Persers *Schah Choldschi* (*Astronomica quaedam ex traditione Schah Cholgii Persae, studio et opera Johannis Gravii*. Londini 1652.) beweisen, wo es S. 15. von den *einander entgegenstehenden gleichen Seiten und Winkeln* eines Rhomboids gebraucht wird. Der arabische Name der *Algebra* heisst demnach: *Die Wissenschaft*, *einzelne zerstreute Theile*, *durch vergleichende Gegeneinandersetzung*, *zu einem Ganzen herzustellen*, das ist, *Reduction durch Gleichung*. Von *Mokabela* leitet der Herausg. S. 310. in der Note, durch einen sonderbaren Missgriff, die *Kabala* her. — Die *Chataische Rechnung*. Nicht die *Regel de Tri*, wie Hadschi Chalfa meynt, sondern die *Regula Falsi* wird hierunter verstanden, s. *Montucla* a. a. O. S. 381. Was der Herausg. aus dem *Anssari* und *Ameli* anführt, bestätiget es ebenfalls. — *Erbschafts-Zirkelrechnung*. *Legitima-Gedanken-Finger*-Rechnung (kurz und unbedeutend). — *Zahlentalismanen-Kunde*, handelt von magischen Quadraten, wozu aber die Beyspiele schlecht gewählt sind; kein einziges ist richtig. Astrologische Regeln zu ihrer Verfertigung. Ueber diese orientalische Erfindung s. *Montucla* S. 346. und *Shaw's* Reisen S. 177. — *Zahlentugendkunde*, besonders von der Zahl *Sieben*. Der Herausg. macht in einer grossen Note eine Menge *Siebensachen* namhaft. — *Arithmetische Militärtaktik*, einige Zeilen.

B. Die *Messkunst*. Namen der griechischen Geometer, deren Werke die Araber benutzten. Euclides hatte seine Elemente auf Verlangen eines griechischen Königs (eines Ptolemäus) entworfen. Namen seiner arabischen Uebersetzer. Rec. erinnert bey dieser Gelegenheit, dass *Nasireddin* nicht unter diese Uebersetzer zu zählen ist, wie selbst grosse Gelehrte behaupten, z. B. *Kästner* a. a. O. S. 373., *Eichhorn* Literaturgeschichte B. 1. S. 223. In der Vorrede zu seinem Commentar über den Euclid nennt Nasireddin bloss die zwey berühmtesten Uebersetzer dieses Geometers, *Thebit* und *Hedschadsch*, dann spricht er von dem Heere der Bearbeiter des *übersetzten* Euclids, welche seine Sätze bald erweiterten, bald zusammenzogen, aus einem mehrere machten, mehrere in einen zusammenschmelzten, sie in andrer Ordnung vortrugen u. s. w. (*tout comme chez nous*). Unter diese *Bearbeiter* zählt er sich selbst, indem er von seinem Werke mit folgenden Worten zu sprechen anfängt: فلما تداولته الايدي *Als endlich meine Hände es* (das Buch des Euclids) *behandelten*, traf ich folgende Einrichtung u. s. w. Was nun weiter folgt, bezieht sich bloss auf die Einrichtung seines Commentars. Die ganze Anlage, vom Anfange an, beweist überdiess augenscheinlich, dass seine Arbeit keine Uebersetzung ist. Sie ist übrigens eins der vortrefflichsten Werke

des

des Orients. — S. 329. 330. Kurze geometrische Terminologie von 23 Wörtern, arabisch und deutsch, worunter jedoch zwey anders zu übersetzen sind, معكوس *maakus*, *sinus versus* (nicht *Segment*, welches قطعة heisst), und قطر *ktr*, welches nicht bloss einen *Durchmesser* oder *Diameter*, sondern auch eine *Diagonallinie* bedeutet, für welche die Araber kein eignes Wort haben. — Die *Baukunst*. — Die *Optik*. Erklärung der Structur des Auges. Wirkung der äussern Gegenstände auf dasselbe. Zwey Secten der Optiker. Natur der Strahlen. Licht und Farbe der Gegenstände. In diesem Artikel kommen *nur zwey* arabische Wörter vor, welche der Herausg. beide falsch erklärt. مخروط *Machrut* heisst nicht *Linse*, sondern *Conus*, *Kegel*. Es wird hier nämlich der ins Auge einfallende sogenannte *Strahlenkegel* verstanden. سهم wird durch *Linsenpfeil* übersetzt, *horrendum dictu!* Das arabische Wort heisst zwar im gemeinen Leben ein *Pfeil*, aber in der Mathematik wird es für die *Axe* eines Conus und einer Pyramide gebraucht. Bey dieser Gelegenheit muss bemerkt werden, dass die Araber für Conus und Pyramide (im mathematischen Sinne) nur *ein* Wort haben, welches sie daher umschreiben müssen, z. B. der *Conus* heisst das *zirbelnuß-* oder *tannzapfenförmige* (مخروط صنوبري) *Machrut*, und die *Pyramide* das *Machrut* mit einer drey, vier u. m. seitigen Grundfläche. *Machrut* ist also überhaupt eine Spitzsäule, die verschiedene Formen haben kann, s. *Schach Choldschi* a. a. O. p. 17. 19. In diesem persischen Werkchen findet man überhaupt viele Dinge, die man im *Golius* vergebens sucht. *Golius*, welcher doch selbst Professor der Mathematik war (*Bayle Dict. Hist.*), hat nicht einmal den arabischen Namen der Mathematik علم الرياضية in seinem Lexicon, aber doch das Zeitwort, von dem er ein Derivativum ist, راض I. *exercuit*, *docuit puerum*. VIII. *exercitus*, *disciplina subactus*, *edoctusque fuit*. Man sieht hieraus, dass die alten Araber das griechische *Mathematik* in ihrer Sprache genau übersetzt haben. Den Nebenbegriff von *schwer* und *mühselig* haben erst die neuern Orientaler an die Sache geheftet (gerade wie die Europäer), z. B. der Türke *Saëdeddin*, den *Meninski* als Gewährsmann anführt. Daher behauptet *Chardin*, das Wort Mathematik heisse im Arabischen die *schwere Wissenschaft*, und *Montucla* a. a. O. S. 394. bestätigt diese Behauptung durch eine mitleidige Reflexion über die heutigen Orientaler, die allerdings in der Mathematik keine Helden sind. — Die *Brennspiegelkunde*, in sechs Zeilen, aus dem *Ansari*, welcher von einem griechischen Werke des *Diokles* spricht, der die Brennspiegel zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht haben soll. Dieser kurze Wink kann zur Erläuterung folgender Stelle im *Montucla* S. 340. dienen: Diokles sey wahrscheinlich ein Ingenieur gewesen, weil *Eutocius* eine Schrift *de Pyriis*, d. i. von *Feuermaschinen*, von ihm anführe. Nach *Ansari's* Autorität hätten seine Feuermaschinen in Brennspiegeln bestanden. Rec. nimmt zugleich von diesem Artikel Veranlassung, im Vorbeygehen den wunderbaren Spiegel auf dem Pharus zu Alexandrien in Aegypten zu berühren, von welchem die Morgenländer so schnurrige Mährchen zu erzählen wissen. Einige, z. B. *Abulfeda* (*Descript. Aegypti*, *edit. Michaelis* S. 7. arab. S. 6. übers. S. 38. Noten), und der Jude *Benjamin* (*Itinerarium D. Benjaminis cum vers. et not. Constantini l'Empereur*. Lugd. Bat. 1633. S. 121 — 123.) legen ihm die Eigenschaft bey, dass man darin gesehn habe, wenn ein Schiff von Constantinopel auslief; andre machen ihn zu einem furchtbaren Brennspiegel, der die vorüber segelnden Schiffe zerstören konnte, wobey vermuthlich eine Verwechslung der Geschichte oder Fabel von dem Brennspiegel des *Archimedes*, womit er die römische Flotte im Hafen zu Syracus verbrannte (*Montucla* S. 232 — 236.) im Spiele ist. Der neue Herausg. eines Stücks des *Ibn Al-Vardi* (*Aegyptus auctore Ibn Al-Vardi*, ex edit. *Fraehn*. Halae 1804.) schreibt, aus eigner Bewegung, dem Alexandrinischen Spiegel noch eine dritte Eigenschaft, nämlich eine gewaltige Anziehungskraft, zu, indem er die richtige Lesart des *Codicis Escorialensis* تحرق (*combussit*), wo man nur die klaffenden Punkte des *Kaf* im Worte تحرق näher zusammen zu rücken braucht, in die gezwungene تخرف (*attraxit*) verwandelt (S. 41. 103.), welches um so weniger zu entschuldigen ist, da die historischen Auszüge aus dem *Leo Africanus* und *Vattier*, die er S. 104. 105. anführt, nur von *Verbrennen* sprechen. Die Stelle muss übersetzt werden: *er steckte die Schiffe in Brand*, *wenn sie durch seinen Brennpunkt liefen*, denn قوة شعاعها *vis radiorum ejus* ist ja der Focus, oder Brennpunkt, wo die von einem sphärischen oder parabolischen Hohlspiegel reflectirten Sonnenstrahlen sich in einen Punkt vereinigen. — Die *Mechanik*. — Die *Erdmesskunst* oder Geometrie, mit einer kleinen Terminologie (S. 334.) arabisch und deutsch, die jedoch grösstentheils berichtigt werden muss, welches in Klammern geschehen soll. Die gerade Linie, heisst es, hat zehen Kunstnamen: ضلع *Ribbe* (statt Seite eines Dreyecks, Quadrats u. s. w.), ساق *Schenkel* (st. gleiche Schenkel, die einen Winkel einschliessen), عمود *Säule* (st. perpendiculare Linie), جانب *Seite* (in Beziehung auf rechts, links u. s. w.), قايدة *Schnur* (st. قاعدة), قطر *Durchmesser* (und Diagonale), سهم *Pfeil* (st. Axe, oder perpendiculare Höhenlinie eines Conus, einer Pyramide). Wozu könnte wohl diese Liste von Ribben, Säulen, Pfeilen u. s. w. dienen, wenn der Leser nicht zugleich über die Anwendung dieser Ausdrücke in den arabischen Schriften belehrt wrüde? Was S. 335. von den *Längenmaaßen* in der Feldmesskunst gesagt wird, ist ein Galimathias, von welchem Rec. nicht urtheilen kann, ob er dem Original oder der Uebersetzung zuzuschreiben sey, weil kein arabisches Wort

dabey

dabey vorkommt: 1) die *gerade* Elle (giebt es denn *ungerade* oder *krumme* Ellen?) hat 32 Finger (Zoll). Vielleicht steht im Original des *Ameli* das Wort قامة *Kama*, welches auch im Hebräischen, Rabbinischen und Syrischen gebraucht wird, und *Statur* oder Länge eines Mannes, d. i. Klafter, ὀργυια, aber nicht قامة *gerade Linie*, bedeutet. Wenn dieses Wort als allgemeiner Name des Längenmaasses gebraucht würde, so müsste es jedesmal durch einen Zusatz näher bestimmt werden, z. B. *Kama* von 72, 60 oder 32 Zoll. 2) Die *Haschemische* Elle ist ein Drittel der vorhergehenden. (Die Zahl 3 kommt wirklich dabey vor, aber nicht als $\frac{1}{3}$, sondern als $1\frac{1}{3}$, wie wir sogleich sehen werden.) 3) Die *Eisen*-Elle hat 28 Zoll. (Im Original steht vielleicht حديث *neue* Elle, und der Uebersetzer las حديد *Eisen*-Elle). Rec. verweist die Leser auf die classischen Stellen von Längenmaassen in *Golii Notis ad Alferganum* S. 73—75., und *Tychsen de legalibus Arabum pond. et mens.* S. 45. 59., nach welchen 1) die *gemeine* oder neue Elle 24 Zoll, 2) die *Haschemische* oder alte Elle $1\frac{1}{3}$ Länge der gemeinen, folglich 32 Zoll, und 3) die neuere (nämlich, neuer als die Haschemische, nicht in Beziehung auf spätere Zeiten), oder die sogenannte *schwarze* (weil sie von einem schwarzen Verschnittenen herbeygeschafft worden) 27 Zoll, jeden Zoll zu 6 Gerstenkörnern, nach der Breite, enthielt. Nach der letztern wurden auch zu Bagdad die kostbaren Ellenwaaren gemessen. — Die *Hydraulik*. — Die *Kriegsmaschinenkunde*. — Die *Schleuderkunst*. — Die *Chronometrik*. (تعديل heisst *Zeitgleichung*, und gehört zur Astronomie. Doch die Leser sind schon an das Unsystematische der vor uns liegenden Nomenclatur gewöhnt). — Die *Uhrenkunde*. Die Orientaler haben nur Wasser- und Sand-Uhren. (Zwar hatten sie auch Uhren mit Rädern, aber nicht mit Schlagwerk, das ihnen noch jetzt verhasst ist, sondern mit andern Künsteleyen, die man noch in europäischen Kunstkammern findet.) — Die *Nautik*. — Die *Apodemik*. — Die *Maass- und Gewichtkunde*. — Die *Kunde der pneumatischen Maschinen*, z. B. des Heronsbrunnen. Die Araber nennen sie *geistige Maschinen*, الات روحانية. Sie hielten sich bloss an die *eine* Bedeutung des Worts πνευμα, ohne sich daran zu kehren, dass es auch *Luft* bedeutet.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Schöne: *Ein schön kurzweilig Fastnachtspiel von der alten und neuen Kunst.* 1804. 47 S. 8. (6 gr.) — Eine ziemlich langweilige Farce! Die Erfindung ist gemein, der Witz von der wohlfeilsten Sorte, und, wenn auch einiges trifft, weil alles roh unter einander geworfen ist, mehr zur Verwirrung als Beylegung des Streits zwischen der alten und neuen Kunst geschickt. Hanswurst spricht den Prologus. Die neue Kunst sitzt im Schwitzkasten (!). Die alte singt ihr zu:

> „*Schwitz, Brüderchen, schwitz, du daurest mich wohl,*
> *Dein kindlich Gemüthe ist schon so hohl.*
> *Du giebast zwar von dir die edelsten Säfte;*
> *Doch alle im Universo verbleiben,*
> *Mit dem du so gerne mögst Unzucht treiben:*
> *Auch bleibt das Treiben der inneren Kräfte,*
> *Das Wunderbare dir immerdar,*
> *Und sonst hats mit dir keine Gefahr.*
> *Lucindchen hat's so bös nicht gemeynt.*
> *Das arme Ding hat Seen geweint,*
> *Als gestern sie deinen Unfall erfuhr,*
> *Und die so leerende Kraft des Mercur.* —

Beide sprechen sich gegen einander aus, und sagen sich, wie es sich erwarten lässt, allerley Artigkeiten ins Gesicht, wie z. B. die neue Kunst S. 8.:

> *und traurig versteckt sich der Meister Apollo,*
> *wenn er dich hört, du erzroher Knolle.*

Die Vorwürfe der alten Kunst sind die gewöhnlichen

von *Paradoxienjägerey,*
Zinzendorfscher Quäkerey,
Studentenrenommisterey
als — *Vereinigung der Clerisey.*

Verse aus dem Schlegelschen Almanach, Stellen aus der Lucinde und andern Werken der neuen Schule werden parodirt, auf das Assonanzenspiel, Reimgeklingel, Sonnette, Terzinen, die Wunderlust u. dgl. wird zum Theil auch in holprigten Sonnetten persiflirt. Die alte und neue Kunst gerathen sich endlich in die Haare, Hanswurst legt dieser sein Wams statt eines Zwangswestchens an, und setzt ihr seine Schellenkappe auf. Sie schläft ein, stirbt — das Leichenbegängniss der neuen Kunst wird gefeyert — ein langer Zug von phantastischen Gestalten, vom Teufel angeführt, erscheint auf dem Theater; sie bringen einen Sarg in Gestalt einer Windmühle; der Leichenzug hebt folgenden platten Grabgesang an:

> „*Die neue Kunst gestorben ist,*
> *Es weine jeder fromme Christ;*
> *Denn ach! den Glaube nur allein,*
> *Der konnte ihr Gemüth erfreun.*
>
> *Es weine jeder faule Räkel,*
> *Sie steckt den Fleiss in ihren Säckel*
> *Mit Haut und Haar, und schuf gewiss*
> *Ein wahres Bonzen-Paradies.*
>
> *Es weine jeder Grobian,*
> *Ihm starb der trefflichste Cumpan.*
> *Denn nur dem Pinsel, wie sie lehrt,*
> *Ist die Bescheidenheit bescheert.*
>
> *Es weine jeder Charlatan,*
> *Enthüllet ist das Hauptarkan.*
> *Denn sie war wirklich gross und neu*
> *In jeder Art Marktschreyerey* u. s. w.

Als der Sarg eingesenkt und der Leichenzug verschwunden ist, entsteht an der Stelle der Grabstätte ein Sumpf, über den ein bläuliches Irrlicht hüpft. Eine Schaar Jünger der neuen Kunst nahet sich tappend mit langsamen Schritten, um Reliquien zu fischen. Sie fallen bis an die Ohren in den Sumpf, können nicht mehr heraus, und schreyen jämmerlich durch einander. Hanswurst kommt mit einer Leuchte dazu und lacht aus Leibeskräften! Mag mitlachen, wer will. Rec., der das Gute der neuen Schule schätzt, ohne darum ihre sonderbaren Verirrungen mit zu bewundern (hier ist alles durch einander verspottet), konnte es bey dieser rohen Farce, die mehr ein Erzeugniss eines erbitterten Parteygeistes, als freyer Laune und reinen Kunstinteresses ist, nimmermehr.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. October 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Encyklopädische Uebersicht der Schriften des Orients* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 297. abgebrochenen Recension.*)

G. *Astronomie.* Nutzen und Theile derselben, mit Einschluss der mathematischen Geographie. Das Ptolemäische Weltgebäude. Die Sphären der Planeten, die *wie die Häute einer Zwiebel* (S. 343.) über einander liegen, nebst ihrer Umlaufszeit. Die Voreilung der Nachtgleichungspunkte ist jedoch (nach Albatani) zu 66 Jahren auf *einen* Grad angegeben. S. 344—348. Arabische und deutsche Namen der Planeten und ihrer Himmel oder Sphären (der Mond ist ausgelassen, wird aber im Numeriren mitgezählt, als wenn er da wäre; er sollte nämlich seine Stelle nach dem Merkur haben), der zwölf Sternbilder des Thierkreises, der grössten Kreise, der fünf Zonen, der vier Himmelsgegenden, und der acht Hauptpunkte des Compasses, oder der Winde, letztere auch mit persischen (eigentlich arabischen, nur bey den Persern üblichen, und von den Auf- und Untergangspunkten einiger Sterne erster Grösse hergenommenen) und türkischen Namen. Durch einen seltsamen Missverstand werden S. 345. einige Planeten-Sphären *die erstaunten Sphären* genannt. Das Wort متحيرة heisst zwar zuweilen *erstaunt*, *betäubt*, aber auch *hin und her irrend*. Die letzte Bedeutung, welche *hier* angenommen werden muss, kann ja dem flüchtigsten Blicke auf das Ptolemäische System nicht entgehen. Was ist z. B. wandelbarer und schwankender, als der Lauf der Venus, wenn die Erde als Mittelpunkt des Systems betrachtet wird? — S. 348. wird gesagt: *Nichts ist vollkommner, als die bey den Indiern, Persern und Chinesern gebräuchliche Eintheilung des Compasses, wo jeder Punkt nach dem Auf- und Untergang von Gestirnen benennt wird, und der als ein Muster einer astronomisch richtig bestimmten Windrose angesehen werden kann.* Nun folgen S. 350. 351. alle 32 Punkte des Compasses, theils unrichtig im Original angegeben, theils schlecht übersetzt. 1) Nordpol. 2) فرقدين *ferkadein*, die Kälber, Name der Sterne β und γ im kleinen Bären (ist gar nicht übersetzt). 3) نعش *na'sch*, die Baare, d. i. das Trapezium im grossen Bären — aber welcher von den vier Sternen? 4) ناقة *naka*, Kameel? 5) عيوق *ajuk*, die Ziege, *Capella*. 6) واقع *waki*, der fallende (Geyer), vulgo *Wega*. 7) سماك *semak*, *Arcturus* (nicht *Fische*, wie es übersetzt ist). 8) ثريا *tsorija*, oder *torija*, Plejaden. 9) الطاير *Attair*, der fliegende (Geyer) Atair. 10) جوزا *dschausa*, Orion (nicht *Zwillinge*, wie es übersetzt ist), etwa der Fuss des Orions? 11) تنين *tanin*, der Drache. Was soll der Drache in *Süden?* 12) اكليل *aklil*, (südliche) Krone. 13) عقراب *akrab*, der Scorpion, Antares. 14) حمارين *himarein*, die Aselli im Krebse. Was sollen diese hier? (unübersetzt). 15) سهيل *soheil*, Canopus. 16) سلسبار *selsebar*. Rec. kennt dieses Wort nicht (unübersetzt). Es ist wahrscheinlich ein Druckfehler statt سكسار *Secksar*, oder سكسر *Sekser*, Hundskopf, persischer Name des *Sirius*. 17) Südpol. Ausser den beiden Polen wird, zur Bezeichnung des Compasspunkte am Horizont, der Auf- und Untergangspunkt eines jeden Sterns in dieser Liste angenommen. Rec. wollte dieses Verzeichniss ganz ausheben, um zu zeigen, wie unwissend die neuern Morgenländer in der Mathematik und mathematischen Geographie seyn müssen, wenn sie ein so elendes Machwerk *loben* können. Ein Stern, der z. B. den Ost- und Westpunkt zu bezeichnen bestimmt ist, sollte sich doch wenigstens in der Fläche des Aequators befinden; allein der helle Stern im Adler, *Atair*, welcher in obiger Liste diese Bestimmung hat, steht gegenwärtig in 8° 21′ 54″ nördl. Abweichung. Vor 2080 Jahren, da seine Länge = 0° des Steinbocks war, hatte er die möglichst geringste nördliche Abweichung, und dennoch betrug sie immer noch 5° 50′ 51″. Um diesen Ueberschlag zu machen, nahm Rec. die jährliche Aequinoctial-Praecession = 50″, 2, und die jährliche Veränderung der Schiefe der Ecliptik = 0″, 52 an. Wenn aber auch die durch obige Sterne bezweckte Eintheilung des Horizonts richtig wäre (was sie *nicht* ist): so könnte sie doch nur unter dem Aequator, oder sehr nahe an demselben, gebraucht werden. In jeder andern Gegend, und zu verschiedenen Zeiten, müssten wieder andre Sterne zum Anhalten gewählt werden, z. B. für Nord-Ost, das durch die *Capella* angedeutet wird, ergeben sich folgende Epochen, vom J. 1801. rückwärts gerechnet:

		nördl. Abweichung der *Capella*			Polhöhe des Orts, für den die *Capella* Nord-Ost bezeichnen konnte.			
vor 1000 Jahren		43°	41′	44″	12°	19′	8″	Ohne Rücksicht auf die Wirkung der Refraction;
— 2000	—	40	9	9	24	13	39	
— 3000	—	35	31	46	34	43	54	
— 4000	—	30	13	4	44	37	19	

nichts

nichts davon zu gedenken, dafs bey zunehmender Polhöhe auch die Zahl der Sterne zunimmt, die *über* dem Horizonte bleiben, und weder auf- noch untergehen, folglich zu folchen Beftimmungen gar nicht gebraucht werden können. Unter folchen Polhöhen befinden fich ja die Perfer und Chinefer, denen gleichwohl obige Windrofe zugefchrieben wird. Doch die neuern Morgenländer nehmen die Sache nicht fo genau. So nennen z.B. die Türken (S. 347.) den Südpunkt قبلة *Kebla*, d. i. die Gegend, wohin alle Mohammedaner, bey Verrichtung ihres Gebets, das Geficht wenden müffen, nämlich die Gegend von *Mecca*, obgleich diefer Ort, für Conftantinopel berechnet, um mehr als 38 Grade von Süden gegen Often liegt. Dafs aber das Wort قبلة, welches eigentlich: *was gegenüber ift (vis à vis*, oder *à l'oppofite)* anzeigt, nur zufälligerweife bisweilen *Süden* bedeute, nämlich nur in den der Stadt Mecca gegen Norden liegenden Ländern, wo die von dem betenden Mohammedaner zu nehmende Richtung mit *Süden* coincidirt, fcheint der gelehrte *Silveftre de Sacy* (oder vielleicht nur fein Epitomator *Cauffin*) nicht bedacht zu haben, indem er bey Beftimmung der Lage des alten Obfervatoriums zu *Kahira* (*Notices et Extraits* Vol. VII. S. 34. Zeile 5.) den Ausdruck من قبلية in der Note S. 20. durch *au midi* (ftatt *à l'oppofite*) überfetzte: *Ce lieu (l'Obfervatoire) domine au couchant fur (la Mosquée de) Rafchida, et au midi fur Birket Alhabafch*, woraus ein offenbarer Widerfpruch mit der Angabe S. 33. auf der unterften Zeile des arabifchen Textes entfteht, wo ausdrücklich gefagt wird, die Anhöhe des Obfervatoriums fey zwifchen dem *Birket Alhabafch* und der Stadt *Foftat* gewefen. Diefe topographifche Erörterung läfst fich fehr leicht auf der *Niebuhr'fchen* Karte (f. deffen Reife B. 1. Tab. XII.) auseinanderfetzen. Die gedachte Anhöhe hatte drey Namen, fie hiefs anfangs *Dfchorf*, dann *Refed* d. i. Obfervatorium, und endlich *Kabfch* (*Notices* S. 34.). Nach *Niebuhr's* Erklärung S. 109. findet man noch jetzt Refte eines alten Caftells auf dem *Kabfch*, und diefer Ort wird auf der Karte mit F. bezeichnet. Angenommen alfo, dafs das Obfervatorium in der Gegend war, die auf der Karte durch F. n. 19. und n. 20. begränzt ift, wobey noch auf die Angabe in den *Notices* S. 34. Rückficht genommen werden mufs, dafs jene Anhöhe gegen Morgen mit dem Berge *Karafa* zufammenhing, und auf diefer Seite *eine* Horizontalfläche mit ihm machte: fo folgt aus dem ganzen Zufammenhang des arabifchen Textes, dafs der *Birket Alhabafch* ungefähr oberhalb des *Sepulchrum Schafei* auf *Niebuhr's* Karte gelegen habe. Diefe Lage ergiebt fich noch deutlicher aus einer andern Stelle des *Makrizi* im fechsten Bande der *Notices* S. 327., wo es heifst: *die Folgen der Verwüftung durch die Hungersnoth und Peft, zu Moftanfer's Zeiten, waren befonders fichtbar in den obern* (d. i. füdlichen) *Gegenden von Kahira, gegen Foftat hin; die Gärten und Felder aufserhalb Kahira lagen öde, auf der weftlichen Seite, vom Brückenthore an*, d. i. vom Canale her, *bis zum Obfervatorium; und auf der öftlichen, vom Birket Alhabafch bis zur Mofchee des Tülun*, oder Teilun. Hieraus erhellt ja offenbar, dafs der *Birket Alhabafch* gegen Morgen gelegen habe. Auch bey diefer Stelle finden fich fonderbare Undeutlichkeiten und Widerfprüche in *Langle's* franzöfifcher Ueberfetzung (*Notices* Vol. VI. S. 329.), wo diefer berühmte Orientalift das Wort *Mefr* des arabifchen Textes zweymal durch *Foftat* überfetzte; einmal auf der *erften* Zeile, wo von *Omar* (oder *Amru*) *Al Kendi's* topographifcher Befchreibung von *Aegypten* die Rede ift (f. *Herbelot* Art. *Kendi*), und wo alfo *Mefr* das *Land Aegypten* andeutet; das zweyte Mal auf der *fiebzehnten* Zeile, wo gleichwohl im arabifchen Texte (S. 327. Zeile 5.) die Worte مدينة مصر *Medinet Mefr*, die *Stadt Mefr*, d. i. *Kahira*, im Gegenfatz von *Foftat* فسطاط (S. 327. Zeile 3.), vorkommen, daher denn auch nur auf der 15ten Zeile der Ueberfetzung der Name *Foftat* an feinem rechten Orte fteht. Dafs die franzöfifche Ueberfetzung der angeführten Stelle, bey genauer Vergleichung des arabifchen Textes, eine andere Wendung bekommen müffe, verfteht fich von felbft. Was übrigens den *Birket Alhabafch* in den angeführten Stellen des fechsten und fiebenten Bands der *Notices* anlangt: fo ift Rec. geneigt, eine andere Lesart anzunehmen, wozu er folgende Gründe hat. In *Reiske's* Ueberfetzung von *Marai's Gefchichte der Regenten in Aegypten* (*Büfching's* Magazin B. V. S. 398.) heifst es: *Alkamel* habe die Schwibbogen über das Grab des *Schafei* gebaut, und das Waffer aus dem *Birket Algjaifch* dahin geleitet. Vielleicht ift diefer *Birket*, oder Teich, *Gjaifch* جيش beym *Marai* eben derfelbe, welcher in der Parifer Abfchrift des *Makrizi* der Teich *Habafch* حبش heifst, deffen Schreibart nur durch Weglaffung zweyer Punkte (welcher Fall in den Handfchriften faft auf jeder Seite vorkommt) von der andern verfchieden ift. Diefe Vermuthung wird dadurch noch wahrfcheinlicher, dafs die Anhöhe des Obfervatoriums in der Nähe einer andern war, die einen Theil der Gegend العسكر *alesker* ausmachte (*Notices* VII. S. 34. Zeile 8.). Beide Worte جيش und عسكر find aber fynonym, und bedeuten *die Armee*, oder *das Militär*. Jene Gegend war alfo ein *Militärplatz*, und *Birket Algjaifch* hiefse demnach: der Teich am Militärplatze, *l'étang de la place d'armes*. Noch heut zu Tage ift das Quartier der Janitfcharen nicht weit davon entfernt. *Niebuhr* S. 109. fub B. Diefe Erklärung ift wenigftens natürlicher, als *Langle's* Lesart und Ueberfetzung von Birket Alhabafch, *l'étang des Ethiopiens* (*Notices* VI. 329.). NB. Die auf Niebuhrs Karte angedeutete Wafferleitung darf nicht mit der oben angeführten verwechfelt werden, denn fie ift neuer, und vermuthlich von dem Sultan *Naffer Ben Kalaoun* angelegt worden, wovon in den *Notices* VII. 46. und *Marai* a. a. O. S. 416. Meldung gefchieht. Rec. wollte mit diefen Bemerkungen der Frage entgegen kommen: *wo* war denn *eigentlich* das Obfervatorium des berühmten arabifchen Aftronomen *Ebn Junis* (geft. A. C. 1008.), mit deffen Herausgabe uns die franzöfifchen Gelehrten

vor

vor Kurzem ein so angenehmes Geschenk machten? — Wir kehren nun wieder zu unserm Deutschen in Constantinopel zurück. S. 352. findet man eine ganz unerwartete Behauptung: *die Neuern haben den Zirkel in 210 Theile getheilt.* Ferner: *wenn man nach Norden geht, so befindet sich der Steinbock in der Erhöhung von $\frac{1}{210}$ des Zirkels.* Item: *ein Schiff legt mit gutem Winde in der Zeit von drey Stunden einen Zam zurück.* (Ein *Zam* soll der achte Theil von $\frac{1}{210}$ des Zirkels seyn.) Hier ist des Unsinns zu viel auf *einer* Seite! Es ist ungewiss, ob diese Sätze aus ihrem Zusammenhang gerissen sind, oder ob der Türke faselte, oder ob sein deutscher Herausgeber ihn nicht verstand. Der erste und dritte Zweifel sind wohl die natürlichsten. Rec. findet bloss in dem Worte *Schiff* einen Punkt zum Anhalten. Die Schifffahrt der Türken schränkt sich auf das mittelländische Meer ein; dieses Meer liegt im vierten Klima; das Mittel des vierten Klima ist 36° der Breite; der Cosinus von 36° verhält sich zum Radius, oder, in der geographischen Sprache, der Parallelkreis der Breite von 36° verhält sich zum Aequator ungefähr wie 210 zu 360. Auf diesem Ideengang kommt man also der Zahl 210 auf die Spur. Vermuthlich ist im Zusammenhang des Originals die Rede von dem Unterschied zwischen den Längengraden eines gegebenen Parallelkreises und den Graden des Aequators, und als Beyspiel angeführt, dass in der Breite von 36° der ganze Umfang des Parallelkreises nicht mehr, als das Maass von 210 Graden des Aequators betrage. Man sagte vielleicht, unter andern, die Neuern wären hiervon besser unterrichtet, als *Abulfeda*, welcher auf jeden Längengrad in jedem Klima (in jeder Breite) immer die nämliche Anzahl von Parasangen rechnete (*Abulfeda* in Büschings Magazin B. IV. S. 138.). Dass übrigens die Türken keine neue Eintheilung des Kreises eingeführt haben, wird ja S. 390. bestätigt, wo es heisst: *in der Eintheilung in 360 Grade kommen alle Völker der alten und neuen Zeit überein.* Im zweyten Satze steht im Original vermuthlich das Wort جدى *dschedi*, das Böckchen. Die Araber brauchen aber diess Wort in zweyerley Bedeutung, erstlich als den bey ihnen einheimischen Namen des *Polarsterns*, zweytens als Uebersetzung des zehnten Sternbilds im griechischen Thierkreise des Ptolemäus, d. i. des Sternbilds des *Steinbocks*. Von der letzten Bedeutung kann im obigen ganz verstümmelten und schlecht übersetzten Satze gar nicht die Rede seyn. Dieser Satz enthält übrigens nichts anders, als: *um wie viele terrestrische Grade, nach Parasangen gerechnet, man gegen Norden reist, um so viele Grade, in Theilen des Meridians, erhebt sich der Polarstern über den Horizont.* — S. 353—356. kommen Notizen von der Magnetnadel und der Boussole vor, von ihrem frühern Gebrauche bey den Chinesern (man vergleiche damit *Th. Hyde de Relig. vet. Pers.* edit. 1700. S. 495. 496.), und von der veränderlichen Abweichung der Magnetnadel, welche im Jahre H. 1140. (A. C. 1727.) zu Constantinopel $11\frac{1}{2}$ Grade nach Westen betrug. (Dieser Artikel ist also nicht von *Hadschi Chalfa*, sondern von *Ibrahim Efendi*.) — Hipparchus und Ptolemäus zählten 1022 Sterne in 48 Sternbildern. Bey dieser Zahl blieben auch die Araber stehen, so lange sie Astronomie trieben, welches *alle* ihre bis jezt bekannten astronomischen Schriften bezeugen. Wie hätten sie auch, vor Erfindung der Ferngläser, welche nicht in jene Epoche fiel, mehrere Sterne entdecken, oder wenigstens systematisch ordnen können? Gleichwohl eignet ihnen unser Uebersetzer S. 357. die Kenntniss von *ein und zwanzig tausend Sternen* zu. Der Fehler liegt wahrscheinlich wieder in der Uebersetzung. Die Araber sprechen nämlich die Zahl 1022. *mit Worten* in andrer Ordnung aus, als wir, indem sie sagen: zwey und zwanzig und tausend. Aus Versehen hatte vielleicht *Ameli*, aus dem diese Angabe genommen ist, nur 1021, d. i. *einen* Stern weniger, als die Ptolemäische Zahl, in Worten ausgedrückt, *ein und zwanzig und tausend.* Hier übersah der Uebersetzer das letzte *und*, wodurch er eine Summe herausbrachte, die selbst unsre europäischen Astronomen, vor etwa 50 Jahren, mit allen ihren Ferngläsern noch nicht gefunden hatten. Rec. weiss zwar, dass auch grössre Zahlen von Sternen bey den Arabern cursiren (so führt *Langlès* in den *Notices et Extraits* Vol. VI. S. 322. die Zahl 29000 aus dem *Makrizi* an), allein diese gründen sich nicht auf Beobachtungen, welche *subjectivisch* unmöglich waren, sondern auf Ueberlieferungen einiger *kabalistischen Rechnungsgrillen* der Juden (*Seldenus de Diis Syris* S. 245. und *Schikardi Astroscopium* S. 11.). Da Abrahams Nachkommen sich vermehren sollten, *wie die Sterne am Himmel*, so rechneten die Juden darauf los, *à perte de vüe*; einige, wie *Selden* versichert, bis auf 160 Myriaden, andre sogar, nach *Schikard* (einem guten Kenner der Kabala, wie es sein Buch: *Bechinath Happerusch*, beweist), bis auf 29000 Myriaden, oder 290 Millionen. Einen solchen Rechner beschämte einst ein Rabbi mit der Frage: *sage mir, wie viel hast du Stockzähne?* Der arme Mann steckte erst den Finger in den Mund, und zählte. (*Buxtorfii Lex. Chald. Talm. et Rabb.* S. 1035.) — — S. 361. Zweige der Astronomie. Die *Ephemeristik*. Die besten astronomischen Tafeln unsrer Zeit, sagt der Türke, sind die des *Hulagu Chan* (d. i. die Tafeln des *Nasireddin*, auf Befehl des *Hulagu Chan* angefangen, aber erst nach seinem Tode A. C. 1269. zu Stand gebracht. S. *Herbelot*, *Zig Ilekhani*). In Aegypten heissen die Ephemeriden المطلع *almatlah*, d. i. Tagesblätter. Von diesem Worte leitet der Herausg., in einer Note, den Namen *Almanach* her. Er kennt vermuthlich die weit natürlichere Ableitung des *Golius* (*Notae in Alfergamum* S. 22.) noch nicht, المناخ *almanha*, oder *almanacha*, d. i. *Geschenk*, das die persischen Astronomen am Neujahrstage ihrem Könige durch Ueberreichung eines neuen Kalenders machten. — *Astronomische Zahlenkunde*. — *Ephemeridographik*. — *Beobachtungskunde*. Das Kunstwort für astronomische Beobachtungen ist رصد *resed*. Rec. kann nicht umhin, hierbey zugleich das *gemeine* Wort für Sternbetrachtungen, رعى *raa*, *er hat geweidet*, anzuführen. Dieses

ses Wort ist sehr ausdrucksvoll für die alte *empirische* Astronomie der Araber. Bey Tage *weideten* sie *ihre Herden*, und des Nachts die *Sterne*. — S. 362. 363. wird gesagt: die ersten Beobachtungen wären im Jahre H. 214. in der Stadt *Schamassije*, die zum Gebiete von Damaskus, der Hauptstadt Syriens, gehörte, angestellt worden. Diese geographische Angabe ist unrichtig. Der Chalife *Almamun*, der jene Beobachtungen anstellen liess, und ihnen zuweilen selbst beywohnte, residirte zu *Bagdad*, und *Schamassije* war eine Gegend oder Strasse *in der Stadt Bagdad*. Diess sagt *Ebn Junis* ausdrücklich الشماسية ببغداد (*Notices* Vol. VII. S. 165. vorletzte Zeile).

(*Die Fortsetzung folgt.*)

GRIECHISCHE LITERATUR.

Altona, b. Hammerich: *Arrians Unterredungen Epiktets mit seinen Schülern.* Uebersetzt und mit historisch-philosophischen Anmerkungen und einer kurzen Darstellung der Epiktetischen Philosophie begleitet von *J. M. Schultz. Zweyter* Theil. 1803. XLIV u. 226 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die Uebersetzung der im zweyten Theile befindlichen letztern Hälfte von Epiktets philosophischen Lehrvorträgen ist mit gleichem Fleisse gearbeitet, als die Uebersetzung der ersten zwey Bücher, welche in der A. L. Z. 1802. Bd. 3. S. 501 ff. angezeigt worden. Die Leser der Urschrift werden an derselben und an den untergesetzten kritischen und erläuternden Anmerkungen, welche auch manches Eigenthümliche und von *Schweighäuser* und den andern Commentatoren abweichende enthalten, einen brauchbaren Wegweiser finden, und den Uebersetzer nicht unbillig beurtheilen, wenn es ihm nicht allezeit gelungen ist, das Verdorbene herzustellen und das Dunkle aufzuklären. Auch der blosse Liebhaber, dem die Urschrift ein verschlossenes Buch ist, wird den weisen Epiktet gern hier reden hören. Den Geist seiner Lehre, wie er sich in dem Werke darstellt, concentrirt der Uebersetzer in einer vorausgeschickten, auch die Lebensumstände Epiktets berührenden, Abhandlung, die sich durch gute Zusammenstellung und Ordnung unter allgemeinere Gesichtspunkte auszeichnet. Sie handelt von der Epiktetischen Philosophie überhaupt, über Epiktets Logik und damit verwandte Gegenstände, über die Physik (und Theologie), über seine moralischen Grundsätze, über die sittliche Freyheit und angewandte Sittenlehre. Wir bemerken nur, dass der Vf. auf die Verschiedenheit des höchsten Grundsatzes der Moral in der ältern Stoischen Schule (*übereinstimmend leben*) und in der jüngern (*mit der Natur übereinstimmend leben*) aufmerksam macht, und der Meynung ist, dass aus dieser Untersuchung, die er von *Tennemann* im vierten Bande seiner Geschichte der Philosophie erwartet, das Resultat hervorgehen werde, dass mit der Moralphilosophie der Stoiker eine wichtigere Veränderung in Ansehung ihrer Begründung vor sich gegangen, als man bey dem ersten Anblick wähnt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Hannover*, in d. Helwing. Hofbuchh.: *Die Gesetze der nach ihrer Grösse geordneten Brüche*, mittelst der combinatorischen Analysis. Aufgesucht von *E. F. Rettberg*. 1801. 52 S. 4. (7 gr.) — Hr. Bergfactor *R.* zu Springe hatte einen Theil der gegenwärtigen Arbeit vorlängst schon an die Göttinger Societät der Wissenschaften gesandt, wo sie auch sehr gut aufgenommen ward. Da der Hr. Prof. *Hindenburg* im ersten, zweyten und dritten Hefte seines Archivs die continuirlichen Brüche bereits sehr vollständig bearbeitet hat: so besorgte der Vf., es möchten es Manche für überflüssig halten, auch seiner Arbeit noch einige Aufmerksamkeit zu schenken. Indessen ist derselbe noch etwas weiter gegangen, da die Lehrsätze über die Systemsbrüche hier unmittelbar mit der Lehre von den unendlichen Reihen verbunden worden sind. Hr. *R.* wollte in einer Tafel alle in ihrer kleinsten Form dargestellten reinen Brüche, die sich nur mit den Zahlen 1, 2... 99, 100 schreiben liessen, nach ihrer Grösse auf einander folgen lassen. Was sich ihm hierbey darbot, war natürlich mit den continuirlichen Brüchen verwandt, und nur dem Reichthume der combinatorischen Hülfsmittel verdankte er es, dass er auf seinem Wege noch mehr fand, als andere bey Untersuchungen über die continuirlichen oder Systemsbrüche gefunden hatten. Er fing mit einer leichten (hier mitgetheilten) Tafel an, worin sich bloss die mit 1 bis 10 zu schreibenden reinen, kleinsten Brüche befinden. Man bemerkt in dieser, so wie in allen ähnlichen Tafeln das Gesetz, dass jedes Bruchs Zähler die Summe des nächstvorhergehenden und nächstfolgenden kleinern Zählers, und eben so jedes Bruchs Nenner die Summe des nächstvorhergehenden und nächstfolgenden kleinern Nenners ist, so dass hiebey Glieder und Summen der Zähler und Nenner zu ein und eben denselben Brüchen gehören. Mit diesem erwähnten Gesetze ist auch folgendes in Verbindung: dass nämlich die Differenz jedes Paars, *in der Tafel*, benachbarter Brüche $\frac{a}{b} - \frac{c}{d}$ allemal $= \frac{1}{bd}$ ist. Aus dem obigen Gesetz schliesst nun der Vf. mit vielem Scharfsinn immer weiter und weiter, und kommt dadurch zu immer mehrern Involutionen und Complexionen, wovon sich übrigens hier nichts Verständliches mittheilen lässt. Es kann aber auf des Vfs. Wege nicht allein das (selbst von *Eulern*) unaufgelöst gebliebene Problem: die continuirlichen Brüche ausser der Ordnung zu finden, aufgelöst, sondern es können auch andere nahe Brüche, die das gewöhnliche Verfahren bey Aufsuchung der Werthe der continuirlichen Brüche nicht giebt, mittelst einer leichten Rechnung aufgefunden werden. Freunde der combinatorischen Analysis werden diese wenigen Bogen mit eben so vieler Unterhaltung als Belehrung lesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. October 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 298. abgebrochenen Recension.*)

Die astronomische Instrumentenlehre S. 366—370. ist in jeder Rücksicht ganz unbrauchbar. Namen von Instrumenten, ohne Erklärung und Abbildung, von einem der Mathematik unkundigen Uebersetzer mitgetheilt, müssen blofs von der grammatikalischen Seite betrachtet werden. Rec. will nur die gröbsten Fehler berühren. Das arabische Wort عدل mit seinen verschiedenen Formen hat eben die Bedeutungen, als das ihm entsprechende lateinische *aequus*, *aequitas*, *aequatio*, *aequator*, *aequatorialis* etc. Diese Bedeutungen verwechselt der Uebersetzer auf eine so seltsame Art, dafs er sogar S. 370. von einem *Gerechtigkeits-Zirkel* spricht, wo von einer *Aequatorial*-Vorrichtung die Rede ist. Den allgemeinen Ausdruck ذات *Ding*, *Instrument* u. s. w. übersetzt er jederzeit durch *Ring*, z. B. S. 368. der *zwifache Ring*, da doch die Erklärung sagt, dafs dieses Instrument *aus drey Linealen* bestehe. Es wird darunter wahrscheinlich der aus drey Stäben bestehende Höhenmesser des Ptolemäus verstanden, worüber *Lalande's Astronomie* (Paris 1792.) §. 2278. mit Fig. 196. nachzusehen ist. Dieses Instrument beschreibt auch der Araber *Albatani* im 57sten Kapitel seiner Astronomie, welches in der lateinischen Uebersetzung (*Albategnius de motu stellarum*. Norib. 1537.) *De compositione Alhidadae, per quam fiunt observationes*, überschrieben ist. Da der arabische Kunstausdruck *Alhidade* oder *Alidade* im *Golius* nicht vorkommt, so haben mehrere Gelehrte sich bemüht, das Stammwort davon aufzufinden. *Hieronymus Welschius* (*Commentar. in Ruzname Nauruz*. Aug. Vindel 1676. p. 81.) hält es für *portugiesisch*. *Montucla* a. a. O. S. 371. sucht es in عدد, عدّ *adad*, *adda numeravit*. Der zu früh verstorbne Mathematiker und Orientalist *Lach* (Kenntnifs der Sternnamen. Leipzig 1796. S. 159.) in حدد oder حدّ *hadad*, *hadda*, *terminavit*, *limites constituit*. Allein der wahre arabische Name, welcher im VII. Band der *Notices et Extraits* S. 41. 42. in einem unübersetzten Stücke des *Makrizi* dreymal vorkommt, ist العضادة *alidhada*, *alidada*, und hat zum Stammworte عضد, welches *Golius* durch *brachium*, scil. *superior pars cubito humeroque conterminus*, erklärt. *Alidade* heifst demnach *ein Ding, das sich wie ein Arm im seinem Gelenke bewegt*. Man begreift nun aus dieser Etymologie, wie dieses Wort sowohl von einem *Diopterlineal*, als von dem vorhin erwähnten Ptolemäischen Instrumente gebraucht werden konnte. Dort ist das Gelenke der Zapfen im Mittelpunkte des Astrolabiums, hier das Scharnier des beweglichen Stabs. — Wenn man S. 369. auf *nachenförmige* und *rollenförmige* Astrolabien stöfst, so darf diefs nicht befremden, da sich auch solche lateinische Namen von astronomischen Instrumenten finden, z. B. *Scaphea*, *Torquetu*, bey *Hieron. Welsch* a. a. O. p. 81. — Das Wort المقنطرات *almucantaràth* wird S. 370. durch *Horizontal-Zirkel* übersetzt, da es doch bekanntlich *Höhenkreise*, die mit dem Horizont parallel laufen, bedeutet. Auch über diesen arabischen Ausdruck giebt es sonderbare Etymologieen, z. B. *Lalande* a. a. O. §. 185. Note b) leitet ihn vom griechischen Worte κεντρον her, und *Lach* a. a. O. S. 158. vom Zeitworte قنطر *Kantara*, *coacervavit* (scil. *opes*). Rec. hält es für natürlicher, die Ableitung von قنطرة *Kantara*, *Brücke* (*Golius* S. 1927.), anzunehmen. Die Almucantarath stehen ja *wie Brücken* auf und um den Horizont herum. Diese Etymologie hat schon *Chardin* (*Voyage en Perse, Chapitre: de l'astronomie et de l'astrologie des Persans*) angezeigt. — Dafs der Name des Gestirns *Cassiopeja* ذات الكرسي (*die Thronende*) S. 370. unter den Namen der Sphärenkreise vorkommt, zeugt von grofser Nachläfsigkeit im Original. — *Astronomische Zeitmaafskunde*. — Die *Skiatherik*, oder von Sonnenuhren. — *Sphärologie*. — *Sphärographik*. Der arabische Name drückt eigentlich die *stereographische Projection* aus. — Die *Sternbilderkunde* S. 373. 374. Dieser Paragraph enthält, mit Zuziehung der zwölf Zodiakalzeichen S. 344., die 48 Ptolemäischen Sternbilder mit ihren arabischen und deutschen Namen. Einige Druckfehler dieses Verzeichnisses, und andre Nachläfsigkeiten, z. B. dafs der Name des kleinen Pferds, *sectio equi*, durch *Pegasus* übersetzt, und dafür der Name des Pegasus فرس الأعظم ausgelassen ist u. s. w., können leicht aus *Lach's* oben angeführtem Werkchen verbessert werden. Letztere Schrift (welche auch *Eichhorn's Allgemeiner Bibliothek* für bibl. Lit. B. VII. einverleibt ist) enthält einen kritischen Auszug aus *Thomas Hyde's* weitläufigem Commentar über *Ulugh Beigh's* Sternverzeichnifs (*Th. Hyde Syntagma*

tagma dissert. Oxonii 1767. Vol. I.), allein sie hat den vielen Mängeln des Hyde'schen Werks bey weitem nicht abgeholfen: die Kritik findet hier noch ein weites Feld zu bearbeiten. Besonders verdienen die vielen Auszüge aus dem arabischen Lexicographen *Firuzabadi* näher beleuchtet zu werden. Man sehe z. B. unter dem Artikel *Draco*, bey *Hyde*, die Stelle, wo Firuzabadi behauptet:

وهو ينتقل تنقل الكواكب الجواري

und er (der Drache) *verändert seinen Platz eben so, wie die Planeten ihren Stand verändern.* Mehr bedarf es nicht, um sich von *Firuzabadi's* Unkunde der Astronomie zu überzeugen. Er wusste vielleicht von Hörensagen, dass die auf- und niedersteigenden Knoten einer Planeten- und besonders der Monds-Bahn, die bey den arabischen Astronomen *Drachenkopf* und *Drachenschwanz* hiessen, ihren Ort verändern, und diese Wandelbarkeit schrieb er nun aus Missverstand dem *Sternbilde des Drachen* zu. Aus Achtung für seinen lexicographischen Ruhm thaten *Golius* (Lexicon S. 397.) und *Lach* a. a. O. S. 22. sich Gewalt an, seiner Behauptung einigen Sinn unterzulegen; allein sie hätten mehr Ursache gehabt, seine Autorität in einer ihm unbekannten Sache erst in Anspruch zu nehmen. Die Namen *Drachenkopf* und *Drachenschwanz* (die auch noch bey uns gewöhnlich sind) haben ihren Ursprung in der sinnlichen Vorstellung, die sich die arabischen Astronomen von der Neigung der Planetenbahnen gegen die Ekliptik, *auf dem Globus* oder einer andern *Hülfskugel* (dergleichen wir selbst, zum Verständniss astronomischer Aufgaben aus der sphärischen Trigonometrie, zuweilen zu gebrauchen pflegen) machten. Die Fläche dieser Neigung ist ungefähr einem *Drachen* oder einer *Schlange* ähnlich, am auf- und niedersteigenden Knoten, wie eine Schlange an ihren Extremitäten, zugespitzt, und in der grössten Abweichung von der Ekliptik, wie der Bauch einer Schlange, breit. Diese Vorstellungsart erklärt der schon öfter gerühmte Perser *Schah Choldschi* a. a. O. S. 65. sehr deutlich. Man findet sie auch bey den ältern, noch arabisirenden europäischen Astronomen, z. B. bey dem *Joannes de Sacro Bosco* (*Chr. Clavii Comment. in sphaeram Joannis de Sacro Bosco.* Lugd. 1593. S. 526.). Der Ausdruck *Drachenbauch*, für die grösste Abweichung oder Breite der Planeten, ist heut zu Tage nicht mehr gewöhnlich (s. *Vitalis Lexicon mathem.* s. v. *Venter Draconis*). Ein andrer Umstand bey den arabischen Sternnamen verdient eine besondre Aufmerksamkeit, da er sowohl in philologischer als in wissenschaftlicher Hinsicht sehr folgenreich ist. Die Araber kannten und übersetzten zwar die *Astronomen* der Griechen, aber nicht ihre *Dichter*, deren *Mythologie* ihnen daher gänzlich unbekannt blieb. Unter diesem Gesichtspunkte müssen die oft sehr sonderbar übersetzten Namen betrachtet werden, z. B. *Algol* statt *Medusa*. Der Mythus von der Medusa war den Arabern unverständlich; sie substituirten daher einen ihnen geläufigern Namen, nämlich *Gol* غول, d. i. ein Unheil stiftendes, dem Menschen, zu seinem Verderben an Leib und Seele, nachstellendes Wesen, einen *Teufel* (*Golii Lex.* S. 1747. und noch ausführlicher *Meninsky* s. h. v. Vergleicht man noch eine verwandte Wortform غال, غيل bey *Golius* S. 1747., so begreift man zugleich, warum die Juden für den nämlichen Stern den Namen *Lilith* gebrauchen, über welches fabelhafte, den Säuglingen und Wöchnerinnen gefährliche Geschöpf *Buxtorfii Synagoga Judaica.* Bas. 1661. S. 81—83. nachzulesen ist). So wurde also aus dem *Medusenkopfe* ein راس الغول *rás Algol*, d. i. ein *Teufelskopf*. Ein so ominöser Name musste besonders in der *Astrologie*, die von den Arabern zu den Europäern überging, von grosser Wirkung seyn. Hieraus kann man sich z. B. die jammervolle Tirade erklären, welche der Theatinermönch *Hieronymus Vitalis* über das zu seiner Zeit unglückliche Loos des Königreichs Neapel niederschrieb. Er setzte alles Unheil, das diesem Lande begegnete, auf Rechnung des Sterns *Algol* (d. i. des leidigen *Teufels*), welcher, vermöge der Vorrückung der Aequinoctialpunkte, damals anfing, im Zenith dieses Landes zu culminiren (*Hieron. Vitalis Lexicon Mathematicum.* Paris 1668. S. 21. 532.). Die Gleichgültigkeit der Araber gegen die griechische Mythologie war auch Ursache, dass sie viele *Nomina propria* gar nicht aufnahmen, z. B. *Andromeda* heisst bey ihnen *die angekettete Frau*; *Cassiopeja*, die *Thronende* oder *Sitzende*; *Orion*, der *Held*; *Perseus mit dem Medusenhaupt*, der *Teufelskopfsträger*. Wenn sie auch griechische Namen übersetzten, so nahmen sie entweder eine irrige Etymologie an, z. B. für *Bootes* عوّا *awwa*, und صياح *siâh*, d. i. ein *Schreyer*, von βοᾶν; doch haben sie auch die rechte Bedeutung بقّار *bakkar*, ein *Ochsenhändler*, von βοῦς (nicht نقّار, wie *Hyde* und *Lach* lesen, und *pastinator* übersetzen); oder sie behielten das griechische Wort bey, bekümmerten sich aber nicht um die Erhaltung der rechten Aussprache, z. B. *Cepheus* schrieben sie ursprünglich قيفاوس *Kifaus* (oder in kufischen Buchstaben ohne Punkte): allein sie verwechselten öfter die Buchstaben, woraus denn فيقاوس *Fikaus* wurde, wie, nach *Chardin's* Versicherung, dieser astronomische Name von den heutigen Persern ausgesprochen wird; ferner قيقاوس *Kikaus* oder *Kaikaus*, oder gar فيقارس *Fikares*, welche letzte Benennung (*Lach* S. 25.) den alten Babyloniern zugeschrieben wird, da sie doch nur eine Variante des schlecht gelesenen Namens *Kifaus* ist. Dieses Beyspiel vom arabischen *Cepheus* beweist zugleich, wie fruchtlos die Bemühungen zur Erklärung der arabischen Namen in der Astronomie sind, wenn nicht die Erklärer, *und ihre Leser zugleich*, einige Kenntniss der arabischen Sprache besitzen, denn nur der Anblick der arabischen Schrift kann die nöthigen Aufschlüsse geben. — *Sphärenstrit,*

nie, sollte heifsen, Lehre von der Gröfse und Entfernung der Himmelskörper. — Von den *Mondsphasen*. — *Erdbeschreibung* S. 375 — 392., gröfstentheils aus *Ibrahim Efendi's* Zusätzen zum *Hadschi Chalfa*. Dieser Artikel ist der einzige im ganzen Buche, der literarische Notizen, woraus er allein besteht, mit *einiger* Ausführlichkeit enthält. *Abulfeda's* *Ländertafel* wird S. 379. sehr gelobt, dagegen *Ibn-Al Vardi*, oder *Ben Werdi* S. 381., wie billig, sehr heruntergesetzt. Ptolemäus heifst S. 376. *Al Kolosi*, statt *Al-Fhusi* الفلوسي der Pelusier. Von geographischen Maafsen und Messungen S. 387 — 392. wird nichts anders gesagt, als was schon aus dem Abulfeda bekannt ist, f. *Büschings Magazin* B. IV. S. 136. 137. Nach den Angaben S. 391. 392. könnte man die Reise um den Erdball zu Fufse in 480 Tagen zurücklegen. Die Worte: *vier tausend und achtzig*, sind also in jeder Rücksicht fehlerhaft. — Von S. 392. an bis 395. folgen noch *zehen* zur Astronomie gehörige Rubriken. Eine derselben, علم القرانات, ist ganz falsch durch *Constellationskunde* übersetzt, statt *Conjunction* oder *Zusammenkunft der Planeten*. In den *Notices et Extraits* Vol. VII. S. 195 — 231. findet man eine Menge Beobachtungen des *Ebn Junis* über Zusammenkünfte der Planeten, sowohl unter sich, als mit Fixsternen.

D. Die *Tonkunst*, *Instrumentenlehre*, *Tanzkunst* und *Geberdenkunst*, S. 395 — 399. Etwas von *Pythagoras*, von dem Musiksystem, das er sich von dem Hämmern in einer Schmiede abstrahirte, von der Melodie der Sphären u. s. w. (diefs alles ist beym *Macrobius in Somnio Scip.* L. II. cap. 1. weitläufiger zu lesen). Unterhaltender für uns Europäer wären Notizen, oder auch nur Anekdoten, von der Musik der Morgenländer gewesen, zumal da diese Nationen so wunderbare Dinge von der Macht der Musik erzählen, z. B. der Virtuose *Naik Gopaul* sang mit so vielem Feuer, dafs er sogar mitten in einem Flusse, in welchen er sich, aus ahnender Vorsicht, bis an den Hals gestellt hatte, *zu Asche verbrannte* (*Eichhorn's* Allgem. Bibl. B. IX. S. 505.) Vor *solchen* Hyperbeln müssen wir Europäer uns verkriechen. — Diese erste Abtheilung der philosophischen Wissenschaften, oder die Mathematik, begreift 54 sogenannte Wissenschaften in sich.

Zweyte Abtheilung der philosophischen Wissenschaften, die *Metaphysik*, S. 401 — 436., unter folgenden fünf Rubriken: *Psychologie*, von den *Engelseelen*, vom *künftigen Leben*, von den *Wundern des Prophetenthums*, und von den *Unterscheidungszeichen wahrer und falscher Propheten*. Die vier letzten nehmen nur zwey Seiten ein. Dagegen begreift die sogenannte *Psychologie*, unter andern, die Namen der 72 Mohammedanischen Secten, der 12 Imame, einiger Secten der Juden und Christen, ja sogar eine vollständige Aufzählung der *Bücher des alten Testaments*, in sich. Wer die ausführlichen Abhandlungen eines *Muradgea d'Ohsson*, deutsch, B. I. S. 62 u. f., und *Hottingeri Hist. Orient.* Edit. sec. S. 549 — 600. über die Schismatiker der Mohammedaner kennt, wird aus diesem zwar vollständigern, aber sehr magern Namenverzeichnisse wenig lernen. Warum der letzte *Imam*, welcher bekanntlich *Mahadi* hiefs, hier S. 417. unter dem blofsen Appellativo *Alkodsche* erscheine, kann Rec. nicht erklären, und verweift übrigens die Leser auf die ausführlichern Nachrichten von den zwölf *Imamen* im *Lubb-It-Tavarich* (*Büschings Mag.* B. XVII. S. 11 — 20.). Unter den Büchern des hebräischen Canons kommen folgende besondre Namen vor: Das *Buch in zwölf Kapiteln* (die kleinen Propheten); die *Geschichte Adams* (als Theil der Hagiogr.); *Salomons Gespräche zwischen dem Verstand und der Seele* (das Hohelied). Allein der arabische Name نشايد عبرانية heifst ja nichts mehr und nichts weniger als: *hebräische Lieder*; die *Geschichte des Ardschir*, oder Artaxerxes (Buch Esther); *Esra* heifst hier عزير *Asis*, allein die Araber nennen ihn ja gewöhnlich عزير *Osair* (*Hottinger* a. a. O. S. 92.)

(*Der Beschlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STRASBURG, FRANKFURT, LEIPZIG u. NÜRNBERG: *Rheinische Staats-Anzeigen.* — *Erstes* und *zweytes* Heft. 1802. 200 S. 8. (18 gr.)

Die Abtretung des linken Rheinufers an die französische Republik wird in der dem *ersten* Hefte Nr. 1. vorausgeschickten Erklärung der Herausgeber dieser neuen Zeitschrift als die vorzüglichste Veranlassung derselben angegeben, indem es keinem Deutschen gleichgültig seyn könne, sich von den mannichfaltigen dadurch bewirkten Veränderungen umständlicher zu unterrichten. Dafs die folgenden Auffätze nicht ganz mit diesem Zwecke übereinstimmen, wird die Anzeige ihres Inhalts erweisen. II. *Ueber den Secularisations- und Entschädigungs-Procefs.* Der Vf. dieses Auffatzes, der zu einer Zeit schrieb, da das Entschädigungsprincip zwar festgesetzt, aber noch nicht vollzogen war, suchte die Schwierigkeiten zu zeigen, die der wirklichen Ausführung desselben entgegenstehen würden; deren Ungrund aber zum Theil die spätere Erfahrung gezeigt hat. III. *Pfalzneuburgischer Landtags-Abschied vom J. 1802.* Diese Urkunde wird mit Recht als ein interessantes Beyspiel von Eintracht zwischen dem Landesherrn und der Landschaft aufgestellt, und enthält manche Beschlüsse, die man gewifs nur selten in der Geschichte der deutschen Landtage finden wird, z. B. eine Verwilligung wegen Gründung und Erhaltung einer öffentlichen Bibliothek zu Neuburg, als dem Sitze der Landes-Collegien. IV. *Herzoglich Sachsen-Coburg-Saalfeldisches Hausgesetz über die Nichtverbindlichkeit der Regierungs-Nachfolger, die Schulden und Veräusserungen der Regierungs-Vorfahren anzuerkennen. Vom 1sten April* 1802. Da dieses wichtige Hausgesetz schon aus andern politischen Zeitschriften hinlänglich bekannt ist: so brauchen wir uns dabey nicht zu verweilen. V. *Neues Licht in* *Hetru-*

Hetrurien. Unter dieser Rubrik findet man verschiedene Bemerkungen über die Verordnung des Königs von Hetrurien in Kirchensachen vom 15. April 1802., die sich nicht nur durch den Contrast mit dem französischen Concordate, sondern auch mit dem allgemeinen Kirchengeiste der neuern Zeit in dem katholischen Europa auszeichnet. VI. *Kloster- und Malteser-Contrast in Spanien und Bayern.* Die Vergleichung zwischen dem Betragen der spanischen und bayerschen Regierung in Ansehung des Malteser-Ordens ist deswegen nicht ganz schicklich, weil man noch zu wenig von den geheimen Ursachen unterrichtet ist, die letztre zur Beybehaltung jenes Ordens bewogen haben. VII. *Verbote und Aufhebung der Zahlen-Lotterie.* So oft auch die nachtheiligen Folgen dieses schädlichsten unter allen Glücksspielen gezeigt worden sind, so ist doch eine Wiederholung dieser Rüge so lange nicht für überflüssig zu halten, als es noch in mehrern Staaten öffentlich gebilligt wird. VIII. *Ceremoniel der französischen Consuln.* IX. *Hofetikette bey Madame Bonaparte.* Beide Aufsätze liefern blosse Zeitungs-Nachrichten. X. *Ehrendenkmale für den Erzherzog Karl und für Pitt.* Enthält Bemerkungen, die aus einem französischen Journale abgeschrieben sind, und deren Inhalt man hiernach allein errathen kann. XI. *Actenstücke zur Geschichte der Republikanisirung der deutschen Länder am linken Rheinufer.* (Fortgesetzt H. 2. N. XI.) Die hier mitgetheilten Actenstücke sind in mancher Hinsicht interessant und vorzüglich dem Zwecke dieser Zeitschrift angemessen; nur hätte bemerkt werden sollen, ob sie schon sonst gedruckt waren oder nicht.

Zweytes Heft. I. *Der Kameral-Kalender,* vom *Hofr. Klüber.* Der Kameral-Kalender, der schon seit länger als einem halben Jahrhundert jährlich erscheint, könnte, bey aller Kürze, die Stelle kammergerichtlicher Annalen vertreten, wenn er alle die Vorzüge hätte, deren er fähig, und die man von ihm zu fordern berechtigt ist. Hierzu werden in dieser Abhandlung verschiedene Vorschläge gethan, die von den Herausgebern des K. Kalenders beherzigt zu werden verdienten. II. *Herzogl. Sachsen-Coburg-Saalfeldische Verordnung vom 1. May 1802. wegen Organisation der Landes-Collegien, Beschwerden gegen Staatsbehörden und Staatsdiener, Bestechungen und Winkelschriftstellerey.* Im Ganzen ist der Herausg. mit dem durch dieses Patent beabsichtigten Contractions-System der Landes-Collegien und Staatsbehörden sehr zufrieden; doch wirft er die Frage auf: ob nicht die Justiz eine reine Absonderung, auch dem Namen nach, verdient hätte? Nach unsrer Meynung scheint durch die §. 2. des Patents angeordnete Justiz-Deputation der etwa zu befürchtenden nachtheiligen Vermischung der Justiz- und Regierungs-Sachen hinlänglich vorgebeugt zu seyn.

Die meisten übrigen Aufsätze des *zweyten* Hefts enthalten vermischte politische Reflexionen über verschiedene Ereignisse der neuern Zeit, die keinen Auszug leiden, daher wir nur noch N. X. auszeichnen, wo man unter der Rubrik *Reichsjustiz gegen deutsche Landesherren* einige merkwürdige reichsgerichtliche Erkenntnisse findet, die aber den deutschen Staatsrechts-Gelehrten grösstentheils schon aus andern Nachrichten hinlänglich bekannt sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort u. Jahrzahl: *Apologia Articuli IX.* 1803. *Districtum Kis Honth Comitatui Gömöriensi unientis.* 16 S. 8. — Diese Flugschrift verdient eine besondere Auszeichnung wegen der Freymüthigkeit, mit welcher sie die Mängel der bisherigen Verwaltung im Klein-Honther Bezirk aufdeckt, und wegen der menschenfreundlichen Energie, mit welcher sie sich wider die Bedrückungen des Landmanns erklärt. Der Hauptinhalt der Schrift ist folgender: der gemeine Mann wünscht die auf dem letzten Reichstage beschlossene Vereinigung des Honther Districts mit dem Gömörer Comitat, denn die jetzigen ersten zwey Machthaber im Honther District (welche freylich lieber den District zu einem eigenen Comitat erhoben gesehen hätten) haben nicht für den Landmann, sondern vorzüglich für sich gesorgt. Wenn die Beschuldigungen, welche nun einzeln angeführt werden, gegründet sind: so sind diese 16 Seiten ein trauriges Gemälde der Verwaltung mancher Comitate, wie denn überhaupt bey der ungrischen Comitats-Verfassung der Uebelstand bemerkbar ist, dass kein königl. Justitiar sich ex officio des Landmanns annimmt, dass des Landmanns Richter und politische Vorsteher fast lauter begüterte Edelleute sind, und dass also der Wohlstand des Landmanns von den persönlichen Eigenschaften derer abhängt, welche jedesmal an der Spitze der Geschäfte stehen. So ist im Gömörer Comitat unter der Leitung des Freyherrn Gabriel von Pronay, eines Freundes und Kenners gelehrter Kenntnisse, mehr Ordnung; daher mochte sich das Volk in Kis Honth nach der Vereinigung mit Gömör sehnen, die nun auch bereits vollzogen ist. Hier folgt eine Probe aus der Schrift selbst: S. 12. „*Congregationum celebratio est quidem frequentissima, sed hae pro Publico parvi usus sunt. Instantias Contribuentium non ita, uti fas est, expendi, publicas determinationes tarde expediri, nonnullas privata nonnullorum auctoritate mutari; aut plane supprimi, tandem aliquando post septimanarum aut mensium intervalla extradatas per subalternos Magistratus non ex aequo, quamvis tarde dirimi et effectuari; relationes imperfectas et sine majoris dilucidationis fere semper uberiori investigationi obnoxias Publico exhiberi, Determinationes Determinationibus cumulari, sedem relatoriam rarissime haberi, SCIUNT OMNES.*" S. 15. *Statutio Tyronua, quam boni Magistratus omnimode alleviare et contribuentibus faciliorem reddere solent in Kis Honth erat pro populo perniciosissima. Bonarum dispositionum defectus et in exequendis malis rigor sine exemplo ita exagitabat contribuentes, ut exprimi non possit. Symbolum Magistratus Kis Honth erat: Oderint, dum metuant.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 19. October 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 299. abgebrochenen Recension.*)

Dritte *Abtheilung der philosophischen Wissenschaften*, die *Physik*, S. 437—530. Zuerst etwas Terminologie über Raum, Bewegung, Ruhe u. s. w., arabisch und deutsch. — *Arzneykunde*. Einige literarische Nachrichten, z. B. auf dem Berge *Sinai* soll es gute medicinische Bücher geben (wer Lust dazu hat, der hole sie). Terminologie. Vorschriften zur Erhaltung der Gesundheit, besonders auf Reisen; unter andern wird ganz richtig bemerkt, dass *schlechtes Wasser durch Sieden und nachheriges Filtriren gereinigt werden könne* (nur konnte der Türke noch nicht wissen, dass es hierauf noch, durch Aussetzen an die freye Luft, unter Schütteln und Quirlen, mit Kohlensäure wieder angeschwängert werden müsse). Auch sieht man aus S. 448., dass die Morgenländer ein Surrogat für unsre *potable Soup* oder *Bouillon en tablettes* an dem *Veilchenöl* haben, wovon ein Pfund hinreichend ist, einen Menschen zehn Tage hindurch vor Hunger und Durst zu sichern. Ob aber *Veilchenöl* richtig übersetzt sey, lässt sich in Ermangelung des arabischen Namens nicht bestimmen. — *Zergliederungskunde*. Blosse Terminologie über die Bestandtheile des menschlichen Körpers. — *Augenarzneykunde*. Blosser Titel. Rec. will hier nur im Vorbeygehen erinnern, dass der noch heut zu Tage in der Chemie und Pharmaceutik gewöhnliche Ausdruck *Alcohol* sich ursprünglich von der Augensalbe der Morgenländer herschreibt. Fein pulverisirter Spiesglanz (الكحل *Alcohl*) mit Galläpfeln vermischt, durch heisses Eisen zu einer ölichten Consistenz gebracht, die bey dieser Operation eine schöne schwarze Farbe enthält, und beym Gebrauche mit etwas Wasser diluirt wird, macht diese Salbe aus, deren sich die Morgenländerinnen als Augen-Schminke bedienen (s. *Meninsky sub voce* راسخت *ras-chut*, welches der persische Name derselben ist). Das Wort *Alcohl* oder *Alcohol*, welches ursprünglich *fein gepulverten Spiessglanz* bezeichnete, wurde in der Folge für jedes *feine Pulver* gebraucht, und zuletzt gar auf *verfeinerte*, oder rectificirte, geistige *Flüssigkeiten* ausgedehnt, in welcher letzten Bedeutung es gegenwärtig bey den Europäern ausschliesslich gebraucht wird. — Von *Speisen* und *Getränken*, *Botanik*, *Pharmakologie*, blosse Titel. — Vom *Fleckenausbringen*, Vorschriften dazu S. 453. Dass *schwarze Flecken* mit warmem *Essig* ausgehen, lässt sich hören; aber *Weinflecken* mit *Essig* zu vertreiben, ist ein chemisches Paradoxon. — *Tintenmacherkunst*, *Wundarzneykunde*, *Aderlassen*, *Schröpfen*, *Apotheker - Maasse* und *Gewichte*, blosse Titel ohne Detail. — *De stimulantibus*, Anzeige einiger *beschreibenden* Bücher (*ad modum Elephantidis. Sueton. in Tib.* cap. 43.). — *Vieh - Arzneykunde*. — Nun folgt S. 457. ein Artikel, den der Rec., zur Belustigung der Leser, ganz ausheben muss. *Arrigite aures!* علم البيزرة *Die Gliederkunde, handelt von den Gliedern des menschlichen Körpers, lehrt, wie sie im Stande der Gesundheit erhalten, wie dieselben, wenn sie krank sind, geheilet, und die Zeichen, wodurch ihre Stärke oder Schwäche* ***für die Jagd****, oder andre körperliche Uebungen, erkannt werden kann.* Wer sieht es dieser lächerlichen Uebersetzung wohl an, dass der arabische Titel eigentlich ***Abrichtung der Falken zur Jagd***, oder *Falkenbaize*, ausdrückt. Das Stammwort heisst باز *baz*, der Falke, hiervon بيزار *baizar*, der Falkenier (s. *Meninsky*, nach der neuen Ausgabe) und بيزرة *baizara*, oder *baizaret*, Falkenzucht, Falkenabrichtung u. s. w. Statt *Glieder* müssen also in der Uebersetzung *Falken* gesetzt werden, dann wird man begreifen, wie hier von der *Jagd* die Rede seyn, und wie dieser Artikel unmittelbar auf die Vieharzneykunde folgen könne. Die Flickworte: *des menschlichen Körpers — oder andre körperliche Uebungen* — sind blosse Einschiebsel des *verlegenen* Uebersetzers. (Ueber die Ableitung des deutschen Worts *baizen* [weidmännisch] aus dem Arabischen s. ***Wachteri** Glossarium Germanicum*; über die Falkenzucht der Morgenländer s. ***Buffon** Hist. Nat.* Was ***Aelianus** de animal.* L. IV. cap. 26. aus dem *Ctesias* von Abrichtung der Raubvögel zur Hasen- und Fuchsjagd, bey den Morgenländern, anführt, bestätiget sich durch den *türkischen* Namen des Adlers, welcher طوشانجل *tauschandschil*, d. i. Hasenfänger, heisst.) — *Die Thierkunde*. Bemerkungen über einige vierfüssige Thiere, Vögel, Meerthiere S. 457—460., z. B. über den Wolf: es finden sich niemals mehr als zwölf Wölfe beysammen. Deswegen nennen einige das Jahr einen *Wolf*, weil es zwölf Monate hat. (Fast sollte man glauben, dieser Satz wäre ein *deutsches* Wortspiel.) Ueber das Pferd: um die Pferde so gezeichnet zu erhalten, wie sie es wünschen, legen die Araber den Mutterpferden beym Frass und Trank immer ein Gemälde des gewünschten Pferds vor. (Vergl. *Michaelis* Anmerkung zu Gen. XXX, 37.) — *Ackerbau*. — *Edelsteine*. — *Como-*

Comogenetik. — *Meteorologie.* — *Physiognomik.* Z. B. ein kurzer Hals sitzt nur auf den Schultern der Betrüger und Schurken. Von diesem Ausspruche appellirt Rec., für seine Person, *coram Notario et testibus*, und schreitet fort zur *Phantasmagnomik*, *Chiromantik*, *Homomantik*, und *Fusstapfenmantik.* Beyspiel der letzten: Die vier Söhne *Nasar's* wussten aus den Fusstapfen eines Kameels und eines Pferdes die Eigenschaften desselben genau anzugeben. — *Gliedergenealogik.* — *Wegweiserkunst in Wüsten*, besonders durch den Geruch der Erde. (Cf. *Ed. Pocock* in *Carmen Tograi* S. 207.) — *Quellen-*, *Minen-*, *Wetterkunde.* — *Spiegelmantik.* Jemand sah in einen Zauberspiegel, und erblickte darin seinen Nachbar, der ihm eben Hörner aufsetzte, S. 470. — *Orgasmomantik.* — *Traumauslegung.* Ein Pröbchen S. 472. Träumt einem Perser von Quitten, so bedeutet es *etwas Gutes*, weil به *bih* im Persischen eine *Quitte* und ein *Gut* heisst. Einem Araber würde ein solcher Traum eine *lange Reise* bedeuten, denn سفرجل *seferdschel*, eine Quitte, ist von dem Worte *sefer*, eine Reise, zusammengesetzt. — *Sterndeuterey* S. 475 — 480. Einfluss der Planeten und der 12 Zodiakalzeichen. Z. B. wer im *Stier* geboren ist, hat wenig Verstand, vielen Muth, grosse Eingeweide, und eine lange Nase. Ein im *Widder* Geborner ist ein grosser Lacher und Egoist u. s. w. — *Horoscopie.* — *Sandfigurendeuterey*, von dem Propheten *Daniel* erfunden, S. 482. — *Buchstellendeuterey* S. 484 — 486. Sie lehrt, wie man sich über künftige Dinge durch aufgeschlagene Bücherstellen, besonders des Korans, berathen soll. (So hatten die Römer ihre *sortes Virgilii*, s. *Lampridius* in *Alex. Sev.*) — *Würfel-* und *Vogelflugsdeuterey.* — *Zauberey* S. 487 — 496. Der Uebersetzer hat sich hierbey die Mühe gegeben, zwey *Zauber-Amulete* in Holzschnitten copiren zu lassen. Erbauliche Anekdote von einer Schlafhaube, die der Kaiser von Byzanz dem Chalifen *Almamun* schickte, womit sich dieser ein für unheilbar gehaltenes Kopfweh vertrieb, S. 496. — *Beschwörungskunst* und *Geisterbannerey* S. 497 — 505., hauptsächlich durch *Salomons Zauberring*, dessen Zubereitung sehr weitläufig beschrieben wird. Schade, dass der Herausg. gerade die Hauptsache, nämlich die Stellen aus dem Koran, die dabey hergesagt werden müssen, wegliess. Der neidische, böse Mann! — Dagegen ist S. 502. die Beschwörungsformel, *um die Nessel zu knüpfen und zu lösen*, so deutlich und so treffend, dass dem Rec. schon vorläufig für manchen ehrlichen Mann bange wird. — Die *Talismanenkunde* S. 509 — 514. Sonderbare Etymologie des Worts طلسم *tilsem*, Talisman, durch *rückwärts Lesen*, *Meslit* oder *Musallet*, d. i. mit *Gewalt bezwingend.* Astrologische Vorschriften zu ihrer Verfertigung. Was den *Nimrod* stolz und übermüthig machte, heisst es S. 513., waren sechs Talismane, die sich in Babel befanden, unter andern eine *eherne Gans*, die, so oft ein Dieb oder Spion sich in die Stadt geschlichen hatte, zu schnattern anfing u. s. w. — *Alchymie* S. 514 — 530. Der Türke spricht S. 518. sehr vernünftig von der Thorheit der Alchymie: *Zu unsrer Zeit sind die Grundfesten dieser Weisheit untergraben, und ihre Stützen umgefallen; nur die schalsten Köpfe geben sich damit ab, um die Nacktheit ihrer Armuth damit zu bedecken. Die Sucher des Steins der Weisen sind durch drey Zeichen kennbar; durch ihre Unwissenheit, durch ihre Unverschämtheit, und durch ihren Beruf zu Teufelsschülern.* Unbegreiflich ist es daher, wie der Herausg. dessen ungeachtet einen Wust von albernen Recepten zum Stein der Weisen, zum Silber- und Goldmachen u. s. w. aus dem *Ameli* ausschreiben konnte, wo jede Zeile einen groben Verstoss, nicht bloss gegen die Grundsätze der Chemie, sondern gegen den gesunden Menschenverstand enthält, und zugleich Verdacht gegen die Richtigkeit der Uebersetzung erregt. — Es ist eine bekannte Sache, dass die Asiaten früher, als die Europäer, die Kunst, Glasflüsse zu tingiren, oder farbigte Gläser zu bereiten, besassen. Die alten Römer liessen auch aus Alexandrien in Aegypten solche Glaswaare kommen. Eben so bekannt ist es, dass man nur durch *Metall-Oxide* dem Glase Farben geben kann. Desto abgeschmackter ist folglich das Recept S. 527. um *Rubinen* nachzumachen: man vermische den Glasfluss mit einer *Brasilienholzbrühe!!* oder mit *Eselsurin!!! So dumm* sind doch wohl die heutigen Morgenländer nicht. — *Alchymistische Namen* einiger Metalle, des Schwefels und des Salmiaks, arabisch und deutsch, S. 528. — *Alchymistische Bücher* S. 529. 530.

Nach dieser langen Liste von Albernheiten, die wir unter dem Titel *Physik* durchgehen mussten, sey es dem Rec. erlaubt, noch einige Betrachtungen über den chemischen Ausdruck *Amalgama* anzustellen, dessen Herleitung aus dem Arabischen, seines Wissens, noch nicht gehörig ins Licht gesetzt ist. Mit diesem Worte scheint es eben so gegangen zu seyn, wie mit dem oben erwähnten *Alcohol*; es hat seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Jetzt wird es für den *Zweck*, ehemals für das *Mittel* gebraucht. Eine Parallele zwischen des Römers *Vitruvius* (Lib. VII. cap. 8.) und des Arabers *Nuwairi* Beschreibung der Amalgamationsarbeit (*Repert. f. bibl. u. morgenl. Lit.* B. IX. S. 227. und *Tychsen de leg. Arab. pond. et mens.* S. 63.) wird die Sache deutlicher machen. *Vitruvius* schreibt: *panni (quibus aurum intextum est) in fictilibus vasis impositi supra ignem comburuntur. Is cinis conjicitur in aquam, et additur ei argentum vivum: id autem omnes micas auri corripit in se, et cogit secum coire* u. s. w. Die Arbeit bestand also in *Vereinigung* des Golds mit Quecksilber *im Wasser.* Der Araber *Nuwairi* führt einen Vater mit seinem Sohne, über den Werth des Geldes, redend ein: Weisst du wohl, was es mit dem (Silber-) Dirhem für eine Beschaffenheit hat? Erst steckt er im Gesteine des Gebirgs, dann wird er mit vieler Arbeit zu Tage gefördert und gepocht, um ihn frey zu machen; *hierauf wird er in einen Topf gethan, und Wasser darauf gegossen, dann wird er mit Quecksilber vereinigt*, ferner durch (Pressen

durch)

durch) ein Tuch gereinigt u. s. w. Der arabische Text der unterstrichenen Worte heisst:

ثم ادخل الغدير وصبّ عليه الماء وجمع بالزيبق

Die Arbeit ist also wieder *Vereinigung* des Silbers mit Queckfilber *im Wasser.* Nach der jetzigen Amalgamationsbeschickung (*Siqueira* Amalgamir-Arbeit, Dresden 1800. *S.* 29.) werden, für ein Fass, 3 Centner *Wasser*, 10 Ctnr. gemahlenes Erz, und 50 Ctnr. Queckfilber genommen. Kurz, die erste Vorrichtung ist immer das *Vereinigungswasser*, d. i. ماء الجمع *Ma'lgama*, und dieses Wort liegt buchstäblich im arabischen Texte des *Nuwairi.* Will man unter dem *Vereinigungswasser* das Queckfilber selbst verstehen, so ist auch diese Deutung dem orientalischen Sprachgebrauche nicht fremd, denn dieses Metall heisst wirklich bey den Persern سيماب *simab*, d. i. *Silberwasser*, von سيم *sim*, Silber, und آب *ab*, Wasser. Das Wort *Amalgama* bezieht sich demnach auf die *Arbeit* der Queckfilbermischung, nicht auf das *Gemische* selbst.

Fünfte Classe. Praktische Philosophie, S. 531—566. *Ethik.* Grundsätze der Moral, Sentenzen, Maximen, arabische und deutsche Nomenclatur moralischer Eigenschaften, Tugenden und Laster. — *Monarchenethik*, sie lehrt die einem guten Fürsten nöthigen Tugenden. Gute Fürsten sind nur im Mohammedismus zu finden, alle übrigen Regenten sind Tyrannen und Usurpatoren. Classen der Staatsbürger. Betragen der Hofleute gegen die Könige. — *Ministerethik*, *Gesetzgebung*, *Regierungskunst*, *Militärdisciplin*, blosse Rubriken mit Definition. — Das *Familienrecht*, S. 550—560. Häusliche Oekonomie, Nahrungserwerb, Leitung des Weibes, Erziehung der Kinder, Behandlung des Gesindes. — Einer der besten Artikel im ganzen Buche. — *Staatswissenschaft.* Allgemeine Betrachtungen, z. B. *Es ist nicht nothwendig, dass in jedem Jahrhundert ein großer Mann und Gesetzgeber erscheine, denn die Thaten Eines können auf entfernte Jahrhunderte wirken. Aber jedes Jahrhundert bedarf eines vernünftigen Lenkers, der das eingeschlichene Verderbniß ausrotte, und die weisen Einrichtungen des großen Mannes aufrecht erhalte.* Verschiedene Regierungsformen nach den verschiedenen Stufen der Cultur, auf denen die zu beherrschenden Nationen stehen.

Sechste Classe. Theoretische Religions- und Rechtswissenschaften, S. 567—682. *Koranslesekunst*, in Ansehung der richtigen Aussprache der Buchstaben, Declamation u. s. w. — *Koransexegetik.* Ausführliche Nachrichten von den berühmtesten Auslegern des Korans. Einige Stellen desselben, nebst ihrer Erklärung. — Mikrologische Bemerkungen (nach Art der *Masorethen*) über einzelne Stellen (S. 590.), z. B. im letzten Verse der Sura فتح *Fathah* sind alle Buchstaben des Alphabets enthalten; in der Sura *Hud* finden sich vier *Mim* hintereinander; und sechs in vier Worten علم ممن معك, ferner 2 Stellen rück- und vorwärts zu lesen كل في فلك und ربك فكبر. — Eine grosse Menge von Rubriken (S. 598—616.), aus welchen man bloss ersehen kann, unter welchen verschiedenen Gesichtspunkten die Islamischen Lehrer den Koran, oder einzelne Suren und Verse derselben, betrachteten. Es sind eben so viele indirecte Fragen, die entweder gar nicht, oder nur unvollständig, beantwortet werden. — Magische, mit Worten aus dem Koran beschriebene, Zirkel. — Wahrsagerkunst aus zwey Rollen *Dschefr* und *Dschamia* genannt. — Ueberlieferungskunde, nebst literarischen Nachrichten darüber (S. 620—628.). — Kurze Lebensgeschichte Mohammeds (S. 629—633.). — Vierzig merkwürdige Ueberlieferungen, d. i. mündliche nur durch Tradition erhaltene Aussprüche Mohammeds, nebst Literatur (S. 634—646.). — Homiletik, Polemik, Dogmatik — einzelne Glaubensartikel (S. 646—665.). — Gesetzlehre und Rechtswissenschaft, die sich bekanntlich ganz auf den Koran gründet (S. 665—673.). — Von Erbschaften und Erbschaftstheilungen (S. 673—679.). — Noch einige kahle Rubriken (S. 679—681.). Es war dem Rec. unmöglich, sich lange bey diesem Chaos von Namen und Titeln aufzuhalten, deren diese Classe 109 enthält. Wer die Mohammedanische Religions- und Rechtslehre schon aus *Muradgea d'Ohssons Schilderung des ottomannischen Reichs* kennt, wird dieses Werk als Lückenbüsser in verschiedenen literarischen Artikeln benutzen können.

Siebente Classe. Praktische Gesetzwissenschaften, S. 683—699. *Ascetik*, lehrt die Weise, sich zu vervollkommnen und den höchsten Grad der Glückseligkeit zu erreichen. Verschiedene Meynungen, worin die Ascetik eigentlich bestehe. Sie ist die Vereinigung des Herzens mit Gott, und Absonderung desselben von allem, was nicht Gott ist. Durch freywillige Armuth und Genügsamkeit zeichnet sich der Ascetiker besonders aus. Da, nach Mohammeds Ausspruch S. 693., *der wahre Glaube ein Stamm, mit siebzig Zweigen ist:* so erklärte dieses *Ben Hadscher* durch eine Liste von 70 Tugenden, deren letzte, das *Helf Gott* Sagen beym Niesen, seyn soll. — *Die Wissenschaft des Innern*, d. i. Kenntniss des menschlichen Herzens, eine Hülfswissenschaft der Ascetik. — Beschluss des *encyklopädischen Systems der Wissenschaften*, mit der den Orientalern gewöhnlichen Doxologie, von Hadschi Chalfa.

Rec. muss am Ende dieser zwar weitläufigen, aber dennoch unvollständigen Anzeige eines an mannichfaltigen Gegenständen so reichhaltigen Werks aufrichtig bekennen, dass, wenn er auf der einen Seite manches Gute mit Stillschweigen überging, er auf der andern auch noch eine grosse Nachlese von Unrichtigkeiten andern Forschern überlässt. Ueberhaupt wird jeder orientalische Leser bey einer nur mittelmässigen Aufmerksamkeit finden, dass der in der Vorrede gebrauchte Ausdruck: *nonum prematur in annum*, leider! sehr buchstäblich verstanden werden muss. Der Herausg., von dessen *jetzigen* Kenntnissen der Rec. die grösste Meynung hat, scheint wirklich diese Arbeit *neun Jahre lang liegen gelassen*, und ohne alle seinen *gegenwärtigen* Einsichten angemessene Verbesserung zum Druck befördert zu haben.

LITE-

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Köhler: *D. Martin Luthers Zeitverkürzungen*, von M. *Joh. Nikol. Anton*, Diaconus zu Schmiedeberg in Kurfachsen. 1804. 223 S. 8. (16 gr.)

Wenn einmal Luthers Geist und Charakter öffentliches und häusliches Leben, von allen Seiten, und selbst in den allerbesondersten Umständen, beleuchtet und dargestellt zu werden verdiente, warum sollte nicht auch der Mann in seinen Feyerstunden und Erholungen betrachtenswerth seyn, und seinen Verehrern eine angenehme Unterhaltung gewähren? Ist doch unter den 200 Kapiteln, in welchen *Fabricius* in *Centifolio Lutherano* alle von Luther handelnde Schriften fachweise aufgeführt hat, keines, das diesen Gegenstand betrifft! Allein wie und womit ein grosser Geist sich in seiner Musse am liebsten beschäftigt habe, das ist selbst zur vollen und richtigen Schätzung der Grösse, der Denkart und des Geschmacks desselben, der Frage werth. In dieser Hinsicht ist der Fleiss, welchen der Vf. auf diese Schrift verwandt hat, nicht übel angelegt. Er hat alle in Luthers eigenen Schriften, vornehmlich den Briefen und Tischreden, desgleichen in dessen Lebensbeschreibungen und andern Büchern zerstreute Nachrichten, die irgend etwas zu diesem Thema gehöriges enthielten, aufgesammelt, und unter funfzehn Abschnitte gebracht. Hier erscheint also der Held in seinem Vergnügen an den schönen Wissenschaften, der Tonkunst, Malerey, Mechanik; wie er die päpstlichen Bullen und Bücher verbrennt (was gar nicht hierher gehörte, wenn es nicht etwa eine Probe von Luthers Wohlgefallen am Lustfeuerwerke seyn sollte); im Umgange mit seinen Freunden, seiner Frau, seinen Kindern, Haus- und Tischgenossen; als Theilnehmer an Gastereyen, in seiner Gartenlust, auf Spatziergängen und Lustreisen, auf der Jagd und im Lustschiessen; sein Gefallen am Spiele, sonderlich Schachspiele, seine Erholung auf der Ruhebank. Der Luthersbrunnen bey Wittenberg ist nicht vergessen (S. 185.); selbst nicht das Hündlein, das ihm und den seinigen bey Tische manchen Zeitvertreib machte (S. 211.). Und so gehen dann die Nachrichten, und noch mehr die Bemerkungen des Vfs. gar sehr ins Kleine; ja, es fällt zuweilen ins Possierliche, wenn der Vf. von diesen Kleinigkeiten als genauer Geschichtforscher handelt, überall seine Zeugen anführt, und aus vielen dunkeln Angaben Wahrscheinlichkeiten herausbringt, oder wenn er gar als Moralist über die Zulässigkeit der Lutherischen Ergötzungen predigt, oder wenn sein ernster Ton gegen Luthers scherzhafte und oft muthwillige Laune seltsam absticht. Indessen wird man diess kleine Buch immer einmal mit Vergnügen lesen. Auch muss man für manche artige literarische Bemerkung zur Reformationsgeschichte dem Vf. danken, der zuvor schon in diesem Fache durch die Geschichte der Concordienformel sich rühmlich bekannt gemacht hatte.

Raab, gedr. b. Streibig: *Magyar Könyvesház* etc. (Ungrische Bibliothek, oder kurze Aufzählung der in ungrischer Sprache gedruckten Bücher nach der Ordnung der Zeitfolge), von *Stephan Sándor*. 1803. 285 S. 8.

Die Leser der A. L. Z. kennen den Vf. schon aus der Anzeige seines *Sokfele* (1803. Nr. 115.). Es war ein guter Gedanke von ihm, ein chronologisches Repertorium aller jemals magyarisch gedruckten Bücher zu verfertigen. Solch ein Repertorium stellt nicht nur die Masse des ganzen Vorraths gleichsam auf einmal vor Augen, sondern es kann und muss auch zum Grund einer Geschichte der Cultur der ungrischen Sprache nach den verschiedenen Zeitabschnitten gelegt werden. Rec. wird es jedoch allemal schwer ums Herz; wenn grosse und schöne Entwürfe nicht so befriedigend und vollkommen ausgeführt sind, als es leicht, mit fast derselben Mühe hätte geschehen können. So muss er hier tadeln, 1) dass der Vf. nicht die Bücher auszeichnete, die er selbst in Händen hatte; 2) dass er bey Büchern, die er nach Catalogen oder andern Büchern anführt, nicht die Quelle der Nachricht beysetzt; 3) auch nicht den Buchdrukker und die Seitenzahlen angiebt. Durch diese Mängel hat er dem Buche das Verdienst der Zuverlässigkeit selbst genommen. Weniger kann man es ihm zum Vorwurfe machen, dass er S. 239 ff. zweymalige Supplemente solcher Bücher, die aus seiner Liste ausgeblieben sind, einrückt; denn das Verzeichniss ist freylich noch einer grossen Vermehrung und Vervollständigung bedürftig; doch war es gut, einmal einen Grund zu legen. S. 225 f. stehn Schriften, deren Druckjahr der Vf. nicht bestimmen konnte. S. 252. hat er die Namen aller magyarischen Schriftsteller in ein alphabetisches Verzeichniss gebracht; aber die Seitenzahlen, wo ihre Bücher zu suchen sind, fehlen. War diese Mühe dem Vf. zu gross? Wenn er doch wohlgemeynte Erinnerungen anzunehmen mehr geneigt wäre!

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Hildburghausen*, b. Hanischs Wittwe: *Erste Anfangsgründe des Schulunterrichts*. 1803. 40 S. 8. (2 gr.) — Gehört zwar nicht zu den ganz schlechten Fibeln, steht aber doch den bessern Elementarbüchern, die wir haben, darum nach, weil Dinge darin vorkommen, die nicht in die Fibel gehören, wie S. 32. Ich bin der allmächtige Gott u. s. w. Auch die zum Gebrauch gegebene Anweisung beweist, dass der Vf. selbst noch in der Elementar-Unterrichtskunst Anfänger sey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. October 1804.

FREYMAUREREY.

Zur Begründung der Urtheile über den Werth oder Unwerth der Schriften über Freymaurerey und andere mit ihr verwandte Gesellschaften, wird es nicht undienlich seyn, hier einmal die Resultate der bisher bekannt gewordenen Untersuchungen über die Natur und Geschichte der Freymaurerey, als der Grundlage der meisten vorhandenen geheimen Gesellschaften, kürzlich darzulegen.

Der *Freymaurer-Orden* muss von der *Freymaurerey*, oder der ursprünglichen Gesellschaft der Fr. M., unterschieden werden. Diese wurde erst später *Orden*, verlor dadurch ihre Reinheit, und verliess auch nicht eher, als nach diesem Verluste, ihren vaterländischen Boden, England. Der ursprüngliche Zweck der Freymaurerey war die Beförderung der Baukunst und der mit derselben verwandten Künste; in der Folge wurden Zwecke von anderer Art hinzugemischt, die zuletzt jenen ursprünglichen verdrängten, und der Gesellschaft die Gestalt gaben, in welcher sie aus England auf das feste Land überging. Obgleich auch die grosse Loge in London zur Zeit der ersten Ausgabe des *Constitutionsbuches der Fr. M.* im J. 1722. die Freymaurerey wieder zu reinigen suchte, so war sie doch, wegen der wesentlichen Veränderung des Logen-Personals, von welchem nur die wenigsten den zum Bauwesen gehörigen Künsten zugethan waren, nicht vermögend, den ursprünglichen Zweck in seiner Reinheit wieder herzustellen, und die Form, die sie der Fr. M. in ihren drey Johannisgraden gab, war so beschaffen, dass sie noch ganz andere geheime Zwecke, als jenen, der zu befördernden Aufnahme der Künste des Bauwesens, vermuthen lassen, und schlauen Köpfen ein weites Feld zu eigennützigen Machinationen und Planen eröffnen und Veranlassungen zum Missbrauch geben konnte. Die Freymaurerey war also auch damals schon *Orden*, als man ihr ihre erste Bestimmung wiedergegeben zu haben glaubte; als *Orden* nur hat sie Unheil gestiftet, wenn dieses auch nur darin bestanden hätte, dass er den Menschen die Köpfe verdrehte, Aberglauben und Vorurtheile veranlasste und unterhielt, und die, welche sich aufnehmen liessen, um Zeit und Geld, die nützlicher angewandt werden konnten, brachte. Der forschende Deutsche liess sich jedoch nicht lange täuschen, und kam schon seit geraumer Zeit dem Unwesen, das mit der Fr. M. getrieben wurde, auf die Spur. *Nicolai, Bode*, der ungenannte Vf. des *aufgezogenen Vorhangs der Freymaurerey* u. a. m. haben sich in dieser Rücksicht viele Verdienste erworben. Sie haben manches zur Sprache gebracht, woran vor ihnen weder in noch ausser den Logen gedacht wurde; sie haben die in den Gemüthern vieler denkenden Freymaurer entstandenen Zweifel über den Ursprung und Zweck des Ordens zur Erkenntniss erhoben, und diese Gemüther gestärkt, sich über Vorurtheile und Blendwerke hinweg zu setzen, und die Finsterniss, die ihnen als Licht verkauft worden war, zu durchdringen und zu zerstreuen. Die Untersuchungen dieser Forscher sind es nun, von welchen die Resultate, hier und da modificirt, nach den eigenen Ansichten des Vfs. dieses Aufsatzes jetzt vorgelegt werden sollen.

Die Freymaurerey stammt aus England. Hier gab es ursprünglich, so wenig als in andern Ländern, *freye* oder *Zunft-Maurer (free-Masons)*; alle Professionen, also auch die zum Bauwesen gehörigen, wurden unzünftig getrieben. Als die Engländer, in frühern Zeiten schon, auf ihren Reisen nach Italien und in andere Gegenden des festen Landes, mit den Werken der zeichnenden und bildenden Künste, besonders der Baukunst, bekannt wurden, suchten sie dieselben auch in ihrem Lande einzuführen, und verschrieben zu diesem Ende ausländische Baumeister, Maurer, Steinhauer, Zimmerleute u. s. w., oder brachten sie von ihren Reisen mit nach England. Da diese Fremden der Sprache und Gesetze des Landes unkundig waren, so erhielten sie die Freyheit, sich selbst eine Verfassung zu geben, und die unter ihnen entstehenden Streitigkeiten nach ihren eigenen Statuten, Sitten und Gewohnheiten zu entscheiden. Bald gesellten sich auch inländische Bauleute zu ihnen, um an ihren Freyheiten und Privilegien, um deren willen sie *freye Maurer* hiessen, Theil zu nehmen. In der Folge erhielten diese freye oder Zunft-Maurer Grossmeister und Vorsteher, welche die Versammlung, oder Loge, wie sie auch genannt wurde, regierten. Der Grossmeister wurde von der grossen Loge gewählt und von dem Könige bestätigt; er musste entweder von Adel oder ein vornehmer Geistlicher seyn, und er hatte seine Deputirten in den Grafschaften und Städten. Er bezog ein jährliches Einkommen, wozu ein jeder Maurermeister und jeder Aufgenommene bey seinem Eintritt in die Gesellschaft beytragen musste. An ihn appellirten Bauherren und Maurer, wenn unter ihnen Streitigkeiten entstanden, so wie in seiner Abwesenheit an einen seiner Deputirten oder Grossvorsteher, der sich in der Nähe aufhielt. Uebrigens war die Zunft der Maurer eine einzige, durch das ganze Königreich sich erstreckende Zunft, weswegen dieselbe der Aufmerksamkeit der Könige vorzüglich werth war,

Zeitumständen, der Gesellschaft eine dauerhafte Verfassung zu geben. Im J. 1719. fanden sich verschiedene alte Brüder wieder bey den Versammlungen ein, und einige vornehme Herren liessen sich aufnehmen. Auch wurden einige neue Logen angelegt. Im J. 1716. gab es deren nur noch vier; als aber 1721. der Herzog von *Montagu* Grossmeister wurde, waren schon zwölf Logen vorhanden, und so wuchs die Anzahl derselben immer fort, dass man ihrer am 17. Jan. 1723. schon 26 zählte.

Während des Grossmeisterthums des Herzogs von *Montagu* im J. 1721. u. 1722. wurden die neuen, obgleich zum Theil aus den alten Constitutionen gezogenen, Gesetze und Einrichtungen zu Stande gebracht und gedruckt, und unter seinem Nachfolger im J. 1723. am 17. Jan. das Gedruckte nochmals gebilligt.

Bis zu *diesem Zeitpunkte*, von welchem an *Anderson*, der Vf. und Herausgeber des Constitutionsbuchs, selbst den *Flor* der Freymaurerey rechnet, war die Gesellschaft noch immer eine Maurerzunft, und der engere Ausschuss, der seine besondern Ceremonieen hatte, betrachtete sich noch als einen Theil derselben. Aber *nunmehr* fing dieser sogenannte engere Ausschuss an, eine *eigene* und *besondere*, von der Maurerzunft getrennte, Gesellschaft zu bilden, und sich den Namen Freymaurer nach und nach ausschliesslich zuzueignen. Dieses geschah um die Zeit, da das Constitutionsbuch abgefasst wurde, d. i. nach den Jahren 1721 — 1723. Doch wurden noch immer Maurer aufgenommen, und Maurer haben auch noch bis jetzt in England den Vorzug, dass sie nur die Hälfte der Aufnahmekosten bezahlen. Mit dem J. 1723. wird auch diese Gesellschaft, als eine eigene und besondere, immer sichtbarer.

Der Grund der Absonderung der *angenommenen* von den *eigentlichen freyen* Maurern lag in der überwiegendern Anzahl der erstern, und in der Art der Beschäftigungen, die über die Fassungskraft der gemeinen Maurer ging, weshalb sich auch immer wenigere der letztern aufnehmen liessen. Diese fanden die Art von Unterhaltung nicht, die ihrer weniger gebildeten Denk- und Handlungsweise angemessen war; vielleicht waren ihnen auch die neuen Ceremonieen zu lästig, oder sie hielten es nicht für nothwendig, auch Glieder dieser Gesellschaft zu werden. Und so löste sich denn allmählich und unvermerkt das Ganze in zwey Theile auf, in die *eigentlichen* und in die *angenommenen* Freymaurer, welche letztere nun anfingen, den Namen der Freymaurer ausschliesslich zu führen. Weil aber diese Trennung nur nach und nach und unvermerkt erfolgte, man es auch mit den Maurern, zu denen man so lange gehört hatte, nicht gern verderben wollte: so behielt man manches von den vorigen maurerischen Gebräuchen und Gesetzen bey, welche in dem Constitutionsbuche die *alten* Pflichten der freyen und angenommenen Maurer genannt werden; setzte denselben aber noch neue Verordnungen an die Seite, von welchen verschiedene schon im J. 1723., die übrigen aber später verfasst wurden. Der Anfang der Absonderung scheint sich in den Jahren 1721., 1722. u. 1723. von selbst ergeben zu haben.

(*Der Beschluss folgt.*)

MATHEMATIK.

Lemgo, in d. Meyer. Buchh.: *Anleitung zum Rechnen nach dem Duodecimalsystem*; von *August Ferdinand Häser*, viertem Lehrer am Gymnas. in Lemgo. 1801. 77 S. 4. (12 gr.)

Die Veranlassung zu gegenwärtiger Schrift gab dem Vf. Hn. Prof. *Grüsons* Werk: *Enthüllte Zaubereyen und Geheimnisse der Arithmetik*, Th. 1. (Berlin 1796.), in welchem auf den ersten 20 Seiten eine kurze Erklärung des Duodecimalsystems mitgetheilt wird, welche aber nach dem Plane jenes Werks nicht so ausführlich seyn konnte, als sie es, wenigstens in Rücksicht der Verstandesübung, zu seyn verdiente. Unser Vf. hat hier die Dodecadik so weit entwickelt, dass jeder, der Lust dazu hat, alle Rechnungen damit vornehmen kann, und er geht dabey nicht so leidenschaftlich zu Werke, als es ein anderer Verehrer dieses Zahlensystems, Hr. D. *Werneburg*, gethan hat. Und ungeachtet jetzt zur Einführung dieses Systems ins Geschäftsleben durchaus keine Hoffnung ist, da auch, wie bekannt, in Frankreich in dem Zeitpunkte der Revolution, wo das neue allgemeine Maassystem entworfen wurde, dazu zwar Vorschläge gethan, sie aber, vermuthlich wegen der gar zu grossen Schwierigkeiten, nicht ausgeführt sind: so kann doch Hn. *H.* Arbeit, worin er zugleich von dem decadischen und überhaupt allen möglichen Zahlensystemen *das* wesentliche und gemeinschaftliche mit aus einander setzt, jungen Arithmetikern zum Unterricht eben so sehr, als zur angenehmen Unterhaltung dienen. Für die beiden neuen einfachen Zahlzeichen, die im dodekadischen Systeme noch erforderlich sind, hat Hr. *H.* *x* und *e* gewählt, wo ersteres *zehn* und letzteres *eilf* anzeigt. Die Einheit der ersten Ordnung nennt der Vf. *Zwölfer*; die der zweyten: *Zwölfzweyer*; die der dritten *Zwölfdreyer* u. s. w.; so ist man im Stande, jede noch so grosse Zahl nach diesem Systeme ziemlich bequem auszusprechen, ohne ganz neue barbarische Benennungen einzuführen. Es folgen nun auch die Rechnungsarten mit einer Einmaleinstafel; eine Berechnung der Duodecimalbrüche nach Art der Decimalbrüche, wo gelegentlich auf die Vorzüge jener vor diesen aufmerksam gemacht wird. Auch Anwendungen zur Berechnung des Flächen- und Körper-Inhalts bey zwölftheiligen Maasstäben. Am Ende hat der Vf. auch die gemeinnützigen Tafeln, welche Hr. Prof. *Grüson* in seiner Pinacothek für das Decimalsystem herausgegeben hat, für das Duodecimalsystem eingerichtet, und ein Gleiches auch in Absicht der Factorentafeln, welche am Ende des Grüsonschen Werks vorkommen, gethan. Es macht Hn. *H.* besonders Ehre, dass er von dieser Arbeit, die bey aller Kürze so bündig, deutlich und im Wesentlichen vollständig gerathen ist, — so bescheiden spricht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. October 1804.

FREYMAUREREY.

(*Beschluss von Num.* 301.)

Das Geheimniss der Freymaurer war kein anderes, als die Gebräuche bey der Aufnahme und den übrigen Zusammenkünften. Vermuthlich hat man damals, als die Trennung erfolgte, weil man doch so viel, als thunlich war, von der Maurerey beybehalten wollte, die *drey Grade*, des *Lehrlings*, des *Gesellen* und des *Meisters*, eingeführt, da vorher im engern Ausschusse nur die Allegorie vom erschlagenen Meister, die jetzt dem dritten oder Meistergrade eigen ist, enthalten war. Einige setzen die Einführung dieser drey Grade schon in die Zeiten Cromwell's, gleich nach *Karls I.* Tode, und behaupten, dass die königliche Partey sie eingesetzt habe, um sich gegen diejenigen, deren Gesinnungen sie nicht genau kannten, sicher zu stellen, und sie eine geraume Zeit hindurch hinlänglich prüfen zu können. Es kann aber diese Behauptung um so weniger bündig erwiesen werden, da *Anderson* im Constitutionsbuche diesen Umstand mit keiner Sylbe berührt. Da aber diese Grade bald nach der ersten Ausgabe des Constitutionsbuchs bekannt wurden, wie aus der im J. 1730. geschriebenen *Masonry dissected* zu ersehen ist, welche hinter der deutschen Uebersetzung des Const. Buches, dritter Auflage vom J. 1762., übersetzt steht: so haben diese drey Grade, wenigstens der Lehrlings- und Gesellengrad, schwerlich ein höheres Datum, als die Zeit der Verfertigung des Constitutionsbuchs.

Dem sey indessen wie ihm wolle, man legte bey diesen drey Graden die aus der Baukunst entlehnten Sinnbilder zum Grunde, da dieselben sowohl ihre eigene eigentliche Bedeutung hatten, als auch einer moralischen und politischen Deutung empfänglich waren, folglich vermöge der letztern dem Zwecke des ehemaligen engern Ausschusses angepasst werden konnten. Sie liessen, je nachdem man gegen die Gesinnungen eines Bruders misstrauisch zu seyn Grund zu haben glaubte, oder ihn als einen der königlichen Partey ergebenen zuverlässigen Mann erprobt hatte, eine jedem dieser Fälle angemessene Erklärung zu. Denn die Freymaurerey blieb nunmehr eine Stiftung zur Aufbewahrung und Fortpflanzung dessen, was sie gewesen war und gethan hatte; — etwa um in der Folge, bey wieder eintretenden ähnlichen Ereignissen, auf gleiche Art, wie ehemals, wieder thätig seyn zu können? — Nein! Diese Freymaurer waren vorsichtiger; sie behielten zwar die bisherigen Sinnbilder und Ceremonieen, schränkten aber ihren Zweck, wie *Anderson* ausdrücklich sagt, bloss auf Freundschaft, angenehme Unterhaltung, gegenseitiges Wohlwollen, Vergessen aller äussern bürgerlichen Verhältnisse und Wohlthätigkeit ein, verboten alle Einmischung in Religions- und Staatssachen, und widmeten ihre Versammlungen nur der tugendhaften, aufgeklärten Menschheit. — Und in diesem Geiste ist auch die Freymaurerey anfänglich aus England in andere Länder und unter uns Deutsche verbreitet worden.

Wie man nach dieser wahrhaften, auf das Constitutionsbuch der Freymaurer, wirkliche Thatsachen und Ueberlieferungen und die Beschaffenheit und den Inhalt der Ordenskatechismen gegründeten Darstellung, die *Rosenkreuzer* zu Urhebern und den Orden der Rosenkreuzer zur Quelle der Freymaurerey machen kann, ist nicht wohl zu begreifen; und eben so wenig ist Grund vorhanden, ihn für eine Ausgeburt der Jesuiten, zur Verbreitung der Hierarchie und des Katholicismus in England und den übrigen protestantischen Ländern, zu halten.

Nach dem, was bisher ausgeführt worden, war die Freymaurerey in ihrer ersten Entstehung ganz schuldlos, und auf den gemeinnützigen Zweck der Vervollkommnung der Baukunst und der mit derselben verwandten Künste in den britischen Inseln gerichtet; und wenn auch späterhin dieser Zweck auf die Naturforschung überhaupt und besonders auf die Versuche der Metallverwandlung ausgedehnt wurde: so war diess zwar schon eine Ausartung, aber doch nur ein Nebenzweck, der nur wenige, ganz offen u. ohne eine Trennung in der Brüderschaft zu veranlassen, beschäftigte. Weiterhin trat noch ein politischer Zweck hinzu; aber auch dieser wurde wieder aufgegeben, und die Freymaurerey durch die neue Constitution, die sie im J. 1723. erhielt, auf Wohlthätigkeit, Geselligkeit und Ausübung der Tugendpflichten zurückgeführt.

In dieser neuen Gestalt verbreitete sich die Freymaurerey auf das feste Land, erfuhr aber bald grosse Veränderungen, wozu die Beschaffenheit ihrer Sinnbilder und Allegorieen, vermöge welcher diese einer mehrdeutigen Auslegung fähig waren, allerdings sehr viel beygetragen hat; der Name der *Brüderschaft* verwandelte sich in den eines *Ordens*.

Der erste Schritt zu diesen Veränderungen geschah durch die Ableitung der Freymaurerey, als eines Ordens, aus den Zeiten der *Kreuzzüge*. Der Erfinder dieser Legende war *Ramsay*, ein Schottländer (geb. 1681., gest. 1743.). Er diente anfangs im spanischen Successionskriege, verliess aber im J. 1710. die Armee, und begab sich nach Cambray zu dem berühmten Bischof *Fenelon*, bey welchem er fünf Jahre blieb,

blieb, und wurde während dieser Zeit katholisch. In der Folge war er bey des englischen Prätendenten ältestem Sohne, *Karl Eduard*, doch nur fünf Vierteljahre lang, Hofmeister, schrieb für denselben die *Reisen des Cyrus*, und brachte dann einen guten Theil seiner Jahre in Paris zu. Er war nicht nur Freymaurer, sondern auch Groskanzler der französischen Freymaurer, und schrieb einen *Discurs von den Freymaurern*, der auch, man weiss jedoch nicht wann, gedruckt wurde, sich aber sehr selten gemacht hat. In demselben erzählt *Ramsay* (nach *Nicolai's* Versuch über den Tempelherren-Orden), dass diese Brüderschaft in dem gelobten Lande zur Zeit der Kreuzzüge sich verbunden habe, um die von den Saracenen zerstörten christlichen Kirchen wieder zu erbauen. Die Barbaren hätten sie daran auf alle Weise zu verhindern gesucht, und sich auch wohl als verstellte Christen unter sie gemischt, um ihnen unvermerkt Hindernisse in den Weg zu legen. Um nun die wahren Brüder von den falschen unterscheiden zu können, habe man *geheime Zeichen* erfunden, und für die ins Land gekommenen, grösstentheils in der Religion sehr unwissenden Christen allerley *symbolische Ceremonieen* verordnet, um sie auf eine angenehme Weise in den *Glaubenslehren* und den *Lebenspflichten* zu unterrichten. Da aber bey der überhandnehmenden Macht der Saracenen die gute Absicht der Brüderschaft in den dortigen Gegenden nicht mehr hätte erreicht werden können, so hätte ein König von England sie in sein Reich eingeladen, wohin sie auch gegangen wären, und sich hätten angelegen seyn lassen, nebst der Beförderung guter Sitten und der allgemeinen Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts, insbesondere die Baukunst, die Musik, Maler- und Bildhauerkunst in bessere Aufnahme zu bringen. Da hätten sich denn viele *große Herren* zu dieser Gesellschaft geschlagen und zu gedachtem Zwecke von Zeit zu Zeit Versammlungen gehalten u. s. w.

Diese erdichtete Erzählung von dem Ursprunge der Freymaurerey in den Kreuzzügen war damals, als *Anderson* 1738 die zweyte Ausgabe des Constitutionsbuchs besorgte, schon bekannt; denn er sucht sie zu widerlegen, indem er die Sache umkehrt, und sie so vorstellt, dass die Orden oder Brüderschaften der kriegerischen *Ritter* und auch einige geistliche Orden mancherley feyerliche Gebräuche von der weit ältern Brüderschaft der Freymaurer *geborgt* hätten; welches aber ebenfalls nicht erweislich ist.

Diese Legende gefiel besonders den *Franzosen*. Man findet sie schon in einer Anrede des Grossmeisters der Freymaurer in Frankreich an die in Paris im J. 1740 versammelte Loge. Diese Rede steht in dem *Anhange* zur dritten Ausg. des *Anderson*'schen *Constitutionsbuches* von 1762. Die darin enthaltene Vorstellung ist offenbar von *Ramsay* geborgt, und nach und nach ist sie in den Gesellen-Katechismus eingeflossen. In den ersten ursprünglichen englischen Katechismen, wie sie die *Masonry dissected* von *Pritchard* 1730 aufstellt, kommt davon noch nichts vor; auch *Kuenen*, der 1741 schrieb, und der Vf. des *verrathenen Ordens der Freymaurer* 1744 wissen noch nichts davon.

Offenbar hatte *Ramsay* die Absicht, der Freymaurerey seiner Zeit eine andere Gestalt zu geben. Er war ein Mann von Wissenschaften; ihm missfiel, dass man die Freymaurerey zu einem blossen Spiele machte, und eine Sache, die schon vorbey war, als ein wichtiges Geheimniss behandelte. Er glaubte also, in der Gesellschaft, in welcher vornehme, reiche und gelehrte Männer sich befanden, ein Mittel zu finden, den Wissenschaften, insonderheit denen, die mit der Baukunst in Verbindung stehen, zu dienen. Er schlug daher die Ausarbeitung und Herausgabe einer *Encyklopädie* dieser Wissenschaften vor. Diese Idee blieb aber unausgeführt. Neben diesem *Hauptzwecke* lag ihm aber ein *anderer* vielleicht noch mehr am Herzen; dieser war, die Gesellschaft zur Beförderung des *Katholicismus* in England zu brauchen, und dadurch dem Prätendenten den Weg zum Throne zu bahnen. Bey der Wiederherstellung der alten Ceremonieen, auf die er drang, ging seine Absicht dahin, die Leute nach und nach wieder an die Gebräuche der römischen Kirche zu gewöhnen, damit sie solche minder anstössig finden möchten, und die Gemüther unter der Hand zur Ertragung und Annahme eines katholischen Königs vorzubereiten. Es findet sich aber keine Spur, dass *Ramsay* von *Jesuiten* auf diese Idee geleitet worden; seine Anhänglichkeit an die katholische Religion und den Prätendenten konnte ihn, als einen denkenden Kopf, selbst leicht auf diese Idee bringen.

Noch bey *Ramsay's* Leben wurden seine Ideen in Frankreich angenommen und erweitert. Man erdichtete eine Verbindung der Brüderschaft mit dem *Johanniter-Orden*, und kam bald auf den Gedanken, jene Männer, die sich zu dem Zwecke, die von den Saracenen zerstörten christlichen Kirchen wieder aufzubauen, vereinigt hätten, möchten wohl selbst *Ritter* gewesen seyn, oder doch Ritter und andere vornehme Leute unter sich gehabt haben. Den *Schotten* zu gefallen, auf welche *Ramsay* in Absicht auf katholische Gebräuche und das Haus *Stuart* wohl am meisten gerechnet haben mag, erfand man einen *neuen Grad*, den *schottischen*, von welchem man bisher nichts wusste, und der auch in England keinen Beyfall gefunden hat. Desto mehr fand er ihn in Frankreich, und von da kam er nach und nach auch in andere Länder.

Indessen musste man bald merken, dass die vorgegebene Verbindung mit den *Johannitern* unerweislich und manchem Widerspruche ausgesetzt wäre. Man sah sich also nach einem andern Ritterorden um, und fiel sehr natürlich auf die *Tempelherren*. Selbst der Name war sehr bequem, um ihnen die Wiederherstellung der christlichen Kirchen oder Tempel als einen Zweck unterzuschieben. Man gab vor, die Tempelherren hätten sich, nach ihrer Aufhebung, *insgeheim in Schottland fortgepflanzt*, ihre Nachkömmlinge wären die Freymaurer, jedoch unter einer etwas veränderten Gestalt, die durch die Umstände

noth-

nothwendig gemacht worden wäre. Alles dieses scheint schnell auf einander gefolgt zu seyn. Hat *Ramsay* das alles nicht selbst erfunden, so gab er doch wenigstens die Veranlassung dazu, und in der von ihm zuerst geäusserten und durch seinen Discurs verbreiteten Idee, dass die Freymaurerey während der Kreuzzüge in das heilige Land entstanden sey, ist der Same von allen nachherigen Zusätzen enthalten.

Die höheren schottischen Grade entstanden in Frankreich, und dieses erhielt sie von den mit dem Prätendenten aus Schottland und England dahin eingewanderten Lords und übrigen Anhängern desselben. Im vierten Decennium des verflossenen Jahrhunderts bestand der hohe Orden nur aus drey Graden, den Schotten, Novizen und Rittern. Ueber diesen dritten Grad gab es kein Geheimniss mehr, sondern nur Ehrenstellen. Zu dieser Zeit wurde der Hr. *v. Hund* in den höhern Orden aufgenommen; er wusste also damals kein Wort weder von diesen schottischen, noch von allen den Graden, welche die Franzosen ungefähr 14 Jahre später mit nach Deutschland brachten, und die von Geldbegierde erzeugt worden waren. Alle diese Grade haben die Engländer niemals anerkannt, und werden sie auch nie anerkennen. Andere Nationen, und auch wir Deutsche, waren leichtgläubiger und dafür empfänglicher.

Es ist also eigentlich gar kein realer Zusammenhang zwischen der ursprünglichen englischen Freymaurerey und jenen höheren Graden. Jene entstand aus Anhänglichkeit an die königliche Familie gegen den Usurpator Cromwell; diese aus Meuterey gegen den König (Georg II.).

Da die Anhänger des Prätendenten Katholiken waren, und die Jesuiten insbesondere sich der Wiedereinführung der katholischen Religion in England und andere protestantische Länder sehr angelegen seyn liessen, auch die Formen des Freymaurerordens, und insonderheit der schottischen Grade, eine ihrer Absicht angemessene Auslegung vertrugen: so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie sich dieses Ordens und dieser höheren Grade zur Beförderung ihres Zwecks bedient, und dass sie diesen Graden noch das *Clericat der Tempelherren* hinzugefügt haben, von welchem verbreitet wurde, dass es die grossen Geheimnisse, welche die Tempelherren einst besessen haben sollen, noch besitze. Diese Erfindung fällt in den Anfang des fünften Jahrzehends des verwichenen Jahrhunderts. Die Versuche, welche die Cleriker in Deutschland machten, auf das System der sogenannten stricten Observanz Einfluss zu gewinnen, und die Namen der Personen, die sich durch jene Erfindung täuschen liessen und andere wieder täuschten, sind bekannt, und gehören zu der besondern Geschichte des Ordens in Deutschland.

Endlich ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, dass auch die *Rosenkreuzer*, unter mancherley Namen und Gestalten, mehrere Logen mit ihrer Magie, Theosophie, Kabbalistik und Alchemie angesteckt haben, aus eigenem Antriebe vielleicht, vielleicht auch durch die Intriguen der Jesuiten, dazu vermocht, die diesen Künsten der Finsterniss nicht feind sind, und sich derselben zu ihren Absichten, nicht ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, bedient haben mögen. Die *Rosenkreuzer* fanden auch, gerade nach der Aufhebung des Jesuiterordens, der an ihnen einen neuen Hebel fand, am meisten bereitwillige Schüler; und da die Freymaurer, durch die Vieldeutigkeit ihrer Allegorieen und Sinnbilder irre geführt, in dem Wahne standen, dass in der Freymaurerey grosse Geheimnisse verborgen seyn müssten: so warfen sie sich diesen ihnen so viel versprechenden neuen Propheten mit vollem Vertrauen in die Arme, und wurden — betrogen. Auch hier sollten die lehrbegierigen Jünger eine lange Reihe von mystischen Graden durchlaufen; vielen vergieng die Geduld, und andere wurden durch die ihnen so oft wiederholten und fortgesetzten Täuschungen endlich klug und wandten jenen unsaubern Geistern den Rücken zu. Es ist auch nunmehr, da die Menschheit in der Freymaurerey um 40 Jahre und drüber älter geworden ist, zu hoffen, dass jene Periode ihrer kindischen Geheimnisssucht nie wiederkehren werde, gesetzt auch, dass die mystischen Schwäne ihren Todesgesang noch reizender sängen, als der verborgene kunstreiche klerikalische Sänger der *Söhne des Thales*.

Berlin, b. Schmidt: *Die Brüder St. Johannis des Evangelisten aus Asien in Europa*, oder *die einzige wahre und ächte Freymaurerey*, nebst einem Anhange, die Fessler'sche kritische Geschichte der Freymaurerbrüderschaft und ihre Nichtigkeit betreffend, von einem hohen Obern. 1803. XVI u. 382 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dass dieses System nach seinem ganzen Umfange, wie hier geschieht, bekannt gemacht wird, ist recht gut und nützlich. Einfaltspinsel, die tiefe Weisheit und Enthüllung wichtiger Geheimnisse in geheimen Orden suchen, können ihren Durst hier befriedigen, und Höheres giebt gewiss kein Orden und kein Grad eines Ordenssystems in der Welt, für das wenige Geld, das dieses Buch kostet, als dieser Orden St. Joh. des Evangelisten aus Asien in Europa, der alles umfasst, was nur geheime Wissenschaft heisst, Freymaurerey, Tempelherren-Ritter und Kleriker, Theosophie, Magie, Kabbalistik und Alchemie; er ist, mit einem Worte, das *non plus ultra* der rosenkreuzerischen Weisheit. Er besteht aus fünf Graden oder Abtheilungen, welche hier in drey Theilen, deren jeder wieder in Abschnitte getheilt ist, ausführlich dargelegt werden. Der *erste* Theil liefert die allgemeinen Gesetze und die Organisation dieses sogenannten *hochwürdigsten und weisen* Ordens der R. u. Br. St. Joh. des Evangelisten. Wir bemerken daraus nur Folgendes. Der Orden kennt keine andern Geheimnisse, als jene, welche in den Hieroglyphen der drey Johannisgrade der Freymaurerey enthalten sind; er nimmt nur Glieder von Johannis-, Freymaurer- und von Melchisedecks-Logen (d. i. solchen, die nicht, so wie jene, bloss aus Christen, sondern auch aus Türken, Persern,

sern, Armeniern, Kopten u. s. w. bestehen,) auf; er ist zum *großen Werke der Einheit* bestimmt; er beschäftigt sich geradezu mit Untersuchung der natürlichen Dinge und mit der Unterweisung in der Erkenntniss des *Buchs des Menschen von 10 Blättern, gesiegelt mit 7 Siegeln.* (Das berühmte Buch *des Erreurs et de la vérité* des Marquis *de St. Martin* und der *Clef des Erreurs, de l'esprit et des choses*, von demselben Vf., enthält mehr Nachrichten von jenem *Buche des Menschen von 10 Blättern*, und wer das *Examen impartial du livre, intitulé: des Erreurs et de la vérité*, besitzt, findet darin den Schlüssel zu dem unter dieser Allegorie versteckten Geheimnisse, so wie zur ganzen Tendenz des Buchs *des Erreurs* etc. Die Untersuchungen des *Examen impartial* machen es ziemlich wahrscheinlich, dass jene Erfindungen auf das *große Werk der Einheit* abzwecken.) Der Orden besteht aus fünf Graden oder Stufen: 1) der Probestufe der Suchenden, 2) der der Leidenden, 3) der ersten Hauptstufe der Ritter und Brüder St. Johannis des Evangelisten aus Asien in Europa, 4) der zweyten Hauptstufe der weisen Meister, und 5) der dritten Hauptstufe der königlichen Priester, oder der *ächten Rosenkreuzer*, oder der Stufe *Melchizedeck Eins.* Der Orden steht unter einem Synedrion von 72 Gliedern, aus welchen fünf Ausschüsse gebildet werden. An der Spitze des ersten Ausschusses stehen der oberste Ordens-Grossmeister *Chacham Hackolel* und der oberste Synedrions-Vicarius und Ordenskanzler *Rosch Hamdabrim;* jeden der drey Ausschüsse regieren zwey oberste Visitatoren, sie heissen *Isch Zadick* und *Pokeach Ibrim*, *Thumim Bermahloth* und *Somech Noplim*, *Tham Wejaschor* und *Metibh Jackol;* den fünften Ausschuss regiert wieder der Grossmeister.

Der *zweyte* Theil enthält im *ersten* Abschnitte die Aufnahme eines Freymaurer-Meisters in die erste Probestufe. Dem Aufzunehmenden wird vorgelogen, dem Orden sey die ganze, vollständige, einzige und ächte Lehre, die Erkenntniss des allmächtigen Baumeisters und jener aller Erschaffenen Wesen, sie seyen gleich ausser oder inner der Zeit, und die Werke der ganzen heiligen Natur anvertraut worden, um solche den Würdigsten mitzutheilen. Im *zweyten* Abschnitte die Aufnahme in die zweyte Probestufe. Auch hier erfährt der Candidat Legenden, mystische, alchemistische und magische Fratzen.

Der *dritte* Theil begreift den Inhalt der drey Hauptstufen, in 16 Abschnitten, von welchen der letzte die *Grundsätze der Kabbala* vorträgt.

Der Herausg. dieses Systems ist selbst ein Oberer desselben; denn er unterschreibt sich als solcher mit seinem rosenkreuzerischen Ordensnamen *a Scrutato.* Er hätte sich, statt diesen barbarischen Namen anzunehmen, lieber *Scrutarius* oder *a non scrutando* nennen sollen. Denn was hier ausgelegt wird, ist ein wahrer Trödelkram und verlegene Waare, und er drückt sich über ihren Werth in der Vorrede so unbestimmt aus, dass man nicht weiss, ob er sie für gut oder schlecht, und die mitgetheilten Lehren für wahr oder falsch hält. Erst meynt er, dieses System verbreite äusserst viel Licht über die Freymaurerey (wahrscheinlich zielt er auf die Geschichte derselben im *zweyten* Abschn. der zweyten und dritten Hauptstufe im *dritten* Theile, in welcher kein wahres Wort ist); dass es uns *Belehrungen* vom Alten und von der Art gebe, wie der Orden fortgepflanzt worden; dass es *mit Ueberzeugung* lehre, der Ursprung aller sichtbaren und unsichtbaren Wesen sey in sich selbst bestehend, ein Geist u. s. w.; und dann zweifelt er doch wieder, oder thut vielleicht nur, als zweifle er, ob alles, was hier gelehrt werde, wahr oder Betrügerey sey. Dass er inzwischen das System dennoch mehr für nützlich und gut, als für schlecht hält, scheint daraus zu erhellen, dass er äussert, *Bohemann* habe es *gemißbraucht;* denn man sagt von keiner Sache, die man schon an sich für schlecht hält, dass man sie *mißbrauche.* Auch erhellet der Werth, den er auf dieses rosenkreuzerische System legt, noch aus der Absicht, die durch die Bekanntmachung desselben erreicht werden soll. Er will nämlich dadurch die kritische Geschichte der Freymaurer-Brüderschaft, welche *Feßler* in Manuscript den Logen für 125 Thaler angeboten haben soll, verdrängen und entbehrlich machen, indem er meynt, eine Geschichte des Ordens sey nur dann möglich, wenn man die berühmten maurerischen Systeme der höheren Grade abdrucken liesse, und also die Geschichte des Ordens so gäbe, wie sie das System selbst in den Acten aufbewahre, zu welchem Ende er also das gegenwärtige System, mit der darin enthaltenen Geschichte des Ordens, bekannt mache. Der Br. *a Scrutato* muss also wohl die hier vorgetragenen Legenden von dem Ursprunge und der Fortpflanzung des Freymaurer-Ordens für die wahre Geschichte des Ordens halten, und er begreift nicht, dass, wenn denn nun auch dieses elende Product eines verbrannten Gehirns oder eines Betrügers mit zur Geschichte der Betrügereyen, des Aberglaubens und der Vorurtheile im Orden gehöre, dasselbe doch, auch nicht auf die entfernteste Weise, den Mangel einer vollständigen und kritischen Geschichte der Freymaurerey, von welcher jene Erscheinung nur ein unbedeutendes Moment ausmacht, ersetzen kann. Was in dem *Anhange über die Nichtigkeit der Feßler'schen Reformation* gesagt wird, ist von keinem Gewicht, und trifft das Fessler'sche System nicht mehr, als die eigentliche Freymaurerey überhaupt. Wahrscheinlich ging unser *hoher Obere a Scrutato* von der Idee der von ihm sogenannten einzig wahren Freymaurerey, wie sie in dem rosenkreuzerischen Systeme der Brüder St. Johannis des Evang. aus Asien in Europa vorgestellt ist, aus, nach welcher denn freylich die Freymaurerey einen ganz andern Zweck, als Beförderung der Sittlichkeit, und die Zeichen, Worte und Symbole eine ganz andere Bedeutung haben, als ihnen *Feßler* und andere vernünftige Freymaurer unterlegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. October 1804.

FREYMAUREREY.

BERLIN, b. Schöne: *Der Signatstern, oder die enthüllten sieben Grade der mystischen Freymaurerei, nebst dem Orden der Ritter des Lichts*, für Maurer und die es nicht sind, aus dem Nachlass des verstorbenen Bruders *W....* an das Tageslicht befördert von seinem Freund und Bruder *B....* 1803. *Erste* Abtheilung. 276 S. *Zweyte* Abth. 281 S. 8. m. K. (2 Rthlr. 4 gr.)

In der Vorrede, von welcher man durch keine Unterschrift erfährt, ob sie von dem Herausg. oder von wem sonst herrührt, werden die hier abgedruckten Sachen für das System der *Cleriker der Tempelherren* ausgegeben. Dieses Vorgeben hätte aber um so mehr begründet werden sollen, da bis jetzt das *klerikalische* System der Tempelherren noch ganz unbekannt geblieben ist. Noch meynt der Vorredner, dieses hier gelieferte sogenannte klerikalische System interessire auch vorzüglich die gelehrte Welt, weil nach demselben die katholischen kirchlichen Gebräuche Weisheit im Hinterhalte hätten, und, was ihren Sinn beträfe, von den tiefsten Geheimnissen strotzten. Allein von dieser Seite kann diese Sammlung von Betrügereyen und tollem mystischen Zeuge den Gelehrten auf keine Weise interessiren, da ihm ohnehin bekannt genug ist, welchen Missbrauch die Dummheit, der Aberglaube und die Bosheit mit jenen Dingen getrieben haben. Die Schrift verdient bloss in einer Sammlung zur Geschichte geheimer Gesellschaften, und insonderheit der Freymaurerey, als Beleg der Thorheiten, mit welchen die letztere in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verunstaltet worden ist, und der Intriguen, zu welchen Pfaffen und Mystiker sich der Freymaurerey bedient haben, aufbewahrt zu werden. Dass diese Versuche listiger Betrüger und verrückter rosenkreuzerischer Köpfe seit geraumer Zeit keinen Eingang mehr finden, ein grosser Theil der Getäuschten sich wieder orientirt hat, und die verbreitete Aufklärung die jüngere Menschheit vor gleicher Ansteckung bewahren wird, dafür leisten sprechende Zeichen die Gewähr. Die Rosenkreuzer, Cleriker, und was ihnen gleich ist, sind mit ihren im Finstern arbeitenden Logen grösstentheils zerstoben und verschollen, und ihre possenhaften sogenannten Systeme kommen eins nach dem andern an das Tageslicht und werden dem Spotte preisgegeben.

Der Herausg. dieses *Signatsterns*, ein Wort, das keinen verständlichen Sinn, und von welchem er auch keine Erklärung giebt, hat sich seine Arbeit ausnehmend bequem gemacht, indem er die Sachen, die er vor sich liegen hatte, bloss hat abdrucken lassen, ohne sie vorher von Schreib- und Sprachfehlern zu reinigen, und ohne das geringste kritische Urtheil beyzufügen. Mit blossen Abdrücken von einzelnen Systemen und Graden ist aber noch wenig gedient. Zum Behuf der Geschichte des Freymaurer-Ordens sollte man den Geist eines jeden auffassen, den geheimen Sinn ihrer Symbolik enthüllen, diese Systeme dann in solchen gedrängten Uebersichten nach der chronologischen Folge ihrer Entstehung ordnen; welches letztere keine Schwierigkeiten hat, da sich dabey ohne Bedenken zum Grundsatz annehmen lässt, dass alle nach dem Meistergrade der Johannislogen entstandene höhere Grade und Systeme innerhalb eines Zeitraums von 60 Jahren ihren Ursprung genommen haben, und jeder Grad und jedes System gerade zu derselben Zeit entstanden ist, in welcher es in der Freymaurerey durch Mittheilung und in der öffentlichen Welt durch Schriften bekannt wurde. Denn es ist Thorheit zu glauben, dass diese Dinge ungleich früher erdacht und entstanden, als mitgetheilt und bekannt gemacht worden wären. In Erwartung, dass ein philosophischer Kopf, dem die Mittel dazu zu Gebote stehen, diese nicht unangenehme und nicht unnützliche Arbeit unternehmen werde, theilen wir hier noch den Inhalt des *Signatsterns* mit.

Das *erste* Bändchen oder die *erste* Abtheilung begreift von 1. bis 3. die drey Johannisgrade, des Lehrlings, Gesellen und Meisters, wie man sie bereits kennt und ohne wesentliche Abweichungen; 4) den Jungschotten; 5) den schottischen Altmeister und Ritter des heil. Andreas, doppelt, den einen von jüngerm Datum, den andern vom J. 1765.; 6) den Grad des Provinzial-Kapitularen vom rothen Kreuz; 7) den Gr. der Magus oder der Ritter der Klarheit des Lichts. (Alle diese Grade, vom 4ten an, sind auf das praetendentische System gepfropfte rosenkreuzerische.)

Zweytes Bändchen oder *zweyte* Abtheilung: *System des hochwürdigsten, mächtig und weisen Ordens der Ritter und Brüder des Lichts.* Es besteht aus zwey Theilen, von welchen der *erste* in 14 Abschnitten alles, was zur äussern Einrichtung und Organisation der Versammlungen oder *Kapitel* gehört, und der *zweyte* die fünf Grade oder Stufen, die man in diesem Systeme zu durchlaufen hat, in so viel Abschnitten, beschreibt. Diese fünf Grade sind die eines Novizen vom dritten, vom fünften, vom siebenten Jahre, der Levit und der Priester; alle durchaus rosenkreuzerisch, theosophisch-magischer Natur. Beygefügt ist die geheime Schrift für die Ritter-Novizen und die für

für die Leviten und Priester. Dann folgen noch: 1) *Aufschluss über den höchsten Zweck des Ordens nach dem System der Cleriker der Tempelherren;* ein Actenstück, von welchem in einer angehängten *Nachschrift* (des Herausg. oder des verstorbenen Bruders *W.?*) gesagt wird: „Ich habe dasselbe aus dem Nachlasse des Barons *von Schröder*, der es vom Original, das ihm der Minister *von Wöllner* mittheilte, abschrieb. Es ist ein Bericht Lords *Williams* an eine geheime Committé der Obern der stricten Observanz, von der *Wöllner* ein Mitglied war." In diesem Berichte erzählt der Lord ausser anderm, was ihm ein Freund über Ordenssachen mittheilte, auch von zwey Geistererscheinungen, die dieser vor seinen Augen bewirkte. Der Lord ist leichtgläubig genug, das alles für wahr und wirklich zu halten; denn er lässt in seinem Berichte keine Sylbe eines Zweifels fallen. Sein Freund erzählt ihm, er sey ein Enkel *Theodorich Gualdo's*, der ihm seine grossen Geheimnisse mitgetheilt habe. *Gualdo* selbst habe solche im J. 1740 bis 1744 in dem auf dem *Monte senario* liegenden Kloster von Serviten erhalten, die ihn in ihre geheime Gesellschaft in den dabey liegenden sieben Grotten, wo sie ihre Versammlungen zu halten pflegten, aufgenommen und durch ihre drey Grade geführt hätten. *Gualdo* habe ihm, seinem Enkel, gesagt, die wahren Obern des Tempelherren-Ordens befänden sich in Italien, und besonders dort in Florenz; da sey das Wahre, Aechte zu holen. Aegypten sey die Wiege dieser hohen Geheimnisse, da habe sie Moses erhalten, unter die Israeliten gebracht, von welchen sie dann auf die Christen, und natürlich von diesen auf die Tempelherren und auch andere einzelne Auserwählte gekommen wären. Diese letztere wären die ursprünglichen *Rosenkreuzer*, die für sich geblieben und sich nicht in den Orden der Tempelherren begeben hätten. *Rosenkreuzer* und *Tempelherren* wären nur zwey Linien, aus einem und demselben Punkte geflossen. Es fänden sich auch noch immer dergleichen Einzelne, die es in dieser Wissenschaft ohne alle Verbindung bis zur grössten Vollkommenheit gebracht hätten, u. dergl. erlogene Dinge mehr, die ächt rosenkreuzerisch sind. 2) *Copie der Erklärung des ersten Freymaurer-Grades, vom Baron v. H.... aus Schlesien erhalten;* theosophische Ansichten eines frommen und gutmüthigen Freymaurers, dessen Vernunft durch religiöse Mystik exaltirt ist. 3) *Aufnahme zur hohen schottischen Meisterloge;* nebst der Erklärung des Teppichs und dem Katechismus, nach dem Ritual, wie solches in den hohen schottischen Logen der schottisch-englischen und italiänischen Provinz gebräuchlich ist, vom J. 5650. 4) *Die englische Loge* oder *Ritterloge*, mit Tapis und Emblemen in Holzschnitt. 5) *Die schottische Loge* oder *Commandeurloge*. Beide letztere sehr unvollständig. 6) *Die vollkommene Maurerloge* oder *das Grosskreuz St. Johannis (Grande Croix de St. Jean)*. Auch ziemlich dürftig, aber doch sprechender, als der vorige Grad, welche beide mit den zwey vorhergehenden Nr. 3. u. 4 ein System ausmachen. Der Commandeur erhält mit diesem Grade „die Macht, alle diejenigen heiligen Functionen zu verwalten, welche die Apostel Christi in der ersten Kirche verwaltet haben." Von welcher Tendenz dieses System ist, lässt sich schon hieraus erkennen; das Ganze ist, wie auch schon die elende Uebersetzung verräth, französisch-jesuitisches Machwerk. Hierauf folgt 7) eine *Geschichte des Freymaurerordens*, wie sie den schottischen Meistern vorgelesen zu werden pflegt, die in der That seltsam und romantisch genug ist, nebst einigen unbedeutenden Seiten, die „*Aufnahme, Geschichte und Geheimnisse der schottischen Meister*" überschrieben sind, und wahrscheinlich in dem freymaurerischen Manuscriptenkrame ihres ehemaligen Besitzers eine andere Stelle hatte.

Sulzbach, gedr. b. Seidel: *Christoph Gottlieb von Murr — über den wahren Ursprung der Rosenkreuzer und des Freymaurer-Ordens.* Nebst einem Anhange zur *Geschichte der Tempelherrn.* 1803. 160 S. 8. (12 gr.)

In dieser Schrift soll ausgemittelt werden: 1) in welche Zeit der eigentliche Ursprung der Rosenkreuzer zu setzen sey, und 2) zu welcher Zeit sich Rosenkreuzer und Freymaurer getrennt und letztere eine eigene Gesellschaft ausgemacht haben. Jenes geschieht mittelst eines Katalogs von magischen, theosophischen, kabbalistischen, alchemistischen und dann eigentlich rosenkreuzerischen Schriften, sowohl dogmatischen als polemischen Inhalts, welche, mit literarischen, historischen und biographischen Nachrichten und mit beyläufigen Bemerkungen untermischt, in chronologischer Folge aufgeführt werden. Ein bestimmtes Resultat giebt Hr. *v. M.* nicht; auch erhellet die Zeit der Entstehung der Rosenkreuzer, als wirklicher Gesellschaft, nicht. Denn obgleich gesagt wird, dass der eigentliche Name der Rosenkreuzer vor dem J. 1610. noch nicht bekannt gewesen sey: so wird es doch unbestimmt gelassen, ob unter dem *eigentlichen Namen* der *Orden* der Rosenkreuzer gemeynt sey; oder, wenn darunter der blosse Name *Rosenkreuzer* verstanden werden soll, so harmonirt damit nicht, wenn bey dem J. 1604., wo von *Sim. Studion's Naometrie* und *Bas. Valentinus* die Rede ist, (S. 15.) gesagt wird, dass von dieser Epoche an bis tief in das 17te Jahrhundert Theosophen, Alchemisten u. a. m. herumgeschwärmt und sich *Rosenkreuzer* genannt hätten; oder wenn es bey dem J. 1602. heisst, *Val. Andreä* habe schon in diesem Jahre, dem 16ten seines Alters, seine *chymische Hochzeit* entworfen, und darin die *Rosenkreuzer* lächerlich gemacht. Auf eine Stelle fol. 50. in *Fludd's Clave philos. et alchem. Fluddanae*, wo es heisst: „*Fratres R. C. olim sic dicti, quos nos hodie Sapientes (Sophos) vocamus, omisso illo nomine, tamquam odioso miseris mortalibus velo ignorantiae obductis, et in oblivione hominum jam fere sepulto*", gründet der Vf. die Behauptung, dass im J. 1633. der Name *Rosenkreuzer* abgeschafft und in den Namen *Sophi* oder *Sapientes* verwandelt worden, und dass *daher* in dieses Jahr der *Keim* der Entstehung der *Freymaurer* zu setzen

setzen sey, weil sich die *Sapientes* solcher figürlichen Redensarten von Wiedererbauung des Salomonischen Tempels u. s. w. bedient hätten, um die Absicht ihres Ordens zu verbergen, der sich hernach unter *Cromwell* durch öffentliche und geheime *Clubbs* oder *Logen*, als Orden zu dem, was er in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. gewesen und theils noch sey, ausgebildet habe. Zu dieser Behauptung fehlt es gänzlich an einem hinreichenden Grunde; wenigstens kann die Veränderung des *Namens der Rosenkreuzer* in *Sophi* und *Sapientes* kein solcher Grund seyn; die Rosenkreuzer können sich Sapientes genannt haben, wie sie sich auch in ihrer Einbildung noch bis auf diese Stunde *weise Meister* nennen, ohne deswegen *Freymaurer* gewesen zu seyn; es ist auch kein Beweis beygebracht, dass sie zu jener Zeit, als sie den Namen *Sapientes* annahmen, sich der freymaurerischen Symbole bedient hätten. Den *Orden* der *Rosenkreuzer* hält Rec. für so alt noch nicht, und setzt seine Entstehung erst in den Anfang der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die satirische Fabel des *Val. Andreä* verführte die Mystiker und Phantasten seiner Zeit, dieselbe für Wahrheit zu halten; sie glaubten wirklich an das Daseyn einer Verbindung und Brüderschaft von Leuten ihrer Art, sie richteten gedruckte Sendschreiben an sie, und schrieben öffentlich von ihnen, ohne irgend einen Ort, wo sie ihre Versammlungen hielten, angeben zu können. Endlich verstummten diese Schreyer, und die eingebildete Societät verscholl von selbst. Standen auch hier und da einige mit einander in persönlicher Verbindung oder in Briefwechsel: so war doch deswegen noch lange nicht an eine solche Verbindung und gesellschaftliche Organisation zu denken, wie sie erst lange nach Entstehung des Freymaurerordens Statt gehabt hat u. s. w. Hieraus erhellet wenigstens so viel, dass das Band zwischen den Rosenkreuzern und Freymaurern hier ziemlich locker gehalten wird, und es ist so *zuverlässig* nicht, wie S. 72. gesagt wird, dass beide *anfangs einerley* gewesen wären, bis sie sich noch vor dem J. 1650. getrennt hätten. Es hätte wohl begreiflich gemacht werden müssen, wie etwas, das anfangs *einerley* war, sich in der Folge in ganz verschiedene Systeme trennen konnte. Wenn die Rosenkreuzer Freymaurer waren, so hörten sie ja nie auf, Rosenkreuzer zu seyn, wenn sie auch ihre Namen veränderten, und die Freymaurer blieben Rosenkreuzer, ungeachtet sie nicht mehr so hiessen; eine Trennung beider lässt sich auf diese Art nicht wohl denken. Wir wünschten, dass der gelehrte und belesene Vf. diese Lücke zwischen den beiden Theilen seiner Untersuchung ausgefüllt hätte. Der Hauptinhalt des zweyten besteht noch in Folgendem. Der Freymaurerorden hält über die Massen auf *Menschenliebe* und *Wohlthätigkeit*. Babylonischer Thurm- und Salomonischer Tempelbau sind blosse Symbole, „*um zur Idee des Bauens zu leiten.*" — Die Freymaurerey stammt nicht von der Stiftung der strassburgischen Innung privilegirter Bildhauer und Baumeister ab. Das Symbol vom Bauen und von Maurerey hatten die Freymaurer schon seit dem Anfange ihres Ordens 1650. mit in ihre Constitution eingewebt. Dass das Geheimniss der Freymaurer und der Orden selbst, wie in den zergliederten Freymaurern stehe, vom babylonischen Thurmbaue entsprungen, von da nach Aegypten, und weiter von *Hiram*, dem Baumeister des Salomonischen Tempels, nach Jerusalem gebracht worden, sey völlig rosenkreuzerisch; denn in *Majer's Septimana philosophica* (1620.) sitze auf dem Titelblatte König Salomo, und lasse, als ein galanter Herr, die Königin Saba zur Rechten und Hiram zur Linken sitzen. Neben und hinter ihnen sässen Rosenkreuzer an ihren Schreibpulten, und in der Vorrede sage *Majer: Salomonem aenigmata cum Regina Saba ac Hyramo Tyrio principe communicasse.* S. 77. stossen wir auf eine Stelle, die wahrscheinlich die Art der Entstehung und Trennung der Freymaurer von den Rosenkreuzern bemerklich machen soll; sie löst aber das Räthsel nicht und ist sehr unbestimmt; sie lautet so: „Bey allen Vernünftigen machten sich die Rosenkreuzer durch ihre Grillen und Dichtungen immer lächerlicher in England. Einige wackere Leute suchten, unter dem Scheine solcher Versammlungen, sich zu vereinigen, um verschiedene Endzwecke zu erreichen, und errichteten Clubbs." Im J. 1650. sey die erste patriotische Freymaurerloge in London errichtet worden. (Nach *Semler* im 2ten St. seiner Sammlung S. 175., der es aber für ein blosses politisches Glaucoma hielt, um den sogenannten Stein der Weisen zu bearbeiten, welches der Vf. auch dahin gestellt seyn lässt. Eine andere Autorität für dieses Factum wird nicht angeführt.) Nun folgen noch allerley Nachrichten und Bemerkungen von Rosenkreuzern und über Rosenkreuzerey nach Entstehung der Freymaurerey; vom *Senfkornorden*; von den rosenkreuzerischen Versuchen eines gewissen *Fuger* im J. 1789.; von dem Büchelchen *Crata repoa (arcta opera)*; von *Feßler's* Bemühungen, den Orden der Freymaurer zu reinigen. Dann kurze Nachrichten von Ereignissen bey der Loge in London, ingleichen von den Stiftungen anderer Logen im Auslande, in chronologischer Ordnung, bis zur Aufnahme Friedrichs des Grossen im J. 1738., worauf dann noch vom J. 1784. der von dem berühmten D. *John Brown* in Edinburgh gestifteten lateinischen Freymaurerloge *zum römischen Adler*, welche der verstorbene *Girtanner* im J. 1789. einmal besucht habe, und des im J. 1787. von der Loge *du Contract social* ausgeschriebenen Convents erwähnt und mit einer kurzen Nachricht von der nürnbergischen Maurerey beschlossen wird.

Ein *Anhang* liefert 1) den Tempelherren-Orden in Spanien und Portugal betreffende Auszüge und Verzeichnisse der Provinzial-Grossmeister dieses Ordens in Castilien und Leon, von Arragonien und Catalonien; aus des Gr. *Campomanes Dissertaciones historicas del Orden y Cavalleria de los Templarios* etc. 2) *Formulae receptionis Equitum et Fratrum Clericorum O. T. e codice MS. Biblioth. Corsin. Romae, cur. Dom. Münter*, 1786. 3) Zeugenverhöre der Tempelherren in Castilien vom J. 1310., von demselben Gelehr-

ter-

ten dem Vf. abschriftlich mitgetheilt. 4) Verzeichniss verschiedener handschriftlichen Urkunden aus *Montfaucon's Bibliotheca Bibliothecarum MSS. nova*, welche *Du Puy* nicht benutzt hat und zum Theil nicht benutzen konnte. 5) *Sententiae Brunelli de diversis Religionibus existentibus, de Templariis, rubra cruce signatis, de Hospitulariis, alba cruce signatis*, und *novus Ordo Brunelli factus de aliis Ordinibus;* sehr unbedeutende Verse. 6) *De Jacobo Templariorum Magistro;* ein Abdruck des 21sten Kapitels aus *Joh. Boccatii de casibus viror. illustrium*, L. IX. Aug. Vind. 1544. fol. 7) Ein Auszug eines Aufsatzes unter der Rubrik: *Etwas Arabisches zur Geschichte der Tempelherren*, im *ersten* Theile des neuen Journals des Vfs. zur Literatur- und Kunstgeschichte (Leipz. 1798. m. K.). Angehängt ist endlich auch noch eine Urkunde zur Geschichte deutscher Tempelherren vom J. 1287., *ex Archivo S. Martini Wormatiensi;* ist weiter nichts, als ein Bekenntnifs des in der Wormser Diöces gelegenen Tempelherren-Hofs *(in lacu, sive de Sevve)*, dass er dem Kapitel S. Martini in Worms einen jährlichen Zins von 25 Malter Weizen verkauft habe, mit dem Abdrucke des Siegels des gedachten Tempelhofs.

Leipzig, b. Kummer: *Archiv der Freymaurer-Loge zu Livorno*, so wie solches im J. 1800. auf Befehl des Grofsherzogs von Toscana gerichtlich in Beschlag genommen worden. Aus handschriftlichen französischen und italiänischen Original-Papieren in Ordnung gebracht und verdeutscht. 1803. XVI u. 456 S. 8. m. 1 illum. Kpf. (1 Rthl. 20 gr.)

Von dem Officiercorps einer französischen Halbbrigade wurde im J. 1796. eine Freymaurerloge unter dem Namen *Les amis de l'Union parfaite* unterhalten, in welche sich viele Livorneser, Christen und Juden, aufnehmen liessen. Da es aber im Frühjahre 1797. wahrscheinlich wurde, dass die französischen Truppen nicht lange mehr in Toscana würden bleiben können: so liessen sich die in Livorno und der umliegenden Gegend einheimischen Brüder eine eigene Loge unter gleichem Namen constituiren. Diese Loge arbeitete auch, nach dem Abzuge der französischen Armee, ein Paar Jahre ruhig fort, bis sie im J. 1800. auf Befehl des Grofsherzogs überfallen, sämmtliche anwesende Brüder verhaftet, alle Logengeräthe, Kleinodien, Zierathen und Papiere, die sich so eben in der Loge fanden, sie mochten zur Sache gehören, oder nicht, in Beschlag genommen, und einer angeordneten Commission zur Untersuchung übergeben wurden. Diese Untersuchung hatte weiter keinen Erfolg, als dass die verhafteten Brüder eine Zeitlang gefangen sitzen mussten und die weggenommenen Sachen und Papiere verloren gingen. Diese Papiere sind es nun, die der Verlagshandlung unter der Rubrik: *Fogli ritrovati a Francesco Morenas, e parziale Traduzione dei medesimi*, überschickt wurden, und welche dieselbe in Ordnung bringen und übersetzen liess.

Sie hätten inzwischen wohl ungedruckt bleiben können, da sie gar nichts enthalten, was für die Geschichte der Freymaurerey von Belang wäre. Denn ausser einem Paar, den Orden und die Loge gar nicht betreffenden Privatbriefen, findet man darin nichts, als Rechnungen und Quittungen über den bey der Loge gemachten Aufwand; die zur Constituirung der Loge gehörenden Actenstücke; die allgemeine Disciplinarverfassung, welche in allen Logen beobachtet wird; die Rituale bey der Aufnahme in die drey Grade, der Lehrlinge, Gesellen und Meister, nebst den beygefügten Katechismen derselben, welche von den in den deutschen Logen der laten und stricten Observanz eingeführten Ritualen und Katechismen wenig abweichen; und einige bey Errichtung der Loge und bey Aufnahmen gehaltene Reden, die jedoch nicht zu verachten sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Breslau*, b. Korn d. ä.: *Handbuch für Schullehrer in Städten und Dörfern*, worin Aufsätze in Fragen und Antworten über verschiedene Gegenstände zum Unterricht für die liebe Schuljugend enthalten sind, und zum Theil auch in den sonntägigen Wiederholungsstunden gebraucht werden können. Zusammengetragen von einem Schulfreunde *S—k.* 1804. 87 S. 8. (6 gr.) — Hr. *Schideck*, Weltpriester und Hauslehrer zu Arnoldsdorf — so unterschreibt sich der Vf. in einer angehängten Bekanntmachung — liefert hier Fragen und Antworten über Zeitrechnung, aus der Geschichte, Naturgeschichte und Naturlehre, so wie einige Unterredungen über die Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern, und von den Gesetzen. In dem Abschnitte, welcher der Naturlehre gewidmet ist, vermisst man die Rücksicht auf neuere Forschungen und Entdeckungen gänzlich. Auf die undeutsche Frage S. 26: *Aus was* bestehen alle Körper? wird noch frischweg geantwortet: Aus den 4 Elementen: Erde, Luft u. s. w. Die neu entdeckten Sterne *Ceres* und *Pallas* werden mit keiner Sylbe erwähnt. Die historischen Fragen sind durch die von dem Vf. gewählte Ueberschrift: *Oberflächliche* Fragen aus der Geschichte, noch zu vortheilhaft charakterisirt. Unnütze und erbärmliche Fragen sollten sie heissen. Zur Probe nur eine: S. 10. „Was hat Noah noch sonst für einen Namen? *Janus bifrons* — aber nur gleichnissweise." Die Unterredungen sind ganz unkatechetisch. Doch der verworrene Titel zeugt schon hinlänglich von der Unfähigkeit des Vfs., andere zu belehren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. October 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Richter: *Karl Traugott Thieme's*, Rect. der Schule zu Löbau, *Grundlinien zu einer Geschichte aller positiven Religionen.* 1803. 470 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Thieme's sämmtlicher hinterlassenen Schriften; erster Theil. *Religiöse Schriften*, herausgegeben von *J. G. Gruber*.

In diesem Werke, dem der Herausgeber andere folgen zu lassen verspricht, geht der selbstdenkende Vf. von der Idee aus, einem zehnjährigen Knaben, der noch nichts von Religion weiss, die Begriffe, wonach sich die Menschen ihre Religion bilden, auf dem historischen Wege zu entwickeln, und ihm die uns bekanntgewordenen positiven Religionen nach ihrem ganzen Umfange von Meynungen, Gebräuchen und Parteyen kurz zu schildern, um ihn in den Stand zu setzen, über dieses alles selbst urtheilen und sich zu einer freyen Wahl bestimmen zu können. Das Ganze zerfällt daher sehr natürlich in drey Hauptabtheilungen; 1) von den Religionsmeynungen, 2) von den Religionshandlungen, oder Gebräuchen, und 3) von den Religionsparteyen, die sich noch jetzt einer Offenbarung rühmen, also vorzüglich den Hebräern, Parsen (Anhängern des Feuerdienstes), Chinesen, Christen und Muhammedanern (die Indier sind vergessen). Die Form besteht in einer Unterredung zwischen dem Knaben *Friedrich* und seinem Lehrer *Ernst*, welche mit einer grösen Einfachheit, Deutlichkeit und Leichtigkeit in der Entwickelung der Begriffe fortgeführt wird, gerade wie sie sich für einen Knaben dieses Alters von gutem Kopfe passt. Ausserdem hat der Vf. sehr viele feine und eigene psychologische Bemerkungen eingewebt, woraus er den Ideengang der Menschen in religiösen Dingen erklärt, so dass Rec. gerade hierin einen Hauptvorzug dieses Buchs erkennt, ausserdem aber noch die Deutlichkeit und Leichtigkeit des Vortrags besonders rühmen muss. Dagegen kann er der ganzen Idee des Vfs. und der Art ihrer Ausführung seinen Beyfall nicht geben, oder er muss wenigstens beides noch für unvollendet erklären. Es fragt sich zunächst: ob ein Knabe von zehn Jahren schon fähig ist, allein über die Religion entscheiden zu können, zu der er sich bekennen will, welche Freyheit ihm der Vf. mit den Worten (S. 422.) „wenn du ein Christ werden willst" ganz unbedingt überläst, ohne ihm einmal die Vortheile der Religion des Staats, worin er lebt, angegeben zu haben? Hier bedarf es in der That des Raths eines erfahrnen, weisen Mannes, der für einen zehnjährigen Knaben beynahe Autorität seyn muss. Es fragt sich ferner: wozu einem solchen Knaben die blosse historische Kenntniss der uns bekannten positiven Religionen nutzen soll, da er noch keine *regulativen* Begriffe von einer reinen Vernunftreligion hat, wonach er diess alles beurtheilen könnte? Soll nicht die Religion überhaupt als Aberglaube betrachtet werden, und es deswegen gleichgültig seyn, zu welcher man sich bekennt: so musste zum mindesten ein historischer Begriff von der Religion, in so fern sie ein reines Product der Vernunft ist, zum Grunde gelegt werden, oder doch am Ende als Regulativ nachfolgen, um einen Maasstab zu haben, die reinen Religionsbegriffe von den unreinen unterscheiden, und darnach seine Wahl vernunftmäsig bestimmen zu können. Da sich aber eine solche Norm in dieser Schrift nicht findet: so gewinnt es allerdings das Ansehen, als wenn der Vf. alle positiven Religionen als blossen Aberglauben habe darstellen wollen, welches doch sehr unrecht seyn würde, in so fern keine positive Religion ganz ohne Vernunftreligion ist, und einige sogar im Wesentlichen völlig damit harmoniren. Indessen auch von jenem Anschein abgesehen, der wohl nicht Absicht des Vfs. war: so wird doch der Knabe zu einem Skepticismus geleitet, der bey dem Mangel jener Norm unmöglich heilsam für ihn seyn kann. So heisst es am Schluss der ersten Hauptabtheilung (S. 149.): „Was ich für wahr oder nicht für wahr halte, das lieber Friedrich! thut zur Sache gar nichts. Wenn ich dir meine Meynung sagte: so würdest du vielleicht *aus Vertrauen zu mir* denken, du müsstest grade das auch für wahr halten, was ich dafür halte. Aber da würdest du sehr falsch denken; *denn ich bin ein Mensch, ich kann irren.* Du würdest also aus Vertrauen zu mir mit irren, und das sollst du nicht. In dem, was du glauben oder nicht glauben sollst, *must du dich niemals auf den Rath oder das Urtheil anderer Menschen verlassen*, sondern deinen eignen Verstand *brauchen lernen*. Eben darum bist du von diesen Sachen nicht eher unterrichtet worden, damit du nicht sollst verleitet werden, die Worte und Formeln, die du von andern Leuten hörst, blindlings nachzubeten. In kurzer Zeit wirst du bemerken, dass nicht alles wahr ist, was die Menschen meynen und glauben. Um desto sorgfältiger must du immer nach den Gründen fragen, die jeder für seine Meynung anführt. Jetzt scheint es dir freylich, als ob die Verschiedenheit der menschlichen Meynungen *dich in eine schreckliche Ungewißheit versetzen müßte*; aber lass dir

dir nicht bange seyn. Es wird ganz gewiss von Monat zu Monat in deinem Kopfe heller werden, wenn du nur nicht bloss lernst, nicht bloss die Meynungen anderer Leute ins Gedächtniss fassest, sondern *denkst*, d. i. alles, was die Leute sagen und schreiben, prüfest, und nur das annimmst, wovon du durch gute Gründe überzeugt wirst." Sobald diess zu einem gebildeten Menschen gesagt würde, dem hier zugleich die Grundlinien der reinen Religion aus der Vernunft entwickelt wären: so hätte Rec. nichts dabey zu erinnern. Allein wenn diess zu einem zehnjährigen Knaben gesagt wird, dem jene Grundlinien nicht gegeben sind: so sieht Rec. nicht einmal die Möglichkeit ein, wie sich bey ihm die schreckliche Ungewissheit auflösen soll, da er eigentlich nur noch aus Vertrauen weisen und erfahrnen Männern folgen kann. Ein verständiger Knabe würde nach Anhörung alles dessen, was ihm hier erzählt wird, aus blosser Ungewissheit sich den Rath seines Lehrers oder Vaters ausbitten, wofür er sich entscheiden solle; und wenn man ihm diesen Rath versagte: so würde er sich blindlings für die Religion seines Lehrers oder Vaters erklären, um, so viel in seinen Kräften ist, sicher zu gehen; ein deutlicher Beweis, dass er zu seiner Leitung noch der Autorität bedarf, und sich aus dem Skepticismus, in den man ihn geführt hat, noch nicht selbst zu helfen vermag. — Wenn also dieses Buch zu dem Zwecke für Kinder empfohlen werden sollte, wozu es der Vf. bestimmt hat: so müsste eine kurze Entwickelung der Vernunftreligion vorangehen, und diese so fasslich und eindringend dargestellt seyn, dass sich auch die Vernunft eines Kindes derselben von selbst ergeben könnte; alsdann würde man es auch ohne Bedenken Kindern von zehn Jahren in die Hände geben dürfen. In dieser Form würde es aber Rec. nicht anrathen. Dagegen hält er folgenden Gebrauch für unbedenklicher. Nachdem Kinder zuvor in der natürlichen Religion unterrichtet sind, und nun mit dem Unterricht in der positiven Religion ihrer Partey fortgefahren wird, können sie dieses Buch allenfalls lesen, um zum weitern Nachdenken veranlasst, und bey der Wahrnehmung so vieler verschiedenen religiösen Gebräuche und Meynungen zur Duldsamkeit gestimmt zu werden. Bey religiösen und moralischen Begriffen muss das Nachdenken nachfolgen. Es ist gewiss nicht die rechte Methode, dass man in diesen Dingen bey Kindern mit dem Skepticismus anfängt, und mit dem Dogmatismus aufhört. Vielmehr muss irgend ein Dogmatismus vorangehen, damit nicht alles wanke, was dem Menschen am heiligsten ist; alsdenn kann das Weitere dem prüfenden Nachdenken empfohlen werden.

Jetzt will Rec. noch einiges über einzelne Stellen erinnern. So sehr sich der Vf. auch der Präcision und Richtigkeit seiner Begriffe und Angaben beflissen hat: so kommt doch hin und wieder manches vor, was theils unrichtig ist, theils sich nicht wohl behaupten lässt, wovon folgende Beyspiele zum Beweise dienen mögen. S. 316. wird folgender einseitiger und unrichtiger Begriff von herrschender Religion gegeben: „Wenn die Priester zweyer Religionsparteyen an Gütern, Einkünften und Gewalt einander ganz oder ziemlich gleich sind, so heisst es: beide Religionsparteyen haben gleiche Rechte. Wenn aber die Priester der Religionspartey A mehr Güter, Einkünfte und Gewalt besitzen, als die Priester der Religionspartey B, so sagt man: die Religionspartey A ist in diesem Lande die herrschende. Dahingegen heisst die Religionspartey B die gedrückte, weil es beynahe für ganz ausgemacht angenommen wird, dass, wenn in einem Lande zwey Religionsparteyen statt haben, eine die andre drückt." Man sieht, dass dieser Begriff nicht *sine ira et studio* gerade so herausgezwungen ist. Der Begriff von einer herrschenden Religion ist der einer Staatsreligion, aus deren Bekennern ausschliesslich die Aemter des Staats besetzt werden. Ferner wird S. 342 erzählt, dass die Juden ihren erwarteten grossen Propheten ihren Messias genannt hätten, „welches Wort in der hebräischen Sprache so viel bedeute, als *einen Erlöser und Befreyer*, weil sie geglaubt hätten, er würde sie erlösen und befreyen." Allein diess kann משיח niemals bedeuten, sondern nur *einen Gesalbten*, also auch *König*, in so fern dieser gesalbt wurde. Von diesem konnte man alsdann eine Erlösung und Befreyung erwarten. Ferner soll nach S. 418. *Constantin* im J. 312. die christliche Religion selbst angenommen haben. Allein in diesem Jahre gab er bloss das erste Toleranzedict für die Christen; die christliche Religion nahm er eigentlich erst am Ende seines Lebens an, in so fern er sich erst auf seinem letzten Krankenlager taufen liess. Ueberhaupt ist die Erzählung von den Veränderungen der christlichen Religion nicht ohne manche kleine Unrichtigkeiten, welches daher zu rühren scheint, dass die Geschichte derselben so kurz als möglich dargestellt werden musste. In einem solchen Falle bedarf es einer sehr genauen Kenntniss der Geschichte, wenn sich die Darstellung nicht in Unrichtigkeiten verirren soll. Diese kleinen Flecken können übrigens der guten Meynung von der Gelehrsamkeit des Vfs. im Ganzen keinen Eintrag thun, und würden vielleicht auch noch verbessert seyn, wenn er seine Schrift selbst herausgegeben hätte. Der gegenwärtige Herausgeber würde aber besser gethan haben, wenn er sich in der Vorrede näher über den Zweck und Gebrauch dieser Schrift erklärt hätte, statt dass er sich allgemeinen Declamationen überlässt, die hieher gar nicht gehören. Daraus ergiebt sich wenigstens nicht, dass er sie richtig zu beurtheilen verstanden hat.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Steinacker: *Was muß der Religionslehrer thun, um der gesunkenen Achtung seines Standes wieder aufzuhelfen?* abgesehen von dem, was der Staat dabey thun kann. Von *Christian Friedrich Liebegott Simon*, Kandidaten der Theologie

gie in Merseburg. 1803. XII u. 215 S. 8. (20 gr.)

Die von der ascetischen Gesellschaft zu Zürich der öffentlichen Beantwortung übergebene Frage: „Was kann der Prediger seinerseits zur Wiederherstellung seines gesunkenen Ansehens beytragen? abgesehen von dem, was der Staat dazu beyzutragen vermag." — veranlasste den Vf., die Resultate seiner Beobachtungen und Untersuchungen öffentlich mitzutheilen.

In der *Einleitung* zählt Hr. *S.* dasjenige auf, wodurch manche Prediger ihre Achtung, und die ihres Standes verwirkt haben, und zeigt sehr ausführlich, dass diess hauptsächlich „Unangemessenheit der Religionslehrer, ihrer Zumuthungen und der Disciplinen zu dem, im Allgemeinen, richtigen Gange der Aufklärung unsers Zeitalters" sey. In dem Prediger selbst liegt hauptsächlich der Grund des Verfalls seiner Achtung; nicht also durch äussere Umstände, sondern vorzüglich durch ihn selbst ist eine grössere Werthschätzung seiner Person und seines Standes möglich. Wie diese Werthschätzung wieder herzustellen sey, sucht nun der Vf. zu zeigen. Das Ganze zerfällt in *zwey* Hauptabschnitte. Im *ersten* wird die Frage beantwortet: „Was ist der Zweck des Religionslehrers?" Was ist er leider so oft bisher gewesen? — ein Mittel, seine Existenz auf eine leichte, bequeme und gemächliche Weise zu behaupten — und: „Was soll er seyn?" Ausbildung und moralische Vervollkommnung der ihm anvertrauten Gemeinde! Neben sehr vielem Bekannten, was ungleich kürzer hätte zusammengefasst werden können, sagt der Vf. manches Gute und Beherzigungswerthe. Wenn er jedoch (S. 25 f.) eine auf viele Prediger nur zu sehr passende Schilderung ihres ganzen Lebens und Webens im Feld- und Gartenbau giebt, so findet auch ein grosser Theil der Prediger in seiner ärmlichen Besoldung, in der Beschränkung seines ganzen Einkommens auf Ackerbau und geringfügige, den vielen armen Gemeindsgliedern nicht abzupressende, Accidenzien einige Entschuldigung. Mit Recht hält jedoch der Vf. die Jagd mit dem Berufe des Predigers für unvereinbar; dass aber der Prediger, der als Schriftsteller auftreten will, sich hauptsächlich nur mit solchen Gegenständen befassen soll, die mit seinem Amte und dessen Zweck in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, heisst zu viel verlangt. Wer will am Ende die vielen homiletischen und ascetischen Producte alle lesen? Und haben sich nicht andrerseits viele Prediger durch historische, diplomatische, kritische oder naturhistorische Schriften ein bleibenderes Verdienst, als andre ihres Standes durch die bändereichsten Predigten - Sammlungen, erworben? — Die Frage: „was ist Religion?" wird von dem Vf. erst negativ, und dann positiv beantwortet. Auch hier stösst man auf viele Declamationen, aber auch auf viele treffend gesagte Wahrheiten. Der Vf. zeigt mit vielen Gründen, nur bisweilen zu sehr in Ausdrücken der Kantischen Schule, dass alle Religion, wenn sie fruchtbar werden soll, aus der Moral hervorgehen, nicht beym blossen Buchstaben stehen bleiben, sondern lebendig werden, ins Herz übergehen, und in das Leben des Menschen selbst eingreifen, d. h. praktisch werden müsse. Eine Religion in diesem Sinne ist allgemeine Angelegenheit aller Menschen, weil sie die wesentlichen Resultate aus der geistigen Existenz des Menschen enthält, und ganz auf seine praktische Bestimmung berechnet ist.

Der *zweyte* Abschnitt dieser Schrift ist der Untersuchung gewidmet: „Wie und wodurch erreicht der Religionslehrer seinen Zweck?" Der Vf. zeigt erstlich, wie diess in scientifischer Hinsicht, und wie es zweytens in pragmatischer Hinsicht geschehen könne. Mit der Beantwortung dieser Frage ist zugleich diejenige beantwortet: wodurch der Religionslehrer zur Wiederherstellung seines gesunkenen Ansehens beytragen könne? Nur der Religionslehrer verdient und erhält Achtung und Werthschätzung, der das in seinem Amte leistet, was er leisten soll, der die Anforderungen erfüllt, welche die Gesellschaft, der er vorsteht, an ihn zu machen befugt ist. Der Vf. zeigt nun, was muss der Religionslehrer *wissen?* Jeder Religions- und Volkslehrer muss nothwendig ein wissenschaftlich - cultivirter Mann, ein Gelehrter seyn; er muss die nöthigen Sprach- und Sachkenntnisse besitzen. Wir finden hier die Forderungen des Vfs. weder übertrieben, noch zu sehr beschränkt, sondern gerecht und billig. Unter den zu fordernden Sachkenntnissen setzt er die reine und ächte Moral oben an. Auch der Geschichte legt er mit Recht einen hohen Werth für den Prediger bey. Philosophie, Mathematik, physicalische und naturhistorische Kenntnisse werden eben so richtig von ihm gewürdiget, als er das Maass der eigentlich theologischen Kenntnisse mit Einsicht bestimmt. Der Anthropologie legt er mit Recht für den Prediger hohen Werth bey. Uebrigens hätten die hier gemusterten Fächer in einer bessern Ordnung auf einander folgen sollen. Was der Vf. über die dem Prediger so nothwendige Welt- und Menschenkenntniss sagt, verdient von jedem Kandidaten und angehenden Prediger beherzigt zu werden. Eben so treffend sind seine Aeusserungen über Popularität des Predigers. Die Frage: „was muss der Religionslehrer *thun?*" zerfällt wieder in zwey andere Fragen: „was hat ein Religionslehrer in *technischer* Hinsicht (als kluger Mann und Menschenkenner), und was hat er in *moralischer* Hinsicht (als rechtschaffner Mann) zu thun?" In ersterer Hinsicht muss er vor allen Dingen den Verstand seiner Gemeinde aufzuklären, ihre gangbaren Irrthümer zu beseitigen, ihre verjährten Vorurtheile zu verdrängen, ihre unstatthaften Begriffe zu berichtigen, und überhaupt ihre Kenntnisse und Einsichten zu erweitern streben. In moralischer Hinsicht muss der Prediger selbst mit seinem eigenen Beyspiele voran gehen, und dadurch seine Lehre gleichsam versinnlichen und anschaulich machen. Was besonders der rohe und ungebildete Mensch einsehen und begreifen soll, das muss seinen Sinnen vorgehalten, und ihm dadurch verdeutlicht wer-

werden. Der Prediger soll nicht bloss Lehrer, sondern auch Erzieher seiner Gemeinde seyn. Er soll seinen Gemeindsgliedern, bey der ersten Bildung ihrer Kinder, mit gutem Rathe beystehen, späterhin in den Schulen guten Saamen ausstreuen, und wenn er auch selbst die Blüthen und Früchte seines Fleisses nicht erleben sollte, doch der Nachwelt eine reiche und gesegnete Aernte bereiten. In den reiferen Jahren seiner Gemeindsglieder muss er gleichfalls jede Gelegenheit, die sich ihm darbietet, ergreifen, um durch Lehre und Leben, Unterricht und Beyspiel, Ermunterung und Abmahnung, zur höhern Vervollkommnung und vollendetern Bildung derselben beyzutragen. Endlich weiht nur ein heiliges, fleckenloses Leben, ein redlicher, gewissenhafter Wandel den Religionslehrer zum Priester der Tugend ein, deren schönster Tempel sein eignes Herz ist. Und diess ist auch der Punkt, auf welchem alle Achtung und Werthschätzung des Predigers allein gegründet ist. Alle diese Gedanken werden überzeugend, bisweilen nur zu ausführlich, entwickelt. Dass Hr. *S.* den Schriften *Spaldings*, *Niemeyers*, *Tieftrunks*, *Schwarz's* u. a. manche Ideen verdanke, bekennt er selbst mit dankbarer Achtung; dass er aber auch selbst gedacht habe, geht aus seiner ganzen Schrift hervor. Auch mit dem Vortrage hat man Ursache, zufrieden zu seyn. Nur selten stösst man auf so lange Perioden, wie S. 10 f. Wir empfehlen den vielen Unzufriedenen, welche beständig über Nichtachtung ihres Lehrerberufs klagen, das aufmerksame Lesen dieser Schrift, und die Beherzigung der Worte eines deutschen Dichters:

Lasst uns besser werden;
Bald wirds besser seyn!

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Seeger: *Lieder für Forstmänner und Jäger.* 135 S. 8. mit einer Vignette. (16 gr.)

Der Vf., Hr. Oberforstmeister *v. Wildungen*, ist dem Forst- und Jagdpublicum schon längst als ein guter Dichter bekannt, und von ihm konnte man daher die beste Sammlung der Art erwarten. Was im Taschenbuch der Forst- und Jagdfreunde und in andern ephemerischen Werkchen bisher von Jagd- und Forstliedern von ihm und andern Dichtern zerstreut erschienen ist, hat er hier mit Wahl und Sorgfalt gesammelt und geordnet, und es ist gewiss, dass er sich durch diese neue Liedersammlung den Dank jedes gebildeten Forstmanns und Jägers verdienen wird. Wenn durch dieselbe die alten Bänkelsängereyen, die von den gewöhnlichen Jägerburschen und Schützen noch allenthalben getrieben werden, verdrängt werden sollen: so ist es nöthig, dass zu diesen Liedern ebenfalls die Melodieen gedruckt werden, wie zu des Vfs. Jägerliedern, die 1790. erschienen, und wenn alte bekannte Melodieen dabey angewandt werden können, so wird jene gute Absicht um desto sicherer erreicht werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Frankfurt a. M.: Ueber die Schuldisciplin in Gymnasien, besonders in Rücksicht auf den Geist unsers Zeitalters*, von M. *Christian Jul. Wilh. Mosche*, des Gymn. Conrect. *Erstes* Stück. 1803. 32 S. *Zweytes* St. 32 S. *Drittes* St. 1804. 24 S. *Viertes* St. 23 S. 4. — Hr. *Mosche* betrachtet in diesen, auch durch ihre Schreibart sich empfehlenden, Einladungsschriften die Schuldisciplin nach ihrem Umfange, ihrer Gestalt, ihrer Wichtigkeit und den Mitteln ihrer Ausführung. Ihren Umfang denkt er sich so, dass alles in dem Leben, Handeln und Betragen der Schüler, was und in so fern es zum innern Zweck der Schule gehört, den Unterricht erleichtert, und seinen Nutzen befördert, Sitten und Sittsamkeit begünstigt, und ihr Daseyn beweist, dahin gehöre. Sie könne nie mit den billigen Wünschen und Rechten der Aeltern über ihre Kinder in Streit kommen. Die rechte Gestalt der Schuldisciplin setzt er darin, dass sie allgemein, unparteyisch, weder leichtsinnig noch kleinlich, aber genau, weder finster noch tändelnd, aber voll Würde; dabey streng und ernstlich, aber mit Weisheit sey. Wichtig wird die Schuldisciplin durch ihren grossen Einfluss auf das Lehren der Lehrer und das Lernen der Schüler, hauptsächlich aber auf ihre Sittlichkeit. Die Sittlichkeit befördert sie, indem sie auf Ordnung und Legalität hält, den bösen Beyspielen steuert, und zur Achtung und Heilighaltung des Gesetzes, als solches, führt und gewöhnt. „Es ist, sagt Hr. *M.*, eins der grössten Verdienste einer der neuern philosophischen Schulen unserer Zeit, den Grundsatz, welcher freylich so alt ist, als der Sinn der Menschen für Moralität selbst, welchen wir früher unter mancherley Gestalten von Zeit zu Zeit hie und da sich hervordrängen sahn, und zu welchem die reinste Moral der reinsten Religion uns so schön und wahr hinweist, endlich wieder recht laut ausgesprochen zu haben: dass unbeschränkte Achtung für das Gesetz, und Erfüllung des Gesetzes, weil es Gesetz ist, Beobachtung des Willens des höchsten Gesetzgebers, weil es sein Wille ist, für das Ziel der sittlichen Bildung des Menschen gelten müsse." Sehr gut führt nun Hr. *M.* die Wichtigkeit dieses Princips bey der Erziehung durch.

In den drey folgenden Stücken handelt er von den Bedingungen, um die gute Disciplin in Schulen wirklich einzuführen. Es gehören dahin zuförderst Gesetze, die nur das Allgemeine gebieten, zwar vollständig aber einfach sind, mit Würde angekündigt, und im Gedächtniss erhalten werden: Antheil des Lehrers, durch seine bestimmten Forderungen, sein Beyspiel, seine Achtung, glückliche Amtsführung, Weisheit und Sorgfalt, Festigkeit und Strenge. Das ganze Räsonnement hierüber ist so lebendig und herzlich, dass man leicht merkt, es spreche hier ein Mann, der das selbst thut, was er vorschreibt: rührend und ehrenvoll für seine Collegen die Apostrophe, die er an sie richtet, und worin er ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren lässt. Vortrefflich ist die Abhandlung über die Pflichten, die den Aeltern und den Obrigkeiten obliegen, um zur Aufrechthaltung der guten Schuldisciplin von ihrer Seite mitzuwirken. Mit grossem Vergnügen hören wir übrigens mehrere Stimmen aus Frankfurt selbst, dass der wohldenkende und unermüdete Vf. aller der Achtung geniesst, worauf seine Verdienste um das Gymnasium in einer *Stadt*, die auch seines Vaters Andenken noch werth hält, die gerechtesten Ansprüche haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. October 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Unger: *Klinisches Taschenbuch für Aerzte und Wundärzte*, von *Ernst Horn*, der A. K. Dr., Professor d. med. Klinik und ausübendem Arzte in Braunschweig u. s. w. Mit dem Bildnisse des Hn. Geh. Rath *Hufeland*. 1803. VIII u. 307 S. 8. (1 Rthlr.)

Nach der mit vieler Selbstgenügsamkeit abgefassten Vorrede glaubt der Vf., den Aerzten und Wundärzten festere und sicherer leitende Cur-Regeln, als die bisherigen, durch die vorliegende Schrift mitgetheilt zu haben, deren Fortsetzung eine Uebersicht der wichtigsten Fortschritte im Gebiete der Arzney- und Wundarzneykunde und eine gedrängte Zusammenstellung der wichtigsten Novitäten des laufenden Jahres, wie auch jährlich das Bild eines berühmten Arztes, liefern soll.

Alle in diesem Jahrgange enthaltenen Abhandlungen haben das mit einander gemein, dass der grössere Theil des Raums, den eine jede einnimmt, ausgefüllt ist, mit der Wiederholung der Klagen über das zweckwidrige Verfahren der frühern und vieler der gegenwärtigen Aerzte, der Versicherung, dass es bey weitem mehr asthenische Krankheiten gebe, als sthenische, und deswegen eine Krankheit, die häufig vorkommt, nicht sthenisch seyn könne, dass ausleerende Mittel nur selten angewandt werden dürfen, u. dgl. m., was Rec. alles in allen andern Schriften des Vfs. mit den nämlichen Worten nachweisen könnte. Ohne uns also dabey weiter aufzuhalten, zeichnen wir das Eigenthümliche der einzelnen Auffätze aus. 1) *Ueber die Entzündung und ihrer Behandlung.* Diejenige örtliche Krankheit eines Organs, die sich durch Röthe, Hitze und Geschwulst offenbart, nennt man Entzündung; in äussern Theilen ist sie leicht zu erkennen, bey den Entzündungen innerer Theile sind die von den Aerzten angegebenen Erscheinungen täuschend. Die Natur der Entzündung ist der Natur des Fiebers, d. i. einer Veränderung der Allgemeinthätigkeit, völlig identisch (?); sie ist nichts anders, als die örtliche Aeusserung einer bestimmten Veränderung der örtlichen Selbstthätigkeit eines oder mehrerer Organe. So wie es nur zwey Arten der Veränderung der Allgemeinthätigkeit (von Stärke und Schwäche) geben kann, so kann es auch nur zwey ähnliche Veränderungen der örtlichen geben. 1) Entzündung von Stärke, sthenische Entzündung; sie beruht auf einer intensiv vermehrten Thätigkeit der Gefässe und Nerven des entzündeten Theils, sie findet nur bey einer Anlage von Stärke statt. Allgemeine Krankheiten, z. B. Fieber, können nur vital seyn, örtliche sind es nicht immer, sondern öfters nur organisch, in andern Fällen gemischt, d. h. aus Fehlern der Kraft und des Baues bestehend. Die Entzündung von Stärke ist häufig mit Fieber verbunden, nicht selten aber auch eine örtliche vitale Krankheit. Nur mit sthenischem Fieber kann die Entzündung sthenischer Natur seyn; sie wird veranlasst durch die Einwirkung positiv und relativ stark reizender Potenzen, die eine wahre Vollblütigkeit und Kraftzunahme hervorbringen; sie ist heftig, und geht, wenn sie nicht schnell in eine asthenische verändert wird, bald in Eiterung oder Brand über, sie kann nur durch schwächende Mittel geheilt werden. Die äussern Begleiter der sthenischen Entzündung sind mannichfaltig und veränderlich, daher unsicher und täuschend. Die sthenische Entzündung ist viel seltner, als 2) die asthenische; diese beruht auf Schwäche der Gefässe und Nerven, ihr geht in den meisten Fällen eine örtliche Schwäche, am häufigsten zugleich eine allgemeine voraus. Entzündungen nach äusseren Verletzungen und alle chronischen gehören hieher; das mit ihr verbundene Fieber ist immer ein Fieber von Schwäche; sie wird veranlasst durch schwächende Ursachen, heftige unangenehme Gemüthsaffecte, Erkältungen, plötzliche Veränderungen der Atmosphäre u. s. w.; sie wird durch kein äusseres, beständiges örtliches Merkmal charakterisirt, sie erfordert zur Heilung reizende Mittel; jedoch kann sie als örtliche Krankheit durch schwächende Mittel, bey fortdauernder allgemeiner Schwäche, geheilt, oder vielmehr eine andere Krankheit künstlich an ihre Stelle gesetzt werden. — Alle bisher von andern vorgeschlagene Eintheilungen der Entzündung taugen nichts, die vom Vf. angegebene ist die einzig mögliche. Es giebt eine gedoppelte entzündliche Anlage, die sthenische und asthenische Diathesis; sie kann angeboren und auf verschiedene Art erworben seyn, sie bestimmt die Art der Entzündung viel mehr, als die Gelegenheitsursachen. Der Ausdruck „Entzündungsreiz" zur Bezeichnung der Gelegenheitsursachen ist falsch; sie wirken in den meisten Fällen reizmindernd, und nur wenige reizvermehrend. Die Zertheilung ist die eigentliche Krisis der Entzündung; sie wird in dem einen Falle durch Verminderung der zu starken Thätigkeit, in dem andern durch Vermehrung der zu schwachen bewirkt. Es ist eine irrige Vorstellung, ein Bestreben der Natur, den Entzündungsreiz, durch Eiterung zu entfernen, anzunehmen. Eiterung, Brand und dauernde orga-

organische Veränderungen sind als Uebergänge der Entzündung in andern Krankheiten zu betrachten. Der Eiterungsprocess beruht, gleich der Entzündung, auf einer Veränderung der Thätigkeit der Gefäse eines Organs. Die Eiterung hört auf, wenn die Thätigkeit des kranken Organs zu stark wird, sie hört auch dann auf, wenn der Thätigkeitsgrad, durch den sie möglich wurde, zu stark vermindert wird, und auf diesem Weg entsteht der Brand. Es ist wahrscheinlich, dass die eiternde Oberfläche das Eiter erzeugende Organ ist. Der Entstehung der Gauche (*sanies*) liegt gewöhnlich Zunahme der örtlichen Schwäche zum Grunde. Der Eiter ist kein Auswurfsstoff, sondern dient dazu, die Materie zur Wiedererzeugung der verlornen Substanz herzugeben. Der Uebergang in Eiterung an äussern Theilen ist leicht zu erkennen, an innern schwieriger; die Erscheinungen bey den letztern werden von dem Vf. sehr kurz und unbefriedigend angegeben. Der Brand besteht in dem völligen Aufhören der Lebensthätigkeit eines Organs. Die sthenische Entzündung muss zuvor durch Uebermaass der Thätigkeit in eine asthenische übergegangen seyn, ehe der Brand eintritt. Die Ursache des Brandes, auf welche sich beynahe alle andere zurückführen lassen, ist plötzliche grosse Zunahme der Schwäche. So entsteht der Brand bey Typhus und Nervenfieberkranken. Verbrennungen, Aetzmittel, Vergiftungen durch Schlangenbiss u. s. w. führen durch Uebermaass den heftigsten Grad der Asthenie und dadurch den Brand herbey; auf ähnliche Art wirken die Behandlung sthenischer Entzündungen durch reizende Mittel, Knochenzerschmetterungen u. s. w. Dauernde organische Uebel als Producte der Entzündung sind Anschwellungen der Theile, Verhärtungen, Verwachsungen; es ist möglich, dass in vielen Fällen die ergossene Lymphe durch Stockung fester wird, und mit den Zellen des Zellgewebes verwächst. In Ansehung der Prognose bemerkt der Vf. folgendes: Entzündungen von Stärke sind gefahrloser, als die von Schwäche; innere gefährlicher als äussere. Die Folgen der Entzündung sind bedeutender, als die Entzündung selbst; diese sind: langwierige Eiterungen, Brand und Aenderungen in der Structur und Form der Organe. Der Erscheinungen, nach welchen man dieses voraussehen kann, und des Zusammenhanges derselben wird mit keinem Worte gedacht. — Eine allgemeine entzündungswidrige Heilart giebt es nicht. Die sthenische Entzündung ist entweder allgemein und örtlich, oder örtlich allein, in einem Falle ist ein Fieber von Stärke vorhanden mit einer entzündlichen örtlichen äussern oder innern Affection; dahin gehören sthenische Pneumonie, Darmentzündung, Rose u. s. w. Hier ist überall der allgemeine Zustand primär. Ob eine durch äussere Schädlichkeiten veranlasste Entzündung sthenischer Art, auf welche ein Fieber von Stärke folgt, als eine heftig reizende Schädlichkeit wirke, ist nicht ausgemacht, und wird hier auch nicht untersucht. Das mit der Entzündung verbundene Fieber ist kein Fieber eigner Art. Nur auf diesen Fall (der sthenischen Entzündung) passt der schwächende Apparat von Arzneymitteln, und dieser besteht in dem Aderlass, den Laxiermitteln, der Anwendung der Kälte, körperlicher und geistiger Ruhe. Bey dieser Gelegenheit werden die Zufälle erwähnt, aus welchen man auf den sthenischen Charakter der Entzündung soll schliessen können; hier heisst es unter andern S. 72.: „die Kranken benehmen sich wie *gesunde* und kräftige Individuen." Die asthenische Entzündung ist ebenfalls wie die sthenische entweder örtlich, oder allgemein und örtlich. (Die Unterscheidung der Entzündungen in *medicinische* und *chirurgische*, je nachdem sie von innern Ursachen entsprungen oder durch äussere Schädlichkeiten veranlasst worden sind, war dem Rec. etwas neues.) Hieher rechnet der Vf. nicht bloss die sogenannten unächten, falschen, schmerzlosen, ödematosen Entzündungen, sondern auch viele Varietäten der Pneumonie, Rose, Phlegmone u. s. w., von deren Kennzeichen und Gang durchaus keine befriedigende Auskunft gegeben wird. — Sie erfordern sämmtlich reizende Mittel, und zwar, wenn die Entzündung bloss örtlich ist, ebenfalls bloss örtliche, ist sie allgemein und örtlich zugleich, allgemeine und örtliche Reizmittel. Dabey sind folgende Modificationen zu beobachten: die allgemeine und örtliche Asthenie finden in gleichem Grade statt, jene ist gering, und diese sehr heftig, oder umgekehrt. Bey der bloss örtlichen asthenischen Entzündung werden Bähungen mit warmen gewürzhaften Flüssigkeiten u. s. w. gelindes Reiben angerathen. Bey den allgemeinen asthenischen Krankheiten mit entzündlicher Localaffection empfiehlt der Vf. innerlich warme aromatische Flüssigkeiten, Wein, Hofmann'schen Liquor, Kampher, Mohnsaft, flüssiges Alkali, Moschus, ätherische Oele u. s. w. — Aeusserlich Senf und Blasenpflaster (!), Kampher, flüchtige Einreibungen, Weingeist. Die anhaltend stärkenden Mittel, als Fieberrinde, Calmus u. s. w., sind bey den entzündlichen Krankheiten wegen ihrer langsamern Wirkung nicht so genugthuend, als bey chronischen Formen der Asthenie; sie sind wirksamer bey der Behandlung der Eiterung, die ebenfalls wie die Entzündung örtlich für sich bestehen, oder in Verbindung mit einem asthenischen Fieber seyn kann. Die Verhärtungen, welche nach Entzündungen zurückbleiben, müssen ebenfalls mit reizenden Mitteln behandelt werden. — S. 133. heisst es: „Skirrhus nennt man solche hartnäckige Verhärtungen drüsigter Theile, die unter Umständen in eine gefährliche Eiterung und Eiterabsonderung (Krebs) übergehen." (Mit dieser Aeusserung wird wohl kein erfahrner Arzt übereinstimmen können.) Beym Brande werden, ohne dass sich der Vf. in irgend eine Würdigung und Untersuchung der bey seinem Entstehen und seiner Beendigung vorkommenden höchst merkwürdigen Erscheinungen einliesse, bloss reizende Mittel aller Art vorgeschlagen.

Rec. hat geflissentlich den Ideengang des Vfs. ausführlich dargelegt; vergeblich suchte er einen neuen Aufschluss über die Natur der abgehandelten Krankheits-

heitsformen, vergeblich hoffte er die versprochenen *festern* und *sicherer leitenden* Curregeln, die als Resultat hervorgehen sollten, zu finden. Nirgends ist gesagt, wodurch die Entzündung von andern Veränderungen der Mischung und Form der organischen Gebilde sich unterscheide. Die angegebenen Merkmale genügen dem Vf. selbst nicht, und unter sein dynamisches *Entweder*, *Oder*, das er als leitendes Princip für die ganze Nosologie aufstellt, läfst sich alles mögliche bringen. Statt sich in Untersuchungen über die Art des organischen Processes, welcher der Entzündung zum Grunde liegt, den vielseitigen Einfluss, den er auf die verschiedenen allgemeinen Systeme des Körpers äussert, die Modificationen, die er durch dieselben erleidet, einzulassen, dreht er sich stets mit einigen, von ihm misverstandenen Sätzen der Erregungstheorie im Kreise herum. Die vorgeschlagene Heilmethode enthält, die Uebertreibungen abgerechnet, nichts neues, sie kann deswegen nicht mit Zuversicht auf einzelne Fälle angewendet werden, weil er die Diagnose auf Gemeinplätze gründet, die einen viel zu weiten Spielraum lassen. — 2) *Ueber die richtige Anwendung des Aderlasses*, enthält nichts neues, als allenfalls die Frage: ob man bey heftigen Sthenien nicht alle Stunden eine Aderlass von 1—3 Unzen vornehmen sollte. — 3) *Ueber die Behandlung der sogenannten Flussfieber und seiner Complicationen.* Ein Flussfieber ist dasjenige, was sonst keinen bestimmten Charakter hat, und von unbestimmten gefahrlosen Symptomen, von einer gelinden Hitze, abwechselndem Frösteln, von einem unbestimmten Gefühle von Unpäslichkeit und Mattigkeit und von abwechselnden schmerzhaften Empfindungen, die bald hier, bald dort sich äussern, begleitet wird. Hierauf werden angeführt das katarrhalische, rheumatische, gastrische und bösartige Flussfieber. Die Flussfieber sind gröfstentheils Fieber von Schwäche; diess wird bewiesen durch ihre Frequenz, durch ihre Veranlassung durch Erkältung und Nasswerden, und den Nutzen der reizenden Methode. Die gelindern Formen des Flussfiebers gehen über in heftigere, durch fortdauernde Einwirkung schwächender Schädlichkeiten, verkehrte oder nicht zureichende Behandlung, und öfters ist das anfangs gelinde Flussfieber ein verkapptes bösartiges. Nach der Verschiedenheit der Grade werden diese Fieber mit gelindern oder stärkern Reizmitteln behandelt. Zur Beleuchtung der gemachten therapeutischen Vorschläge werden zwey Fälle zum Muster kurz erzählt. Aus dem Ganzen geht hervor, dass der Vf. durchaus keinen klaren Begriff mit dem Ausdrucke *Flussfieber* verbindet, und die verschiedensten Dinge darunter versteht; nach seinen Aeusserungen kann man alles, was nicht durch eine heftige örtliche Entzündung sich auszeichnet, vom einfachen Schnupfen bis zum heftigsten Typhus, unter dieser Verbindung zusammenfassen. Es ist hier nicht der Ort, wo Rec. diesen Gegenstand weiter auseinandersetzen kann; er bemerkt nur so viel, dass das von dem Vf. sogenannte Flussfieber keine bestimmte Krankheitsform ist, und seine Betrachtungen sich offenbar auf die von andern sogenannte *febris stationaria* zu beziehen scheinen. — 4) *Die Skizze einer einfachen chirurgischen Arzneymittellehre*, enthält nichts als eine Empfehlung mehrerer Reizmittel und Warnung vor den Reiz mindernden. Rec. musste sich wundern, die *Moxa* unter den Anwendungsarten der Wärme, als Reizmittel, aufgeführt zu finden. — 5) *Ueber den großen Nutzen des fortgesetzten Gebrauchs der China bey chronischen Blenorrhöen der Lungen mit Abmagerung.* Dass die Schleimschwindsucht mit stärkenden Mitteln behandelt werden müsse, wusste man schon lange. Die Krankengeschichte, welche der Vf. liefert, giebt kein Beyspiel weder einer musterhaften Beschreibung, noch einer musterhaften Behandlung. Ueberdiess ist es dem Rec. nicht unwahrscheinlich, dass der Vf. eine solche Schleimschwindsucht vor sich hatte, die bey herannahendem Frühlinge öfters ohne Arzneygebrauch gleichsam verschwindet, um im künftigen Herbste wiederzukehren, und nach drey oder vier solchen Anfällen endlich auch bey allem Arzneygebrauche tödten. Zu solchen Distinctionen scheint es dem Vf. zur Zeit noch an Erfahrung und an Genauigkeit und Unbefangenheit der Beobachtung zu fehlen, und es ist ihm daher ein gründlicheres Studium der Thatsachen, einiges Misstrauen in sich selbst und mehr Urbanität bey der Rüge der Fehler anderer zu empfehlen.

MARBURG, in d. akad. Buchh.: *Pneumonie und Pleuritis* in nosologischer und therapeutischer Hinsicht, von *Joh. Wilh. Heinr. Conradi*, Dr. und Privatlehrer der Medicin in Marburg. 1803. X u. 150 S. gr. 8. (20 gr.)

Ungeachtet man bey dem Lesen der vorliegenden Schrift bald gewahr wird, dass sie nicht aus der Fülle eigener Erfahrung geschöpft ist, ungeachtet die precärsten Sätze der Erregungstheorie, häufig ohne Prüfung, der Erklärung der Erscheinungen zum Grunde gelegt werden: so kann man doch dem Vf. keinesweges alles Verdienst absprechen; er giebt Beweise von einer medicinischen Belesenheit, die man in der gegenwärtigen kritischen Periode selten findet, und trägt seine Meynung mit einer Anspruchlosigkeit vor, die man bey den meisten Anhängern der Erregungstheorie, besonders jungen Männern, vermisst. Neue Aufschlüsse über die Natur der auf dem Titel genannten Krankheiten findet man nicht, und eben so wenig wird die Therapie derselben vervollkommnet. Der Vf. liefert hauptsächlich eine Anwendung der Röschlaubschen Nosologie auf die Lehre von Pneumonie und Pleuritis. Der Gang der Darstellung ist folgender: Zuerst werden Pneumonie und Pleuritis als zwey von einander verschiedene Krankheiten aufgestellt, die Erscheinungen einer jeden aufgezählt und erklärt. Hiebey nimmt der Vf. zu wenig Rücksicht auf die Krankheit, als ein aus einer Reihe nach bestimmten Gesetzen abwechselnder Erscheinungen bestehendes Ganze. Hierauf wird ganz kurz der Verlauf,

lauf, der Ausgang und die Prognose berührt, die Ursache aufgesucht; dann der Complicationen, die der Vf. unter gewissen Beschränkungen zugiebt, erwähnt, und die bisher gewohnte Eintheilung als untauglich verworfen. Zuletzt wird von der Therapie im allgemeinen gehandelt. Entzündung ist dem Vf. relativ geringere Erregung in den Blutgefäfsen eines Theils und in den Fortsetzungen dieser Gefäfse, die kein Blut führen. Das mit der Entzündung verknüpfte Fieber kann nun hypersthenisch oder asthenisch seyn, im ersten Falle ist die Hypersthenie des entzündeten Theiles geringer als die allgemeine, in dem letzten die örtliche Asthenie grösser als die allgemeine. Dieses Verhältnifs des allgemeinen Zustandes zum localen begründet die Form der Pneumonie und Pleuritis. Es findet keine andere Abtheilung der verschiedenen Fälle statt, als die in hypersthenische und asthenische. Die *Peripneumonia notha* ist entweder eine *Blenorrhoea pulmonum* oder eine gelinde Pneumonie mit zufällig damit verbundener vermehrter Schleimabsonderung. Rec. glaubt nicht, dafs hier der schickliche Ort sey, die angeführten Sätze zu beleuchten, um so weniger als er sie nicht für das Eigenthum des Vfs. erkennen kann. Die *Peripneumonia notha* ist bis daher noch nicht in ein gehöriges Licht gesetzt worden; man hat sich dieses Namens bedient, um eine Menge verschiedenartiger Dinge darunter zu ordnen. Das was *Sydenham* unter dieser Benennung verstand, scheint eine eigenthümliche Krankheit zu seyn, aber eine Lungenentzündung ist es nicht. Rec. hat Gelegenheit gehabt einige solche Fälle zu beobachten, und ist geneigt, bey derselben eine eigenthümliche Abnormität in der Dynamik des Venensystems der Lungen zu vermuthen, die mit einem sehr verschiedenen gleichzeitigen Verhältnisse des Arteriensystems zusammentreffen kann, wodurch die Heftigkeit, Dauer u. s. w. der Krankheit zunächst bestimmt zu werden scheinen.

Uebrigens hat das offene Geständnifs des Rec. über den Werth dieser Schrift keineswegs die Absicht, den Vf. muthlos zu machen; er wünscht vielmehr, dafs er dasselbe als eine Aufmunterung zur sorgfältigern Prüfung einseitiger Lehrsätze, zum fleissigen Studium der Natur und zum Mifstrauen gegen Autoritäten, die gerade an der Tagesordnung sind, ansehen möge.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Auserlesene chirurgische Wahrnehmungen, nebst einer kurzen Uebersicht der chirurgischen Vorlesungen, welche im Hotel Dieu zu Paris gehalten worden*, vom Herrn *Desault*. Aus dem Französischen. *Zehnter* Band. Mit (2) Kupfern. 1801. 160 S. 8. (12 gr.)

Ueber das Verhältnifs dieses Journals zu dem von *Bichat* herausgegebenen und von *Wardenburg* ins Deutsche übersetzten *chirurgischen Nachlasse Desaults* ist schon bey Anzeigen früherer Bände das Nöthige bemerkt. Auch in diesem Bande findet sich Nichts, was nicht in dem *Nachlasse* sich auch befände, nämlich die Abhandlung über die *Brüche des Schenkelbeins* (f. Nachl. Th. 2.), über die *Bronchotomie* (f. Nachl. Th. 3.), über den *Nabelbruch* (f. Nachl. Th. 4.), und über den *Steinschnitt* (f. Nachl. Th. 4.). Dagegen fehlen schätzbare Beobachtungen hier, die in dem Nachlasse beygefügt sind, z. B. bey den Schenkelbeinbrüchen die Beobachtungen 8, 9, 10, 11, bey der Bronchotomie die Beobachtungen 2, 3, 4. Auch die Uebersetzung der Wahrnehmungen ist nachlässiger, z. B. wo Wardenburg *Von der Reduction und den Mitteln, sie zu unterhalten*, übersetzte, findet sich hier sehr zweydeutig: *von der Reduction und Erhaltung der Brüche.* — Statt *Schenkelbein* steht hier immer *Hüftbein.* Auch lieferte *Wardenburg*, der dem trefflichen *Bichat* viel zu früh für Kunst und Wissenschaft gefolgt ist, treffliche Zusätze zu dem Kapitel von den Schenkelbeinbrüchen in dem *Nachlasse.* — Die Kupfer gehören zu den Schenkelbeinbrüchen und zum Steinschnitt. Die Sammlung ist mit diesem Bande geschlossen, und ein Register über die 10 Bände ist beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Pesth*, b. Patzko: *Conjecturae de origine, prima sede et lingua Hungarorum.* 1802. 58 S. 8. — Nachdem *Sajnovits* und *Hager* die Ungern oder Magyaren mit den Lappen, *Gyarmathi* mit den Vogulen, Ugritschen und Finnen, *Beregszászi* mit den Türken, Persern und Arabern verschwägert haben, so will sie nun endlich sogar D. *Ferd. Thomas*, Physicus des Szathmarer Comitats, mit den Aegyptern und Aethiopiern verbrüdern. Wie der Vf. zu Werke gegangen sey, beschreibt er in der Vorrede selbst: nämlich er hat zuerst die Hypothese aufgestellt, und dann erst untersucht, ob alle Umstände zu derselben passen. Der unvergleichlichen Methode entspricht die herrliche Art der Ausführung denn es versteht sich, dafs was nicht passen will, gewaltsam angepasst wird. Von der ägyptischen Colonie, von den Chemiten, die der König Sesac in Colchis zurückgelassen hat, stammen die Hunnen oder Ungern. Will man Beweise? 90 alte ungrische Volks-, Personen-, Ländernamen erklärt der Vf. für äthiopisch aus *Castellis Heptaglotto* und *Ludolphs* äthiopischen Wörterbuche. Hier ein Paar Pröbchen: *Ruscia*, Aethiopisch *Rass Principatus. Cumani a Kum, Vindictae studiosi cupidi.* Die übrigen schenken uns die Leser gern. Der Vf. steht im Rufe, in der orientalischen Philologie bewandert zu seyn, Rec. hält es für Pflicht, ihn vor einer *solchen* Anwendung seiner Kenntnisse zu warnen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. October 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, in d. Waisenhaus-Buchh.: *Hercynisches Archiv.* Herausgegeben von *Ph. Holzmann.* — *Erster* Band. *Erstes* Stück. 1804. 160 S. 8.

Wir eilen, unsere Leser mit dieser neuen Zeitschrift bekannt zu machen, weil sie, wenn der in der Einleitung dargelegte Plan ausgeführt wird, für einen bedeutenden Theil Deutschlands von Wichtigkeit werden kann. Sie soll nämlich eine Sammlung einzelner Auffätze enthalten, welche die Aufklärung der Geschichte, Geographie und Statistik, auch Naturkunde u. s. w. des Harzes und der ihn umgebenden Gegend, namentlich der älteren königl. preussischen Besitzungen in Niedersachsen, und der den preussischen Staaten neuerdings einverleibten Lande ausserhalb Westphalen, ferner der Grafschaften Mansfeld, Hohenstein nebst Lohra und Klettenberg, Stollberg und Wernigerode, der Herrschaft Schauen, und der Fürstenthümer Wolfenbüttel, Blankenburg, Grubenhagen, auch des Oberfürstenthums Anhalt-Bernburg, zum Zwecke haben. Die in der Einleitung namhaft gemachten Mitarbeiter, z. B. *Bruns* in Helmstädt, *Dominikus* in Erfurt, *Kinderling* in Calbe, *Wolf* in Nörten u. a., berechtigen auch zu vorzüglichen Erwartungen, welche der Herausg. noch durch die Nachricht erhöhet hat, dass er die Archive der Stadt und Stifter in Goslar geordnet habe, welche von ihm für dieses Journal benutzt werden würden. Dabey ist ferner die getroffene Einrichtung sehr zu billigen, dass, um die Nothwendigkeit, zur Füllung der Stücke mittelmäfsige oder schlechte Auffätze aufnehmen zu müssen, zu umgehen, zwar in jedem Jahre wenigstens vier Stücke erscheinen, diese aber an keine bestimmte Zeit gebunden seyn sollen. — Das vor uns liegende *erste* Stück nun entspricht der Erwartung hinreichend, welche man nach den Ankündigungen dieses Journals davon sich gemacht hatte, vorausgesetzt, dass man dasselbe mit der fast immer zutreffenden Idee zur Hand nimmt, dass die Vorsätze und Versprechungen des Herausg. bey der Ausführung selbst fast niemals erreicht werden. Genug, wenn bey der letztern die ersteren nur nicht ganz vergessen sind. Eine kurze Anzeige der Auffätze des gegenwärtigen Stückes mag diess allgemeine Urtheil rechfertigen.

Auf die Einleitung folgt II. eine im folgenden Stücke fortzusetzende *Skizze zu einer Oryktographie des Harzes nach der Karstenschen Classification*, vom Bergamtsauditor *Hausmann* zu Klausthal, die übrigens als bloss trockne und völlig scientifische Tabelle nur für den eigentlichen Mineralogen brauchbar und interessant ist, aber von der Kenntniss und Genauigkeit des Vfs. einen rühmlichen Beweis ablegt. III. *Stolbergsche Rechte* (besser Ansprüche) *auf Blankenburg.* Ein Abdruck eines gräflich Stollberg - Wernigerodschen, am 6ten Dec. v. J. zur Dictatur gekommenen Schreibens an den Reichstag, und dessen Beantwortung von Seiten der herzoglich Braunschweig - Lüneburgschen Gesandtschaft, vom 16ten Jan. d. J. Der Hr. Graf nimmt von der im §. 32. des Hauptschlusses der jüngsten Reichsdeputation vom 25sten Febr. v. J., den Reichsfrieden mit Frankreich und das Indemnisationsgeschäft betreffend, dem fürstlichen Hause Braunschweig - Lüneburg zugebilligten Virilstimme wegen des Fürstenthumes Blankenburg Gelegenheit, die Ansprüche seines Hauses auf einen Theil des letzteren dem Reichstage vorzulegen, und sie durch eine förmliche Protestation gegen gedachte braunschweigische Virilstimme zu verwahren. Zu dem Ende ist eine *Darstellung der Rechte des Hauses Stollberg auf das Fürstenthum Blankenburg* beygefügt, deren Beylagen die nöthigen Urkunden enthalten. Es ergiebt sich daraus, dass die Herzoge Heinrich und Erich die älteren zu Braunschweig - Lüneburg den Grafen Heinrich zu Stolberg und dessen Lehnserben mit der Grafschaft Blankenburg, Schloss und Stadt gleiches Namens, Schloss Stiege und Flecken Hasselfelde auf den Erlöschungsfall des damals in deren Besitz befindlichen gräflich - reinsteinschen Geschlechtes am 16ten Febr. 1491. beanwartet haben; dass diese sogenannte Anwartschafts - Belehnung von der erloschenen Braunschweig - Wolfenbüttelschen Linie bis zum Jahre 1590. von Zeit zu Zeit erneuert wurde, dass aber nach des letzten Grafen Hans Ernst von Reinstein im Jahre 1599. erfolgtem Absterben Herzog Heinrich Julius Blankenburg in Besitz nahm, dass darüber vor dem R. K. Gerichte ein Rechtsstreit geführt wurde, während dessen Herzog Friedrich Ulrich zur gütlichen Vergleichung sich sehr geneigt bezeigte, welcher aber noch bey des letzterm, im J. 1634. erfolgtem Absterben, wodurch die gesammte mittlere braunschweig - wolfenbüttelsche Linie erlosch, völlig unbeendigt war, und dass das neuere jetzt blühende fürstl. braunschweiglüneburgsche Gesammthaus die Verbindlichkeit jener Beanwartung nie anerkannt hat, weil zu derselben die Einwilligung seiner Vorfahren nicht ertheilt worden. — Die gutgeschriebene Deduction übergeht nichts, was zur Unterstützung der stollbergschen Ansprüche dienen kann, und ist daher für den Kenner der braunschweigschen Geschichte ein angenehmer Commentar zu demjenigen, was über diese Ange-

legenheit in *Mosers* braunschweigschem Staatsrechte S. 262. gesagt worden, wenn gleich dabey die Frage sich aufdringt, ob wohl die stollbergschen Ansprüche auf Blankenburg noch jetzt zu etwas mehrern möchten dienen können, als ein Kapitel in irgend einem *theatro praetensionum illustrium* auszufüllen. Denn in dem herzoglich braunschweigischen ganz kurzen Pro-Memoria an die Reichsversammlung wird nach der gewöhnlichen Reprotestation geäussert, man könne es ruhig der Beurtheilung der competenten Behörde überlassen: ob die, von dem im J. 1634. *erloschenen* mittlern Hause Braunschweig, *ohne die Einwilligung der übrigen Linien, und den ältern Hausverträgen entgegen*, den Grafen von Stollberg auf ein Gesammtgut des Hauses angeblich ertheilte Anwartschaft, für die jetzt regierenden Linien von irgend rechtlicher Verbindlichkeit sey? — Uebrigens bemerkt der herzoglich braunschweigsche Comitial-Gesandte unsers Erachtens sehr richtig, dass diese Streitsache auf die gegenwärtige Ausübung der blankenburgschen Virilstimme von keinem Einflusse seyn könne. — IV. *Irrungen zwischen Braunschweig-Wolfenbüttel und Goslar wegen Walkenried;* mit Urkunden, vom *Herausgeber*. Eine, wie es scheint, aus dem Goslarschen Archive genommene Nachricht von einem von der Stadt Goslar bey dem Reichskammergericht seit dem J. 1598. gegen das Haus Braunschweig wegen einer Walkenriedschen Holzung geführten, und seit undenklichen Zeiten liegen gebliebenen Processe, welche daher jetzt nur als ein Beytrag zur ältern Geschichte von Goslar und Walkenried zu betrachten ist, und wobey wir uns es nicht erlauben, über die Rechtmässigkeit des Gegenstandes ein Urtheil zu fällen, wie vom Vf., seiner Bemerkung am Schlusse ungeachtet, dennoch eben vorher (S. 93.), obwohl verschleyert, geschehen ist. — V. *Die Fichte*, vom Forstschreiber *Wächter* zu Klausthal. Ein sehr instructiver Aufsatz, welcher in folgende drey Abschnitte zerfällt. 1) *Wohnort der Fichte.* 2) *Charakteristik des Nadelholzes, insbesondere der Fichten.* Naturhistorische Bemerkungen über den (bey weitem grössten) Theil der Harzgebirge, auf welchen diese Baumart fast ausschliesslich angetroffen wird, und über den Baum selbst, dessen Cultur und Eigenschaften. Die sehr richtige Bemerkung, dass nach Maassgabe der verschiedenen Höhe der Gebirge, und der Verschiedenheit des Bodens, nicht nur die äussere Gestalt und Schönheit der Bäume, sondern auch die Güte des Holzes, sehr verschieden sey, veranlasst den Vf., durch Sammlung von Proben aus allen Revieren eine vollständige Musterkarte von der verschiedenen Güte des Fichtenholzes am Harze zu sammeln, und daraus die verschiedene specifische Schwere, die grössere und geringere Brechbarkeit des Holzes u. s. w. zu bestimmen. Schade, dass nach S. 107. sein Unternehmen nicht zur Vollkommenheit gediehen ist es wären daraus vielleicht nicht unwichtige Resultate über die Cultur des Baumes selbst und über die zweckmässigste Benutzung der Holzungen in jedem Reviere erfolgt. — 3) *Feinde der Fichten:* vorzüglich Wurmtrockniss und Windsturm. Bey weitem der interessanteste Theil dieser Abhandlung, sowohl in Ansehung der Naturgeschichte des Borkenkäfers, als der historischen Nachrichten über die in neuern Zeiten so überhand genommene Trockniss, und die verschiedenen Grundsätze, nach welchen man ihr zu steuern versuchte. Fast unglaublich für jeden, der es nicht sah, ist das Resultat der gezogenen Berechnung, dass in 9 Jahren, von 1778—1786., in dem gesammten Harze die Anzahl von 2289622 Stämmen, welche beysammen stehend einen Flächenraum von 15196 Waldmorgen, also etwa 1/11 der ganzen Harzforsten einnehmen würden, durch dieses kleine Insect ihre Lebenskraft verloren. Dazu kamen die drey heftigen Stürme vom 10ten Nov. 1800., 2ten u. 3ten Nov. 1801. und 11ten Jan. 1803., deren zerstörende Wirkung vielleicht durch die bedeutenden von der Wurmtrockniss verursachten Lükken noch beträchtlicher wurde, und welche nach einer ungefähren Schätzung in den gesammten hannöverschen Harzforsten 776348 Stämme niederwarfen, die beysammenstehend einen Flächenraum von 6—8000 Waldmorgen bedeckt haben würden. — Erfreulich ist bey diesen traurigen, die Existenz der Harzforsten und den davon abhängenden fernern Betrieb der dortigen Bergwerke bedrohenden Ereignissen die Versicherung des Vfs., dass die Wurmtrockniss sich durch zweckdienliche Vorkehrungen, besonders durch das einer entgegenstehenden Meynung ungeachtet fortgesetzte Abschälen und Verbrennen der Borke, und durch Reinlichhalten der Wälder bedeutend vermindert, und dass man thätige Hand angelegt habe, durch neue Besamungen die durch beide Unglücksfälle entstandenen Lücken wieder zu füllen. — VI. *Ueber den Ursprung des Namens Rammelsberg*, vom Zehntner *Meyer* in Goslar. Die längst nicht mehr geglaubte Fabel vom Jäger Ramm wird mit Recht verworfen, und der Name von dem alten bergmännischen Ausdrucke *rammeln*, welcher das Zusammentreffen mehrerer Erzgänge bedeutet, dieses Wort aber mit *Klotzsch vom Ursprunge der Bergwerke in Sachsen* aus der böhmischen Sprache hergeleitet, weil vielleicht die Bergwerke auf dem Fichtelberge zuerst von Böhmen betrieben seyn möchten, und es historisch richtig sey, dass wieder fränkische Bergleute den Rammelsberg zuerst gebauet hätten. So wenig Rec. das letztere bestreiten mag: so scheint man doch den Ursprung des Namens nicht erst in der böhmischen Sprache suchen zu dürfen; er lässt sich aus der altdeutschen Sprache herleiten. Das Wort *ramen*, *rämen* nämlich heisst sich vereinbaren (*Haltaus Gloss. germ. med. aevi* p. 1501.), und der bergmännische Ausdruck *rammeln*, oder *rammen*, nebst der Bedeutung dieses Worts in der Sprache der Jäger, so wie der Name *Rammelsberg*, oder, wie er häufiger in ältern Zeiten heisst, *Rammesberg*, leitet sich aus jenem Worte ganz ungesucht her. — VII. *Beurtheilung.* Eine zu ausführliche und dabey unbedeutende Beurtheilung einer eben so unbedeutenden Kirchengeschichte des Dorfes Volkmarsdorf im herzogl. braunschweigischen Amte Neuhaus, vom dortigen Pastor *Behrends*, im braunschweigschen Magazin 1804. St. 3—4. —

VIII.

VIII. *Goslarsche Bürgerrolle, oder Verzeichniß der Bewohner Goslars aus dem Anfange des 11ten Jahrhunderts.* Diess Verzeichniss soll v. J. 1017. seyn. Es lag im Anfange des vorigen Jahrhunderts auf Wachstafeln geschrieben im Goslarschen Archiv, von welchen es der gemeine Worthalter Erdwin von der Hardt abschrieb. Die Original-Wachstafeln sind längst verloren; bey diesem Abdrucke der Hardtschen Abschrift wird bemerkt, dass die Angabe des Alters dieses Verzeichnisses auf einer dieser am Rande beygefügten Anmerkung beruhe; der Herausg. fühlt aber selbst Zweifel über diess angebliche hohe Alter. — IX. *Kurze Notizen, Berichtigungen* u. s. w. 1) Die alte Sage von dem im 13ten oder wahrscheinlicher der zweyten Hälfte des 14ten Jahrhunderts entstandenem Bruche im Rammelsberge, bey welchem durch den Einsturz der Gruben mehrere hundert Bergleute umgekommen seyn sollen, ist ein aus einem nicht sehr bedeutenden Ereignisse bis zum unglaublichen aufgestutztes Märchen. 2) *Ueber die Sage, daß das Schießpulver in Goslar erfunden und sehr früh im Rammelsberge benutzt sey.* — Vorzüglich gegen eine Bemerkung in *Beckmanns* Anl. zur Technologie. 4. Aufl. S. 522.; worin sich die unrichtige Angabe findet, dass schon im 12ten Jahrhundert das Schiesspulver zur Sprengung des Gesteins im Rammelsberge gebraucht sey. — Nach Hn. *Holzmanns* Versicherung ergeben die Bergrechnungen, dass man noch im 16ten Jahrhundert weder Pulver noch Bohrer im Rammelsberge gebraucht habe, und dass daher jene Beckmannsche Aeusserung irrig sey. Wir glauben es ihm gern, weil schon der verstorbene Berghauptmann, Graf von Veltheim in Harbke die Unrichtigkeit jener Sage im J. 1783. im göttingischen Magazin von *Lichtenberg* und *Forster* III. B. 5. St. einleuchtend dargethan (vergl. Sammlung einiger Aufsätze des Grafen von Veltheim. Helmst. 1800. I. 1.), und *Beckmann* selbst seinen Irrthum in der 5ten Auflage der Technologie S. 531. berichtigt hat. — Die gegenwärtige, überdiess zu anmassliche, Berichtigung hätte daher füglich wegbleiben können. — 3) *Pütters Irrthum in Betreff alter Goslarscher Stadtrechte. Pütter* führt in seinem chronologischen Verzeichnisse deutscher Land- und Stadtgesetze (1ste Zugabe zur Jurist. Encyklopädie. Gött. 1767.), nach *Riccius* von Stadtgesetzen, zwey alte Goslarsche Stadtrechte, eins von 1392., das andere von unbekanntem Alter (aus dem 14ten Jahrh.) auf. Beide sind eins und dasselbe, und, wiewohl fehlerhaft, in *Leibnitz Script. rer. Brunsv.* III. S. 484 sqq. abgedruckt. — Ist es aber wohl zu billigen, dass Hr. *H.* dieser Berichtigung eines Missgriffs, den *Riccius* veranlasste, und *Pütter* zu entdecken vielleicht nicht einmal Gelegenheit hatte, jene Ueberschrift gab? — 4) *Sebastian Mörtens.* Er war Kriegs-Secretär von Wallenstein, rettete sich bey der Ermordung seines Herrn dadurch, dass er sich unter dessen Schlafstätte verbarg, wurde darauf Geheimschreiber des Herzogs August von Braunschweig, erhielt von diesem einige Lehne, die seine Familie zum Theil wieder verlor, verheyrathete sich, und starb 1644. Diess ist alles, was hier von diesem wenig bekannten, und, so viel wir wissen, sonst nicht merkwürdigen Manne erzählt wird, dem der Herausg. die Ehre, ihn, wo möglich der Vergessenheit zu entreissen, wohl nur um deswillen erzeigte, weil er zu seinen Descendenten gehört. — X. *Nachtrag.* Nachricht von ein Paar hinzugekommenen Mitarbeitern. — Strengere Auswahl und hie und da noch mehr Bescheidenheit im Vortrage werden den Werth der Fortsetzung dieses Archivs, welche wir mit gewiss einem bedeutenden Theile des Publicums wünschen, merklich erhöhen.

HAMBURG, b. Perthes: *Die Geschichte des Reitens*, von *Richard Berenger* Esq. In *zwey* Abschnitten. Aus dem Englischen übersetzt von *F. Heubel.* 1802. 280 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit vielem Fleiss und Belesenheit zeigt der Vf., dass man das Pferd, als ein so vorzügliches Thier, schon in den ältesten Zeiten gezähmt und zum Reiten gebraucht habe, und beweist dieses sowohl aus der Bibel, als auch den alten Classikern, mit denen Hr. *B.* eine genaue Bekanntschaft verräth. Asien und Afrika könne man, glaubt der Vf., am meisten als das Vaterland der Pferde angeben, da das die Welttheile sind, wo das Menschengeschlecht sich zuerst zu Gesellschaften verband, und Aegypten sey das Land, wo das Pferd zuerst zum Dienst gebraucht wurde; auch sucht er zu beweisen, dass die Aegyptier nicht bloss ritten, sondern auch schon Sporen hatten. Ihre Kunst zu reiten kenne man indessen nicht genau. Von den Parthern hingegen bezeuge die Geschichte, dass sie ihre Pferde schon zu einem etwas regelmässigen Gange abrichteten. Dieser Gebrauch der Pferde habe sich von einer Völkerschaft zur andern verbreitet, und es sey zu vermuthen, dass die Kolonieen von Phönicien und Aegypten, die nach Griechenland kamen, die Pferde und die Kunst zu reiten mit dahin brachten, worin die Griechen sehr gute Fortschritte gemacht haben müssen; wobey der Vf. die Stelle aus *Homer* Il. XV. 680. anführt, wo der Kunstreiter gedacht wird, die auf vier Pferden ritten, mit denen Ajax, bey der Vertheidigung der Schiffe, wo er bald auf dem einen, bald auf dem andern war, verglichen wird. Hieraus folgert der Vf., dass das Reiten schon vor dem trojanischen Kriege bekannt war. Unter den Griechen waren die Thessalier die geübtesten Reiter. Die merkwürdigste Periode des Reitens aber war die Einführung der olympischen Spiele und der Wettrennen, von denen hier gelegentlich einige Nachrichten gegeben werden. Von den Griechen kam das Reiten zu den Römern. Sie ritten ohne Sattel und ohne Bügel. Erst im J. C. 340. kommt etwas vom Sattel vor. Die alten Römer hatten schon Bereiter, die aber S. 107., um die Pferde zum Gehorsam zu bringen, sich sehr verzweifelter Mittel, z. B. Fackeln und Feuerbrände, vorzüglich bey den Pferden, die nicht gern vorwärts wollten, bedienten. Diese Feuerprobe kam von den Römern auf die folgenden Bereiter mit verschiedenen Zusätzen.

Zu

Zu den Zeiten Constantins wurden, neben vielen andern vortrefflichen Pferderassen, die Cappadocischen Pferde am höchsten geschätzt. (Hiebey S. 123 manches über die damalige große Sorgfalt für die Pferdezucht.) Die jungen Römer hatten mehrere Ritterspiele, um sich zum Kriege geschickt zu machen, von denen Hr. *B.* die Turniere und die Caroussels herleitet. Im J. 840. wurde zu Strasburg, bey der Zusammenkunft Karl des Kahlen und seines Bruders Ludwig des Deutschen, schon ein Turnier gehalten, und um das J. 1036. fingen auch die Deutschen diese Uebungen an.

Was der Vf. im *zweyten* Abschn. gleich Anfangs über die Vermischung der Pferde in neueren Zeiten sagt, nämlich dass sie jedem Lande nicht mehr eigenthümlich sind, ist sehr wahr; denn, ausser den Morgenländern werden wenige Nationen sich rühmen können, dass sie noch ihre eigene Rasse haben; jedoch hat, durch diese Mischung mit edlen Hengsten, die Pferdezucht in Europa sehr gewonnen. Dem arabischen Pferde giebt der Vf. mit Recht den Vorzug. Was aber die so sehr gerühmte Reitart der Araber betrifft, so genügen die Erzählungen kenntnissmangelnder Reisenden dem Vf. bey weitem nicht, um ein richtiges Urtheil darüber zu fällen. Vermuthlich wollten sie nur die Schnelligkeit und das Vermögen der Pferde beschreiben; denn der Sitz, die Führung und die Zäumung des Arabers bezeichnen nichts weniger, als einen guten Reiter. Die Provinz Sina liefere jetzt die vorzüglichsten Pferde, die bis 16 Hand hoch und dabey muskelreich und stark seyen; die Pferde der umherziehenden Araber hingegen finde man viel schlechter und kleiner. Es wird alsdann manches Bemerkenswerthe über die Erziehung der arab. Pferde, die Genauigkeit der Stammregister und der hohen Preise dieser edlen Rasse gesagt. Auffallend ist es, dass dort die 1½—2jährigen Fohlen schon angeritten werden, wiewohl diess nur von sehr leichten Personen geschieht. — Der Vf. geht dann fast alle Länder nach dem Rang ihrer Pferde durch, und beschreibt ihre Rassen und ihre Eigenthümlichkeiten. Bey dem englischen Pferde hält er sich, wie natürlich, am längsten auf. In älteren Zeiten waren dort sehr wenige und kleine schlechte Pferde. Hr. *B.* bringt mehrere Verordnungen aus jenen Zeiten bey, die auf die Anziehung grösserer, zum Turnier tauglicher Pferde abzweckten. Als aber diese Ritterspiele eingingen und die Art des Kriegs sich änderte, so hielt man sich wieder an einen leichtern Reitschlag, der mit grosser Sorgfalt und vermittelst kostbarer ausländischer Hengste erzogen wurde. Die eigentliche Reitkunst ging, wie bekannt, von Pignatelli zu Neapel aus, und durch dessen Schüler kam sie nach England. Der Vf. führt mehrere Könige und Prinzen in England auf, die treffliche Reiter waren und die Pferde liebten, unter denen der Herzog von Newcastle gewiss die erste Stelle verdient. Dass die Reitkunst in der Folge bis zu unsern Zeiten bey den Engländern, ihrer vortrefflichen Pferde ungeachtet, sehr in Verfall gekommen, ist eine bekannte Sache. Hr. *B.* hofft aber, dass sie sich jetzt wieder heben werde, da man an mehreren Orten Reithäuser erbauet habe, wo regelmässiger Unterricht gegeben wird.

Der *zweyte* Theil dieses Werks soll nun die neuere Reitkunst abhandeln. Hr. *Heubel*, der Uebersetzer, sagt aber in der Einleitung, dass er unvermuthet mit einem Kunstverwandten in Collision gekommen sey. Hr. Stallmeister *Volkmar* nämlich habe ihm bey einer Unterredung entdeckt, dass er sich jetzt eben mit der Uebersetzung des zweyten Theils dieses Werks beschäftige. Sollte diese Uebersetzung aber nicht erfolgen, so verspricht Hr. *H.*, sie noch zu liefern. Wir müssen also erwarten, ob; — und was für eine Uebersetzung erscheinen wird. Diese Heubelsche liest sich (einige wenige Sprachfehler abgerechnet) ganz gut.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Sammlung der in den Liedern für Volksschulen zerstreut enthaltenen biblischen Sprüche, gemeinnützigen Verse, Denksprüche und sprüchwörtlichen Reden*, nach der Ordnung des Inhalts. 1803. 136 S. 8. (8 gr.)

Zu welchem Zwecke diese Sammlung veranstaltet worden sey, kann Rec. nicht einsehen. Soll sie zum Lehr- und Lesebuch in Schulen dienen: so begreifen wir nicht, warum gerade nur die in Hn. *Hoppenstedts* Volksschulliedern vorkommenden Sprüche hier aufgenommen wurden. Hat denn etwa der Vf. von diesem Liederbuche die Meynung, welche die Muhammedaner von dem Koran hegen? Aber auch davon abgesehen: so entspricht diese Sammlung jenem Zwecke darum nicht, weil Dinge darin vorkommen, die für Kinder nicht gehören, wie S. 82. sey redlich und klug in fremden Heyrathssachen u. s. w.; und weil keine bestimmte Classe von Kindern nach ihrer Fassungskraft und ihrem Unterrichtsbedürfnisse ins Auge gefasst ist. Ein Theil der hier aufgenommenen Sentenzen dürfte zur Noth den Anfängern im Denken einige Beschäftigung und Unterhaltung gewähren; die andern setzen dagegen schon ein reiferes Alter voraus. Kurz, das Ganze ist eine zwecklose und unnütze Handarbeit. Rec. getraut sich, unter dem grossen Haufen von Denkversen kaum ein Dutzend zu finden, von welchen er in den untern Schulclassen Gebrauch machen könnte. Der grösste Theil ist ohne innern und äussern Werth, wenn man sie nach den Erfordernissen eines *Denkspruchs* prüft. Wer in aller Welt mag den Reim S. 59.:

> Wie unterscheidet sich wohl Klugheit und Verstand
> von List und Schlauheit? Wem ist es bekannt?

für eine Sentenz halten? — Einige kommen auch sogar doppelt vor.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 25. October 1804.

PHILOSOPHIE.

Halle, in d. Curt. Buchh.: *Joh. Heinr. Tieftrunk's Grundriß der Sittenlehre.* 1803. *Erster* Band. *Allgemeine Grundlegung zur Sittenlehre* und *die Tugendlehre.* XVI u. 350 S. *Zweyter* Band. *Wissenschaft der äußern Gesetzgebung, oder die Rechtslehre der Vernunft.* X u. 311 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., der sich unaufhörlich bemüht, die wissenschaftliche Aufklärung nach seinen Kräften zu vermehren, giebt in dieser Schrift, welche zunächst für seine Zuhörer bestimmt ist, einen neuen Beweis von seinem rühmlichen Bestreben. Eine kurze Darstellung der Sittenlehre in derjenigen Vollkommenheit, welche nach dem dermaligen Zustande der Wissenschaft möglich ist, war das Ziel, auf welches er hin arbeitete. Er wollte nicht glänzen durch den zweydeutigen Ruhm, ungemeine und unerhörte Dinge entdeckt zu haben, noch sich einen Namen machen durch den luftigen Bau eines neuen Systems auf den Trümmern eines ältern; sondern vielmehr die Vorarbeiten unsers geachtetsten Philosophen, nachdem er sie durch die strengste Prüfung in sein Eigenthum verwandelt, benutzen, um daraus durch geräuschlose Verbesserung des Unrichtigen und Ergänzung des Mangelhaften eine vollkommnere Gestalt der Wissenschaft zu erzeugen. Zwey Maximen, welche in unsern Zeiten nur zu sehr ausgebreitet sind, konnte er bey diesem Verfahren nicht befolgen; die eine: alles Neue zu verwerfen und das Gebiet des menschlichen Wissens vor *Kant* schon für geschlossen zu halten; die andere: zu glauben, auf dem Felde der Forschung sey bis jetzt noch gar nichts geleistet, und eine neue Schöpfung der Wissenschaften müsse erst beginnen. Nachdem er sich über die Verwerflichkeit beider Maximen erklärt hat, setzt er hinzu: „Ich trage kein Bedenken, zu gestehen, dass die Kritik der theoretischen und praktischen Vernunft bey mir noch immer von grossem Gewichte ist, und auch unter allen Vorarbeiten an diesem Grundrisse den wesentlichsten Antheil habe. Es gehört einiger Muth dazu, diess jetzt noch laut zu sagen, da strenge Kritik nicht minder als scherzende Satire ihre Geissel über sie schwingen, und es gemeiner Glaube zu werden scheint, als sey sie gänzlich zu Boden geschlagen. Es scheint aber unserm Zeitalter nicht gegeben zu seyn, hierüber einen definitiven Ausspruch zu thun; denn es vereinigen sich zu viele Umstände wider ein ganz unparteyisches Urtheil. Dahin rechne ich die Schwierigkeit der Sache selbst, besonders in ihrem speculativen Theile, den Anstoss der Resultate an die gewohnte Denkweise in scientifischer, politischer und kirchlicher Hinsicht; die üppigen Auswüchse und Schösslinge, als das Unkraut unter dem Weizen u. s. w. Wie dem auch sey, so habe ich das, was ich für wahr und gut hielt, nicht wegwerfen wollen; dabey mich aber der Freyheit bedient, zu ändern, zu bessern und zu ergänzen, wie es der Zug meiner Ueberzeugung mit sich brachte." Dieses redliche Geständniss macht dem Vf., auch wenn die Ablegung desselben nicht so viel Muth erforderte, auf jeden Fall Ehre, und das ganze Werk spricht für die Wahrheit desselben. *Kant's* Tugendlehre und Rechtslehre macht die Grundlage aus; und man kann diesen Grundriss eigentlich als eine weitere Ausführung betrachten, welche durch deutlichere Entwickelung der Ideen, durch Ergänzung mancher Mittelbegriffe, oft auch durch bessere Stellung und Ordnung zum fruchtbarern und verständlicheren Gebrauche jener beiden Werke und zur Entfernung mancher Vorurtheile und Missverständnisse nicht wenig beytragen wird. Nur wäre zu wünschen gewesen, der Vf. möchte einige Sätze der Kantischen Sittenlehre noch strenger geprüft, die wissenschaftliche Form noch zu einem höhern Grade gebracht, und in dieser Absicht auf gegründete Einwürfe und abweichende Behauptungen, wenn sie nicht auf blossen Missverständnissen beruhen, noch mehr Rücksicht genommen haben, wodurch sein Werk noch mehr Verdienstlichkeit und wissenschaftliche Vollkommenheit gewonnen haben würde.

Der Grundriss besteht aus *drey* Theilen, einer allgemeinen Grundlegung zur Sittenlehre überhaupt, welche die gemeinschaftlichen Principien der Tugend- und Rechtslehre entwickelt; aus der Tugendlehre und Rechtslehre. Der *erste* und *dritte* ist am ausführlichsten behandelt.

In der Grundlegung zur Sittenlehre überhaupt stellt der Vf. zuerst den Begriff der Sittenlehre auf; erörtert dann den Begriff der Sittlichkeit aus dem gemeinen Bewusstseyn, und entwickelt endlich die Elemente des sittlichen Bewusstseyns wissenschaftlich. Zu diesem Behufe giebt er zuerst eine lichtvolle Uebersicht von den Grundvermögen des menschlichen Gemüths und ihrem Verhältnisse zu einander, welche auch bey angehenden Denkern das Missverständniss zerstreuen muss, als gebe es eine zweyfache Vernunft, eine theoretische und praktische. Das Unbedingte drückt die eigentliche Tendenz und Function der Vernunft aus, welche ihren Einfluss auf das Theoretische und Praktische äussert, dort Ideen zur möglichen Vollendung des Erkennens, hier Ideen von absolu-

tem Gesetz, Triebfeder und Zweck aufstellt, und durch dieselben unmittelbar Causalität ausübt. Diese gesetzgebende, unbedingt nöthigende und verbindende Kraft der Vernunft für die Willkür ist das ursprüngliche und erste Datum der Sittenlehre, das ursprüngliche Factum der Vernunft, welches nicht begriffen, nur aufgefasst und auf Begriffe gebracht werden kann, aber der Sittenlehre als Wissenschaft ihre Realität sichert. In der Erklärung der Willkür scheint uns der Vf. etwas schwankend geblieben zu seyn. Die menschliche Willkür ist nach S. 35. das Vermögen der Wahl zwischen entgegengesetzten Motiven; gleichwohl wird die Erklärung von der Freyheit der Willkür, als bestehe sie in dem Vermögen der Wahl, für oder wider das Gesetz zu handeln, nicht aus demselben Grunde, wie *Kant*, sondern darum getadelt, weil dann das Gesetz der Vernunft für die Willkür nicht nöthigend seyn, und sie in Ansehung desselben sich indifferent verhalten müsste, so dass sie auch nicht Unrecht thun würde, wenn sie, ihrem Wesen gemäss, dem Vernunftgesetze zuwider handelte. Allein dieser Tadel widerspricht der oben aufgestellten Erklärung, und der angegebene Grund bestätigt die in Anspruch genommene Erklärung, anstatt sie zu widerlegen. Wenn die Willkür dem Gesetze immer gemäss handeln *soll*, so folgt aus dem Sollen, dass in ihrer Natur die Möglichkeit der Abweichung von dem Gesetze liegen muss. „Denn wozu ein Sollen, wenn in der Willkür kein Antagonismus der Naturtriebe gegen die Vernunftgründe vorhanden wäre?" — sind die eigenen Worte des Vfs. S. 37. Auch ist uns der Ausdruck: „das *Belieben* der Vernunft sey ein Sollen für die Willkür", anstössig; das Belieben drückt eher den Charakter der Willkür als der Vernunft aus; wie kann man der Vernunft, von welcher alles Gesetzmässige ausgeht und alles bestimmt ist, ein Belieben, d. i. ein Handeln nach bloss subjectiven und zufälligen Maximen, beylegen? — In Ansehung der Qualität des Gesetzes nimmt der Vf. (S. 48.) auch ein Erlaubnissgesetz an, welches *Kant* in seiner Rechtslehre nur noch als problematisch aufgestellt hatte. Es ist das Gesetz für die *Befugniß* oder die sittliche Möglichkeit, sich aus blossen Gründen des Beliebens zu Handlungen zu bestimmen, dessen Deduction darauf beruhet, dass die Vernunft die Sphäre ihres Gebots und Verbots selbst beschränkt, und die Freyheit der Willkür ausser dieser Sphäre für allgemein-gesetzlich erklärt. Die Vernunft fordert, dass jede Maxime die Form eines Gesetzes haben soll; dieser Forderung entspricht die Freyheit der Willkür, da, wo das Vernunftgesetz sie weder *positive* noch *negative* beschränkt, nach Belieben sich zu bestimmen; und in Ansehung derselben constituirt die Vernunft ein Erlaubnissgesetz. Die Sphäre desselben ist das Gleichgültige, welches nicht dasjenige ist, was ausser aller Beziehung auf die Vernunftgesetzgebung ist; — denn dergleichen giebt es im Sittenreiche nicht, — sondern was selbst durch einen Ausspruch der gesetzgebenden Vernunft erlaubt, oder dem Belieben der Willkür anheimgestellt ist. Daher ist auch die Vernunft nicht gleichgültig gegen jede willkürliche Beschränkung der Sphäre des Erlaubten, und verdammt jeden Versuch der Art als einen willkürlichen Eingriff in ihre Rechte. Die grösste Abweichung von *Kant* betrifft das Postulat von dem Daseyn Gottes, und zum Theil auch das von der Unsterblichkeit, indem der Vf. das, was bloss Gegenstand eines praktischen Glaubens ist, zu einem theoretischen Erkennen macht. Der gesammte Zweck des Willens ist sittliche Vollkommenheit und die Proportion des zuständlichen Wohlseyns jeder vernünftigen Subjecte zu ihrem sittlichen Verhalten. Wie ist nun aber dieses höchste Gut möglich; unter welchen Bedingungen ist die Erreichung desselben gedenkbar? Das erste ist nur durch einen, durch keine Zeit beschränkten, Fortschritt in der Annäherung zur Idee der Heiligkeit, mithin unter Voraussetzung einer unendlichen Fortdauer der persönlichen Existenz des moralischen Subjects erreichbar. Der Vf. begnügt sich nun nicht damit, die Unsterblichkeit als einen mit den Principien der Sittlichkeit nothwendig zusammenhängenden praktischen Glauben darstellig zu machen, sondern er sucht auch die Unsterblichkeit als ein Object des Erkennens zu demonstriren, und zwar aus dem Begriffe der absoluten Substanz, welcher durch das Bewusstseyn der Autonomie und der Nöthigung der Willkür durch dieselbe Realität erhalte. Er schliesst (S. 118.) so: Alle Verpflichtung beruhet auf der Autonomie der Vernunft, d. h. auf dem Bewusstseyn, sich durch seine eigne Natur selbst ein Gesetz zu seyn. Eine Natur ist sich selbst Gesetz, heisst nichts anders, als die Bedingung ihrer Causalität geht aus ihrem Wesen hervor, und besteht allein kraft desselben. Eine Natur aber, deren Causalität auf ihr selbst beruht, kann, ihrem Daseyn nach, nicht das Anhängsel (*accidens*) eines andern seyn; denn sonst würde ihre Causalität von diesem Abhängen nicht Autonomie seyn. Was aber vermöge des Princips seiner Causalität nicht ein Accidens seyn kann, ist Substanz. Was aber Substanz ist, kann, weil es durch seine Handlungen der Grund alles Entstehens und Vergehens an ihm ist, selbst nicht entstehen und vergehen; es ist folglich von einer zeitlosen Existenz, und als solches der Grund alles zeitlichen Seyns, d. h. des Wechsels seiner Bestimmungen, d. h. es ist absolute Substanz. Ein Wesen aber, was sich selbst Princip seiner Causalität, der Ideen mächtig, und dadurch einen Endzweck für seine Willkür bestimmend ist, dessen Existenz kann teleologisch erwogen, da es die Bedingung der Möglichkeit aller Zwecke ist, selbst nicht blosses Mittel zu Etwas, sondern muss absoluter Zweck, d. h. seine Existenz muss die teleologische Reihe aller Dinge beschliessen und Zweck an sich seyn. Ein Daseyn aber, welches Zweck an sich ist, kann nicht aufhören zu seyn, denn dann wäre es nicht Endzweck der Welt. — Man hat, setzt er noch hinzu, gar keine Wahl, sich den Menschen anders als unsterblich zu denken. Auch weicht diese Behauptung keiner andern Wahrheit an Evidenz. Denn alle Evidenz beruhet darauf, dass man das Datum zum Begriffe in der Sphäre des Bewusstseyns

nach-

nachweise, welches hier die Autonomie der Vernunft ist. — Es ist unstreitig Wahrheit, dass wir uns nach moralischen Principien das moralische Subject als eine in seiner Persönlichkeit fortdauernde Substanz denken müssen. Nur entsteht hier die Frage: ob die Unsterblichkeit ein Prädicat sey, welches aus dem Begriffe der absoluten Substanz abgeleitet ist, oder die absolute Substanz ein Prädicat sey, welche wir erst zum Behufe der postulirten Unsterblichkeit annehmen müssen. Gesetzt nun auch, wir müssten das Vernunftwesen, wegen der Eigenschaft, sich selbst Gesetz zu seyn, als absolute Substanz, die schlechthin nicht Accidens seyn kann, denken: so ist doch darin nicht das geringste von einer unendlichen Fortdauer enthalten; denn in so fern dabey, als einem Noumenon, von allen Zeitbedingungen abstrahirt wird, folgt so wenig, dass zu irgend einer Zeit das Daseyn desselben angefangen habe, oder aufhören werde, als dass es zu jeder Zeit existiren werde; die Bestimmung in Ansehung der Fortdauer ist vielmehr darin gar nicht begriffen, und es kann also auch nichts daraus gefolgert werden. Aber auch zugegeben, dass die Fortdauer schon in dem Begriffe einer absoluten Substanz enthalten wäre: so würde doch nur die Fortdauer des Subjects folgen, nicht aber die Fortdauer einer persönlichen Existenz, wie sie die Vernunft zum Behufe der Möglichkeit des höchsten Gutes fordert. Vielleicht folgt aber die Unsterblichkeit aus teleologischen Principien, weil sonst die Existenz des Vernunftwesens nicht als Selbstzweck gedacht werden kann? Allein nicht der Unsterblichkeit, sondern der Würde der Vernunft wegen, ist das Vernunftwesen Selbstzweck. Der vernünftige Glaube der Unsterblichkeit kann auf diesem Wege, welcher schon theoretische Einsicht gewähren würde, wenn er möglich wäre, nicht, sondern nur aus der Unmöglichkeit, in irgend einer Zeit der Pflicht ein Genüge zu thun, abgeleitet werden. Was der Vf. von der Evidenz dieser Wahrheit sagt, wissen wir nicht mit dem Anhange zu dieser Einleitung zu vereinigen, wo der Vf. nach Kantischen Ideen zeigt, dass diese praktischen Postulate keine Erweiterung für die theoretische Erkenntniss gewähren. — Was die theoretische Möglichkeit des zweyten Bestandtheils des höchsten Guts, nämlich die *Verknüpfung der Glückseligkeit mit der Würdigung derselben*, betrifft, so ist sie nach S 127. nur unter der Bedingung möglich, *dass das Willensgesetz eines Subjects zugleich Naturgesetz (oberstes Princip des Daseyns) desselben ist*. Die Verknüpfung beider kann nicht als analytisch, sondern als synthetisch gedacht werden, so dass die sittliche Gesinnung die Glückseligkeit ihres Subjects hervorbringe, aber nicht umgekehrt. Eine solche Verknüpfung ist nun wohl nicht an sich unmöglich; aber so weit unsere Erkenntniss reicht, nur zufällig und nicht allgemein, und wir können die wirksame Ursache derselben nicht ergründen. Indessen liegt doch in der Autonomie der vernünftigen Natur eine unzweydeutige Anzeige, dass ein solches Princip vorhanden sey. Vermöge der Gesetzgebung der Vernunft sollen alle unsere Maximen so beschaffen seyn, dass sie als Naturgesetze gelten können, d. h. sie sollen bey allem, was sie sich zum Objecte ihrer Wirksamkeit setzen, so verfahren, dass die Art ihres Verfahrens ein Princip der Nothwendigkeit ihres Objects sey (denn ein Naturgesetz ist ein Princip der Nothwendigkeit des Daseyns), mithin als Regel eines Naturmechanismus auftreten könne. Demnach wird die Maxime der Selbstliebe nicht schlechthin verboten, sondern nur darauf eingeschränkt, dass sie als Naturgesetz gelten könne, d. h. dass alle ihre Zwecke mit sich selbst bestehen, und die Art ihrer Bewirkung als ein Princip der Nothwendigkeit ihres Gelingens gedacht, folglich der Natur selbst als eine Regel ihres Mechanismus untergelegt werden könne. Kurz, der Mensch soll überall so handeln, dass er, ob er gleich aus Ideen und aus Freyheit handelt, sich als eine durch ihren Mechanismus sich selbst machende Natur (*natura naturans*) denken könne. Er soll sich selbst durch seinen freyen Act ein Realprincip der Nothwendigkeit aller möglichen positiven Bestimmungen und des Bestehens derselben mit einander seyn. Das Wesen einer sittlichen Handlung besteht demnach darin, dass ihre Maxime die Form eines Naturgesetzes habe. Hat sie aber diese, so ist sie Princip der Nothwendigkeit des Daseyns ihres Objects, und ein Subject, indem es sittlich handelt, ist vermöge der Form seiner Maxime (des Princips seiner Caussalität) *eine sich selbst erzeugende und erhaltende Natur (natura sui genetrix et conservatrix)*. Handlung und Zustand des Menschen verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Das gesetzmässige Verhalten desselben ist die Ursache des Emporkommens und Bestehens aller aus der Natur desselben möglichen Bestimmungen; das gesetzwidrige Verhalten hingegen ist die Ursache der Zerstörung seiner eigenen Zwecke; und jedes Glück, welches durch Lasterhaftigkeit gesucht und gewonnen wird, ist nach dem Weltgesetze nichts, als ein vorübergehender Schimmer, der sich endlich in sein eignes Widerspiel auflösen muss. Die Erfahrung stimmt nun zwar nicht buchstäblich zu jenem Weltprincip, dem Geiste nach aber desto mehr, d. h. so weit wir den gesetzmässigen Erfolg der Handlungen nach ihrem unmittelbaren Zusammenhange mit den Maximen zu erkennen im Stande sind. Unsittlichkeit bestraft sich natürlicher Weise mit *Selbstverachtung* im Innern, Tugend hingegen lohnt sich unmittelbar mit *Selbstzufriedenheit. Die mit der Sinnlichkeit verknüpfte sittliche Natur projectirt also eine Proportionalität des Zustandes mit dem Verhalten des Subjects;* die Unzulänglichkeit der Natur zu irgend einer aus ihr projectirten Wirkung lässt sich durch nichts beweisen; es ist also nicht nöthig, mit *Kant* zum Uebernatürlichen seine Zuflucht zu nehmen, und den Urheber der Natur als den intelligibilen Grund des nothwendigen Zusammenhangs zwischen Sittlichkeit und der ihr proportionirten Glückseligkeit, und dadurch die theoretische Möglichkeit des höchsten Gutes zu denken. — An die Stelle des Postulats des Daseyns Gottes setzt also der Vf. das Postulat von der Uebereinstimmung der physischen Natur mit der sittlichen; allein ob sich die

Ver-

Vernunft dadurch befriedigt finde, ob diese Ansicht zu ihrem praktischen Gebrauche, um die Erreichung des höchsten Gutes sich als möglich denken zu können, ohne eine Intelligenz als Grund jener Uebereinstimmung anzunehmen, zulänglich sey, dieses muss mit Recht bezweifelt werden. Unvermerkt hat der Vf. die Form eines Naturgesetzes, welche nur als Norm zur Beurtheilung der Gesetzlichkeit der Maximen dienen soll, gegen seine eigne Erinnerung (S. 46.) zum Gehalte des Sittengesetzes selbst gemacht. Aber wir wissen nicht, aus welchen Gründen die Verwechselung der Vernunft und ihrer Causalität, mit einer Naturkraft, die sich selbst erzeugt und erhält, die Verwechselung des Sittenreichs und des Naturreichs gerechtfertigt, oder die Wirksamkeit der Vernunft zur Bestimmung der äussern Natur, dass sie mit der sittlichen zusammenstimme, nur als möglich dargestellt werden könne, ohne in das Feld transcendenter Dichtungen auszuschweifen. Selbstzufriedenheit und Selbstverachtung sind Zustände, welche aus der Beurtheilung der sittlichen Beschaffenheit des Subjects entspringen, also das Verhältniss desselben zum Gesetz der Vernunft, aber nicht das Verhältniss der äussern Natur zur Sittlichkeit betreffen; die S. 134. angeführten Beweise, dass das Laster sich selbst zerstöre, dass z. B. der Verschwender arm werde, der Betrüger seinen Credit verliere, sind Folgen der illegalen Handlung, nicht der unsittlichen Triebfeder. Aber es ist hier die Rede von einer Proportion zwischen Wohlseyn und Sittlichkeit, die etwas ganz inneres ist, deren Grad kein endliches Vernunftwesen zu bestimmen sich anmassen kann (S. 148.); es ist die Rede nicht etwa von einer zufälligen, sondern gesetzlichen Proportion, deren Möglichkeit nur unter der Idee eines weisen und gerechten Urhebers der Welt denkbar ist. Dazu nöthigt uns die Natur unsers Erkenntnissvermögens und die Idee eines Sittenreiches, welche auf praktischen Erkenntnissen beruhet, wie sich der Vf. (S. 176.) selbst erklärt. Es ist daher nicht etwa bloss *unverwehrt*, sich zur Natur noch ein übernatürliches Wesen hinzuzudenken, wie sich der Vf. (S. 137.) ausdrückt, sondern unsere ganze Natur als vernünftiger Wesen nöthigt uns dazu, woraus eben das praktische Postulat hervorgeht.

(*Der Beschluss folgt.*)

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Böhme: *Unterricht in den Anfangsgründen der griechischen Sprache.* Aufgesetzt von *Johann Gottfried Haas*, Conrector an der Schule zu Schneeberg. 1803. 257 S. 8. (12 gr.)

Eine kurze Sprachlehre, welche die unentbehrlichsten Regeln der Sprache für den Anfänger in einer guten Ordnung und deutlich vorträgt, aber durch andere Vorzüge von den gewöhnlichen sich nicht auszeichnet, in mancher Rücksicht selbst der beliebten Trendelenburgischen nachsteht. Bey der Kürze, welche die vor uns liegende mit der Trendelenburgischen gemein hat, muss man der letzten doch eine grössere Vollständigkeit der Elementarkenntnisse einräumen, besonders in dem Syntax und in der Lehre von der Bildung und Zusammensetzung der Wörter. Die grössere Ausführlichkeit der erstern in dem etymologischen Theile, besonders in dem Verbum, ist nur scheinbar, da viele Tabellen einen grossen Raum einnehmen, welche, der Deutlichkeit unbeschadet, noch gar sehr hätten verringert werden können. Bey dem Verbum hat der Vf. die alte Theorie beybehalten, weil auch die neue ihre Schwierigkeiten habe. Er kann sich nämlich nicht überzeugen, dass ἐτύφθην das Imperfect von einer alten Form τύφθημι sey, weil es sonst, wie ἐτίθην, ἐδίδων, active Bedeutung haben müsse; man könne auch nicht annehmen, dass aus einer neutralen Bedeutung die passive entstanden sey, wenn man sich auf die Analogie von ἔστην oder ἑάλων berufen wollte. Allein eben diese Instanz kann eben so gut für als gegen die neue Theorie gebraucht werden, und der Vf. scheint nicht daran gedacht zu haben, dass der *Aoristus passivi* häufig genug in activer Bedeutung gefunden werde. Uebrigens sagt er S. 79., er habe nicht die Dreustigkeit, die neue Theorie zu verwerfen oder anzunehmen, weil er in dem ersten Falle eines Irrthums beschuldigt werden könnte; in dem zweyten aber eben so wenig, ja wohl noch weniger Schwierigkeiten finde, der Jugend das Conjugiren zu erleichtern, wenn er bey dem bleibe, wonach so viele Jahrhunderte hindurch so manche grosse Griechen geworden seyen. Dass eigentlich die gewöhnliche Methode, die Conjugation zu behandeln, grosse Griechen gebildet habe, wird der Vf. selbst nicht im Ernste behaupten wollen; und wenn auch dieses eingeräumt würde, so wäre doch noch die Frage, welche Theorie die consequentere sey; und wenn dieser Punkt ausgemacht ist, dann müsste man erst auf Erleichterungsmittel der consequenteren denken. Was der Vf. zu diesem Behufe gethan hat, ist noch keine wesentliche Erleichterung. Die eigentliche Aufgabe wäre, eine Methode zu finden, wodurch der Anfänger die vielen Tempora, welche nach der gewöhnlichen Theorie Statt finden, leicht übersehen und behalten könne; eine Vereinfachung, welche theils durch eine natürliche Ableitung der Tempora und eines allgemeinen Schema's für die Conjugation des Activums und Passivums geschehen kann. Das Erste hat der Vf. gethan, aber nicht das Zweyte. Denn, um nur Eins zu erinnern, wozu war es nöthig, ein besonderes Schema für das Praesens und ein besonderes für das erste Futurum des Activs aufzustellen, da beide einerley Form in Ansehung der Personal-Endungen haben? — Der Syntax ist etwas zu dürftig behandelt. In besondern Anhängen findet man noch die grammatischen Figuren, Wörter zur Uebung im Decliniren und Conjugiren, und die unregelmässigen Zeitwörter, und zuletzt noch eine kleine Chrestomathie mit angehängter Worterklärung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. October 1804.

PHILOSOPHIE.

Halle, in d. Curt. Buchh.: *Joh. Heinr. Tieftrunk's Grundriß der Sittenlehre* u. f. w.

(*Beschluss der in Num. 307. abgebrochenen Recension.*)

Nachdem der Vf. die Hauptmomente des sittlichen Bewusstseyns entwickelt hat, schliesst er die Grundlegung mit der Eintheilung der Sittenlehre in Tugendlehre und Rechtslehre, deren Zusammenhang und Verschiedenheit ausführlich und mit grosser Deutlichkeit entwickelt wird. Die Tugendlehre eröffnet wieder eine ausführliche Einleitung, in welcher von der innern Verbindlichkeit überhaupt, von der engen und weiten Verbindlichkeit, von Tugend, Tugendverpflichtung und Tugendpflicht, von den Principien der innern Verpflichtung, der Tugendpflicht und der Rechtspflicht, von den Zwecken, die zugleich Pflichten sind, von den Erfordernissen zur Erfüllung der Pflicht nach Principien der Freyheit, und endlich von den Grundsätzen zur wissenschaftlichen Behandlung der Tugendlehre die Rede ist. Die Tugendlehre selbst, welche in die Elementarlehre und Methodenlehre zerfällt, stimmt in dem Wesentlichen mit der Kantischen Ethik überein. Bey einigen Begriffen und Sätzen wünschten wir, der Vf. möchte sie einer noch strengern Prüfung unterworfen haben. So ist der Beweis, dass es Zwecke geben müsse, die zugleich Pflicht sind (S. 237.), nicht evident, und bey der Bestimmung dieser Zwecke, eigene Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit (S. 238.), vermissen wir strenge Consequenz; denn was sich gegen die Beförderung fremder Vollkommenheit sagen läfst, das gilt auch von der Beförderung fremder Glückseligkeit; ist ferner eigene Glückseligkeit darum kein Object der Pflicht, weil es dazu keiner Nöthigung durch das Gesetz der Vernunft bedarf, wozu Triebe und Neigungungen von selbst antreiben: so, sollten wir meynen, könne aus demselben Grunde auch fremde Glückseligkeit kein Tugendzweck seyn. Diese Behauptung *Kant's* hätte also um so mehr fester begründet oder berichtigt werden sollen, da schon mehrere Denker ihr widersprochen haben. Dieses hat aber der Vf. nicht nur nicht gethan, sondern auch, wo möglich, noch mehr Widersprüche gehäuft. Denn wer die Beförderung der eigenen Glückseligkeit nach einer Maxime, welche allgemeines Gesetz seyn kann, für eine sittliche Maxime erklärt (S. 75.); wer behauptet, die Maxime der Selbstliebe werde nicht schlechthin verboten, sondern nur auf die Bedingung eingeschränkt, dass sie als Naturgesetz gelten könne, von dem muss man auch erwarten, wenn er consequent ist, dass er die Beförderung der eigenen Glückseligkeit unter dieser Einschränkung wenigstens als bedingte Pflicht müsse gelten lassen. Uebrigens konnte auch der wissenschaftliche Vortrag an strengere Regeln gebunden seyn. Die nicht seltenen Wiederholungen einer und derselben Materie, z. B. die Vergleichung der Principien der innern und äussern Gesetzgebung (S. 193. u. 230.), die Eintheilung der Pflichten in Ansehung des Subjects (S. 54. u. 267.) sind Beweise davon.

Weit ausführlicher ist die Rechtslehre in dem *zweyten* Theile behandelt, und dieser Theil hat vorzüglich durch des Vfs. Bemühung gewonnen. Zur Verdeutlichung der ganzen Wissenschaft und zur Aufklärung mehrerer Schwierigkeiten hatte er sich schon durch seine *philosophischen Untersuchungen über das Privat- und öffentliche Recht* (Halle 1797.) vorgearbeitet. Die Rechtslehre zerfällt, wie bey *Kant*, in eine Einleitung, und dann in das Privatrecht und das Staatsrecht. Das Kantische Rechtssystem ist auch hier im Ganzen unveränderlich geblieben, aber an einzelnen Verbesserungen in Ansehung des Inhalts und der Stellung mancher Sätze hat es der Vf. nicht fehlen lassen. Wir führen nur einiges der Art an. Das Privatrecht handelt in dem ersten Hauptstücke von dem angebornen Rechte, oder von dem innern Mein und Dein; das zweyte, von dem erworbenen Rechte. Das angeborne Recht hatte *Kant* bloss in der Einleitung kurz berührt, weil er demselben, der Ungleichheit halber, in Beziehung auf das erworbene Recht keine Stelle in der wirklichen Ausführung der Rechtslehre einräumen wollte. Dieser Grund ist nicht zureichend und nicht wissenschaftlich; und man muss es daher billigen, dass der Vf. ein wissenschaftlicheres Verfahren beobachtet hat. Auch ist dieser Theil nicht so unfruchtbar, als man glauben sollte. In dem angebornen Rechte liegt das Recht der Persönlichkeit, äussern Freyheit und Gleichheit; aus diesen leitet der Vf. das Recht der Existenz, d. h. da zu seyn, wo uns Zufall und Natur hingebracht hat; das Recht, sein eigener Herr zu seyn; das Recht auf einen guten Namen, selbst nach dem Tode (welches *Kant* für ein durch das Recht der Menschheit erworbenes Recht hält); das Recht, alles, was nicht Person ist, zu dem möglichen Seinen zu zählen; das Recht des Verkehrs mit jedermann und der Gedankenmittheilung; und das Recht, jeden zu zwingen, zur Sicherheit des Rechts in einen bürgerlichen Zustand zu treten. Das zweyte Hauptstück handelt von der Erwerbung durch Bemächtigung, durch Vertrag, und durch das Recht der Menschheit. Unter diese drey Arten der Erwerbung

bung hat der Vf. auch die Rechte, welche *Kant* die auf persönliche Art dinglichen nennt, auf folgende Art vertheilt. Das Eherecht und das Hausherrenrecht zählt er mit Recht unter die Verträge, hingegen das Aelternrecht unter die durch das blofse Recht der Menschheit erwerblichen Rechte. Hiedurch ist nun auch eine Lücke in der systematischen Tafel der Verträge bey *Kant* ausgefüllt worden; denn wenn auch *Kant* das Eherecht und das Hausherrenrecht für Rechte hielt, welche nicht durch Vertrag, aber auch nicht ohne Vertrag erworben werden: so mussten doch beide Verträge eine Stelle in jener Tafel finden, welches aber nicht geschehen ist. Hr. *T.* bringt sie unter die belästigten Verträge; diese sind nämlich entweder Veräusserungsverträge, oder Verdingungsverträge. Das Object der Verdingung ist entweder eine Sache, welche der Substanz nach das Seine von jemand ist, *Sachenverdingung (locatio rei)*, oder das Wirkungsvermögen einer Person, welches zu dem innern Mein und Dein gehört, *Kraftverdingung (locatio operae late sic dicta)*. Die Verwilligung des persönlichen Wirkungsvermögens geschieht entweder ohne Bedingung des häuslichen Vereins, oder ohne häusliche Inhabung der Person, *Lohnvertrag (locatio operae stricte sic dicta)*; oder mit der häuslichen Inhabung der Person, *häuslicher Gesellschaftsvertrag*. — Zu der Erwerbung ohne empirischen Act durch das blofse Recht der Menschheit rechnet der Vf. das Aelternrecht und das Recht der Erbschaft; hingegen die Ersitzung und den guten Namen des Verstorbenen schliefst er davon aus, weil die Ersitzung sich darauf gründet, dass eine Sache für ledig zu achten ist, da keiner einen Act des Besitzes in Ansehung derselben ausübt, und eine solche Sache daher durch Bemächtigung erworben werden kann. Der negativ-gute Name ist aber nichts Erworbenes, sondern gehört zum innern Rechte, und kommt einem jeden schon darum zu, weil er nichts verbrochen hat. Das Recht anderer, den Verstorbenen gegen Verläumdungen zu vertheidigen, gehört auch zum angebornen Rechte derselben; denn es bedarf nicht erst einer Erwerbung, um das Recht zu haben, sich der Maxime der Menschenschändung zu widersetzen. — Das Staatsrecht, welches der Vf. in das innere und äussere (sonst Völkerrecht) abtheilt, hat ebenfalls durch bessere Ordnung gewonnen; so ist in dem innern Staatsrechte ein eigener Abschnitt: *von den Schranken der öffentlichen Gerichtsbarkeit und ihren Folgen für die Entscheidung der Rechtsfälle*, hinzugekommen, in welchem dasjenige ausgeführt ist, was *Kant* über das sogenannte Nothrecht, Billigkeit, den Schenkvertrag und Leihvertrag und über die Rückbemächtigung des Verlornen in dem Privatrechte, nicht ganz an dem schicklichen Orte gesagt hatte. Indessen ist auch hier noch manches zu thun übrig, um theils den Begriff des strengen Rechts noch fester zu halten, und manches auszuschliessen, was nicht in die Rechtslehre gehört (aus diesem Grunde können wir nicht gut heissen, dass der Vf. in das Eherecht die verbotenen Grade aufgenommen hat; denn wenn sie auch auf Gründen der Vernunft beruhen, welche der Vf. angeführt hat, so sind es doch keine Rechtsgründe), theils das, was nach Principien des Rechts folgt, noch deutlicher und systematischer zu verbinden.

PÄDAGOGIK.

PRAG, b. Calve: *Die Jesuiten als Gymnasiallehrer*, in freundschaftlichen Briefen an den k. k. Kämmerer und Vicepräsidenten in Galizien, Grafen von Lazanzky, von *Ignatz Cornova*, Mitgliede der Königl. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. 1804. 260 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. geht von dem Factum aus: die jetzige österreichische Staatsverwaltung will, dass die Jugend von der Geistlichkeit unterrichtet werde. Die Frage, ob die Gymnasien besser mit weltlichen als mit geistlichen Lehrern besetzt werden, läfst er aus begreiflichen Gründen zwar nicht unerörtert, aber doch (S. 231.) unentschieden. Es ist nun einmal bestimmt, dass Benedictiner, Piaristen, Minoriten u. f. w. den Gymnasialunterricht ertheilen und den Jesuiterorden im Fache der öffentlichen Erziehung ersetzen sollen. Was nun die jesuitische Lehrart Gutes und Nachahmungswürdiges, was sie hingegen Schlechtes und Vermeidenswerthes hatte, diess führt er zur Warnung und Nachahmung für jene geistliche Orden auf, die die Stelle der Jesuiten beym Jugendunterricht zu vertreten bestimmt sind. „Ist es nicht, ruft der Vf. (S. 232.) aus, Verdienst um das Vaterland selbst, neu-angehende Führer seiner jungen Bürger zu warnen?"

Ausser diesem praktischen Zwecke des Buchs kann der unbefangene Leser noch manche andere nützliche Seiten demselben absehen. Es ist einer der unparteyischsten Beyträge zur Geschichte der jesuitischen Gymnasialerziehung, mithin zur Bildungsgeschichte eines grofsen Theils der katholischen Welt durch ein Paar Jahrhunderte. Der Vf. hat es hier durchaus nicht mit den Beschuldigungen zu thun, welche dem Jesuiterorden wegen politischer und religiöser Herrschsucht, und vorzüglich wegen seiner für die Menschheit so traurigen Neigung zur Ketzerverfolgung und gewaltsamen Bekehrung, mit vielem Grunde gemacht worden. Sein Augenmerk ist nur das, was die Jesuiten vorzüglich seiner Zeit und seiner Provinz für die Erziehung geleistet oder nicht geleistet haben. Diess Verdienst will er weder vergröfsern, noch verkleinern. Da der Vf. die Geschichte seiner eigenen Bildung, während er Zögling und Lehrer dieses Ordens gewesen, in das Buch selbst eingeflochten hat: so lernt ferner der unbefangene Leser daraus, auf welche Art ein solcher Orden einen gelehrten, gefühlvollen, sanften *Denis*, einen wackern, in der Geschichte unparteyischen, christlich-duldsamen *Cornova* habe erziehen können. Sieht nun gleich der protestantische Leser, dass es blos durch *Zufall* geschah, wenn ein *Denis*, ein *Cornova* und ihres gleichen, während ihrer Schülerjahre, ihres Noviziats und ihrer Repetitionszeit auf wackere, ästhetisch und mora-

moralisch gebildete Professoren und Vorgesetzte, auf *Thim's*, *Pubitschka's* u. dgl. trafen, und dann die geweckte Geistesthätigkeit durch eigene, glücklicherweise ungehinderte Lectüre besserer Schriften selbst ausbildeten: so muss er doch nach allen Grundsätzen der Logik und der Billigkeit überzeugt werden, dass es thöricht sey, alle Jesuiten und Exjesuiten in ein Verdammungsurtheil zusammenzuwerfen. Mit voller Ueberzeugung stimmt Rec. dem Vf. bey, wenn er (S. 223. in der Note) ausruft: „Was soll ein Exjesuit, wenn ein gelehrter Protestant den Wunsch niederschreibt: man solle alle Exjesuiten zusammensperren, und ihr Gift unter einander aushauchen lassen, — denken? Dass man, wegen des zu bemitleidenden Fanatismus Eines, allen übrigen Protestanten von der Hochschätzung, die ihnen wegen ihrer Gelehrsamkeit, Biederkeit und liebenswürdigen Mäsigung gebührt, nichts entziehen dürfe."

Rec. muss sich begnügen, durch vorstehende Darstellung vom Zwecke und Nutzen des Buchs auf dasselbe, so viel an ihm liegt, die allgemeine Aufmerksamkeit zu ziehen. Das, was der Vf. nun mit Einsicht, Wahrheit und aller ihm zu Gebote stehenden klassischen Fülle des Ausdrucks über die Wahl der Jesuitencandidaten, über das Noviziat, die *Repetitio humaniorum*, über die oft zufällige Verwendung der Jesuiten zum Lehramte oder zum Predigtstuhle, über die jesuitischen Gymnasialpräfecten, über die Schulkomödien, Akademieen und Tentamina, über die Lehrart in der Rhetorik und Poëtik, in vierzehn Briefen erzählt und erinnert, muss ganz gelesen werden. Im 15ten Briefe äussert er sich über den Reichthum und die Uneigennützigkeit der Jesuiten; im 16ten erklärt er sich über die oben angedeutete Absicht seines Buchs, und im Anhange setzt er seinem ehemaligen Freunde und Collegen *Morgenstern* ein diesem und dem Vf. selbst gleich ehrenvolles Denkmal.

Eine Stelle des Vfs. verdient jedoch zum Schlusse ganz eingerückt zu werden. S. 230.: „Den Gründen für die Wahl der Gymnasiallehrer aus irgend einem geistlichen Institute (1) Freyheit von Nahrungssorgen, Musse zum Studiren; 2) leichtere Beyschaffung von Bibliotheken, Hülfsmitteln u. d. gl. durch geistliche Gemeinden; 3) Vorbereitung der Lehrer ohne Kosten des Staats; 4) Versorgung gebrechlicher Lehrer ohne Pensionen; 5) das Vorhandenseyn nöthiger Supplenten; 6) leichtere Aufsicht und grösseres Zutrauen auf Moralität der Lehrer) hat man einige Gegengründe entgegengesetzt. Die bedeutendsten derselben dürften folgende drey seyn: 1) Ist ein Monopol der klassischen Literatur, welches daraus entstehen konnte (und aufrichtig zu reden, es war in den Erbländern einst wirklich da), schon darum schädlich, weil ohne die schönen die höhern Wissenschaften nie anziehend gemacht werden, nie ganz brauchbar seyn können. 2) Sind ganze Gymnasien in den Händen *eines* Ordens; hängt der einzelne Lehrer von den Launen des Obern — mitunter eines pedantischen vom falschen Geschmacke angesteckten Obern — mehr ab, als es dem Flor der Wissenschaften zuträglich seyn kann? Und ist es 3) nicht zu befürchten, dass so ein Orden, beynahe unumschränkter Herr der Pflanzschulen der Nation, mehr auf seinen eigenen, als auf den Vortheil des Allgemeinen sehen, und dem Staate die besten Köpfe entziehen werde? *Non nostrum — tantas componere lites.*" — Hier bricht der Vf. billig und klug ab; denn jeder unterrichtete Leser kann aus der Geschichte noch die übrigen schädlichen Folgen hinzusetzen, welche die Erziehung der Jugend durch lauter Geistliche noch überall nach sich gezogen hat.

1) Schnepfenthal, in d. Buchh. der Erziehungs-Anstalt, *Grundsätze der Jugendbildung zur Industrie*, als Gegenstand der allgemeinen Menschenbildung, bearbeitet in praktischen Vorschlägen für Erzieher, Erziehungsanstalten, Schullehrer und überhaupt für alle Beförderer des Schul- und Erziehungswesens, von *B. H. Blasche*, Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. 1804. 232 S. 8. (14 gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Der technologische Jugendfreund*, oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniss derselben, von *B. H. Blasche. Erster* Theil. 1804. 224 S. 12. Mit vielen Kupfern. (1 Rthlr. 18 gr.)

Hr. *B.* zeigt sich auch in diesen Schriften, wie in seinen vorigen, als einen für die Bildung der Jugend sich eifrig interessirenden und dabey einsichtsvollen Mann. Seine Vorschläge in Nr. 1. sind alle reiflich durchdacht, und verdienen von denjenigen wohl beherzigt zu werden, welche auf das Schul- und Erziehungswesen Einfluss haben. Den Zweck dieser kleinen Schrift giebt schon der Titel deutlich an. In dem *ersten* Abschnitte beantwortet der Vf. die Frage: Was würden Industrieschulen, bey durchgängig zweckmässiger Wahl und Leitung der Handarbeiten, leisten können? Er betrachtet diesen Gegenstand sowohl aus dem pädagogischen Gesichtspunkte, als in ökonomischer Rücksicht. Dann geht er im *zweyten* Abschn. zu bestimmtern Vorschlägen für Industrieschulen und andere Bildungsanstalten über, wo er auch ein Verzeichniss mehrerer für Industrieschulen passender Handarbeiten (z. B. Modelliren in Holz, Papparbeiten, Glasschleifen u. s. w.) liefert. Rec. wünscht, dass Vorsteher von Industrieschulen den Beweis der Zweckmässigkeit (S. 35.) der hier vorgeschlagenen Beschäftigungen lesen, und sie dann auch da einführen mögen, wo man bisher die Knaben — sehr unzweckmässig — bloss spinnen und stricken liess. Dass übrigens solche Arbeiten, wie sie Hr. *B.* vorschlägt, wirklich in einigen Anstalten gemacht werden, ist bekannt, und damit fallen denn auch alle Einwürfe gegen die Ausführbarkeit jener Vorschläge von selbst weg. In der Industrieschule zu Göttingen werden z. B. unter der Aufsicht des Mathematikers Hn. *List* Modelle der wichtigsten Krystallisationen aus Holz sehr sauber geschnitten, und nebst der gedruckten Beschreibung für

für 1½ Rthlr. verkauft. — Der *dritte* Abschn. handelt von der zweckmässigen Leitung der mechanischen Beschäftigungen. Ebenfalls sehr lesenswerth. Im *vierten* Abschn. findet man noch einige vermischte Betrachtungen, und darunter eine gründliche Prüfung des Vorschlags, Kinder während des wissenschaftlichen Unterrichts gleichzeitig mit Handarbeiten zu beschäftigen, welcher mit Recht verworfen wird. Den Beschluss macht der *fünfte* Abschnitt, welcher von den Bedingungen der zu hoffenden allgemeinern Verbreitung einer zweckmässigen Bildung zur Industrie handelt.

Nr. 2. ist, laut der Vorrede, zunächst durch eine Aufforderung des Verlegers, dann aber auch durch des Vfs. eigene Ueberzeugung von der Nützlichkeit eines solchen Unternehmens, wenn es nach Wunsch gelänge, veranlasst worden. Dass es sehr gut gelungen sey, kann Rec. mit Wahrheit versichern, und er wünscht, dass Hr. *B.* Musse behalten möge, seinen Plan ganz auszuführen, den er (S. XII. u. XIII. der Vorr.) entworfen hat. In dem gegenwärtigen Bändchen sind beschrieben die Materialien, Werkzeuge und Verrichtungen des *Ausstopfers*, *Insectensammlers*, *Tischlers*, *Glasers*, *Drechslers* und *Buchbinders*. Die dazu gehörigen Kupfer sind gut und lehrreich.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERFURT, b. Hennings: *Königlich Preussische Indemnitätslande*, oder gemeinnütziger Anzeiger für Geschichte, Justiz, Polizey, Wissenschaften, Künste und Gewerbe der königlich Preussischen Indemnitätslande. *Erster* Jahrgang. 1804. XVI u. 848 S. 4.

Eine, leider mit dem ersten Jahrgange und mit der 52sten Numer geschlossene Wochenschrift, die, nach öffentlichen Blättern, vom Hn. Prof. *Dominicus* zu Erfurt besorgt wurde. Sie enthält als perennirenden Stoff aus den preussischen Indemnitätslanden, vorzüglich den *nicht*-westphälischen, sehr viele geographische, statistische und historische Nachrichten und Angaben, und den Kern der neuen Verfügungen, Gesetze und Verordnungen. In speciellen Aufsätzen werden ausserdem die Bildungsanstalten und Erwerbsmittel, die Institute für Wissenschaften, Künste und für Gewerbe, so wie auch einzelne Vorfälle und Notizen der Vorzeit und der Gegenwart, behandelt. Unter diesen ist für die Stadt Erfurt freylich der bedeutendste Theil, z. B. über die dortigen Militär- und Industrieschulen, das Freyzinsen-Institut u. s. w. Jedoch sind auch viele lehrreiche Aufsätze von mehr ausgedehnter Tendenz; dahin gehören die über den preussischen Adel, über die Armee und das Invalidenwesen, über den Advocatenstand, über einzelne Zweige des Ackerbaues u. s. w. Was die Vorrede verspricht, wird im Werke geleistet; zu der Unparteylichkeit und guten Auswahl gesellt sich durch den Druck mit kleinen Lettern die grösste Reichhaltigkeit.

Rec. fasst überdiess das Verdienst dieses Anzeigers aus einem Gesichtspunkte, welchen der Vf. vielleicht aus Delicatesse, nur entfernter Weise berührt, ungeachtet gerade daraus der politische Werth dieser Zeitschrift am hellsten hervorleuchtet. — Für die Einrichtungen und Gesetze des preussischen Staats wurden nämlich die neuen Genossen desselben hier unbemerkt gewonnen, so wie durch Anekdoten und Notizen die persönliche Anhänglichkeit an die königliche Familie befestigt. Obgleich einige neue Einrichtungen scharf beurtheilt sind, so wirkte doch die unparteyische und kluge Darstellung der preussischen Staatsmaximen; die wahrhaft zweckmässige Belehrung über dessen weise Organisation, die schnelle Erläuterung des Ungewohnten und Fremden, und die Einstreuung anziehender und vortheilhafter Nachrichten aus den alten preussischen Landen, so tief auf die Gemüther, dass schon deshalb eine höhere Begünstigung der Schrift zweckmässig gewesen wäre. Was vom Stempel, vom Cantonszwange, vom Gesetzbuche und Processe, von dem Handlungssysteme, dem Jagdwesen, Literatur u. s. w. beygebracht wird, hat augenscheinlich die Tendenz, die Gemüther zu assimiliren.

Rec., der als Nicht-Preusse noch im August 1804 diese Länder bereisete, begleitet diese Anzeige mit dem unbefangenen Wunsche, dass eine innigere Vereinigung aller Indemnitätsbürger durch dergleichen literarische Vehikel bald befördert werden möge. Allein gelegentlich ersieht man aus S. 840. das Gegentheil daraus, dass wegen mehrerer hier genannten und verschwiegenen Ursachen diese Zeitschrift schliessen musste. Der Vf. hofft jedoch, in der Folge durch ihre Umwandlung in eine *Monats*schrift in Octavform diese Hindernisse vermindern zu können.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Rostock*, b. Adler: *Specimen inaug. jurid.: de Litis denunciatione*, quod illustri JCt. ordini in alma acad. Rostoch. pro summis in utroque jure honoribus capesc. obtulit *Theodor Ernst Stever.* 1804. 43 S. 4. — Eine wohlgerathene kleine Abhandlung, welche die vorzüglichsten Momente der Lehre von der *Litisdenunciation* vorträgt, und unverkennbare Beweise des Fleisses und der guten Zeitanwendung ihres Vfs. darlegt. Begriff, Zulässigkeit, Personen, Gattungen, Gerichtsstand, Zeit, Art, Wirkungen und Unzulässigkeit der Kriegsverkündigung sind die Gegenstände, welche hier abgehandelt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. October 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Paris, au magazin des pièces de théâtre: *Defiance et Malice*, comédie en un acte et en vers, par *Michel Dieulafoy*; réprésentée pour la première fois sur le théâtre français de la Rep. le 17. Fruct. an IX. (1801.) 44 S. 8.

2) Berlin, b. Unger: *Scherz und Ernst*, ein Spiel in Versen von *Joseph Ludwig Stoll*. 1804. 86 S. 8.

Ein sehr niedliches Intriguenstück, das nur von zwey Personen, aus denen nur durch abwechselnde Verkleidung vier werden, gespielt wird, und das von der ersten bis zur letzten Scene auf das lebhafteste unterhält und belustigt.

Blainval, ein Philosoph, der sich einbildet, ein gewaltiger Menschenkenner zu seyn, beschliesst, das Herz seiner Geliebten, einer jungen Wittwe *Cephise*, nach einer dreyjährigen Abwesenheit, vor seiner Verbindung mit ihr, zu prüfen. In dieser Absicht kommt er in der Kleidung und unter dem Namen seines alten Hausverwalters *Dubois* auf Cephisens Landgut. Allein Cephise ist durch einen Brief seines eignen Vaters von seinem Plan bereits unterrichtet, und eine eben so schalkhafte Braut, als er ein misstrauischer Bräutigam, ist sie schon gefasst, ihn durch eine Neckerey auf gleichem Wege für seinen Argwohn zu bestrafen. Der angebliche *Dubois* erscheint, und verkündigt die Ankunft seines Herrn, den ein gehabtes Unglück mit seinem Wagen noch unterwegs aufhalte. *Cephise* scheint auffallend kalt, und läfst mit der Erklärung: dafs sie ihrer alten Haushälterin auftragen werde, ihn zu empfangen, weil sie selbst gerade eine Lustpartie ausser Haus rufe, den armen Blainval-Dubois höchst betroffen allein.

Bald darauf erscheint die Alte. Es ist niemand anders, als die verkleidete Cephise. Sie begrüfst ihn mit der freundlichen Redseligkeit einer alten Jungfer, entdeckt ihm bald, dafs Cephise eben heute Abend einen Liebhaber aus der Stadt bey sich erwartet. In der gröfsten Bestürzung, die er unter seinem angenommenen Charakter nicht mehr zu verbergen im Stande ist, eilt der falsche Dubois unter dem Vorwand, dafs er seinen Herrn kommen höre, fort, und kehrt nicht lange nachher in seiner eignen Tracht zurück. Die Schwatzhaftigkeit der Alten läfst ihn nun auch noch den Namen seines Nebenbuhlers, *Dolban*, erfahren. Seine Eifersucht steigt auf das äufserste; kaum sieht er sich allein, so beschliesst er Dolbans Tod. — Jetzt tritt *Cephise* in ihrer wahren Gestalt auf, und erklärt ihm unter den lebhaftesten Betheuerungen ihrer Liebe, dafs sie die für diesen Abend bereits angenommene Einladung, um bey *ihm* bleiben zu können, wieder habe auffagen lassen. Allein bald darauf fährt ein Wagen mit Fremden in den Hof, der sie von neuem nöthigt, sich von ihm zu trennen, jedoch nur, wie sie ihm versichert, um sich vor den so spät noch angekommenen Gästen, unter denen auch Dolban ist, verläugnen zu lassen. Aber an ihrer Statt kommt die Alte zurück mit der Nachricht, dafs Dolban *allein* in dem Wagen gekommen sey, und sich bereits bey ihrer Gebieterin befinde. Blainval dringt in sie, ihn einen verborgnen Zeugen bey diesem Rendezvous seyn zu lassen; aber sie fürchtet, wie natürlich, so viel von seiner Heftigkeit, dafs sie diefs Verlangen nur seinem Diener Dubois gewähren will. Blainval wirft sich also schnell wieder in seine Verkleidung, und wird von ihr in ein finsteres Zimmer geführt, dessen Dunkelheit die schlaue Cephise nun benutzt, sich in ihrer natürlichen Stimme mit ihm, als ob sie ihn für Dolban hielte, zärtlich zu unterreden, und ihm endlich sogar einen Ehecontract zur Unterschrift zu überreichen. Ohne ihn zu lesen, unterzeichnet ihn Blainval hastig in einem nebenanliegenden erleuchteten Kabinet, und eilt zurück, um in der Aufklärung des Irrthums den vollständigsten Triumph über seinen Nebenbuhler zu geniefsen. Aber man denke sich seine neue Bestürzung, als ihn statt Cephisen, die *Alte* schmunzelnd bewillkommt, die die Stimme Cephisens nur annahm, um ihrem Geliebten Dubois einen Ehecontract mit ihrer Person in die Hände zu spielen, den der unglückliche Blainval nun wirklich auch unterzeichnet hat. Wüthend über den neuen verdammten Streich, wirft er die Maske weg, und giebt sich als *Blainval* zu erkennen. Hier läfst aber endlich auch die vermeyntliche Alte, nachdem sie den armen Gefangnen genug gemartert hat, ihre steife, altväterische Drapperie fallen, und seinem erstaunten Blick stellt sich in allen ihren jugendlichen Reizen die schöne Cephise dar, die dem beschämten Menschenkenner lächelnd ihre Hand reicht.

Diese ungemein artig ersonnene Intrigue ist mit aller der Lebendigkeit der Handlung, der Feinheit des Witzes und der Gewandtheit der Sprache durchgeführt, welche den guten französischen Lustspielen von je her eigen war. Hr. *Stoll* hat in seiner Uebersetzung dem Originale glücklich nachgeeifert, und wenn es gleich zuweilen etwas an Kürze verloren hat, doch die-

die Schwierigkeiten einer solchen Nachbildung im Ganzen mit so gutem Erfolge überwunden, daſs man ihm zu dem Beyfalle, den sie auf der Bühne gefunden, Glück wünschen, und zu mehr solchen Versuchen, zumal bey der geringen Anzahl wirklich lustiger Lustspiele, dringend auffordern muſs.

Folgende Scene stellen wir, zu einiger Bestätigung unsers Urtheils, neben das Original.

Défiance et Malice.

Scene IV.

Blainval sous le costume de *Dubois.* — **Céphise** sous le costume de *Catace.*

Céphise. (très-rapidement.)

Ah! Monsieur, vous voilà: madame qui m'envoie
Vient de donner pour vous ses ordres, et ma joie
Est grande, je l'avoue, en saluant Monsieur
De pouvoir l'assurer hardiment que mon coeur
Ne fut jamais si prompt à se laisser séduire
Par les devoirs charmans qu'on vient de préscrire.

Blainval. (à part.)

Malpeste, quel babil! — (haut.) *De toutes vos bontés*
Le mien est pénétré, Madame.....

Céphise. (minaudant.)

Permettez;
Vous me nommez d'un nom, dont ma pudeur blessée....

Blainval. (avec derision.)

Ah! pardon.

Céphise.

Je pourrois être plus avancée,
Il n'eût tenu qu'à nous, même plus d'une fois;
Mais le destin bizarre, et l'embarras du choix..
Monsieur sait ce que c'est qu'une âme toute neuve
Qui craint de s'égarer: c'est une rude épreuve
Que l'âge des amours! on l'aime assez, pourtant,
Et par goût, je suis fille encore.

Blainval.

Cela s'entend.

Céphise.

Ainsi donc... *Mais, mon Dieu! voyez l'étourderie!*
Vous allez me trouver bien jeune, je parie....

Blainval.

Point du tout.

Céphise.

Je babille, et je ne songe pas
Qu'il faut vous refraichir.

Blainval.

En voyant vos appas,
On est....

Céphise. (lui mettant la main sur la bouche.)

Suffit, suffit!

(Elle sort.)

Scherz und Ernst.

Vierter Auftritt.

Cleant als Fluchs. **Cephise** als Jungfer Ehrenpreis verkleidet.

Cephise. (*sehr eilig.*)

Ah, ah! da ist er ja. Die Herrschaft heiſst mich kommen
Ich habe dero Gast als meinen angenommen.
Kein Auftrag war mir je so süſs! so schmeichelhaft!
Als dieser, der mir heut Gelegenheit verschafft,
Den werthgeschätzten Herrn — im Namen meiner Frauen,
Die meiner Sorgfalt ihn allein hier anvertrauen —
Mit allem, was er wünscht, so gut es kann geschehn,
In unsrer Einsamkeit, willfährig zu versehn.

Cleant. (*bey Seite.*)

Das schnattert! daſs dich der..! (*laut.*) Wie rührt mich Ihre Güte,
Verehrungswürdige Madam —

Cephise.

Ach Gott behüte!
Das kommt mir noch nicht zu. Wie er mich scharmant macht!
Wahr ist's, man hat schon oft ganz ernstlich dran gedacht,
Auch wär es schon geschehn; doch will das Gute reifen.
Nach allem, was da kommt, kann unser eins nicht greifen.
Es stand wohl nur bey mir; man war schon drauf und dran;
Allein die Wahl ist schwer, denn Mann bleibt immer Mann!
Doch Liebe ficht uns an auch in gewissen Jahren,
Und Unschuld widersteht nicht immer den Gefahren;
Sie bricht entzwey wie Glas. Es war bloſs Eigensinn;
Mein Herz ist wohl nicht schuld, daſs ich noch ledig bin.

Cleant.

Scharmant!

Cephise.

Mein Gott! wie schlecht heiſst das sein Amt verwalten;
Ey, ey, was bin ich für ein Kind!

Cleant. (*bey Seite.*)

Eins von den Alten!

Cephise.

Da steh ich, schwatze fort, und denke nicht daran,
Wie ich sein Herz erquicken und erfrischen kann.

Cleant.

Wer solche Reize sieht, ist zu Genüge....

Cephise. (*hält ihm den Mund zu.*)

Stille!
Er ist gar zu galant!

(*trippelt fort.*)

Halle, b. Hendel: *Wolfs* (Stadtcantors in Wernigerode) *Unterricht in der Singkunst.* Ein Leitfaden zu Singanweisungen auf Schulen. Zweyte vermehrte Auflage. 1804. 120 S. 8. (10 gr.)

Daſs dieſs Buch Beyfall gefunden, beweist diese zweyte Auflage. Auch verdient diese Anleitung in Singschulen eher eingeführt zu werden, als die weitschweifige Anweisung *Hillers* in zwey Quartbänden. Es

Es enthält das Wichtigste, was dieser berühmte Lehrer, und vor ihm *Prinz* und *Tosi* gesagt haben, in einer zweckmäſsigen Kürze. Daher empfiehlt der wohlfeile Preis dieſs Buch noch mehr zu seiner Bestimmung. — Eigentlich enthält es Alles, was ein jeder musikalische Schüler auf jedem Instrument allgemein wissen muſs. Wenn der Klavierspieler oder der Violinist elementarische Methode hat, Exempel vom Leichten zum Schweren zu wählen oder selbst zu setzen, nach der Fähigkeit seines Schülers: so wird er nicht leicht ein Buch finden, das das Nothwendige und Theoretische so vollständig enthielt. Die hier gegebenen Regeln sind kurz, verständlich, leicht, anwendbar und mehrentheils richtig.

Da dem Vf., wie man aus der Verbesserung dieser zweyten Auflage sehen kann, daran gelegen ist, dieſs musikalische Compendium zu vervollkommnen: so hoffen wir, seinen Dank zu verdienen, wenn wir über sein Werk zum Behuf einer dritten Auflage einige Bemerkungen mittheilen.

Bey der Einleitung §. 1. würden wir zur Prüfung der musikalischen Anlage noch rathen, auf einem Instrument dem Schüler einen Tanz vorzuspielen. Tanzt er ihn nicht sogleich im Tact, so mangelt ihm das Fundament aller musikalischen Anlagen. Vieles Zählen und Ueben verschafft ihm nie Richtigkeit. Er kann eher den Ton treffen lernen. Fühlt der Schüler den Rhythmus nicht, welcher die Seele der Musik ist, so muſs er nie diese Kunst oder nur für die Einsamkeit in seinen vier Wänden lernen. — §. 2. *Tanzen, Laufen, heftiges Springen*, rechnet der Lehrer zu den schädlichen Ursachen der Stimmverderbung. Dergleichen gymnastische Uebungen gehören aber zur gesundern Erziehung, welche mehr werth ist, als alle Feinsingerey. Wenn vom alltäglichen Gut-Singen die Rede ist, so könnte ihm Rec. hundert singende Knaben und Jünglinge vorführen, die die besten Springer waren. Rec. gehörte ehemals unter die beliebten Sänger, und er singt eine Arie noch *prima vista* nicht ohne Beyfall; er war aber Virtuos im Laufen, Springen und Tanzen, und thut es noch allen Gleichjährigen in seinem 50sten Jahre zuvor, und ein Nichtsänger übertrifft ihn schwerlich in der Stärke der Stimme. Ja er behauptet, daſs er seine, bey täglich achtstündigem lauten Reden unverwüstliche Lunge jenen heftigen Jugendbewegungen verdankt. — §. 3. widerräth Hr. *W.* zur Verhütung der *Heiserkeit* den Genuſs aller *sauren, salzigen, scharfen, fetten* und *allzusüſsen* Speisen. Wie läſst sich dieſs in einem ordentlichen Haushalt vermeiden? Wie kann ein Opernsänger dieses verhüten, wenn er bey andern, wie gewöhnlich, in die Kost geht? Wie kann man einem jungen Menschen diese Aengstlichkeit zumuthen? Wenn es auch gleich *Prinz* vor hundert Jahren schon gesagt hat, so gehörts doch unter die Vorurtheile. Es giebt wenige Sängerinnen, die Mad. *Lange* übertreffen, und diese aſs alles durcheinander, sie liebte vorzüglich das Saure — und lachte über dergleichen Vorsicht. — Was in den Magen geht, hat wenig Einfluſs auf die schmale Stimmritze. Und die Regel des Hn. *W.*, *die Brust warm zu halten* — ist eben so unpädagogisch, und wirklich verkehrt. Je wärmer man die Brust und die Halstheile hält, desto eher steht man in Gefahr, sich zu verkälten. Doch ist es bey kleinen Kindern und Frauenzimmern rathsam, in den nass-kalten Tagen des Winters in unserm rauhen Klima den Hals leicht zu bedecken. — In Absicht der schicklichsten Zeit zum Singen (§. 8.) würde Rec. die Singstunde in öffentlichen Schulen, statt des widersinnigen Gebrauchs nach Tische, kurz vor Tische anrathen, damit die Lunge freyen Raum habe. — (§. 15.) Das Kind muſs nicht nothwendig selbst früh singen. Wenn es nur viel Musik und besonders Singen hört; dann wird es von selbst unbeschadet seiner Kräfte von selbst nachsingen. Dadurch wird vorzüglich das Ohr früh gebildet. Wie nützlich auch in dieser Rücksicht die Wiegenlieder und eine hübsche Stimme der Kinderwärterinnen seyn müssen, folgt von selbst. — Wenn man aber auch mit Mädchen früh zu solfegiren oder auch nur Lieder zu singen anfängt, so soll man doch nach einer höchstnöthigen Lebensregel, die Rec. von erfahrnen Sängerinnen hörte, vor gewissen Jahren, z. E. vor dem sechzehnten, kein angestrengtes Singen schwerer Arien wagen; weil sie in jener Zeit durch die Krisis der Natur leicht selbst die Stimme verlieren. Die Erfahrung bestätigte dieſs dem Rec. — (§. 16.) Ein Klavier, um sich die Singstücke selbst zu begleiten, ist ein sehr schlechtes Instrument, weil es die Töne nicht anhält und zu schwach ist, weswegen die Sänger immer die Stimme dämpfen und dadurch verderben müssen. Besser ist ein Fortepiano, oder weil dieſs falsch gestimmt seyn kann, ein Orgelwerk — was eigentlich der Musiklehrer immer haben sollte.

Bey der Abhandlung selbst hätte Rec. auch noch allerley Kleinigkeiten zu erinnern — z. E. darzuthun, daſs die Uebung in einer diatonischen Tonleiter fürs erste lange hinlänglich sey, daſs die Schüler nicht gleich alle Noten zu wissen, am wenigsten zu benennen brauchen, um mannichfaltige Uebung des Treffens zu üben, daſs man erst Liederchen von 5—8 Tönen Intervall brauchen kann, um Lust zu machen; daſs der Vf. solche Stufen-Exempel hätte einschieben sollen; daſs in den ersten Jahren die Sprünge der Intervalle der 7, 9, 10 u. s. w. nicht vorkommen dürfen und müssen — daſs, wenn man einen Begriff des Hauptons, der Terz, Quint und der Octave hat, um sich daran zu halten, und also weiſs, in welchem Tone das Stück anfängt, folglich die andern Zwischentöne als durchgehende Noten ansieht, man für andere Intervallen keine Suchnoten brauche; daſs man einen Begriff vom Unterschied der Sylben und der Declamation hätte geben müssen, daſs (S. 95.) das Suchen und Vorausnehmen der Note nur in langsamen Sachen und nicht immer geschehn müsse u. s. w. Doch begnügt sich Rec., diese Punkte hier nur anzudeuten.

Stockholm, b. Utter: *Försök til metriska Öfversättningar från Forntidens Skalder.* Med förutgående Afhandling i summa ämne af *Gustaf Regner.* 1801. 163 S. gr. 8.

Zuerst liefert der Vf. eine Abhandlung über metrische Uebersetzungen und die Gründe zu einer schwedischen Metrik. Er beklagt es, dass seine Nation, deren erster Dichter *Stjernhjelm* doch vor mehr als anderthalb hundert Jahren fast nichts als alte und reimfreye Versarten gebrauchte, beynahe gar keine Uebersetzungen alter Dichter, worin ihr eigenthümlicher Charakter sich erhalten habe, besitze, und führt das nachahmungswürdige Beyspiel anderer Völker, besonders der Deutschen, an. Nach dieser Schutzschrift für die Einführung metrischer Versarten stellt er eine, auf die schwedische Sprache angewandte, Theorie derselben auf. Er handelt erstlich von dem Accent, der die einzige Richtschnur des schwedischen metrischen Verses ist, darauf betrachtet er die Versmaasse, charakterisirt die verschiedenen Versarten, und beschliesst mit einigen kurzen Bemerkungen über die Declamation. Für das schwedische Publicum, dem es an einem populären Buch über die Prosodie gebricht, hat Hr. *R.* durch seine Zusammenstellung eine nützliche Arbeit geleistet; im Ganzen aber ist die Abhandlung zu unbestimmt, und nimmt auch zu wenig auf die Philosophie der Sprache Rücksicht. S. 143. folgen Anmerkungen, die sich grösstentheils auf die Abhandlung beziehn, die der Vf. leicht mit derselben in Verbindung hätte bringen können. Ihr Inhalt ist zum Theil literarisch, und sie beweisen, dass Hr. *R.* auch mit dem Zustand der schönen Künste bey mehrern neuen Nationen bekannt ist; hin und wieder kommen einige Irrthümer vor; so z. B. wenn er S. 145. den Major J. Rennel einen jungen Alterthumsforscher nennt.

Die Uebersetzungen sind theils aus griechischen, theils aus lateinischen Dichtern; der Vf. liefert Proben aus *Homer*, *Sappho*, *Anacreon*, *Theokrit*, *Bion*, *Moschus*, *Musäus*, *Catull*, *Virgil*, *Tibull*, *Properz*, *Horaz* und *Ovid*. Jedem Dichter ist eine kurze Notiz von seinem Leben und dem Charakter seiner Werke vorangesetzt; bey *Homer* findet man jedoch kein Wort von *Wolfs* neuen Entdeckungen über die Composition der ihm zugeschriebenen Gedichte. Die Uebersetzungen selbst sind mit Fleiss verfertigt; und ob sie gleich, so weit Rec. verglichen hat, nicht immer ganz getreu sind: so können sie doch dazu dienen, den Sinn solcher Leser, die mit den Ursprachen unbekannt sind, auf die Dichter des Alterthums aufmerksam zu machen. Uebrigens scheint es, als wenn die Ausbildung, die man der schwedischen Sprache einmal gegeben hat, sowohl für den Gebrauch der alten Versarten, als auch für getreue Dolmetschungen alter Schriftsteller, besonders *Homers*, nicht sehr günstig ist.

ERDBESCHREIBUNG.

Basel, b. Flick: *Friedrich Osterwalds*, Pannerherrn in Neufchatel, *Anfangsgründe der Erdbeschreibung*, zum Gebrauch beym ersten Unterricht der Jugend. Ganz umgearbeitet, verbessert und vermehrt herausgegeben von Herrn *Berenger*. 1802. 180 S. 8. (6 gr.)

„Frage: Was ist die Erdbeschreibung? Antwort: Die Erdbeschreibung oder die Geographie ist diejenige Wissenschaft, welche uns den Namen und die Lage der verschiedenen Theile der Erde kennen lehrt." Sonst nichts? Diese Methode in Frag und Antwort ist schon an- und für sich schlecht, hier erbärmlich durchgeführt und die ganze Arbeit so elend, dass sich wenige Seiten ohne zum Theil sehr lächerliche Fehler finden. Z. B. „Wie wird die asiatische Türkey überhaupt eingetheilt? Man theilt sie in zwey Haupttheile, in das feste Land und in die da herum liegenden Inseln." — Diess ist gerade eben so, als wenn man Frankreich in das feste Land und die herumliegenden Inseln theilen wollte. — Die Provinzen des festen Landes sind dann bey dem Vf. Natolien und Syrien, Turkomannien und Diarbek; einer von den zwey Hauptflüssen ist der *Eufrath*. — Uebrigens hat diess Buch drey Bearbeiter, Hn. *Osterwald*, Hn. *Berenger*, welcher eine verbesserte Ausgabe unter dem Titel: *Cours de Géographie elementaire.* 1802. lieferte, und den Hn. Pfarrer *Richard* in Mühlhausen, der es mit Berichtigungen übersetzte, in Zukunft aber noch mehr berichtigen will.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Darmstadt*, b. Meyfarth: *Versuch einer Schilderung der Feyerlichkeiten, welche bey Gelegenheit des Einzugs Sr. des Durchlauchtigsten Herrn Erbprinzen Ludewigs von Hessen-Darmstadt mit Höchstdessen Durchlauchtigsten Frau Gemahlin Wilhelmine, Marggräfin von Baden, in die Residenz Darmstadt als Nationalfest*, sowohl daselbst als auch in andern Landgräflichen Aemtern, den 16. Julius und die folgenden Tage Statt fanden. Mit illuminirten Kupfertafeln. 1804. 86 S. 4. — Der Abfassung des Titels entspricht die Form und der Text. Uebrigens hatte der Gegenstand dieser Local-Schrift, wie Rec. als Augenzeuge weiss, so ganz das Gepräge eines National-Festes, dass er wohl die umständliche Beschreibung verdiente. Von S. 65. an liefert der Anhang 14 Gedichte, unter welchen S. 77. das der Juden-Gemeinde und S. 82. das des *Greises und seiner Freunde* auf dem Maskenballe sich vortheilhaft auszeichnet. Die Kupfertafeln tragen jedoch zur Verdeutlichung der Vorfälle wenig bey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. October 1804.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

MAYLAND, b. Borsani: *Giornale dell' Accademia militare della Republica Italiana.* Anno I. 1802. 8. *Tom. I. Drey* Hefte m. 4 Kupfern.

Diess ist der dritte Verein dieser Art, den Rec. kennt; ausser der mayländischen besteht nämlich eine ähnliche Gesellschaft seit dem Jahre 1801. in *Berlin*, eine zweyte befindet sich in *Stockholm*. Das *erste* Heft des Journals der mayländischen Militär-Akademie (80 S.) liefert *sechs* Aufsätze und einige militärische Neuigkeiten. Der *erste* Aufsatz enthält in *fünf* Abschnitten den *Zweck*, die *Organisation*, die *Arbeiten* der Gesellschaft, das *Formale der Sitzungen* und die *ökonomische Verfassung* derselben. — Die Militär-Akademie ist von der Regierung öffentlich geschützt; ihr Zweck ist, alles dasjenige zu vereinigen, was zur Vervollkommnung der *Militär-Wissenschaften* dienen kann, und dem Publicum die Resultate ihrer Arbeiten in Erwartung einer nähern Beleuchtung mitzutheilen. — Sie schliesst alle Politik aus, und verbreitet sich blofs über die Nützlichkeit der bey andern Gouvernements getroffenen neuen Einrichtungen, ohne jedoch diese Gouvernements unter einander selbst zu vergleichen. Die Akademie betrachtet überdiess keine von ihr aufgestellten und schriftlich bekannt gemachten Grundsätze als ihr Eigenthum, sondern sie wird jeden einzelnen ihr zugeschickten Aufsatz mittheilen, und sich blofs das Recht vorbehalten, über die Reinheit des Stils und die Wahrheit des Gegenstandes zu wachen, dem Publicum aber die Entscheidung über die Gründe der abgehandelten Materien anheim stellen. — Das Personale dieser Akademie besteht aus Officieren der cisalpinischen Armee, die in acht Classen eingetheilt sind. 1) Die Classe der *Militär-Operationen.* — Diese wird alle diejenigen Gegenstände bearbeiten, die das grosse Ganze der Kriegskunst in sich fassen, wo alle vereinigte Waffen zum allgemeinen Zweck beytragen. 2) Die Classe der *Infanterie*, die sich mit allem dem beschäftigen wird, was zur Erziehung, zum Unterricht und zum Dienst dieser Truppenabtheilung gehört. 3) Die Classe der *Cavallerie*, welche dieselben Gegenstände in Ansehung ihrer Waffen haben wird, mit dem Unterschiede, dass sie noch die Reit- und Veterinär-Kunde damit vereiniget. 4) Die Classe der *Artillerie*, die sich mit diesem Gegenstande, sowohl der Fuss- als reitenden Artillerie, und überdiess mit dem Gebrauch dieser Waffe und der Fabrication der Kriegsmunition beschäftigt. 5) Die Classe der *Fortification*, beschäftigt sich mit der Kunst, Festungen anzulegen, sie anzugreifen und zu vertheidigen; auch mit den Lägern und der Wahl der Positionen. 6) Die *topographische* Classe, richtet ihr Augenmerk auf alles das, was zur Aufnahme topographischer Karten, zu militärischen Recognoscirungen, und zur Anfertigung militärischer und statistischer Memoiren gehört. 7) Die Classe der *Marine* beschäftigt sich mit allem dem, was zur Schiffsbaukunst, als Ausrüstung, Bemannung u. s. w., ferner mit den Manövers der Kriegsschiffe und allem, was zur Seetaktik und der Seefahrtskunde gehört. 8) Die Classe der *Militär-Administration* hat es mit allem dem zu thun, was zur Bekleidung, Equipirung, Lagerung, für die Transporte, den Unterhalt, die Gesundheit, und die Militär-Justiz gehört. Jede Classe besteht aus acht gewöhnlichen Gliedern. Die erste Classe enthält überdiess alle Generale im Dienste der Republik, welche die Akademie mit ihrer Incorporation beehren wollen; auch werden alle Chefs der Hauptdirectionen des Genie-Wesens, der Artillerie, der Directoren der Militärschulen und der Chef des topographischen Corps, als Mitglieder dieser ersten Classe betrachtet. Nächst diesem wird sich diese Akademie noch eine unbestimmte Anzahl fremder Ehrenmitglieder, die sich durch ihre militärischen Kenntnisse auszeichnen, zugesellen. — Alle Jahre giebt sie acht Preisfragen auf, nämlich für jede Classe eine. Derjenige Verfasser, welcher den Forderungen der Akademie am besten entsprochen hat, erhält eine goldene, der zweyte eine silberne Preismedaille, der dritte aber eine ehrenvolle Erwähnung seiner Arbeit in der General-Versammlung der Akademie. — Die Akademie edirt zwey periodische Werke: 1) Die *Denkwürdigkeiten der Akademie;* 2) das *Journal derselben.* Erstere enthalten blofs diejenigen Abhandlungen, die im Verlaufe eines jeden Jahres den Preis erhalten haben. Das zweyte erscheint alle Monate, und soll den Militärpersonen eine angenehme und nützliche Unterhaltung gewähren. Es enthält historische Facta; neue militärische Einrichtungen, und eine Anzeige der militärischen Journale, Bücher und Karten, sowohl des In- als Auslandes u. s. w. Die Akademie hält jedesmal im Januar eine allgemeine Sitzung; die Central-Comitee aber versammelt sich jeden Monat einmal. Wie diese militärische Gesellschaft ihren Stoff behandelt, und in wie fern sie auch das Ausland interessiren kann, mag der Inhalt der bisher erschienenen Hefte ihres Journals lehren.

Ein *zweyter* Aufsatz handelt von der *Bogenschwenkung*. Der Vf. sucht zuerst den Nutzen dieser zeitersparenden Bewegung zu erweisen, beleuch-

leuchtet dann die Schwierigkeiten bey der Ausübung einiger bisher gemachten Forderungen, und schlägt endlich nach einigen hierüber angestellten Betrachtungen eine andere Schwenkungsweise vor. Man müsse sich bey dieser Bewegung, sagt er, auf einem Kreisbogen bewegen, welches der Natur unseres Körpers, die uns zum Geradeausgehen bestimmte, zuwider sey; ferner habe man mehr Raum als bey der geradlinigen Bewegung zurückzulegen, und müsse sich beständig Arm an Arm geschlossen zu halten suchen, welches beides die Geschwindigkeit, womit diese Bewegung geschehen könnte, sehr lähmen müsste. — Die Anhänger dieser Bogenschwenkung wollen diese Bewegung, sagt der Vf., wie die Drehung einer auf ihrer Angel gehenden Thüre ausgeführt wissen. — (Diess ist auch wirklich der Fall; denn bey jeder Schwenkung ist der Drehpunkt in der Axe des stehenden oder stutzenden Flügelmanns.) — Man müsse aber bedenken, sagt der Vf. weiter, dass dergleichen Bewegungen nicht ohne grosse mathematische Genauigkeit von Seiten der Soldaten im ersten Gliede ausgeführt werden könne, weil diese nach Maassgabe ihrer mindern oder grössern Entfernung von der Axe ihre Schritte bald verkürzen, bald verlängern müssten, um zu gleicher Zeit auf eine und eben dieselbe Linie ankommen zu können. Dieser Calcul sey aber vom gemeinen Manne durchaus nicht zu verlangen. Die Schwierigkeiten in der Ausführung gedachter Bewegungen, meynt der Vf., seyen hinreichend durch die schwankenden Meynungen über diesen Gegenstand erwiesen. Einige wollten nämlich die Fühlung und die Augen nach dem Drehpunkt haben, andere aber letztere nach dem schwenkenden Flügel gedreht wissen; im ersteren Falle stutze alsdann der schwenkende Flügel oder prelle vor; im zweyten aber suche der Nebenmann durch die Ellenbogen stets die Fühlung des andern zu erhalten, wodurch ein beständiges Schwanken entstände, welches die rasche Ausführung dieser Bewegung sehr verzögere. Der Vf. glaubt daher, dass diese Präcision beym Bogenschwenken und die zur Ausführung nöthige Berechnung und Cadencirung der Schritte vom gemeinen Manne durchaus nicht zu fordern sey. — Durch obige Betrachtungen veranlasst, schlägt nun der Vf. seine Schwenkungsweise vor. 1) *Halb-Rechts* (oder *Links*) *Schwenkt!* (Wahrscheinlich versteht der Vf. durch *halb* die Viertelschwenkung). Bey diesem ersten Commando macht der Flügelmann des Drehpunkts, je nachdem geschwenkt werden soll, rechts oder links um. 2) *Marsch!* Auf diess Commando-Wort marschirt ein jeder Soldat für sich raschen Schritts gerade aus, läuft alsdann rottenweise auf, und richtet zwischen der bereits aufgelaufenen Rotte und dem auf dem Flügel im Allignement stehenden Unter-Officier ein. Das zweyte und dritte Glied folgen ihren respectiven Vorderleuten. Wenn nun alles gehörig gerichtet ist, commandirt man: *Richt!* u. s. w. — Die Vortheile dieser Schwenkungsweise bestehen seiner Meynung nach darin, dass sich jeder einzelne Mann der Natur seines Körpers gemäss auf einer geraden Linie bewege, und hierdurch gleichsam jeder derselben seine individuelle Aufgabe, ohne Rücksicht auf seine übrigen Kameraden zu nehmen, auflöst. Diese Weise, sagt der Vf., erfordere, ihrer Einfachheit wegen, weder den Calcul, noch den cadencirten Schritt, auch bedürfe man keine allgemeine noch besondere Ellenbogen-Fühlung, weswegen sie von dem Soldaten eher erlernt und mit grösserer Präcision und Geschwindigkeit ausgeführt werden könnte. — Rec. kennt allerdings die Schwierigkeiten der Ausführung gedachter Bewegungen, glaubt aber bemerken zu müssen, dass der gemeine Mann diese Bogenschwenkung, ohne grosser Rechenmeister zu seyn, mit ziemlicher Präcision, und beynahe ganz mechanisch ausführen wird. Nur setzt er freylich eine Schritt-Cadenz voraus, die unser Vf. als Hülfsmittel ganz übergeht, und ohne welche jene Bewegung nie mit Präcision ausgeführt werden wird. Rec. kann daher dieser Schwenkungsweise durchaus nicht beystimmen; sie ist nicht neu, sondern vielmehr die Schwenkung in ihrer Kindheit, und gewährt keinesweges die vom Vf. gerühmten Vortheile, ist auch bereits durch Taktiker geprüft und mit Recht verworfen worden. — Nach oben gedachtem Vorschlag ist Rec. geneigt zu glauben, dass der Vf. keine grosse Kenntniss der Taktik besitze, oder niemals die Gelegenheit gehabt habe, dergleichen mit Präcision ausgeführte Bewegungen zu sehen, die ihm jede preussische Parade zur Genüge darbieten würde.

Die *dritte* Abhandlung hat die *Militär-Akustik* zum Gegenstande. Hier ist die Rede von einem akustischen Lärmrohre, durch welches man Signale zu geben im Stande ist. Dieses Instrument, das von dem Engländer *Fitzgerald* erfunden, und von einer vom Artillerie-Departement angeordneten Commission zu *Woolwich* durch Versuche geprüft wurde, wovon aber der Vf. keine besondere Beschreibung liefert, wird, vermöge einer Schraube, an der Mündung einer Mousquete befestigt, deren Schuss dann dem Knalle einer neunpfündigen Kanone gleich kommen soll. Der Vf. folgert daraus, dass ein ähnliches Rohr, vor der Mündung einer kleinen Kanone angebracht, einen Knall, gleich dem des schwersten Geschützes, hervorbringen müsste; er glaubt daher, dass man dergleichen akustische oder Lärmröhre, wie wir sie nennen wollen, mit Nutzen auf den Mastkörben und andern Theilen der Schiffe, woselbst man keine Kanonen hinzubringen vermag, oder auch auf Böten, die bey neblichtem Wetter zur Beleuchtung der Küsten und des Feindes dienen, anbringen könnte. Ueberdiess gewährten sie die Ausübung einiger Kriegsstratageme, indem man durch ihren Knall dem Feinde glaubhaft machen dürfte, man habe vieles und selbst grobes Geschütz bey sich u. s. w. — Auch erspare man hierbey das Pulver. — Zur Verfertigung dieser Röhre schlägt der Vf. Messing, und falls ihnen die Explosion Schaden bringen sollte, die parabolische Form vor.

Ein *vierter* Aufsatz handelt von der *Taktik* und *Strategie*. Der Vf. erkennt das Unzulängliche der bis-

bisherigen Definition dieser Nomenclatur, die man von den Griechen entlehnte, und auf unsere neuere Kriegskunst überzutragen suchte. Die neuern Schriftsteller, sagt er, neunten *Strategie*: alle Militär-Operationen, und die Taktik die Militär-Evolutionen; und nun versucht er es, diese beiden verwandten Wörter nach seiner Weise zu definiren. *Militär-Operationen* nennt er alle Bewegungen, die ausserhalb des feindlichen Gesichtskreises, und *taktische Evolutionen* solche Bewegungen, die in Gegenwart des Feindes ausgeführt werden; daher die taktischen Bewegungen mit der gröfsten Ordnung, mit abgemessenen Schritten, und stets zum Schlagen bereit geschehen müssten; dahingegen die strategischen gleichsam nur reisend geschehen. (Der Vf. scheint seine Definition vom Vf. des *Geistes des neuen Kriegssystems*, Abschnitt II. der ersten Auflage entlehnt zu haben.) — Der Vf. setzt nun weiter auseinander, was er unter *Taktik* und *Strategie* versteht; und subsumirt unter erstere: 1) die Formirung der Schlachtordnung; 2) die Formirung der Colonne; 3) den Marsch derselben; 4) die Bildung der Linie; 5) die Frontveränderungen; 6) den Marsch *en ligne*; 7) den Angriff nebst seinen Folgen, und die Verfolgung des Feindes oder die Retraite. Unter die zweyte oder die *Strategie* subsumirt er 1) den Operationsplan; 2) die Vereinigung der Armee; 3) die Schiffslandungen; 4) die Märsche; 5) den Uebergang über die Flüsse; 6) die Besitznahme der verschiedenen Stellungen, theils zum Lagern theils zum Bivouaquiren; 7) den Angriff und die Vertheidigung der Verschanzungen; 8) die Versendung der Detaschementer; 9) die Schlacht selbst; 10) den Angriff und die Vertheidigung fester Plätze; 11) den Rückzug, und 12) die Winterquartiere. — Ob nun gleich der Vf. seinen Gegenstand nicht erschöpft, so ist dennoch dieser Auffatz lesenswerth. Rec. wünschte, dass einige gebildete Männer vom Metier die Definition dieser obgenannten beiden Wörter der Vollkommenheit so nahe als möglich bringen möchten. Diess gilt ebenfalls von der Nomenclatur so vieler anderer aus fremden Sprachen übergetragenen Wörter.

Der *fünfte* sehr lesenswerthe Auffatz handelt von den *topographischen Karten*. — Nachdem der Vf. ihren Nutzen in Rücksicht der militärischen und diplomatischen Operationen hinlänglich erwiesen hat, rügt er einige Mängel derselben und thut demnächst einige Vorschläge zur Abhelfung derselben. So müsse man, sagt er, 1) den Maasstab dieser Karten, um sie recht nützlich zu machen, nach der wirklichen Gröfse des Terrains proportioniren; das heisst, den Maasstab nach einem bestimmten Theile, etwa den tausendsten, 10 oder 50,000sten Theil des wirklichen Terrains annehmen; 2) einer jeden Art dieser Karten ihren bestimmten Maasstab beylegen, den man ihrem zu leistenden Nutzen nach zu dem kleinstmöglichsten Minimum annehmen müsste. Diesem Vorschlage stimmt Rec. um so mehr bey, als dadurch die Uebersicht der wirklichen Gröfse des Terrains um so eher durch Vergleichung erleichtert wird. Auch würden die Nordländer nicht mehr nöthig haben, die französische *Lieue* und den piemontesischen *Trabuccho* (nach *Kästner* 9 Fuss 9 Zoll 7,8354‴.... rheinl. Maass) nach seinem Maasstabe zu reduciren, und letztere Nationen, sie mit Meilen und Wersten zu vergleichen. Dann theilt der Vf. die Topographie in die *Militär*-, in die *See*- und in die *Civil-Topographie*. Nachdem er nun diese verschiedenen Karten beschrieben hat, so geht er zu einer Subdivision derselben über, und theilt nun die militärische noch in folgende Abtheilungen ein; als: 1) in die zum Gebrauch für die Armee; 2) zum Gebrauch des Geniewesens, und 3) in Gränz-Karten (wahrscheinlich zur Berichtigung der Gränzen); und giebt ihnen nun, je nachdem sie General- oder Special-Karten sind, ihren bestimmten Maasstab.

Der *sechste* Auffatz enthält die Beschreibung einer *militärischen Brücke*. Sie ist bloss auf gebirgigte Gegenden berechnet, und soll dazu dienen, Felsenklüfte, enge Ravins u. dgl. m. mit einander zu verbinden. Nach den vorangeschickten Forderungen soll sie 1) auf Mauleseln transportabel seyn; 2) nach Belieben verlängert und verkürzt werden, und 3) ohne irgend eine in der Mitte angebrachte Stütze von einem Felsenrand zum andern geworfen werden können. Der Beschreibung nach, welche überdiess durch ein Kupfer erläutert ist, scheint sie den gemachten Forderungen zu entsprechen.

Der Abschnitt: *militärische Neuigkeiten*, enthält zwey Erfindungen: 1) die *mobile Befestigung* nach der Erfindung des Schottländers *Cellessip*. Diese Befestigung besteht in einer mobilen Brustwehr, die sich auf ihrer Axe dreht, und dem andringenden Feinde eine scharfe Kante entgegensetzt, und überdiess mit Geschütz versehen ist, welches man künstlich erhöhen und niedriger stellen kann. Der Vf. hat sein Modell der Intendantur in London zur Prüfung vorgelegt, und Referent verspricht uns in der Folge eine nähere Beschreibung desselben. Rec. hält diese und alle ähnliche Erfindungen für Spielerey. 2) *Ein unter Wasser gehender Brander*. Diese in Paris durch den Amerikaner *Fulton* erfundene Maschine soll dazu gebraucht werden, Kriegsschiffe in die Luft zu sprengen. Beym ersten damit angestellten Versuche wurde ein altes Schiff von 80 Kanonen mit nur 15 Pfd. Pulver in die Luft getrieben. Es wurden noch mehrere Versuche in Frankreich und selbst noch kürzlich einer durch Lord *Stanhope* in England gemacht, die sämmtlich befriedigend ausfielen. Warum ist aber bis jetzt von Seiten der Franzosen kein Versuch im Ernst angestellt worden?

(*Der Beschluss folgt.*)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Tal om den offentliga Vården, i hänseende til Folkets Seder och Hälsa, samt de Fattigas Lifsberguing*, hållet (Rede über die öffentliche Sorgfalt in Hinsicht auf die Sitten und die Gesundheit des Volks und den Lebensunterhalt der Armen,

Armen, gehalten) af *David Schulz von Schulzenheim*. 1801. 106 S. Die Beylagen 285 S. gr. 8.

Diese, bey der Abtretung des Präsidiums in der Akademie der Wissenschaften gehaltene Rede verdient nicht bloss den wärmsten Dank aller schwedischen Patrioten, sondern sie kann auch mit Recht Anspruch auf die Aufmerksamkeit des auswärtigen Publicums machen. Der Vf. sucht die Ursachen der immer mehr einreissenden Immoralität unter den niedern Ständen auf, und zeigt, wie denselben entgegen gearbeitet werden muss; er nimmt besonders auf Schweden Rücksicht, und sowohl die Beobachtungen, als auch die Vorschläge, die er thut, zeigen ihn als einen Mann ohne Vorurtheile, von wahrer Vaterlandsliebe und nicht gemeinen Einsichten. Was Hr. *v. S.* über Schwedens Erziehungswesen und die Verbesserung desselben sagt, ist vortrefflich; seine Ideen sind einfach, auf das Locale berechnet und leicht zu realisiren; allein ein zweckmässigerer Unterricht, eine bessere Erziehung ist nicht genug, die untern Volksclassen zu veredeln und wahrhaft zu beglücken; man muss zugleich für ihr besseres Auskommen sorgen, und die Hindernisse, die ihrer Thätigkeit und ihrer leiblichen Wohlfahrt entgegenstehn, aufzuheben suchen. Nachdem der Vf. diese Gegenstände gründlich auseinandergesetzt hat, handelt er von dem Einflusse, den eine gute Polizey auf die Sitten eines Volks hat, von Gefängnissen, der besten Einrichtung derselben, den Zucht- und Spinnhäusern und ähnlichen Anstalten. Die zweyte Abtheilung der Rede beschäftigt sich mit der öffentlichen Krankenpflege; der Vf. zeigt, was in Schweden von Seiten des Staats für die Erhaltung der Gesundheit des Volks geschehen ist, und was für Vorkehrungen noch zu wünschen sind. Endlich machen die Versorgungsanstalten für Arme den dritten Hauptgegenstand seiner Betrachtungen aus. — Obgleich die Materien eine gewisse Verwandtschaft (wenigstens nach der Ansicht des Vfs.) haben: so kann doch Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass es Hn. *v. S.* möchte gefallen haben, den Zusammenhang schärfer zu bezeichnen; so wie die Schrift jetzt ist, zeigt sich ein Mangel an Verbindung, der, bey dem Reichthum des Inhalts, die Lectüre erschwert. Einen ausgezeichnet hohen Werth erhält sie, besonders für den Statistiker, durch die hinzugefügten Beylagen; sie liefern unter 54 Numern vollständige und documentirte Nachrichten über die sämmtlichen Schul- und Erziehungsanstalten (auch über die Universitäten und Cadettenhäuser) in Schweden, ihre Einkünfte, ihre Frequenz u. s. w.; ferner über die Einrichtungen zur Erhaltung der Gesundheit, den Unterhalt der Armen, und alles was dahin gehört, die Gefängnisse, den Zustand der Gefangnen u. dgl. m.; zur Vergleichung und Nachahmung werden auch einige Nachrichten von ähnlichen Anstalten anderer Länder mitgetheilt. Rec. begnügt sich, einige von den Angaben der Vf. auszuheben: die Mittelzahl der Einwohner Stockholms wird zu 80,000 angegeben; von 1769 — 1778 war daselbst jedes sechste, von 1779 — 1788. jedes dritte und vierte, von 1789 — 98. jedes dritte Kind ein unehliches; jährlich werden etwa 13 Kinder ermordet. Die Zahl der Verkäufer von starken Getränken beläuft sich auf 1285. — Die Anzahl der Gefangenen beträgt in Schweden und Finnland jährlich etwa 900 (die Arbeits- oder Baugefangenen mitgerechnet.). — Seit dem J. 1773 — 1800. sind durch den Herausg. des Stockholmer Intelligensblatts allein 30242 Rthlr. 22 Schillinge zum Besten der Armen bey verschiednen Gelegenheiten gesammelt worden. Zuletzt ertheilt Hr. *v. S.* von einer neuern Einrichtung zur Unterstützung dürftiger Arbeiter in *Stockholm* Nachricht, die zur Feyer der Geburt *des Kronprinzen* gestiftet ist; sie ist theils durch die Beyträge thätiger Menschenfreunde, theils durch die Milde des Königs mit einem ansehnlichen Fonds versehn; es werden durch diese Anstalt arme Arbeiter, nach einer gewissen Classification, mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen, Mehl, Häring, Erbsen, Grütze, Kartoffeln und Holz zu einem viel niedrigern Preise, als der gewöhnlichen Markttaxe, versorgt; in den drey ersten Monaten des Jahrs 1800. wurden 6627 Familien oder 14561 Personen auf diese Art unterstützt.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Dresden*, in Hilschers Kunstverlage: *Gallerie der Thiere. — Pferde. — Erste* Lieferung. Entworfen von *Gottlob Sigismund Reutter*, Oberthierarzt und zweyter Lehrer an der Thierarzneyschule in Dresden. 1801. 4. mit 9 Col. Kpfr. u. 6 S. Kupfererklärung. (1 Rthlr. 8 gr.) — Rec. ist sehr geneigt, zu glauben, dass irgend ein Speculant bey der Herausgabe dieses Werkchens den Namen des Hn. *Reutter* gemissbraucht habe, da es ihm unbegreiflich scheint, dass Hr. R. selbst solche äusserst schlechte Kupfer erscheinen lassen könnte. Die vorliegenden, kaum zwey Zoll hohen Kupfer sollen 1) das wilde Pferd, 2) den Araber, 3) das mannische Pferd, 4) den Persianer, 5) den Türken, 6) den Spanier, 7) den Engländer, 8) den englischen Wettläufer und 9) den Neapolitaner vorstellen. Nr. 2. u. 3. scheinen eine verunglückte Nachbildung von dem Turcmain-atti und dem Baben in dem Neustädter Gestüt zu seyn, deren Charakteristik und Abbildung vor mehrern Jahren durch Naumann und Helmbrecht erschienen, und sind, so wie die zwey folgenden, noch am leidlichsten; die übrigen aber, und vorzüglich Nr. 6. u. 7. sind wahre Missgeburten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. October 1804.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

MAYLAND, b. Borsani: *Giornale dell' Accademia militare della Republica Italiana etc.*

(*Beschluss der in Num. 310. abgebrochenen Recension.*)

Das *zweyte* Heft (S. 81—160.) enthält *drey* Aufsätze, in fortlaufenden Numern. 7) *Abhandlung über die Kavallerie*, in vier Artikeln. Der *erste* Artikel handelt *vom Nutzen der Kavallerie*, den der Vf. dadurch darzuthun sucht, dass er ihren Gebrauch aus den ältesten Zeiten, in welchen Kriege geführt wurden, herleitet, und Beyspiele durch sie gewonnener Schlachten aus der Geschichte aller Zeitalter anführt; auf den Nutzen, den man von ihrer Beweglichkeit und Wirkung ziehen kann, aufmerksam macht, und dagegen behauptet, dass die Infanterie dem Feinde nur wenig Abbruch thun könne. Diese letzte Behauptung sucht er durch die Schlachten von *Czatzlau* und *Belgrad* zu bekräftigen, indem bey ersterer die Preussen 750,000 Flintenschüsse gethan haben, und dennoch nur 3000 Oestreicher geblieben seyn sollen; bey letzterer aber die beiden Bataillons von *Lothringen* und *Neuburg* einen türkischen Kavallerie-Trupp auf 30 Schritte mit einer Decharge empfingen, und dessen ungeachtet nur 30 Mann tödteten, sie aber dagegen sämmtlich in einem Augenblick niedergehauen wurden. Rec. will den grossen Nutzen dieser Waffe durchaus nicht abläugnen, und ist vielmehr der Meynung, dass man die Kavallerie im letzten Kriege nicht immer so benutzte, als man diess hätte thun können; allein unser Vf., der wahrscheinlich ein Kavallerist ist, setzt auch den Infanteristen zu sehr zurück, und scheint *Mollwitz*, *Minden*, und in neuern Zeiten den Feldzug der Franzosen in *Aegypten* vergessen zu haben. Bey diesem Feldzuge, in welchem freylich die französische Infanterie ihre Schlachtordnung wohlweislich veränderte, nahm diese es mit der tapferften Reuterey, mit den *Mameluken*, auf, und schlug sie selbst unter grossen Missverhältnissen beynah stets aus dem Felde. Der Vf. sucht nun ferner sein Argument durch die Impulsion seiner Waffe, die er mit dem Anlaufe der Infanterie vergleicht, zu unterstützen; allein er bringt erstere zu hoch in Anschlag. Im zweyten Artikel: *Von der Nothwendigkeit dieser Waffe in der italiänischen Republik*, sucht der Vf. die Gründe zur Errichtung und Vervollkommnung dieser Waffe in der italiänischen Republik durch folgende Schlüsse darzuthun: 1) die Nachbarschaft einer an Kavallerie sehr überlegenen Macht, die überdiess solche immer mehr und mehr zu vervollkommnen suche, und 2) die grosse Extension der Republik, welche bloss durch drey Festungen gedeckt sey, erfordern eine Vermehrung der Kavallerie. Ueberdiess wird noch angeführt, dass die grosen bewässerten Ebenen des Landes die Unterhaltung und Fortpflanzung der Pferde sehr begünstigten. — Im dritten Artikel: *Von den Mitteln zur Formirung und Vervollkommnung der italiänischen Kavallerie*, wird von der Nothwendigkeit, auserlesene Pferde und unterrichtete Reiter zu besitzen, gesprochen; auch handelt der Vf. von der Auszeichnung und den Vorzügen, welche diese Waffe schon in den ältesten Zeiten genoss, und rühmt hierbey mit Recht das Verfahren der Römer, welche die Fecht- und Waffenart ihrer Feinde annahmen, so bald beide ihnen besser, als die ihrigen schienen; — ein Umstand, der heutiges Tages leider nur zu selten befolgt wird, indem jede Macht sich für die beste hält. — Ferner wird hier über den Nutzen der *Militär-Uebungen*, in welchen die Alten bereits ihre Jugend zu künftigen Vaterlandsvertheidigern einweihten, und endlich über die *Reitkunst*, *Veterinär-Kunde* und andere dergleichen Dinge viel gutes gesagt. — Auch erfährt man hierbey, dass sich in Mayland eine Anstalt zur Bildung des Kavalleristen befindet, bey welcher sich von jedem Kavallerie-Regimente zwey Ober- und vier Unter-Officiere, und ein Ober- und zwey Unter-Officiere von der leichten oder berittenen Artillerie einfinden müssen. Ihr Cursus dauert drey Jahre, und nach dieser Zeit kehren sie als Lehrer zu ihren respectiven Regimentern zurück. — Im fünften Artikel: *Von der Pferdezucht*, will der Vf. die Pferdezucht theils zum Besten des Militär- und Bauernstandes, theils aus ökonomischen Hinsichten verbessert wissen; und auch über diesen Gegenstand, so wie über die verschiedenen Rassen der Pferde, und über die Art und Weise der Vermehrung einer guten Art, findet man hier viel gutes. — Der nur kurze *Schluß* dieser Abhandlung enthält noch einige Gründe zur Unterstützung der vorhergegangenen Forderung.

8) *Ueber die italiänische Artillerie*, von *Guillaume*, Brigade-Chef der Artillerie und Mitglied der italiänischen Militär-Akademie. Der Vf. will kein Elementar-Werk liefern, noch den Reformator der bisherigen von vorzüglichen Officieren gelieferten Schriften über diesen Gegenstand machen; sein Vorschlag, sagt er, gründe sich hauptsächlich auf das französische Artillerie-Reglement von 1785., und weiche davon vielleicht bloss darin ab, dass er die in dem letzten Kriege gemachten Erfahrungen und Beobachtungen geschickter Officiere nach seinen eigenen schwachen Einsichten hinzugefügt und abgeändert habe. Der Vf. bedient

bedient sich bey seinen Berechnungen der Decimal-Theile des Calibers, und führt zugleich den *Metre* als Maasstab ein. Der *erste* Theil dieser Abhandlung handelt *von den Feuerschlünden. Erstes* Kapitel. *Von den Kanonen.* Der Vf. führt zuerst die nach dem obigen Reglement festgesetzten verschiedenen französischen Calibers, als die 24- und 16pfündigen Belagerungs- und die 12- und 8pfündigen langen Platz- oder Festungs-Kanonen; die 12-, 8- und 4pfündigen kurzen zum Felddienst bestimmten, die einpfündigen der leichten Truppen und die Strand-Kanonen zu 36, 24, 16 und 12 Pfund an. Nun schlägt er seine Veränderungen vor; 1) will er die Benennung des Calibers der Kanonen nicht mehr nach dem Gewicht der Kugel, sondern nach dem Caliber (Weite, Durchmesser) der Seele benannt wissen; 2) reducirt er alle Dimensionen in Caliber der Kugel und Decimalbrüche derselben, jedoch mit der Rücksicht, dass keine dieser Dimensionen unter den hundertsten Theil falle. Hierdurch glaubt er die Prüfung und Berechnung des Geschützes zu erleichtern. Mit Recht rügt er die Gleichheit des Spielraums bey den verschiedenen Calibers, welche bey den kleinen Kanonen nach Verhältniss ihrer Kleinheit zunimmt und das Geschütz bald unbrauchbar macht; 3) will er alle Friesen und Reifungen, bis auf die des Bändchens hinterm Kopf abgeschafft wissen. Dieser Vorschlag, sagt er, sey schon vom General *von Tempelhoff*, als er noch Major gewesen sey, gemacht worden. Ferner will er auch die zweyte Verstärkung der Metalldicke abgeschafft und künftig die Kanonen nur in folgende drey Abtheilungen eingetheilt wissen, als: in das *Bodenstück*, die *Verstärkung* und das *Langefeld.* Dem Vorschlage *Robins's* (Kap. 1. Vorschlag IX.), der Kanone die Form eines conischen Stammes zu geben, stimmt unser Vf. aus einigen angeführten Gründen nicht bey. — In dem folgenden *ersten* Abschnitte: *Von dem Festungs- und Belagerungs-Geschütz*, giebt der Vf. diesen beiden Arten von Kanonen 21 Caliber Länge, weil ihre Wirkung bey den in einer Belagerung zu beschiessenden Gegenständen, denen von 23½ Caliber der französischen 12- und 8pfünder beynahe gleich kömmt, und diese also entbehrlich macht. Zu dieser Art von Geschütz schlägt er nur zwey Arten von Caliber, als den von 18 und 12 Pfd., vor. (Ersterer hat 0,138, und letzterer 0,12 Theile des Meters.) Die Festsetzung dieser Caliber folgert er aus den im Jahre 1740. zu *Metz* angestellten Versuchen. Nun folgen auf zwey Seiten Tabellen, welche die verschiedenen Eintheilungen und Dimensionen des Belagerungs- und Festungs-Geschützes enthalten. Die oben erwähnte Kanone von 18 wiegt ungefähr 4,680, die von 12 aber 3,000 französische Pfunde. Der *zweyte* Abschnitt: *von den Feld-Kanonen*, giebt diesem Geschütz dieselben Verhältnisse der Länge und Stärke, als das französische Reglement für dasselbe festsetzt, nämlich 17 Caliber Länge der Seele ohne allen Bruch. Der Vf. will aber dieses Geschütz nur auf zwey verschiedene Caliber reducirt, und folgende eingeführt wissen, als 1) die Kanone von 12 (0,12 metrisch) und die von 6 (0,095 metr.); die 4- und 8pfünd. Kanonen würden folglich abgeschafft. — Als Anhänger von *L'Espinasse* will der Vf. das Bataillons-Geschütz, jedoch mit einigen Modificationen, abgeschafft wissen: *L'E.* will, wie bekannt, bey einer Armee von 30,000 Mann einen Park von 90 Stück Geschütz, bestehend aus 12 Zwölfpfündern, 36 Achtpfündern, 12 Vierpfündern und 30 Haubitzen, zutheilen. Unser Vf. will nun statt der beiden Abtheilungen von Zwölf- und Achtpfündern, 48 Stück von 6 Pfd. eingeführt wissen, welches um so leichter anginge, da die Anzahl der Pferde zur Bespannung derselben sich gleich bliebe, und nun jede Kanone mit 4 Pferden bespannt würde, wodurch seine vorgeschlagene Kanone, welche nur 900 Pf. an Gewicht hätte, sehr an Beweglichkeit gewönne. Die Zwölfpfünder will er nur selten in der Linie, und nur in Batterieen angebracht sehn. Nun folgen abermals zwey Seiten Tabellen, welche die Eintheilung und die Dimensionen benannten Geschützes enthalten. Die Schwere des Zwölfpfünders beträgt etwa 1850, des Sechspfünders aber 900 franz. Pf. Der *dritte* Abschnitt handelt von den *Strand- und Schiffs-Kanonen.* Zu ersteren will der Vf. folgende Calibers, die von 36, 24 und 18 (zu 0,165, 0,155 und 0,138 des Meters), und letztere zu 12 und 6 Pfd. (0,12 und 0,095 d. M.) gebraucht wissen; er bemerkt, dass die meisten Nationen diese Geschütze der Oekonomie wegen aus Eisen anfertigen liessen; weil sie sich aber auf dem Wasser oder in der Nähe desselben leichter, als die metallenen, oxidirten, und dadurch viel eher unbrauchbar würden, so schlägt er metallene Kanonen vor, und meynt, dass sie bey der jetzigen geringen Seemacht der italiänischen Republik die Kräfte derselben nicht übersteigen würden. Weil die zu grosse Länge des Geschützes auf dem Schiffe mehr hinderlich als auf dem Lande ist: so schlägt er für den Zwölf- und Sechspfünder die gewöhnl. Caliber-Länge des Feldgeschützes, für die andern aber 18 Caliber Länge vor. Zwey Seiten Tabellen enthalten die verschiedenen Dimensionen des erwähnten Geschützes. Der Sechs und dreyssig Pf. wiegt 6900, der Vier und zwanzig Pf. 5770, und der Achtzehn Pf. 400 franz. Pf. — Das dem Hefte beygefügte Kpf. enthält 1) den Durchschnitt einer gewöhnl. Feld-Kanone, und 2) eine solche von oben anzusehen, jedoch nach den nöthigen Dimensionen. Hiernächst wird diess Heft mit einem Vorschlage zu einem *militärischen Wörterbuche* beschlossen; der Vf. sucht die Nützlichkeit eines solchen Werks zu erweisen, und bey dem Wunsch, dass die Regierung ein Werk dieser Art besorgen möge, thut er den unmassgeblichen Vorschlag zu einer Comitée aus vorzüglichen Officieren einer jeden Waffe, und selbst einiger gelehrten mit der italiänischen Sprache sehr vertrauten Männer zur Abfassung desselben.

Das *dritte* Heft (S. 161.) fängt mit der Fortsetzung des Memoirs über die *Artillerie* an, und handelt in einem zweyten Kapitel *von den Haubitzen.* Das französische Reglement von 1785. bestimmt für diese Art von Geschütz nur zwey verschiedene Caliber, als: 1) die achtzöllige zu den Belagerungen und 2) die sechs-

sechszöllige zum Felddienst bestimmte Haubitze. Der Vf. bemerkt, dass heutigen Tages die Meynungen über das Caliber und die Anwendung dieser Waffe sehr getheilt sey. Einige wollten mit dem General L'Espinasse die spanische Acht-, und die österr. 5½zöllige Haubitze statt der obigen eingeführt wissen, weil *erstere* nach dem Zeugnisse aller Generale und Artillerie-Officiere, welche im letzten Kriege gegen Spanien gedient haben, viel weiter als die unsrigen werfen; und *letztere* ebenfalls weiter und mit eben der Wirkung, als die französische sechszöllige ihre Granate bringen soll. Der Grund hievon soll in der grössern Caliber-Länge ihrer Seelen bestehen. Der Vf. will aber die spanische achtzöllige Haubitze, trotz ihrer anerkannten Vorzüge, dennoch nicht eingeführt wissen, weil ihre grössere Caliber-Länge sie schwerer macht, und daher eine stärkere Affute erfordert; und folgende substituiren: 1) zur Belagerung die Haubitze von 7 Zoll 9 Linien (0,21 d. M.), und 2) die von 5 Zoll 9 Linien (0,155) zum Felddienst. Ferner giebt der Vf. dem sphärischen Theile ihrer Seele eben dieselbe Dimension als dem Durchmesser ihrer respectiven Granaten; er will nämlich diese letzere abgeschliffen wissen, und glaubt, dass die Impulsion um so stärker, und die Seele der Haubitzen um so weniger zerrissen und verdorben würde. Er führt ebenfalls die in den Jahren 1769. zu Metz und 1770. zu Douay angestellten Versuche an, die, nach den Bemerkungen von Hn. *Pillon d'Arquebouville* (Erfinder dieser Modification), erwiesen haben, dass diese Einrichtung merklich auf die Richtigkeit ihres Wurfs Einfluss habe. — Noch 2 Seiten Tabellen enthalten die verschiedenen Dimensionen der vorgeschlagenen Haubitzen; die Belagerungs-Haubitze soll 1150, und die zum Felddienst bestimmte ungefähr 600 französische Pfund schwer seyn. — Das dritte Kapitel handelt *von den Mörsern*. Der Vf. will die französischen 12 (0,320 d. M.), 10 (0,270) und 8zölligen beybehalten wissen. Was aber ihre Form betrifft: so schienen ihm die von *Gomer* (mit conischen Kammern und Verstärkung des Zapfenstücks) vorzüglicher als die gewöhnlichen mit cylindrischen Kammern zu seyn. Zwar gesteht er, dass die Mörser mit cylindrischen Kammern ihre Geschosse weiter trügen, als die mit conischen; allein letztere hätten dagegen bey allen mit denselben, selbst durch *Lamartilliere* angestellten Versuchen mehr Richtigkeit im Wurf gezeigt. Ueberdiess leide die Seele dieser letztern weniger von dem Stosse der Bombe, und er glaubt daher, dass diese beiden Vorzüge der conischen Mörser das Pulverersparniss der erstern mit cylindrischen Kammern bey weitem überwögen. Zur Vertheidigung der Plätze will er bloss die zehn- und achtzölligen Mörser bis zur Couronnirung des bedeckten Weges angewandt wissen. Von da an solle man sich dann der zwölfzölligen zur Vertheidigung des Grabens und der Brêchen bedienen. Beym Angriff fester Plätze aber, wo es darauf ankommt, die öffentlichen Gebäude zusammen zu schiessen, und von der dritten und zweyten Parallele aus die feindlichen Wälle zu verderben, könne man sich, wie auch zu den Strandbatterien, der zwölf- und zehnzölligen Mörser bedienen. Der Vf. will die Kammern seiner Mörser nach dem Vorschlage des Hn. *Pillon d'Arquebouville*, jedoch mit einigen Abänderungen, eingeführt wissen. Die zwey folgenden Tabellen enthalten die verschiedenen Dimensionen des vorgeschlagenen Mörsers. Der zwölfzöllige Mörser soll 2700 französische Pf. wiegen und dessen Kammer 10⅝ Pf. Pulver fassen; der zehnzöllige wiegt 1600 Pfd. und dessen Kammer hält 6 1/16 Pfd. Pulver, und das von 7 Zoll 9 Linien soll 700 Pfd. wiegen und 2⅞ Pfd. Pulver halten. Bey der Berechnung der Mörser und Steinmörser hat sich der Vf. der tausendtheiligen Caliber-Brüche bedient. — Das vierte Kapitel handelt *von dem Steinmörser*. Weil die Steinmörser erst nach Vollendung der zweyten Parallele von Nutzen sind, so glaubt der Vf. die Form und das Caliber der bisherigen französischen abändern zu dürfen, und will sie alsdann nicht bloss zum Steinwerfen angewandt wissen, sondern sie sollen auch dazu dienen, Bomben, Carcassen und andere ähnliche vernichtende Körper zu werfen und nach geschehenem Couronnement den Uebergang des Grabens und die Ersteigung der Brêchen zu vertheidigen. Er meynt auch, dass man sie, ihres leichtern Transports wegen, mit Nutzen in den letzten Batterien stellen könnte. Der Vf. giebt seinen Steinmörsern 12 Zoll Durchmesser, und verstärkt ihre Metalldicke noch um etwas mehr, als die französischen 15zölligen. Er sagt, dass es durch die gemachten Versuche sattsam erwiesen sey, dass die conische Kammer eine grössere Genauigkeit im Wurfe erlaube, und überdiess gewährte sie noch den Vortheil, dass man 12zöllige Bomben mit 4 Pfd. Pulver, 10zöllige mit 2½ Pfd. und 8zöllige mit 1½ Pfd. Pulver aus einem ähnlichen Mörser werfen könne, welchen Vortheil die französischen nicht darböten, indem man sie der geringern Metalldicke wegen nicht mit 4 Pfd. laden dürfte. Nun folgen abermals zwey Dimensionstabellen von diesem Geschütz. Das Gewicht eines ähnlichen Steinmörsers beträgt 1500 Pfd., und seine zum Steinwerfen bestimmte Kammer fasst 27⅝ Pfd. Pulver. — Im fünften Kapitel: *Mörser zur Pulverprobe*, sagt der Vf. mit wenigen Worten, dass sich über die Form und die Dimensionen dieses Mörsers nichts eher festsetzen liesse, bis man die Gesetze des Einflusses der Wärme auf dem Fluidum u. s. w. genau kenne. Im Anhange bemerkt er ferner, dass alle zur Prüfung der Kanonen, Haubitzen, Mörser u. s. w. nöthigen Instrumente im französischen Reglement und in dem Werke von *Monge* beschrieben und für ein jedes Caliber brauchbar zu finden wären. Nun folgen sechs Tabellen; die erste enthält die grösste Geschwindigkeit, die zweyte die verschiedene Geschwindigkeit der 24-, 18- und 16pfündigen Kugeln bey abweichenden Entfernungen; die dritte die Senkungen derselben Kugeln bey verschiedenen Entfernungen und Ladungen; die vierte die verschiedene Geschwindigkeit der 12-, 8- und 6pfündigen Kugeln bey abweichenden Entfernungen; die fünfte ebenfalls die Senkung derselben bey verschiedenen Ladungen und

und Entfernungen, und die ſechſte zeigt den Inhalt eines 8-, 6- und 4pfündigen Pulver-Karren. In einem zweyten Theile verſpricht der Vf., die Geſchoſſe abzuhandeln.

Der *zehnte* Aufſatz handelt *von den Kaſematten*, und enthält die Protocolle einiger mit denſelben in franzöſiſchen Feſtungen angeſtellten Verſuche. — Nachdem Referent — wahrſcheinlich ein Franzoſe — die Nothwendigkeit der Kaſematten zur Deckung der Belagerten erwieſen hat, glaubt er, daſs es denjenigen, die ſich in der Zukunft mit der Anlegung und Erbauung derſelben befaſſen möchten, angenehm ſeyn dürfte, zu erfahren, wie man ſie, mit Vermeidung aller ihnen beygemeſſenen Fehler, ohne groſsen Koſtenaufwand erbauen könnte. Er iſt aber der Meynung, daſs uns nur die Erfahrung richtige Aufſchlüſſe hierüber geben dürfte, und will uns aus dieſen Gründen in einer Folgenreihe eine Ueberſicht der verſchiedenen, in neuern Zeiten mit den Kaſematten angeſtellten, Verſuche darlegen. Nun folgen die Protocolle über vier Verſuche in den Feſtungen *Beſançon*, *Metz*, *Perpignan* und *Neu-Breiſach*. Erſtere drey Verſuche fanden im J. 3., letzterer aber im J. 8. der Republik ſtatt. Damit man nun im Stande wäre, allen nur möglichen Nutzen aus dieſen Verſuchen zu ziehen, ſo ſetzte man alle mögliche Fälle, unter welchen benannte kaſemattirte Werke von dem Feinde angegriffen und unter welchen ſie gegen denſelben vertheidigt werden könnten, feſt; als: 1) *der gewaltſame Angriff*; 2) *der künſtliche durch regelmäſsige Approchen*; und 3) *beide obbenannte Angriffe nach Maaſsgabe der Umſtände vereinigt*. — Sämmtliche ausführlich angeführte Protocolle ſind äuſserſt intereſſant; ſie widerlegen die bisher geglaubte Unbrauchbarkeit der Kaſematten hinreichend, und vernichten daher einen groſsen Theil der bisherigen Invectiven gegen den Vf. des Perpendiculär-Syſtems, der, wie bekannt, viele dergleichen ſchützende Gewölbe angebracht wiſſen will. Das Protocoll von Neu-Breiſach findet man ebenfalls in *Mandar's* Werk: *de l'architecture des forteresses* etc. S. 431 ff. und S. 432., ein andres, mit dem auf der Inſel Aix von *Montalembert* erbauten hölzernen Fort im J. 1781. angeſtellten Verſuche, der ebenfalls genügend ausfiel, angeführt. Der unbekannte Referent verſpricht, alle übrigen bereits gemachten und noch anzuſtellenden Verſuche dieſer Art nachzuliefern, wofür wir ihm den gröſsten Dank wiſſen werden. — Den Beſchluſs machen ſechs Bücheranzeigen. — Dieſem Hefte ſind zwey Kupfer beygefügt, wovon das erſtere den Durchſchnitt und die Anſicht einer Feldhaubitze von oben, das zweyte aber die Anſicht eines Bomben- und eines Stein-Mörſers ebenfalls wie auf der vorhergehenden Platte, den Durchſchnitt und von oben, darſtellen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Deſſau*: דברי אשר חלק ראשון קראחיו מכחב חרבות צורים (d. i. Unterſuchung über die ſcharfen Meſſer, womit Joſua die Iſraeliten beſchnitt, von *Anſchel Herz Oppenheim.*) 1804. 36 S. 8. — Eine merkwürdige Schrift, die einen Hauptpunkt der medicinifchen Geſetzgebung der jüdiſchen Nation angeht. Es iſt nämlich ein alter Gebrauch bey den Iſraeliten ſowohl als bey den Muhammedanern, ſich bey der Beſchneidung nicht bloſs des Meſſers, ſondern auch der Nägel zu bedienen. Der arabiſche Wundarzt *Abu 'l Kaſem* ſpricht ſchon im 13ten Jahrhundert von dem Gebrauche der Nägel (ظفر) bey der Beſchneidung (*Albucaſ. de chirurg.* lib. II. ſect. 57. p. 272. ed. *Channing.*), und die jüdiſchen Beſchneider laſſen ſich ausdrücklich dazu die Nägel recht lang wachſen, um die Vorhaut bequemer abkneipen zu können. Ja, manche gelehrte Rabbinen vertheidigen dieſen Gebrauch aus dem Grunde, weil *Rambam* ausdrücklich von צפרן, *den Nägeln*, ſpricht, womit man die Beſchneidung vornehmen ſolle, und weil die Stelle im Joſua (V, 2.), wo von ſcharfen Meſſern (חרבות צורים) die Rede iſt, vom Thargum אזמלין חריפין überſetzt wird. Dieſes אזמיל verſtehn die Rabbinen nicht, und überſetzen es wohl *Nägel*.

Der Vf. dieſer Schrift, einer der gelehrteſten Juden, greift nun dieſen nachtheiligen Gebrauch mit philologiſchen und mediciniſchen Gründen an. Seine Sprachforſchung ward ihm durch den Prof. *Sprengel* in Halle erleichtert, auf den er ſich mehrmals in dieſer Schrift beruft. Er zeigt zuförderſt, daſs צפרן nicht immer den Nagel am Finger, ſondern auch ein ſpitziges Inſtrument bedeute, und führt als Beweis die Stelle Jerem. XVII. 1. an, wo es heiſst: *Die Sünde Iſraels iſt mit eiſernen Griffeln, und mit* צפרן *von Demant gegraben.* Dann entwickelt er die wahre Bedeutung des chaldäiſchen אזמיל, welches von dem griechiſchen σμίλη herkommt, und ohne alles Bedenken eine *Lanzette* bedeutet. Er zeigt, daſs, wo von פרע (zerreiſsen) der Vorhaut die Rede ſey, פרם (zerſchneiden) geleſen werden müſſe. Rec. findet indeſſen, daſs פרע auch die Bedeutung des *Entblöſsens*, *Abziehens* hat, z. B. Levit. XXI. 10.

Der Vf. ſchlägt nun eine leichtere, ſichrere und weniger ſchmerzhafte Operation mit der bloſsen Lanzette oder dem Knopf-Biſtouri und einer ſogenannten *Klemme* vor, womit die Vorhaut geſpannt wird. Dieſe Inſtrumente hat er auch auf dem Titelblatt abbilden laſſen. Seine Rathſchläge zur Behandlung der Wunde, auch wenn ſchlimme Zufälle ſich einſtellen, ſind ſehr gut, und verdienen Befolgung, ſo wie die Erzählungen von dem übeln Erfolge des Abkneipens mit den Nägeln Beherzigung verdienen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. October 1804.

OEKONOMIE.

Erfurt, b. Hennings: *Deutschlands Gartenschatz*, nach der Grundlage des ältern Reichard'schen Gartenschatzes mit den neuesten Entdeckungen und Erfindungen praktischer Gärtner und Landwirthe bereichert und bearbeitet von D. *F. K. L. Sickler*, und herausgeg. von *Joh. Volkmar Sickler. Dritter* u. letzter Band. 1803. 346 S. 8. m. Kpf. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Die deutsche Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange, nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet von einer Gesellschaft praktischer Oekonomen, herausgeg. und mit einer Vorrede begleitet von *J. V. Sickler. — Dritter* Band.

Dieser Band beschliesst das Werk von der deutschen Landwirthschaft, mit dem vollständigsten Unterrichte über den *Obstbau*, dessen Nützlichkeit man erst in neuern Zeiten recht einsehen und schätzen lernt. Alles, was man nur in der grossen Menge von Gartenschriften darüber finden kann, ist darin vereinigt.

Es zerfällt in *zwey* Abschnitte, davon der *erste* die *allgemeinen Regeln zur Erziehung und Wartung der Obstbäume*, und der *zweyte* die *Behandlung jeder Art Fruchtbäume insbesondere, wie auch diejenigen Obstsorten, die besonders angebaut zu werden verdienen*, enthält. — Alles ist sehr fasslich und methodisch in Kapitel und §§ eingetheilt. Das *erste* Kap. handelt *von den verschiedenen Methoden, Obstbäume zu vermehren und zu veredeln.* S. 9. heisst es irrig durch einen Druckfehler: „die beste Zeit zur Einsetzung der Schnittlinge überhaupt ist der *May*", es sollte aber heissen: der *März*, oder der Ausgang des Winters. — Die Frage §. 4: *Soll man Wildlinge aus den Wäldern in die Baumschule setzen und darin veredeln?* wird mit Recht verneinet; die Kirschen sind ausgenommen. — Bey den Kernen von gekeltertem Obst ist der Vf. zu verzagt. Die Kerne leiden keine Gewalt oder Quetschung vom Pressen, die Masse ist zu weich, und giebt immer dem Kerne nach. Auch ist es nicht nöthig, dass man die Trester an einem luftigen Orte trockne. Man kann sie nass und von der Kelter weg auf das gegrabene und bereitete Beet ausstreuen und unterharken, da denn im Frühjahre von 100 Kernen nicht einer zurückbleiben wird. Kann aber diess nicht im Herbst geschehen, so müssen die Trester getrocknet werden. — Mit dem angesehenen Pomologen (S. 84), der seine Baumschule nicht behacken lässt, um die Beschädigungen und das Abstossen der gepfropften und anderer Bäumchen zu verhüten, kann Rec. nimmermehr einstimmen. Wo kann Gedeihen und Wachsthum herkommen, wenn der Boden den ganzen Sommer hindurch wie eine Tenne bleibt; wenn den fruchtbarmachenden Luftsalzen das Eindringen in die Erde verschlossen bleibt, wie der Vf. selbst (S. 119.) ganz richtig sagt; wo Gras und Unkraut eine Wüsteney verursachen muss, worin die jungen Bäumchen ersticken und die alten vermoosen und verkrüppeln müssen? Lässt er aber das Unkraut ausziehen, oder mit der Sichel wegnehmen, so werden gewiss zehnmal mehr Bäumchen verdorben, als durch das Hacken. Auch bey den behutsamsten Arbeitern geht es zwar bey dem Hacken nicht immer ohne allen Schaden ab; aber doch ist bey 40—50000 Bäumen leichter der Verlust etlicher Stücke, als eine solche Wüsteney zu verschmerzen. Uebrigens müssen zu der Arbeit geschickte Leute gewählt werden. — *Zweytes* Kap. *Von der Versetzung der jungen Obstbäume in den Obstgarten.* Das so empfehlungswürdige Einschlämmen (S. 108.) hätte Rec. hier vollkommener beschrieben gewünscht. Den gesetzten Baum nur oben zu begiessen, bis kein Wasser mehr eindringt, hat die Wirkung nicht mehr, die kleinsten Wurzeln an die Erde aufs genaueste anzuschmiegen; es dringt nicht mehr so weit, oder wenigstens nicht kräftig genug ein, um den Zweck zu erreichen. Das Wasser muss auf die Wurzeln geschüttet werden (das auch mit einem Eimer oder Zuber geschehen kann), so bald nur die klare Erde dieselben eines Daumens dick bedeckt; ist das Loch sodann, nachdem das aufgegossene Wasser sämmtlich eingeseigert ist, halb voll Erde gemacht, so wird das Begiessen wiederholt, und dann zum drittenmale, wenn alle Erde eingeraumt ist. — *Drittes* Kap. *Von den Zwergbäumen.* S. 124. muss bey der angegebenen Breite der Gänge und Wege in einem Küchengarten, in deren Rabatten Spaliere stehen sollen, ein Druckfehler in den Zahlen Statt finden, da 10 bis 16 Fuss breite Wege allzu vielen unnöthigen Raum wegnehmen würden; 5 bis 6 Fuss ist breit genug. Im §. 8. *über den Baumschnitt der besondern Obstarten*, ist ein nicht unwichtiger Punkt übergangen worden, nämlich: womit das *Anheften der beschnittenen Zweige* im Frühjahre, zumal bey dem Pfirschenbaume, geschehen solle; ein Umstand, der füglich S. 150. erwähnt worden wäre, da S. 151. bey dem Anbinden der Schösslinge im August mit Binsen, Bast u. dgl. der Pfleger des Zwergbaums leicht auf die Meinung kommen könnte, dass solches eben so beym ersten Schnitt im

beschriebenen Zufälle. Rec. möchte diese aber nie mit dem Vf. für sthenisch halten. — Im *Anhange* erklärt der Vf. die im Buche vorkommenden Brownschen Ausdrücke.

Weimar, b. d. Gebr. Gädicke: D. *Hier. Ludw. Wilh. Völker's – Handbuch der ökonomisch-technischen Mineralogie*, für Staatswirthe, Cameralisten, Fabrikanten, Künstler, Metallurgen, Architekten, Land- und Forstwirthe und jeden, der sich über die Benutzung der Mineralien zu unterrichten wünscht. *Erster* Band. 1804. 426 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., überzeugt von der Nothwendigkeit eines gründlichen und vollständigen Unterrichts in der ökonomisch-technischen Mineralogie, sah sich vergebens nach einem bequemen Handbuche derselben um, und so entstand der Entschluss, selbst ein solches zu schreiben. Er sammelte in dieser Absicht aus vielen hundert grössern und kleinern Schriften die auf diesen Gegenstand sich beziehenden Materialien, suchte dieselben hie und da, wo er sie fehlerhaft und unvollständig fand, durch neuere bessere Erfahrungen, durch eingezogene Erkundigungen und durch eigene Beobachtungen und Versuche zu berichtigen und zu ergänzen, und bemühete sich zugleich, auch nach physischen und chemischen Principien die Ursachen und Gründe zu entwickeln, warum ein jedes Fossil zu diesem und jenem ökonomischen Gebrauche mit mehr oder weniger Vortheil angewendet werden könne. Bey der oryctognostischen und geognostischen Beschreibung der Mineralien folgte er den bewährtesten mineralogischen Hand- und Lehrbüchern aus der Werner'schen Schule. — So beschreibt der Vf. selbst seine Verfahrungsart bey Abfassung dieses Handbuchs, und Rec. kann versichern, dass er sich bey Durchlesung desselben nicht getäuscht fand. Es ist eben so gründlich als belehrend, und also den auf dem Titel genannten Personen, die nicht aus den Quellen selbst schöpfen können, zu empfehlen.

Diesen *ersten* Band theilt der Vf. wiederum in zwey Theile, wovon der erste oder *präparative* Theil folgende Abschnitte enthält: 1) die allgemeine Oryctognosie; 2) die allgemeine Geognosie; 3) die Lehre von der Gewinnung der Mineralien überhaupt; 4) allgemeine ökonomische Mineralogie. Im zweyten Theile folgt sodann die eigentliche ökonomische Mineralogie im engern Sinne, nebst der Beschreibung der ökonomischen Benutzung der Mineralien. Man findet hier die beiden ersten Klassen, *Inflammabilien* und *alkalische Fossilien*, sehr ausführlich beschrieben; und wenn der Vf. nach eben dem Plane die übrigen Klassen behandelt (welches Rec. wünscht): so werden wir wahrscheinlich noch zwey Bände von gleicher Stärke erhalten.

TECHNOLOGIE.

Pirna, in d. Verlagsh.: *Der kleine Feuerwerker, oder gründliche Anweisung, kleine Feuerwerkssachen ohne große Kosten selbst zu verfertigen*, als: Raketen, Feuerkegel, Bienenstöcke, Pyramiden, fliegende Adler, Feuerräder, Wasserfeuer, Leuchtkugeln und andere Sachen mehr. Zum Gebrauch für die Jugend gesammelt und herausgegeben von *A. Frezier*, Feuerwerker. (Ohne Jahrz.) 109 S. 8. (9 gr.)

Verständige Aeltern und Lehrer warnen die Jugend vor dem so gefährlichen Spielwerke mit feuerfangenden Sachen; sie suchen auf alle Weise zu verhindern, dass dergleichen in ihre Hände kommen; und hier erscheint gar eine Anweisung zur Verfertigung derselben, ausdrücklich für die Jugend bestimmt. Welche Unbesonnenheit! — Dass jedoch der Zusatz auf dem Titel „*Zum Gebrauch für die Jugend*" nur ein Aushängeschild seyn soll, sieht man auf den ersten Blick. Schon die kurze Einleitung des Vfs. beweist diess, worin er unter andern sagt, dass er von den Feuern bey feindlichen Angriffen nichts erwähnen wolle, als welche, wenn diese (die Feuerwerke) hinlänglich beschrieben wären, leicht auch eingerichtet werden könnten. Eine feine Probe von der Beurtheilungskraft des Vfs.! Ein Feuerwerker sollte es doch nie wagen, für die Jugend schreiben zu wollen. Oder ist es vielleicht ein blosser Kniff der Verlagshandlung?

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Berlin*, im Taubstummen-Institut: *Kindermährchen*, von *E. A. Eschke. Zweyte* verbesserte Aufl. 1804. X u. 72 S. 8. (6 gr.) — Im J. 1798. erschien die erste Auflage dieser ganz unrichtig sogenannten Mährchen. Es sind theils aus dem Französischen übersetzte, theils aus deutschen Kinderbüchern bekannte, nur hie und da etwas abgeänderte kleine Erzählungen, die meistentheils eine moralische Tendenz haben, aber ohne sonderliches Interesse sind. Wenn der Vf. XVIII. S. 40. von einem Minister erzählt, welcher ein ungezogenes Kind schreyen hört, in das Haus geht, dem Kinde droht, seine Unart in der ganzen Stadt bekannt zu machen, und auch wirklich Wort hält: so muss eine solche Ungereimtheit selbst einem Kinde auffallen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. October 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Nicholls, für Cadell jun.: *A tour performed in the year* 1795—96, *through the Taurida or Crimea, the ancient kingdom of Bosphorus, the republic of Tauric Cherson and all the other countries on the North shore of the Euxine, ceded to Russia by the peace of Kainardgi and Jassy*; by Mrs *Maria Guthrie* — described in a series of letters to her husband, the editor, *Matthew Guthrie*, M. D. — — the whole illustrated by a map — with engravings of — ancient coins, medals, monuments — and other curious objects. 1802. XXIV u. 446 S. 4. (15 Rthlr. 18 gr.)

Wenn irgend einem Erdstriche gelehrte und beobachtende Reisende zu wünschen sind, so werden es die Länder alter Historie seyn, welche durch das Waffenglück civilisirter Nationen der Barbarey entrissen werden. Was ist unterhaltender, als die Erforschung ihrer so vieles erläuternden Natur und Kunst, die Anknüpfung der alten Vorwelt an unser Zeitalter, der Blick von dem, was sie waren, auf das, was sie uns, was sie sich selbst wieder werden können! Wie glücklich, dass die Scenen der Cultur und Thaten des Alterthums zu einer Zeit eröffnet worden, welche vor allen andern in der Literaturgeschichte, nicht weniger durch eine allgemein verbreitete Summe von Kenntnissen und Liebe dazu, sondern auch durch vielseitigere Empfänglichkeit für den Genius und Geschmack aller Zeiten und Völker geschickt ist, alles zu fassen, einzutragen und zu benutzen! So war es lange nicht zu Alexanders, und nicht in der römischen Zeit. Wenn man einen Augenblick für möglich annehmen will, dass die Häupter unsers europäischen Gemeinwesens, mit Aufopferung despotischer und monopolistischer Vorurtheile, mit Unterlassung der innern Kriege von ungewissem Erfolg, von zweydeutigem Ruhm, wodurch der allgemeine Wohlstand gehemmt, zerrüttet, manchmal auf Jahrhunderte zurückgestürzt wird, jeder nach seiner Kraft und Lage, und alle ungehindert, an dem edelsten Plane der Herstellung der Civilisation in den alten Ländern arbeiten wollten: so öffnet sich, wir wollen von Wissenschaften und Künsten gar nicht sagen, sondern für die Ausbildung der Menschheit und für die Vermehrung des Lebensgenusses, die freudigste Aussicht. Die Vorwelt aufwecken, die Gegenwart mit Erstaunen, Freude und Muth erfüllen, und weit hinaus in die hoffnungslosen Länder ein längst vergessenes Glück zurückführen, ist ein anderer Ruhm, als die Verwirrung, Herabwürdigung und Erschöpfung unsers zu der schönsten Wirksamkeit so fähigen Welttheils.

Diese und ähnliche Betrachtungen erregten in uns die Durchlesung der Briefe, welche Frau *Maria Guthrie*, Vorsteherin des russisch-kaiserl. Klosters für die Erziehung adlicher Fräulein, von einer Gesundheitsreise in die Krim, ihrem Gemahle, russischem Etatsrathe und Arzt bey dem adlichen Cadettencorps, zuschrieb, dieser aber nach ihrem Tode mit vielen Zusätzen herausgegeben hat. *Sie*, wie es scheint, eine geborne Französin, war eine wohlunterrichtete, verständige, liebenswürdige Frau; *er* hat in russischen Alterthümern mehr geforscht, und nebst vielen akademischen Abhandlungen ein Werk über dieselben (*Noctes Rossicas*) geschrieben, das Rec. wohl sehen möchte. Wir finden in dieser Reisebeschreibung Gelehrsamkeit, angenehm, nicht immer genau, vorgetragen, und viele merkwürdige Nachrichten, die von den kühnen Muthmassungen zu unterscheiden sind.

Bis S. 234 begleitet man die Vfn. von Nicolayeff am Bog durch die südrussische Wüste, über Odessa und Cherson, durch die nogaj'sche Steppe und das goldene Thor (Perecop), über die salzige Ebene, nach Eupatoria (Koslow), Sympheropel (wo *Pallas* wohnt), durch herrliche Thäler nach der alten Hauptstadt Batschiseraj, Sepastopel, wo die russische Flotte steht, dem *alten* Cherson, dem taurischen Tempe Baydar, durch die anmuthsvollen Klimate nach Sudak's Trümmer und dem unvergleichlichen Brunn Suksu, endlich nach Theodosia (Caffa), und über Pantikapäum (Kersch), Jenikal (Nymphäum), Phanagoria (Taman) und Eski Krim (Cimmerium), durch das Innere, über Karasubazar, wieder dem Bog zu. Ausser den Localbeschreibungen wird man unterweges besonders über folgende Gegenstände unterhalten. Ungefähr sieben Werste von der Mündung des Dnjestrs haben sich einige uralte griechische Gräber gefunden, aus deren einem in der Eile die Ruhestätte Ovid's hat gemacht werden wollen; Fr. *G.* mag diess nicht gern ganz verwerfen, ihr Mann aber ist in dem Anhange von dieser unstatthaften Meinung abgegangen; eine Amphora und eine Gottheit, woraus er nicht allzu wohl weiss, was er machen soll, hat er in Kupfer stechen lassen. Es ist uns eingefallen, ob letztere Figur Tyras, der Flussgott, oder der des euxinischen Meers, die ihn umkletternden drey Figuren die Nymphen der vornehmsten in den Strom oder das Meer sich ergiessenden Wasser seyn dürften. Dass die Amphora mit Seemuscheln incrustirt war, und das Grab doch zehn Fuss unter der Erde lag, führt in solcher Gegend (an

(an der Mündung eines oft austretenden und vielen Schlamm aufsetzenden Stroms, und eines sich zurückziehenden Meers) doch so unermesslich hoch nicht, als Hn. G. dünkt, in ganz unbekanntes Alterthum. — Der Vfn. ist der Bog *Axiacus*; wir können ihren Gründen unsern Beyfall nicht versagen. Der Hypanis wird der Inguletz. — Viel von der Ungesundheit Cherson's. Man lernt nachmals bey Alesky deutlich die Ursache, dass nämlich die Wasser der austretenden Ströme nicht vertheilt werden, sondern Pfützen bilden. Also kann der Mensch, wie vormals in Aegypten, dem Uebel abhelfen. (Was würde aus der Lombardey, wenn man die Kanäle sich verschlammen liesse? Die Reinhaltung der Lagunen ist für ganz Oberitalien wichtig. Wie, wenn Holland seinen Wasserbau nicht mehr bestreiten könnte! Die Erde rächt sich an ihrem Herrn, wenn er sie zu warten versäumt.) — Von dem Stamme der Nogajer, der unter Fürst Bajessid kaum noch einigermassen zusammenhält. Man fühlt zu Taganrok den Abgang der ganz vortrefflichen nogajschen Butter; sie war ein Haupthandelszweig nach dem Archipelagus, jetzt muss andere aus Sibirien verschrieben werden. — Zu Koslow eine Tuchfabrik, ungefähr wie Herodot sie in diesem Skythien fand. Im übrigen erhält der Vater der Geschichte auch von Frau G. über seine bewundernswürdige Genauigkeit das wärmste Lob. Das Klima, wie es damals in Südrussland seyn mochte und nun im Norden ist, Fische, Wagen, Zelte, die Dampfbäder, hat niemand *wahrhafter* beschrieben. Es ist auch, da die Sitten mit Klima und Lebensart in Verbindung sind, überall noch erstaunlich viel, *wie er es sah*. Wie viel Altes, nun angestaunt oder ausgehöhnt, wird wahr und natürlich erscheinen, wenn wir Syrien, Palästina und das peträische Arabien genauer durchforscht haben! — Der südliche Theil der Krim scheint durch Schönheit bezaubernd. Nicht mit Unrecht hat ein romantischer Britte sich an der krystallhellen Alma angekauft; um eine Kuh und einige Schafe bekam er eine schöne Tatarin, und lebt vergnügt. — *Sahin Geray* wird nach seinen Schicksalen, in der moralischen Würde, die er im Unglück behielt, und in seinem traurigen Tode beschrieben. Man sieht aus der Geschichte Salih Aga's, der sich unter den Russen anbauete, wie viel auch bey Türken Empfänglichkeit für unsere Cultur ist. — *Schwarze Juden* (so nennt man sie), seit undenklichen Zeiten auf einem Felsen unfern Batschiserai; sie sind von denen im Caucasus, die vom Landbau leben; reinliche, wohlhabende Leute; den Talmud nehmen sie nicht an. (Sollten sie keinen merkwürdigen Codex, keine Sage von ihrer Abkunft haben? Einen Besuch verdienen sie.) — Strabo's Beschreibung des Berges, worauf der Tempel der taurischen Diana war, von *Pallas* durchaus bestätigt. Und so sind es seine Messungen bis zum Erstaunen! (Wenn wir Europäer die alte Welt einst besitzen, so werden die klassischen Autoren mehr als je praktisch die nützlichsten, so wird die Kluft zwischen ihnen und uns ganz ausgefüllt seyn.) — Auch Balaklawa tödtlich, weil die Reinigung des Hafens nicht mehr geschieht. (Selbstständige Staaten sind unter dem Vorwande von Meynungen vernichtet worden. Ein besserer Grund wäre, wenn Mangel an Polizey oder die falsche Politik eine Gegend durch Miasme verpesten lässt, welche ihr Gift in umliegende Länder bringen.) — Die grösste Freygebigkeit der Natur; alles durch die Türken vernachlässigt, verfallen; traurige Stille. Nun wird alles durch Russland neu; es öffnen sich die grössten Aussichten. „Ist's unmöglich, sagt Frau G., dass die Nation, welche von China heraus Landhandel treibt, auch den indischen in die vormaligen Kanäle, das kaspische Meer, den Kur und Phasis zurückbringen sollte? Wehen nicht ihre siegreichen Paniere in dem Lande des Durchpasses der kostbaren Waaren, und können durch Tractate Sicherheit erwerben und behaupten?" (S. 156.) — Gute Nachrichten aus dem Pflanzenreiche. Nun wächst in den Klimaten wild, was die Zierde griechischer und genuesischer Gärten war. Ganz Weingarten ist das Thal von Sudak; die äusserst schmackhaften Trauben sind von gewaltiger Grösse, ihr Wein gleicht dem ungrischen. Bäume, die im Orient unzählige Menschen nähren (*arbutus andrachne*), wachsen auf nacktem Fels. Herrliche Lagen der alten Städte und Häfen. Im nahen Caucasus die schönsten Menschen. Hier wird der Handel beschrieben, den die Tscherkassen mit ihren Knaben und Töchtern treiben. Die Mädchen, wenn sie muselmanische Herren bekommen, werden auf das beste gehalten, „damit ihre Stimme nicht klagend sich erhebe zu den Houris des Paradieses, deren Umarmung das ewige Glück ausmacht." — Die Geschichte von Caffa, bis der Uebermuth der Genueser (eines regierenden Handelsvolks) den Umsturz ihrer Macht beschleunigte. — Bey Anlass des bosphorischen Reichs wird von dem grossen *Mithridat* mit der Rührung gesprochen, welche sein Unglück lange in den Herzen seiner Völker erhielt, und seine Geschichte in dem Gemüthe jedes edeln Mannes erneuert, der für die Würde des Kampfs eines solchen Fürsten wider eine Macht, die man zum Weltreich hatte anwachsen lassen, einiges Gefühl hat. Wenn man hierauf die Reihe von 25 bosporischen Königen, seiner (aus Münzen erweislichen) Nachfolger, betrachtet, und wie sie den immer wankenden Thron durch niedrige Schmeicheley mühselig und unruhig erhielten, übrigens ruhmlos und ohne Sicherheit für die Ihrigen starben: so möchte man wissen, ob irgend ein Fürst lieber wie Rhömetalg, wie Ininthimev oder Thothorses leben, oder aber kämpfen sollte, wie Mithridat! — Mit Mühe reisst man sich von dem grossen Manne los, hinüber nach Phanagoria's Trümmer, wobey von den russischen Fürsten auf Tmutarakan die seither durch Graf MuschinPuschkin erläuterte Geschichte übereinstimmend erzählt wird. Volcan auf Taman, der aber (wie mehrere auf der Krim) nicht Lava, sondern einen salzigen, pechartigen, mit Steinkohlen vermengten Schlamm ergiesst. Ueberall ist Naphtha und Steinöl. — Bey Karasubazar (Schwarzwassermarkt) wird ein antikes Bad schön beschrieben. Hier der Pallast, den Potem-

temkin's Wort zur Ueberraschung Katharinens hinzauberte.

Nach ihrer Zurückkunft an den Bog schildert die Vfn., was sie über die Nation, ihre Landesgeschichte, besonders den Handel bemerkte. Hier ist der Branntwein von Pferdemilch; hier begegnet sie dem skythischen Wagen, und malt die Gezelte. Nicht neu, noch tief ist, was sie von der Geschichte hat; — wir werden davon unten reden; — Blicke hat sie, die Aufmerksamkeit erregen. Das *goldene Vliess* ist noch, Juden haben es in Pacht, nämlich im Wasser ausgebreitete Schafsfelle, woran das Gold der kolchischen Flüsse sich hängt. *Amazonen* sind im Caucasus noch: Weiber, die von den Männern abgesondert leben, von denen sie nur Nachts verstohlen Besuche bekommen; die Jungfrauen tragen einen ledernen Gürtel; Knaben werden den Müttern sogleich genommen; oft in Schlachten sieht man Weiber vollrüstig streiten. (Diese Nachrichten hat sie von Hn. *Ellis*.) — Wie nach den Griechen der Handel abgenommen. Die Römer gingen nicht über Sarapanis (am Phasis), und nahmen die indischen Waaren aus der dritten, vierten Hand; ihnen wurde Pelzwerk aus dem Caucasus als Waare ferner Lande verkauft.

Hr. *Guthrie* handelt in den Zusätzen von wenig bedeutenden Grabmälern aus Bosporus, giebt aber eine aus den Münzen sehr wohl geordnete Zeitfolge der *Könige*, und handelt von einigen, vielleicht in, ja über die Zeiten der Völkerwanderung reichenden steinernen Bildern. In der Wüste am Donetz stehen sie kalmükisch (mogolisch) in ihren Zügen, Belege zu *Ammian's* Beschreibung der Hunnen. Dieses in mancherley Rücksicht merkwürdige Alterthum hat man den Lesern der A. L. Z. als Titelkupfer zum IV. Bde d. J. in einem genauen Nachstiche vorlegen wollen.

Sie stehen auf konischen, durch Menschenhände erhobenen Hügeln, die Grabstellen, oder Hochwachten, oder vielmehr beides waren; bis an den Jenisej finden sich ähnliche; wir aber sehen hier die *Meisterstücke* hunnischer Kunst: östlicher wird die Arbeit immer gröber; um die Wolga, den Ural, den Don, wohnten die reichsten, die *verfeinerten* Stämme. Wer die Angesichte betrachtet, wird sich der Schilderung *Jornand's* erinnern: *Non facies, sed offa.* Die *erste* Figur ist nicht bekleidet, aber geschmückt; von einer Halskette hängen (diess ist noch finnische Sitte) zwey runde Stücke Metall auf die Brüste, so wie von der Hüfte bis auf die Knie über einander gehende Bänder, und (wie bey russischen Jungfrauen) läuft das Haar in *einer* Flechte den Rücken hinab; am sonderbarsten ist ein Gefäss, das sie sich mit beiden Händen unter dem Bauche hält (schon *Rubruquis* — 1253. — sah es, und wunderte sich) — eine Almosenbüchse? aber es ist nicht gehöhlt! wir vermuthen eine religiöse Erinnerung! Gab es Libationen mit Pferdemilch? — Die *zweyte* Figur trägt einen russischen Kakoshnik (eine hohe Mütze), unter welchem das Haar rund am Gesichte aufgerollt ist, und wovon ein in drey Lappen getheilter Schleyer (so halten es die russischen Weiber) hinten hinunter läuft; eine doppelte Reihe Kügelchen ziert den Hals; bis etwas unter die Knie trägt sie ein (finnischen Weibern gewöhnliches) kurzes Kleid. — Der Kukoshnick der *dritten* Figur ist niedriger, der Schleyer fällt auf die Schultern; das Halsband, mit Edelsteinen prangend, hängt (orientalisch) *en lozenge* auf die Brust hinab; unter demselben sind Spuren vermuthlich goldener Ketten; Bänder, eines über dem andern, zieren auch den Rücken; das wunderbare Gefäss, manchmal wie ein ziemlich grosses Weinglas, halten alle unter den Bauch. — Die *vierte* Figur hat eine niedere runde Mütze, den Schleyer, eine zweyfache Reihe Halsschmuck. Alle haben ungestaltete schmale Beine, die Füsse fehlen. (Waren Füsse, klein bis zur Unmerklichkeit, auch hunnische Zierde, wie in China?) — Von diesen mogolischen Kunstwerken bis zum (weiland) vatikanischen Apoll ists ungleich weiter, als von den hunnischen Eroberern zu andern ihres gleichen; Werke der Gewalt vermag, wer immer diese besitzt; die Kunst wird von wenigen erreicht, denen ein Gott es giebt.

Die Säule mit unbekannter Aufschrift fand Suwarow an dem Kuban. Hr. *Guthrie* will die Sprache für caucasisch halten, und möchte das Denkmal dem Freunde Demosthen's, König Leukon, zuschreiben, der die wilde Nachbarschaft in Scheu bringen wollen, indem er hiedurch seine Verbindung mit Athen verkündigte. Aber es ist misslich, anzunehmen, dass unter vielen tausend uns unbekannten Ereignissen gerade das, wovon unsere dürftigen Jahrbücher erwähnen, in einem unlesbaren Monumente verewigt ward; auch mochte Athen zu Leukon's Zeiten dem Caucasus nicht furchtbar seyn. Vielleicht, wenn das Gebirge durchforscht ist, findet einst ein Volk hier seine (bis dahin wohl nie zu enträthselnden) Buchstaben.

Uebrigens fehlen grössere und geringere Missgriffe in diesem Werke nicht, durch deren Anzeige wir glauben, dem Uebersetzer oder Epitomator die Mühe zu erleichtern, seiner Arbeit vor dem Originale einige Vorzüge zu geben. S. 23. u. 380. werden die *Scriptores historiae Augustae* „*the life of Augustus*" genannt; kann man glauben, dass Hr. *G.* sie nachschlug? S. 26. wird der neunte Brief des zweyten Buchs, von Ovid von der pontischen Küste geschrieben, so citirt: *Tristia*, *book IX.*, *lett.* 2. Dass S. 40. *Danastris* „*Dnepr*" übersetzt wird, war Schreibfehler. S. 41. heisst Oleg Regent während *Ruriks* Minderjährigkeit; er war es für *Igor*, dessen unmündigen Sohn. S. 42. wird Kaiser Konstantin Monomachus in das J. 1036. gesetzt; 1042. gab Zoë ihm den Thron. S. 142. möchte Frau *Guthrie* den Nestor zurechtweisen, verwechselt aber Kaiser Konstantin VIII. (976 — 1028.) mit seinem Grossvater dem Porphyrogeneten, und macht Kaiser Basilius II. (976 — 1023.) zu des letztern (st. 959.; nicht, wie sie auch sagt, 951.) Vormund. Bey Auslegung einer Münze Mithridats wird Δ der Anfangsbuchstabe der taurischen Diana (Αρτεμις) genannt. Ueberhaupt ist zu bedauern, dass sie und ihr Gemahl von Münzen so viel schreiben, ohne *Eckhel* zu kennen; über alte Handelsgeschichte, ohne von *Heeren* gehört zu haben. Die Colonisationsgeschichte ist

ist unkritisch. Was thut nicht Neoptolemus, der Sohn Achill's? Wenn es hingehen möchte, dass er Stifter von Killburn (*Achill's* Vorgebirge; δρομος Αχιλλεως der Alten) gewesen seyn soll, wie senden *Milesier* den *Orestes* mit Schiffen ihres Heraklea nach Taurien? Es ist übrigens die Anführung der Quellen häufig unterlassen, eine Bequemlichkeit vieler Schriftsteller, die eine reiche Quelle der gröbsten Fehler wird. S. 252. Im 80sten Briefe kommen Könige *Skythiens* vor, wo *Syrien* gemeynt ist. S. 272. heisst der zu Jason's Zeit in Kolchis herrschende Fürst *Athena*. S. 276. Salomo 700 (statt 1000) Jahre vor unserer Aera. S. 288. wird Παντικαπαιτων, eine Münze der panticapäischen *Bürger*, als griechischer Name der *Stadt* ausgegeben, die den Römern Panticapäum gewesen sey. S. 290. wäre *Olbia* mit *Reichthum* eher, als mit *Glück* zu übersetzen; man weiss, dass es nicht Synonyme sind. Fehlerhaft schreibt Hr. *G.* diese Stadt meist *Olbio*. In der Geschichte von *Amisus* (S. 301.) ist alles durch einander. *Trapezus* heisst irrig Trapezius. Wie kommt *Justin* dazu, Kaiser Justinians Geschichtschreiber zu seyn? Wahrscheinlich sollte *Procopius de aedificiis* erwähnt werden. Wie kann in der Uebersetzung (S. 315.) Leostratus ein Sohn Königs Spartacus genannt werden? offenbar wider den Text. Im übrigen mag dieselbe Aufschrift in die unbekannte Zeit von 289. vor unserer Aera bis auf den grossen Mithridat zu setzen seyn. Der *Geisler* (S. 326 fg.) ist *Keysler*. S. 351. wird αρχοντος als *Nominativ* genommen. Von Gordion, von Diocletian sagen wir nichts, und würden auch (S. 435.) die Isis Aversunea übergehen, wenn sie (S. 444.) nicht wieder vorkäme. S. 350. wird die Epoche der ersten bosporischen Dynastie, der Archäanaktiden, in das *dritte*, S. 399. in das 267ste Jahr der Stadt Rom (*das* freylich richtiger) gesetzt. S. 379. wird der um die Mitte des dritten Jahrhunderts erfolgte Einfall der Gothen gleich *nach* dem, hundert Jahre *später* erfolgten, Falle des bosporischen Reichs erzählt, und hierüber lässt sich Hr. *Guthrie* in einen Streit mit *Gibbon* ein, worin beide Unrecht haben. Wie können sie das Aufhören der elenden Fürsten von Bosporus als eine Mitursache der Unglücksfälle am Ende des vierten Jahrhunderts betrachten, da dieselben so lange vorher bey der gothischen Unternehmung so kraftlos oder unthätig waren, dass der damalige Rheskuporis, ungeachtet einer wenigstens zwey und dreyssigjährigen Regierung, in der Geschichte gar nicht erwähnt wird! Nein; das sollen unsere Gewalthaber sich merken, dass herabgewürdigte Königreiche ohne selbstständige Kraft keine Vormauer gegen barbarische Völker seyn können. Wenn das civilisirte Europa sicher seyn soll, so dürfen seine Staaten in kein Weltreich versinken; jeder muss *seine* Würde und *ein Vaterland* zu vertheidigen haben. — Bey dem vorliegenden Buche bemerken wir noch, dass (S. 408.) *Ammian* zu *Attila's* Zeiten gelebt habe. Alles zeigt, dass die Quellen nicht immer nachgeschlagen und nur in Uebersetzungen gebraucht worden sind: so dass erhellet, wie Verstand und Geist gesunde Urtheile und helle Blicke geben können, ohne kritische Genauigkeit aber die Wahrheit der Angaben zweifelhaft bleibt.

JUGENDSCHRIFTEN.

SCHNEPFENTHAL, in d. Buchh. d. Erziehungsanst.: *Heinrich Gottschalk in seiner Familie*, oder *erster Religionsunterricht* für Kinder von 10 — 12 Jahren, von *C. G. Salzmann*. 1804. 396 S. 8. (18 gr.)

Von einem Manne, welcher *über die besten Mittel, Kinder Religion zu lehren*, so viel Durchdachtes zu sagen wusste, wie Hr. *S.*, lässt sich gewiss auch ein praktisches Handbuch zum ersten Religionsunterricht erwarten. Und ein solches ist in der That das vor uns liegende Buch. Es schliesst sich in Ansehung seines Inhalts und seiner Form an den von uns in der A. L. Z. 1802. Nr. 203. recensirten *Ersten Unterricht in der Sittenlehre* an. Die Personen, mit welchen die Gespräche gehalten werden, sind hier dieselben, welche dort vorkamen; mehrere in jener Schrift erwähnte Umstände werden hier als bekannt vorausgesetzt und beziehungsweise wieder angeführt. Der Lehrer, welcher dort den Moralunterricht ertheilte, leitet auch hier den Religionsunterricht ein, aber, nachdem er die Kinder auf dem Wege des Nachdenkens über die Natur und ihre zweckmässigen Einrichtungen auf Gott geführt hat, fährt der Grossvater dieser Kinder, Heinrich Gottschalk, fort, sie bey Erzählung seiner interessanten Lebensgeschichte praktische Religion zu lehren. Ueberall werden die Schüler angeleitet, religiöse Ansichten zu nehmen, oder alles auf Gott zu beziehen und den Werth eines solchen religiösen Sinnes schätzen zu lernen. Die Darstellung ist so, wie man sie schon von einem *Salzmann* gewohnt ist, — deutlich und herzlich, an manchen Orten rührend. Wer des Vfs. *Himmel auf Erden* gelesen hat, wird hier mehrere dort vorgetragene Maximen aus der praktisch-religiösen Haus- und Lebensphilosophie wiederfinden. Wenn Rec. auch nicht den von einem übelriechenden Athem hergenommenen Grund, durch welchen der sel. *Michaelis* in seiner Moral das Fasten als pflichtwidrig aufstellt, gültig finden kann: so würde er doch den Satz: es ist Gottes Wille, dass wir bisweilen fasten sollen, nicht so ohne Einschränkung, wie S. 210. von Hn. *S.* geschieht, aufgestellt haben. In allem Uebrigen ist Rec. mit dem würdigen Vf. ganz einverstanden, und dankt ihm recht herzlich für das wirklich lehrreiche Religionsbuch, welches er mit dieser Schrift dem Publicum geschenkt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. November 1804.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Gotthelf Fischer's*, Prof. d. Naturgeschichte zu Moskwa, *Anatomie der Maki und der ihnen verwandten Thiere. — Erster Band*, enthält die Naturgeschichte und den Knochenbau der Maki, mit 24 Kpft. u. 2 Vign. 1804. 194 S. gr. 4. (3 Rthlr. 16 gr.)

Bey dem Umfange, den die Naturgeschichte schon jetzt hat, und der sich täglich vermehrt, kann es unmöglich wünschenswerth seyn, von jedem Naturkörper eine in das geringste Detail gehende Anatomie zu erhalten, sondern wir müssen immer mehr hoffen, dass jeder vergleichende Anatom einen oder mehrere verwandte Theile des thierischen Baues zum Gegenstande seiner Untersuchungen wähle, und ihn in allen seinen Nuancen möglichst weit durch alle Thierklassen verfolge. So lässt sich endlich ein Ganzes erwarten, da wir bis jetzt nur Bruchstücke der vergleichenden Anatomie besitzen. Dessen ungeachtet aber ist es keineswegs zweckwidrig, einzelne Familien oder auch selbst Arten auszuheben, und ihren Bau auf das sorgfältigste darzustellen; wir erhalten dadurch Vereinigungspunkte, Grundlagen, auf die sich alle Naturforscher bey den übrigen verwandten Thieren beziehen, und so noch kürzer seyn können. Wir besitzen auch noch zu wenige Werke dieser Art, als dass wir nicht jeden Beytrag mit Dank annehmen sollten, und das um so mehr, wenn er so interessante Gegenstände und diese so gründlich behandelt, wie die vorliegende Schrift des verdienten Vfs.

Der Galeopithekus (*Lemur volans Linn.*) wird mit Recht von den Maki's ausgeschlossen, und zur Familie der Fledermäuse gebracht; *Pennant's* Maki mit dem Wickelschwanze hat zu viel Abweichendes und ist zu wenig bekannt, als dass man ihn bestimmt zu den Maki's bringen könnte. Der Vf. fasst also nur die Thiere unter dem Namen Maki zusammen, welche im Oberkiefer vier *paarweise abgesonderte*, und im Unterkiefer nach vorn gerichtete Schneidezähne; grosse, nach vorn gerichtete und von der Schläfegrube durch eine besondere Knochenwand getrennte Augenhöhlen; den Thränenkanal *außerhalb* derselben; einen starken, den andern Fingern rechtwinklicht entgegengestellten Daumen, und an dem zweyten Finger der Hinterglieder einen langen, gekrümmten, hohlen und zugespitzten Nagel haben. Einige von diesen Kennzeichen, sieht man, haben sie mit den Affen gemein; die Stellung der Zähne ist aber von diesen abweichend, und besonders merkwürdig, ja einzig bey diesen Thieren ist die Lage des Thränenkanals. (Jene Stellung der obern Schneidezähne weicht auch bey einigen zu den Maki's gerechneten Thieren ab; dann bliebe das allgemein Unterscheidende der Familie nur der ausserhalb der Augenhöhle anfangende Thränenkanal, welches nie ein guter Charakter genannt werden kann. *Lacépède* hat freylich oft den naturhistorischen Charakter nach der Form äusserer *und innerer* Theile gebildet; allein die letzten müssen nie dabey gebraucht werden; soll das Thier erst anatomirt werden, um zu erfahren, wohin es gehört, so sieht es um unsere Zoologie sehr misslich aus. Lieber vereinige man zwey Familien, als dass man sie durch den Thränenkanal unterscheide.) *Linné* fasste die Maki's unter eine Gattung *Lemur* zusammen; die Neuern sind ihm wegen der abweichenden Form der Zähne bey diesen Thieren nicht gefolgt; auch unser Vf. folgt ihm nicht, sondern hauptsächlich den französischen Schriftstellern; nur wäre es dabey zu wünschen gewesen, dass er nicht mit ihnen die indischen Namen zur Bezeichnung der Gattungen gewählt hätte. Wenn die Franzosen die barbarischen Namen der Indier, die für uns ohne allen Sinn sind, nicht verschmähen, oder den *Hamster nigricans* u. dgl. m. ohne Scheu aufstellen: so sollten die Deutschen ihnen doch nicht darin folgen!

Die Gattungen und Arten des Vfs. sind folgende: I. *Indri*. Vier paarweise von einander abstehende Schneidezähne im Oberkiefer; vier horizontal stehende im untern. 1) *I. brevicaudatus (Lemur Indri Linn. Gmel.)*; 2) *I. longicaudatus (L. laniger Linn. Gmel.)*. II. *Lemur*, die eigentlichen Maki. Vier obere paarweise von einander abstehende Schneidezähne; sehr schief nach vorn gerichtete im Unterkiefer; ein langer Schwanz. 3) *L. Catta Linn.* 4) *L. Mongoz Linn. Gmel.* 5) *L. fulvus*, von *Buffon* in den Supplem. zu seinem grossen Werke zuerst beschrieben und abgebildet. 6) *L. Macaco Linn. Gmel.* 7) *L. albifrons Geoffr.*, wahrscheinlich *L. bicolor Gmel.* 8) *L. griseus; L. murinus Linn. Gmel.* 9) *L. pusillus*. Der Vf. ist bey diesem Thierchen *Geoffroy* gefolgt, zweifelt aber mit Recht, ob es wohl hieher gehört; es hat ausserordentlich viel übereinstimmendes mit dem Eichhörnchen. III. *Loris*. Vier paarweise von einander abstehende Schneidezähne oben, sechs nach vorn gerichtete unten, kein oder ganz kurzer Schwanz. a) Ungeschwänzte. 10) *L. gracilis; L. tardigradus Lin.* 11) *L. ceylonicus*, eine neue von dem Vf. hier zuerst bekannt gemachte Art, mit der vorigen verwandt, allein stärker und grösser; jene hat eine gerade, spitzige, nach unten ausgehöhlte Schnauze, da sie hingegen bey dieser stumpf, übergebo-

gebogen und nach unten gewölbt ist; die Anatomie zeigt auch viele Verschiedenheiten. b) Geschwänzte. 12) *L. bengalensis*, *Loris tardigradus Geoffr.* Auf ihn passt fast ganz die Linné'sche Beschreibung des *Lemur tardigr.* Die eben aufgezählten Thiere fasst der Vf. unter eine Ordnung zusammen, die folgenden sonst auch dahin gerechneten stellt er besonders auf. *Tarsius*, Tarser. *Ordo mammiferum, tarsis longissimis; 4 dentibus incisoribus plane dissimilibus in maxilla superiore; laniariis incisoribus brevioribus; unguibus planis, exceptis uno vel duobus pedum posteriorum verticalibus, subulatis, non excavatis; cauda longa apice floccosa.* (Eine Beschreibung, bey deren Verfertigung die in *Linné's Philosophia botanica* gegebenen Regeln wohl nicht befolgt sind.) Er trennt die Tarser wieder in zwey Gattungen, in die eigentlichen Tarser und den Galago. a) *Tarsius*, *4 dentibus superioribus, mediis longissimis, externis brevissimis; unguibus secundi et tertii digiti pedum posteriorum verticalibus.* 1) *T. Pallasii; Lemur Spectrum Pall.* 2) *T. Daubentonii; Didelphis Macrotarsus Linn. Gmel.* 3) *T. fuscus* f. *fuscomanus: incisoribus acutis, intermediis longis, latere exteriore depressis, areta* (Gräthe!) *acuta obductis.* So groß wie eine Ratte; wahrscheinlich von Macassar; obgleich dem Vf. gesagt ward, das Thier sey von Madagascar. Der Vf. beschreibt es ausführlich, und da die Abbildung, welche er davon dem Nationalinstitut vorgelegt hatte, die Ohren nicht gut vorstellte, liefert er sie hier verbessert. b) *Galago: dentibus incisoribus in maxilla superiore quatuor, intermediis brevissimis, externis longissimis; sex incisoribus in inferiore; uno tantum verticali digiti secundi pedum posteriorum. Galago senegalensis, Lemur Galago Cuvier.* So weit die Naturgeschichte dieser Thiere, die hier manchen Zuwachs gefunden hat. Ob die Gattungen als solche sämmtlich behalten zu werden verdienen, will Rec. andern zu entscheiden überlassen; ausserordentlich künstlich sind sie wenigstens.

Der übrige, grössere Theil dieses Bandes beschreibt den Knochenbau der Maki's. Der Vf. geht jeden Knochen durch, beschreibt ihn kurz, zeigt seine Verschiedenheiten bey den einzelnen Maki's, die er untersuchen konnte, und vergleicht den Bau dieser Thiere, wo es nöthig ist, mit dem Baue anderer Familien, so dass das Ganze sehr deutlich und lehrreich wird. Rec. kann nur ein Paar Punkte ausheben, die aber hoffentlich das Interesse der Naturforscher reizen werden. Bey den Mococo's (*Lemur Catta*) und andern Arten dieser Gattung fand der Vf. keine Spur, dass das Stirnbein aus zwey Theilen bestanden habe: etwas, das Rec. allen zur Untersuchung empfiehlt, die dazu Gelegenheit haben, da es unter den Säugthieren bisher kein Beyspiel der Art gegeben hat. In den Maki's und Loris ist keine Spur von Stirnhöhlen, im Schedel eines Tarsers fand der Vf. etwas denselben Analoges, wodurch sich dieser von jenen, wie von den Affen unterscheiden würde. Im Schedel des Galeopitheken zu Paris fand der Vf. sehr grosse Zwickelbeinchen. In dem ceylonischen Loris ist das Zwischenkieferbein mit einer Art von Höcker besetzt, convex und rauh. Sehr ausführlich vom Thränenbein bey den Maki's und andern Thieren. Wegen der grossen Augäpfel, die schief gegen die Nase gerichtet sind, konnte der Thränenkanal in der Augenhöhle keinen Platz finden, sondern liegt ausserhalb. (Wenn der Vf., indem er von den Zähnen der Maki's spricht, *Blumenbach* die Behauptung zuschreibt, dass das Schwein die Zähne nicht wechsle, und bey dem äthiopischen eine Ausnahme angiebt: so ist zu bemerken, dass schon *Buffon* und *Erxleben* vor *Blumenbach* jenen Satz vortrugen, der aber völlig falsch ist; denn auch die gemeinen Schweine schichten; was *Home* aber kürzlich von der Art des Zahnwechsels bey den Schweinen geschrieben hat, ist eben so falsch.) Das Zungenbein ist besonders wegen der vielen sich daran befestigenden Muskeln merkwürdig. Der Schedel, von welchem *Buffon* behauptete, er gehöre dem Loris von Bengalen, gehört zu dem Daman, *Hyrax capensis.* Sehr merkwürdig sind die Nagelglieder der Maki's, die Beschreibung derselben leidet aber keinen Auszug. Den Beschluss machen zahlreiche und sehr genaue Ausmessungen, und die Erklärung der Kupfertafeln. Diese sind grösstentheils nach des Vfs. Zeichnungen gestochen, und im Ganzen deutlich und scharf bestimmt, ein Paar möchte man etwas roh nennen. Die dritte Tafel stellt den braunhändigen Tarser selbst dar, die übrigen erläutern den Knochenbau; doch kommen auf der letzten Tafel auch einige hier noch nicht erklärte Theile vor, nämlich das Auge und die Zungenbeinmuskeln. Man findet übrigens hier nicht bloss Abbildungen von mehrern Skeletten, Schedeln und den einzelnen Knochen der Maki's, sondern auch zur Vergleichung den Schedel des *Simia Patas* und *S. sinica*, des Vampirs, des Galeopitheken, des Daman's und Känguruh's, so wie das Becken von drey Affen vorgestellt.

STATISTIK.

BERLIN, b. Unger: *Handbuch über den Königlich Preussischen Hof und Staat* für das J. 1803. 510 S. 8. — 1804. VIII u. 528 S. 8. (à 2 Rthlr.)

Ebendas.: *Anhang zum Handbuche über den Königlich Preussischen Hof und Staat.* 1804. 125 S. 8. (16 gr.)

Seit dem vorletzten, in der A. L. Z. 1802. Nr. 153. S. 448. angezeigten Jahrgange, ist zuvörderst die Veränderung in der Person des Vfs. und des Verlegers (Unger statt Decker) zu bemerken. Nach dem Tode des Geheimen Kriegsraths *Siebmann*, welchem der Patron dieses Instituts im Entstehungsdecennio, Graf Alvensleben, im Octob. 1802. bald folgte, übernahm die Redaction der längst als Schriftsteller rühmlich bekannte Hr. Geheime Legationsrath *Küster*, also gleichfalls ein Genosse des Departements der auswärtigen Geschäfte, weil solches von den übrigen die Materialien, zu Verbürgung der Authenticität, abzufordern berechtigt ist. Auch dieser fährt augenscheinlich auf dem Wege der möglichsten Genauigkeit und Verbesserungs-

rungsmethode fort, so dass nebst den zahlreichen Veränderungen, welche die fruchtbare Politik hervorbrachte, jeder Jahrgang den Reiz der Neuheit gewährt. Ganz neu ist die Rubrik von den Entschädigungs-Provinzen, deren Organisation jedoch noch unvollendet ist.

So dient dieses Handbuch zur Quelle oder zum Commentar der vielen Ansichten, Abhandlungen und Gemälde, welche im laufenden Jahre über die preussische Monarchie erschienen, und unter welchen das in der (Huberschen) *Allgemeinen Zeitung* vom 2ten, 3ten u. 4ten May und die *Literarische Statistik* im Intelligenzblatte der A. L. Z. 1803 vom 9. u. 10. Julius die vorzüglichern sind. Zu Erleichterung des praktischen Gebrauchs muss der ungeübte Leser sich folgende Uebersicht und darneben den Inhalt des *Anhangs* vergegenwärtigen.

Die zwey Haupttheile der preussischen Verwaltung sind die der äussern und der innern Angelegenheiten. Ersteres Departement wird von zwey Ministern dirigirt, wovon der eine mehr das äussere Lehnswesen, der andere die äussern Kriegs- oder Friedensverhältnisse besorgt. Das Departement der innern Angelegenheiten, welches weder diesen Namen, noch eine gemeinschaftliche Oberaufsicht hat, zerfällt a) in das Finanzdepartement, dessen Verwaltung einem Generaldirectorium anvertraut ist. Die Verwaltung der Domänen, des Forst- und Postwesens, und der Polizey sind einzelne Zweige. b) in das Justizdepartement. Die Verwaltung hängt hier von einem Justizdepartement ab, welches seine Nebenäste vermittelst der sogenannten *Regierungen* über alle Länder der Monarchie verbreitet. Es sind überhaupt 28 solcher Regierungen; zu Berlin, zu Stendal für die Altmark, zu Küstrin für die Neumark, zu Stettin für Vorpommern, zu Köslin für Hinterpommern, zu Magdeburg, zu Halberstadt, zu Hildesheim, zu Heiligenstadt, zu Paderborn, zu Münster, zu Lingen, zu Minden, zu Aurich, zu Ansbach, zu Bayreuth, zu Brieg für Oberschlesien, zu Breslau für Mittelschlesien, zu Glogau für Niederschlesien, zu Kalisch für den südlichen Theil Südpreussens, zu Warschau für den östlichen Theil Südpreussens, zu Posen für den westlichen Theil, zu Bromberg für den südlichen Theil von Westpreussen, zu Marienwerder für den nördlichen Theil, zu Königsberg für den nordwestlichen Theil von Ostpreussen, zu Insterburg für den nordöstlichen, zu Plozk für den südwestlichen, zu Bialystock für den südöstlichen. Nun bleiben noch drey Departements übrig, welche systematisch jenen beiden untergeordnet seyn sollten, allein durch Zufall entstanden, sind sie zu einzelnen Zweigen geworden. Diese sind das geistliche, das Medicinal- und das Colonial-Departement. Die Minister aller einzelnen Departements zusammen bilden den *Staatsrath*, wobey der König selbst zugegen ist. Was die einzelnen Theile betrifft, so würde es zu weit führen, wenn man sich der Ergiebigkeit der Beobachtungen und Commentationen zu dem Staatshandbuche überlassen wollte. Hier nur folgendes zum Beweise.

Die Zahl der (258) Kammerherren und (76) Ritter vom schwarzen und (106) vom rothen Adlerorden wurde durch den neuen Erwerb in Deutschland vermehrt, dagegen die der *bezahlten* Hof-Officianten noch um etwas vermindert. Die Aufhebung der geheimen Staatskanzley und Registratur, und die neue Organisation des Kabinets-Ministeriums und des Haus-, Landeshoheits- und Lehens-Departements mit einem sehr wichtigen Geschäftskreise (S. 60. im Anhange), so wie die Weglassung der *überrheinischen* Behörden, sind die wichtigsten Neuerungen. Was in Südpreussen und Litthauen sich änderte, gehört zu den unlängst vorbereiteten Fortschritten der Staatsverwaltung. — Zu den politischen Zeitungen (S. 451.) kam noch eine neue zu Bialystock hinzu.

Die Numern im Handbuche beziehen sich auf den *Anhang*, welcher seit dem J. 1801. zum erstenmale wiederum 1804. gedruckt wurde, und diessmal über die Ressorts der Departements und Collegien, die Stifter und Ritterorden vollständigere und oft ganz neue Nachrichten enthält. Dieser Anhang, der bey weitem den vorhergehenden übertrifft, besteht in 291 Numern, giebt zugleich die Rangverhältnisse an, und zeugt von der vollkommenen Geschäfts- und Staatskunde des Vfs. Insbesondere giebt er über die Verfassung der Ritterorden, der Dom- und Collegiat-Capitel und der zahlreichen Stifter jede erforderliche Auskunft, welche bisher von den Betheiligten nur mühsam und oft fruchtlos erbeten wurde. Diese letztere Rubrik geht von Nr. 183 — 267.; Rec. macht beym Johanniterorden (Nr. 6.) vorzüglich die ursprünglich-französischen Familien auf (Nr. 6. u. 97.) das Resultat des Sonnenburger Generalcapitels vom 4. Julius 1800. aufmerksam.

Auf die Entschädigungs-Länder beziehen sich die Numern 38. 42. 43. 44. 45. 91. 103. 171. und die provisorische Einrichtung mit Quedlinburg (Nr. 291.), mithin sind solche hier zum erstenmal eingetragen. Das Reglement vom 3. April 1802. ist dabey zweckmässig zerlegt und commentirt. Ebenfalls neu ist unter andern (Nr. 72.) die *technische Ober*bau-Deputation zu Berlin.

Wenn das Volumen des Handbuchs nicht schon an sich so gross, und, wiewohl im richtigen Verhältnisse, der Preis schon beträchtlich wäre: so möchte Rec. noch einige Erweiterungen in Vorschlag bringen; aus dem *Berlinischen Titulatur- und Adreßbuche* scheint ihm manches in das Handbuch verflochten werden zu können. Die Aufnahme der Ritter vom St. Johanniterorden, von welchem man (S. 25.) hier nur die Commendatoren und deren Mandatarien findet — wo nicht der Exspectivirten, doch wenigstens der zum Ritterschlag Gediehenen — wäre gewiss auch Vielen willkommen. — Wünschenswerther wäre noch eine kurze Beschreibung der bey jedem Zweige der Staatsverwaltung angeordneten Uniformen, die an jedem Orte leicht eingeschaltet werden könnte. — Zu sehr würde freylich der Text durch die Mitaufnahme der Taufnamen ausgedehnt werden, obgleich deren Kenntniss im bürgerlichen Leben oft grossen Werth hat.

hat. Wo sich jedoch mehrere Namensgenossen in demselben Departement oder mit gleichen Titeln befinden, z. B. S. 38. bey den Gebrüdern *Lombard*, bey den *Arnim's*, *Berends*, *Bock* (S. 78. u. 89.), *Buchholz* (S. 74. u. 145.) u. s. w., da könnte die Anzeige des Vornamens, als nützliches Unterscheidungszeichen, eine billige Ausnahme machen.

Weniger schwierig scheint eine Verbesserung der *Ordnung* in einigen Punkten zu seyn. Zu dem in den Recensionen der zehn ersten Jahrgänge hierüber bereits Gesagten, in so fern solches nicht schon befolgt worden, fügt Rec. nur einen Vorschlag hinzu, nämlich: ob es nicht zweckmäfsiger sey, mit den wissenschaftlichen Gesamtanstalten (S. 389. 392 fg.) die naturforschende Gesellschaft (S. 432.), die Universitäten und überhaupt das zerstreute literarische Fach in nähere Verbindung zu bringen; so wie auch die Zeitungen (S. 451.) mit den Intelligenzblättern (S. 193.)

Rügen einzelner Fehler würden ins Kleinliche fallen; z. B. bey den Gesandtschaften (S. 459.) ist *Kur-Hessen* statt *Hessen-Cassel* zu setzen. Unter den Intelligenzblättern ist (S. 193.) das zu *Heiligenstadt* ausgelassen. — Unter den Academieen vermisst Rec. die zu *Erfurt*, wahrscheinlich weil sie noch nicht die königliche Bestätigung erhielt. — Wer übrigens im Texte einzelne Veränderungen nicht nachgetragen glaubt, kann sich S. 462 fg. belehren, dass sie erst während des Drucks vorfielen. Das *Namenregister* (S. 465—528.) hat für den praktischen Gebrauch die erwünschteste Genauigkeit und Vollständigkeit.

Berlin, b. Himburg: *Rangliste der Königlich Preussischen Armee* für das Jahr 1804. 160 u. LXVIII S. 8. (18 gr.)

Im Wesentlichen unverändert, aber stets selbst für die Besitzer des eben angezeigten *Hof- und Staats-Handbuchs* unentbehrlich, indem dasselbe (S. 24.) wegen der Liste der Ordensritter *pour le mérite*, (S. 29.) wegen des Bestandes der Regimenter und Bataillons und (S. 35.) wegen der 18 Adjoints bey dem Generalstabe ausdrücklich auf diese Stammliste verweiset. Ueberdiess ist sie seit 1802. gleichsam officiell, indem die General-Inspection der Militär-Erziehungsanstalten damals den ausschliesslichen Druck und Verlag erhielt.

Die eigentliche *Rangliste* des Staabsofficiers ist in der *lateinischen* Seitenzahl begriffen. Auf den vorhergehenden 160 Seiten steht unter neun Rubriken das *sämtliche* Officier-Personale nach den Inspectionen und Hauptabtheilungen. Sehr compendiarisch und doch deutlich sind bey jedem Abschnitte der letztjährige *Abgang* u. die *Versetzungen* angemerkt. — Der übercomplete Zustand der Armee wird auch hier durch die Zahl der nicht einrangirten Officiere anschaulich. Auser der *chirurgischen Pepinière* bemerkt man als *neuen* Zusatz die Truppenverlegung in den neu erworbenen deutschen Landen, namentlich (S. 64.) das Gouvernement der Stadt und Festung *Erfurt*.

Für den diplomatischen Beobachter ist der Zuwachs von deutschen Fürsten bemerkenswerth. Unter den *regierenden* fallen hier zwey Kurfürsten (von Pfalzbayern und Hessen), die Herzoge von Braunschweig und von Sachsen-Weimar, und die Fürsten von Oranien-Fulda, Anhalt-Köthen, Hohenlohe, Löwenstein-Wertheim und Isenburg, wie unter den *apanagirten* der Markgraf von Anspach, Prinzen von Baden, Braunschweig, Würtemberg, Mecklenburg (Schwerin und Strelitz), Hessen-Darmstadt und Homburg, Anhalt (Dessau, Bernburg und Pless), Solms, Wied, Wittgenstein u. s. w. in das Auge; der grossen Zahl von Gliedern regierender und anderer *Grafen*häuser (Erbach, Salm, Hessenstein) nicht zu gedenken.

Oesterreich und Frankreich haben diese Rangliste schon nachgeahmt. Ein gleiches ist jetzt von Russland zu erwarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Rostock*, in d. Müller. Officin: *Die Gütergemeinschaft zwischen Ehegatten, nach Lübschem und Rostockschem Rechte*, von *G. A. Roggenbau*, immatricul. Advoc. und Procuratore bey der Herzogl. Meckl. Justiz-Canzley zu Rostock. 1801. 34 S. 8. — Diese Schrift ist ein Product der durch den Genuss des Sassischen Stipendiums auferlegten Nothwendigkeit, als Schriftsteller aufzutreten, und weiter nichts, als eine sehr dürftige Aufstellung der Vorschriften der beiden genannten Stadtrechte über diesen Gegenstand, bey welcher nur die Ordnung des Vortrags einigermaßsen Beyfall verdient. Die Ausführung ist im höchsten Grade eilfertig und dürftig, und die Gelegenheit zu vielen interessanten Untersuchungen gänzlich vernachlässigt. Rec. verlangt von Schriften dieser Art nicht Vollständigkeit; er glaubt aber dagegen Nachlässigkeiten doppelt strenge an ihnen rügen zu müssen, da sie Beweise des Fleisses seyn sollen, welchen man an dem vorliegenden Schriftchen gänzlich vermisst. Der Vf. hat sich nicht einmal die Mühe genommen, die wenigen Vorgänger, so klassisch sie zum Theil, mit der seinigen verglichen, auch sind die Schriften eines *Balcke, Walch, Cathmann, Wiese* u. a. m. zu benutzen; seine Allegationen sind oft falsch, und seine Sätze oft unrichtig, z. B. (S. 7.) dass in Mecklenburg die eheliche Gütergemeinschaft nur vermöge der Observanz oder des lübischen Rechts gelte, da sie doch in allen Städten des stargardischen Kreises weder aus dem einen, noch dem andern Fundamente, sondern aus dem Grunde des märkischen Rechts Statt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. November 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien: *Archiv für Geographie und Statistik, ihre Hülfswissenschaften und Literatur.* Verfasset von einer Gesellschaft Gelehrter, und herausgegeben von *Jos. Marx Freyherrn von Liechtenstern.* Jahrg. 1801. *Erster* Band (Prag, b. v. Schönfeld). 380 S. 8. *Zweyter* Bd., Wien, b. d. Exped. des Archivs. 304 S. — Jahrg. 1802. *Erster* Bd., b. d. Exp. d. A. b. A. Doll d. j. 284 S. *Zweyter* Bd. VII u. VIII Heft, ebendas. IX — XII. im Industrie-Comptoir. 328 S. Mit dem Bildnisse des russ. k. Staatsraths *Herrmann.* (Jeder Jahrg. 6 fl.) — Jahrg. 1803., im W. Kunst- u. Industrie-Compt. 2 Bde., jeder zu 326 S. Mit den Bildnissen *Peter Arrichs* und des Freyh. *Franz v. Zach.* (Der Jahrg. 9 fl.) — Jahrgang 1804. Heft I — III. (Alle Jahrgänge u. Hefte find nunmehr im Ind. Comt. zus. zu erhalten.)

Der Plan dieser Zeitschrift ist in der Vorrede des *ersten* Bandes ausführlicher angegeben. Sie enthält zuerst Original-Abhandlungen oder kürzere Correspondenznachrichten über sämmtliche Gegenstände der Geographie und Statistik; „dass jedoch mehr auf den gegenwärtigen Zustand der Länder als auf den vorigen, mehr auf die österreichischen Staaten als auf auswärtige, mehr auf Naturproducte, Gewerbe und Handlung, als auf die politischen Theile der Statistik gesehen werde, folgt auch aus den Verhältnissen der Zeit und des Orts, in welchem diese Zeitschrift erscheint." — Sodann werden die neuesten Staatsgrundgesetze und Staatenverträge aufgenommen. (Diese Rubrik scheint dem Rec. ganz überflüssig, denn für die erste Bekanntmachung solcher Actenstücke sorgen mehrere Zeitungen, und für die Aufbewahrung *Martens Recueil des Traités* und andere Bücher.) Endlich nimmt diese Zeitschrift kürzere Nachrichten von Gelehrten, gelehrten Anstalten, geographisch-statistischen Ereignissen und Veränderungen, Auszüge und beurtheilende Anzeigen neuer Bücher und Landkarten auf; sie wetteifert also in dieser Rücksicht mit den *allgemeinen geographischen Ephemeriden*, aber sie kommt diesen an Vollständigkeit, Neuheit, Richtigkeit und guter Anordnung solcher Nachrichten keineswegs gleich. Gewiss würde daher das Archiv viel mehr an feiner Consistenz und an inländischem und auswärtigem Absatz gewinnen, wenn es sich ausschliesslich mit den österreichischen Staaten beschäftigte, aber von diesen mittelst einer mehr ausgebreiteten Correspondenz und Mitwirkung mehrerer inländischen Gelehrten eine möglichst vollständige Uebersicht geographisch-statistischer Gegenstände gewährte. Auch müsste der Vorwurf wegfallen, dass die vorzüglichsten Abhandlungen in demselben, zumal jene des Herausgebers, theils unverändert, theils von ihm umgearbeitet, verbessert und vermehrt, in besondern Werken wieder herausgegeben würden, so dass der Käufer des Archivs sich manches noch einmal anschaffen muss.

Bey allen diesen Rügen gebührt dem Herausgeber dieser Zeitschrift für sein unter allen Hindernissen der Zeit und des Orts fortgesetztes Bestreben, die Statistik, besonders der österreichischen Monarchie, mehr aufzuhellen, alles Lob; und zwar um so mehr, je seltner jetzt statistische und geographische Schriftsteller in der österreichschen Monarchie, oder eigentlich in den deutschen und galizischen Erbländern sind. Eine Statistik, wie Ungern in der Schwartnerischen aufweisen kann, vermag kein deutsches Erbland aufzuzeigen, ob es gleich bey jeder Universität einen eignen Professor der Statistik giebt, und obgleich nicht zu verkennen ist, dass *Herrmann*, *de Luca* (ein Mann von wenig Genie, aber voll Sammlungsgeistes), *Rieger*, *Schaller*, *Schreyer*, *Schwoy*, *Kratter*, *Kortum* und andere mehr viel vorgearbeitet haben. Unter den jetzt lebenden Statistikern der deutschen und galizischen Erbländer sind die bekanntesten der Herausg. dieses Archivs, Hr. B. *Lichtenstern*, Wirthschaftsrath und Director der Güter des Hn. Grafen *Theodor Batthyáni*, und Hr. *Jos. Rohrer*, gebürtig aus Bregenz, angestellt bey der k. k. Policeydirection zu Lemberg; dass es aber noch mehrere gute Köpfe in der Monarchie gebe, die viel zu leisten vermöchten, davon zeugen unter andern die staatswirthschaftlichen Auffätze aus der Feder eines Böhmen, und die Abhandlung über die jetzige Lage der österreichischen Monarchie, besonders in Rücksicht auf Geldcurs u. s. w. (Passau 1804. 2 Bde. 8.), deren Vf. sich auf dem Titel mit den Buchstaben K. P. S. bezeichnet. Hr. B. *Lichtenstern* hat zwar an dem Hn. *Peter Joris* einen thätigen und geschickten Mitarbeiter; es wären ihm aber noch mehrere wirkende Theilnehmer an seiner Zeitschrift zu wünschen, damit dieselbe auch regelmässiger als bisher in monatlichen Heften erscheinen könnte.

Rec. wird der Kürze wegen nicht alle, sondern nur *die* Artikel der vorliegenden Bände anzeigen, welche hauptsächlich den österreichischen Staat betreffen, mit kurzer Erwähnung auch derjenigen über auswärtige Länder, die merkwürdigern Inhalts sind und im Auslande weniger bekannt zu seyn scheinen.

Jahrgang 1801. In den ersten sechs Stücken befindet sich ein *Aufsatz über das Studium den Statistik* vom Herausg., der nicht zu seinen am besten gelungenen Aufsätzen gehört. Schon seine Erklärung der Statistik ist weder gut deutsch, noch deutlich. Die Statistik soll (nach ihm S. 4) „eine Darstellung der Grundsätze seyn, wie das besondere Staats-Interesse eines Landes, welches *in* der Kenntniss und als eine Folge derselben *in* der Anwendung der schicklichsten Mitteln zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit eines Staates beruht, die dem Umfang eines Landes und allen sonstigen Localverhältnissen desselben insbesondere angemessen ist, wirklich zu befördern sey." Also Statistik ist dem Vf. angewandte und gleichsam individualisirte Politik oder Verwaltungslehre. Es wäre überflüssig, die Folgen dieser irrigen Definition durchzugehen; es ist genug, den Vf. lediglich auf *Schlözer's* Staatsgelahrtheit, *Lueder* und *Gatterer* zurückzuweisen. *Ueber das Klima des Landes* (Oesterreich) *unter der Ens*, vom *Herausg.*, mit Hinweisung auf des Jesuiten *Anton Pilgram* Wetterkunde (Wien 1788. 4.). Ein auch in meteorologischer Rücksicht sammt seinen Nachträgen unbefriedigender Aufsatz. *Ueber die Vortheile, welche für die österreichischen Unterthanen der Handel mit Tunis verspricht*, ein Auszug aus der ungedruckten italiänischen Handschrift des *Mustapha Aga*, Geschäftsträgers der Regierung von Tunis beym k. k. Hofe im J. 1793. Tunis brauche Holz, Glas, Leinwand, Eisen und Messing, überhaupt Nürnberger Waaren, Bley und Tücher; und liefere dafür Oel, Datteln, Wachs, Honig u. s. w. *Ausführlicher Entwurf zu einem Volksbuch für den russischen Landmann*, von *Joh. Ferd. v. Schönfeld*. Dieser Aufsatz scheint nur aus Privatgefälligkeit gegen den Vf. als anfänglichen Verleger des Archivs aufgenommen zu seyn. Der Vf. wirft dem Beckerschen Noth- und Hülfsbüchlein unter andern S. 80. vor, dass es den Geist des Protestantismus athme! auch durch manche Rathschläge Schaden und Verwirrung anrichte; z. B. durch die Anweisung für den Landmann, das Bier zu Hause zu brauen, da dieses in den k. k. Ländern ein Regale sey. Der Vf. will auch der Mann seyn, „der die erforderliche Kenntniss von Russland inne hat." — *Etwas über die Möglichkeit, große Wasserstraßen in Oesterreich ohne sehr große Kosten und Schwierigkeiten herzustellen, nach der Skizze einer statistischen Schilderung der österreichischen Monarchie, mit Zusätzen von B.* Mit vier Meeren, der Nordsee, dem baltischen, dem schwarzen, dem adriatischen, will der Vf. fast alle österreichische Staaten in Verbindung setzen; aber die sehr grossen Schwierigkeiten und Kosten dieses Plans lassen sich nicht auf 6 Seiten wegdemonstriren. *Skizze einer statistischen Darstellung der phi*(phy)*sikalischen Beschaffenheit und des Zustandes des ehemals sogenannten venetianischen Istriens, mit einem Kärtchen*; vom *Herausg.* Der Vf. zeigt die Quellen nicht an, aus welchen er geschöpft hat; die Werke des Grafen *Carli* scheint er nicht gebraucht zu haben. Das Kärtchen ist nach der Karte von Capellaris (1797. Triest b. Torricella) gestochen. Das Ländchen enthält auf 52¾ geogr. Q. M. kaum 96000 Menschen. *Entwurf, den Saufluß in bessern Stand zu setzen* — ein Gutachten, welches der geweste (gewesene) k. k. Navigationsdirector und Lehrer der Mechanik, Abbé *Gabr. Gruber*, der zur Untersuchung der erbländischen Flüsse abgeordneten Hofcommission übergeben. Das Hauptproject geht darauf hinaus, die zu vielen Krümmungen des Sauflusses in der Ebene durch einen geradern Rinnsal zu verhüten, dadurch den Fluss schiffbarer und dessen Ueberschwemmungen seltner zu machen (vgl. *v. Engels* Gesch. des ungr. Reichs II. S. 360.). *Kurze Schilderung von Madrit nach Larruga*, vom D. *Hager* in London. Das hier benutzte Werk des Don *Eugenio Larruga* ist schon 1787. erschienen. — *Auszug aus dem Steuerbuch der niederösterreichischen Landschaft vom J. 1687.* — der ganze Betrag belief sich auf 320210 fl. Die Rechnung hätte aber einer Erläuterung nöthig gehabt; denn die Rusticalsteuer kommt in derselben nicht vor. *Allgemeine Uebersicht des Zustands der Landwirthschaft in Oesterreich unter der Ens*, vom *Herausg.* auf 8 Seiten, also sehr allgemein. Die jährliche Wein-Erzeugung wird auf 1,800,000 Eimer geschätzt; nach welchen Angaben? wird nicht bemerkt. Die jährliche Getreide-Erzeugung wird nicht bestimmt. Die Nähe der Hauptstadt hat, wie der Vf. bemerkt, noch nicht die Aufhebung der Gemeinweiden, und den stärkern Anbau der Futterkräuter bewirken können. Die progressive Zunahme der Schafzucht wegen des hohen Preises der Wolle hätte numerisch dargestellt werden sollen. *Alphabetische Landesmatrikel von Tyrol*, d. h. Verzeichniss der Güterbesitzer und Edelleute des Landes, mit Anführung der grössern oberösterreichischen Activlehen. — Beym *sechsten* Heft findet man eine *tabellarische Uebersicht des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens*, nach den drey Rubriken: Land, Einwohner, Landesverfassung. Diese und die nachher anzuzeigenden Tabellen gehören bey allen Mängeln unter die vorzüglich verdienstlichen Arbeiten des Herausg. — *Ueber Oesterreichs Seeküste und Seeschifffahrt*, nach der Abhandlung über diesen Gegenstand in der Skizze einer statistischen Schilderung des österreichischen Staats neu bearbeitet und weiter ausgeführt vom *Herausg.* Dieser Aufsatz von 32 S. ist auch besonders abgedruckt (20 Krz.). Auf dem Triester Platze soll ein jährlicher Verkehr von 14—15 Millionen statt finden; vieles ist jedoch hiebey von den Umständen auswärtiger Seekriege abhängig. Dass Wien manche westindische Waaren wohlfeiler aus Hamburg als aus Triest bezieht, schreibt der Vf. mit Recht auf die Beschwerlichkeit der Landfracht (vgl. Jahrg. 1802. S. 67.); auch würde der Kulpa-Canal bis Brod, wenn er zu Stande käme, auf die Ausfuhr ungrischer Producte über Triest vortheilhaft wirken. Von dem jetzigen Zustande des Handels in Venedig konnte aus begreiflichen Gründen wenig gesagt werden. S. 15—18. hat der Vf. kurz auch die Häfen des ungrischen Küstenlandes erwähnt; viel mehreres und bestimmteres hätte der Vf. aus des Hn. *v. Engel* Gesch. des ungr. Reichs II. S. 386. u. a. beybringen können. S. 19—23. über die Häfen von Istrien, Dalmatien und österreichisch Albanien. Die k. k. Tractaten

ten mit der Pforte wegen der Sicherheit wider die Barbaresken sind nicht angezeigt worden. *Consumtion von Brennmaterialien und von Nutzvieh zu Wien* (S. 41. 42.). Wien verbrauchte 1799. 214,000 Klafter Brennholz, 37,000 Cent. Steinkohlen und 54,000 Ochsen; im J. 1801. 296,090 Kl. Brennh., 140,000 Cent. Steink., 73,000 Ochsen, vgl. Jahrg. 1802. S. 69 f.; im J. 1802. 254,000 Kl. Brennh., 271,000 Cent. Steink., 80,000 Ochsen, vergl. ebend. S. 192. *Beurtheilende Anzeige der Reise-Instruction der Herzogin Giovane*, vom jetzigen k. k. Staatsrath *v. Fasbender*, eine Anzeige, die ihrem Vf. eben so viel Ehre macht, als dem angezeigten Buche zur Empfehlung dient, dessen Ertrag von der Vfn. zur Vertheilung an Militär-Invaliden bestimmt worden ist. *Beurtheilung des von Pitt vorgeschlagenen Verkaufs der Landtaxe im J. 1798.*, aufgesetzt vom Freyh. *Kolbielski*, der sich einige Zeit lang in technologischer und Commercialrücksicht in England aufgehalten hat; ein lesenswürdiges Gegenstück zu dem Genzischen Versuch über die brittischen Finanzen. — *Ueber die Gröſse und Bevölkerung des Erzherzogthums Oesterreich ob und unter der Ens*, vom *Herausg.* Die Gröſse des Landes bestimmt der Vf. nach einer von ihm selbst neuentworfenen Karte auf 587 Q. M., wovon 232⅔ auf das Land ob der Ens und 354⅓ auf das Land unter der Ens kommen (vgl. Jahrg. 1802. S. 56.). Auf diesen 587 Q. M. wohnten im J. 1798. 1,659,518 Menschen (davon im Lande unter der Ens 1,030,779, im J. 1801. aber 1,667,334 M., Jahrg. 1803. S. 203.). Der Vf. rechnet also an Gröſse und Bevölkerung weniger als *De Luca*, welchen er sammt dessen Abschreibern zurechtweist. Beym *dritten* Hefte des *zweyten* Bds. befindet sich eine *tabellarische Uebersicht* des Erzh. Oesterreichs ob der Ens — beym *vierten* Stück hingegen auf 2 Tabellen eine *Uebersicht der preuſsischen Monarchie*, vom *Herausg.*, deren Würdigung Rec. den preuſsischen Statistikern überlassen muſs; nur hätte Rec. wenigstens solche Fehler als Orden *pour les merites* Lingen*burg*isches Bergamt u. s. w. weggewünscht. Die Tabelle ist übrigens nach der Vollziehung der Entschädigungen im Reiche zur statistischen Antiquität geworden. *Uebersicht von Oesterr. Handel nach der Levante und den Küstenländern des mittelländischen Meers*, vom *Herausg.* — eigentlich nur allgemeine Vorschläge, diesen Handel zu erweitern. Josephs II. groſser Gedanke, die Donau, das schwarze Meer und die Dardanellen der österreichischen Schifffahrt zu öffnen, und die Taufererschen und Pürkerischen Handelsversuche auf dieser Seite hätten genauer erzählt zu werden verdient. *Schreiben des k. k. Gesandtschaftssecretärs v. Krauſs* zu Koppenhagen *über den Versuch in Norwegen*, statt der Baumrinde aus verschiedenen Arten *von Moos Brod zu bereiten* (vgl. auch Jahrg. 1802. S. 207.). *Schreiben des russisch-kaiserl. Staatsraths v. Herrmann aus Petersburg vom 12. Sept. 1801. über den Ertrag der russischen Bergwerke*; dieser wird jährlich auf 16 Millionen Rubel angeschlagen, ohne Einrechnung der ausgeprägten Kupfermünze; beym Anfang des 18ten Jahrhunderts war dieser Ertrag noch so gut als eine Null. Hingegen weiſs Ruſsland einen am 14. März 1755. zu Marienhof in Obersteyermark gebornen *Herrmann*, der in den österreichischen Ländern nicht nach Verdienst geschätzt wurde, bey seinem Oberbergcollegio trefflich zu benutzen. *Schreiben des D. Oesterreicher über den entdeckten Serpentinfelsen zu Pernstein* auf dem Gute des Grafen Theodor Batthyáni. Dieser Serpentinstein läſst sich, gleich dem Zöblitzer in Sachsen, sehr gut auf der Schnitz- und Drehbank verarbeiten. Der dortige Bergverwalter Lenk hat ihn seitdem in einem eignen Werkchen (Wien, b. Schuender 1802. 24 S. 8.) beschrieben; er gehört mehr zu den Speck-, als zu den Serpentinsteinen.

Jahrg. 1802. *Ueber die Lage, Gröſse, Bestandtheile und Bevölkerung der österr. Erbmonarchie nach* ihrem Zustande unmittelbar nach *dem Friedensschlusse von Luneville* oder im Anf. des 19ten Jahrh., nach der Skizze einer statist. Schilderung des österr. Staats neu bearbeitet und durch ein Kärtchen erläutert vom Freyh. *v. Liechtenstern*. (45 S.) Nachdem der Vf. die Vortheile der neuen Arrondirung dieser Monarchie kurz angezeigt hat, so giebt er von jedem einzelnen Lande die Lage, Gröſse, Eintheilung und Bevölkerung, dann die Breite und Länge der vornehmsten Orte an. In Rücksicht der letztern sollte der Vf. nicht so sehr auf unbedingten Glauben seiner Leser rechnen: es sollte überall bemerkt seyn, ob der Vf. seine Angaben auf astronomische Bemerkungen, und zwar auf welche? und wessen? oder auf andre Angaben gründe. (vergl. Jahrg. 1803. S. 120.) Unter der Rubrik *Südliches Oesterreich* beliebt es dem Vf.; nicht nur Dalmatien, sondern auch die ungrischen, croatischen, slavonischen, siebenbürgischen Militärgränzen aufzuführen, als ob diese Districte durch ihre Militärisirung jemals aufgehört hätten, Bestandtheile von Ungern, Croatien u. s. w. auszumachen. Das Resultat des Ganzen ist: daſs diese Monarchie auf 11968 Q. Meilen 24,609,497 Menschen enthalte, und bey gehöriger Benutzung der auſserordentlichen Menge natürlicher Hülfsmittel zur Beförderung ihres Wohlstandes zu den gröſsten und mächtigsten Reichen gehöre. *Schreiben des russ. kaiserl. Staatsraths Herrmann über den neuen Kanal zwischen der Dwina und dem Dnepr.* Seitdem sind hierüber und über das ganze russische Canalwesen in Storchs Ruſsland unter Alexander I. genauere Nachrichten erschienen. *Vorschläge zur Verbesserung der Hauptcommercialstraſse von Wien nach Triest und Fiume*, aus dem ungedruckten französischen Memoire des k. k. Hofraths Edlen von *Raab* übersetzt. Diese Vorschläge concentriren sich a) in der Schiffbarmachung der Muhr und Muerz von Bruk bis Ehrenhausen auf eine Strecke von 19 Meilen. b) in Verpachtung des Landtransports unter angemessenen Bedingungen. Diese Vorschläge sind von Bedeutung; denn man rechnet, daſs jährlich von Triest 116000 Centner Waaren auf der Axe nach Wien gehen. *Allgemeine Uebersicht des Csernovitzer Kreises oder der Bukovina.* Auf 172 Q. Meilen wohnten 1798. 181076 Menschen. *Versuch, den Muhrstrom in Steyermark aufwärts zu befahren*, nämlich von Leoben bis Zeldweg oberhalb Judenburg. Den Versuch macht Matth. Hurmer, nach Auf-

Auftrag der Vordernbergischen Radgewerkschaft; er scheint obige Raabische Vorschläge zu bestätigen. *Allgemeine Bemerkungen über den Zustand der Landwirthschaft in der österr. Monarchie, nach der Skizze etc. neu bearbeitet vom Herausgeber.* Diese Abhandlung nimmt das 3te bis 6te Stück dieses Jahrgangs gröfstentheils ein und zerfällt in folgende vier Abschnitte: über das Klima und den Boden — über den Landwirthschaftsertrag überhaupt, und insbesondere über den Wiesen-Getreidebau, Obstbaumzucht und das Forstwesen — über die Thierzucht — über die allgemeinen Grundsätze für die nützlichste Verwaltung der Landgüter. Der Vf. rechnet an nutzbarer Oberfläche 80 Millionen Joche, und deren Ertrag (aber offenbar zu gering) auf 250 Millionen Gulden. Ueber einige Länder konnte der Vf. nach den Resultaten der Josephinischen Steuerregulirung calculiren, welche aber theils schon damals nicht ganz richtig waren, theils jetzt bey den erhöheten Preisen der Producte doppelt mangelhaft sind. Der Vf. wird in dem Werke: Ueber Oesterreichs gegenwärtige Lage u. s. w. Passau 1804 eine triftige Berichtigung seiner Angaben über den Werth der jährlichen Natur- und Industrie-Erzeugnisse in der österr. Monarchie lesen können. Uebrigens enthält diese verdienstliche Abhandlung viele schätzbare Angaben und beherzigungswerthe Winke zur Verbesserung der Oekonomie in den österr. Ländern. Der letzte Abschnitt schärft in einem eigenen Kapitel den Güterverwaltern die Sorge auch für das Wohl der Unterthanen ein. Von des Hn. Hofrath *Wiebeking literarischen Verdiensten* liest man eine kurze Nachricht S. 281 — 284. *Ueber die Schiffbarmachung der Muhr besonders Strom aufwärts, und über die hieraus entspringenden Vortheile für das Commerz der österr. Erblande, vom Herausg.* Der Vf. nimmt diesen wichtigen Gegenstand noch einmal auf, nachdem er kurz vorher Steyermark und Kärnthen vorzüglich in dieser Rücksicht bereiset hatte, und er beleuchtet ihn auch hier von mehrern Seiten, z. B. von Seiten der zu erleichternden Commerzialverbindung zwischen Ungern und Steyermark. Sollten seine Vorschläge realisirt werden, so wünscht er eine Verordnung, wonach künftig die Coloniewaaren zum Gebrauch der Monarchie blofs aus den Häfen des adriatischen Meers bezogen werden sollten. *Allgemeine Uebersicht der drey westlichsten Kreise Ostgaliziens, welche gegenwärtig mit Westgalizien vereinigt werden,* nämlich des Mislenitzer, Bochnier und Sandetzer Kreises. Bekanntlich ist aber seitdem Ost- und Westgalizien in ein Galizien vereinigt, und einem Gubernio zu Lemberg (dem die Uebersicht des Ganzen nicht leicht seyn dürfte) untergeordnet worden. *Landesmatrikel der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska.* — *Statistische Uebersicht des brittischen Reichs* am Anfang des 19ten Jahrh. vom *Herausg.* An dieser ist wenigstens der gute Wille und die rege Aufmerksamkeit des Vfs. auch auf andre Staaten zu loben, wenn auch der Kenner die Bearbeitung dieses Thema mangelhaft finden muss. *Neue Berechnung des Flächeninhalts von Croatien,* von *Joseph von Brandenstein,* jubil. Hauptmann bey dem k. k. Artillerie-Corps. Der Vf. fand ihn $355\frac{13}{100}$ Q. Meilen grofs, wovon 137 Q. Meilen auf die drey croatischen Comitate und die übrigen auf die Gränzregimenter kommen. *Schreiben des Hn. Gregor v. Berzevitzi über die Schiffbarmachung der Poprad und des Dunajetz im nördlichen Ungern und Galizien,* S. 159 — 162. Bekanntlich hat der Briefsteller diese seine Ideen in dem Werke über Ungerns Industrie und Commerz umständlicher ausgeführt. Zweckmäsig folgt auf diesen Brief die Liste der *Ein- und Ausfuhr in den Häfen Elbing und Danzig* vom J. 1802. Dieser Handel müsste um ein Drittel zunehmen, wenn Ungerns Producte auf der Poprad und Weichsel hinabgeschafft würden, wozu nur die Schiffbarmachung der Poprad und die Aufhebung gegenseitiger Zollplackereyen durch einen österr. preussischen Handelstractat nöthig wäre. Die *Nachrichten von dem Leben des russisch-kaiserl. Oberberghauptmanns und Befehlshabers zu Katharinenburg, Benedict Franz Johann Herrmann,* die wahrscheinlich von dem bescheidenen und thätigen Manne selbst herrühren, hat Rec. mit vorzüglichem Vergnügen gelesen. Die Aufmerksamkeit der Leser der A. L. Z. darauf zu erregen, dürfte folgende Stelle hinlänglich seyn. „Da er als ein Jüngling von etwa 15 Jahren, eines fatalen Dintenfleckes wegen, über die grauenvollen steyerischen Gebirge die Sölk floh, und auf seinen Irrwegen alle Augenblicke in Gefahr war, ein Raub wilder Thiere zu werden — wie hätte er sich damals vorstellen können, dass ihn der Himmel bestimmt habe, einst in Siberien Chef eines Commando's von 10000 Bergleuten und von mehr als 100000 Kronbauern zu werden." Seine sämmtlichen Schriften sind hier verzeichnet. *Bevölkerung von Siebenbürgen im J. 1786.* Sie bestand in 1,411,985 Seelen. Auf eine Q. M. wurden 2,125 Menschen gerechnet. *Entwurf zu einer neuen Handelsstrafse von Triest durch Friaul nach Tyrol.* Ein Auszug aus der Denkschrift des *Andreas Griot,* Negocianten und Deputirten der Handelsloge in Triest. Diese neue Handelsstrafse soll den Zug der Waaren über Triest nach Salzburg, nach der Schweiz, nach Schwaben u. s. w. erleichtern. Von Triest sollten die Waaren zu Wasser bis nach dem Hafen Cavanna gehen, dann längst des Flusses Cavanna bis nach Bistrigna, wo sie ausgeladen und zu Lande nach Furiaco, von da über die Isonza nach der Strafse von Campolongo nach Nogaredo, Udine, Venzone und Innichen gefahren werden. Die Vortheile dieses Vorschlags, die ausführlich erörtert werden, machen ihn beherzigungswerth.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. November 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

WIEN: *Archiv für Geographie und Statistik, ihre Hülfswissenschaften und Literatur.* Verfasset von einer Gesellschaft Gelehrter u. herausg. von *Jos. Marx Freyherrn von Liechtenstern* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 315. abgebrochenen Recension.*)

Jahrg. 1803. Nachdem diese Zeitschrift schon mit den letztern Heften des Jahrg. 1802. in den Verlag des k. k. privil. Wiener Kunst- und Industrie-Comptoirs übergegangen war: so scheint sie an innerem Gehalt und äusserer Verzierung mehr zu gewinnen; nur bleibt ihre Erscheinung noch immer unregelmässig. Auf dem Titel ist der Sprachfehler von einer Gesellschaft Gelehrten durch *Gelehrter* verbessert, und der Zusatz ist beygefügt: mit vorzüglicher Rücksicht auf die österreichischen Staaten. *Versuch über die deutschen Bewohner der österr. Monarchie*, von *Joseph Rohrer*. Zerstückelt im I. II. III. V. VI. VII. VIII. Hefte. Dieser Versuch ist nur ein Bruchstück eines meisterhaften und der österr. Literatur Ehre machenden Werks, das sowohl seinem Plane nach gut und gross gedacht, als auch mit Fleiss, vieler Reise-Erfahrung, Belesenheit und Geschicklichkeit ausgeführt ist, und daher auch, obgleich Hr. B. Liechtenstern in der Note S. 1. hiezu keine Hoffnung zu lassen scheint, als ein eigenes Werk im Verlage des Industrie-Comptoirs mit Kupfern, welche die Nationalphysiognomieen und Kleidertrachten darstellen sollen, erscheinen wird. Hr. *R.* gedenkt nämlich in einem Versuch über *alle* Bewohner der österr. Monarchie, die deutschen — slavischen — ungrischen — italiänischen — walachischen — jüdischen — armenischen dem k. k. Scepter unterworfenen Völker in Rücksicht ihrer Anzahl und allgemeinen Verhältnisse, ihrer körperlichen Beschaffenheit, ihrer Nahrungsart, ihrer Kleidung und ihrer Beschäftigung oder Industrie zu schildern. Der grösste Theil seines Werks scheint vollendet zu seyn, und die noch rückständige Ausfertigung des übrigen ist von der Thätigkeit des wackern Mannes, dessen schon oben erwähnt worden ist, zu erwarten. Da dieses Werk, sobald es einzeln für sich ans Licht tritt, eine eigene ausführliche Anzeige in hohem Grade verdient: so enthält sich Rec., das hier zerstreut eingerückte Fragment näher zu zergliedern, und begnügt sich, das Publicum im Voraus auf die Erscheinung dieses merkwürdigen Werkes aufmerksam zu machen. *Kurze Nachricht von dem Leben des k. k. Generalmajors v. Brixen.* Aus dieser biographischen Skizze hat bereits das Intelligenz-Blatt der A. L. Z. einen Auszug geliefert. *Fragmente aus dem Tagebuche über eine Reise durch das nördliche Ungern, geführt vom damaligen Oberlieutenant, nachherigem Generalmajor v. Brixen* im J. 1788. Es ist Schade, dass der Verstorbene nicht selbst diese Fragmente herausgegeben hat; er würde diese Arbeit früherer Jahre mehr gefeilt und vollendet haben; doch verdienen sie auch in dieser Gestalt gelesen zu werden. Sie besteht in einer Reise nach Washetz und dem Kriwan im Liptauer Comitat, und in einer Excursion nach dem grünen See, ober dem Dorfe Csorba (Strba) in demselben Comitat. Die Behauptung, dass der Kriwan für den höchsten Gipfel der Carpathen gehalten werde, ist falsch; die Lomnitzer Spitze gilt dafür, und wie Townson erwiesen hat, mit Recht. Der Vf. sagt selbst, dass er mit keinem Apparat zu genauern Beobachtungen versehen gewesen. Man lernt daher nichts Neues aus dieser Reise. Der Umstand, dass man im Granite des Kriwans das feinste Gold gefunden, dass aber der grossen Kosten wegen ein Dukaten auf 8 — 10 fl. zu stehen gekommen, ist bekannt. Eben so wenig Neues erfährt man vom grünen See (ober Strba), ausser dass der mitreisende Ingenieur mit 150 Klaftern noch keinen Grund fand. Dennoch liest man das Individuelle in diesen kleinen Reisefragmenten mit Vergnügen. *Neuere und genauere geographische Bestimmungen einiger Orte im Gebiete von Venedig und von Triest, zur Berichtigung der Angaben in der obigen Abhandlung über die Lage u. s. w. der österr. Monarchie*, aus einem Schreiben des k. k. General Majors *Anton Freyh. v. Zach d. d.* Padua 3. März 1803. Gedachter k. k. Gen. Maj. hatte die Vermessung der neuerworbenen ital. Provinzen zu besorgen, und verdient seiner mathematischen und zum Theil astronomischen Kenntnisse wegen allen Glauben. Die [illegible] bestimmten Orte sind: Venedig, Padua, Ve[illegible], Treviso, Bassano, Udine und Triest. (Vergl. *v. Zachs* monatl. Corresp. May und Jun. 1803.) *Nachricht über die Anlegung einer neuen Straße zur Umgehung des Polanaberges bey Gonowitz im Zillerkreise von Steyermark*, aus einem Schreiben des Cameral-Verwalters *Tschoggl.* Der Vorschlag hiezu ist bereits in der Ausführung begriffen. Beym zweyten Hefte findet man eine nützliche Tabelle, die auch mit den Lieferungen des im Industrie-Compt. verlegten Atlasses der österr. Mon. ausgegeben wird, enthaltend die *Allgemeine Uebersicht der sämmtlichen Bestandtheile der österr. Erbmonarchie nach ihrem gegenwärtigen Zustande betrachtet*, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Grösse, den Betrag ihres nutzbaren Bodens, die Zahl ihrer Einwohner und deren Wohnplätze, vom *Herausg.* Ein wesentlicher Druckfehler in der Zahl der

der Städte von Dalmatien (statt 8, 18.) und der Märkte (statt 9, 29.) ist Heft IV. S. 360. berichtigt. Die Angaben über Dalmatien hat der Vf. dieser mühsamen, aber lehrreichen Tabelle von Sr. Exc. dem Freyherrn *v. Carnea Steffaneo*, vormaligen Dalmat. Hofcommissar, erhalten. Bey der Berechnung des Flächeninhalts und auch sonst hat der Vf. mehrere seiner in den vorigen Heften vorgetragenen Angaben berichtigt. Die *Bevölkerung von Wien* belief sich im J. 1800. auf 232,049 Menschen. *Geographische Fragmente über die Grafschaft Feldkirch im Vorarlbergischen*, aus einem Schreiben des O. L. *v. B.* d. d. Feldkirch d. 24. Jan. 1802. Sie gewähren für den ersten Anlauf eine allgemeine Kenntniss des Landes. *Fortgesetzte Fragmente aus dem v. Brixenschen Tagebuche.* Die Höhle bey Deményfalva. — Etwas von und über Lucski; beide im Liptauer Comitat. — Ueber Trstina im Arver-Comitat; über die Höhle bey Ágtelek im Gömörer Comitat. Das obige Urtheil gilt auch von diesen Aufsätzen. Der Herausg. hätte bemerken sollen, dass man von beiden Höhlen genauere Nachrichten und sogar Zeichnungen habe. *Abtheilung der österr. venetianischen Provinzen in 7 Kreise* durch ein Patent vom 16. März 1803. *Instruction Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Johann für Hrn. Gebhard zur Bereisung von Tyrol.* Diese ihrem durchl. Vf. Ehre machende Instruction hat allerdings verdient, aus der Salzburger Literatur-Zeitung und den Annalen der O. L. hier wieder abgedruckt und aufbewahrt zu werden. Vom Doctor *Hager* in Paris, einem gebohrnen Wiener, dem Sohne eines k. k. Hofkriegsrathsbeamten, Zögling der oriental. Akademie in Wien, und vormals Sprachknaben in Constantinopel, liest man S. 266 — 268 einige Lebensumstände; Rec. ladet den Herausg. ein, diese Nachrichten vollständiger zu liefern. Ueber den Freyherrn *v. Vega* liest man weiter nichts, als was der Herausg. aus dem Intell. Bl. der A. L. Z. geborgt hat. *Ueber Armenwesen und Wohlleben in Beziehung auf die erbländische Industrie.* Der Vf. dieser wohlgerathenen Abhandlung (Hr. *Jos. Rohrer*) dringt auf gute Wohlfeilheitsvorkehrungen, auf Arbeitshäuser und Besserungsanstalten. „Man suche nicht bloss die Arbeitslust durch einen ausgedehntern Wirkungskreis der bürgerlichen Freyheit zu wecken, sondern sorge auch dafür, dass neben dem Sinne für Eigenthum auch der Hang zum Besserseyn (zum mässigen Wohlleben) sich in den Gemüthern der Landleute entwickele. Man begünstige den Luxus mit inländischen Waaren u. s. w. *Bevölkerungslisten* von 1801. Steyermark 812,464. Kärnthen 285,533. Krain 400,054. Görz 119,057. Triest, Stadt und Gebiet, 27,374. Böhmen 3,013,614. Mähren und österr. Schlesien 1,634,668. Ganz Galizien 4,921,845. Beym *vierten* Hefte befindet sich eine Tabelle, enthaltend die *allgemeine Uebersicht des Kreises unter dem Wiener Walde* mit Einschluss Wiens, und bey dem *fünften* Hefte eine saubere *Karte des Sandeczer Kreises in Galizien*, mit Benutzung der zuverlässigsten *geographischen* Beobachtungen und Nachrichten, zugleich mit Zuziehung mehrerer speciellen Karten und Handzeichnungen entworfen vom *Herausg.*, und unter dessen Leitung gezeichnet von *Jos. Wüstinger*, gestochen vom Edlen *von Birken*. In dieser Karte sind die geringern Orte nur durch ein Zeichen bemerkt, aber nicht genannt; ein Umstand, der die Brauchbarkeit einer solchen Specialkarte sehr verringert. Ausserdem stehen keine Gränzorte hier verzeichnet, sondern es heisst nur im Allgemeinen z. B. Zypser (Zipser) Gespanschaft, so dass die Uebersicht fehlt, wie z. B. Käsmark gegen Neusandez liege. Dem *sechsten* Heft ist beygebunden eine *tabellarische Uebersicht des Kreises unter dem Manhardsberg.* S. 535. theilt der Vf. die *Länge und Breite einiger Orte in Galizien* mit, aber ohne den Leser im mindesten zu belehren, durch was für Data diese oder jene Bestimmung begründet werde. Dass wider Liesganigs Genauigkeit in neuern Zeiten bedeutende Zweifel erhoben worden, dürfte der Vf. wohl wissen. *Verzeichniss der im Jan., Febr., März 1803. zu Triest eingelaufenen Schiffe.* Einige *Nachrichten über den ehemaligen und jetzigen Zustand des Turnauer Stein- und Glascompositionshandels.* Aus dem Tagebuche einer Reise durch die nordöstlichen Gebirgsgegenden von Böhmen, von *Hoser*, Leibarzt des Erzherzogs Karl, dem Vf. der Beschreibung des Riesengebirges. Selbst in dieser kurzen Nachricht erkennt man den denkenden Kopf und redlichen Patrioten. *Ueber die armenischen Bewohner der österreichischen Monarchie* (von *Jos. Rohrer*). Diesen Aufsatz zeigt Rec. für diessmal aus den oben angeführten Gründen nur dem Titel nach an. *Geographische Länge und Breite der vorzüglichsten Orte Siebenbürgens* (Bd. II. S. 72.). Auch diese Bestimmungen verdienen bis auf weitern Beweis keinen Glauben; ja sie sind sogar grober Irrthümer höchst verdächtig. Man vergleiche nur die *v. Lipszkyschen* sehr abweichenden, aber kritisch angegebenen Bestimmungen in der Zeitschrift von und für Ungern Jahrg. 1802. II. Bd. S. 49 f. welche der Herausg. wieder eben so wenig ignoriren, als verschweigen durfte. Cronstadt setzt Hr. B. *Liecht.* unter 42° 53′ 30″ L. und 45° 42′ 0″ B., *v. Lipszky* aber unter 43° 13′ 32″ L. und 45° 36′ 30″ B. Ueber die Richtigkeit kann auch die *v. Bauerische* Karte der Walachey entscheiden helfen. *Landtagsschluss der Mährischen Stände für das Militär-Jahr 1802. ausgefertigt am 18. Sept. 1802.* Die erste landesfürstliche Proposition betraf die Mitwirkung der Stände zur Aufrechthaltung der *allein seligmachenden* katholischen Religion, wozu die Stände sich bereit erklärten, und nur um die Vermehrung der Geistlichkeit, wie auch um nähere Verbindung der Schullehrer mit dem Clerus baten. Das militärische Steuerquantum ward mit 1,431,831 fl. 58 Krz., das Kamerale mit 317,771 fl. 52 Krz. bewilligt; auch wurden 10,000 fl. zur Vollendung der Znaymer Strasse ausgesetzt. Zur Besoldung der böhmischen Kanzley trägt Mähren ausserdem jährlich 10,000 fl. und für das Landrecht und Appellationsgericht 3000 fl. bey. Beym *siebenten* Heft findet man eine statistische Tabelle vom Kreise unter dem Manhartsberge. Im *achten* und *neunten* Heft steht eine *Abhandlung über die jüdischen Bewohner der österreichischen Monarchie*, von *Jos. Rohrer*, in deren Anzeige sich

sich Rec. aus angeführten Gründen für diessmal nicht einläst. Dem *achten* Heft liegt eine *Karte vom Slomniker Kreise* in Galizien bey, gezeichnet von Wüstinger, und dem *neunten* eine *Karte vom Königgrätzer Kreise* in Böhmen, gezeichnet von *Franz Häusler*; von beiden gilt das oben von der Karte des Sandetzer Kreises gefällte Urtheil. Verzeichniss der im April, May, Junius 1803. zu Triest eingelaufenen Schiffe. — *Verzeichniß von geographischen Ortsbestimmungen, welche von den vorzüglichsten Astronomen, Geodäten und Seefahrern in allen Theilen der Erde gemacht worden*, gesammelt vom *Herausg.* (S. 228—268.) Buchstaben A und B. Diese mühsame und verdienstliche Arbeit wird dadurch, dass der Vf. nunmehr sowohl die Art, als auch den Urheber der Bestimmung nennt, viel brauchbarer — nur beym Namen der Bestimmer hätte Rec. gern kurze Bücher-Citate gelesen. Der Vf. hätte anerkennen sollen, dass er v. *Zächs* monatl. Corresp. fleissig gebraucht habe. Auch fehlen die Varianten; denn so z. B. wird Belgrad von Seetzen anders als in den Ephemer. Vind. 1795. bestimmt; eine Menge schon bestimmter Orte fehlt, z. B. Baja in Ungern (Zeitschr. II. S. 52.)

Zehntes Heft. *Ueber die Tuchmanufacturen in der österreichischen Monarchie*, von *J. A. Demian.* Der Vf., den Rec. weiter unten näher charakterisiren wird, liefert hier eine bey allen ihren Mängeln sehr verdienstvolle und mit Einsicht geschriebene Abhandlung über diesen wichtigen Zweig der österr. Industrie. Die Grundlage guter Tuchfabriken ist die Wollveredlung auf inländischen Schäfereyen, in welcher der k. k. Hof selbst in Merkopail (nicht Merkopol S. 284.) und Holitsch die schönsten Beyspiele zuerst aufgestellt hat. Die Namen jener patriotischen und thätigen Privat-Güterbesitzer, die diesem rühmlichen Beyspiele bisher folgten, hätten verdient S. 285. einzeln genannt zu werden. Dem Vorschlage des Vfs., die Ausfuhr der inländischen Wolle ganz zu verbieten oder durch einen *äusserst* hohen Impost zu erschweren, kann Rec. nicht beytreten; denn der Staat ist nicht nur den Tuchfabrikanten, sondern auch den viel zahlreichern Wollerzeugern Rücksicht schuldig; und die auswärtigen Länder, die jetzt Oesterreichs Wolle zum Vortheil des inländischen Geldumlaufs beziehen, würden nur auf Mittel sinnen, das benöthigte Materiale anders woher oder auf ihrem eigenen Gebiet sich zu verschaffen. Rathsamer schiene es, den Juden den Wollhandel, so wie das Handeln mit Geld als Waare, platterdings zu untersagen. Der Vf. beschreibt nun die inländischen Tuchfabriken nach den verschiedenen Ländern, nämlich die in Böhmen, Mähren, österr. Schlesien, Ost- und Westgalizien, österr. Steyermark, Krain, Kärnthen, Venedig, Tyrol, Siebenbürgen und Ungern. Die Nachrichten des Vfs. sind da am mangelhaftesten, wo mans am wenigsten vermuthen sollte, da er ein geborner Unger ist, nämlich über die ungrischen Tuchmanufacturen; der Vf. erwähnt nicht einmal die Wieselburger Wollenzeug- und die immer mehr in Aufnahme kommende Gácser Tuchfabrik, über welche er wenigstens wissen sollte, was in *Schwartners* Statistik S. 243. 244. darüber vorkommt. Der Vf. behält sich übrigens vor, das Pamphlet des Hn. *Heinse*: „kosmopolitischer Vorschlag zu einem Handelsvertrag zwischen Oesterreich und Sachsen," welches auf trügerische Ansichten gebaut ist, und wonach die sächsischen Wollen- und Baumwollenfabrikate, wegen angeblicher Unzulänglichkeit der österreichischen, ins Land gelassen werden sollen, in einer eigenen Abhandlung zu beleuchten. Auch auf die englischen Absichten, den Kunstfleiss anderer Länder durch Maschinenspinnerey und Anwendung der Steinkohlen zu überflügeln, macht der Vf. mit Recht aufmerksam. Wir wünschten von dem Vf. einen ähnlichen lehrreichen Aufsatz über die österreichischen Baumwollenmanufacturen. *Verzeichniß der im Julius, August, September 1803. zu Triest eingelaufenen Schiffe* (636). Vom *alphabetischen Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen* nimmt der Buchstabe C die S. 320—356. ein.

Im *eilften* und *zwölften* Heft steht eine vortreffliche *Abhandlung über die chemischen Fabriken in Oesterreich unter der Ens*, von *F. A. Demian.* Die chemischen Fabriken von Mercurialpräparaten, Bleyweiss, Berggrün, Berlinerblau, Schmalte, Bergblau, Grünspan, Vitriol u. a. m. sind in Bezug auf Apotheker, auf Woll- und Baumwollfärberey, auf Malerey u. s. w. von Wichtigkeit, und ihre Aufnahme ist daher erfreulich. (Von Alaun-Geschirr u. dgl. Fabriken, die auch zu den chemischen gehören, wird nichts gemeldet.) Das Taschenbuch vom Hn. *Zimmerl* wird durch des Vfs. näher eingezogene Erkundigungen hie und da berichtigt; auch werden bey den meisten Fabriken die Preiscourante beygesetzt. In diesen beiden Heften wird das *Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen* durch die Buchstaben D bis G durchgeführt. Zum *eilften* Heft gehört die *Karte vom Kreise unter dem Manhartsberg*, und zum *zwölften* jene *vom Kreise oder Viertel unter dem Wiener Wald.* Das *zehnte*, *eilfte* und *zwölfte* Heft des Jahrg. 1803. sind erst im Junius 1804. fertig und ausgegeben worden.

Jahrg. 1804. In Heft I. II. III. befindet sich die vierte, fünfte und sechste Fortsetzung des *Verzeichnisses geographischer Ortsbestimmungen* bis zum Buchstaben L, und Rec. bemerkt nur noch dabey, dass hier mehr Rücksicht als beym Anfang auf Varianten genommen worden. Heft I. *Der Znaymer Kreis, topographisch-statistisch dargestellt* von *F. A. Demian.* Hr. *D.*, ein geborner Presburger und k. k. Oberlieutenant, begleitet jetzt den k. k. Gen. Major Klein auf seiner Reise durch sämmtliche Gränzregimentsbezirke, welche Reise auf die künftige Regulirung des Gränzwesens Bezug hat; sein statistisches Gemälde der österreichischen Monarchie ist zwar grossentheils nur Compilation, auch hie und da unrichtig, aber doch nicht ohne allen Werth; den Znaymer Kreis hingegen, wo er in Garnison gestanden, beschreibt er freylich mit Benutzung von *Schwoy*, der nicht genannt wird, doch zum Theil aus eigner Ansicht und Erfahrung ziemlich gut (S. 1—31.). Die gräfl. Haug-

witzische

witzische Herrschaft Namjescht zeichnet sich vorzüglich durch die grosse Zahl feinwolliger Schafe (8500) und durch eine feine Tuchfabrik aus. Mit Vergnügen las Rec. S. 23., dass die Spinnfactorey zu Znaym besonders die dort garnisonirenden Compagnieen des Infanteriereg. Coburg beschäftige, und dass demnach der Soldat im Frieden zur allgemeinen Beförderung der Industrie das Seinige beytrage. Andreas Winzler, Inhaber der Salpetersiederey zu Znaym, hat bey derselben holzsparende Oefen eingeführt. Im J. 1800. waren im ganzen Kreise nur noch 749 *uneingekaufte* Bauern; die Roboten sind überall in geringe Geldabgaben verwandelt. Der Bauer ist grösstentheils wohlhabend, isst und trinkt besser als vorher; allein der Vf. irrt sehr, wenn er hierin einen Hauptgrund der Theurung sucht, welche vielmehr aus dem Mangel an Conventionsgeld und der grossen Anzahl herrschaftlicher unzerstückter Meierhofsgründe entspringt. Ueber den geringen Viehstand und die nothwendige Einführung des Klee- und Kartoffelanbaues bey dem Landmann macht der Vf. triftige Bemerkungen. Im J. 1803. zählte dieser Kreis 134,146 Menschen. Die merkwürdige *Note des k. k. Gesandten zu München, Freyh. v. Buol, vom 6. Dec. 1803. betreffend die Reichsritterschaft*, hat allerdings (S. 48—68.) nach dem jetzigen Plan des Journals ganz abgedruckt zu werden verdient. — Sehr zweckmässig ist im ersten Hefte die *tabellarische Uebersicht des Kreises ob dem Mankartsberg*, begleitet von einer *Karte desselben Kreises*, gezeichnet von *Häusler*.

Heft II. Nach der hier fortgesetzten *Topographie oder Ortsbeschreibung des Znaymer Kreises*, von *A. Demian* hatte *Znaym* 1803. 5291 Seelen. Die Municipal-Städte, die Märkte und die Dörfer werden alphabetisch aufgezählt. Zur Probe folgendes: „*Tuleschitz* zum (Freyherrl. Forgácsischen) Gute gleiches Namens gehörig, zählt 39 Häuser, 48 Familien, 249 Seelen und 36 Pferde. Die Hauptnahrung ist Ackerbau." Die *Schiffzahl zu Triest* im Jan. 1804. betrug 216.

Heft III. *Allgemeine Uebersicht der Beschaffenheit der Länder und des phisisch* (physisch) *moralischen Zustandes der Einwohner der österr. Erbmonarchie*, vom *Herausg.* (S. 185—229.). Aus dieser Abhandlung, die vieles Bekannte wiederholt, ist für ausländische Leser auszuheben, dass 1803. dem Gouvernement zu Triest auch einige Theile von Krain und Görz, so wie beide Istrien unterworfen wurden (man kann aber nicht mit dem Vf. sagen, dass das Gebiet der Stadt und des Freyhafens Triest dadurch vergrössert sey); und dass Krain und Görz eine gemeinschaftliche Landeshauptmannschaft erhielten. Die Abhandlung ist eine der geringhaltigsten, die der Vf. geliefert hat; das von ihm Gesagte ist bald unbefriedigend, bald unrichtig. So z. B. soll der Büdoshegy im Szeklerlande ein brennender Vulcan seyn (S. 210.); allein jeder weiss, dass er längst erloschen ist. Die geringe Bevölkerung von Ungern erklärt der Vf. zum Theil sehr gut aus dem Mangel an Chausseen, an Kanälen, und daraus, „dass der Unterthan kein Eigenthum vollkommen besitzen könne;" aber solcher Ursachen giebts noch viel mehr, wenn man in die Geschichte der nächstvergangenen Jahrhunderte zurückgeht. Dass die Bevölkerung von Siebenbürgen verhältnissmässig zur ungrischen geringer sey, ist unrichtig. Eben so falsch ist es, dass Galizien, gleich Croatien, wenig oder gar keine Protestanten zu Einwohnern habe; in Galizien giebt es 18 evangelisch lutherische und 4 reformirte Mutter-Gemeinden. Den 40,000 Unitariern in Siebenbürgen giebt der Vf. allzuliberal 400 Geistliche. Die Ungarn sind nach ihm Abkömmlinge der Ugern, eines *tatarischen Stammes*. Sie bewohnen den grösten Theil von Siebenbürgen (diess ist grundfalsch, denn das zahlreichste Volk in Siebenbürgen sind die Walachen; die Ungern, d. h. der ungrische Adel in den Comitaten, und die Szekler kommen ihnen an Zahl bey weitem nicht gleich). Die Zahl aller Walachen in Ungern und Siebenbürgen setzt der Vf. höchst irrig auf 700,000; nur in Siebenbürgen allein beläuft sie sich über 800,000. S. 221. lässt der Vf. den Slivovitza aus gegohrnem Zwetschensaft bereiten. „Die häufigsten Vergehen bey dem Unger nehmen in einer stolzen Selbstgenügsamkeit oder in leidenschaftlichem Eigennutz ihren Ursprung." Dieses Urtheil zeugt nicht von tiefer Kenntniss des ungrischen Charakters. Eine Nachricht verdient hier noch ausgehoben zu werden aus S. 228.: „Man zählt jetzt in allen österreichischen Ländern nahe an 1000 Schriftsteller, wovon 72[illegible] Deutsche sind; aber man kann kaum auf 4 Schriftsteller ein literarisch Product rechnen. Merkwürdig ist, dass unter den Schriftstellern sehr viele Adelige sind, und einige Sechzig selbst zum höheren Adel gehören." — Die einzelnen Angaben, worauf dieser Calcul beruht, wünschte Rec. abgedruckt zu sehen. *Die Seidenmanufacturen in Oesterreich unter der Ens*, von *F. A. Demian*. Der Vf. hat dieselben nach seiner Versicherung im Oct. und Nov. 1803. selbst untersucht und weist den Hn. Wechselgerichtsrath *Zimmerl* in Rücksicht seines Taschenbuchs für Kauf- und Handelsleute für 1803. zurecht. Der Aufsatz ist detaillirt, lehrreich, und zeigt diesen Zweig der Industrie in einer unerwarteten Ausdehnung. Der Cent. Seide kostete, als der Vf. schrieb, 2100 fl. Aufmunterung genug zur inländischen Seidenzucht! *Karte vom Bechnierkreise*. — Mehr als diese drey Hefte des Jahrs 1804. waren noch nach der Hälfte des J. 1804. nicht zu haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. November 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Heinrich Harries Gedichte.* Herausgegeben mit einer Lebensbeschr. des Vfs. von *Holst* (mit Musik und einem Kupferstich). *Zwey* Theile. 1804. 196 u. 272 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausg. dieser Gedichte hat das gewiss wohlgetroffene Bild des Dichters beygelegt. In der That ist es das beste des Buchs. Dem Menschenfreund ist es ein reiner Abdruck des geistigen Wesens, das in der Hülle waltete. Es muss ein Dichter oder edler Maler seyn, denkt man, das Sentimentalische steht ihm auf der Stirne, das aus sich selbst schöpfende im Auge, das Beobachtende und Witternde an der Nase, das Feine und Edle auf den Lippen geschrieben. Reine Menschheit, Güte, Zartheit, Innigkeit, Reinheit der Sitten, Wahrheit, Streben nach geistigem Genuss, Frömmigkeit sind die schönen Eigenheiten des Geistes, der über diesen Zügen schwebt. Dieser kann gewiss nichts Schlechtes zeugen.

Aber es ist auch die Schwäche des Körpers nicht zu verkennen, die wahrscheinlich früh schon der Knospe eine kurze Dauer andeutete. Diese Schwäche hat auf den Geist zurückgewirkt. Das auflodernde lebendige Feuer konnte nicht zur mächtigen Flamme ausbrechen, und die ausgebrochene nicht lange anhalten. Die innere Anstrengung richtete nur um desto schneller die äussere Maschine zu Grunde. (Der gute *Harries* starb als Prediger zu Brügge, zwey Meilen von Kiel, im Sommer seiner Jahre, nachdem er lange vorher kränkelte!)

Alles dieses ist auch in seinen poetischen Producten ausgedrückt. Jene schönen Eigenschaften des Herzens bezeichneten die Schranken, innerhalb welcher der Geist seine Kunst ausüben sollte, aber auch in allen ist eine Schwäche sichtbar, die mehrentheils liebenswürdige Menschen behaftet. Einige Eigenheiten, die in ihren Schwächen gegründet sind, ausgenommen, schliessen sie sich unserm Herzen am innigsten an. Und so musste der Vf. solche warme Freunde haben, wie den Hn. Herausg. P. *Holst* und den Hn. Verleger *Hammerich*.

Der bescheidene *Harries* hätte wohl noch manches Gedicht zurückgenommen, auch aus dem *ersten* Theil, den er zum Druck gefeilt hatte, als ihn der Tod überraschte. Um für seinen bleibenden Ruhm zu sorgen, hätten die Freunde eine noch strengere Auswahl treffen und wohl den ganzen *zweyten* Theil, den *H.* nicht gesammelt, weglassen sollen; denn die Ode: *Lebensgenuß*, ausgenommen, enthält er wenig Vorzügliches. So, fürchtet Rec., wird der Name eben so jung sterben, als der Mann; und der Verleger möchte Gefahr laufen, die Kosten der von seiner Seite dem Werke mitgegebenen schönen Ausstattung guten Theils einzubüssen.

Es fehlte dem sel. *H.* nicht an Poesie, es sind hier manche neue Fictionen, neue Darstellungen auch bekannter Ideen bemerkbar. Doch sind nur wenige glücklich erfunden. — Die Erzählungen sind zwar fliessend, aber es fehlt ihnen an Fülle. — Die Sprache und der Ausdruck ist rein, nur zuweilen zu kosegartensch, ein andermal zu blumaurisch, oder asmisch; auch trifft man auf Provinzialismen, wie *Zettelglas*, *Kawei*.

Die Versarten sind fliessend, nur zu oft mit übersprungenen Reimen, so dass zwey Zeilen eine zu machen scheinen, und dann fast wie alte weibliche Alexandriner klingen. Z. E.

> Ein jäher Wirbelwind erhebt
> sich auf der nächsten Brücke,
> Und kreisend wirbelt durch die Luft
> das Hütchen sammt der Brücke.

Diese Reime zeigen zugleich, dass sie oft sehr hart fürs Ohr zusammengestellt sind, z. B.: Zusammen — Namen; rumort — fort; Rathes Mitte — Schönheits-Blüthe; Donnerwort — das Herz durchbohrt; bin — grün; Wesen — vergessen. — Manchmal wird auch der Rhythmus beleidigt z. B. S. 116:

> Holzstaub entsinkt —
> Zukunft wohl bringt.

welches Daktylen seyn sollen.

H. hat fast in allen Dichtungsarten Versuche gemacht; und es scheint, dass er sich in der erzählenden Gattung am meisten gefallen hat; aber, wie Rec. dünkt, ist sie ihm am wenigsten gelungen. Er hat da *Bürger* oder *Langbein* nachgeahmt. Allein Bürgers Muthwille und Laune hat ihm gewiss durchaus gefehlt. Man darf nur ihre Gesichter vergleichen, um die strotzende Kraft im Ideal zu finden, welche leicht in Muthwillen übergeht. Man muss überdiess Bürgers Leichtsinn und Wohlleben haben, um etwas vollendet Lustiges hervorzubringen. Einige fangen in Langbeins Manier an, und würden, wenn sie nicht zu lang, gedehnt und daher wässerig wären, Gegenstücke abgeben können, z. B. *Fipsias* von *S. Hilaire*.

Rec., gesteht, dass er diese 119 Strophen lange bekannte, fade Mähr nicht hat zu Ende lesen können. — *Aslauga*, die Schäferin von Island, hätte eine gute Romanze werden können, ist aber durch einen gar zu prosaischen Stil geschwächt, so fliessend auch diese Prosa übrigens ist. Lyrischer Rhythmus ist wenigstens gar nicht beobachtet, daher weiss man nicht, was es seyn soll. Zuweilen ist die Einkleidung unaussprechlich fade, wie in *Adam und Eva.* Wenn die kindische Einkleidung noch Gefühl übrig gelassen hat, so verwischt es vollends der ungefällige Rhythmus, wo erst die letzte reimlose Zeile beym übrigen Reimgeklingel — und dann, wenn man die unsägliche Mühe gewahr wird, dass sich alle Strophen mit dem Ton in O enden — selbst die beständigen Assonanzen das Ohr beleidigen:

Es war einst ein Garten fein,
drinnen ging und spielte.
Adam und sein Evchen,
umringt von Leu'n und Schäfchen,
so friedlich und so sorgenlos,
wie Kinder auf der Mutter Schooss,
wie Engelchen so froh.

Ueberhaupt hat *H.* oft nicht glücklich neue Versarten gewählt und Wiederholungen angebracht, die nichts oder gar Ekel bewirken. Wir müssen auch davon im *Lied der Treue* einen Beweis anführen. Diess hat zwey unangenehme Eigenheiten; erstlich, dass sich ohne Zweck die zweyte Zeile immer wiederholt, z. B.:

doch kaum geknüpft, doch kaum geknüpft —
im Mutterarm, im Mutterarm u. s. w.

das zweyte ist der harte Refrain:

Vernimm, vernimm
das Lied von Lieb und Treue.

Dieses muss man zwölfmal ohne Beziehung und ohne Zweck wiederholen. Jenes hat freylich *Göthe* und *Gries*, — aber mit grosser Bedeutung. Es wäre allerdings ein *Sägelied* nöthig — es würde die Arbeit erleichtern. Unter den Volksliedern ist keins. Aber diess Sägelied, welches auch componirt ist, enthält Sachen und Ausdrücke, die über den Horizont der gemeinen Säger sind; und vornehme Säger werden es nicht singen. Eben so könnte das *Spinnelied* ein gutes Volkslied geworden seyn. Sobald man aber auf die geschmacklose Zusammensetzung des alten und modernen: *Miss Arachne* stösst, hört man gleich auf zu lesen und zu singen. Wer sollten die Spinner seyn?

Doch wir dürfen uns nicht weiter in die Beurtheilung des Einzelnen einlassen, weil der Gedichte zu viele sind — und bey den meisten etwas zu erinnern seyn möchte; auch ist es unsere Pflicht, die Käufer auf einiges Gute darunter aufmerksam zu machen. Unter die vorzüglichen gehört: *aurea mediocritas*, der *Freund der Natur*, *Freundschaft*, das *Dänenlied*, der *Menschengesang*. Beym letzten thut die lebhaftere daktylische Bewegung im Chor sehr gute Wirkung; es liegt eine erhebende Bekräftigung darin, welche Ohren und Herzen wohlthut. Aehnlich hätte er das Lied: *der Mensch hienieden*, und *die vollendete Seele* behandeln können, und es hätte gewonnen. Es hätte eine schöne Epode gegeben, indem der Mensch in schwerfälligen Spondeen oder Trochäen gegangen, und die Seele, die Antithese, in Daktylen geflogen wäre — dieser Wechsel für den äussern Sinn hätte ohne Zweifel die Wirkung der herzlichen Gedanken unterstützt. Gefallen hat uns noch: *Am Vermählungstage des Kronprinzen*, *Neujahrslied*, der *Allgegenwärtige*, eine Cantate, und die *beiden Krähen.* Gut ist die Fabel: *der Pfennig und der Louis d'or;* aber desto schlechter die *dankbare Nase.*

Von den Epigrammatischen wollen wir das feinste hier noch mittheilen:

An Lina.

Lina, glaube nicht, dass je auf Erden,
Fremder Liebreiz ändre meine Wahl!
Wer dich sieht, kann untreu werden,
Aber nur zum letzten Mal.

Vom Herausg., dem Freund des Verstorbenen, ist eine Skizze der Lebensgeschichte des Dichters beygefügt. Sie ist angenehm und anziehend geschrieben, ob sich gleich *Harries* durch keine grosse Talente, oder durch auffallende Vorfälle und Schicksale auszeichnet. Man sieht den fleissigen, guten, empfindsamen, sanften, treuen, ehrlichen Jüngling, Freund, Mann und Staatsbürger. Auch er hat sich, wie mehrere schöngeistige Schriftsteller, durch das Reizmittel des Kaffee's erhitzt und gewiss geschwächt. — Sanft ruhe seine Asche!!

Die angehängten componirten zwölf Lieder sind nicht übel. Einige lassen sich gut singen. — Am besten sind gerathen Nr. 3. *O Mädchen vom Lande* u. s. w., welches die Schmeicheley und Naivetät wohl getroffen hat; auch hat es das beste Nachspiel. Nr. 4 *Nacht und Grauen* — Schade, dass der wiederholte Schluss so gewöhnlich ist. Das *Sägerlied* Nr. 6. ist ziemlich anpassend. — Nr. 11. *Mein Trauter sollte reisen* — wäre dem zärtlichen Liedchen entsprechend, wenn nur nicht durch die Wiederholung der letzten Zeile das musikalische Taktgefühl beleidigt wäre, weil der Schluss statt im 8ten nun im 11ten gemacht ist. — Nr. 10. ist eigentlich ein Tanz, und kein Lied. Daher ist auch die falsche Declamation im *zweyten* Theil, dass die kurze Sylbe oben liegt, noch dazu mit einem Vorschlag. Eben den Fehler hat auch die zweyte Strophe in Nr. 12., welches überhaupt wenig sagt, je mehr es sagen soll. Das *Dänenlied* Nr. 1. ist am wenigsten geglückt. Das elendeste ist Nr. 2., wahrscheinlich weil der Stoff, *Adam und Eva*, den Componisten eben so verstimmte, wie den Rec. Dass aber auch er kein Meister gewesen ist, beweisen, ausser den oben angezeigten Flecken, einige harte unerlaubte Uebergänge, z. E. in dem sonst wohlgerathenen *Apfelweinlied* Nr. 9. die übelwirkenden Octaven über den Worten: *und lieblich auf dem*, und nun der schleppende Schluss auf dem ohnehin falschen Worte: *Gaume.* Einem guten Geschmack kann nichts widerlicheres begegnen.

ORIEN-

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Constantinopel, in der kaiserl. Druckerey: سبحة صبيان *Rosenkranz für Knaben*; unter Aufsicht des *Abdar-rahman Efendi* gedruckt im J. der Hedschra 1216. 1801. 33 S. kl. 4.

Ein türkisches und arabisches kleines Wörterbuch in Reimen, auf die Art wie das persische des *Schahidi* eingerichtet, zum Gebrauche der Anfänger im Arabischen, für türkische Schulen bestimmt.

Die Worte folgen ohne alle Rücksicht auf alphabetische Ordnung, und die einzige Unterabtheilung besteht in den verschiedenen Silbenmaassen, deren Namen statt der Kapitel überschrieben sind. Das Ganze ist äusserst dürftig ausgefallen, und kann wohl schwerlich jemand anderem, als einem türkischen Schulmeister, zu Etwas nützen: — Zur Probe mag gleich der Anfang dienen:

الله تنكري بر اسمي رحمان
قدوس آري بر نعتي سبحان
باري وفاطر يارادنجيدر
وافي وعاصم حافظ نكهبان
انشا يراتمق ايمان اينانمق
جنتدر اوجمق فردوس بستان
شمس وذكا كون بدر وقمر آي
كوكب ستاره دري درخشان

Allah heisst Gott, Erbarmer *Rahman*.
Der Heiligste *Kadduß*, der Allmächtige *Subhan*.
Der Schöpfer *Bari* und *Fatir*.
Der Reine *Assim*, der Hüter *Nikehban*.
Erschaffen *Inscha*, Glauben *Iman*.
Dschennet das Paradies, oder sonst ein herrlicher Garten.
Schems die Sonne, *Bedr* und *Kamr* der Mond.
Kewket ein Stern, *Dürr* eine Perle. u. s. w.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm u. Leipzig: *Schwedisches Museum*. Herausgeg. von *Karl Nernst*. 1804. *Ersten* Bds. *erstes* Heft. 98 S. gr. 8.

Es sind seit einer kurzen Zeit mehrere Journale erschienen, die sich mit dem Norden beschäftigen, und Rec. befürchtet, dass diese Vervielfältigung für ihre längere Fortdauer von nachtheiligen Folgen seyn wird. Das vor uns liegende Museum, wovon jährlich ein Band in vier Heften herauskommen soll, war schon vor mehrern Jahren angekündigt. Der Herausgeber, Conrector am deutschen Lyceum in Stockholm, befindet sich auf der einen Seite in einer seiner Unternehmung günstigen Lage, dagegen scheint aber die Entfernung des Verlegers von Deutschland der schnellen Erscheinung und Verbreitung dieser Zeitschrift sehr hinderlich. Schon das erste Heft enthält lauter Aufsätze, denen das Interesse der Neuheit abgeht; es liefert 1) unter der etwas sonderbaren Aufschrift: Frucht und Blumenstücke *ein Gedicht* von *E. M. Arndt*, das einige gelungene Strophen hat, aber im Ganzen zu gedehnt und manierirt ist, und einen Aufsatz *über das Romanhafte* aus *Leopolds* Schriften. 2) Historische und statistische Fragmente, den Anfang einer freyen Uebersetzung der schon im J. 1797. erschienenen Rede *Franzen's* in Åbo: *über die schwedischen Königinnen*; *Züge zu einem Gemälde von Stockholm*, oder vielmehr Nachrichten von den Schuleinrichtungen und den wohlthätigen Anstalten in dieser Stadt, aus *Schulz von Schulzenheim's* Rede über die öffentliche Sorge für das Wohl der Armen. 3) *Literatur*. Zwey Recensionen über *Archenholzens* Gustaf Wasa (die eine, von einem deutschen leicht zu errathenden Schriftsteller, enthält viel Wahres und Treffendes, aber auch manches Einseitige; die andere ist aus der Åbo'schen Literaturzeitung) und Anzeigen von dem Gesangbuche der deutschen Gemeinde in Stockholm, der erwähnten *Schulz von Schulzenheim-schen* Rede und *Silverstolpe's* Journal für schwedische Literatur 1801. Aus dieser Angabe des Inhalts geht der Plan des Herausgebers und die Wahrheit unseres oben geäusserten Urtheils hervor; ersterer würde bedeutend gewinnen, wenn es Hrn. *N.* gefallen sollte, statt trockner Auszüge und Uebersetzungen aus Büchern, die nicht einmal ein allgemeines Interesse haben, eigne Beobachtungen über das Leben in Schwedens vornehmsten Städten, lebendige Gemälde des Volkscharakters, Nachrichten von den Begebenheiten des Tags, den Fortschritten der Cultur und des Luxus u. s. w., wie sie z. B. das Journal London und Paris aus England und Frankreich liefert, aufzunehmen. Vielleicht kommen diese Erinnerungen noch früh genug zu des Herausgebers Kenntniss, um bey der Fortsetzung, die Rec. bald zu erhalten wünscht, benutzt zu werden.

Constantinopel, in der kaiserl. Buchdruckerey: *Tarif de Douane que les Negocians de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies doivent payer dans les états de la sublime Porte, sur les marchandises d'importation et d'exportation*, traduit et mis en ordre alphabetique par *Antoine Fonton*, Jeune de langues au service de S. Maj. Imperiale. 1802. 53 S. kl. fol. französisch und türkisch.

Der Druck dieses Tarifs ist correct, und macht sowohl dem Hn. *Fonton*, russischem Dolmetscher, als dem Aufseher der türkischen Druckerey, *Abdarrahman Efendi*, Ehre. — Der Tarif ist der auf Verlangen der Pforte vor zwey Jahren mit Russland neu festgesetzte, und ist daher nicht nur in merkantilischer Hinsicht ein sehr willkommnes Geschenk, sondern

dern ist auch für den Philologen nicht ohne Interesse, weil derselbe als eine wahre Bereicherung der türkischen Lexicographen angesehen werden kann. Um die Preise solcher Waaren zu bestimmen, die sich in dem russischen Tarife nicht finden, sind rückwärts Auszüge aus dem Röm. Kaiserlichen und Englischen, die fast zu gleicher Zeit mit dem russischen umgeändert worden sind, angehängt. Die Preise in allen dreyen sind zwar in Vergleich mit den vorigen um ein Merkliches erhöhet, aber doch noch sehr niedrig in Vergleich mit den in andern Ländern gewöhnlich entrichteten Mauthgebühren, die, wie bekannt, in der Türkey von allen europäischen Nationen nur mit 3 pCt. entrichtet werden. Das Ganze enthält ungefähr 600 Artikel mit dem beygesetzten Preise, türkisch und französisch.

1. Probe des Tarifs.

Noms des marchandises.	Quantité.	Aspres.	رسم كمرك	مقدار الاشيا	
N.					
Nardenk, jus tiré de fruits.	Le quintal.	12.	١٢	قندار	ار دنك
Nerfs de morue.	L'oque.	2.	٢	قيه	ور نه نوره سي
Noisettes.	Le quintal.	24.	٢٤	قندار	ندق
Noix de Coco.	La pièce.	1.	١	عدد ا	وز هندي
Noix de galle.	Le quintal.	150.	١٥٠	قندار	اضي
Noix.	Les mille.	3.	٣	عدد ١٠٠٠	وز
Noix de pipes dorées.	Les cent.	45.	٤٥	عدد ١٠٠	الدزلو لوله
Noix de pipes simples faites au tour.	Les mille.	50.	٥٠	عدد ١٠٠٠	رخ ايشي ساده لوله
Noix de pipes simples.	Les mille.	30.	٣٠	عدد ١٠٠٠	اده لوله

2. Aus den Zusätzen des englischen Tarifs.

Douane.

Noms des marchandises.	Quantité.	Aspres.	رسم كمرك اقچه	مقدار الاشيا	اسامىء الاشيا
F.					
Fer blanc d'Angleterre.	La caisse de 225 feuilles.	90.	٩٠	صندقچه ٢٢٠	اض تنكه انكليز
Fromage d'Angleterre.	L'oque.	3.	٣	قيه	كليز پنيري
I.					
Indigo de Lehom.	L'oque.	54.	٥٤	قيه	ويد لاحور

Aus dem R. Kaiserl.

G.					
Galange.	L'oque.	3.	٣	قيه	خولنجان
Galbanum.	L'oque.	6.	٦	قيه	قلصني
Gallons franges et fil d'or et d'argent.	Le mideal.	2½.	$٢\frac{١}{٢}$	مثقال	تريت و قليدان

٢

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. November 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Baudelot u. Eberhart: ΙΠΠΟΚΡΑΤΟΥΣ ΠΕΡΙ ΑΕΡΩΝ ΥΔΑΤΩΝ ΚΑΙ ΤΟΠΩΝ. *Traité d'Hippocrate des airs, des eaux et des lieux*; traduction nouvelle, avec le texte grec collationné sur deux manuſcrits, des notes critiques, hiſtoriques et médicales, un discours préliminaire, un tableau comparatif des vents anciens et modernes, une carte géographique et les index néceſſaires. Par *Coray*, Docteur en médecine de la ci-devant Faculté de Montpellier. 1800. *Tom. I.* CLXXX u. 170 S. *Tom. II.* 480 S. 8.

Wien, b. Schalbacher: *Abhandlung des Hippocrates von der Luft, den Wäſſern und den Gegenden*, nach der franz. Bearbeitung des Dr. *Coray*, von *Georg* Ritter *von Högelmüller*. 1804. 272 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Das Buch, deſſen neueſte Bearbeitung wir gegenwärtig beurtheilen, hat von jeher für jeden denkenden Gelehrten ein hohes Intereſſe gehabt, und gäbe es auch aus der göldenen Zeit der griechiſchen Wiſſenſchaft keinen andern Reſt, ſo müſsten wir doch bekennen, daſs dieſe Art zu philoſophiren das Muſter für alle folgende Zeitalter ſey. *Coray*, ein gelehrter Neugrieche, voll Enthuſiasmus für die ſchöne Vorzeit ſeines Vaterlandes und von dem hohen Werth dieſer Hippokratiſchen Schrift eingenommen, ſchildert in der leſenswürdigen Einleitung die Macht des Klima's auf den phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand der Nation, und ſucht dieſen Einfluſs gegen *Hume* zu vertheidigen. Das Reſultat iſt: Der Einfluſs des Klima's äuſsert ſeine volle Macht auf die Nationen, welche der Natur gemäſs leben; er wird deſto mehr geſchwächt, je mehr ſie civiliſirt ſind: aber eine andere Frage iſt es, ob durch dieſe Urſache in der Folge der Einfluſs des Klima's gänzlich aufhören kann? Um dieſe Frage zu beantworten, kommt der Vf. auf die Unterſuchung der Perfectibilität der menſchlichen Natur, wo er mehrere ſehr durchdachte Rathſchläge zur glücklichen Staatsverwaltung giebt.

Dann giebt der Vf. Aufklärungen über einzelne Gegenſtände der Unterſuchung in dieſer Schrift, beſonders über die Winde der Alten und über die Eintheilung der Jahrszeiten. Die Reſultate der Forſchungen über die Eintheilung der Winde ſind deſto ſchäzzenswerther, da *Salmaſius* ſich ſchon vergeblich bemühte, Licht in dieſe Dunkelheit zu bringen. Sehr richtig unterſcheidet der Vf. die Namen der Winde nach den verſchiedenen Zeitaltern und Schriftſtellern. Wenn Homer nur vier Hauptwinde unter den gewöhnlichen Namen kennt, ſo hat Ariſtoteles ſchon zwölf Winde, die in dreyen ſeiner Schriften (*meteorol.*, *de mundo* und *de ventorum ſitu et appellat.*) verſchieden genannt werden. Νότος und Ζέφυρος ſind faſt die einzigen Winde, die ihre Benennung bey den Alten behalten, aber ſchon Βορέας nimmt beym Ariſtoteles (*meteor.*) und Galen den Namen Ἀπαρκτίας, und Εὖρος den Namen Ἀπηλιώτης an. Dieſs iſt auf einer Tabelle durch die ganze Windroſe vortrefflich durchgeführt, und alle Stellen der Alten von den Winden, beſonders aber die Nachricht *Vitruv's* vom Windthurme zu Athen, dabey verglichen.

So äuſserſt wichtig des Vfs. Aufklärungen über dieſen Gegenſtand ſind, ſo wenig befriedigt das, was er zur Beſtätigung der Hippokratiſchen Theorieen anführt. Er läſst ſich in ein Detail ein, wobey er ſelbſt Parallelſtellen aus offenbar untergeſchobenen Schriften (z. B. περὶ ἀφόρων) nicht verſchmäht, und Erklärungen beybringt, die von ſeiner eigenen mediciniſchen Theorie nicht eben die beſten Begriffe geben. So pflichtet er der Hippokratiſchen Meinung von Erzeugung des Steins aus dem Genuſs verſchiedener Arten von Waſſer bey. So möchte auch das, was er nach Hipp. von dem Einfluſſe des Ueberganges einer epidemiſchen Conſtitution in die andere ſagt, ſchwerlich eine ſtrenge Prüfung aushalten. Anziehend iſt es jedoch, was der Vf. in gerechtem Eifer über die menſchenfeindliche Beſchuldigung ſagt, die *Pauw* aus Liebe zum Paradoxen gegen die Neugriechen vorbringt, daſs es ihnen an aller Perfectibilität mangele, und daſs, ſollten ſie jemals das Joch ihrer gegenwärtigen Tyrannen abſchütteln, ſie die Freyheit nicht ertragen würden.

Hierauf giebt der Vf. den Apparat an, mit welchem er dieſes Werk bearbeitete. Zwey Handſchriften benutzte er aus der Nationalbibliothek, aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, in deren erſterer der Text dieſer Schrift zerſtückt iſt, und theils unter dem wahren Titel, theils unter der Aufſchrift περὶ προγνώσεως ἐτῶν vorkommt. *Suidas* führt dieſs Buch unter dem Titel auf: περὶ ἀέρων, ὀρνέων καὶ ὑδάτων: der Vf. ſchlägt ὡρέων vor, ſo wie *Erotian* περὶ τόπων καὶ ὡρῶν ſagt. — Unter den Commentarien dieſes Buchs erwähnt der Vf. zuerſt des Galeniſchen, von dem wir nur eine lateiniſche Ueberſetzung haben, indem das Original verloren gegangen; dann wird *Avicenna's* Paraphraſe angführt, und er des Plagiats beſchuldigt. Indeſſen hatten ſchon zwanzig vor ihm daſſelbe begangen, die aus dem *Oribaſius* dieſe Stellen nahmen, und *Avicenna* wuſste ſchwerlich, daſs dieſs alles

alles dem Hippokrates gehöre. Unter den Uebersetzungen rühmt der Vf. besonders die von *Calvus* (1526.), weil sie den buchstäblichen Sinn der Varianten ausdrückt, die der Vf. in seinen Handschriften fand. Die Uebersetzungen von *Grimm* und *Sprengel* scheint der Vf. nicht zu kennen, wenn er gleich die erstere anführt. Sehr richtig sagt der Vf.: der beste Commentar über die Hippokratischen Schriften würde eine genaue medicinische Topographie von Griechenland seyn.

Was Hn. *Coray's* Bearbeitung des Textes selbst betrifft, so hat er sichs zuvörderst zum Gesetz gemacht, überall die Ionismen wieder herzustellen; daher denn unter andern das ν ἐφελκυστικὸν durchgehends wegbleibt, πουλὺς immer st. πολύς, κότερον st. πότερον, ἐπορῇ st. ἐφορῇ, ξυμμέμικται st. συμμέμικται, κατίσταται st. καθίσταται, ἀγγηΐοισι st. ἀγγείοις u. s. f. steht. Dafür sprechen aber keine Handschriften, und der Vf. wird es schwerlich beweisen können, dass Hippokrates den Ionismus vollkommen rein geredet und geschrieben habe. Die Veränderungen von mehrerer Bedeutung, die er sich erlaubt, sind grösstentheils glücklich gewählt. So liest er gleich zu Anfange st. καὶ πότερον ἑλώδεσι χρέονται καὶ μαλακοῖσιν, ἢ σκληροῖσί τε καὶ ἐκ μετεώρων καὶ ἐκ πετρωδέων — καὶ κότερον εὐώδεσι χρέονται καὶ μαλακοῖσι, ἢ σκληροῖσί τε — und übersetzt εὐώδεσι durch *geruchlos*, wie γλυκὺς durchgehends *ohne Geschmack* heisst. Auch vertheidigt sich diese Veränderung von ἑλώδης in εὐώδης durch andere Stellen, wo das letztere Wort immer bey μαλακὸν ὕδωρ steht. Gleich darauf liest der Vf. sehr richtig mit *Calvus* st. ἐδωδοὶ καὶ ἄποτοι — οὐκ ἐδωδοὶ — st. πρόφρων τις ἢ — προφροντίσῃ, weil dort τις zweymal vorkäme. — §. II. *ed. Linden.* εἰ δὲ δοκέοι τις ταῦτα μετεωρόλογα εἶναι übersetzt der Vf.: *Si quelqu'un regardoit ces recherches comme des rêveries météorologiques.* Μετεωρολόγος hat hier aber die Bedeutung von *hochtrabendem Geschwätz*, wie es in *Plato's* Kratylus neben ἀδολέσχης steht. Ἅμα τῇσι ὥρῃσι καὶ αἱ κοιλίαι μεταβάλλουσι τοῖσι ἀνθρώποισι — *L'état du ventre suit ordinairement les changemens des saisons.* Κοιλίαι aber wird von allen Höhlen des Körpers verstanden, bedeutet also die ganze Körper-Constitution. Gleich darauf folgt im gewöhnlichen Texte: καὶ ἀνάγκη εἶναι μὴ μετέωρα. Statt dessen liest der Vf. καὶ ἀναγκαίη εἶναι μετέωρα. Allein jene Leseart kann dadurch gerechtfertigt werden, dass salzige Wasser (ὕφαλα) keine Regenwasser (μετέωρα) sind. *Alemann's* Zusatz: καὶ ὅσα (ἅσσα) πολέμια κ. τ. λ. nimmt auch der Vf. auf, ungeachtet er durch keine alte Handschrift gerechtfertigt wird. Sehr schön ist die Verbesserung des *Septalius* τὸ παιδίον in τὸ Θεῖον eingeführt, wodurch die ganze Stelle von Kinderkrämpfen deutlicher wird. §. VII. wagt der Vf. eine sehr gute Veränderung des στρυφναὶ in στερίφαι. Dieses ist nicht allein dem Zusammenhange angemessener, sondern die gewöhnliche Leseart führt auf *morosus*, welches gar nicht hieher gehört. §. VIII. ist ἐπίσχει st. κατέχει überflüssig. §. IX. ist die gewöhnliche Interpunction: ἐπεὶ τὰ ἐπὶ τῆς ἑσπέρης πνεύματα ἔοικε τῷ μετοπώρῳ μάλιστα, ἢ τε θέσις ἡ τοιαύτη sehr glücklich so geändert, dass das Punkt oder Colon zwischen πνεύματα u. ἔοικε zu stehen kommt, und der Sinn also ist: *diese Lage der Stadt gleicht dem Herbste.* §. XX. liest man ἢν ἡ χειμὼν ἐς ἀγγήϊον μέτρῳ ἐγχέας ὕδωρ st. ὅταν οἱ χειμῶνες ἀγγεῖον μέτρῳ ἐγχέας ὕδωρ, welche Veränderung die Natur der Sprache gebietet. §. XXI. u. XXII. ist in den gewöhnlichen Ausgaben so getrennt: ἀλλ' ἄλλοτε ἄλλο . . Καὶ τὰ πνεύματα· τῷ μὲν γὰρ βορέης κ. τ. λ. Der Vf. dagegen liest: ἀλλ' ἄλλοτε ἄλλο κατὰ τὰ πνεύματα· τῷ μὲν γὰρ βορέης κ. τ. λ. Dadurch wird *Sprengel's* Uebersetzung gerechtfertigt: *das Hervorstechen der Bestandtheile hängt öfters vom Einflusse der Winde ab.* §. XXII. will die Veränderung ξυνέφει in ξυνέχει uns nicht gefallen; denn es ist von der entzündeten Blase die Rede, die das Wasser nicht bloss *anhält*, sondern auch *auskocht* und ξυγκαίει. §. XXIII. lässt der Vf. die Worte: πρὸς τὸν γινόμενον ὀρρόν, die in allen Ausgaben stehen, weg, und leitet ihre Einschiebung sehr scharfsinnig davon her, dass die vorhergehenden Worte die letzten in dem Fragmente waren, welches aus diesem Buche in die Schrift von Kopfwunden übergegangen, wo nun die Worte folgten: πρὸς τὸ γινόμενον ὀρῶν κ. τ. λ. Auch *Baccius Baldini* habe in seinem Manuscripte jenen Zusatz nicht gelesen. §. XXIV. lesen wir in den gewöhnlichen Ausgaben: οὔτε ἅπτεται τοῦ οὐρητῆρος· ἐς γὰρ τὰ αἰδοῖα ξυντέτρηνται· καὶ διότι οἱ οὐρητῆρές εἰσιν εὐρεῖς, und man übersetzte: *Sie fassen sich auch nicht nach der Harnröhre, da ihre Oeffnung innerhalb der Schaam ist, und weil ihre Harnwege viel weiter sind* u. s. w. Hr. *C.* aber nimmt die Leseart des Gadaldinischen Codex auf: οὔτε — οὐρητῆρος· ἐς — ξυντέτρηνται (οἱ δὲ ἄνδρες οὐκ εὐθὺ τέτρηνται, καὶ διότι οἱ οὐρητῆρες οὐκ εὐρέες), und sieht das Ganze für ein Einschiebsel an, worin wir ihm nicht beypflichten können, da die gewöhnliche Leseart weit mehr für sich hat. §. XXV. wird περὶ ἐτῶν in περὶ ὀρέων nach dem Gadaldinischen Codex geändert. §. XXVI. steht πρὸς τὸ ἦρ st. πρὸς τῷ ἦρι, nach *Aph.* III. 12. §. XXX. ἐπὶ Πληϊάδων δύσιν st. ἐπὶ Πληϊάδων δύσει, welches letztere offenbar falsch ist. §. XXXI. verbessert er τὰ ἤθεα ἀεργότερα oder ἐνεργότερα in εὐεργότερα, worin er *Heringa* zum Vorgänger hat, eine sehr schickliche Veränderung, da in einem ähnlichen Zusammenhange ἀρετὴν βέλτιστα steht. §. XXXII. τὰ κτήνεα εὐθηνέειν st. εὐθύνειν, welches letztere unverständlich ist. *Galen* hat hier ὑγιαίνειν. §. XXXIII. eine treffliche Verbesserung: Εἰκός τε τὴν χώρην ταύτην τοῦ ἦρος ἐγγύτατα εἶναι st. Εἰκός — ταύτην προσεγγύτατα εἶναι. Sonst war es unverständlich und sprachwidrig. Eben daselbst ist die schwierige Stelle: μήτε ὁμόφυλον μήτε ἀλλόφυλον dadurch einigermassen erläutert, dass der Genitiv ὁμοφύλου gesetzt ist, und also ἀπέχεσθαι verstanden wird. Aber der ganze Absatz ist wahrscheinlich verdorben und voller Lücken. §. XXXIV. οὔρεσι δενδρώδεσί τε καὶ ἐφύδροισι, αἱ δὲ λεπτοῖσί τε καὶ ἀνύδροισι st. ὄρεσι — καὶ ἀνύδροισι — τε καὶ ἐνύδροισι. Sehr zu billigen, weil δενδρώδης und ἔφυδρος, λεπτὸς aber und ἄνυδρος besser zusammengehören, als umgekehrt. Auch sind die Handschriften dafür. *Sprengel* hat schon eine ähnliche Leseart vorgezogen; denn er übersetzt: *waldige und*

und wasserreichen Bergen, andere den dürren an Wasser armen Gegenden. §. XXXV. steht in der Stelle von den Makrokephalen, zwischen ὥστε τοιαύτην τὴν φύσιν γενέσθαι, ὑπὸ βίης eingeschaltet, welches bloss *Baccius Baldini* hat, und hier etwas kühn gleich in den Text aufgenommen ist. §. XXXVIII. heisst es von der Luft in Kolchis, sie sey γνοφώδης. Hr. *C.* liest χνοώδης, *mit feiner Wolle bedeckt*, wie *Herodot* (IV. 31.) von Scythien sagt: ἔοικε γὰρ ἡ χιὼν πτεροῖσι. Aber wir gestehen, dass uns diese Veränderung doch zu künstlich erscheint, und der Sinn von γνοφώδης ist doch so deutlich. Eben daselbst wird πλὴν αὐτῆς (*Linden* liest αὔρης) μιῆς ἐπιχωρίης in πλὴν αὔτμῆς sehr glücklich geändert. Αὔρη ist eine sanfte Luft, aber hier heisst sie βίαιος καὶ χαλεπή; zur Rechtfertigung von αὔτμή dient die Stelle der Odyss. XI. 399.: ὄρσας ἀργαλέων ἀνέμων ἀμέγαρτον ἀϋτμήν. §. XXXIX. ἀπὸ τῶν st. ἀφ' ὅτων εἰκὸς τὴν ὀργὴν ἀγριοῦσθαι. Eben daselbst liest er mit *Gadaldini* statt καὶ τοῦ γνώμονος καὶ θερμοῦ μετέχειν μᾶλλον — καὶ τοῦ ἀγνώμονος καὶ θυμοειδέος μετέχειν μᾶλλον, eine wichtige Emendation, deren Gründe er umständlich angiebt. §. XLII. ἕως ἂν μιν ἀναγκαίη καταλάβῃ st. ἕως ἂν μὴ κ. τ. λ. Diese Verbesserung war nothwendig, weil sonst der entgegengesetzte Sinn herauskommt. §. XLV. καὶ οὐ σφόδρα τὰ εὐδία πνεύματα st. καὶ οὐ σφόδρα τὰ πνεύματα oder τὰ διαπνεύματα, wie *Foësius* und andere lesen. Eben daselbst: καὶ ἐν νοτίοισι διαιτεῦνται st. καὶ ἐν ὑγροῖσι διαιτεῦνται. Diess ist aber keine Emendation des Vfs.; denn schon *Foësius* liest νοτίοισι, und *Linden's* ὑγροῖς ist eine blosse Glosse. §. XLVII. οὔτε τῷ ἀκοντίῳ ἐμπίπτειν, τῶν ὤμων ὑπὸ ὑγρότητος st. τῷ ὤμῳ, ὑπὸ ὑγρότητος, welches letztere unverständlich ist, da niemand den Wurfspiess mit der Schulter wirft. Der Vf. nahm seine Leseart aus *Cornarus*. §. XLIX. In der berühmten Stelle von den scythischen *Unmännern* liest der Vf. ἀνανδριεῖς, ohne jedoch *Linden's* ἐναρέες, aus dem *Herodot* herüber gezogen, ganz zu verwerfen. Das letztere könnte auch ἀναρέες (von ἄρη, *der Krieg*) gelesen werden. §. LII. ist eine sehr wichtige Verbesserung. Wir lasen sonst: καὶ μηδὲν παρακινεῖν πρότερον ἢ ἀνανδρωθῆναι, und diese fehlerhafte Leseart wurde auf das gezwungenste, und doch immer fehlerhaft, übersetzt. Am besten gab man sie wohl so: *Sie denken eher an kein Gegenmittel, bis sie ihre Mannheit verloren haben.* Der Vf. lässt die erste Sylbe des letzten Worts weg, und erklärt παρακινέειν für die *sollicitations mentales et manuelles* des *Montaigne.* Der Sinn ist also: *Sie unternehmen nichts, was zum Beyschlafe reizt, bis sie die Mannbarkeit erreicht haben.* §. LIII. ἄμικτον statt ἀμείλικτον *Lind.* und ἀμίαντον *Foës.*, worin der Vf. *Galen (quod animi mores etc.)* zum Vorgänger hat.

Wir haben uns hier nur auf die wichtigsten Veränderungen eingelassen, um zu zeigen, mit welcher Sorgfalt Hr. *Coray* gearbeitet hat. Diese ist noch auffallender bey den *Noten*, die den ganzen *zweyten* Theil ausfüllen und die Sacherklärungen enthalten. Er zeigt hier eine eben so tiefe Sprachkenntniss, als Einsichten in andern Wissenschaften, die zur Erklärung dieses Werks erfordert werden. Jedoch vermisst man ungern eine geographische und physikalische Vergleichung der Länder und Nationen am mäotischen See, besonders der Sauromaten, wie sie Hippokrates schildert, mit den Tscherkassen und Mingreliern, wie sie von neuern Reisenden geschildert werden.

Dass ein so genauer Sprachforscher auch bey Gelegenheit schwierige Stellen in andern Alten aufklären würde, liess sich schon vermuthen. So werden die Villoison'schen Scholien bey Il. XIII. 5. 6. sehr gut verbessert: τινὲς δὲ τούτους σαυρομάτας st. σπέρματα φασί. Bey Il. VIII. 323. liest der Vf. in eben den Scholien: Νεοτελής, ὅλον βιβλίον st. βίον γράψας, eben so bey Il. IX. 90. ὅλου βιβλίου st. βίου ἐδέησε. Im *Hippocrates Prorrhet.* §. XL. οἱ δὲ τῆς νυκτὸς οὐχ' ὁρῶντες st. οἱ δὲ νυκτὸς ὁρῶντες. Im *Theophrast. causs. plant.* III. 25. ἐὰν τὴν ἀπειρηκυῖαν καὶ μὴ δυναμένην st. ἐὰν τὴν ἀπυρηνίαν etc.

Nr. 2. enthält bloss die Einleitung, die Uebersetzung des Textes, einige Sacherklärungen, nebst der Tabelle der Winde und der Karte des Originals; in deutschem Gewande.

HALLE, b. Gebauer: *Plutarchi Vitae parallelae Alexandri et Caesaris.* Commentarium juventuti φιλελληνι scriptum adjecit *Frider. Schmieder*, Gymn. Bregensis Rector et Professor. 1804. 360 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede tadelt Hr. *S.* diejenigen Lehrer, welche ihre Schüler, wenn sie kaum mit den Elementen der griechischen Sprache ins Reine sind, gleich zu Dichtern hinführen, erst zum Anakreon, dann wohl selbst zum Aeschylus und Pindar, welches Verfahren die Folge habe, dass junge Leute mit dem Geiste der Sprache nie recht bekannt werden. Er hält es für rathsamer, und Rec. ist mit ihm darüber ganz einverstanden, Anfängern zuerst einen prosaischen Schriftsteller, am liebsten einen Geschichtschreiber, in die Hände zu geben, dessen Inhalt den Schüler zum fleissigen Lesen anreizen, und so unter der Hand mit der griechischen Sprache bekannt machen kann. Zu diesem Zwecke hat Hr. *S.* vor einigen Jahren *Arrian's* Geschichte Alexanders herausgegeben, und lässt jetzt diese zwey interessanten Lebensbeschreibungen von *Plutarch* folgen, einem Geschichtschreiber, der mehr als irgend ein anderer geschickt ist, den Weg zum Lesen der griechischen Dichter zu bahnen, da er von der edeln Simplicität der ältern Schriftsteller sehr abweicht, und sich in Ansehung des Stils der poetischen Sprache nähert. Der Text ist nach der Hutten'schen Ausgabe Plutarchs abgedruckt, und jedem Kapitel eine kurze Anzeige des Inhalts vorgesetzt. In den unter dem Texte stehenden Anmerkungen sucht Hr. *S.* das Lesen dieser Biographieen so viel möglich zu erleichtern. Sie betreffen theils die Berichtigung des Autors, wo er etwa gefehlt hat, theils die Erläuterung der vorkommenden Sachen und schwerern Ausdrücke, theils auch die von andern vorgeschlagenen Verbesserungen, deren Werth beurtheilt wird. Hin und wieder, besonders in der Biographie Alexanders, bringt Hr. *S.* eigene Emendatio-

nen vor, wovon wir die vorzüglichsten hier anführen wollen. In Alex. Kap. 10. stellt er für Φρυγιον aus Arrian. III. 6,8. Εριγυϊον her. K. 11. sieht er die Worte η και τους εκει πολεμους als ein Glossem zu dem vorhergehenden τα βαρβαρα κινηματα an. K. 16. will er für υπο την υποπτυχιδα lesen υ. τ. επιπτυχιδα, welches wohl nicht ohne Grund ist, da letzteres Wort öfters vorkommt, ersteres aber bloss in dieser Stelle. K. 31. wird θορυβος και φοβος mit allem Rechte in θορυβος και ψοφος verwandelt. K. 39. wird die gewöhnliche Leseart αλλως ευ ποιει τους φιλους και ενδοξως αγε gegen die Reiskische Verbesserung vertheidigt und sehr gut erklärt. K. 45., wo erzählt wird, Alexander habe sich eine Kleidung zugelegt, die aus der persischen und medischen zusammengesetzt war, ändert Hr. *S.* Μηδικης in Μακεδονικης ab, aus dem triftigen Grunde, weil die persische und medische Kleidung zwar in frühern Zeiten verschieden, damals aber einerley war, und in Plutarch's erster Rede über die Tapferkeit Alexanders ausdrücklich gesagt wird, Alexanders Kleidung sey aus der persischen und macedonischen zusammengesetzt gewesen. Ebendas. will er für die Worte προς απασι τοις αλλοις lesen προς Μαρακανδοις, auf welche Verbesserung er ebenfalls durch Stellen in den beiden Reden über Alexanders Tapferkeit gebracht worden ist. Indessen weicht diess zu sehr von der gewöhnlichen Leseart ab, die doch immer auch einen guten Sinn giebt: *praeter multa alia pericula et fortia facta*, wie Hr. *S.* selbst sie erklärt. K. 47. ist er geneigt, και μαρτυραμενος in μαρτυρουμενους oder καταμαρτυρουμενους zu verändern, und beruft sich auf zwey ähnliche Stellen im Arrian. Hier aber möchte doch wohl μαρτυραμενος richtig seyn, weil es zu genau mit dem folgenden ότι — καταλελειπται zusammenhängt. K. 58. απο των πολιορκουμενων πολεων πρεσβεις, wird πολεων für ein aus dem vorhergehenden Worte entstandenes Einschiebsel erklärt. K. 26. findet man eine sehr gute Erläuterung über die dunkle Stelle von der Anlegung der Stadt Alexandrien, die noch durch einen Holzschnitt versinnlicht wird. K. 37. hat Hr. *S.* die bey den Worten νομισματος δ' ευρειν πληθος befindliche Lücke nicht bemerkt. Kurz vorher wird das blutige Gefecht am Eingange der Provinz Persis erwähnt, und nun erzählt, Alexander habe eine grosse Menge von Reichthümern gefunden, ohne dass ein Ort angegeben wird, wo diess geschah. Die Lücke läst sich aus Arrian B. 3. Kap. 18. leicht ergänzen. — Angehängt ist noch ein vollständiges Sachregister. — Rec. kann mit gutem Gewissen diese Ausgabe sowohl zum Gebrauche in Schulen, als zur Privatlectüre für junge Leute, die in der griechischen Sprache weitere Fortschritte gemacht haben, bestens empfehlen.

BIBLISCHE LITERATUR.

Wien, b. Wappler u. Beck: *Johann Jahn*, Doctor der Philosophie u. der Theologie, k. k. Professor der orientalischen Sprachen zu Wien — *Biblische Archäologie. Zweyter* Theil. *Politische Alterthümer. Erster* Bd. 1800. 592 S. *Zweyter* Bd. 1802. 666 S. 8.

Was wir bey der Anzeige des *ersten* Theils dieser Archäologie (1800. Nr. 326.) uns zum voraus versprochen, ist in Erfüllung gegangen. — Der Vf. ist sich gleich geblieben, seine Fortsetzung ist mit eben der Gründlichkeit und Gelehrsamkeit abgefasst, eben so belehrend, als der Anfang des Werks. Sie enthält eine Geschichte der Juden bis zur Zerstörung Jerusalems und etwas weiter hinaus, verbindet eine verhältnissmässig noch ausführlichere Geschichte der übrigen in der Bibel genannten Nationen, so weit Kenntniss derselben zur Verständlichmachung der Bibel nöthig ist, damit, und handelt noch von der Salbung, dem Ornate, den Obliegenheiten, Rechten, Einkünften u. s. w. der hebräischen Könige, ihren Beamten und — ein besonders gut ausgeführter Artikel! — den Obrigkeiten überhaupt, welche in der jüdischen Staatsgeschichte vorkommen. Wir dürfen versichern, dass alle diese Materien, selbst alle einzelne dahin einschlagende Punkte, von dem Vf. nicht bloss andern nachgeschrieben, sondern aufs neue und mit steter, wenn schon gewöhnlich nicht ausdrücklich bezeichneter, Beziehung auf vorangegangene alte und neue Vorstellungen davon untersucht worden sind; weswegen dann auch Gelehrte selbst, die sich mit diesen Gegenständen beschäftigen, nicht unterlassen sollten, den Vf. darüber zu hören. Er gehört, wie sich die Leser aus unserer Anzeige des ersten Theils vielleicht noch erinnern, unter diejenigen, welche die neuesten Ansichten, die man in Hinsicht auf die biblische Geschichte und Interpretation geltend zu machen sucht, nicht zu den ihrigen gemacht haben; aber er kennt sie, benutzt von ihnen, so viel ihm zu taugen scheint, und giebt nicht selten Winke von den Ursachen seiner Nichtannahme derselben. Schon in so fern verdient diese Archäologie nicht übersehen zu werden; denn sie kann auch von dieser Seite zum Prüfen und gründlicheren Wissen auf vielfache Weise beytragen. Den Beschluss des ganzen Werks wird ein Band über die heiligen Alterthümer in der Bibel machen; — möchte dabey auf die Richtigkeit der hebräischen Worte beym Drucke mehr Bedacht genommen werden!

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. Ohne Druckort: *Ueber die berittenen Soldaten des neunzehnten Jahrhunderts.* 1803. 30 S. 8. (3 gr.) — Diese zwey Bogen, die eine gute und der wahren Bestimmung zum Felddienste angemessene Abrichtung der Kavalleristen empfehlen, enthalten zwar nur längst bekannte und auch oft gesagte Dinge; können aber doch wohl zur Ausfüllung einiger müssigen Minuten des Officiers dienen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. November 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Adrastea.* Herausgegeben von *J. G. Herder.* *Ersten* Bandes *erstes* und *zweytes* Stück. 1801. *Zweyten* Bds. *erstes* und *zweytes* St. 1801. *Dritten* Bds. *erstes* und *zweytes* St. 1802. *Vierten* Bds. *erstes* und *zweytes* St. 1802. *Fünften* Bds. *erstes* und *zweytes* St. 1803. (Zwey Bde. machen einen Jahrgang aus, und jedes Stück eines Bds. enthält 12 Bog. 8. Jeder Jahrg. von 4 St. kostet 3 Rthlr. 8 gr.)

Diese Zeitschrift, die letzte Unternehmung des vielseitig gelehrten und genievollen *Herder*, in die er seine vorhandenen literarischen Vorräthe und seine neuesten Arbeiten niederlegte, begann mit dem neuen Jahrhundert, und erwuchs gröfstentheils, wie es scheint, aus der Fülle seiner eigenen stets regen geistigen Thätigkeit; denn ausser dem Hn. *von Knebel*, von dem mehrere Gedichte und ein Auffatz in Prosa herrühren, hat sich sonst kein Mitarbeiter genannt. *H.* hat diese Zeitschrift, nach seiner allegorisirenden Art und Kunst, den beiden auf den Titelblättern der einzelnen Stücke bildlich dargestellten *Adrasteen*, der *Wahrheit* und *Gerechtigkeit*, gewidmet. Mit ihrem Maafse, mit ihrem Befehlsstabe follen sie dieser Zeitschrift vorstehen; „nicht zu viel! ist ihr schweigendes Wort; ihr Finger am Munde gebietet Vorsicht." Es ist also das Gesetz der Wahrheit und Gerechtigkeit, das jeden Schriftsteller bey seinen Darstellungen und Urtheilen ohnehin schon bindet, dem sich der verewigte *Herder* noch ausdrücklich unterwarf. Es wäre gut, wenn man im Dienste der *Adrastea Wahrheit* auch stets das Wahre von dem Falschen unterscheiden und den Irrthum vermeiden lernte! Aber *diese* Adrastea ist so strenge nicht wie jene der *Gerechtigkeit*, die ihr Gesetz ohne Bedingung vorschreibt; sie ist schon mit unserm *Streben* nach Wahrheit und mit dem Zeugnisse unsers Gewissens zufrieden, dass wir, was wir als Wahrheit verkündigen, auch selbst für wahr halten, wenn wir auch die gesuchte Wahrheit verfehlt haben sollten. Der Billigkeit gemäss muss man annehmen, dass *H.* seine Arbeit dieser Adrastea nur in diesem Sinne geweiht habe, und dass es seine Absicht nicht gewesen sey, durch jene Allegorie seine Aussprüche als *unfehlbar* anzukündigen, wenn sie auch, wie es so zu geschehen pflegt, nicht immer nach jenem Sinne modificirt, sondern positiv und unbedingt ausgedrückt seyn sollten. Der *Zweck* der Zeitschrift scheint, obgleich nicht ganz anschaulich, in folgenden Worten der Vorerinnerung zu liegen: „Die *Adrastea der Wahrheit* in der *Natur* wie in der *Geschichte* zu kennen und zu ehren, sey unser Bestreben. In der Geschichte ist das verflossne Jahrhundert uns das nächste, nicht nur im Andenken, sondern auch, weil wir in ihm unsere Bildung oder Missbildung erlangt haben und eben aus ihm die Auflösung verworrener Dissonanzen erwarten." Minder zweydeutig und bestimmter spricht sich der Zweck dieser Zeitschrift durch ihren Inhalt selbst aus. Er liefert eine Darstellung und Würdigung alles dessen, was im verflossenen Jahrhundert in Absicht auf Politik, Religion, Wissenschaften und Künste Wichtiges geschehen ist, und der berühmten oder berüchtigten Menschen, die dabey gehandelt, mitgewirkt und Einfluss gehabt haben. Es ist das Urtheil jener Adrasteen über diese Begebenheiten, Handlungen und handelnden Personen. Der Grund der Anlage ist also pragmatisch geschichtlich, mit immer parallel laufenden Urtheilen über Begebenheiten, Werke und Menschen, die durch den Einfluss, den diese auf das Glück und Unglück, die Bildung oder Verbildung der Mitwelt und Nachwelt, auf die Beförderung oder die Zurückhaltung der Vernunftmässigkeit, der Wissenschaften und Künste gehabt haben, bestimmt werden. Aber die einzelnen geschichtlichen Partieen sind fast durchgängig von theils dem Vf., theils andern Schriftstellern eigenen Räsonnements, Betrachtungen, Reflexionen, Gedichten, über politische, religiöse, wissenschaftliche und Kunst-Gegenstände und Stoffe, wie solche die Erzählungen natürlich darboten, in den mannichfaltigsten Formen, unterbrochen, so, dass jedes dieser Zwischen- oder Nachspiele dem Hauptzwecke des Ganzen einträchtig entspricht und mit den aufgestellten Begebenheiten und Charakteren in Verbindung steht. Natürlich können jene vier grofsen Gemälde des verflossenen Jahrhunderts, da der Künstler von der Arbeit abgerufen wurde, hier noch nicht vollendet seyn, sondern es sind nur einzelne Scenen und Figuren dazu aus dem *Anfange* jenes Jahrhunderts, namentlich aus der französischen, englischen, schwedischen, polnischen, russischen und preussischen Geschichte; folglich nur wenige Bestandtheile, zu welchen, um das Ganze auszufüllen und zu erschöpfen, noch das meiste hinzugefügt werden müsste; und in der That verdiente das mit so vieler Einsicht angelegte Werk von einem eben so einsichtsvollen und kenntnissreichen Gelehrten von gebildetem Geschmack fortgesetzt und vollendet zu werden. Zwar würde das Eigene in der Herderschen Ansicht der Dinge und in der Art, wie diese das Gefühl des Vfs. ansprachen und wie die Darstellung dieser An-

sichten und Gefühle wieder auf den Geist und das Herz der gebildeten Welt und des Menschen kennenden Lesers wirkt, wohl nicht ganz wieder zu erreichen seyn; aber dieser Verlust könnte, auf einer andern Seite, durch eine strengere und reinere Philosophie und philosophische Denkart, als man sie bey *H.* zu finden gewohnt war, leicht aufgewogen werden.

Um das Publicum mit der Einrichtung und dem Geiste dieser vielleicht bis jetzt noch nicht so allgemein, wie sie es verdient, verbreiteten und gelesenen Zeitschrift noch etwas bekannter zu machen, wollen wir ihren Inhalt, nach der Folge der Stücke, kürzlich anzeigen und hier und da eine Bemerkung daraus und darüber mittheilen.

Erstes Stück. I. Begebenheiten und Charaktere des vergangenen Jahrhunderts. 1) Erbfolgekrieg. Entscheidet Krieg über Recht? *Fenelons* Vorschriften für einen König, aus dessen *Gewissensrathschlägen*, Punkt 14 u. 27. 2) John Bull; Entstehung dieses Namens und Bildes, gedungene Lobsprecher Marlboroughs; *Addisons* Campaign; *Swifts* John Bull. Nützlichkeit und Nothwendigkeit eines John Bull nach jedem Kriege, für jedes Volk, auch insbesondere für Deutschland, ein „Gemälde der Wahrheit,' wo den Begebenheiten ihr falscher Firniss still weggestrichen, dem Kriegs-, Staats- oder Weisheits-Helden sein falsches Haar hinterrücks, vorwärts der Kothurnstiefel leise weggezogen wird, so dass von Kopf zu Fuss der Heros, wie er ist, erscheint; der Fortgang der Zeiten selbst will solche Gemälde." 3) *Ludwig XIV. Voltaire's Siecle de L. XIV.* Geschichte Ludwigs, ein lehrreiches Drama in 5 Acten. Ist Eitelkeit das dauerhafte Princip einer Staatsverfassung? 4) *Maintenon. Fenelon.* Bey Gelegenheit seiner *Gespräche der Todten* heisst es: „Was können wir, was sollen unsere Kinder aus der Geschichte lernen? aus diesem wilden Mährchen seltsamer, unvollendeter, oft abscheulicher Charaktere, aberwitzig handelnder Personen, nie geendeter Begebenheiten und Ränke? Eine endlose Schraube, ein böser Wirrwarr ist die Geschichte, wenn Vernunft sie nicht aufklärt, wenn Sittlichkeit sie nicht ordnet. *Fenelons* Gespräche der Todten sollten diess bey dem Lehrlinge thun; man nehme sie sich also zum Beyspiele. — Aus jeder gelesenen Geschichte mache jeder sich selbst Gespräche der Todten. — Alle grosse und gute Menschen haben die Geschichte so gelesen. — Erbarmt euch der Jugend und gebt ihr keine andere, als eine vernünftig organisirte Geschichte. Genealogieen und Chronologieen, Kriegs-, Staats-, Eroberungs-, Pracht-, Helden- und Narren-Scenen sind für sie einschläfernd-langweilige, den Verstand erdrückende, oder gar verführende, berückende, verrückende Mährchen." Diess soll zuverlässig kein Tadel der die Begebenheiten selbst nach ihrer Zeitfolge erzählenden Geschichte seyn. Aber wenn die grosse Lesewelt, wenn Kinder und Jünglinge wahren Nutzen für Kopf und Herz aus Staaten- und Weltgeschichte ziehen sollen: so muss sie, was *H.* hier eigentlich sagen will, auch hierzu zweckmässig, nach Sachen und Form, zur wahren Belehrung, bearbeitet seyn. Aus neun und neunzig Geschichtbüchern das hundertste ausschreiben, ohne Geist und Vernunft über die Begebenheiten, nach dem Zweck der Geistes- und Herzensbildung der Leser herrschen zu lassen und für sie das todte Chaos zu beleben, ist nur verdienstlose Arbeit eingeschränkter Köpfe, die, wenn sie auch Köpfen von gleichem Schlage zum Zeitvertreibe in müssigen Stunden genügt, doch keinen wahren, einem vernünftigen Zweck entsprechenden Unterricht gewährt, und nichts als blosse Thatsachen dem Gedächtnisse zum Behalten darbietet. 5) Akademieen unter Ludwig XIV. *Duclos* über Männer von Wissenschaft. 6) Französische Akademie; *Fenelons* Lob derselben; *Fontenelle* über ihre Verdienste um die höhern Wissenschaften; Wirkung der französischen Sprache in alle gebildete Sprachen Europens. 7) Schöne Künste unter Ludwig XIV. Werth der französischen Bühne und Poesie; thörichter Streit über den Vorzug der Alten und Neuern. *Beylage:* Giebt es feste Formen des Schönen für alle Völker und Zeiten, und verfeinert sich mit dem Fortgange der Zeiten das Ideal der Schönheit? (Die Antwort befriedigt nicht.) 8 Französische Flüchtlinge. „Durch sie gewährte Ludwig für seine ungerechten Kriege und Verwüstungen allen benachbarten Nationen die reichste Vergütung." *Beylage:* wodurch verbreitet sich eine Sprache mit bleibender Wirkung? 9) *Bayle;* hierzu eine *Beylage:* Ueber Zweifelsucht und Disputirränke, nebst einem Gedicht, die Entschlüsse von *Witthof.* 10) Französischer Clerus. Gut und scharfsinnig wird der Schade gezeigt, den der französische Clerus durch Vertreibung der Hugenotten sich zugezogen hat. *Beylage:* Wozu ist der Clerus? „Im Christenthum giebts keinen Clerus; die Menschheit ist der erwählte *Theil Gottes*, kein ausschliessender Stand. Vertilgt sollte der Name, wie der Urbegriff werden; denn beide sind Reste der Barbarey, den nützlichsten Ständen verächtlich. Einen Lehrstand giebts; dieser soll lehren, nicht glänzen." II. Erläuterungen über einige der vorstehenden Aufsätze, aus den *Mémoires de St. Simon:* das Fenster zu Trianon, die Feuerzange, *Louvois* Ungnade, sein Tod, *Maintenon.* III. *Aeon* und *Aeonis*, ein allegorisches Drama in jambischen vermischten Versen. Der Regierung der *Gewalt*, des *Herkommens*, des *Ansehens* und der *blinden Meynung*, unter dem alten *Aeon* (ein Zeitlauf von vielen Jahren), machen dessen Tochter und Gemahlin, *Aeonis* und *Arete*, mit ihren Begleitern, dem *guten Willen* und dem *guten Erfolg*, ein Ende. Erfindung und Composition sind gut; aber die Vermischung der griechischen und deutschen Namen der genannten handelnden allegorischen Personen ist dem guten Geschmack anstössig. IV. Hoffnungen eines Sehers vor dreytausend Jahren. Ein schöner seelenvoller Gesang nach Jesaiah.

Zweytes Stück. I. Begebenheiten und Charaktere des vergangenen Jahrhunderts. Wilhelm von Oranien und die englische Kirche. Beylage: was ist Kirche und Haupt der Kirche? von Haupt und Gliedern

der

der englischen hohen Kirche. *John Locke* und die Freydenker. Hierzu eine Stelle aus *John Jortins* Anmerkungen über die Kirchengeschichte, als *Beylage. Shaftesburi* und sein Principium der Tugend, nebst einem Gedichte, das Gewissen, von *Zernitz. Shaftesburi's* Versuch über die Freyheit des Witzes und Frohsinns; Werth seines *Theokles* und Wirkung seiner Schriften auch ausser England. *Beylage: Horazens* zweyter Brief an den Lollius, einen jungen edeln Römer, im ersten Buche der Briefe. Auf das Mechanische des Hexameters ist in diesen Uebersetzungen der Horazischen Episteln, deren mehrere vorkommen, weniger Mühe verwandt, als auf den richtigen Ausdruck des Sinnes. *H.* selbst will, dass man sie als Prosa lese. Glänzendes Quindecennium der Königin *Anna*; Gegenseite des Bildes. *Beylage:* Wo lebt sichs glücklich? Horaz 11. Br. I. B. *Marlborough* und Lady *Sarah. Beylage:* Nichts bewundern! Hor. Br. 6. B. I. *Sommers, Addison, Peterborough; Swifts* Schilderung des letztern. „Aus *Pope's* und *Swift's* Briefen ist sein Geist, seine Grazie, wie anders woher (aus *Swift's Conduct of the Allies*) seine Feindschaft gegen Marlborough bekannt. Er konnte, sagt *Pope*, weder leben noch sterben wie andere Menschen. Hätten wir die drey Bände Merkwürdigkeiten, die er von seinem Leben selbst geschrieben, sie wären der unterhaltendste Roman, gewiss voll denkwürdiger Geschichte." „Nach *Horaz Walpole* (wird in einer Note gesagt) hat er sie einer verwittweten Gräfin *Suffolk* gegeben. Käme diess Blatt jemanden in die Hände, der ihre Ausgabe beförderte!" *Beylage:* Von romantischen Charakteren. Viel treffende Bemerkungen, schön gesagt. *Jonathan Swift. Beylagen* dazu sind *Swift's* Verse auf seinen Tod, in der eigenen Manier des Originals übersetzt; strafende Genien; das Mitgefühl, ein Gegenstück zu jenen Swiftischen Versen. *Pope, Bollingbroke. Pope*, der englische *Reimprinz und Vernunftpoet*, wie ihn seine Landsleute nennen, wird wegen seiner satirischen Rückenstiche, die er nicht bloss in der *Dunciade*, sondern auch in seinen *moralischen Versuchen* anbrachte, sehr, und nicht mit Unrecht, getadelt. Uns Deutschen, sagt *H.*, hat indessen *Pope* dadurch genutzt, dass er unserm *Hagedorn* ein feineres Richtmaass gab und *Hallern* weckte. Dieser ersetzt an Bündigkeit der Gedanken, was ihm an Popischen Glanz fehlt; mehrere seiner Lehrgedichte sind uns an des Britten Statt. Auch der *Windsorforst* grünt für uns in *Hallers* Alpen. Dem weisen Frohsinn des *Horaz* kam *Hagedorn* näher als *Pope*, bey dem sich das Rosenöl stets mit Essigtropfen vermischte u. s. w. *Beylage:* Horaz und Trebaz, ein Gespräch über die Zulässigkeit der Satire, *Horaz'ens Serm.* I. B. 2. II. Charakterzüge einiger Vorgenannten, nämlich Wilhelms von Oranien, der Lady Sarah, der Königin Anna und Swift's.

Drittes Stück. I. Verneinende Beantwortung der Frage, ob es unter Ludwig XIV., Wilhelm und Anna eine Geschichte gegeben habe, und warum nicht. Desto reicher war dieses Zeitalter an Denkwürdigkeiten (*Memoires*), die auch in Deutschland eingeführt werden sollten. Beygefügt ist ein Gedicht: Geschichte und Dichtkunst, ein Musengespräch in der vaticanischen Rotonda; *Baco* von der Geschichte und *Horaz* über sich selbst, Br. I. B. 1. Hierauf von Gedanken (*Pensées*), Maximen, sinnreichen Sprüchen der Alten und Neuern, der Franzosen, *Pascals* und *Rochefoucaults* Gedanken, *Toughts* der Engländer u. s. w. Diesen folgen Blumen dieser Art aus dem Garten eines Freundes. Dann vom *Lehrgedicht*, von der *Fabel*, dem *Mährchen* und *Romane* und dem *Idyll*. Dem Aufsatz über das Lehrgedicht ist ein poetischer Dialog: die Gärten der Hesperiden, beygefügt. Den Beschluss machen Legenden: die wiedergefundene Tochter; Freundschaft nach dem Tode und die wiedergefundenen Söhne.

Auch das *vierte* Stück ist der schönen Kunst gewidmet. Den Anfang macht der erste Gesang eines gedankenreichen, schönen Gedichts in grösstentheils wohlklingend versificirten gereimten Stanzen, unter dem Titel: *Pygmalion*, oder *die wiederbelebte Kunst*, der zweyte Gesang folgt im *neunten* Stücke. Hierauf wird von Bildern, Allegorieen und Personificationen, besonders von der Allegorie in der Bildnerey, in Reliefs, auf geschnittenen Steinen, auf Münzen, in Gemälden und in der Rede, doch mitunter zu viel allegorisirend, ferner vom *Tanz*, *Melodrama*, *Drama* und *Lustspiel* gehandelt. Endlich Roms goldnes Zeitalter der Dichtkunst unter Nero, und *Persius* Einleitung und erste Satyre. Was über die Tragödie gesagt wird, besteht aus interessanten Bemerkungen über den Begriff und Zweck des Trauerspiels nach *Aristoteles*, deren Richtigkeit durch Darstellung des Geistes der Werke des *Aeschylus*, *Sophokles*, *Shakspeare's* und *Lessings* gezeigt wird. Das von *Aeschylus Sieben vor Theben* Gesagte ist doch für die, die das Stück nicht kennen, etwas zu lakonisch und räthselhaft. „Aeschylus S. v. Th. heisst es, oder der Tod der beiden Oedipussöhne, Eteokles und Polynikes. Auf dem Scheiterhaufen selbst, der ihre Leichname begrub, sagt das Epigramm der Anthologie, wandten ihre Flammen noch sich feindlich aus einander; in diesem Aeschyluswerk, wie raset die Flamme des Eteokles! Unzähmbar allem, was ihr sich nahet; nur von der Macht des Schicksals, aber von ihr wie fürchterlich gedämpft. Grosser Dichter! in rauher, aber fester Hand hieltest du mit strengem Urtheil die Waage des entscheidenden Schicksals." Zum Aufsatz über den Tanz gehört eine *Beylage:* Wirkt die Musik auf Denkart und Sitten? Dem über die Allegorieen sind kurze allegorische Dichtungen unter der Aufschrift: Allegorieen der Kunst nach alten Kunstdenkmalen, ein griechischer Hayn, und Proben von Allegorieen der Kunst aus *Gallisch* und *Götz* beygefügt. Man stösst nicht selten auf wahre und starke Stellen. Am Schlusse der Betrachtungen über die Reinigung der Leidenschaften durch das Trauerspiel heisst es: „Hieraus ergiebt sich, dass, je geordneter die Menschen und die Staaten werden, der Zunder zur tragischen Flamme sich mindere. Atreus, Thyeste, Klytemnestren u. s. w. giebt es nur in den sogenannt heroischer

schen Zeiten. — Eine gewisse Rauheit der Seele in Herrschsucht, Rache, Stolz, Grausamkeit, scheint unter der Hand der Zeit abgeschliffen, wenigstens geglättet zu seyn, dass sie so scharf nicht ritzt oder schneidet. — Wie nun? sollen wir deshalb jene alten hohen Fresco-Gemählde bey Aeschylus, Sophokles, Shakspear aufgeben? Gewiss nicht. So waren die Menschen einst und so sind sie noch, jetzt nur schlauer, verdeckter. An jenen grossen Vorbildern in Tugenden und Gräueln lasset uns hören, in welchen Tönen, mit welchen Wendungen die Leidenschaft einst laut sprach; jetzt räsonnirt sie leiser und feiner. An Kritzeleyen aber läſst sich keine reine Handschrift lernen, sondern an grossen, starken Frakturzügen. (Diess Gleichniss ist nicht ganz schicklich. Warum muss denn eben die feinere und leisere Sprache der Leidenschaften *Kritzeley* seyn? Zur Erlernung einer reinen Handschrift bedarf es auch eben keiner *Frakturschrift*.) Das Menschenherz bleibt immer dasselbe; die Schickung waltet durch alle Stände. Ein unbedeutender Mensch erfährt oft Katastrophen, wie König Lear sie kaum erfuhr, u. s. w. Die Herabstimmung der hohen Tragödie zu dem sogenannt-*bürgerlichen* Trauerspiel ist also keine Erniedrigung, keine Entweihung. Der Ungeheuer auf Thronen sind wir satt; wir wollen in den uns nähern Ständen und Verhältnissen *Menschen* sehen, die mit eigener Kraft, als vielleicht Jene, die Schickung abwenden oder gegen sie kämpfen." — Wenn auch *Furcht* und *Mitleid* nach Aristoteles, dem *H.* beytritt, die Leidenschaften wären, die das Trauerspiel läutern soll, so ist das doch nicht der einzige ausschliessende Zweck des Trauerspiels; er ist es auch nicht in seiner Einheit, Allgemeinheit; diess ist vielmehr die hohe *Achtung* für das Ideal der Tugend in dem unschuldig aber standhaft Leidenden und Kämpfenden, und die tiefe *Verachtung* gegen das mächtige, die Tugend unterdrückende Laster: wodurch eigentlich die Affecten (nicht Leidenschaften, wenn man es genau nehmen will, da diese keiner Läuterung fähig sind) gereinigt werden. Geendigt ist dieser Artikel über das Trauerspiel noch nicht, weder hier noch in den folgenden Stücken. Was über das Lustspiel gesagt wird, ist ganz gut, wiewohl nicht unbekannt; von einer Eintheilung des Lustspiels in seine Arten findet man nichts. Gern hätten wir auch die Adrasteen Wahrheit und Gerechtigkeit ihr Urtheil über die geschmähte *Farce* aussprechen hören.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Halle*, im Verlag d. Waisenhaus-Buchh.: *Aussichten in dem gegenwärtigen wichtigen Zeitpunkt für Deutschland.* Allen Vaterlandsfreunden gewidmet. 1804. 98 S. 8. (8 gr.) — In einem ruhigen, leidenschaftslosen, gutmüthigen Tone ergiesst sich hier der Vf. (der sich am Ende der Vorrede N—b— unterschreibt) über einige Gegenstände, die durch die neueste Zeitgeschichte für die Menschheit wichtig wurden, als 1) über Modeschriftstellerey, vorzüglich in Hinsicht auf Politik und Philosophie; 2) über den letzten Continentalkrieg und den Friedensschluss; 3) über Säcularisationen und über die verschiedenen Gesichtspunkte, woraus sie betrachtet entweder heitere oder traurige Eindrücke geben; 4) über Aufhebung der Stifter und Klöster in ihrer unwohlthätigen und wohlthätigen Gestalt; 5) über die nützliche Verwendung der Fonds geistlicher Stifter, und Aussichten auf eine in dieser Hinsicht heilbringende Zukunft; wozu Baden, Bayern, Brandenburg das Beyspiel geben; 6) über Gemeinsinn, die Ursachen seines Mangels, und Aussichten auf entstehende Einheit, Gemeininteresse, Verbrüderung. Auf jeder Seite spricht den Leser die liberale, vorurtheilsfreye Gesinnung des Vfs. an; mit welcher Schonung behandelt er nicht S. 46. die Klöster, und wie sehr verabscheut er auf der andern Seite die Missbräuche, die unter dem Schatten ihrer Mauern üppig heranwuchsen? Ueberall begleitet ihn die Liebe zur bürgerlichen Ordnung mit dem Interesse für Gemeinwohl. „Es ist zu wünschen, sagt er S. 53., dass der Landesherr, und die, welche ihm zunächst stehen, fern von dem beschränkten und engherzigen kameralistischen Gesichtspunkt vielmehr den richtigen Gesichtspunkt der Menschheit und ihrer wesentlichen Bedürfnisse ins Auge fassen; dass sie eine gewisse Ehrfurcht vor dem ersten Zwecke der Stiftungen und vor den Absichten ihrer Gründer erfülle, dass sie die Kassen zum Besten wahrer Religion und alles dessen nutzen, was zu ihr hinführt, besonders der ächten Aufklärung durch Wissenschaft" u. s. w. Fein gefühlt ist es, wenn der Vf. S. 52. Ehrfurcht für die Motive der Schenkungen, wären sie auch aus falschen Vorstellungen von Religion und Gottesdienst entstanden, gebietet; denn diese Vorstellungen gehörten dem Zeitalter, aber die Gesinnung, welche sich an die Vorstellung anschloss, den Menschen an, und den Regenten liegt es ob, diese Gesinnung durch heilige Zwecke zu realisiren. Eben so fein ist die Bemerkung S. 59., dass die wohlthätige Nemesis die nämlichen Anstalten, die zur Unterdrückung des frey aufstrebenden Geistes im Volke mitwirkten, jetzt zur Beförderung der intellectuellen und sittlichen Ausbildung bestimmt. Uebrigens hat der Vf. S. 16. den Gesichtspunkt des Continentalfriedens nicht richtig aufgefasst; denn nicht der menschenfreundlich angenommene Compensationsgrundsatz, den verlierenden Erbfürsten ihren Verlust einigermassen zu ersetzen, ist die Basis des Friedens allein, sondern ausdrücklich selbst nach den Worten des Friedens auch die Herstellung des aufgehobenen vermeintlich wohlthätigen Gleichgewichts. Auch möchte die Entschuldigung, dass man durch die Säcularisation nur dem einen geistlichen Herrn das Seine zu nehmen schien, ohne in ihm zugleich einer Reihenfolge von Abkömmlingen des Rechts zu berauben, etwas zu gesucht aussehen; denn ein genommenes Recht bleibt genommen, und hier war es Körperschaften, die als moralische Person der Idee nach nicht sterben, genommen, und dort Nachkommen gegeben, die vielleicht nicht einmal existiren oder vielleicht nicht gesetzlich existiren. Auf Reichsstädte ist dieser Entschuldigungsgrund noch weniger anwendbar.

Num. 320.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. November 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Adrastea.* Herausgegeben von *J. G. Herder* u. f. w.

(*Beschluss der in Num. 319. abgebrochenen Recension.*)

Fünftes Stück. I. Lied der Hoffnung zum neuen Jahr, von *v. Knebel.* II. Wer war der gröfseste Held? wer der billigste Gesetzgeber? Ein Gespräch aus *Brooke's Fool of Quality*, Lond. 1767. Für die ernsthafte Adrastea ist die Antwort: *Don Quixotte* und *Sancho Pansa!* doch zu spafshaft. III. Ereignisse und Charaktere des vergangenen Jahrh. 1) *Karl XII.* Eintritt desselben in Walhalla, ein Gedicht. Glück und Unglück fester Charaktere. 2) *August* von Polen und *Stanislaus der erste;* Inhalt der Werke des wohlthätigen Philosophen; Kunstsammlungen in Dresden. 3) *Peter der Große.* Ueber die schnelle Kunstbildung der Völker. Kaiser *Alexander*, Ode von Klopstock (etwas zu früh für diese Adrastea anticipirt.) 4. Preufsische Krone; ein schöner pragmatischer Auffatz. Eigne Gemälde aus der preufsischen Geschichte: das Bernsteinland; Fabel vom Phaëton und den Heliaden; Aestier, ein früh cultivirtes Volk; die natürliche Gränze und Wegscheide der Völker; ein Numa an der Ostsee, Waidewutis; Preufsens Geschichtschreiber. An die Ostsee ein Gedicht. 5) *Gottfried Wilhelm Leibnitz*, eine, nur etwas zu allgemeine, Darstellung der Verdienste dieses grofsen Mannes um Theologie und Religion, Rechtsgelehrsamkeit und Politik, Geschichte, Alterthümer und Sprachen, Mathematik, Physik und Philosophie. Angehängt ist eine Sammlung kurzer philosophischer Gedichte unter dem Titel: *Prometheus aus seiner Kaukasushöle.* Dieser Prometheus ist *Thomas Campanella*, und die Kaukasushöle das Gefängniss in Neapel, in welchem er 25 Jahre lang schmachten mufste. *Tobias Adami*, F. Sächf. Hofr. zu Weimar und Eisenach, besuchte ihn auf seinen Reisen in diesem Gefängniss, gewann seine Achtung und sein Zutrauen, und erhielt von ihm eine Sammlung von Gedichten im Mfpt., die er dann unter dem Titel: *Scelta d'alcune Poesie filosofiche de Settimontano Squilla. Cavate da' suo libri, detti la Cantica, con l'espofizione*, im J. 1622. drucken liefs. Aus dieser Sammlung find die hier mitgetheilten geistvollen Gedichte in deutsche Verse, doch nicht immer harmonisch genug, überfetzt. 6) Säkularische Hoffnungen. 7) Propaganda der christl. Religion, nebst einem Gespräch über die Bekehrung der Indier durch europäische Christen, und einem Gedicht, *Adrastea*, in elegischen Versen von *v. Knebel.*

Sechstes Stück. I. Prometheus, Fortsetzung. II. Wissenschaften, Ereignisse und Charaktere des vergangnen Jahrhunderts: *Isaak Newton's* Gefetz der Schwere, dessen und *Herschels* Teleskop; *Newton's* Theorie des Lichts und der Farben; *Newton* und *Keppler; Händel, Swedenborg* und psychologische Erklärung der Geschichte desselben. Eingeschaltet find: *Hermes* und *Poemander*, ein Gespräch; *Kepplers* Gedanken über Anziehung und Schwere der Weltkörper; Orion; Hymnus an die Sonne; Himmel und Hölle, zum Theil nach *Swift.*

Siebentes Stück. Der entfesselte Prometheus, Scenen; eine der schönsten poetischen Arbeiten dieser Zeitschrift, classisch nach Geist und Sprache. Menschliche Wissenschaft, Kunst und Vernunft ersteigen eine Staffel der Cultur nach der andern, immer leichter und weiter werden dem gefesselten Prometheus — diesem Mythos der Menschheit — seine Bande, bis er endlich, bestanden in der Probe der Beharrlichkeit und im Kampf gegen physische Macht, durch die gröfste That eines Sterblichen (Herakles) befreyet wird. Wir wünschten diesem Stücke, um weniger Bruchstück zu seyn, einen, wenn auch nur erzählenden, Eingang, der den Mythos des *gefesselten* Prometheus, nach dem Sinne der vorliegenden Dichtung, kürzlich darstellte und den Uebergang zu diefer machte. — Unternehmungen des vergangenen Jahrhunderts zur Beförderung eines christlichen Reiches. Christianisirung des sinesischen Reichs. Beygelegt find: der Anfang des sinesischen von dem Neffen des Confucius geordneten *Buchs der gerechten Mitte, Tschung-Tong* genannt, hier nach drey französischen Uebersetzungen bearbeitet, und *Exempel der Tage*, wie die Sinesen ihre Staats- und Sitten-Erzählungen, die oft voll lehrenden Witzes und Scharffinns find, nennen. Paraguay; am Nordpol eine christliche Aurora; *Zinzendorf.* Diesem folgen drey Gespräche über National-Religionen, Bilder von Nat. Rel. und die Adrastea des Christenthums, nebst *Hartley's* 82stem Lehrfatz. Zuletzt von der Bekehrung der Juden und jüdische Parabeln.

Achtes Stück. Fortsetzung der sinesischen Exempel-Tage. Unternehmungen zur Beförderung eines geistigen Reiches: die Freydenker; Nutzen dieser Sekte; *Toland, Collins, Woolston. Lessing*, der Rechtdenker unter den Freydenkern. *Baco* von der Wahrheit. *Mandeville's* Bienenfabel, nebst einem Gegenstück unter dem Titel: *Entstehungen, eine Bienen-Parabel.* Der Garten der Ehre, eine Sammlung von eilf kurzen Gedichten, von moralischer Tendenz, nach altdeutschen Versen. Die Freymäurer, noch un

unvollendet; ein bestimmtes Resultat läſst ſich jetzt noch nicht daraus geben. Aber die Anſicht dieſer Societät iſt nicht zweydeutig. „Wohin die Geſetze nicht reichen, wo die bürgerliche Geſellſchaft den Armen und Bedrückten, das unerzogene Kind, den talentvollen Jüngling, den gekränkten oder fortſtrebenden Mann, die erziehende Mutter, die blöde Jungfrau vergeſſen oder verlaſſen, da tritt der Dienſt dieſer Unſichtbaren, als rath- und thatvoller Hülf- und Schutzgeiſter ein." „Das Geheimniſs ſpricht ſich ſelbſt aus, ſtillſchweigend; anders muſs es ſich nicht ausſprechen wollen. Wer wird hervortreten und ſagen: Ich bin ein Verſorger, ein Pfleger der Menſchheit." „Und das Symbol der Geſellſchaft wäre mit Recht ein nie vollendeter Salomoniſcher Bau; ſeine beiden Säulen heiſsen *Weisheit* und *Stärke*." Was weiter über den Urſprung der Freymäurer geſagt wird, iſt wenigſtens ſehr ſinnreich und angenehm gedichtet, und verdient ganz geleſen zu werden, da der Geiſt davon im Extracte verloren gehen würde. — Vom Enthuſiasmus. Die Methodiſten. Atlantis, oder Vereinigung und Organiſation der geiſtigen und moraliſchen Kräfte durch Schulen und Univerſitäten, durch Schriften und Sitten. Die Verhängniſſe, ein Chorgeſang.

Neuntes Stück. Pygmalion, die wiederbelebte Kunſt, zweyter Geſang, nebſt Erläuterungen. Bemühungen des vergangenen Jahrh. um die Kritik. Was man ehedeſſen unter Kritik verſtand, und was man neulich darunter verſtehen wollte. *Richard Bentley; Wilh. Baxter;* ſeine Ausgabe des Horaz. Briefe über das Leſen des Horaz an einen jungen Freund; enthalten lehrreiche Bemerkungen und Winke zur Vorbereitung auf das Leſen dieſes Dichters. *Thomas Creech*, Herausg. des Lucrez, nebſt einer Probe einer Ueberſetzung des letztern. *Samuel Clarke*, Herausg. des Homers, und fortgehende Beſchäftigungen des vergangenen Jahrh. in Anſehung dieſes Dichters. Dann von der Natur und dem Urſprunge des Epos; von dem Unterſchied der Ilias und Odyſſee; vom Kunſtbau des Epos; vom Unterſchied des epiſchen Gedichts und der Geſchichte und Tragödie. Der *Cid;* Geſchichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar, nach ſpaniſchen Romanzen; erſte bis 13te Stanze. Wenn auch die Verſification nicht ſelten geſchmeidiger, leichter und regelmäſsiger ſeyn könnte, ſo lieſt man doch dieſe Bearbeitung des berühmten Gedichts, von dem wir bis jetzt noch keine Ueberſetzung haben, mit Vergnügen. In dem

Zehnten Stücke, dem letzten, welches der ſel. *Herder* noch beſorgte, wird der Cid fortgeſetzt, und dabey gemeldet: „daſs der ganze *Cid* (wohl das erhabenſte Romanzen-Epos, das exiſtirt), nachdem dem Ueberſetzer glücklicher Weiſe die erwünſchteſten Hülfsmittel zu Händen gekommen, in ſeinem trefflichen Zuſammenhange und den nothwendigen Erläuterungen unabgetrennt ans Licht treten werde." Dann von der Romanze, dem Volksgeſange und der Epopée. *Romanze, el Romance, lingua Romana,* hieſs in der von den Römern beſiegten Welt die Sprache, die aus der alten lateiniſchen und den Sprachen der überwundenen Völker ſich allmählig gebildet hatte und die römiſche Herrſchaft überlebte. Die heutige ſpaniſche, italiäniſche, portugieſiſche und franzöſiſche Sprache ſind ihre Spröſslinge. *El Romance* hieſs alſo im Spaniſchen die *Mutterſprache*, und alſo auch *Romanzen* Geſänge in dieſer Mutter- oder Landesſprache. Ihr *Sylbenmaaß* war das natürlichſte, das es in der Sprache gab. Eben ſo natürlich iſt der ſpaniſchen Sprache die *Abwechslung* und *Verkettung* der erſten und zweyten, der dritten und vierten Zeile mit einander, da eigentlich *zwey*, der Ausgang ſey männlich oder weiblich, nur durch einen *Tonfall*, wie durch eine *ſanfte Caeſur* getrennte Verſe ſind. Eben ſo natürlich tönen in der Romanze die *Aſſonanzen*, d. i. der ähnliche Klang und Ausklang der zweyten und vierten Zeile. Alle aus dem Latein entſproſſene Sprachen waren reich an ſolchen Aſſonanzen, und oft bis zum Ende des Liedes hinaus wiederholet ſich *Ein heller Vocal* oder *Ein ſanfter Tonfall*. Das Ohr der Spanier war, der Beſchaffenheit ihrer Sprache und dem Vorbilde der Araber nach, daran gewöhnt. Die Araber nämlich, ſo wie mehrere morgenländiſche Völker, hatten die Gewohnheit, in Reimen zu *complimentiren* und in Gedichten, zumal heroiſcher Art, ſogar mit *Einem und demſelben* Reim das ganze Gedicht hindurch zu reimen. Einiges von dieſem Geiſt war in die ſpaniſche, ſiciliſche und andre den Arabern angränzende Sprachen übergegangen. Daſs die Araber ſchon in den älteſten Zeiten gereimte Verſe gemacht haben, wird aus einem Aufſatze des ſeel. *Reiske* im *Neuen Bücherſaal* d. ſchön. Wiſſ. u. fr. Künſte. Bd. 10. S. 227., der hier extrahirt ſteht, gezeigt. Tadel derjenigen, die, dem Genius unſerer Sprache zuwider, auf ſpaniſche *Aſſonanzen*, auf ein gehaltenes, wiederkehrendes A, O, U, kindiſch ihre Kunſt wenden. Lob *Hagedorns*, *Gleims*, *Ewalds*, *Gerſtenbergs* und *Götz'ens*, welchem bey dieſer Gelegenheit vom Hn. *v. Knebel* in einem beſondern Aufſatze: *Andenken an einen Beſuch bey dem ehemaligen würdigen Superintendenten Johann Niklas Götz, zu Winterburg in der hintern Grafſchaft Sponheim*, ein würdiges Denkmal geſetzt wird. Hr. *v. K.* vermuthet nicht ohne Grund, daſs das einzige deutſche Gedicht, das dem *großen Friedrich* vollen Beyfall in ſeiner *Literature allemande* abgezwungen habe, das *Götziſche* Gedicht, *die Mädcheninſel*, geweſen ſey, das Hr. *v. K.* in den ſiebziger Jahren zu Potsdam mit lateiniſchen Lettern, aus der Schmidtſchen Anthologie habe abdrucken laſſen, von welchem Abdrucke ein Exemplar in des Königs Hände gekommen ſey. — Dem Aufſatze über *Volkslieder*, die *Herder* von *Romanzen* und *Balladen* nicht unterſcheidet, obgleich er ihnen eine eigene Aufſchrift widmet, ſind beygefügt: 1) *Benjamin Franklin über eine Ballade* ſeines Bruders Joh. Franklin zu Newport in Neuengland in einem Briefe an denſelben; ſehr treffende und wahre Bemerkungen über die muſikaliſche Compoſition ſolcher Volkslieder; 2) *Leſſing an Gleim über Lieder fürs Volk*, worin der Begriff eines Volkslieds, und was es heiſse, der Dichter laſſe ſich zum Volke herab, mit Leſſingiſcher Gründlichkeit beſtimmt

immt ist. 3) Beantwortung der Frage: Ist dem olke so viel Kunstsinn als Sinn für Wahrheit und hrbarkeit nöthig? Ein reines und bestimmtes Reiltat ergiebt sich aus der Beantwortung der Frage icht, und die Ansicht und Beurtheilung dessen, was r Bildung jenes Kunstsinnes in den letztern Zeiten y uns geschehen, ist zu allgemein und einseitig; ne des Guten zu erwähnen, wird blofs die entgenstehende Seite hervorgehoben. 4) *Youngs Eingang r fünften Nacht;* nach *Oeders* Uebersetzung. Was er die *Epopee* gesagt wird, besteht aus *sechs* Vorträn von dem Vf., dem immer die äussere Einkleidung sehr am Herzen lag, *Theoxenien* genannt, die *Kris, Olympicus* und *Agathon*, dem verewigten *Klopstock* Ehren, feyern. Das Fest sollte ein *friedlicher Kampf* n, in welchem niemand namentlich auf den Vorg des andern Rücksicht nehmen sollte. Sie handeln: I. *Vom Heiligen der epischen Dichtkunst*. Die Seele derselben sey „das Göttliche, das Leben der Götter mit Menschen, die Einwirkung des Himmels auf die Erde." „Wo im *lebendigen Wort* der Nationen eine Stimme der Musen episch erschalle, sey es in dieser Verbindung des Himmels und der Erde." „Das Feld der Epopee, wenn es dieses Namens werth seyn solle, fordere gleichsam die Mitwirkung der ganzen Natur, die ganze Ansicht der Welt zwischen Himmel und Erde, mithin auch die ganze Wissenschaft und Seele des Dichters," u. dgl. exaltirte Vorstellungen mehr, die, da sie auf keinem bestimmten Begriffe vom Epos ruhen, nur willkührlich sind. Dafs in den Epopeen überirdische Mächte thätig sind, liegt nicht sowohl in der Natur des Epos selbst, der dieses als ein wesentliches Stück fordere, sondern theils in den Religionsbegriffen des Dichters und der Menschen, für die er sang, theils in der Beschaffenheit des Stoffes, den er wählte, theils in der Meynung, dafs die Einmischung übermenschlicher Wesen und Kräfte ein nothwendiges Erfordernifs des Epos sey, weil man sie in den ersten Mustern dieser Dichtungsart fand. Eigentlich sind doch der Held und die Weltbegebenheit, in die er verflochten ist, das Wesentliche des Epos; sind diese nicht grofs und wichtig: so werden sie es durch die fremde Nothhülfe von Göttern, Dämonen u. s. w. in keinem Betrachte werden, und der Held wird um so mehr in unserer Meynung sinken, je mehr ihn der Dichter von einer höhern Macht abhängig und als ein blofses Werkzeug, dem es selbst an eigner Kraft des Willens, an Selbstständigkeit gebricht, darstellt. Die Sache bleibt wenigstens, wie nicht zu verkennen ist, noch sehr problematisch und verdiente eine gründlichere Untersuchung, als diese Theoxenien darbieten. Zu unserer Zeit und bey unserer Art zu denken, dürften dergleichen *Dii ex machina* schwerlich mehr ihr Glück machen. II. *Vom Langweiligen, das die Epopee oft begleitet.* Es rühre von der übermäfsigen Länge, von der *Unkunst* des Dichters (das möchte wohl die Hauptursache seyn) und vom einförmigen Sylbenmaafse her. Wir wünschten von Kennern der Sache zu erfahren, ob und in wie fern in einem Epos mannichfaltige Versarten vereinigt werden könnten, und ob sich nicht eine Epopee in die Form einkleiden liefse, in welcher z. B. das dramatische Gedicht, *die Söhne des Thales*, gedichtet ist? III. *Vom gefährlichen epischen Gedichte.* Das Epos, so *unentbehrlich* es jedem Volke sey, müsse doch dasselbe nicht vom Fortgange im Wahren und Guten zurückhalten, menschliche Seelen verschleyern, menschliche Herzen verderben; wovon alle rohen und wilden Mythologieen Beweise gäben. Von diesem Gesichtspunkte aus werden einige Epopeen-Dichter wegen ihres Misbrauchs der heydnischen und christlichen Mythologie getadelt, selbst *Klopstock* geht nicht leer aus. „Das grofse *Epos des Aberglaubens* sey noch in vollem Gewerbe" heifst es zuvor, und am Schlusse der Betrachtung, nach dem Urtheile über den *Messias*, stehn die Worte: „Nicht nur eine ernstere Betrachtung, die ganze Zustimmung der Seele wünschen wir einem Gegenstande, der unsers ganzen Geschlechts *Rettung*, *Hülfe*, *Sieg und Triumph* seyn soll." — Für etwas *Gefährliches* wird noch die *eigene höhere Sprache* des Epos gehalten, weil sie — für den *kindischen Nachäffer* — ein *Fallstrick des Verderbens* sey. Auf diese Art ist freylich auch das Nützlichste gefährlich! IV. *Vom letzten Ziel des epischen Gedichts.* V. *Vom Funde der Gesänge Ossians*, nebst einer Beylage: *Volkssagen über Ossian, von einem gelehrten Hochländer.* VI. *Zutritt der nordischen Mythologie zur neuern Dichtkunst.* Dieser letzte Auffatz der Adrastea schliefst sich mit folgenden Zeilen aus dem Gedicht eines Skalden, vom Hn. *v. Gerstenberg:*

> In neue Gegenden entrückt
> Schaut mein begeistertes Aug' umher — erblickt
> Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt,
> Und ihre Himmel, ihr Gezelt!
> Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
> Fafst ihre Wunder nicht und schweigt.

In die Klage des Sohnes des Verklärten, Dr. *Wilh. Gottfr. v. Herder*, welcher in einer Note sagt, dafs die hinterlassenen Blätter zur *Adrastea* in den nächsten Stücken folgen sollen, stimmen auch wir: „Ach! auf immer schweigt auch die Stimme des unsterblichen Priesters der Adrastea. In prophetischem Geist schrieb er diese Strophen — sein Leben zwar verhallte in diesem höheren Gebete; sein Leben; aber die Stimme seines Geistes wird nicht verhallen."

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

CASSEL u. HANNOVER: *Christliche Hauspostille*; oder *Predigten über die sämmtlichen Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres* für die häusliche Erbauung, gehalten von *G. F. Götz.* 1803. *Erster* Theil, ohne Vorrede 380 S. *Zweyter* Theil. 435 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Hr. G., der vor einigen Jahren mehrere Sammlungen wohlausgewählter Predigten von verschiedenen Verfassern über die häusliche Erziehung, bey öffentlichen und Privatconfirmationen, bey der Feyer des Aerntefestes u. s. w. herausgab, tritt hier als Vf. eines

vo

von ihm selbst ausgearbeiteten Jahrgangs von Predigten über alle Sonn- und Festagsevangelien auf. Er nennt sein Buch eine christliche Hauspostille und glaubt, dass dasselbe bey der Popularität des Vortrags, die er sich überall zum Gesetz gemacht habe, auch zum Vorlesen in den Landkirchen gebraucht werden könne. Aus diesem Gesichtspunkte muss daher auch billigerweise seine Arbeit beurtheilt werden, und dann hat sie allerdings ihren Werth, da darin die Wahrheiten der Religion auf eine gemeinfassliche und herzliche Art vorgetragen werden. Auch ist es lobenswerth, dass der Vf. hie und da dem gemeinen Mann zum bessern Verstehen der angeführten Schriftstellen vermittelst eingeschalteter Paraphrasen anzuleiten sucht. Für gebildete Leser aber, welche strenge Ordnung im Vortrage, Bündigkeit und Reichthum der Gedanken und Präcision in der Schreibart verlangen, dürften diese Predigten wohl nicht seyn; denn der Vf. erlaubt sich bey aller ihrer Kürze, da jede nicht viel über einen halben Bogen einnimmt, manche Gedehntheit in der Gedankenfolge und manche müssige Wiederholungen und Tautologieen in Sätzen und einzelnen Ausdrücken. Auch ist seine Schreibart nicht überall sprachrichtig (z. B. 2 Th. S. 249: wer kann es widersprechen ff.), und sein Ausdruck nicht bestimmt genug, z. B. in dem Thema: Der Christ darf sich der Ausübung der Menschenliebe nicht entziehen unter dem Vorwande, dass der Hülfsbedürftige nicht zu seinem Volk und zu seiner Religion (soll heissen zu seiner Kirche oder zu seinen Glaubensgenossen) gehöre. Dieser Ausstellungen ungeachtet ist Rec. von der Nutzbarkeit dieser Predigtsammlung für die angegebene Klasse von Lesern überzeugt, und der Vf. hätte seines Erachtens nicht erst nöthig gehabt, in der Vorrede ein Paar vortheilhafte Recensionen seiner frühern Kanzelarbeiten aus den homiletisch-kritischen Blättern zu seinem Ruhm abdrucken zu lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Hamburg*, b. Bohn: *Ueber die von der neuesten Philosophie geforderte Trennung der Moral von Religion.* Von *J. A. L. Wegscheider.* 1804. 58 S. 8. (5 gr.) — Der Vf. zeigt eine gute Bekanntschaft mit den neuern Schriften über Moral und Religion. Er sagt in der Vorrede mit Recht, dass manche speculative Aussprüche der neuesten Philosophie selbst in solchen Schriften Beyfall zu finden scheinen, deren Tendenz eigentlich ganz praktisch ist, oder wenigstens als moralisch und religiös angegeben wird. Ein schnelles Uebergehen speculativer Meynungen und Resultate in den Volksunterricht und die ganze Masse der gebildeten Welt, ist überhaupt Charakter unserer Zeiten, und da jeder Einzelne durch nützliche Thätigkeit sich auszuzeichnen wünscht, sucht er seine als wahr befundene speculative Ueberzeugung so schnell als möglich in einer fasslichen Sprache darzustellen und an die bisherigen allgemein herrschenden Ideen anzuknüpfen. Der Vf. glaubt, von der praktischen Benutzung der neuesten speculativen Ideen über Moral und Religion lasse sich wenig Gewinn erwarten. Man habe die Fächer zu sehr getrennt, Religion und Moral wären von einander abgeschnitten, da doch das praktische Interesse nicht bloss fordere, dass eine Masse von Kenntnissen mit Leichtigkeit übersehn und aufgefasst werde, sondern unmittelbar auf das Begehrungsvermögen einwirke und es zur Annahme irgend einer Maxime oder Handlungsweise bestimme. Diess geschehe nur dann, wenn alle Kenntnisse und Ueberzeugungen auf ein gemeinschaftliches Ziel hinwirken. (Rec. findet hierin den Hauptgesichtspunkt des Vfs. nicht deutlich genug angegeben.) Zu hart heisst es wohl von den griechischen Philosophen S. 6. „sie hatten Moral ohne Religion," da wenigstens Sokrates und Plato das Gute als etwas Göttliches und die Tugend als eine Erhebung zu diesem Göttlichen ansahen. Durch Kant, wenigstens mittelbar durch seine Nachfolger, ist nach S. 7. eine Trennung der Religion von der Moral veranlasst. Nach den Neuern heisst Religion ausschliesslich ein Product der Phantasie, und man setzt ihr Wesen lediglich in Anschauung und Gefühl. Sehr richtig sagt der Vf. S. 11. „man wolle die Dornen der sophistischen Speculationen nur mit den tauben Blüthen einer gehaltleeren Mystik befruchten." Aber von den Mystikern überhaupt möchte es wohl nicht gelten, dass sie zu allen Zeiten für die sittliche Cultur der Menschheit mehr Nachtheil als Vortheil stifteten (S. 12.); ja der Vf. selbst gesteht auf der vorhergehenden Seite, nur durch sie habe im Mittelalter noch einiges Gefühl für *Frömmigkeit* und *Tugend* wirksam erhalten werden können.

Die neuern Erklärungen über Religion haben eine Tendenz zum Pantheismus und zum regellosen Schwärmen in dunkeln Ahnungen und Gefühlen. Der Vf. führt einige Beyspiele davon an, „eine Religion *ohne* Gott könne besser seyn, als eine andre *mit* Gott; Unsterblichkeit sey der Religion zuwider" u. s. w., und man suche diese Entdeckungen gern mit dem Volksglauben zu verbinden oder denselben darnach zu deuten, weswegen auch von der Trinität so verschiedene philosophische Auslegungen gemacht wären. Als Resultat giebt der Vf. S. 26. an: Entweder man erhebt die Moral, völlig unabhängig von der Religion, und auch die Tugend, als ein unbestimmtes dunkles Gefühl, so hoch, dass sie völlig dem Gesichtskreise des gesunden Menschenverstandes entzogen wird, oder man setzt sie so tief herab, unter das Höhere Göttliche, dass man ihr höchstens noch einigen Nutzen für das gemeine Leben und Verbindlichkeit für den grossen Haufen zugesteht. Für die Anwendung auf das wirkliche Leben sind diese Ansichten ungünstig. Man muss vielmehr zu den jetzt so oft verachteten Regionen der gesunden Menschenvernunft zurückkehren. Religion ist demnach subjectiv genommen, die Beziehung unsers sittlichen Lebens auf Gott, als höchsten Gesetzgeber; Moral hingegen ist: Inbegriff der durch unsere Vernunft als nothwendig und allgemein gültig erkannten Gesetze Gottes. Der Vf. zeigt hierauf, dass diese beiden Ansichten nicht getrennt zu werden brauchen, dass Moral und Religion ihrer Natur nach innig verwandt sind und eine ohne die andere nicht hinreicht, den Menschen seiner Bestimmung zuzuführen. Die Religion ohne Moral werde in Aberglauben ausarten, die Moral ohne Religion werde eines wirksamen Antriebes zur Erfüllung der Pflicht entbehren, worin die meisten praktischen Menschenbeobachter und Sittenlehrer übereinstimmen. Der Kantische moralische Rigorismus sey auch nicht unverträglich mit dem Gedanken, dass Religion als eine mächtige Stütze unserer Tugend, der Moral höchst nützlich und nothwendig sey. Die ersten Stifter der christlichen Religion hätten auch stets die Moral und Religion im schönsten Vereine dargestellt. — Diese Uebersicht der Hauptgedanken des Hn. *W.* ist hinlänglich, um unsern Lesern Aufmerksamkeit auf diese kleine Schrift zu empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. November 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Hannover, b. Hahn: *Principes de Theologie, de Theodicée et de Morale;* en réponse à M. le Dr. *Teller*, sur son écrit intitulé: *la plus ancienne Theodicée, ou explication des trois premiers chapitres du 1 Livre de l'histoire des temps antérieurs à Moïse,* Par *J. A. de Luc.* 1803. 180 S. 8.

Wollte Rec. den Gehalt dieser Schrift Satz für Satz prüfen, das Unstatthafte derselben zeigen, des Vfs. Unbescheidenheit, mit welcher er, wie vom Katheder herab, mit Dr. *T.* wie ein Schullehrer mit einem Tertianer spricht, nach Verdienst züchtigen: so müsste er ein Buch, stärker wie das *de Luc*sche, schreiben. Da Rec. aber alle Privatmeinungen des Vfs., die er schon in ältern Schriften vortrug, und in dieser nur noch anmassender und bitterer wiederholt, bereits ausführlich in ihrer Unhaltbarkeit dargestellt hat (A. L. Z. 1799. Nr. 268. 269.; 1801. Nr. 178. u. 208.): so setzt er den mit Posaunenton und mit der Miene untrüglicher Weisheit vorgetragenen Behauptungen, nur um gewisser Leser willen, folgendes entgegen: 1) Es ist unwahr, dass die Religion auf jener Urgeschichte in der Genesis beruht, die durchaus nur aus mündlichen Sagen, aus Hieroglyphen und Hymnen der Urzeit von dem Sammler mit Philosophemen, die der Kindheit des menschlichen Verstandes gemäss sind, vorgetragen ist. Nachdem in dem Fragmente Kap. I. nur von Elohim die Rede gewesen, kommt als Religionswahrheit, von da an, *nur* der Monotheismus in der Geschlechtslinie bis auf Abraham unter dem Namen Jehovah Elohim, und der Glaube an Providenz mit Rücksicht auf der Menschen Moralität, im Gegensatze des Polytheismus und des Bilderdienstes anderer Völker, geschichtlich vor. 2) Der Verfasser oder Sammler hat nie mit einer Sylbe behauptet, dass seine Erzählungen ihm von Gott inspirirt worden. *Bacon* selbst unterscheidet in Mose die *choses divines* von der *histoire des faits*, die er auch nicht für inspirirt hielt. Was wären auch die Genealogieen vor und nach der Noachischen Fluth; was wäre das successive Entstehen des Pflanzen- und Thierreichs; was wäre Physik und Geologie für ein Gegenstand unmittelbarer *religiöser* Offenbarungen Gottes? Das alles sind durchaus nicht Religionswahrheiten, und haben das Gepräge sehr unvollkommener Vorstellungsart. Gottes Existenz, moralische Eigenschaften und moralisches Verhältniss gegen die Menschen *kann* und *soll* (nach Ps. 19, 1 fg. und Röm. 1, 19. 20.) durch Vernunftgebrauch erkannt werden, *ehe* von Religion und von einer Offenbarung Gottes nur die Rede seyn kann. Adam, wenn er eine Stimme gehört, eine Erscheinung gesehen hat, konnte unmöglich denken: *Gott spricht! ich sehe Gott!* ohne vorher die Vernunftidee zu haben: *Gott ist!* 3) Die Nachrichten der Genesis zeigen, wie unvollkommen, wie anthropopathisch und anthropomorphisch die Ideen der Urwelt und des Geschichtschreibers von dem unendlichen unsichtbaren Wesen waren, welche Ideen Gott selbst unmöglich den Menschen *so* unmittelbar geoffenbaret und inspirirt haben konnte, z. B. dass Gott dem Adam einen lebendigen Odem *in die Nase geblasen;* die Eva *aus Adam's Ribbe gebildet;* ihnen Kleider von Thierfellen *selbst gemacht, selbst angezogen* habe; dass es *ihn gereuet*, Menschen gemacht zu haben; dass er *den lieblichen Geruch der Brandopfer gerochen; herniedergefahren*, den Stadt- und Thurmbau *zu sehen;* dass er sich von Abraham die *Füsse waschen* lassen; bey ihm (wie die griechischen Götter bey Philemon und Baucis, oder bey Patroclus) *Kalbsbraten und Kuchen gegessen;* ihm *zur Prüfung* seiner Religiosität *ein Menschenopfer befohlen!!* Kann ein Mann, der nicht zu der grobsinnlichen Volksklasse gehört, und der Ehrfurcht gegen das unkörperliche allerhöchste Wesen hat, glauben, dergleichen Erzählungen und Vorstellungen wären von Gott *als Fundament der Religion* unmittelbar inspirirt? Die menschliche Vernunft hatte zur Zeit Mosis (4 Mos. 23, 19.) und Samuels (1 Sam. 15, 29.) schon edlere Begriffe von Gott. 4) Μυθος heisst, wie alle Sprachkenner wissen, nicht Fabel, Erdichtung, wie Aesop's Fabeln (obgleich solche lehrreiche Fabeln auch in der Bibel vorkommen), sondern poetische Einkleidung einer Sage der Vorzeit, in Hymnen abgesungen (wie Homer's Iliade und die alte Volksgeschichte der Amerikaner — auch ohne Schriftsprache), oder durch Bilder und Hieroglyphen für die Nachwelt aufbehaltene Nachrichten; — ja die poetische Beschreibung künftiger grosser Ereignisse (wie Matth. 25.) sind μυθος. Paulus versteht (1 Tim. 4, 7. 2 Tim. 4, 7., Tit. 1, 14.) unter μυθοι die von den Juden aus Babylon mitgebrachten *Dämonologieen*, welches Luther nicht Fabeln, sondern, besser, abergläubige Erdichtungen hätte übersetzen sollen. So heisst auch *Philosophem* ein Räsonnement oder eine Naturgeschichte in Bildersprache eingekleidet, dergleichen sich in allen schriftlichen Aufsätzen der alten Völker, sonderlich der Perser und Indostaner, finden, wie schon *Lactanz* richtig erkannt hat, und Dr. *T.* anführt. *Mythologie* ist Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes von der rohen Sinnlichkeit zum Vernunftgebrauch hinauf, heisst also nicht Fa-

bellehre; und wer dichterisch eingekleidete Wahrheiten aus einem Zeitalter, wo man zu übersinnlichen Ideen noch keine *eigentliche* Worte hatte, sondern bildlich, menschenähnlich ausdrückte, nun den reinern Begriffen von Gott gemäfs erklärt, der macht jene so wenig zu Fabeleyen, dafs er vielmehr Gott mehr ehrt, Religion mehr befördert, als wer immer kindisch bey den kindischen Vorstellungen der Urwelt stehen bleibt, wie Paulus (Gal. 4, 3. 9.) von den jüdischen Satzungen sagt. Es ist daher eine sonderbare Frage des Hn. *de L.*, „wie man Theologie auf allegorische und hieroglyphische Fragmente unbekannter Verfasser *gründen* könne?" So kann nur der fragen, der nicht weifs, dafs *unsere* christliche Theologie ganz andere Fundamente hat, als das Geschichtbuch Genesis. Glauben an Inspiration und an eines Inspirirten Aussage setzt nothwendig Glauben an Gottes Daseyn voraus; wer es umkehrt, macht den erbärmlichsten Zirkel. *Nicht inspirirt* heifst *nicht*, wie Hr. *de L.* meynt, *erdichtet*, sonst wären alle Geschichtbücher, von Herodot an bis auf Hn. *de L's* geologische Briefe, und seine künftige etwanige gewifs nicht inspirirte Biographie Erdichtungen. Johannes sagt (Br. 1. Kap. 1, 1 fg.) ausdrücklich, seine historischen Nachrichten von Jesu *seyen nicht inspirirt*, sondern er verkündige, was er gesehen, gehört, mit Händen gefühlt habe; Lucas drückt sich (K. 1, 1—3.) noch stärker aus. Sind diese Biographieen deshalb unglaubwürdig, erdichtet? — oder sind Authenticität, Glaubwürdigkeit und Theopneustie des buchstäblichen Sinnes gleichbedeutende Worte? 5) So gewifs es nach den geologischen Beobachtungen vieler grofsen Naturforscher ist, dafs unser ganzes jetziges trockenes Land mit allen Gebirgen ehedem Meeresgrund gewesen ist: so ungeologisch ist Hn. *de L's.* Behauptung, dafs der jetzige ganze Zustand der Erdoberfläche, dafs alle die über einander liegenden Strata so verschiedenartiger Materien und Mischungen in so verschiedenen abgesonderten, theils horizontalen, theils vertikalen Schichten, die bald Versteinerungen von Seethieren, bald von Flufsfischen, Pflanzen, Bäumen und von Landthieren, ja von mittäglichen in ganz nordischen Erdstrichen, und von solchen, deren Originale nicht mehr existiren — dafs alles diefs die Wirkung *einer* Noachischen Fluth seyn sollte, da es vielmehr auf *viele*, auf *ältere* Präcipitationen unter dem alten allgemeinen Meere, und auf viele in verschiedenen Jahrhunderten und Jahrtausenden erfolgte Ueberströmungen und Umstürzungen bald in diesem, bald in jenem Erdtheile hinweiset. *Deukalion's* Fluth fällt nach der gewöhnlichen Zeitrechnung der Genesis ins Jahr seit Adam 2448., da Moses etwa 15 Jahre alt war; das Zurücktreten des Oceans von der Höhe des mittlern Asiens, von allen Hauptgebirgen, die es bedeckt hat, bis an das jetzige Meerufer hinab, die verschiedenartigen Gesteinschichten und Versteinerungen vegetabilischer und animalischer Körper über einander — das alles kann unmöglich in der kurzen Zeit von zwölf Monaten (nach Genes. 7. 8.) erfolgt seyn. Wenn andere Völker ähnliche Nachrichten von Ueberschwemmungen haben, so ist gerade weder von der Noachischen die Rede, noch, wenn es auch so wäre, folgt daraus eine unmittelbare Inspiration der Genesis, und dafs jene Ueberlieferungen aus dieser einzigen schriftlichen Quelle geschöpft sind. 6) In so fern Gott, wie er Schöpfer unserer Augen und Ohren ist, also auch den Weisen ihren Verstand gab, und sie auf neue, den Menschen bisher unbekannte Einsichten leitet, *in so fern* und *in diesem Sinne* ist jede *neue* wahre menschliche Erkenntnifs eine Offenbarung Gottes zu nennen; so könnte man sagen, Gott habe dem *Nic. Copernicus* das wahre Sonnensystem, dem *Newton* die Theorie der Schwere und Erdumwälzung, dem Geschichtschreiber — in so fern er ihn in die Lage setzte, historische Nachrichten zu sammeln — dieselben geoffenbaret. Im *theologischen* Sinne aber ist Gegenstand göttlicher Offenbarung *durchaus nur* diejenige Wahrheit, die zur Erkenntnifs unsers moralischen Verhältnisses mit Gott, zur Tugend und Hoffnung führt, *durchaus nicht* Astronomie, Geogonie, Chemie und Geschichte; sonst hätte jeder Fanatiker und Enthusiast gleiches Recht, seine Träumereyen für göttliche Inspiration auszugeben, wie es häufig genug geschehen ist. 7) Hn. *de L's.* Behauptung, „dafs der Mensch ohne unmittelbare göttliche Eingebung keine Wortsprache haben würde", ist sehr unüberlegt. Dann müfste Gott sie auch der Schlange (Genes. 3.) inspirirt haben — oder dem durch sie redenden Teufel!! Die hunderte von Wortsprachen sind nach Wörtern und Redeverbindungen weder Abkömmlinge der hebräischen, noch samaritanischen, noch irgend einer asiatischen oder afrikanischen Stammsprache; die hebräische der Genesis unterscheidet sich durch ihre Armuth merklich von der Sprache in den spätern Schriften, und in jeder andern Stammsprache sieht man, dafs sie nach und nach aus nachgebildeten Tönen, die jedes Volk einheimisch oft hörte, langsam geformt ist. Welche Stammsprache hätte nun Gott in solcher Unvollkommenheit den ersten Menschen inspirirt? — und dann, wie Hr. *de L.* meynt (Genes. 11, 7.), in der Nachkommen Verstande und Gedächtnisse wunderthätig vertilgt, und an deren Stelle ihnen andere inspirirt? Wohin führt die eigensinnige Behauptung des ersten Wortverstandes und der unmittelbaren göttlichen wunderthätigen Wirkung? Verstünde Hr. *de L.* etwas Hebräisch, so würde er wissen, dafs שפה nicht Wortsprache, sondern Streben nach einem Zwecke, Ziele (dem Thurmbaue) bedeutet, welches durch entstandene Uneinigkeit gestört wurde. Wäre jenes geschehen, so hätte Gott es allen Stämmen unmöglich gemacht, die hebräisch geschriebene Schöpfungs- und Sündenfallsgeschichte der Genesis, die doch Hr. *de L.* für die Basis der Religion hält, zu verstehen. 8) Lächerlich ist's, dafs der Vf. Hn. Dr. *T.* belehren will, *wenn Manes gelebt habe*, weil dieser, um sich kurz zu fassen, gesagt hatte: „das Philosophem (Gen. 1.) habe der zur Abgötterey und zum Aberglauben führenden Meinung von einem guten und einem bösen Princip, *einer Art von Manichäismus*, zuvorkommen wollen." Der Dualismus war ja älter, als *Manes.* Der jüngere *Zoroaster*, Ver-

Verfasser des Zend-Avesta, lebte 550 Jahre vor Christo; sein Dualismus war aber nur eine Ausbildung des schon von *Hom* unter Djemschid's Regierung 5—600 Jahre *vor Mose* in Babylon und Medien eingeführten Glaubens an Ormuzd und Ariman. — Gen. 3. steht kein Wort von einem abgefallenen Engel, der sich, wie Hr. *de L.* meynt, der Gestalt einer Schlange zur Verführung der Eva bedient habe; nach Joh. 8, 44. und 2 Cor. 2, 3. wusste auch Jesus und Paulus von dieser Fabel nichts, und B. d. Weisheit 2, 24. beweiset nichts, da diess Buch nach dem babylonischen Exil 100 Jahre vor Christo erst geschrieben ist, und mehr persische Vorstellungsarten enthält. 9) Wenn wir, dass Gott ist, nur von dem inspirirten Mose wissen sollten: so haben Adam, Seth, Henoch, Noah und Abraham es entweder nicht gewusst, oder auch durch Inspiration vor Mose erfahren, und dieser fand also schon diesen geerbten Glauben in seinem Volke; also ist Genes. 1. 2. 3., wenn Mose es geschrieben hat, nicht das erste Princip der Theologie, Theodicee und Moral, sondern nur historische Nachricht von der Vorstellungsart der Urmenschen; — und dennoch meynt Hr. *de L.*, es gebe *darum* so viele Atheisten und Materialisten, weil man das Entstehen der Eva aus Adams Ribbe nicht buchstäblich als unmittelbar inspirirte Religionsbasis verstehen wolle! „Dadurch, meynt er, vertilge Hr. D. *T.* jeden Zug der Schöpfung der Erde und des Menschen von Gott bis auf den Grund." 10) Daraus, dass Paulus Genes. I. 2. 3. als Geschichte citirt, folgt weiter nichts, als was er in 1 Cor. 9, 20. sagt, dass er den Juden geworden ist als ein Jude, d. i. sie auf ihre Volksgeschichte zurückweiset; denen aber, die ohne (mosaisches) Gesetz sind, ganz andere Argumente vorlegt. 11) Kain's Furcht bey seiner Flucht von Adams Hütte, „wer ihn finde, werde ihn todtschlagen", ist ein neuer Wink wider den buchstäblichen Sinn der Urgeschichte, dass schon ausser Adam und Eva Menschen auf Erden lebten, oder wenigstens zur Zeit dieser *schriftlichen* Erzählung Blutrache im Gebrauche war. 12) Die Geburtsschmerzen der Eva und aller Menschenmütter können nicht *Strafe* des Essens einer verbotenen Baumfrucht seyn, da alle Thiermütter, die nicht gesündigt haben, mit Schmerzen gebähren; auch Feldarbeit, Viehzucht und Sterblichkeit an sich ist nicht Strafe des Fruchtessens. Unmöglich hätten die Millionen Menschen in der Folge ohne Arbeit von Obst allein leben, unmöglich unsterblich fortleben können, ohne folgenden Generationen Platz zu machen. Man kann mathematisch beweisen, dass, wenn unsterbliche, also vollkommen gesunde, Menschen sich fortpflanzten, schon nach vier Jahrhunderten eilf Billionen Menschen leben würden, welche über 55 Billionen Kubikfuss körperliche Masse ausmachten, da doch der ganze Kubikinhalt des Erdkörpers nur 6 Billionen Kubikfuss Masse enthält. 13) Buchstabenschrift, von welcher Hr. *de L.* meynt, dass Gott sie auf Sinai zuerst den Moses gelehrt habe, ist weit älter. Wir wollen uns nicht darauf berufen, dass nach einer alten Ueberlieferung schon Seth (Theut, Thoit, Thot) die Bilderschrift in Buchstabenschrift umgeschaffen; dass nach Herodot Cadmus, ein Phönicier (Chaldäer), schon im 10ten Jahrhundert nach der Noachischen Fluth die Buchstabenschrift zu den Griechen gebracht hat; dass sie viele Jahrhunderte schon *vor* Cadmus von den handelnden Phöniciern benutzt seyn möge; da der erste Ursprung der Schrift, oder das wahre Alter ihrer Erfindung, schwerlich je wird ausgemacht werden können; sondern wir wollen Hn. *de Luc* nur fragen, durch welche Exegese er seinen Satz aus dem Mosaischen Texte herausbringen wolle, oder was für Urkunden er sonst dafür nachzuweisen habe? Uebrigens stimmt auch Genes. 1. genau mit *Berosus* chaldäischer Kosmogonie bey *Syncell* — so wie nach *Maurik*, *Jones* und *Howard* mit den Ueberlieferungen der Chineser, Perser und Indostaner von der Noachischen Fluth, ohne die Genesis abgeschrieben zu haben — überein. Erst Philo, Josephus und der Talmud führen die Genesis unter Mosis Namen an, da sie vorher nur den Namen בראשית führt. 14) Der Beweis des Daseyns Gottes aus Endursachen nach dem *Dictionnaire de la philosophie ancienne et moderne*, und was Hr. *de L.* daraus wider Hn. D. *T.* anführt, streitet nicht wider ihn, sondern wider Paulus Röm. 1. 2. Der Dualismus hat nicht da angefangen, als die Völker der Vorzeit die Traditionsbegriffe verlassen hatten, sondern umgekehrt, durch Verlassung der Traditionsbegriffe vom Polytheismus entstand des Socrates, Plato, Aristoteles und Cicero Monotheismus. Der meisten gelehrten und ungelehrten Christen Glauben an Gottes Daseyn gründet sich freylich nicht auf einen philosophisch erkannten teleologischen Beweis, aber noch viel weniger auf den Glauben an Inspiration der Genesis, sondern auf die von Kindheit an gehörte Idee von Gott, oder auf den dem gemeinen Menschenverstande fasslichen Schluss von Wirkungen auf eine erste Ursache, von Naturordnung auf ein höchstes ordnendes Wesen, ohne dass man diese Idee für angeboren anzunehmen Grund hat. Uns Christen ist diese Idee reiner und praktischer von Jesu gegeben, als von Mose und aus der Genesis; wir glauben an Gott nicht als an einen Nationalgott, dem man den Hof machen, dem man Abgaben entrichten, den man durch Opfer versöhnen, zu dessen Ehre man benachbarte Völker berauben und ausrotten müsste. 15) Wenn durch Vorhaltung solcher Naturphänomenen, die in bestimmten Epochen anfangen mussten, Hr. *de L.* Atheisten widerlegt hat, so ist es doch nicht durch die Autorität der inspirirten Genesis, sondern durch kosmologische Causalitätsgründe geschehen. 16) Die Erwartung eines von der groben Sinnlichkeit freyen künftigen Lebens unsers Geistes, als eines der hiesigen moralischen Würdigkeit angemessenen, von der Furcht und dem Grauen des bloss sinnlichen Menschen gereinigten Zustandes, die nicht auf Gen. 1—3., sondern die auf Glauben und Hoffen beruhet, ist wahrlich nicht die Quelle des Selbstmordes in den Ländern, wo sich *Teller's* Lehre ausgebreitet hat; durch so reine moralische Begriffe wird der Beystand der christlichen Religion wider Verzweiflung gewiss nicht

nicht zerstört, sondern befördert. Kein Menschen- und Sachkenner wird in die falschen bittern Urtheile des Hn. *de L.* wider des sel. Abts *Jerusalem* Schriftauslegung und über seines Sohnes Selbstentleibung einstimmen. Nur ein Kapuziner-Layenbruder kann behaupten, der Köhlerglaube, dass alle in der Bibel erzählte Geschichten inspirirte Glaubensartikel sind, sey Fundament der Religion, und der Zweifel daran mache Selbstmörder und Atheisten, welche letztere häufig genug in Ländern sind, wo man den Menschen diesen Köhlerglauben aufdringen will. 17) Wenn Hr. *de L.* meynt, „Gottes *Daseyn* sey uns durch die Schöpfung unmittelbar bekannt, aber seine *Natur* sey uns *geoffenbaret*, sobald wir sie begreifen konnten", so versteht er sicher nicht, was er sagt, und was *Gottes Natur* heisst, nämlich die innere Art seiner Existenz, die uns nie geoffenbaret werden kann, und die gewiss durch die anthropomorphischen Erzählungen von Gottes Erscheinungen in der Genesis am wenigsten geoffenbaret ist. 18) Wie wenig Hr. *de L.* sich in das Fach der Exegese wagen sollte, beweiset seine Behauptung §. 117 u. f., dass Genes. 3, 15. eine Verheissung der Unsterblichkeit der Seele enthalte, und dass die Geschichte der Patriarchen das Daseyn dieses aus jener Stelle hergeleiteten Glaubens beweise, den doch (nach 1 Timoth. 1, 10.) Christus erst an's Licht, d. i. zur Erkenntniss der Nichtphilosophen, gebracht hat, und wovon in allen Schriften des A. T. keine sichere Spur ist. Psalm 16, 10. ist Hoffnung, Gott werde David jetzt nicht sterben lassen; Jes. 26, 19. ist dichterische Erwartung der Wiederherstellung des verfallenen Nationalglücks. Moses braucht keine Aussicht über den Tod hin zum Bewegungsgrunde bey seiner Gesetzgebung, kein Prophet bey seinen Ermahnungen und Warnungen. In spätern Jahrhunderten, da die Erwartung eines Königs-Messias, als Wiederherstellung ihrer Nationalvorzüge, wie zu Davids Zeit, sich mehr erweiterte, hoffte die pharisäische Partey *körperliche Auferstehung* aller orthodoxen Juden zu neuem paradiesischen Erdenleben; sie hatten keinen Gedanken von einer den Leib überlebenden, von ihm wesentlich unterschiedenen Seele. Eben so unexegetisch meynt Hr. *de L.*, Röm. 2. sey nicht vom geschriebenen Gesetze der Israeliten, sondern „von dem allen Menschen geoffenbarten positiven Gesetze Gottes die Rede, welches die Heiden durch Tradition von Noah erhalten hätten." In der Genesis findet sich aber als positives (vielmehr negatives) Gesetz nur das Verbot der Baumfrucht im Paradiese (Kap. 2.), des Todtschlages (K. 4.), des Weiberraubes und der Tyranney (K. 6, 1—5.), des Essens rohes Fleisches der Thiere, ohne sie vorher zu schlachten (K. 9, 4. 5.), und der Menschenopfer (K. 22, 12.). Ist das der Inbegriff unserer Pflichten? oder gehören die einzelnen Befehle an Noah, das Rettungsschiff zu bauen; an Abraham, auszuwandern u. dgl., auch zu den *allen Menschen* geoffenbarten Gesetzen Gottes? — Dennoch hat Hr. *de L.* es Hn. *Teller* so übel genommen, dass er ihn einen im Felde der Theologie und Exegese unbewanderten Gelehrten nannte. Wie gut ist's, dass ein solcher Mann nicht, wie die Bischöfe auf dem Kostnitzer Concilium, Gewalt hat, die ihm weit überlegene Gelehrsamkeit eines *Teller* durch ein Anathema, oder noch etwas ärgeres, zum Schweigen zu bringen!

KIRCHENGESCHICHTE.

London, b. Nichols: *The Brittish Monachism*, or Manners and Customs of the Monks and Nuns of England, by *Thom. Dudley Fosbrooke*, M. A. F. A. S. 1802. *Vol. I.* 217 S. *Vol. II.* 245 S. 8.

Materialien ohne Verarbeitung, zum Theil aus Manuscripten englischer Bibliotheken, zum Theil aus *Davies* und ähnlichen Werken. Im vierten Jahrhundert kam Möncherey zuerst nach Britannien, und zwar nach der ägyptischen Weise des Pachomius, und schon damals häufig nach Jerusalem gewallfahrtet worde. So behauptet der Vf.; bekennt aber selbst, dass man von der Aufnahme der Regel des Pachomius in Britannien keinen Beweis habe, ausser gewissen Aehnlichkeiten, welche jedoch für ihn (S. 11.) so genugthuend seyn, als man je von dieser Art von Beweisführung erwarten könnte. Dieses schwankende Gerede mag wenigstens genug seyn, um über des Vfs. Fähigkeiten zum historischen Kritiker zu urtheilen. Edgar liess die *Regula S. Benedicti* ins Angelsächsische übersetzen. Der Vf. besitzt hievon eine Abschrift, excerpirt aber hier nur *Dunstan's Concordia regularum*, welche bis 1077. galt, nach den alltäglichen und festtäglichen Ceremonieen des Cultus, alsdann *Lanfranc's Decretalia s. ordinarium totius anni*, *Alfred's von Rievesby Rule of a Recluse*, aus MS. Bodl. 2322.; die Decrete des *Concil. Lateran.* von 1215., und endlich Benedicts XII. *Constitutiones* von 1336. Alle diese Excerpte sind blosse Compilation, ohne psychologische oder historische Reflexionen; überdiess unvollständig. Wer *Holstenius Codex regularum* mit Aufmerksamkeit liest, orientirt sich mit leichter Mühe weit besser. Im übrigen Theile seiner Schrift sammelt der Vf. noch bequemer unter gewisse Fächer, wie Abt, Aebtissin, Prior, Mönch, Nonne, Eremit u. d. gl., was er darüber in seinen Quellen fand und abzuschreiben Lust hatte, meist leere Ceremonieen oder einzelne Data von bekannten Ausschweifungen einiger Klösterlinge. Rec. findet nichts, was irgend einer Auszeichnung werth wäre, nicht einmal aus dem Artikel *Library*, *Scriptorium*, *Studies of the Monks*. Im Anhange ist eine Reihe von Varianten zu *Gibson's Chronicon Saxonicum* (Oxford 1692. 4.), vielleicht das Merkwürdigste in dieser ganzen antiquarischen Handarbeit.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 9. November 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Grundsätze des Judenrechts* nach den Gesetzen für die Preussischen Staaten. Von *R. F. Terlinden*, Königl. Preuss. Kriegs - und Domänen - Rathe u. s. w. 1804. 316 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Plan der gegenwärtigen Schrift ist gut angelegt, indem sich der Vf. überall nur auf die eigenthümlichen Rechte der Juden in den preussischen Staaten einschränkt, und die verschiedenen Classen derselben nach einer sehr zweckmässigen Ordnung von einander absondert. In der Einleitung werden verschiedne historische Bemerkungen über die Schicksale der Juden in jenen Ländern vorausgeschickt. — Schon unter dem askanischen Hause hatten sie sich in der Mark so sehr vermehrt, dass sie sogar in einigen Städten derselben bürgerliche Rechte genossen. Während der Regierung der bayerschen Markgrafen wurden sie noch mehr begünstigt, und in einigen Urkunden derselben werden sie sogar mit dem Titel *weise und bescheidne Leute* belegt, der sonst blos den Stadtobrigkeiten beygelegt wurde. Da man aber die Pest, die in dem Jahre 1348. ausbrach und bis 1357. fortdauerte, einer von den Juden vorgenommenen Vergiftung der Brunnen zuschrieb: so wurde ihre Verfolgung mit entsetzlicher Grausamkeit und unter Genehmigung der meisten Obrigkeiten beschlossen und vollzogen. Nach verschiednen andern ähnlichen Veränderungen gab der Kurf. Friedr. Wilh. der Grosse den 21. May 1661. funfzig Judenfamilien die Erlaubniss wieder, sich in der Kurmark gegen ein gewisses Schutzgeld niederzulassen. (Von der Niederlassung der Juden in den andern preussischen Ländern wird zu wenig gesagt, indem nur noch von den Juden der westphälischen Länder des brandenburgischen Hauses bemerkt wird, dass sie sich erst seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts daselbst eingefunden haben.) Seit jener neuen Aufnahme wurden sowohl von dem grossen Kurfürsten, als auch von dessen Nachfolgern viele Gesetze wegen des Handels und der Rechte der Juden gegeben. Friedrich dem Zweyten schien die Vermehrung derselben nicht vortheilhaft zu seyn, daher er sich zur Ertheilung von Concessionen und Privilegien für neu aufzunehmende Juden nicht leicht bewegen liess.

In der Darstellung der rechtlichen Grundsätze wird man nicht leicht irgend einen bedeutenden Gegenstand vermissen; dagegen scheint uns der Vf. hin und wieder zu weitläufig zu seyn, und besonders Wiederholungen nicht genug vermieden zu haben. Folgende Notizen von dem rechtlichen Zustande der Juden in den preussischen Staaten scheinen uns ein allgemeines Interesse zu haben. — Die Aufnahme der Juden findet nur in den Städten, nicht aber auf dem platten Lande Statt. Ein jeder ordentlicher Schutzjude erhält von der obersten Kameralbehörde in den preussischen Staaten, dem Generaldirectorio in Berlin, einen Schutzbrief oder eine Concession, und ist vermöge dieses Privilegiums befugt, eines seiner Kinder anzusetzen und zu verheyrathen, ein zweytes aber nur dann, wenn es fähig ist, solche Fabriken und Manufacturen zu unternehmen, dergleichen im Lande noch gar nicht oder nicht genugsam vorhanden sind. Damit dem Einschleichen fremder verdächtiger und unvergleiteter Juden vorgebeugt und die gesetzwidrige Vermehrung der Judenfamilien vermieden, auch die Juden unter genauer Aufsicht gehalten werden, sind in den preussischen Staaten überall, wo sich eine zahlreiche Judengemeine findet, Censurcommissionen niedergesetzt, die aus einem Kameralbeamten, einem Justizbeamten und einigen jüdischen Assessoren bestehen, wozu die rechtschaffensten Mitglieder der Judengemeine gewählt werden sollen. Alle diese Local-Censurcommissionen stehen unter der Aufsicht der Haupt-Censurcommission, welche für jedes Provinzial - Finanzdepartement unter der Direction eines Deputirten der Kriegs- und Domänenkammer auf eben die Art angeordnet ist, wie die erstern. — Die entehrende Abgabe des Leibzolls ist von dem vorigen König durch eine Cabinetsordre vom 12. Dec. 1787. und durch ein Circulare vom 31. Dec. d. J. sowohl für die inländischen Juden als auch für die ausländischen, die nach Frankfurt an der Oder auf die Messe reisen, aufgehoben worden. — In einigen Fällen sind die Juden an den gewöhnlichen Zinsfuss nicht gebunden; unter andern ist ihnen erlaubt, bey Darlehnen auf Pfänder 8 pCt. zu nehmen, wenn sie zuvor als Pfandverleiher sich in die vorschriftmässige Rolle haben eintragen lassen. — Ehedem waren die Judengemeinen zum Schadenersatz verpflichtet, wenn ein Mitglied derselben einen Diebstahl beging, wissentlich gestohlne Sachen verheelte, oder zum Pfand annahm, und nicht vermögend war, den Schaden zu ersetzen: durch ein sehr billiges Gesetz des jetzigen Königs aber vom 18. Jul. 1801. ist diese Verpflichtung aufgehoben. Dagegen muss noch jetzt die ganze Judenschaft einer Provinz für sämmtliche Judenabgaben haften. Zu den Gewerben, die den Juden entweder ganz, oder doch ohne besondre Concession untersagt sind, gehören: Braunahrung, Brantweinbrennerey, Treibung zünftiger Handwerke, Kuhpachte-

reyen und Landwirthschaft, Manufacturen und Fabriken, Handel mit unfabricirten Taback, Hökerwaaren, und mit Flachs und Holz, endlich das Pachten und Halten der Woll-Spinnereyen, so wie auch die Aufkaufung der inländischen Wolle und des Garns. — In einigen Sachen der Juden unter einander ist dem Rabbiner und den gelehrten Assessoren die Vernehmung und Abfassung eines schiedsrichterlichen Erkenntnisses zugeeignet; doch steht es den Parteyen, welche sich dabey nicht beruhigen wollen, frey, sich an den ordentlichen Richter mittelst einer blossen Beschwerde zu wenden.

WÜRZBURG, b. Stahels Wittwe u. Sohn: *Von den Eheverlöbnissen.* Zur Erläuterung der würzburgischen Diöcesan-Verordnung vom 20sten des Decembers 1799. Von *Johann Philipp Gregel*, ord. öffentl. Lehrer des Kirchenrechts. 1801. 102 S. 8. (5 Gr.)

So viel auch in neueren Zeiten darüber gestritten worden ist, ob es überhaupt rathsam sey, der freyen Einwilligung in die eheliche Gesellschaft durch eine vorhergehende, obschon nicht absolut erzwingbare Verbindlichkeit Fesseln anzulegen: so haben doch unsere Gesetzgeber grösstentheils die eingeführten Eheverlöbnisse aufrecht erhalten, und sich damit begnügt, durch genauere Bestimmungen in Rücksicht auf die Personen, und auf die Art, das wechselseitige Versprechen einzugehen, die nachtheiligen Folgen, welche aus unbesonnenen Eheverlöbnissen oder aus der Ungewissheit des Geschäfts entstehen können, möglichst zu beseitigen. Für das Bisthum Würzburg war schon im J. 1764 eine dahin abzielende Verordnung ergangen, welche den Winkelversprechen das gerichtliche Verhör versagte. Weil aber dieselbe ihrem Zwecke nicht ganz entsprach, so fand sich der Fürst-Bischof Georg Karl bewogen, sie aufzuheben, und eine anderweitige Verordnung unter dem 20. Dec. 1779 zu erlassen. Die letztere ist es, welche der Vf. in vorliegender Schrift von neuem abdrucken lassen, und mit einem geordneten Commentar versehen hat, dessen sie, zum Behuf einer richtigen Anwendung, in mancher Hinsicht gar sehr bedurfte. — Um Unbesonnenheit bey der Eingehung des in seinen Folgen für die Moralität und für den Staat so wichtigen Geschäfts, und kostspielige Processe zu verhüten, ist in der Verordnung sowohl die Form der Eheverlöbnisse, als das Verfahren bey den darüber entstehenden Streitigkeiten vorgeschrieben. Die Vorschriften, welche die *Form* betreffen, sind theils allen Eheverlöbnissen gemein, theils einigen besonders eigen. Gemeine sind diejenigen, welche die Tageszeit und die zuzuziehenden Zeugen angehen. Es sollen nämlich alle Eheverlöbnisse zur Vormittagszeit geschlossen werden, damit sie nicht bey festlichen Mahlen, bey vollen Bechern und in die späte Nacht hinein fortgesetzten Tänzen, folglich unter Umständen, welche mit Grunde bezweifeln lassen, ob jeder Contrahent den nothwendigen Gebrauch seiner Vernunft gehabt habe, vorfallen, und sowohl dadurch, als durch die eben daher schwankend gewordene Glaubwürdigkeit der gebrauchten Zeugen Streitigkeit veranlasst werde. Der Vf. erklärt nun die festgesetzte Zeit, mit Hülfe des röm. Rechts, von den sechs Stunden vor Mittag; und nach seiner Meynung könnte, wenn eine nächtliche Zusammenkunft bis zur Vormittagszeit fortgesetzt und dann erst des Eheverlöbniss eingegangen würde, dieses zwar deshalb nicht für gesetzwidrig gehalten werden, jedoch würde darin ein Grund liegen, die etwa von einem Contrahenten verlangte Rescission zu erkennen, wenn der andere die Fortsetzung der nächtlichen Zusammenkunft bis zur Vormittagsstunde veranlasst hätte, weil schon eine starke Vermuthung vorhanden wäre, dass es aus einer arglistigen Absicht geschehen sey. Die ganze Disposition gehört zu den Unvollkommenheiten, mit welchen die Gesetzgebung zu kämpfen hat, da in manchen Gegenden der Genuss starker Getränke auch in den Vormittagsstunden immer mehr überhand nimmt. Ferner soll jedes Eheverlöbniss vor zwey ehrlichen Männern als Zeugen geschlossen werden. Dadurch sind ganz deutlich Personen weiblichen Geschlechs, aber nach des Vfs. Erklärung auch minderjährige Mannspersonen, ausgenommen. Eigene Vorschriften sind diejenigen, welche die Zuziehung eines Beystandes auf Seiten der volljährigen Braut, und die vorgängige Einwilligung der Aeltern oder Vormünder bey Minderjährigen erfordern. Den Beystand wählt die volljährige Braut selbst. Da er jedoch bloss beyräthig seyn soll: so ist es, wie der Vf. glaubt, hinreichend, wenn er anwesend ist, ohne Gegenvorstellungen zu thun, und das Eheversprechen ist nur alsdann gesetzwidrig, wenn er mit Betrug gegen die Braut dabey zu Werke gegangen ist; auch wird aus der Absicht des Gesetzgebers, das schwächere Geschlecht gegen List, Ueberredung und Beschleichung zu sichern, und der Braut ein Mittel mehr an die Hand zu geben, das Geschäft mit dem Gebrauche einer schärfern Beurtheilungskraft, als ihrem Geschlechte eigen ist, zu überlegen, und eine, auf guten Gründen beruhende Entschliessung zu fassen, die Folgerung gezogen, dass weder Weibspersonen, auch nicht Mutter und Grossmutter, noch minderjährige Mannspersonen, zum Beystand gebraucht werden können. Dass übrigens die volljährige Braut durch einen Bevollmächtigten ein Eheverlöbniss schliessen könne, untersagt die Verordnung nicht; jedoch würde nach dem Geiste derselben erforderlich seyn, dass die Braut sich vorher mit dem gewählten Beystande über das zu vollziehende Geschäft berathen habe; und dieser bey dem Abschlusse des Geschäfts anwesend sey, oder der Bevollmächtigte den Auftrag habe, sich nach dem Rathe des Beystandes zu richten. Die älterliche Einwilligung ist von beiden Aeltern zu verstehen, indem sie nicht auf die väterliche Gewalt eingeschränkt ist. Wenn beide Aeltern verschiedener Meynung sind: so ist die Einwilligung des Vaters hinreichend; jedoch muss die der Mutter auch alsdann nachgesucht werden, wenn der Vater die seinige schon ertheilt hat.

In

In dem Falle, wo Aeltern und Vormünder mit einander concurriren, ist in der Regel die älterliche Einwilligung nothwendig. Auch stillschweigende Einwilligung ist hinlänglich; aber nicht nachfolgende Genehmigung, weil das Gesetz ausdrücklich vorgängige Einwilligung verlangt. In Abwesenheit der Aeltern erfordert das Gesetz schriftliche Einwilligung derselben; es ist also nicht genug, wenn Zeugen aussagen, dass sie die Einwilligung angehört haben. Wegen Unkunde im Schreiben aber reicht das beglaubte Handzeichen unter der Schrift hin. Die aus unerheblichen Gründen verweigerte Einwilligung kann von der behörigen Obrigkeit supplirt werden. Ist nun die beschriebene Form bey einem Eheverlöbniss *nicht* beobachtet worden: so kann aus demselben nicht gerichtlich geklagt werden, und jeder Theil kann nach Gutbefinden zurücktreten. In Ansehung des *Verfahrens* soll bey einer Eheklage und deshalb auszuwirkenden Ladung nicht allein die geschehene Beobachtung der gesetzlichen Form bescheinigt, sondern auch in dem hierüber von einem der Zeugen und von dem Beystande der volljährigen Braut auszustellenden Attestate noch das Jahr, der Monatstag nebst der Tageszeit, und der Ort des geschlossenen Eheverlöbnisses angegeben werden. Auf den Fall, wenn die Zeugen, in deren Gegenwart das Eheverlöbniss geschlossen worden ist, nicht mehr vorhanden sind, ist in der Verordnung nichts festgesetzt; der Vf. glaubt daher, dass alsdann selbst nach der Gesinnung des Gesetzgebers von dem Kläger bey der Einbringung der Klage nichts weiter gefordert werden könne, als dass er angebe, wer die Zeugen gewesen sind, und zugleich bescheinige, dass sie verstorben oder ihr Aufenthaltsort unbekannt sey, indem hier Ursache genug vorhanden sey, von der gesetzlichen Regel eine Ausnahme zu machen. Das Consistorium soll den Parteyen kostspielige Gänge so viel möglich ersparen, und das, was ohne persönliches Erscheinen füglich erhoben werden kann, auf dem Lande durch die hierzu als tüchtig befundenen Pfarrer etwa unter Zuziehung des Schulmeisters als Actuars, erheben lassen. Dasselbe muss aus gleichem Grunde von Abhörung weit vom Gerichtsorte entfernter Zeugen durch delegirte Richter gelten. Dem als Commissarius aufgestellten Pfarrer ist nicht auferlegt, sondern erlaubt, den Schullehrer als Actuar zu gebrauchen. Der Zweck scheint auf die Beglaubigung der Commissions-Verhandlung zu gehen. Ist also der Schullehrer nicht als Actuar verpflichtet worden: so lasse der Commissarius die Verhandlungen von den Parteyen unterschreiben, oder, wenn sie des Schreibens unkundig sind, ihr Handzeichen nebst dem Schullehrer noch durch einen andern glaubwürdigen Zeugen attestiren. Wenn eine Conventionalstrafe gegen den Reufälligen bedungen ist: so soll dieselbe nach der Verordnung bey Volljährigen Kraft haben; aber Minderjährigen soll auf ihr Verlangen die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand dagegen ertheilt werden. Die Gültigkeit einer solchen Verabredung ist also nach der Usualinterpretation des cap. 19. X. *de sponsal.* angenommen, obgleich der Vf. gegen diese S. 82. not. b noch erhebliche Zweifel erregt. Ueber die Quantität der Conventional-Strafe hat die Verordnung nichts bestimmt. Der Vf. hält es aber für erspriesslich, das Befugniss der Contrahenten diessfalls auf eine bestimmte Quote, z. B. den zehnten Theil ihres Vermögens einzuschränken. — Im übrigen dürfen die, obgleich allgemein lautenden Worte des §. 11., nach welchen durch gegenwärtige Verordnung die im Eingange erwähnte vom J. 1764. aufgehoben wird, nur auf den ersten Gegenstand der letztern, auf das Verbot der Winkelehe, nicht zugleich auf den zweyten, auf die Vorschrift, wie es mit der Satisfaction einer Geschwängerten zu halten sey, bezogen werden. Ferner wird das Gesetz vom 20. April 1765. über die Eheverlöbnisse der Soldaten bestätigt. Endlich soll die Verordnung keine zurückwirkende Kraft haben. Denn obgleich der hierher gehörige Paragraph dieses nur von den beym Consistorium bis dahin verhandelten und erledigten Gegenständen sagt: so muss er doch nach gemeinrechtlichen Grundsätzen von allen und jeden vor dem neuen Gesetz eingegangenen, von der neuen Form abweichenden Eheverlöbnissen, es mögen diese rechtshängig geworden seyn, oder nicht, verstanden werden.

Dresden, b. Arnold: *Allgemeine Uebersicht aller Churfürstl. Sächsischen gerichtlichen und außergerichtlichen Taxordnungen*, wie selbige bey den Dicasterien, Gerichten und Canzleyen, auch in der Oberlausitz gewöhnlich sind, mit beygefügtem Betrag des Stempelpapiers in jeder Sache; in Ordnung gebracht von *Benjamin Gottfried Weinart*, Churfürstl. Sächs. Finanz-Procurator. 1804. 18½ B. 4. (1 Rthlr.)

Die verschiedenen Taxordnungen, die es in Kursachsen und in der Lausitz giebt, machen es vorzüglich den Dicasterien etwas beschwerlich, sogleich zu bestimmen, ob der Ansatz gesetzmäsig ist oder nicht, und es war daher ein glücklicher Gedanke, alle Taxordnungen so mit einander zu vereinigen, dass sie mit Einem Blicke übersehen werden können; Hr. *W.* hat bey der Ordnung derselben den Plan befolgt, den schon *Küstner* bey der Sportel-Taxe von 1764., die er *Griebners* Discurse über die Kursächs. Prozess-Ordnung hinzufügte, beobachtet hat, nämlich das alphabetische Verzeichniss der gerichtlichen und aussergerichtlichen Handlungen, welches auch unstreitig das brauchbarste ist. Nur sey es uns erlaubt, unbeschadet der Brauchbarkeit dieses Buchs, zu bemerken, dass es uns zweckmäsig geschienen hätte, zugleich auf die Gesetze mit hinzuweisen, in welchen besondre von der Sportel-Taxe des Jahres 1764. abweichende Verordnungen, sie mögen nun nähere Bestimmungen oder geringere Ansätze enthalten, gegeben sind, wohin Rec. bey S. 70. das Generale vom 3. Jan. 1740., ferner den Befehl vom 1. Febr. 1725., das Rescript vom 26. März 1735. u. a. rechnet, von denen Hr. *W.* theils bey *Küstner* in dem schon angeführ-

geführten Werke, theils in *Winckler Adversariis juris judiciarii*, eine reiche Ausbeute gefunden haben würde. Hiernächst hätten wir gewünscht, dafs von Hn. *W.* zugleich ein Verzeichnifs derer Handlungen und Fälle, in welchen ganz keine Sporteln verlangt werden können, und wider welche die Richter täglich zu fündigen pflegen, hinzugefügt worden wäre; denn daraus, dafs in der Taxordnung für diefe oder jene Arbeit ein Anfatz nicht zu finden ift, läfst fich wenigftens nicht in allen Fällen mit gänzlicher Gewifsheit folgern, dafs die Sporteln ausdrücklich verboten find; wir rechnen hierher bey Concurfen die Angelegenheiten der General-Kriegs-Caffe, der *piarum caufarum* und ähnliche. Endlich ift es auch etwas unbequem, dafs nicht gerichtliche und aufsergerichtliche Gebühren (wie bey der Küftnerfchen Ausgabe des Griebner) unterfchieden find, wenigftens bemerkten wir diefe Unbequemlichkeit bey dem Worte *Publication*, bey welchem der bemerkte Anfatz den Richter leicht verführen könnte, den Gerichtsperfonen als Beyfitzer-Gebühren 6 gr. anzufetzen, da doch diefe in dem Publications-Termine nichts bekommen. Kleine Mängel und Fehler, wie z. B. bey dem Worte *Denuntiation*, wo bey *W.* 3 gr. angefetzt, in der Taxordnung aber nr. 170. 12 gr., in fo fern es eigentliche Unterfuchungen, und nicht blofs Rügen betrifft, nachgelaffen find; ferner bey *Urtheilsfrage*, wo in peinlichen Fällen nach der Taxordnung nr. 177. nur 3 gr. pafsiren, Aufhebung eines *Pfufchers*, wofür 6 gr. angefetzt werden können, laffen fich bey einer zweyten Auflage leicht verbeffern.

Leipzig, b. G. Fleifcher d. j.: *Repertorium des gefammten pofitiven Rechts der Deutfchen*, befonders für praktifche Rechtsgelehrte. *Eilfter* Theil. 1803. 318 S. 8. (1 Rthlr.)

Nebft dem Refte des Buchftabens M enthält diefer Theil die Buchftaben N, O, P bis zur Rubrik Pflichttag. In Hinficht auf den innern Werth ift er ganz feinen Vorgängern gleich. Gut find bearbeitet die Artikel: Niefsbrauch, Patricier, Pauperies, Pfand, Pfändung; etwas fchlechter find gerathen: Neutralität, Nachfteuer, Notarien, Nothzucht, Parricidium. Unbedeutend find die Rubriken: Mordbrand, Münzfälfchung, Nothwehr, Novation, Patron, und die übrigen Materien, welche in diefem Bande vorkommen. Das Ganze ift auch hier mittelmäfsige Compilation, zu welcher wenig mehr als gefunde Augen und Finger gehören, und dafs der Vf. diefe habe, beweift das gefchwinde Fortrücken diefes Werks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Erfurt*, gedr. b. Görling: *Ueber den Einflufs des vormaligen Petersklofters Benedictiner-Ordens zu Erfurt*, auf religiös-moralifche und wiffenfchaftliche Cultur, nach den verfchiedenen Zeitaltern, von feiner Entftehung an bis zu feiner Aufhebung 1803. Eine Vorlefung, in der Akademie nützlicher Wiffenfchaften zu Erfurt, den 3. April 1804. (gehalten) von *Placidus Muth*, Prälaten zu St. Peter u. f. w. 1804. 73 S. 8. — Der Titel diefer kleinen Abhandlung ift wohl nicht ganz treffend; denn fie enthält reine Gefchichte des Petersklofters, erft in allgemeiner Darftellung und hiernächft in chronologifcher Ordnung nach der Prälatenfolge; die Beantwortung der Frage aber: Was hat das Klofter für Gemeinwohl gethan? ift dem öffentlichen Urtheil überlaffen. Diefes Urtheil würde etwa dahin ausfallen: Es hat zunächft, wie alle Klöfter, auf Gründung des bürgerlichen Gewerbes, auf Verbefferung des Ackerbaues, hiernächft dürftig auf wiffenfchaftliche und Kunft-Cultur im Allgemeinen, thätiger auf die Bildung feiner Mönche, und dadurch zugleich auf das Studium der katholifchen Theologie auf der Univerfität zu Erfurt gewirkt; es ift fleifsig im katholifchen Schulunterricht gewefen (der, beyläufig gefagt, durch die Secularifation der Klöfter überhaupt fehr verlieren wird, wenn nicht wirkfame Anftalten zum Erfatz getroffen werden), und hat einige berühmte Männer geliefert. Hierher gehören der Annalift *Nicolaus von Sieghen*, und der grofse Glasmahler *Konrad von Schmalkalden* aus dem 15ten Jahrhundert. Der Kreuzgang des Klofters enthält noch bedeutende Denkmäler feiner nun beynahe ganz wieder verlornen Kunft, und ein vortreffliches Meifterftück von ihm hat Rec. in einem Fenfter des von Dacherödenfchen Schloffes zu Burg-Oerner in der Graffchaft Mansfeld gefunden, deffen Befitzer es der Kurfürft-Erzkanzler fchenkte. Unter den Aebten des Klofters zeichneten fich befonders rühmlich die drey *Günther* aus, und der vorletzte Abt, Günther III. (Günther Baffing) beförderte auch endlich das Studium der neuern und eleganten Literatur, mit ganz unbedingter Toleranz, wodurch auch die neuere Philofophie ihre Parteyen in den Mauern diefes Klofters abfonderte.

Der Vf., welcher als Schriftfteller durch verfchiedene kleine Abhandlungen aus dem Gebiet der Gefchichte und für die Aufklärung feiner Kirche fchon rühmlichft bekannt ift, zeichnet fich in gegenwärtiger Abhandlung durch einen blühenden, reinen Stil aus, wie man ihn in der Klaufe der Mönche nicht findet; doch könnten mehrere Pleonasmen und einige unedle Ausdrücke; z. B. S. 40. *Acteur* aus der Plebejer Klaffe, S. 69. *nie gefpickter Klofterbeutel*, S. 71. beym *Herumbalgen* mit der Hyder des Zeitgeiftes, wohl vermieden feyn. Ueberall läfst der Vf. fein Bedauern über Secularifation des Klofters bemerken; aber wer kann es verargen, befonders wenn die Klage aus fo reiner Quelle fliefst? Der Vf. fchliefst, nachdem er von feines Klofters und feinem eigenen politifchen Tode (S. 71.) gefprochen hat, mit den Worten: „Vielleicht (da der Tod immer nur Uebergang zum beffern Leben ift) giebt es auch noch in diefem Leben eine politifche Stunde des Wiederauferftehens im verklärtern Sinne! dann wäre es immer noch Zeit, eines natürlichen gerechten Todes in Ruhe zu fterben." Rec. will die Erfüllung diefer Hoffnung dem Vf. nicht nur, fondern auch dem Gemeinwohle von ganzem Herzen wünfchen. Er verfteht darunter unmittelbare Verwendung der Klofterinftitute zu gemeinnützigen Zwecken, und dafs dem vortheilhaft bekannten Vf. ein kirchlicher Wirkungskreis wieder gegeben werde, welcher denfelben der ihm immer läftig gewefenen Unthätigkeit entreifst und fähig macht, ferner und ausgebreiteter von der hohen Stufe der Aufklärung, auf welcher er fteht, dahin thätig zu feyn, dafs das Gute der katholifchen Kirche fefter gegründet, und das vielfache Uebel, befonders in der clericalifchen Verfaffung derfelben, die zumal unter Katholiken in proteftantifchen Ländern ganz im Argen liegt, durchaus vertilgt werde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 10. November 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

EDINBURG, b. Laing; u. LONDON, b. Longmann u. Rees: *A treatise on the morbid affections of the Knee Joint.* By *James Russel*, F. R. S. E. 1802. 284 S. 8.

Der Gang, den der Vf. dieser schätzbaren Schrift nimmt, ist folgender: Jede *Verletzung des Kniegelenkes* ist wegen seines künstlichen Baues u. s. w. äusserst bedenklich, und von den kleinsten Gewaltthätigkeiten entspringen oft die traurigsten Folgen. Die *Verletzung des Schleimbeutels unter der Kniescheibe* kann sehr leicht mit einem Abscesse verwechselt werden, der nach einer gewöhnlichen Entzündung erfolgt; die Zeichen, die zur Diagnose beider Krankheiten erfordert werden, bestimmt der Vf. sehr gut. Geschwülste, welche Blut enthalten, beobachtet man gewöhnlich am vordern Theile des Knies; sie sind farbenlos, sehr wenig schmerzhaft, und die Basis der Geschwulst nicht deutlich umschrieben. Die Diagnosis derselben von gewissen Arten von Balggeschwülsten ist sehr schwer, und wird zuweilen nur durch die Oeffnung derselben bestimmt. Die Heilung erfolgt langsam, und erweichende Umschläge nebst einem einfachen Verbande zeigen sich als die wirksamsten Mittel. Die *weisse Kniegeschwulst.* Die gewöhnlichen Benennungen sind sehr unvollkommen, da sie meistentheils nur von einem gewöhnlichen Symptome entlehnt sind, und nicht die wahre Natur der Krankheit bezeichnen; doch irrt der Vf., wenn er glaubt, dass wegen der vielen Formen, unter welchen dieselbe erscheint, gar keine Statt finden könne, da von dieser eben so wenig der Name einer Krankheit entlehnt werden darf. Nur diejenige Benennung einer Krankheit ist die richtige, wie einer unserer denkendsten Aerzte, Hr. *Ad. Schmidt*, in der classischen Abhandlung über die Krankheiten des Thränenorgans S. 29. sagt, welche das charakteristische Phänomen eines gestörten Organs, das gestörte Organ selbst, und, so viel thunlich, den Grund der Störung bezeichnet, und so dürfte nach Rec. Meynung, das Uebel für die Zukunft *Gonalgia quoad Phänomenon tumor albus Genu* am treffendsten benannt werden. Die anscheinende Fluctuation entsteht selten von einer wahren Ansammlung von Feuchtigkeit, sondern mehr von einer allgemeinen Weichheit des ganzen Theiles. Wenn erstere wirklich Statt findet, so kann man es als ein gewisses Zeichen ansehen, dass durch das Hin- und Herbewegen der Flüssigkeit die Kniescheibe beym ausgestreckten Gliede in die Höhe gehoben wird, da sie im Gegentheil mehr flach gedrückt erscheinet. Ganz im Anfange der Krankheit kann man zuweilen am obersten Theile des Schienbeines eine kleine Geschwulst bemerken, die beym Anfassen das Gefühl erregt, als wenn etwas Luft darin enthalten wäre; das Symptom ist übrigens von keiner grossen Wichtigkeit. Der ursprüngliche Sitz der Krankheit scheinen die Theile ausserhalb der Gelenkhöle zu seyn, die ausser der Anschwellung noch wesentliche Veränderungen in ihrem Bau erlitten. Das Zellgewebe ist dicker, weicher und weniger fest, als im gesunden Zustande, und enthält eine grössere Menge einer zähen Flüssigkeit. Sehr bald wird auch die Kapselmembran des Kniegelenks krankhaft, indem sie ihre Festigkeit verliert, lockerer und dicker wird, und ihr äusseres Ansehen statt bläulicht, dunkel weiss erscheinet. Die innere Oberfläche ist mit einer blassgelben, halbdurchsichtigen Materie bedeckt, welche mit dem Kapselbande ziemlich fest anklebt. Wenn man die Kapselmembran durchschneidet, und das Gelenke offen legt, so findet man nur etwas von einer molkenähnlichen Flüssigkeit. Die Knorpel werden nur im weitern Verlaufe der Krankheit zerstört, und noch späterhin die Knochen. Der Anfang der Krankheit ist sich nicht immer gleich, und die Verschiedenheit desselben wird hier sehr gut geschildert. Diejenige Art, welche ohne alle Geschwulst und bloss mit einem äusserst heftigen tiefen Schmerze anhebt, ist äusserst gefährlich. *Cheselden* fand zuerst, dass in diesem Falle die Knochen der ursprünglich leidende Theil wären. Bey einigen Fällen, wo die Krankheit oft 12 bis 14 Jahre gedauert, findet man die Knochen oft nur unbeträchtlich angegriffen, zum deutlichen Beweise, dass diese im Allgemeinen durchaus nicht zuerst afficirt sind. Seiner Natur nach gehört, Hn. *R.* zufolge, dieses Uebel unter die skrofulösen, und zwar weil die Symptome desselben sehr viele Aehnlichkeit mit der Skrofelkrankheit haben, und man es überhaupt häufig bey Skrofelkranken beobachtet. Das Unrichtige dieser Meynung ist schon dadurch einleuchtend, dass man diese Krankheit sehr oft bey Menschen beobachtet, deren ganzer Körper auch nicht die mindeste Spur der skrofulösen Diathesis zeigt. Die *einfache Entzündung.* (*Simple inflammatory attack.*) Wahre idiopathische Entzündung (Entzündung von Hypersthenie) ist hier eine seltne Erscheinung, und verursacht die schrecklichsten Schmerzen. Nicht selten erfolgt Ankylose darauf, so dass das Gelenk missgestaltet, dicker und verdrehet erscheint. Bey skrofulösen Subjecten geht diese Entzündung leicht in die weisse Kniegeschwulst über. Die *Wassersucht des Knie*-

gelenkes entsteht plötzlich, ohne eine deutliche Ursache, und wächst in wenigen Tagen zu einer ungeheuren Grösse. Die Diagnose der Krankheit ist im Ganzen leicht, da die Integumente sehr wenig dabey anschwellen, und die Flüssigkeit leicht von einer Seite zur andern bewegt werden kann. *Ungewöhnliche Krankheit (Uncommon Disease)* nennt Hr. *R.* ein gewisses Uebel, das er leider nicht gleich vom ersten Entstehen an beobachtete. Bey der Untersuchung bemerkt man, dass die Geschwulst an verschiedenen Stellen eine verschiedene Festigkeit hat. Die Heftigkeit der Schmerzen stehen mit der Grösse der Geschwulst in keinem Verhältnisse; letztere hat zuweilen einen ungeheuern Umfang, so dass er bey einem Falle 28 Zoll betrug. Bey der Zergliederung findet man den Kopf der Schienbeinröhre als den Hauptsitz der Krankheit, der im Ganzen zwar nicht sehr vergrössert, dessen Zellen aber ausserordentlich erweitert sind. Zuweilen ist auch der Kopf des Wadenbeines mit angegriffen, welches bey der weissen Kniegeschwulst nie der Fall ist. Die Krankheit ist unheilbar, denn bis jetzt giebt es kein Mittel, dem weitern Fortgange desselben Einhalt zu thun. *Bewegliche Körper.* Ihr Sitz ist im Innern des Gelenkes, wo sie theils lose theils befestigt sind; sie sind entweder ganz knorplicht, oder bestehen aus einem Knochenkerne, der mit Knorpel überzogen ist. Eine dritte Art, welche dem Wallrathe ähnelt, ist stets frey. Die Radicalkur, nämlich die Operation, ist mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Ungeachtet die Prognosis bey der *weissen Kniegeschwulst* sehr zweifelhaft ist, so darf man doch nur im letzten Stadium allen Muth zur Heilung verlieren. In Hinsicht auf die *Heilung dieser Kniegeschwulst* ist es sehr zu bedauern, dass die vielen trefflichen Erfahrungen, welche der Vf. mittheilt, durchaus nicht systematisch geordnet sind, und daher dem gemeinen Techniker, welcher sie nicht zu ordnen versteht, eher schaden als nützen können. Im Allgemeinen sieht man, dass die Entzündung nur selten den Charakter der Hypersthenie hat, sondern meistentheils als eine chronische Entzündung verläuft. In den gewöhnlichen Fällen müssen daher auch gleich anfangs reizende Mittel angewandt werden, unter welchen Hr. *R.* vorzüglich Blasenpflaster empfiehlt, die nach seiner Erfahrung mehr als Fontanellen wirken. Mehrere Praktiker rühmen auch den äusserlichen Gebrauch der Sabina, die auch Rec. in einem Falle, wo die Krankheit nach einer äusserlichen Gewaltthätigkeit entstanden war, als sehr wirksam befand. In den Fällen, wo die Anwendung aller Mittel vergeblich ist, bleibt nichts als die Amputation übrig, welche aber nicht gar zu lange verschoben werden darf. *Heilung der einfachen Entzündung.* Der Uebergang derselben in Eiterung ist stets gefährlich, der Abscess mag sich von selbst öffnen, oder durch die Kunst geöffnet werden. Das kurze Capitel über die Heilung der gichtischen und rheumatischen Beschwerden enthält nichts besonderes. Die *Heilung der Wassersucht des Kniegelenkes* besteht, nach des Vfs. Erfahrung, in der Anwendung reizender Mittel; die Oeffnung der Geschwulst muss nicht ohne Noth unternommen werden. Die *Geschwulst der Schleimbeutel am Kopfe der Schienbeinröhre* erstreckt sich nicht über das ganze Knie, sondern ist mehr umschrieben. In den meisten Fällen bleibt nichts als palliative Heilung übrig, welche darin besteht, dass man die Geschwulst von Zeit zu Zeit öffnet. Einspritzungen von reizenden Mitteln sind nicht anwendbar, da gar zu leicht eine zu heftige Entzündung erfolgt. Die Krankheiten der Schleimbeutel des Ausstreckers des Schenkels sind viel wichtiger. Die Geschwulst ist grösser und mehr mit andern Krankheiten des Kniegelenks verbunden. Umschläge von Bleymitteln und Blasenpflaster beweisen sich heilsam. Die Oeffnung der Geschwulst ist mit vieler Gefahr verbunden. *Ankylose des Kniegelenks.* Die vollkommenste wird durch die einfache Entzündung des Kniegelenkes hervorgebracht, wenigstens ist die Entstehung derjenigen, welche nach vorhergegangener Eiterung erfolgt, viel langsamer. Nach Hn. *R.* Meynung verschwinden die Knorpel nur bey letzterer Art, welches aber ebenfalls bey der erstern der Fall ist, wo durch die ausschwitzende coagulable Lymphe die Knorpel ebenfalls zerstört werden müssen, ehe Ankylose erfolgen kann. Den Beschluss machen einige sehr branchbare Formeln und die Erklärung der Kupfertafeln. Von diesen stellt die erstere die Art von Kniegeschwulst vor, welche Hr. *R. Uncommon Disease* nennt, die zweyte eine Ankylose, die nach einer einfachen Entzündung entstanden, und die dritte gleichfalls eine Ankylose des Knies, welche aber nur höchstwahrscheinlich nach einer weissen Kniegeschwulst erfolgte.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Winke zur Verbesserung öffentlicher Brunnen- und Bade-Anstalten,* von D. *Joh. Karl Heinr. Ackermann.* 1802. 120 S. gr. 8. (14 gr.)

Der Vf. scheint mit dem Rec. gleiche Gefühle gehabt zu haben, als er die Ausarbeitung dieser Schrift übernahm, nämlich unzufrieden gewesen zu seyn mit der Nachlässigkeit und Unvollkommenheit der Brunnenärzte in Beschreibung der ihnen übergebenen Heilquellen. Denn obschon im letzten Jahrzehend mehr als 50 Schriften über Gesundbrunnen und Bäder erschienen sind: so sind doch die Vermehrungen, welche dieser Zweig der Heilkunde dadurch erhalten hat, nicht sehr beträchtlich. Die Verfasser derselben schrieben mehr für Nichtärzte, als für eigentliche Aerzte; sie waren meistens entschiedene Anhänger der Humoralpathologie, welche nichts als Ausleerung dieser und jener Cruditäten, Milderung und Wegschaffen vielerley Schärfen, Hebung der Stockungen derber und lymphatischer Feuchtigkeiten kannten und daher ihren Mineralwassern allerley auflösende, Schärfen einwickelnde, einschneidende und wegspülende Kräfte zutrauten. Die Lehre der Mineralbrunnen und Bäder blieb also ganz beym Alten, und es ist gewiss nur grösstentheils der Ignoranz oder Indolenz der Brunnenärzte beyzumessen, wenn mehrere derselben

neuesten Aerzte angefangen haben, ganz und gar misstrauisch gegen die Wirkungen beider zu werden. Die *Ursachen des Verfalls einiger mineralischen Wasser* untersucht der schätzbare Vf. dieser Schrift in seinem ersten Abschnitte. Theils ist die Mode daran schuld, theils natürliche Ereignisse, welche ausser der Gewalt der Menschen liegen, Veränderungen durch Erdbeben, Eindringen wilder Wasser u. dgl., theils veränderte Gesinnungen der Menschen, denen die Gesundbrunnen vormals gewissermasen heilig waren, ferner die Concurrenz und Menge der Mineralbrunnen, die durch allzugrosse medicinische Lobpreisungen gespannte und nachher getäuschte Erwartung der besuchenden Kranken, die geänderte Ansicht der Natur und des Organismus von den jetzigen Aerzten, nach welcher man heut zu Tage mehr die stärkenden Wasser empfiehlt, nachdem man vormals mehr auf die abführenden hielt, der Ruf und Name des Brunnenarztes — man denke nur an *Weikard*, welchem Brückenau so unendlich viel verdankte, an *Marcard*, *Thilenius*, *Vogel* u. s. w. — Eines grosen Fehlers machen sich die Brunnenärzte schuldig, wenn sie dem Wasser grösere Kräfte zuschreiben, als es wirklich hat. (Der Vf. bezieht sich dabey auf *Ritter* zu Wisbaden, welcher diesem grösere Kräfte, als dem Emser Wasser zuschreibt. Allein beide Wasser haben nur wenig Aehnlichkeit mit einander, welches jeder finden wird, welcher, wie der Rec., beide an der Quelle untersucht hat.) Kriegerische Zeitläufte wirkten auch unangenehm auf manche Brunnen, so wie im Gegentheile wieder vortheilhaft auf andere. (Ueberhaupt politische Ursachen, z. B. beym Emser Congress. Während des Revolutionskrieges wurden die nördlichen Bäder vorzüglich stark besucht, die Rheinbäder waren fast ganz verlassen. Verbote gegen Hazardspiele schwächen den Zufluss reicher Müssiggänger, schlechtes Essen, schlechte Weine halten die Schwelger zurück u. s. f.) *Zweyter* Abschn. *über Policeyanstalten bey Gesundbrunnen und Bädern.* Jeder Gesundbrunnen müsse als ein Eigenthum des Staates unter der öffentlichen Aufmerksamkeit desselben stehen. Keiner dürfe ohne Bedeckung vor der Witterung bleiben. (Diese Bedeckung darf aber durchaus nicht den Einfluss der Luft ganz hemmen.) Jede Verunreinigung desselben müsse nachdrücklich untersagt und in der Nähe desselben nichts geduldet werden, was ekelhaft und Luft verunreinigend wirke, z. B. Kirchhöfe, Sümpfe u. s. w. Die Wasserleitungen von und zu dem Brunnen dürfen nicht mittelst thönerner, eiserner, kupferner und bleyerner Röhren geschehen. Kein Bad darf von mehrern Personen benützt werden. Während des Badens darf man keinem Zugwinde ausgesetzt seyn. Wünschenswerth wäre die Einführung des Plouoquetschen Wasserbetts in mineralischen Bädern, und auf den Gallerieen der Gebäude Anstalten zu Luftbädern mit Selbstschaukeln. Zu den unumgänglich nöthigen Anstalten gehört ein Hospital für arme Kranke und Wahnsinnige. (Hierin sind wir, was jenes anlangt, nicht ganz, was dieses anlangt, ganz und gar nicht mit dem Vf. einverstanden.) Auch sollte besser für kranke Kinder zum Baden gesorgt werden. Die Naturanlagen, welche um Brunnenörter gemacht werden, sollten einen heitern Charakter haben, nichts Fürchterliches in sich enthalten. Bey *Eger* sind die Beroeaux der Bäume mit Rouleaus versehn, damit bey rauher, feuchter und heiser Witterung die Spaziergänger nicht belästigt werden. Schauspieler sollten nur Lust- und keine Trauerspiele aufführen, und die Schauspiele nicht zu spät anfangen. Man sollte gymnastische Uebungen veranstalten. Auf die Tänze aber sollte der Brunnenarzt durchaus genaue Aufmerksamkeit wenden, die gefährlichen Walzer gänzlich verbieten. Feuerwerke taugen nichts in Bädern (ist zu strenge!). In jedem Bade sollten noch mehrere verschiedenartige Mineralwasser zu haben seyn, da die Vermischung des einen mit dem andern grosse Vortheile gewähren könnte. (Wenigstens sollte Selterser, Fachinger, Schwalheimer Wasser nicht fehlen.) Auch sollte, wo Ueberfluss an Wasser ist, Sorge für das kranke Vieh getragen werden, damit man es baden könne. (In Ems werden viele kranke Thiere in dem heissen Lahnstrome gebadet, bey Wisbaden müsste das auch leicht einzurichten seyn; aber auch bey Stahlwassern müsste eine solche Anstalt Nutzen gewähren.) *Dritter* Abschn. *Von der Wahl und den Pflichten eines Brunnenarztes.* Auch hier geht der Vf. alles durch, was in dieses Kapitel gehört; er zeigt, dass der Brunnenarzt mehrere schwere Pflichten auf sich habe; dass er nicht zu seinem Nutzen und Vergnügen, sondern um der Kranken willen da sey; dass er weder ungesellschaftlich, noch zu leichtsinnig und frivol seyn müsse u. s. w. Dabey schlägt er vor, dass der Brunnenarzt mitunter Vorlesungen über Physik, Chemie, Naturgeschichte, Anthropologie und Staatsarzneykunde halten möge. (Am passendsten würden mineralogische und botanische Vorlesungen über die Gegend des Badeorts seyn.) *Vierter* Abschn. *Einige Bemerkungen über den Gebrauch mineralischer Wasser.* Einiges Nachlassen der Beschwerden sey noch kein Zeichen von wirklichem Nutzen des Brunnen und Bades. Irrig und schädlich sey der Wahn, dass, wenn in einem Jahre durch den Gebrauch eines Gesundbrunnens gewisse Symptome einer Krankheit verscheucht worden, diese durch öftere Wiederholung desselben in mehrern darauf folgenden Jahren vollkommen würde gehoben werden. Tadelnswerth sey oft die Wahl eines Mineralwassers nach dem Gebrauche eines andern. Eine der vornehmsten Ursachen, warum viele Brunnen und Bäder die gemachte Erwartung nicht erfüllen, liege in der Vorbereitung zu denselben. Man sollte sich nämlich nach und nach an eine gewisse Lebensordnung, die zu dem Brunnen passt, gewöhnen, und vor dem Gebrauche desselben schon zu Hause künstliche Bäder, in Absicht auf Bestandtheile und Temperatur jenem ähnlich, was man brauchen will, anwenden. Nicht immer sey es gut, täglich zu baden. Besonders solle man aufmerksam auf die Gewitter und ihren Einfluss auf die Badegäste seyn. Grosse Aufmerksamkeit sey auch auf die Tempera-

peratur des Bades zu wenden, die nicht für alle gleich seyn kann. Der obere Theil des Rückens, der Nacken, die Augen, die Achselhöhlen müssen beym Baden berücksichtigt werden. Oft sey die Verbindung anderer Mineralwasser und anderer Arzneymittel mit diesem Mineralwasser nützlich, z. B. Elektrisiren, Galvanisiren, Opium u. s. w. Erheblich sey auch die Unterstützung der Badecur durch Anwendung der mit aromatischen Arzneysubstanzen gefüllten Betten und Küssen (die jedoch leicht durch Betäubung und Ueberreizung empfindlichen Personen nachtheilig werden können.) So sollte man auch mehr Frictionen vor, bey und nach dem Gebrauche der Bäder anwenden. Endlich sollte man solchen Mineralwassern, welche viele erdichte Bestandtheile, Selenit, Alaun-, Kiesel- und Kalkerde enthielten, die zu grosse Menge vor dem innern Gebrauche des Brunnens durch Zuckersäure und rectificirten Weingeist zu mindern oder zu entziehen suchen. Wir empfehlen die Schrift, aus welcher wir hier das Erheblichste ausgezogen haben, allen Brunnen-Commissionen und Brunnenärzten, um sie statt eines Spiegels anzuwenden, in welchem sie ihre Anstalt besehen und erforschen können, ob dieselbe den Forderungen entspreche, welche der Vf. an eine gute Brunnen- und Bade-Anstalt macht.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Tübingen, in d. Cotta. Buchh.: *Französische Sprachlehre* in einer neuen fasslichen Darstellung der auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln, durch viele Beyspiele erläutert, u. sowohl für Anfänger als für solche, welche schon Fortschritte in der franz. Sprache gemacht haben u. sich darin vervollkommnen wollen, eingerichtet von Abbé *Mozin*. — *Zweyte* verbesserte u. vermehrte Ausg. 1803. 518 S. gr. 8. (16 gr.)

Sichtbare Vorzüge hat diese *zweyte* Ausg. vor der ersten, die 1803. Nr. 201. angezeigt wurde. Sie bestehen vorzüglich in mehr Ordnung der abgehandelten Gegenstände, besserer Wahl in den Beyspielen, gedrängterer Kürze in den Regeln, zweckmässigrer Abtheilung, mehr Uebungsstücken in beiden Sprachen, und in einer Inhaltsanzeige am Ende mit Hinweisung auf die Seitenzahl. Uebrigens beruft sich Rec. auf sein Urtheil über die erste Ausgabe, wo bereits dem Vf. das gebührende Lob, ein nützliches Lehrgebäude geliefert zu haben, mit Recht ertheilet wurde. Die Druckfehler findet man gleich hinter der Vorrede angezeigt. Am Ende stehen gute Bemerkungen über neuere Sprachlehren, die bey aller ihrer Wahrheit nicht mit *Debonal*'scher Grobheit, sondern mit Bescheidenheit vorgetragen sind. Der sehr mässige Preis ist auch bey dieser zweyten beträchtlich vermehrten Ausgabe unverändert geblieben.

Hannover, in Comm. b. d. Gebr. Hahn: *Nouveau Dictionnaire portatif en abregé, François-Allemand et Allemand-François.* Avec un supplément de quelques noms de baptême, de pays etc. et de quelques germanismes, phrases etc. 1803. 12. (16 gr.)

Lobenswerth ist die Absicht des Herausg. dieses kleinen Wörterbuchs, den Einwohnern in Städten und auf dem Lande ein Hülfsmittel zu liefern, wodurch ihnen der Umgang mit den französischen Truppen erleichtert würde. Um diesen Zweck zu erreichen, wählte er aus grössern Wörterbüchern die gangbarsten, gemeinnützigsten und unentbehrlichsten Ausdrücke und Redensarten, sowohl in französischer als deutscher Sprache, und fügte einen Anhang von Tauf- und Ländernamen, wie auch die auffallendsten Germanismen, Benennung der Monate nach dem französischen Kalender und kurze Gesprächformeln hinzu. Einige Druckfehler und veraltete Rechtschreibungen abgerechnet, als *guères* für *guères*, *oye* für *oie*, *verd* für *vert*, *lécher* für *lécher*, *démeurer* für *demeurer* u. s. w. wird dieses kleine Wörterbuch nicht ohne Nutzen seyn, zumal da selbst das Format und der wohlfeile Preis es empfehlen. Vielleicht wünscht auch Mancher, dass das Geschlecht der Hauptwörter durch m und f angezeigt wäre, dass bey oft vorkommenden Zeitwörtern die irregulären Abwandlungen stünden, und dass nicht so viele brauchbare Termen, als *abandon*, *abattre*, *abbaye*, *abeille*, *abhorrer*, *abîme*, *abject*, *abjurer*, *abolir* u. a. m. ausgelassen worden wären.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. Frankfurt a. M.: *Einige Worte aus früherer Zeit über Einrichtung einer Bürgerschule*, nebst unmassgeblichen *Vorschlägen, mehrere Waisen zu versorgen.* Niedergeschrieben von *Klitscher*. Zum Besten der Bürgerschule. 1804. 70 S. 8. — Zwey Abhandlungen machen den Inhalt dieser Schrift aus; die eine: über Einrichtung einer Bürgerschule, ward schon im J. 1797. niedergeschrieben und giebt von dem Verfahren des Vfs. beym Unterrichte Nachricht; die zweyte enthält sein Gutachten über die Skizze eines Erziehungsplans, welchen einige edelgesinnte Bürger Frankfurts unter sich circuliren liessen, um darüber die Meynungen der übrigen Mitglieder zu vernehmen. Hr. K. erklärt sich gegen die Errichtung eines Waisen- und Erziehungshauses, und schlägt vor, die Kinder an einzelne Familien zu vertheilen und sie in einer schon vorhandenen Anstalt unterrichten zu lassen. Man lernt aus der ganzen Schrift in dem Vf., welcher Lehrer einer Bürgerschule zu Frankfurt a. M. ist, einen Mann kennen, der es mit der Jugend recht herzlich gut meint, dessen schriftlicher Vortrag aber, vielleicht wegen zu weit getriebener Nachahmung irgend eines Ideals, der nöthigen Ruhe, Ordnung, Klarheit und Bündigkeit gänzlich ermangelt, und daher schwülstig und bombastisch ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. November 1804.

PHILOSOPHIE.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Religions-Philosophie, oder das Verhältniß der Vernunft zur Freyheit, von G. G. L. Wiesen.* 1804. XIV u. 434 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

„Mancher redliche Mann, der seiner eigenen Philosophie nicht zu widersprechen weiss, bemerkt es mit Schmerzen, dass er sich selbst sein Heiligthum raubt, und dadurch die seligen Stunden der Andacht, und oft alle Freudigkeit und Ruhe seines Herzens ganz verliert. Es ist Thatsache, dass alle Philosophie von der Religion ableitet, und wenn es eine wahre und wohlthätige Philosophie seyn will, durchaus davon ableiten muss (?), und dass die Religion schlechterdings das Licht der Philosophie nicht annehmen und ertragen will. Es müsste also, da durchaus kein System der Religion ergriffen und seine Vernunftmäsigkeit vertheidigt werden dürfte, bloss gezeigt werden, wo ein jeder seine Religion zu suchen hat, und was einem jeden seine Religion ist; und dabey müsste es einem jeden überlassen bleiben, sich diese Religion zu denken, oder deutlich zu machen, wie er will. Der Vf. hält es für ein übles Zeichen, wenn Philosophen streiten und die Lehren eines andern Systems vernichten zu müssen glauben, um ihren eigenen Behauptungen Raum zu verschaffen. Er fürchtet da immer, dass sie selbst von ihren Meinungen gefesselt sind, und sie sollten doch alle in der Freyheit stehen, um die mannichfaltigen Brechungen der Lichtstrahlen der Freyheit in jedem verschiedenen Systeme mit Vergnügen zu sehen. Der Vf. redet bloss von der Geschichte einer jeden Empfindung und eines jeden Gedanken, und jeder darf nur erforschen, was er an seinen Empfindungen oder an seinen Gedanken hat, so kann er sogleich den Vf. durchschauen und vielleicht weit übersehen. Er will nur, dass jeder in seiner Freyheit stehe."

Diese Worte der Vorrede geben schon einen Ueberblick dessen, was in diesem Buche zu erwarten ist. Der Vf. setzt die Religion über die Philosophie, und die Freyheit über die Vernunft hinaus. Er nimmt aber dabey die Worte Philosophie und Vernunft in einem beschränkten Sinne, hat nur eine *gewisse* Art der Philosophie und einen *gewissen* Vernunftgebrauch vor Augen, wodurch, da er nicht deutlich charakterisirt, was er mit diesen Worten meynt, einige Unbestimmtheit in seinem Vortrage entsteht. Denn im weitern Sinne kann man gerade das Entgegengesetzte mit voller Wahrheit sagen: Philosophie und Religion, Vernunft und Freyheit sind in einem ewigen Bunde. Oder gäbe es etwa eine Religion für ein Wesen, das nicht mehr oder minder philosophirt, oder gäbe es eine Freyheit ohne Vernunft? Weil die Menschen geborne Gottesverehrer sind, sind sie auch geborne Philosophen, weil sie frey sind, sind sie auch vernünftig, und umgekehrt. Würde der Vf. selbst über Religion nur reden können, wenn er nicht philosophirte, oder zur Vernunft spräche? Dennoch hat der Vf. in *seinem* Sinne auch Recht. Unter Philosophie versteht er nämlich eine aus Begriffen bestehende und aus Begriffen beweisende Wissenschaft, ein System, in welchem aus irgend einem Grundsatze alle übrigen Sätze hergeleitet werden, in welchem sonach für den Verstand alles klar ist. Unter Vernunft versteht er das Vermögen des Menschen, vermittelst welches er sich alles begreiflich zu machen trachtet, und durch Schlüsse und logische Verbindung ein Ganzes menschlicher Weisheit bildet. Religion und Freyheit liegen nun höher, als *diese* Weisheit und *diese* Vernunft, weil sie schlechterdings, ihrer innersten Natur nach, nicht in der *Sphäre* des *Begreiflichen* liegen, sondern, sobald man sie begreiflich machen will, ein falsches Licht erhalten, und nicht mehr sind, was sie sind. Hält sich nun eine in Begriffen räsonnirende Vernunft und eine aus Begriffen gewordene Philosophie für in sich selbst genügend, erkennen nicht beide ein Unbegreifliches an, welches höher als alles Begreifliche liegt: so werden Religion und Philosophie in einem beständigen Widerspruche mit einander stehen, wie der Vf. (S. 1.) sagt. Indem er aber diesen Satz ohne die durchaus nöthige Erklärung hinstellt, muss er einem jeden Leser anstössig seyn, der in der Vernunft das edelste Vorrecht des Menschen, und in der Philosophie die höchsten Bestrebungen seiner Kraft erkennt. Auch Rec. war mit dem Eingange des Buchs aus diesem Grunde durchaus unzufrieden, bis er tiefer hinein die wahre Meinung des Vfs. sah, und sie sich rechtfertigen konnte; er hat zugleich bedauert, dass sowohl hiedurch, als durch den Mangel an Abschnitten (denn die drey Bücher, in welche die Schrift sich theilt, sind ohne allgemeine Angabe des Inhalts), den Mangel an Präcision und einer logischen Theilung und Kommatisirung des Gedankenganges (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist), der sonstige lebendige Geist, der tiefe Sinn und die originale Ansicht des Vfs. in Schatten gestellt wird. Eine genauere Angabe des Inhalts wird unsere Leser mit dem Wesentlichsten des Buchs bekannt machen.

Religion ist weder ein System, noch Bekenntniss, sondern sie ist das, was einem jeden wirklich das Höchste

Höchste und Heiligste ist, so dafs darin in der That, und nicht durch die Gedanken, seine ganze Thätigkeit gebunden ist. Sie bindet die Freyheit, und zwar durch eine höhere Verbindlichkeit, welche nicht aus der sichtbaren Welt hergenommen seyn kann. (Hier ist also der alte Wortsinn des Wortes *Religion* beybehalten; nur scheint die Religion blofs auf das Praktische des Menschen bezogen, da sie hingegen in einem weitern Sinne sowohl für das Praktische, als auch für das Theoretische das Höchste ist.) Alles, was frey ist, ist unbegreiflich, und erkennt sich selbst erst dann als Freyheit, wenn es sich in einem Gegensatze der Freyheit bestimmt. Die Freyheit aber, welche etwas in sich erkennt, kann kein Gegenstand des Wissens werden, sondern nur der Gegensatz, in dem sie sich bestimmt. Deswegen giebt es keinen Beweis für Gott. Der Gott, dessen Daseyn man beweisen will, ist zuverlässig ein Geschöpf unserer Thätigkeit, wenigstens in so fern der Beweis auf ihn angewendet werden kann. Auch die Nothwendigkeit einer Religion überhaupt läfst sich gar nicht beweisen. Wer es thun will, giebt gerade durch seine Beweise die Waffen gegen sich in die Hände. (Diese Wahrheit hat bekanntlich schon *Kant* in ihr hellestes Licht gesetzt.) Es giebt also einen Glauben an die Gottheit, und dieser Glaube ist nicht der Willkür des Menschen überlassen, sondern er glaubt, *weil er da ist*, und es ist nicht die Frage, ob er glauben mufs, oder es auch unterlassen kann. Glaubt er nicht an den Gott der Freyheit, so glaubt er an den Gott der Bestimmtheit (an physische Nothwendigkeit, an Fatum), an einen bösen Gott und einen verführenden Teufel. Wer sich mit seinen Gedanken von der lebendigen Gottheit so weit entfernt hat, dafs er erst einen Gott *suchen* will, der denkt alles verkehrt. Dem ist die übersinnliche Welt eine Welt, zu der er sich erheben kann, und uns ist sie eine Welt, aus der man nicht hinausgehen kann. Dem ist die unbegreifliche Freyheit ein Gegenstand der Speculation, und uns ist sie das Speculirende selbst (und in so fern auch der *Geist* des Menschen, seine *Vernunft* im höhern Sinne). Nur durch die religiöse Thätigkeit bleibt die Vernunft die lebendige Stimme der Wahrheit (d. h. sie ist Vernunft für sich selbst, nicht abhängig von den Beweisen des Verstandes), und das Gewissen die lebendige Stimme der Freyheit, welche von dem höhern Leben zeugen, welches wir ergriffen haben. (Aus jenem oben angegebenen engern Sinne, in welchem unser Vf. das Wort *Vernunft* nahm, entspringt die Behauptung (S. 58.), „dafs sich nie in der Welt eine *vernünftige* Religion halten kann." Also eine *unvernünftige?* Und doch ist die Vernunft die Stimme der *Wahrheit?*) Die Philosophie hat weiter nichts zu thun, als dafs sie aufs allerstrengste über die Religionsreinigkeit wacht, und darnach sieht, dafs die Religion durchaus keinen bestimmten Satz, keine Lehre und keine Meinungen zum Grunde legt. (Also: die Religion *ohne* Philosophie kann irren, *mit* Philosophie aber besteht sie in ihrer Reinheit, beide können daher nicht von einander getrennt seyn, sondern müssen sich auf die rechte Weise mit einander verbinden.) Genau betrachtet, ist in der Religion alles Offenbarung (nämlich nicht eben eine *äußere*, sondern eine *innere*), Offenbarung ist unbegreiflich, aber ist es Vernunft nicht auch? Die Vernunft mufs das höhere Licht der Offenbarung anerkennen, oder sie ist selbst finster und todt. Die Religion beruht nicht auf den Handlungen, sondern sie beruht auf sich selbst, und die Handlungen, welche sie bewirkt, legen nur das Zeugnifs ab, dafs sie da ist. Die Allgemeinheiten, von denen die Wissenschaft anhebt, sind Gränzpfähle für alles Wissen, an denen es getödtet wird, dafs es nicht weiter kann, aber keinesweges lebendige Darstellungen, bey denen man sich beleben könnte. Der Mensch gewinnt nicht durch die Autonomie seiner Vernunft und durch die errungene Fähigkeit, sich nach dem Gesetze zu richten, an innerer Würde, weil das alles nur eine Folge der höhern Bestimmtheit (des Relativen, Bedingten) ist, und er verliert seine Freyheit, wenn er seine eignen Gesetze für seine Bestimmung hält. Die Philosophie mufs sich überzeugen, dafs die religiöse, d. i. die völlig reine Freyheit besser, und mehr werth ist, und richtiger die Wahrheit sagt, und vollkommener das Gute thut, als Vernunft und Gewissen zusammengenommen, mit allem, was dadurch bestimmt und gelehrt werden kann und wird. (Hier weifs Rec. dem Vf. nicht zu folgen. Er weifs nicht, wie etwas Gutes und Wahres einen andern Ursprung nehmen könne, als aus Vernunft und Gewissen. Vielleicht liegt es auch hier nur am Ausdrucke, wie S. 98., wo es heifst, die Religion habe *jedes* Verbrechen begangen, und so lange die Welt steht, werde kein Verbrechen geschehen, wozu sich die Menschen nicht in ihrer Religion bestimmt haben. Hier bedeutet das Wort Religion blofs im Allgemeinen *Ueberzeugung* der Menschen, und freylich aus irgend einer Ueberzeugung gehen bey vernünftigen Wesen die Thaten hervor. Aber sonst wird gewifs kein Mensch, der nur Achtung und Scheu hat vor irgend einem Höhern, Guten und Wahren, und daraus eine Verbindlichkeit für sich herleitet, also *Religion* hat, zu *jedem* Verbrechen fähig seyn, wenn er auch mannichfaltig irren möchte.) Es giebt drey Wege für die Philosophie, wie von ihr eine Freyheit nachgewiesen werden kann. Der erste Weg ist, durch ihre Thätigkeit die Freyheit, als eine Nothwendigkeit und Allgemeinheit, zu suchen und anzunehmen. Der zweyte Weg ist, im Innern der Thätigkeit etwas aufzusuchen, welches man für die Freyheit nehmen kann. Dieser Weg ist vernünftiger, als der erste. Der dritte Weg ist der, dafs man die Freyheit in der Bestimmung der Thätigkeit aufsucht, aus der sie selbst hervorgehet. (Diese Angabe ist dunkel.) Die oberste Bestimmtheit (das oberste Relative?) ist die reine That der Freyheit, in welcher die Freyheit sich zum lebendigen und selbstständigen Schöpfer aller Wahrheit bestimmt. Diese That erscheint in mancherley Wirkungen, sie wird Vernunft, sie wird Liebe, sie wird Muth, sie wird Geschmack, sie wird zur Stimme des Gewissens. (Rec. würde lieber sagen: Freyheit ist das Erste im Menschen,

fchen, fie ist dasselbe mit der höhern Vernunft, ohne fie ist kein Denken und keine Begierde, keine Liebe, kein Muth, kein Gefühl für das Schöne und Gute.) Man könnte fie Seele oder Geist nennen. (Gegen das Wort *Vernunft* erklärt sich der Vf., weil er es im eingeschränkten Sinne nimmt. In diesem eingeschränkten Sinne und im Gefühle der beleidigten innern Hoheit des Menschengeistes durch anmafsende Speculation, heifst es S. 156.: „Das Gewissen sollte sich dem höchsten Gesetze der Vernunft unterwerfen, und der lebendige Dolmetscher des Sittengesetzes seyn. Die mächtige, alles belebende Liebe, welche über Alles Freyheit verbreitet, und jeden Tod zernichtet, damit Leben und Fülle hervorgehe, verbannte man, weil fie über alles Wissen erhaben ist, und auf keine Weise den Gesetzen der Vernunft unterworfen werden kann, in den Abgrund der Sinnlichkeit!") Höher hinauf, als bis in die reine That, geht keine Untersuchung. Es ist das Leben selbst, durch welches dem einen dieses, dem andern jenes das Liebste, das Heiligste und das Beste ist. Hier eröffnet sich eine neue Welt, und der Glaube verbindet die Welt des Begreiflichen und des Unbegreiflichen. Es wäre Unverstand, wenn der Mensch sagen wollte, er habe weder Glauben, noch Religion. Sobald er thätig ist, so setzt diese Thätigkeit schon in sich selbst die Unbegreiflichkeit, dass er thätig seyn kann, und den Glauben an diese Unbegreiflichkeit voraus. Selbst die Philosophie ist nichts als Thätigkeit ohne Bestimmung und Zweck, wenn ihr nicht der Glaube ihre Bestimmung darreicht.

Hierauf giebt der Vf. (S. 182.) eine Stufenleiter der bestimmten Thätigkeit, wie fie für die wahre Freyheit Statt findet. *Erster Grad:* Freyheit bestimmt sich in der Freyheit, — Religion. *Zweyter Grad:* Religion bestimmt die reine That — Vernunft u. f. w. *Dritter Grad:* Reine That bestimmt die Wirkung — Verstand u. f. w. *Vierter Grad:* Wirkung bestimmt den Gebrauch — Klugheit u. f. w. *Fünfter Grad:* Gebrauch bestimmt den Genufs — Lust u. f. w. *Sechster Grad:* Genufs bestimmt die Begierde — Leidenschaft u. f. w. (Rec. weifs auch hier dem Vf. nicht ganz zu folgen. Soll diefs etwa heifsen: es giebt keine Klugheit ohne Verstand, keinen Verstand ohne Vernunft, keine Vernunft ohne Freyheit und Religion: fo würde er gern dem Vf. beystimmen.) Der Glaube wirkt durch diese ganze Stufenleiter. Wer fich mit ihm auf einem niedrigen Standpunkte befindet, dem ist es unmöglich, in das Freye hineinzuschauen. Je niedriger nun eine Philosophie steht, desto trauriger ist ihr Verhältnifs zur Religion. Das äussere Leben ist allemal da, wo der Glaube sich findet. Was über den Glauben hinaus liegt, liegt für jedermann in der unbegreiflichen Freyheit, welche vernimmt, aber von der nichts vernommen (nämlich begriffen) werden kann. Es geht die wahre Vernunft erst dann in dem äufsern Leben hervor, wenn ihre Bestimmung über alle Bestimmtheit sich erhebt, und durch den Glauben an das Unendliche oder an die unbegränzte Freyheit in das äufsere Leben hineintritt. Dieser Glaube ist nichts anders, als das Festhalten an seiner freyen ursprünglichen Selbstständigkeit, oder an der Selbstbestimmung, welche wir in der Freyheit erhalten haben. Dieser Glaube ist in sich selbst Glaube an die reine Religion. Die Philosophie (als Wissenschaft in Begriffen und Beweisen) weifs aus diesem Glauben nichts zu machen, und doch sind ihm allein die höchsten Kleinode der Menschheit, Freyheit, Unsterblichkeit und Gott, anvertraut. Er ist das Feststehen in der Freyheit, die fortdauernde Gewifsheit, dass wir einer höhern Welt angehören, und die Ueberzeugung, dass wir Gottes Kinder sind. Wenn je etwas gewifs ist, so ist das höhere Leben in einer freyen Welt gewifs. Diese Gewifsheit ist mit unserm Daseyn da, in ihr wissen und thun wir alles. Man kann also die Philosophie als Wissenschaft der freyesten Bestimmtheit ansehen, in der sich die freye Wirkung, ehe fie in eine andere Bestimmtheit hineintritt, selbst bestimmt, und ihren Inhalt so fassen, dass er der Inbegriff der reinen Thätigkeit der Selbstbestimmung vermittelst des Glaubens ist. (Auch nach der Ueberzeugung des Rec. muss jede wahre Philosophie mit der Freyheit beginnen; nicht mit dem *Begriffe* derselben, — denn fie ist *unbegreiflich*, — sondern mit ihrer *Voraussetzung*, als der höchsten Wahrheit, worauf sich alle andere Wahrheit stützt. „Die Philosophie muss alles erklären, alles deutlich machen; nur das Licht selbst kann fie natürlicher Weise nicht erklären", sagt der Vf. S. 250. sehr richtig.) Die Philosophie bestimmt sich im Glauben, und erst der Glaube leitet zur Religion hin. (Dieser Glaube ist vielmehr Religion selbst, auch nach den obigen Bestimmungen des Vfs.) In so fern ist es der Religion allein vorbehalten, den Menschen von der Sklaverey der Bestimmtheit zu retten, und in ihm die wahre Freyheit lebendig herzustellen. Der Vf. wiederholt nach seiner einmal gewählten Ansicht der Philosophie den Vorwurf des Widerspruchs, in welchem fie mit der Religion stehe, dass ihr die Thätigkeit mit ihren Wirkungen alles sey, dass fie allemal (?) die Unwahrheit sage, wenn fie von der Freyheit spricht; er wird fogar hart (S. 305.): „Weg mit der unwahren Beruhigung, in der Welt nicht umsonst gelebt zu haben und der Welt nützlich gewesen zu seyn, da unsere reinsten Thaten wahrscheinlich mehr Verderben als Gutes in der Welt gestiftet haben." Wie soll denn der Mensch *wandeln* in rechtschaffener Gerechtigkeit, Heiligkeit und Unschuld, welches vor Gott gefällig ist, und (nach S. 301.) das Wesentliche der Religion ausmacht; ohne den *Wandel* und ohne die *That?* Dass die äussere That ohne den Geist, aus welchem fie hervorgeht, keine Tugend sey, und aus den Folgen der That nicht ihr sittlicher Werth sich bestimmen lasse, gilt ja auch nach dem Kantischen Systeme. Einige Bitterkeit herrscht in den Worten: „Nun so macht euch denn berühmt und nützlich. So zerschmettert Welten, um fie wieder aufbauen zu können; und bauet fie, damit fie wieder zerschmettert werden können. So theilt den Armen mit, dass fie müfsig werden; und helft dem Nothleidenden, dass er sich leichtsinnig in Noth stürzt. Geniefset euern

Ruhr

Ruhm und die Thränen des Danks mit empfindungsvoller Wollust. Aber gedenket, dass ihr euern Lohn dahin habt; dass ihr mit euren Handlungen einen Himmel verdienen wollt, der nicht zu verdienen ist." Wahrheit liegt in diesen Worten, wenn sie recht verstanden werden, nämlich die: es ist nur ein erdiger Wolken-Himmel, der sich durch nützliche und für die Menschheit wohlthätige Handlungen *verdienen* lässt; in seiner Brust muss der Mensch den höhern Himmel schon tragen, wenn er tugendhaft und gross seyn will; was die Menschheit Gutes und Erfreuliches von ihm erfährt, ist nur Abdruck des innern, reinern Himmels ohne Wolken.

Mit Beystimmung lasen wir gegen den Schluss des Werks die Bemerkung, dass weder Unterricht noch Religionscultus die Religion im Menschen hervorrufen könnten, wo sie nicht sey. Ueberhaupt will der Vf. den öffentlichen Cultus nicht als blosse Unterrichtsanstalt betrachtet wissen. Er sagt S. 328.: „Mensch, wo willst du hin, wenn du nicht heilige Versammlungen besuchen magst? Geh' in die Häuser der Nothleidenden, — und lerne klagen. Geh' auf den Markt, — und lerne handeln. Geh' in die Versammlungen des Volks, — und sieh, wie die Wuth und die Leidenschaft tobt. Ueberall findest du gebundene Geschöpfe, deren Schwachheiten du siehest, deren Frevel du mit empfindest, aber nirgends den freyen königlichen Regenten der Erde; nirgends den Menschen, der über allen Staub erhaben ist, und als freyer Mitbürger einer höhern Welt und als Besitzer eines ewigen Lebens erscheint; nirgends den Mitmenschen, der sich allen in Liebe darbietet und alles in der Freyheit vereiniget. Alles ist getrennt und zurückstossend. Nur da ist der Mensch, wo der Mensch in seiner Freyheit erscheint, und vor dem Allgegenwärtigen sich zu reiner freyer Menschlichkeit bestimmt. Nur da ist man ganz Mensch, wo man Eins ist mit dem Menschen in der Freyheit, und mit ihm gemeinschaftlich den Wahrhaftigen anbetet. Nur da ist der Mensch in seiner Würde als Ebenbild Gottes, der sich jede Bestimmtheit und die ganze Erde unterwirft, und durch nichts, weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit, beschränkt ist."

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *A. L. Schlözer's öffentliches und Privatleben*, von ihm selbst beschrieben. *Erstes* Fragment. 1802. VI u. 308 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ausser *Johannes Müller's* Briefen kennt Rec. kein Buch, das er jungen Männern, die sich besonders dem Studium der Geschichte widmen wollen, so dringend empfehlen möchte, als die vorliegende Biographie. Es gehen einige Wahrheiten aus dem Buche hervor, die vorzüglich von der Jugend unsers Zeitalters beherzigt zu werden verdienen; dass man sich nur durch ein sehr ernstes und anhaltendes Studium zum Gelehrten in der wahren und edeln Bedeutung bilden kann; dass ein wahrer Enthusiasmus für die Wissenschaften alle äussere Hindernisse glücklich besiegen wird, und dass der Gelehrte sich dadurch zu einem Gefühle von Würde und Selbstständigkeit, das ihn mit freudigem Muth erfüllt, ihn immer das einzige Ziel seines Strebens, Aufklärung und Belehrung seiner Zeitgenossen, erblicken lässt, und dadurch für die Entbehrungen, denen er sich unterziehen muss, hinreichend entschädigt. — Das Hauptverdienst dieser Lebensbeschreibung liegt in den Aufschlüssen über den Gang, den die Bildung des Vfs. genommen hat, und den Winken über seine Art zu studiren (z. B. S. 41 über seine Methode, fremde Sprachen zu erlernen u. d. m.), die für aufmerksame Leser nicht verloren seyn werden. Möchte doch diese Schrift auch dazu beytragen, dass der Werth einer gründlichen Geschichtforschung und der historischen Kritik, die man, nach der Mode unserer Tage, geringschätzig zu behandeln anfängt, erkannt werde, und die ärmliche Geschichtsstafficrerey (um uns eines Schlözerschen Ausdrucks zu bedienen), womit man so häufig zu blenden sucht, in ihrer wahren Gestalt erscheine. — Aber auch der übrige Inhalt ist weit interessanter, als er es sonst in den Biographieen blosser Gelehrten zu seyn pflegt. Diess *erste* Fragment enthält des Vfs. Reise nach Russland und seinen Aufenthalt daselbst, von 1761 — 1765. Hr. *v. Schl.* hat eine Menge neuer und höchst interessanter Nachrichten über Russlands damaligen Cultur- und Literaturzustand, die Lage des Studiums der russischen Geschichte und der Pädagogik, die Gelehrten seiner Zeit, z. B. *Müller*, *Tatisczew*, *Fischer*, *Lomonossow*, *Backmeister* und viele andere, in seine Erzählung verwebt; auch hat er nicht unterlassen, durch hier und dort eingestreute Anekdoten von einigen politisch-merkwürdigen Männern, *Taubert*, *Teplow* u. a., Sitten- und Charakterzüge und politische Bemerkungen die Lectüre des Buchs noch anziehender zu machen. Dem Statistiker wird besonders der *achte* Abschnitt angenehm seyn, der die Geschichte des russischen Tabellenwerks bis zum Jahr 1790. enthält. Nähere Auszüge wird man hier nicht erwarten; wir erlauben uns nur noch die Aeusserung des Wunsches, dass es dem ehrwürdigen Manne gefallen möchte, auch die Geschichte seiner Jugend, seines frühern Studirens, seines Aufenthalts in Schweden, und nachher die Erfahrungen, die er auf seinen Reisen als akademischer Lehrer und als Schriftsteller zu machen Gelegenheit gehabt hat, mit der Ausführlichkeit dieses ersten Hefts (die dennoch immer des Mannes von Kopf und Geschmack würdig bleibt und nie zu pedantischen Kleinlichkeiten herabsinkt) dem Publicum mitzutheilen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. November 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, in d. Curt. Buchh.: *Pepinieren zum Unterricht ärztlicher Routiniers* als Bedürfnisse des Staats nach seiner Lage wie sie ist, vom Prof. *Reil.* 1804. 140 S. 8.

Es ist ein verhältnissmässig sehr kleiner Theil des Menschengeschlechts, der selbst in den cultivirtesten Reichen Europa's den Beystand solcher Aerzte und Wundärzte geniesst, die der Staat anerkennt, und die nach ihrer äussern Beziehung auf diesen Namen Anspruch haben. Der ganze Bauernstand, die mehrsten Bewohner der Flecken und kleinen Städte, der grosse Haufe in sehr vielen grössern Städten, die keine vorzüglichen Armenanstalten haben, diese ungeheuren Menschenmassen holen sich wohl in einzelnen Fällen einmal ein Paar Recepte, verlangen und erhalten wohl zu Zeiten den Besuch eines legitimirten Arztes oder Wundarztes; im Ganzen aber sehnen sie sich eben so wenig nach ordentlicher medicinischer Hülfe, als es bey der jetzigen Lage der Dinge möglich ist, sie ihnen zu leisten, es sey nun, weil es in Bezug auf die ganze Bevölkerung zu wenige Aerzte giebt, diese sich zu sehr in den grossen Städten häufen und zu sehr den Reichen fröhnen, oder weil der gemeine Mann die Kosten des Arztes und der Arzneyen scheuet oder nicht aufbringen kann, oder Mangel an Einsicht und Glauben hat, um zu folgen und auszudauern, wenn der wohlthätige Erfolg sich nicht, wie nur selten der Fall seyn kann, alsbald zeigt.

Diese Beobachtungen haben Rec. oft auf eine niederschlagende Art beschäftigt, wenn er den Einfluss der Aerzte und ihrer Kunst auf die Menschen erwog; sie liegen dieser Schrift zum Grunde, und Hr. *Reil* theilt uns einen sehr durchdachten Plan mit, dem grossen Missverhältniss abzuhelfen, das sie bezeichnen. Die Entwickelung dieser Mängel der jetzigen medicinischen Verfassung enthält indessen einige Stellen, die einer grossen Missdeutung fähig sind und eine Berichtigung erfordern. Der Vf. erklärt sich gegen die Eide und Gesetze, die von dem Arzte fordern, keinem, der seine Hülfe verlangt, solche eigenmächtig zu versagen, *den Armen ohne Belohnung mit Rath und Gutachten an die Hand zu gehen.* S. 12. lieset man die harte Stelle: „als Staatsbürger trägt der Arzt seinen *gesetzmässigen* Theil zur Unterstützung der Armuth. Dient er überdiess noch einem Armen umsonst, aus Kunstliebe, Humanität und Localverhältnissen, *so thut er mehr, als er schuldig ist.* Allein von dieser *Willkühr* kann der Staat die Besorgung des Gesundheitswohls des armen Haufens nicht abhängig machen u. s. w." Der sogenannte Doctoreid schien uns nie eine Anforderung des Staats auszudrücken, sondern eine freywillige Verpflichtung zu seyn, die der ganze Stand der Aerzte übernommen hat, und die er sich feyerlich von jedem zusichern lässt, den er für würdig erklärt, in seine Verbindung zu treten. Ein Schriftsteller von dem Ansehen eines *Reils* sollte aufmerksamer seyn, einen verderblichen Missbrauch seiner Aeusserungen zu verhüten. Welche Engherzigkeit könnte man jedem Staatsbürger vorwerfen, der im Besitz des Vermögens irgend einer Art, es bestehe nun in Geldeswerth oder Geschicklichkeit, sich auf das berufe, was er gesetzmässig zur Unterstützung der Armuth beytrage, und das geringste, was er darüber thue, für mehr hälte, *als er schuldig sey.* Eine solche Denkart will der Vf. gewiss nicht sanctioniren. Seine Ansicht ist ohne Zweifel, dass die Staatsgewalt nicht mehr fordern könne, dass die bürgerlichen Gesetze keinem Individuum mehr auflegen können. Was die moralischen und religiösen Gesetze gebieten, hält er gewiss für gleich bindend; aber wir hätten es um so lieber von ihm erwähnt gefunden, da in seiner ganzen Darstellung der gelehrte (soll immer hier heissen, der legitimirte) Arzt und der Reiche zu sehr an einander geknüpft erscheinen, und alles zu sehr auf klingende Münze bezogen ist. Kein ausübender Arzt kann einem Einwohner der Stadt oder Gegend, denen er sich widmet, seine Hülfe versagen, wenn eine bestimmte Anforderung an ihn ergeht. Das Nöthige gegen die Krankheit zu thun, darf er nicht unterlassen; das, was dem Kranken nur beruhigend und angenehm ist, die öftern und längern Besuche, die mag er immerhin einer Berechnung seiner Geldvortheile mit dem Werth seiner Zeit und Kräfte unterwerfen. Für jenen Grundsatz lassen sich sehr starke Gründe anführen, denen im Gemüth des Arztes, in dem der Mensch nicht erstorben ist, ein lebhaftes Gefühl entspricht. Wie herabgewürdigt würden auch die Aerzte erscheinen, wenn nur ein Geldvortheil sie in Bewegung setzen könnte! Gott Lob, dahin ist es noch nicht gekommen, so ausgeartet sind die Söhne Aesculaps noch nicht, und Rec. Freude war immer die Betrachtung, dass kein Stand soviel aus reinem Interesse für die leidende Menschheit thut, und so grosse Beschwerden und Anstrengungen ohne allen Geldgewinn übernimmt. Lasst uns ihnen nie sagen, sie thäten mehr, als sie schuldig sind.

Der grosse Haufen, sagt der Vf., zieht Scharfrichter und Fahnenschmiede zu Hülfe, schnappt die Hausmittel auf, die durch Traditionen in seiner Ge-

gend fixirt sind, oder wendet sich an die Hausfrau des Hofes, die den Armen lieber Rhabarber als Brot giebt, weil sie dadurch neben der Gnade noch ihre eigne Weisheit zur Schau aufstellt. Um dem daher fliessenden Uebel etwas abzuhelfen, gestattet der Staat den Landwundärzten und Apothekern die medicinische Praxis. Allein um wie viel besser ist denn die Menge durch diese Aerzte berathen, an welche der Staat ihn jetzt gewiesen hat, im Verhältniss zu jenen, zu welchen seine Armuth und Rohheit ihn hindrängte? Die Barbierstuben sind vorzüglich die sanctionirten Lyceen zur Bildung der Aerzte, denen das Gesundheitswohl des Wehr- und Nährstandes anvertrauet ist. Was ist unter diesen Umständen zu thun? Man hat es dem Staat aufbürden wollen, die Arzneyen für den grossen Haufen zu bezahlen und Kreisärzte zu salariren, die ihm umsonst dienen. Allein ist er dazu verpflichtet? Kann er es, wenn er auch will? Wir wollen auf tausend Menschen einen Arzt rechnen [unter den niedern Ständen, die nicht aus Verzärteley krank werden und in Krankheiten sich nicht verzärteln, wäre für einige Tausende wohl ein Arzt zureichend], wie viele Aerzte und Arzneyen hat der preussische Staat bey einer Volksmenge von neun Millionen zu bezahlen? Aber ist denn für die arme Volksclasse, die uns Schutz und Nahrung giebt und unsern Bedürfnissen frohnt, damit wir sicher und gemächlich leben können, nichts weiter in medicinischer Hinsicht zu thun, als was bereits geschehen ist? Ich glaube ja! sagt Hr. *R.*, der Staat hält sich für verpflichtet, *Akademieen* zu halten, auf welchen *die gelehrten Aerzte* für die reichen Bürger gebildet werden. Würde es wohl eine unbillige Forderung an ihn seyn, dass er auch für *Pepinieren* sorgte, in welchen *die Routiniers* zum Dienste für den grossen Haufen abgerichtet würden? Daher das Erforderniss der Akademieen und Pepinieren im Staat. Keinen andern wesentlichen Unterschied medicinischer Lehranstalten giebt es nicht. Die abstracte Kunst an sich [welche ist gemeynt?] ist ein *beschloßner* (?) Inbegriff des Wissens und Handelns [wer ist in seinem Besitz?] der durch Ueberlieferung [aus welcher Quelle?] von Individuum zu Individuum in ewiger Jugend fortschreitet; [diese Stelle hat für uns keinen Sinn]. Die Mittheilung der Kunst durch den Unterricht kann nun auf *doppelte* Art geschehen. Entweder wird beides, das Wissen und Handeln ganz in seiner Einheit, oder blos der Mechanismus des Handelns ohne die Gründe, aus welchen es fliesst, dem Zöglinge mit der nämlichen Beschränkung überliefert, als die künftige Sphäre seiner Thätigkeit beschränkt ist. [Jene Einheit ist noch das grosse Problem, das unsern Forschungsgeist beschäftigt, wie der Vf. weiterhin selbst eingesteht, und das viele für unauflöslich halten. Die künftige Sphäre des Routiniers müssen wir aber nicht in dem Sinne für beschränkt nehmen, in so fern wir ihm vorzüglich die untern Stände zu seinem Wirkungskreis anweisen; denn auch hier gilt es Menschenleben; sondern in so fern seine unausgebildetern Geisteskräfte, seine geringere Vorbereitung eine engere Begränzung seines Wissens nöthig machen.] Alle andere Differenzen, z. B. in Militär- und Civil-, in medicinische und chirurgische Schulen sind theils ausserwesentliche, theils sinnlose Trennungen. Wie, wendet man ein, man soll Pepinieren gründen und Routiniers darin bilden, die aus Mangel an *wissenschaftlichen* Kenntnissen einen Menschen morden könnten? Diese Anstalten gar durch den Staat sanctioniren, der doch keine Stümper dulden, und alle Pfuscherey mit Stumpf und Stiel ausrotten soll? Ja, ich meyne diess in vollem Ernst, lautet die Antwort. Mag auch ein Mensch fallen, den ein besserer Arzt hätte retten können. Er fällt ja auch jetzt, und neben ihm Tausend andere. Rettet doch erst die Masse und nachher die Einzelnheiten; saugt nicht Mücken und verschluckt Kameele; löscht nicht Hütten und lasst die Palläste brennen; protestirt nicht gegen den geschickten Routinier für den gemeinen Haufen, und sehet seinen Niederlagen durch seine jetzigen Würgengel mit Gelassenheit zu. Duldet ihn nur für den intercurrenten Moment, bis das goldene Zeitalter anbricht. Dann wird der bescheidene Routinier von selbst dem rationellen Arzt weichen. [Ist das Ernst oder Spott?] Ihr wollt nur *wissenschaftliche* Aerzte im Staate auch für die grosse Masse dulden? Wer seyd ihr, die ihr dieses wollt? Aerzte? Wohlan, bringt mir erst einen Einzigen. Begnügt euch doch damit, wie ehemals die römischen Augures, dass das Volk euch für das hält, was ihr seyn solltet, aber nicht seyd, und stört nicht in diesem Glauben zu eurer eignen Schande. Ich kenne wohl gelehrte, aber keine wissenschaftlichen Aerzte, in denen Wissen und Handeln eins wäre. In der Ausübung ermangeln wir alle des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. Wer dieses noch nicht begriffen hat, der hat noch nicht die Elemente seiner Kunst begriffen. Gönnt also zum Besten des grossen Haufens dem Routinier sein bescheidnes Plätzchen neben euch; nur sorgt dafür, dass er zu seiner Bildung bessre Lehrer finde. [Im Gegensatz der Routiniers würden wir nicht sowohl gelehrte, als vielmehr denkende, selbstständige Aerzte aufstellen, die im Besitz des bisher aufs Reine gebrachten Wissens, mit dessen Gränze sehr wohl bekannt, und durch viele Studien vorbereitet, ein eigenes Urtheil über die Vorzüge der verschiedenen Systeme und Handlungsweisen fällen können. Wissenschaftliche Aerzte zu seyn, in dem Sinne, wie es hier genommen wird, ist nur die Anmassung einiger Naturphilosophen, die diese Stelle immerhin beschämen mag.] Des Vfs. Meynung ist aber nicht, dass der Staat mit den Routiniers auslangen könne. Die Denker und Wisser sind nöthig, theils zur Bildung der Routiniers, theils als positive Kräfte in der Maschinerie des Geschäftsganges, die den Typus ihrer Veredlung nicht ausser sich, sondern in sich haben, und die Masse durch ihr inneres Leben immerhin wieder an die Norm heranziehen. Dem Naturforscher ist die Wissenschaft selbst Zweck ihres Erwerbes. In dem Arzt ist sie zwar in Beziehung auf den Technicismus personificirtes Mittel zur Erreichung

chung äusserer Zwecke. Doch muss diess mit jenem in ihm coincidiren, wenn er sie als *rationeller Arzt* lebendig und in ihrer Totalität besitzen will. Hingegen hat der Routinier keinen freyen Gebrauch seiner Kunst; er ist blosses Mittel für äussere Zwecke. Sein Unterricht muss daher auf die nämliche Sphäre beschränkt werden, in welcher er künftig als Werkzeug gebraucht werden soll. [Eine schwere, oder gar unmögliche Beschränkung!]. *Aus dem klaren Bewusstseyn dieser Bestimmungen beider kann allein der Begriff der Schulen resultiren, in welchen sie, ihren Zwecken entsprechend, gebildet werden können.* Zu dieser Einsicht müssen nothwendig die Büreaus des öffentlichen Unterrichts durchdringen, wenn die Idee, welche den innern Organismus der medicinischen Schulen bestimmt, sich real in ihnen aussprechen soll. Der gelehrte Arzt muss auf einer *Universität*, die die Wissenschaft in ihrer organischen Einheit lehrt, der Routinier hingegen in einer *Pepiniere* gezogen werden, die das rohe Material nach der Grösse seiner künftigen Bestimmung (die nur aus dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt jener des gelehrten Arztes nachsteht, mit derselben aber für den Staat und die Menschheit zusammenfällt) gestaltet, und im Mechanismus des Handelns für bloss äussere Zwecke bestimmt. Wozu dem künftigen Stubenmahler die Schulen der *Correggio's* und *Michael Angelo's?* [Ein nicht glücklich gewähltes Bild. Wenn der Abstand in der Behandlung des kranken Landmanns von der des reichen Städtebewohners nach Einführung der Routiniers noch so gross seyn soll, könnte man sagen, als zwischen den Producten eines Stubenmahlers und den Werken eines *Correggio* u. s. w.: so lasst uns keine Veränderung der jetzigen Lage erzwingen.] Der gelehrte Arzt soll im Gegensatz des Routiniers der wissenschaftliche seyn. Doch ist er es jetzt nicht, muss aber die Tendenz haben, es zu werden und sein Ideal in ununterbrochener Approximation in sich auszuprägen suchen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Himburg: *Handbuch für Officiere, oder kurze Darstellung der gesammten Kriegswissenschaften.* Mit Tabellen. Von *K. F. W. Baron v. Diebitsch*, vormals russ. kaiserl. Major des Generalstabes u. der kaiserl. Suite. 1803. 264 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. will hier dem Officier des Generalstabes ein Handbuch geben, worin er bey den Verrichtungen seines Dienstes über manche ihm unentbehrliche Dinge Auskunft finden soll. Es beschäftigt sich demnach zu Anfang mit dem Endzweck des Generalstabes, und gehet dann zu den Mitteln über, diesen Zweck zu erreichen. Als die ersten nöthigen Grundkenntnisse werden hier *Menschenkenntniß und Terrainkenntniß* genannt und diejenigen Geschäfte angegeben, zu der jeder Mensch nach den Eigenschaften seines Kopfes und Herzens brauchbar ist. Dieser Gegenstand ist jedoch hier zu oberflächlich behandelt, als dass sich einiger reeller Nutzen davon versprechen liesse. Weit besser sind die Bemerkungen über die Terrainkenntniss, wo die Kennzeichen sehr gut angegeben werden, aus der sich die Beschaffenheit einer Gegend in militärischer Beziehung beurtheilen lässt.

Die *dritte Abtheilung* enthält die Grundsätze der praktischen Militärkenntniss, welche hier in die Kriegsbaukunst, die Taktik, die Artillerie, die Pionnierkunst und endlich in die alles umfassende Strategie eingetheilt werden. Die Maximen der permanenten Fortification sind hier richtig, doch ohne alle systematische Ordnung aufgestellt, dass es dem Leser gewiss schwer fallen wird, das Verlangte sogleich aufzufinden. Dieser Gegenstand ist unstreitig von *Struensee*, so wie neuerlich von *d'Arçon* und *Mandar*, am besten behandelt worden. Vorzüglicher ist S. 78 die Angabe der verschiedenen Dinge, worauf bey dem Recognosciren einer Festung Rücksicht genommen werden muss; Rec. hat keinen dahin gehörenden Gegenstand vermisst. Dasselbe findet auch in Absicht des Angriffs der Feldschanzen S. 88 f. statt. Jedoch fehlen S. 52. die genauere Bestimmung der Grundsätze, auf welchen die Stärke der Besatzung so wie der Approvisionnements-Entwürfe der Festungen beruhen; beides ist ein unzertrennlicher Theil des Operationsplans, und gehört daher auch ganz in das Fach des Generalstabes. Dagegen gehn die übrigens sehr guten Bemerkungen über den Angriff und die Vertheidigung der Festungen weit mehr ins Einzelne, als es der angegebenen Absicht des Vfs. angemessen ist. Eben so überflüssig für die Individuen des Generalstabes ist alles, was sich von S. 100 bis 137 über die Dressur und den Marsch, sowohl der Infanterie als der Kavallerie, und über die Auswahl der Pferde der letztern findet. Nicht allgemein bekannt ist folgende Bemerkung S. 124: „Wenn man erfahren will, ob viele gedruckte Pferde in der vorbeymarschirenden Kavallerie sich befinden, so stelle man sich während des Vorbeimarsches so, dass der Wind von der Kavallerie aus uns entgegen kommt; sind viele Pferde gedrückt, so wird der durch die Kavallerie ziehende Wind uns einen übeln Geruch entgegenführen."

Gut und zweckmässig sind die allgemeinen Grundsätze der Schlachtordnungen und der verschiedenen Manövres angegeben; so wie überhaupt alles darüber und über die Läger bis S. 170 Gesagte nichts zu wünschen übrig läst, als etwas mehr Ausführlichkeit, um seinem Zweck völlig zu entsprechen. In Absicht der Berichtigung der Specialkarten S. 178. muss Rec. nur *das* hinzufügen: dass sich nicht leicht jemand finden wird, der die dort angegebenen sehr ins Detail gehenden Fragen befriedigend zu beantworten im Stande ist, weil die zu befragenden Leute selten von der Beschaffenheit der Nebenwege, des Terrains u. s. w. eine richtige Kenntniss haben, wie Rec. die Erfahrung nur zu oft gezeigt hat.

Nicht bloss die verdichtete Luft S. 185, sondern vielmehr die aus den Bestandtheilen des Schiesspulvers

vers durch die Entzündung entwickelten Gasarten bringen die bekannte heftige Wirkung hervor, die nach den neuesten Versuchen auf einer mehr als 100,000 Mal stärkern Ausdehnung als die der Atmosphäre beruhet. Unrichtig ist auch S. 191. die Erklärung der drey verschiedenen Arten des Kanonenschusses. Zu dem *Kernschuß* muss man vorn soviel auf das Rohr setzen, als der Unterschied der höchsten Kopf- und Bodenfriesen beträgt, damit die Seele horizontal stehet; bey dem *Visirschuß* hingegen findet durchaus kein *Aufsatz* statt, denn eben durch die Richtung über Metall entstehet wegen des vorher erwähnten Unterschiedes eine Elevation von 1°. — Zu den glühenden Kugeln bedarf es keines Vorschlages von Erde oder Thon S. 194; sondern nass gemachtes Heu oder Stroh ist hinreichend und wird stets dazu angewendet. Die *Mörser* sollen nach S. 196. dazu dienen, *große Lasten* von Eisen, Steinen oder brennbarer Materie zu gewissen Zwecken nach einem bestimmten Orte hin zu schleudern. Rec. würde sich unter dieser Erklärung eher einen sogenannten *Erdwurf* denken. In die *Pulversäcke* kommt bloss Pulver, und nicht, wie S. 201., wechselnde Lagen von Erde und Pulver. — Es würde übrigens die Gränzen dieser Recension zu weit ausdehnen, wenn man alles Unrichtige und Schwankende dieses von der Artillerie handelnden Abschnittes anführen wollte, der dem Vf. bey weitem am schlechtesten gerathen ist. Er folgte hier offenbar einem falschen Führer, hätte sich aber aus einem der neuern Werke leicht eines bessern belehren können. Vorzüglich kann Rec. nicht der Meynung des Vfs. in Absicht einer noch grössern Verkürzung der Kanonen beystimmen, deren Schüsse alsdann bey nur einigermaßen beträchtlichen Distanzen sich in ein fruchtloses Geknalle verwandeln würden. Es giebt hier ein gewisses Maass, das sich ungestraft nicht überschreiten lässt, dessen Erörterung aber nicht hierher gehöret. Der Vorschlag S. 217: die Distanzen durch den Sehewinkel zu bestimmen, unter welchem gewisse Gegenstände erscheinen, ist gut und auch schon von *Scharnhorst (Handbuch f. Offiz.* 1. Th.) angegeben worden. Im *vierten* Abschnitte, der von der *Strategie* handelt, vermisst Rec. die nähern Bestimmungen, worauf man bey der Fertigung eines Operationsplans vorzüglich Rücksicht nehmen muss, und wie die dahin gehörenden Berechnungen und Vergleichungen der Streitkräfte und der gegenseitigen Hülfsquellen anzustellen sind.

Die am Ende befindlichen Tabellen beziehen sich bloss auf die Artillerie, und enthalten die Dimensionen der Geschütze, die Schussweiten u. s. w. Man findet darunter aber noch Dreyunddreyssig-Pfünder, ganze Karthaunen und ganze Schlangen, die doch längst aus dem Brauch gekommen sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Dorpat*, b. Grenzius: *Abhandlung vom Feuerlöschen*, von dem k. preuss. Kammerherrn *v. Hagemeister*. 1802. gr. 8. 63 S. 9 gr. — Der Vf. bemerkt gleich anfangs, dass die bisher zur besseren Feuerlöschung angewendeten Mittel aus Alaun und Vitriol deswegen weniger helfen, weil das Wasser keinen Zusatz von merklicher Schwere und Dichtigkeit erhalte, ohne welche jede Flamme das Wasser in einen unwirksamen Staubregen verwandelt. Zu einem vollkommenen Löschungsmittel wird erfordert, dass es dem Wasser eine bleibende Schwere mittheilet, und Salzsäure genug enthält, um damit befeuchtetes Holz auf eine Zeitlang unentzündbar zu machen. Jeder feine Thon (Lehm?) vereiniget diese Eigenschaften, sobald er ein ganzes Jahr in platten Haufen an der Luft gefault (gemodert) hat, und dann trocken aufbewahret wird. Eine solche Mischung that die wichtigsten Dienste bey einem Brande im heissen Sommer auf einem Landgebäude des Vfs. bey grossem Sturm. Ehe man mit dem Wasser, worin der Lehm vermischt war, zu Hülfe kommen konnte, waren schon die zuerst entzündeten Sparren eingestürzt und das halbe Dach und Haus stand in voller Flamme. Mit etwas mehr als sechs Tonnen Wasser löschten sechs Menschen das Entzündete ganz, und retteten das Uebrige vom Hause. Die zu Kohlen gebrannten Wände stehen noch. Dieser Thon oder Lehm (der Vf. nimmt bald diese bald jene Benennung, und verwirrt dadurch die Leser) wird am besten aus einer niedrigen oder ebenen Fläche, aber nicht über vier oder fünf Fuss tief gegraben, weil in dieser Tiefe sich die Salzsäure am besten concentrirt und der Lehm fetter bleibt, als wenn er von der Sonnenwärme zu sehr ausgetrocknet ist. Dieser modernde Thon muss bey dürrer Witterung wöchentlich zweymal begossen werden; er bekömmt mehr Salztheile, wird mehlicher und vermischt sich nach seiner völligen Abtrocknung gänzlich mit dem Wasser. Diese Mischung wird am dicksten gemacht, wenn aus Handschläuchen gelöscht werden soll, dünner für Handspritzen, am dünnsten für Kastenspritzen, ungefähr wie Milch. Nach dieser hauptsächlichen Darstellung des grossen Nutzens der Lehmmischung sagt der Vf. Verschiedenes von ihrer Anwendung bey dem Brande der Schornsteine, der Schiffe, der Dörfer, kleiner, mittlerer und grosser Städte, und giebt besonders bey letztern eine Methode an, nach einer 1666 zu London gemachten Bemerkung, an *einem* Orte eine Hauptexplosion durch ungefähr zwanzig, mit anderthalb Pfund Pulver angefüllten, Granaten zu machen, um damit Zeit und Platz zu gewinnen, die Lehmmischung anzuwenden, wenn die Flamme durch die Gewalt des Pulvers gezwungen wird, statt eines horizontalen Strichs vertikal zu steigen. Aus allem aber erhellt, dass besonders geübte Leute zugezogen werden müssen, wenn diese Mischung nützlich gebraucht werden soll, weil zumal bey Schlangenspritzen alles darauf ankömmt, nur die Brühe in sie zu leiten und allen Bodensatz zurück zu lassen. Zuletzt giebt der Vf. noch den sehr guten Rath, die Lehmschindeln nicht von blossem Stroh zu machen, sondern zerhacktes Haidekraut oder Bärenmoos darunter zu mischen, weil aus dem glatten Stroh der Lehm allzusehr ausgewaschen wird. Das Nützliche dieses Büchleins, welches nicht weniger als neun Groschen kostet, hätte, wenn Manches nicht zu oft wiederholt worden wäre, füglich auf der Hälfte Papier gesagt, auch hätten sich die Pflichten der Leute, die mit dem Lehm manipuliren sollen, kürzer vortragen lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs den 14. November 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, in d. Curt. Buchh.: *Pepinieren zum Unterricht ärztlicher Routiniers* — Vom Professor *Reil*; u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 325. abgebrochenen Recension.*)

Es folgt nun ein Abriss der jetzigen Ideen des Vfs. über das Weltall, den Menschen, die Vegetation, Organisation u. s. w. in besonderer Beziehung auf Physiologie, Nosologie, Materia medica, Therapie. Wie das hierher kommt, sehen wir nicht ein, obgleich dieser Abriss an sich merkwürdig ist als ein Beweis der jetzigen Anhänglichkeit des Hn. *R.* an *Schellings* Naturphilosophie, und auch von Seiten der Darstellung sich auszeichnet, die einfach und zusammenhängend, besonnen und kräftig ist, nur noch zu sehr mit Kunstworten überladen und mit neuphilosophischen Wendungen ausgeschmückt, doch viel weniger als wir in andern Schriften dieser Schule fanden. Die Kritik kann hier nicht in des Vfs. veränderte Ansicht und Grundsätze eingehen; hoffentlich erhalten wir in dem Archiv für Physiologie oder an einem andern Orte eine umständlichere Auseinandersetzung und Begründung derselben, und eine Widerlegung des Systems, das ihm in den letzten Jahren eigen war, und für dessen Entwickelung er so viel that.

Der Arzt soll durch Idee in den Mechanismus der Natur eingreifen, in ihr durch das Experiment eine Subjectivität setzen, die dem Zwecke des Genesens entspricht, und sich selbst gleichsam in ihr realisiren. (Ein sehr hoher Flug, noch mehr die Sprache der neuesten Philosophie, und vor allem Verdunklung des Gedankens selbst.) Er soll als moralisches Wesen auf ein anderes der nämlichen Art wirken. Dazu gehört, dass er auch in dieser Hinsicht sich mit seinem Object in die beste Beziehung setze. Von S. 57—60. finden sich vortreffliche Stellen über Speculation und Empirie und ihre Beziehung, und den Arzt überhaupt. Diess Bild des wissenschaftlichen Arztes sey nach seiner Vollendung, heisst es dann, das Vorbild der Schule, in welcher er seine Bildung als solcher allein empfangen kann. Ihr Organismus muss aus dem nämlichen Typus hervorgehen, in welchem die Wissenschaft ist, und mit dieser synchronistisch sich zu höherer Vollkommenheit entwickeln. Sie sey eine *Akademie*, die allein, als Organ der objectiv gewordenen Wissenschaft in ihrer Totalität, seine Bildung in ihrem ganzen Umfange vollenden kann. Die Akademie muss ihm Vorbild und Beyspiel zu seiner wissenschaftlichen Entwickelung seyn, das Kunsttalent wecken und es nach allen Seiten in ihm lebendig machen. Dann soll er selbst die Wissenschaft in sich schaffen, in sich den Künstler erziehen. An Wissenschaft und Kunst schliesst sich die Gelehrsamkeit an. Diese Trias ist also das ausschliessliche Vorrecht und die Verpflichtung der Akademie in Beziehung auf den Unterricht des wissenschaftlichen Arztes. Ein Geist beseele alle seine Lehrer in der Naturwissenschaft, in den Vorkenntnissen zur Naturwissenschaft und in ihrer Technik, damit sie ihn nach einerley Typus ausprägen. (Ob das zu wünschen sey? ob es auszuführen sey bey dem Wandel der Systeme in dieser Zeit und, bey der Neigung der jetzigen medicinischen Professoren, von einem System zum andern überzugehen? Wie ist das in Verbindung zu bringen mit der trefflichen Stelle S. 97.: ein positiver, äusserer und willkührlicher Studienplan steht mit dem Begriff einer Akademie, die zur Wissenschaft bilden soll, im Widerspruch. Wer ihn geböte, würde sich selbst preis geben und die Rechte des freyen Geistes durch einen muthwilligen Zwang verletzen.) Besonders sorge man für Lehrer der eigentlichen medicinischen Wissenschaften, die eine genialische Ansicht und neben der Empirie allgemeine Erkenntnisse haben, damit endlich einmal Einheit und Allgemeinheit [nur keine hypothetische, keine metaphysische und am wenigsten eine poetische] in jenes bandlose Gallimathias [ein viel zu harter Name] der sogenannten praktischen Medicin komme. [Erst gebe man der Medicin selbst diese Einheit und Allgemeinheit, dann werden sich schon Lehrer finden, die sie den jungen Leuten mittheilen.] Freylich bedürfen die Universitäten — einer Reform, die sie den Fortschritten des Zeitgeistes mehr anpasst. [Rec. würde das für die medicinische Facultät darauf beschränken, dass bey der Aufnahme der Studierenden Prüfungen statt finden, dass bey ihrer Entlassung als Doctoren nicht Leichtsinn, Geldgier und die strafbarste Gewissenlosigkeit so vieler medicinischen Facultäten ferner vorwalten könne, und dass für Lehrer gesorgt würde, wie sie Hr. *R.* in einigen Stellen bezeichnet — wenn sie zu haben sind, was wir bezweifeln.]

Den ärztlichen Routinier charakterisirt theils der Mechanismus des Handelns, theils seine Beschränkung auf die respective Sphäre, in welcher er als Werkzeug aufgenommen werden soll. Schwierigkeiten einer Charakteristik des Routiniers aus dem naturphilosophischen Gesichtspunkt. Der Routinier unterscheide die Formen der Krankheiten nach ihren äussern

äufsern Merkmalen, ohne fie verftanden; die Wirkung der Mittel wider dieselben, ohne die Art ihrer Wirkung begriffen zu haben. [Unfre beften Aerzte waren ftolz darauf, bey Gewandheit in diefer fchwierigen Unterfcheidung fich diefe Refignation eigen gemacht zu haben.] Ihn intereffire die Kunft, nicht die Erudition; was da ift, nicht was werden foll; die Thatfache, nicht die Urfache; die Wirklichkeit, nicht die Möglichkeit; der individuelle Organismus, nicht die Gattung; das Reale, nicht das Ideale. [Wie die Lage der praktifchen Medicin bis jetzt war, — und was hat fie verbeffert? was eröffnet befsre Ausfichten für die Zukunft? — legten die beften, helldenkendften, ausübenden Aerzte als folche, fich felbft diefe Befchränkung auf.] — Der Routinier fey endlich in feinem Aeufsern, in Sprache, Sitten, Räfonnement und Denkungsart, kurz in der ganzen Manier der Mittheilung, dem gemeinen Haufen in der Art verwandt, dafs er ihn als zu feiner Zunft gehörig anfehe. Dadurch tritt er mit demfelben in ein zweckmäfsiges Wechfelverhältnifs, vermöge deffen er an der Offenheit und Derbheit deffelben kein Aergernifs nimmt, und in dem nämlichen kraftvollen Ausdrucke mit defto mehrerer Energie auf ihn zurückwirken kann. Dadurch wird er fein Vertrauen gewinnen, und eher als der gelehrte Arzt im Stande feyn, den Pfufcher zu verdrängen.

Es folgt nun eine fchöne, tiefgefchöpfte Auseinanderfetzung deffen, was dem Wundarzt eigen ift, was ihn dem Arzt unterordnet, wenn er blofs den Gebrauch der mechanifchen Mittel kennt, und was ihn diefem gleich ftellt, wenn er ihre Anwendung und die unumgänglich nöthige Benutzung der phyficalifch-chemifchen und pfychifchen Mittel zu beurtheilen verfteht. Hr. *R.* hat unftreitig Recht; aber ein anderes ift die Frage, ob es für das gemeine Wefen zu wünfchen ift, dafs alle Aerzte die Gefchäfte der Wundärzte und alle befferen Wundärzte die Gefchäfte der Aerzte übernehmen möchten. Uns fchien es immer, dafs die Ausübung der innern Heilkunft und Wundarzneykunft verfchiedne Geiftesanlagen erfordern und geben, die fich gewöhnlich ausfchliefsen, und fehr felten zufammenfinden, und dafs beide denen, die fich ihnen einzeln auf eine genügende Art widmen, genug Befchäftigung darbieten. Wir bedauern, das hier nicht weiter ausführen zu dürfen. Bey der Seltenheit grofser chirurgifcher Operationen in gewöhnlichen Zeiten würde, wollte fich jeder Arzt ihnen unterziehen, keiner eine grofse Uebung und Erfahrung in Fällen diefer Art erlangen, was viele Nachtheile mit fich führen würde. Ueberdiefs geht die ganze Darftellung des Vfs. auf eine Lage der Dinge, wie er meynt, dafs fie feyn follte, nicht wie fie ift. Es war ein grofser Fehlgriff, fagt er, dafs man die Wundärzte in eignen, von den medicinifchen Schulen verfchiednen Bildungsanftalten erziehen zu müffen glaubte. Zwifchen Civil- und Militärärzten könne eben fo wenig ein reeller Unterfchied feyn. Compagnie-Feldfcheere follten Routiniers feyn.

Der Staat hat weit mehrere Routiniers, als gelehrte Aerzte nöthig. Jene müffen im Lande gebildet werden, daher eine zweckmäfsige Organifation und hinlängliche Anzahl der Pepinieren ein grofses Bedürfnifs ift. – Die Pepiniere darf mit der Univerfität nicht an einem Orte feyn. Welche Subjecte find zum Unterricht in den Pepinieren zuläffig? Solche, die gefund an Leib und Seele find, Künftlertalent haben, und wenigftens lefen und fchreiben können. Verlangt man mehr, auch Schulkenntniffe von ihnen, fo geräth der Aufwand zu ihrer Bildung mit ihrem künftigen Verdienft, und das Selbftgefühl ihres innern Werthes mit ihrer äufsern Beftimmung in Widerfpruch. Sie können fechzehn bis achtzehn Jahr alt feyn. Es ift unerläfsliche Bedingung zur Anftellung des Routiniers, *daß er Künftlertalent habe.* Diefs mufs ihn gleichfam mit blinder Gewalt fortreifsen, fein Inneres zu entfalten, und daffelbe unmittelbar durchs Handeln ins öffentliche Leben darzuftellen. [Diefs verlangt Hr. *R.* von Menfchen, die dem gemeinen Mann in Seyn und Bildung nahe ftehen follen.] Die Zöglinge müffen hier und überall, *vorzüglich vor ihrer Aufnahme in die Bildungsanftalt, in Beziehung auf dieß Talent*, geprüft, und diejenigen zurückgewiefen werden, denen die Natur daffelbe verfagte. [Wie man eine Prüfung vor ihrer Aufnahme anftellen, bey jungen Burfchen, die fechzehn bis achtzehn Jahre alt geworden find, und von denen fonft blofs Lefen und Schreiben gefordert wird, ein medicinifches Künftlertalent entdecken könne, fehen wir nicht ein, und hätten uns gern darüber belehrt gefehen.] Genies der Art find in den gemeinen Ständen nicht fo felten, als man glaubt. Es kömmt nur darauf an, dafs man fie zu fuchen verfteht. [Mit welcher Wünfchelruthe?] Nur hüte man fich vor dem Trödel der Akademieen und Barbierftuben. Man nehme *alfo* die tauglichften Subjecte von Waifenknaben, Cantoniften, Söhnen verunglückter Familien, kurz man nehme fie überall, wo man fie findet. Zuverläffig bedarf ein Lehrer an einer Pepiniere mehr Kraft und Selbftbeherrfchung, als ein Lehrer an einer Akademie. Das Bild eines folchen Lehrers wird nun entworfen. Nur einige unmafsgebliche Vorfchläge in Beziehung auf den Unterricht des Routiniers. Folgende Hauptlectionen: 1) *eine Propädeutik*, in welcher der angehende Routinier erft mit fich und feinem Fach einig gemacht und dadurch zum Studium deffelben vorbereitet wird. In diefer Lection gebe man ihm hiftorifch und in einem populären Vortrage eine Erkenntnifs von fich und feinem Vermögen; eine Anweifung zum Gebrauch feiner Seelenkräfte im Denken und Handeln; eine Idee vom Wiffen überhaupt und den in ihm enthaltnen Scienzen; die Elemente der Phyfik und Pfychik, in denfelben eine Anficht des Univerfums, als geiftige und materielle Natur, in vollkommenfter Wechfelwirkung; einen Begriff vom Organismus und dem, was in Beziehung auf ihn unorganifch genannt wird; und endlich eine Encyklopädie aller zur empirifchen Medicin gehörigen Scienzen. Diefem kann noch eine kurze Lebensphilofo-

losophie und Moral, eine Charakteristik des gemeinen Haufens, den er künftig behandeln soll, folgen u. s. w. [Unvorbereitete junge Menschen werden schwerlich das alles fassen und durch diesen Unterricht leicht dem Kreis des gemeinen Mannes entrückt werden, dem sie doch nach Hn. *R.* angehören sollen.] 2) *Die Naturlehre des Menschen* im Normalzustand nach seinen dynamischen und mechanischen Verhältnissen, in der Physiologie und Anatomie. Sehr tief läfst der Vf. seine Zöglinge eindringen, und stellt auch hier seine naturphilosophische Ansicht auf. 3) *Kranker Zustand* in Verbindung mit der *Therapeutik.* Es befremdet hier, dafs nach einem so umfassenden, tiefeindringenden Unterricht, wenn er auch (S. 94.) positiv und nicht demonstrativ, dogmatisch und nicht kritisch, populär und nicht gelehrt seyn soll, es doch heifst: diefs alles historisch, ohne den Zögling in das innere dynamische Verhältnifs des Organismus zu sich und der Aufsenwelt einzuführen. 4) *Die Instrumente zur Heilung*, die akologischen, physicalisch-chemischen und psychischen. Botanik, Chemie und Pharmacie, die Kunst zu dispensiren, alles auf die Bedürfnisse des Zöglings beschränkt, schliefsen sich hier an. Von dem Gebrauch der psychischen Mittel darf der Routinier nur das Nothwendigste erfahren; ihre Sphäre umgehen, ohne es sich zu erlauben, als handelndes Wesen in sie einzutreten. In dem *Cursus operationum*, der Theil der Akologie ist, bleiben die seltnen, schweren und gefährlichen Operationen, die grosse Kenntnisse, Uebung und einen kostbaren Instrumenten-Apparat erfordern, weg, hingegen mufs der Zögling in der Behandlung der Wunden und Geschwüre, der Verrenkungen und Beinbrüche, in der Anlegung eines guten Verbandes, der Taxis der Brüche u. s. w. wohl unterrichtet seyn. In der Geburtshülfe unterrichte man ihn vorzüglich in der Diagnostik und in der Kur der schnellen und leichten Fälle. Bey schweren Operationen ziehe er einen geschickten Accoucheur zu Hülfe. Für beide Fälle giebt es Liebhaber, [nicht auch Menschenfreunde?] die dergleichen Kunstwerke gern und unentgeldlich übernehmen. Hr. *R.* glaubt nicht, dafs er Vieharzt seyn solle. Unter die letzte Rubrik fällt noch die Diätetik und das Regime nach den Bedürfnissen der Classen, auf die der Routinier zu wirken hat. Wozu kann es helfen, heifst es, den Postknecht vor Näfse und den Armen vor Völlerey [der dieser, so widersprechend es auch scheint, oft ergeben ist, durch die er vielleicht arm ward und bleibt;] zu warnen? An Büchern, die zu diesem Unterricht und zum Gebrauch der Routiniers geeignet sind, fehlt es ganz. Vier Lehrer an einer Pepiniere reichen wahrscheinlich zu. Der Cursus dauert 3—5 Jahre nach der Differenz des Erwerbes, den der Routinier von seiner Kunst zu hoffen hat. [Wer vermag aber, Erwerb und Kunst so scharf gegen einander abzuwägen? Die zu erwartende Geldeinnahme trennt, nach des Vfs. Forderung, nicht allein die gelehrten Aerzte von den Routiniers, sondern spaltet diese nochmals in zwey verschiedene Classen, die sich sehr unterscheiden werden, wenn die eine 3 Jahre und die andere 5 Jahre den Unterricht genieſst.] Das Institut hat ein Spital für Kranke aller Art, das zugleich Armenanstalt seyn kann, und von den Communen unterhalten wird, die ihre Kranken darin verpflegen. Dispensirt wird nach einem eignen und dem nämlichen Dispensatorium, welches der Routinier in seiner künftigen Praxis gebrauchen soll.

Die Pepiniere ist Institut des Staats und steht unter seiner Autorität. Er trägt die Kosten, obgleich die Zöglinge und die Communen, für die diese bestimmt sind, etwas beytragen können. Der Unterricht soll nicht ganz unentgeldlich seyn, aber so wohlfeil als möglich. Ein jährlicher Beytrag des Zöglings von hundert Thalern, der in die Kasse der Pepiniere fliefst, wird nicht zu viel seyn. Dafür hält denn die Direction denselben ganz frey in Unterricht, Wohnung, Nahrung und Kleidung. Diefs macht für ein Triennium 300 Thaler, und nach beendigtem Cursus bezahlt er noch 50 Thaler für Bücher, Bandagen und einen chirurgischen Apparat. Keine Landesakademie darf einen Zögling der Pepiniere aufnehmen, damit Doctormanie und Desertion in ihr nicht einreifse. Allein wenn nun wirklich einmal ein seltnes Genie in ihr vorkäme, das zu bessern Zwecken geeignet wäre? Diesem Fall zum Besten mag alle fünf oder zehn Jahre der Beste zur Akademie entlassen werden. Doch entscheide hierüber das Unbestechbare und Absolute; das positive Gesetz, wie das Gutachten der Lehrer. [Wie das Unbestechbare, das Absolute, das positive Gesetz vernommen werden könne, ohne das Gutachten der Lehrer oder anderer, darüber haben wir noch Aufschlufs nöthig.] Wenn bey der Prüfung vor der Aufnahme gefehlt ist, so verabschiede man nach Verlauf eines halben Jahrs die Untauglichen und erlasse ihnen die Pensionsgelder für das verlorne halbe Jahr. Wer in der Folge durch Mangel an Fleifs oder Ungeschicktheit sich als unwürdig auszeichnet, wird auf seine Kosten entlassen. Privat und öffentliche Prüfungen, Atteste darüber und ihre Benutzung bey der Habilitationsacte. Die Habilitationsacte sondert die Routiniers in mehrere Classen, nach diesen bekommen sie ihre Posten; die bessern bessre Posten. Diese müssen deswegen nach ihrem Ertrage in so viele Stufen geordnet seyn, als es die Routiniers sind. Wer mehr kann, mufs mehr verdienen; eine Commune, die mehr giebt, kann auch mehr verlangen. Zuletzt wird diese feyerliche Handlung mit einer allgemeinen Eidesleistung aller, die absolvirt haben, beschlossen. Vorher werde ihnen die Würde des Eides, *die in ihn selbst gelegt seyn muſs*, tief eingeprägt. [Soll wohl heifsen, ein Eid ohne vorzügliche Beziehung auf Religion. Was wird aber ein solcher Eid den mehresten Menschen seyn? und in eine solche philosophische Höhe sollen Menschen von so weniger allgemeiner Bildung als diese Routiniers, hinaufgeschraubt werden?] Aufser den Aerzten dürfen nur Routiniers, die in einer Pepiniere des Landes gelernt haben, ärztliche Geschäfte treiben. Der Routinier ist zwar vorzüglich für das platte Land bestimmt, doch kann er auch in jeder Stadt sich nieder-

derlassen. Das Land wird in Bezirke getheilt, wie sie ein Routinier bestreiten kann. Allein man darf den Bezirk nicht an ihn, und ihn nicht an den Bezirk fesseln. An Orten, wo Routiniers und gelehrte Aerzte zusammen sind, möge das Publicum nehmen, wen es will. Der Routinier stehe entweder unter dem Medicinalcollegium, oder, was viel für sich hat, unter der Pepiniere seines Districts. Er sey sportelfey. Der Routinier handle in der Regel für sich und unabhängig. Die Unabhängigkeit gebiert Selbstständigkeit; die Verantwortlichkeit Vorsicht. In schweren Fällen mag er sich an einen benachbarten Arzt oder Wundarzt wenden, die ihm unentgeldlich rathen; oder man muss den Physicus dafür bezahlen. Der Routinier ziehe ein Gehalt von 50 — 100 Thalern im Jahr, um die, welche nicht bezahlen können, behandeln zu müssen; diesen Gehalt bringe die Commune auf. Ausländische Arzeneyen nehme er aus den Stadtapotheken, einheimische sammle er selbst ein und dispensire so selbst. Bey Amtsvergehungen werde er mit Rücksicht auf seine Kenntnisse gelinder beurtheilt, und mit Rücksicht auf seinen geringen Verdienst gelinder bestraft. Für Akademieen verlangt Hr. R. ein kleines Hospital, ausserdem sollen aber grosse praktische Anstalten in grossen Städten für die angehenden gelehrten Aerzte seyn.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Neuere Sprachkunde. *Köthen*, in d. Aueschen Buchh.: *Die (deutschen) Präpositionen oder Umstandswörter mit ihren richtigen Fällen in Hinsicht auf Geschlechts- und Fürwörter;* als Wörterbuch für Kinder von mittlern Jahren und diejenigen ältern Personen, die sich auch in diesem Theil der Sprache zu vervollkommnen wünschen. Von *L. A. Jänichen*, Prof. an der Cadettenschule in Potsdam. 1803. VIII. u. 80 S. 8. (6 gr.) — Der Vf. mag bey seinen Zöglingen in der Cadettenschule, und vielleicht überhaupt in der Mark, wo es fast herrschende Gewohnheit ist, den Dativ und Accusativ zu verwechseln, das Bedürfniss eines solchen Hülfsbuchs gefühlt haben, welches möglichst bequem zum Nachschlagen bey jeder Präposition Beyspiele ihrer Zusammensetzung mit Nennwörtern darstelle. Zu diesem Zwecke ist das Büchlein empfehlenswerth, denn es enthält eben nichts Falsches. Aber allerdings ist es auch nichts mehr, als eine, ohne irgend weiteres Nachdenken entworfene, alphabetische Liste der Präpositionen, mit eher zu viel als zu wenig Beyspielen ihrer Stellung vor die Artikel und alle Pronomina im Singular und Plural und den drey Geschlechten derselben, nebst einer Einleitung, in welcher die Paradigmen der Declination der beiden Artikel und aller Pronomina — aber keines einzigen Substantivs, stehen, und ein paar triviale Definitionen einiger Redetheile, die auch bey dem zweckmässigsten Streben nach Popularität weit besser seyn könnten. Wir rechten nicht mit dem Vf. darüber, dass er die Präpositionen Umstandswörter nennt, welches sonst auch als Name der Adverbien gilt; denn diese puristische Terminologie ist nun einmal unter den deutschen Grammatikern noch nicht festgesetzt. Aber wenn er auf dem Titel sagt: die Präpositionen *oder* Umstandswörter, und S. 1.: die Präpositionen oder Vorsetzwörter sind Umstandswörter, welche das Verhältniss zwischen zwey Dingen bezeichnen: so ist diess nicht genau, sondern verwirrend. Nicht das Verhältniss zweyer *Dinge* ist der Fall, wo die Präposition stehet, sondern sie stehet bey der Beziehung eines Subjects-Begriffes auf einen Prädicats-Begriff, zu dessen näherer Bestimmung sie dient. Das Beyspiel, welches der Vf. anführt: Liebe *für* das Vaterland, stellt das Wort Liebe auf, welches wenig mehr, als den Infinitiv: das Lieben, und am wenigsten ein Ding bezeichnet. Wenn der Vf. nun zunächst die Umstandswörter in die trennbaren, wie *zu*, und die untrennbaren, wie *zer*, unterscheidet: so verlässt er wiederum die richtige Ansicht, denn *zer* ist dem Begriffe nach etwas ganz Anderes als das, was der Vf. vorher definirt hat. Die Artikel nennt er *Geschlechtswörter*, gleich als ob sie dazu bestimmt wären, das männliche, weibliche und sächliche Geschlecht zu unterscheiden. Der Vf. verwechselt offenbar diess, dass die Artikel, ihrem Begriffe nach, nicht zu *Nominibus propriis* gesetzt werden können, sondern nur zu Gattungssubstantiven und den Individuen derselben. Er führt auch bey seiner Erklärung an, dass die Artikel bestimmen, zu welchem Geschlecht oder zu welcher Gattung dieses oder jenes Nennwort, vor das sie gesetzt werden, gehört. Aber er hält den einzig anwendbaren Begriff, Gattung, so wenig fest, dass er vielmehr unmittelbar und im Bezug darauf das Geschlecht in seine drey Arten theilt. Der Vf. hätte zu seinem Geschlechtswort wenigstens in Parenthese, Artikel, setzen sollen, und zu Fall, Casus oder Endfall; zu Fürwort, Pronomen, auch wenn er seine Blätter bloss für Kinder und Unstudierte bestimmt, welchen die grammatische Terminologie nicht geläufig ist. Denn auch diese hören doch die andern Namen, und wissen dann nicht, dass von einerley Sache die Rede ist. Der Vf. sagt durchs ganze Buch *Genetiv* statt Genitiv, welches kein Latein, und für Plural sagt er: die mehrere Zahlform, welches kein Deutsch ist; er meynt: Mehr-Zahl und Form der Mehr-Zahl — höchstens: Form der mehrern Zahl könnte es heissen. Recht auffallend ist es endlich, dass der Vf. auf die Substantive selbst auch ganz und gar keine Rücksicht nimmt. Mag es seyn, dass für die Leser des Vfs. der Erfolg wichtiger ist, als die Ursache, und dass sich die Beugungsformen nach Präpositionen im Deutschen mehr an den Artikeln und Pronominen, als an den Substantiven zeigen: so bleibt es doch gewiss, dass nur diese Substantive das sind, was vermittelst der Präpositionen in Beziehung gesetzt wird, und dass, der Sache nach, die veränderte Endung dem Substantive zukommen müsste, nicht dem Artikel, Pronomen oder Adjective. Der Vf. hatte ja auch selbst gesagt, die Präposition bezeichne das Verhältniss zwischen zwey *Dingen*; diess muss ja sogar die Leser des Vfs. aufmerksam machen, und das Unangemessene der alleinigen Auszeichnung der Artikel und Pronomina in den Beyspielen fühlen lassen. Wenigstens musste darüber irgend ein belehrender Wink gegeben werden. Ueberdem ändert sich ja oft auch bey dem Substantive im Deutschen die Endung, und nicht bloss und immer auf eine, dem Artikel und Pronomen ganz analoge, Weise; sie ändert sich eben sowohl, wenn die Präpositionen unmittelbar vor dem Substantive stehen, z. B. bey Kinder*n*. Zwar finden sich in den Beyspielen des Vfs. hinter den Artikeln und Pronominen oft auch Substantive, aber ohne dass über sie etwas Belehrendes gesagt, oder dass nur die Aufmerksamkeit auf ihre Endung durch den auszeichnenden Druck erregt würde, womit durchgehends die Artikel und Pronomina in den Beyspielen gedruckt sind. Ueber die Adjective brauchte der Vf. weniger zu sagen, da er auch die *Possessiva*, freylich auch fälschlich als *Pronomina*, in der Einleitung und den Beyspielen hat. Aber sprechen sollte er doch auch von diesen Adjectiven. — Vielleicht kommt es durch die preiswürdigen Anstalten des preuss. Monarchen für Weckung des Fleisses und Nachdenkens in den Cadetten- und Junker-Schulen dahin, dass auch dort bessere Einleitungen zu einem übrigens brauchbaren Büchlein nöthig erachtet werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. November 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, in d. Curt. Buchh.: *Pepinieren zum Unterricht ärztlicher Routiniers* — Vom Professor *Reil*; u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 326. abgebrochenen Recension.*)

Ehe wir uns auf eine nähere Beurtheilung der Hauptidee einlassen, müssen wir uns einige Bemerkungen über den Vortrag, die Sprache, den Geist dieser Schrift erlauben. Hr. *R.* will eine grosse Reform in der Medicinalverfassung der Staaten, und, wie man aus der Zueignung an Hn. *Hufeland* ersieht, besonders des preussischen Staats, bewirken, eine Reform von sehr weitgehenden Folgen, die den herrschenden Ideen widerspricht, die durch Einführung eines ganz neuen besoldeten Personals, das die Zahl der Aerzte weit übersteigen soll, der Routiniers, und neuer Bildungsanstalten für dieselben, grosse Zurüstungen, grossen Geldaufwand von Seiten der Regierungen erfordert; ja er zieht in diese Reform eine neue Organisation der Akademieen hinein. Von wem will er nun gelesen seyn, auf wen will er Eindruck machen? Nur wenn die ersten Räthe der Könige und Fürsten, nur wenn die angesehensten Aerzte, die diesen nahe stehen, von seiner Darstellung, von seinen Gründen ergriffen werden, und mit Wärme in dieselbe hineingehen, kann er hoffen, dass sein Plan zur Wirklichkeit kommt. Welcher Missgriff ist es daher nicht, bey einem solchen Zwecke in der neuesten Schulsprache zu reden, sich auf die neueste Philosophie zu stützen, allem die naturphilosophische Ansicht der Medicin und Aerzte unterzulegen, und von dieser geleitet, seine Forderungen an Aerzte, Routiniers und ihre Lehrer zu machen? Ausser wenigen Professoren und ihren jüngsten Zuhörern sind vielleicht keine *zwanzig*, *dreyssig* Menschen in allen Ländern, in denen deutsch gesprochen wird, die ohne Schwierigkeit diese Schrift lesen können. Hätten die Vorschläge des Vfs. von ihrem Gehalt verloren, wenn er sie in der gewöhnlichen Büchersprache entwickelt hätte, in der bis jetzt alle classischen Schriften geschrieben wurden? Es wäre auch überhaupt seiner Absicht angemessener gewesen, bloss den Unterschied der gelehrten Aerzte und Routiniers, das Bedürfniss der letztern, die Art und Gränze ihres Unterrichts und Wirkens darzuthun, ohne sich auf bestimmte Lehren nach dem Zuschnitt dieser oder jener Schule einzulassen. Oder gedenkt er lieber nichts, als nicht alles durchzusetzen? Unmöglich kann ein so heller Kopf, ein so ächt wissenschaftlicher Mann als *Reil*, so verblendet, so schwärmerisch eingenommen von seiner letzten Metamorphose seyn, dass er glauben sollte, nur ein Arzt von dieser Form, nur ein Routinier von diesem Zuschnitt könne Nutzen stiften; unmöglich kann er glauben, dass ein Routinier, wenn er gleich alle Wissenschaft, alles Kunstvermögen des Verfassers der vier Bände über die Erkenntniss und Cur der Fieber, dabey aber keine Empfänglichkeit für Schellingianismus hätte, seine Stelle nur schlecht ausfüllen würde.

Ueber die grosse Lücke, die vom medicinischen Wirken noch auszufüllen ist, haben wir uns schon im Eingange mit dem Vf. einverstanden erklärt, so wie über die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, mit dem bisherigen ärztlichen Personale weiter zu kommen. Hn. *R's* Vorschlag verdient daher die vollste Aufmerksamkeit, die vielseitigste Prüfung jedes Arztes und Staatsmannes. Den Standpunkt des letztern muss vorzüglich der ins Auge fassen, der die Untersuchung weiter führen will; und wir wollen daher in einigen Zügen ausführen, welche vorzüglichen Einwürfe er aufstellen könne. Am besten mag es seyn, einen solchen Mann redend einzuführen. Ihr Aerzte, könnte er beginnen, legt so unendlich viel Gewicht auf euer Seyn und Wirken, glaubt den Staat in Gefahr, und haltet seine Verfassung für schadhaft, wenn nicht alle seine Mitglieder und Gemeinheiten eure Hülfe haben können und wollen, bestürmt uns ewig mit oft abenteuerlichen, immer verwickelten, schwierigen, viel Geld erfordernden Planen zu Verordnungen und Einrichtungen: könnt ihr denn wohl uns, oder auch euch selbst Rechenschaft ablegen, worin ihr den unentbehrlich grossen Nutzen eurer Wirksamkeit setzt? Wenn er dann fortführe: fern sey es von mir, eure Wissenschaft und Kunst herunterzusetzen, ich ehre sie in so manchem Arzt, dem ich mich und die Meinigen unbedingt anvertrauen würde, weil ich sein Genie und seinen Charakter schätze, und weiss, was er leisten kann; ich verachte die oberflächlichen und sophistischen Angriffe auf ganze Stände und Wissenschaften. Aber was mich nicht für meine Person, der ich in einer grossen Stadt wählen kann, doch in Beziehung auf den ganzen Staat wankend macht und in Zweifel setzt, ist der Mangel an Uebereinstimmung unter euch; ihr hängt verschiedenen Systemen und Handlungsweisen an, ich sehe Humoralpathologen, Nervenpathologen, Gastriker, Brownianer, einen Haufen verschiedner Erregungstheoristen, Naturphilosophen, Eklektiker, seyn wollende blosse Erfahrungsärzte und wie ihr euch ferner unterscheidet, wo der eine Ader lassen, abführen will, dringt der andere auf stär-

ſtärkende Mittel, gar auf Wein, Mohnſaft u. ſ. w., und wähnt nur in ſeinem Verfahren Heil, in der Curart andrer Verderben. Ihr alle beruft euch, ſo wie die Aerzte jeder Zeit, auf Gründe aus Erfahrung und Vernunft, preiſet eure gelungenen Curen, und an allen Orten, in allen Zeiten iſt euer Publicum mit euch zufrieden. Keine mediciniſche Theorie beſtand noch; die alte verwerft ihr, die neue wechſelt jeden Tag, und keine bringt es zur allgemeinen Annahme. Theorie iſt alſo nicht die feſte Stütze eurer Behandlungsart der Krankheiten. Wie kann aber dieſe Behandlungsart ſich ſelbſt begründen, ſich ausbilden und vervollkommnen, wenn ſie auf entgegengeſetzten Wegen, bey widerſprechenden Mitteln, Kranke heilt und Kranke ſterben läſst, und ihre jedesmaligen Anhänger mit ihrem Erfolg im Allgemeinen zufrieden zu ſeyn Urſache zu haben glauben? Von einer Praxis kommt man nur durch ſie ſelbſt zurück, wenn ihre verderblichen Folgen klar werden, die ihr aber nie in eurem eignen Kreiſe wahrnehmen zu können ſcheint, und nur immer zu geneigt ſeyd, in dem Verfahren eurer Mitärzte zu bemerken. Mir zeigte es Aerzte und Arzneykunſt in keinem ſchönen Lichte, wenn ich zum öftern angeſehene Aerzte groſser Städte fragte, wen ſie unter ihren 30 — 50 und mehrern Collegen wählen würden, falls ſie ſelbſt ſchwer erkrankten und ſich ſelbſt nicht behandeln könnten — und ſie dann bedenklich über alle ſchienen und kaum einen, ſelten zwey nannten, die ſie wohl im Nothfall hinzugerufen wünſchten. Ihr Aerzte wiſst nur wenige Kunſtgenoſſen, denen ihr es wagen würdet, euer eignes Selbſt anzuvertrauen, und wollt uns glauben machen, wir hätten an den hunderten von Aerzten des gewöhnlichen Schlages noch lange nicht genug im Lande, ſollten ſie noch von ſchlechterer Art uns anziehen laſſen. Doch das bey Seite. Was ſollen wir Layen anders urtheilen, als es muſs in der ganzen Sterblichkeit eines Staats auf eins hinauslaufen, ob ſeine Aerzte ſolche oder ſolche Maximen am Krankenbette befolgen; denn ſonſt würden ſie ſelbſt, und wären ſie verblendet, wahrnehmen, wo ein auffallendes Uebergewicht von Geneſungen im Vergleich zu andern Zeiten und Syſtemen ſich zeige? wo es aber gleichgültig zu ſeyn ſcheint, was geſchieht, ſollte es da ſo viel zu bedeuten haben, wenn gar nichts geſchieht? oder das Verkehrte hier und dort von andern, als den Aerzten ſelbſt, etwa von den euch ſo verhaſsten Pfuſchern geſchieht? Bis jetzt beruhigte mich über das Abweichende der mediciniſchen Praxis der Gedanke: es handeln doch ſo häufig Männer von verſchiednen Talenten, die eine groſse Maſſe mannichfaltiger Kenntniſſe ſich angeeignet haben, die ihre Urtheilskraft, ihre Ausübungsfähigkeit durch groſse Vorbereitungen und Uebungen auf eine ſeltne Höhe bringen konnten, denen man es ohne Verantwortlichkeit überlaſſen kann, was jeder einzelne für gut findet, zu thun oder zu laſſen. Vielleicht daſs ſolche Männer — ich weiſs freylich nicht wie? — auch die verderblichſte Maaſsregel ſo zu modificiren wiſſen, daſs ihre Nachtheile vermieden werden. Aber nun will man uns da Routiniers aufdringen, Menſchen, die bis zum 15 — 18 Jahr es nur zum Leſen und Schreiben gebracht haben, die nur mechaniſch handeln, und doch, was bis jetzt unter euch getrennt war, den Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer zugleich machen ſollen. Das geſtehe ich euch, macht mich Layen ganz irre. Und kürzlich ſprach ich den Miniſter von N., der erklärte, er habe als Chef des Medicinalweſens im Lande den Entſchluſs genommen, in dieſem Departement für jetzt keine Hauptveränderung eintreten zu laſſen; man müſſe den Lauf der Dinge abwarten, es ſey in der Medicin alles in der fürchterlichſten Gährung, im wahren Revolutionszuſtande, eine Partey verdränge die andere, eine Conſtitution, ein Syſtem folge dem andern, und was das Sonderbarſte wäre, die verſchiedenſten Secten beriefen ſich oft auf denſelben Mann. Einer der älteſten, angeſehenſten Aerzte erzähle ihm oft, wie auf *Reils* Werk *de polycholia* geſtützt, er die biliöſe Stollſche Anſicht gegen alle neuern Angriffe vertheidigen wolle; einige ſehr denkende und glückliche Aerzte des Landes hielten ſich an die Nervenpathologie und nennten ihm als die ſchätzbarſten Werke ihrer Schule *Reils* Memorabilien und mehrere Diſſertationen deſſelben; der akademiſche Lehrer N. habe ihm erklärt, er ſtelle für die Theorie mit *Reil* den chemiſchen Geſichtspunkt auf, und halte ſich für die Ausübung mit *Reil* an die reine Erfahrung; und ein Schulfreund ſeines Sohns, ein junger Arzt, der bey einer Durchreiſe nach Würzburg und Bamberg ſich bey ihm aufhielt, und dem er die Bekanntſchaft der bedeutendſten Aerzte der Stadt verſchaffte, zucke über alle dieſe die Achſeln, erkläre ſie für Männer ohne Begriff von Kunſt und Wiſſenſchaft; ſie wären fremd in der Naturphiloſophie, deren Stütze und Zierde *Reil* jetzt ſey. Er, der Miniſter, ſehe wohl ein, daſs der verdiente halliſche Lehrer mit dem Zeitalter ſtets fortgeſchritten ſey und kräftig in däſſelbe nach ſeinen jedesmaligen Grundſätzen eingegriffen habe. Aber was bewähre ſich in ſolchen Zeiten als das letzte? welches Syſtem mache Hoffnung, daſs es im Weſentlichen doch wenigſtens auf ein Jahrzehend Beſtand haben und öffentlichen Verfügungen zum Grunde gelegt werden könne?

Was dieſen beiden über die mediciniſchen Angelegenheiten des Tages nicht ganz ununterrichteten Staatsmännern zu antworten ſey, verdient unſer aller Nachdenken. Unſer Wunſch wäre, Hn. *R.* einſt ſelbſt darüber unbefangen ſprechen zu hören. Für Routiniers, über deren Bildung man noch mehr einverſtanden werden muſs, kann Rec. nur ſtimmen, wenn ſie, wie die Compagniewundärzte, die ſie auch ſeyn ſollen, in eine Art militäriſcher Subordination, wie dieſe zum Regimentswundarzt, geſetzt würden. Sie ſich ſelbſt zu überlaſſen, wenn ſie aus der Pepiniere kommen, ihnen Selbſtſtändigkeit zu geben, wie der Vf. will, das ſcheint ſehr gefährlich, da zumal bey dem eigentlichen mediciniſchen Handeln ſich gar keine Controlle denken läſst, und es keine Geſetze giebt, nach denen daſſelbe vor irgend eine bürgerliche Behörde

hörde gezogen und einem richterlichen Urtheilsspruch unterworfen werden könnte. Sie hätten also an einen förmlich dazu angesetzten Arzt zu berichten und von diesem Weisung anzunehmen. Heruntersetzen könnte das Menschen dieser Classe wohl nicht. In wie vielen Fällen muss nicht der Land- und Stadtgeistliche an seinen Superintendenten, dieser an den Generalsuperintendenten, dieser an das Consistorium sich wenden, und alle diese Geistlichen haben dieselben Schulen besucht, aus denselben Quellen geschöpft, und sind sich oft gleich an Wissenschaft und Talent. Hr. *R.* schlägt das, was die Bewohner des platten Landes an ihre Gesundheit wenden können, und also die Einkünfte der Routiniers, zu gering an. Es finden sich ja doch überall, nicht schlecht besoldete Geistliche, Beamte, vermögende Gutsbesitzer und wohlhabende Bauern, die medicinische Bemühungen reichlich belohnen können. Die Ackerbau treibende Classe hat sich in den letzten Zeiten wohl in den mehrsten Ländern durch die erhöheten Preise der ersten Lebensbedürfnisse, durch den gestiegnen Werth der Grundstücke, durch die verbesserte Landwirthschaft, sehr gehoben. Rec. wünschte, dass der Plan zu solchen ärztlichen Routiniers bekannt würde, den einer der vorzüglichsten deutschen Aerzte, der jetzt in einer andern Beziehung in den preussischen Staat gezogen worden ist, der Geheimerath *Thaer*, vor mehrern Jahren der lüneburgischen Landschaft zu Celle vorlegte. Er würde gewiss verdienen, mit dem in dieser Schrift mitgetheilten verglichen zu werden.

Wien, b. Rötzl: *Oesterreichs Handlungs-Aussichten im neunzehnten Jahrhundert.* 1802. 184 S. 8. (16 gr.)

Ein in der That sonderbares Buch. Hier schreibt ein Mann über den Handel, der dessen Natur und erste Elemente nicht kennt; und der zwar seinen Gegenstand durchdacht und in ein System geordnet hat, sich aber übrigens sehr seltsame Begriffe davon macht. Er scheint den Handel als in seiner ersten Kindheit zu betrachten, und als ein Ding, das die Regierung leiten und einschränken muss. Dass der Handel nur durch einen hohen Grad von Freyheit blühen kann, und dass er in den österreichischen Staaten eben darum noch so wenig Fortschritte gemacht hat, weil die Regierung sich zu sehr darein mischt, — davon hat er keinen Begriff. Man erstaunt, wenn man in unsern Zeiten noch Grundsätze liest, wie folgende: „Die Möglichkeit (S. 14.) über die Zahl der Concurrenten von unserer Seite durch landesfürstliche Privilegien in Rücksicht auf jeden fremden Ort bis auf einen einzigen Käufer, der auch eine Gesellschaft seyn kann, einschränken (einzuschränken), wird wohl niemand streitig machen können." — „Jeder Kaufmann und Krämer, den (dem) die Flügel nur ein wenig gewachsen waren, hatte die Freyheit, seine Bestellungen bey der ersten auswärtigen Hand zu machen." — (Dadurch, meynt er, wäre die Concurrenz vermehrt und auswärtige Waaren wären theurer geworden; darum soll an jedem fremden Orte, aus dem der österr. Staat Waaren zieht, *nur einer kaufen.*) — Um das Geld im Lande zu behalten, soll man lieber tauschen, „und jeder rechtschaffene Kaufmann (S. 20.) wird eher zum Tausche, als zur Annehmung der baaren Bezahlung geneigt seyn!!" — S. 22. „Wollte man den Tauschhandel durch Ausländer betreiben lassen, so würde man viele Hindernisse und Beschwerlichkeiten zu erwarten haben; errichten wir aber im Auslande Nationalhäuser, so können wir unsern Vorrath von jeder Art zum Theil darin *verbergen*, und demselben dadurch *den Werth der Seltenheit verschaffen*, weil wir im Stande sind, es mit lauter Nationalen, oder parteyischen Leuten zu besetzen. Dann kann eine jede Waare die *Zeit eines bessern Preises erwarten*, weil man nicht zu befürchten hat, dass mit jedem Tage die Lagerkosten empfindlich vermehrt werden." — Wer Waaren auf Credit nimmt, muss hohe Zinsen dafür bezahlen. Um dieses zu vermeiden, „sollen unsere eigenen auswärtigen Nationalhäuser (S. 34.) die Geschäfte machen, und *die Prinzipalen derselben sollen durch einen Eid verpflichtet werden*, nach 10 oder 15 Jahren *mit ihrem ganzen erworbenen Vermögen wieder in ihr Vaterland zurück zu kehren!!*" — Da, wie bekannt, der Curs sehr gegen Oesterreich ist, — „so sollen (S. 41.) die fremden Waaren nicht durch Wechsel, sondern an den Einkaufsörtern selbst durch grosse Gesellschaften theils mit Ausfuhrwaaren, theils mit baarem Gelde ausgeglichen werden. Der Verlust, den unsere Wechsler dabey leiden könnten, würde reichlich ersetzt werden, *wenn diese sich den großen Waarenhandelsgesellschaften mit einem großen Fond incorporiren ließen.*" — S. 54. „Um den auswärtigen Absatz von Jahr zu Jahr vermehrt zu sehen, muss man den fremden Käufern die Versicherung eines *auf mehrere Jahre anhaltenden gleichen Preises* ertheilen. Da aber doch Missjahre eintreten, so muss man ein *Hinterhaltsmaggazin* in Bereitschaft halten." Doch empfiehlt er an mehrern Orten, den Ausländern sorgfältig zu verbergen, dass man einen grossen Vorrath von zu verkaufenden Gütern hat. — Am Ende kommt sein ganzer Entwurf darauf hinaus, dass er drey grosse Gesellschaften errichtet haben will, die den ganzen Handel der österreichischen Monarchie führen, von der Regierung controllirt werden und dieser *ihren ganzen Zustand jährlich vorlegen sollen.*

Hin und wieder ist man geneigt zu glauben, dass dieses Buch nicht 1802., sondern vor vielen Jahren geschrieben seyn müsse. So redet er z. B. S. 89. und auf mehrern folgenden von den ungeheuern Vortheilen, die England aus seiner Getreideausfuhr ziehe, und dass *der niedrige Getreidepreis*, den dieses Land seitdem beständig gehabt habe, den Prämien zuzuschreiben sey, die der Staat dem Ausführer zahlt. Dass der Mann nicht gelesen hat, was *Smith* darüber sagt, wird niemand befremden; dass er aber nicht weiss, dass England schon seit vielen Jahren sich nicht mehr selbst nähren kann, alle Jahre regelmäsig Getreide einführt und seit 8 Jahren schreckliche Theurungen erlitten hat, ist doch auffallend. — Dass das Werk schlecht

schlecht geschrieben ist, wird der Leser schon bemerkt haben; es ist aber auch eben so nachlässig gedruckt und punktirt.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die drey Feldzüge der Franzosen gegen die Spanier in den West-Pyrenäen.* 1793. 1794. u. 1795. A. d. Franz. des Bürg. B** von *J. Kessler*, Fürstl. Hessen-Casselschen Lieutenant und Adjutant des Regiments v. Biesenrodt. Mit einer Karte. 1804. 206 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Bey dem gänzlichen Mangel an Nachrichten von der französischen Pyrenäen-Armee, von der man selbst in den deutschen Zeitblättern nur wenig fand, verdient der Uebersetzer um so mehr Dank, dass er seine Landsleute mit dieser Schrift bekannt machte. Sie zerfällt in drey Abtheilungen, welche die Geschichte der drey Feldzüge 1793—1795. enthalten. Eine detaillirte Beschreibung dieser Gebirgskette mit den sie durchschneidenden Pässen und Wegen macht den Anfang. Auf diese folgt eine genaue und umständliche Erzählung der Begebenheiten, selbst der minder wichtigen jener Feldzüge, die sich für die Spanier sehr glücklich anfingen, in denen aber späterhin ein Verlust auf den andern folgte; theils durch die wachsenden Kräfte der Republik, theils auch durch die Trägheit und Unwissenheit der spanischen Befehlshaber herbeygeführt. Grosse Dienste leistete hier den Franzosen der bekannte *Latour d'Auvergne*; er führte die Grenadiere stets mit Einsicht und Entschlossenheit an, und befeuerte sie durch sein Beyspiel zu kühnen Thaten. Die Spanier begingen zugleich den Fehler, der fast in derselben Epoche auch alle Unfälle der Alliirten herbey führte: eine ungeheure Linie mit wenig Truppen decken, und den Mangel der letztern durch weitläufige und starke Verschanzungen ersetzen zu wollen, die immer eben so schnell erobert als angegriffen wurden. Ihr Geschütz stellten sie zugleich auf die höchsten Gipfel, wo sein Feuer in der Ferne nicht gefährlich und in der Nähe ganz wirkungslos war. — Den Beschluss macht eine Darstellung des innern Zustandes der Pyrenäen-Armee in Absicht der Disciplin, der Artillerie, der Administration, — sowohl des Unterhaltes als der Bekleidung, — des Hospitalwesens; endlich, eine Uebersicht des ganzen Aufwandes, welchen diese Armee verursachte, und der sich auf 89 Millionen Franken belief. Der ganze Gewinn dafür bestand in 348 Kanonen, denn von den eroberten 535 Kanonen wurden 187 den Spaniern bey dem Frieden zu Basel wieder zurückgegeben.

Die Uebersetzung läst sich gut lesen, ob sie gleich durch den zu häufigen Gebrauch der Participien, und einiger im guten Stil nicht gangbarer Worte, wie *rücksichtlich*, *vorab*, *letztlich* als Bindewort u. dgl. etwas steif wird. Nicht *Waffenschmiede*, sondern *Büchsenmacher* sind es, wovon der General *Lespinasse* eine Compagnie errichtete. Auch die letzteren heissen jetzt *Armuriers*. „*Espingolles* und *Festungsbüchsen*" sollte heissen: Doppelhacken und Wallmusketen. Die *Carabiniers* S. 148. sind nichts anders, als *Scharfschützen*, mit gezogenen Röhren (*Carabines*) bewaffnet, wie sich aus dem eingeklammerten Beywort: *Basques*, sehr deutlich ergiebt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Cöthen*, b. Aue: *Wechsel-Ordnung, wornach in den Fürstlich Anhaltischen Alt- und Neu-Cöthnischen* (Cöthenschen) *Landen gegangen und verfahren werden soll*. 1802. 50 S. 4. (6 gr.) — Bekanntermaassen galt ehedem in den Cöthenschen Landen kein Wechselrecht, und sie waren daher ein Sammelplatz und Zufluchtsort aller derer, die in andern Ländern ihre Wechselgläubiger entweder nicht bezahlen konnten oder wollten. Diess bewog denn die Regierung zu Cöthen schon im J. 1800., das Leipziger und Magdeburger Wechselrecht einzuführen, und im J. 1802. die vor uns liegende Wechsel-Ordnung für die Cöthenschen Lande bekannt zu machen. Im Allgemeinen stimmt sie mit den mehresten Wechsel-Ordnungen überein; jedoch bemerkt Rec. einige Abweichungen, die nicht allemal mit der Billigkeit sich vereinigen zu lassen scheinen. Hierher rechnet Rec. vorzüglich, dass nach dem 16ten Artikel der Wechsel-Arrest auch gegen die Erben des Wechsel-Schuldners verhängt werden kann, da doch diess nach der Natur dieses Contracts eine ganz persönliche Verbindlichkeit ist; ingleichen, dass nach dem 10ten Artikel nr. 11. sodann, wenn *exceptio non numeratae pecuniae* dem Wechselgläubiger entgegen gesetzt und der Eid darüber angetragen ist, vor Ableistung dieses letztern kein Arrest erkannt werden soll; denn wenn der Valuta in dem Wechsel gedacht ist, so ist dadurch das Gewissen ja sofort mit Beweis vertreten, und Rec. scheint es daher wohl etwas hart, auf das blosse Vorschützen dieser Ausflucht, ohne dass sie wenigstens einigermaassen wahrscheinlich gemacht worden, den Eides-Antrag zuzulassen und das Wechselverfahren zu suspendiren. Dasselbe bemerkt auch Rec. über den 7. Art., in welchem befohlen ist, dass die Wechselbriefe der geistlichen Personen nur als blosse Schuldverschreibungen gelten, sodann aber, wenn sie diese Obligationen zu berichtigen nicht vermögen, *als Betrüger* ihres Amts entsetzt werden sollen; ihm scheint wenigstens aus dem Unvermögen zur Bezahlung nicht sofort auf einen Betrug geschlossen werden zu können. Unter den nothwendigen Erfordernissen des Wechsels wird S. 7. der Name des Gläubigers aufgezählt; hierin weicht die gegenwärtige ebenfalls von andern Wechsel-Ordnungen ab, in welchen die bloss auf den Briefs-Inhaber gestellten Wechsel ebenfalls gültig sind. Bey dem Wechselprocesse findet man bloss den strengen, nicht aber den gemeinen Wechselprocess erwähnt. In dem 25. Art. muss statt Courier, Courtier gelesen werden.

Berichtigung.

In Nr. 294. S. 108. Zeile 15. von unten setze man *sich* statt *ihn*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. November 1804.

RÖMISCHE LITERATUR.

Die grosse und für die Berichtigung und Erklärung des Textes der römischen Autoren wichtige, durch die dabey angewandte typographische Kunst aber in den Annalen der Buchdruckerkunst sehr denkwürdige Unternehmung des schon durch seine Ausgaben von Wieland's und Klopstocks Werken, auch durch die Prachtausgabe des N. T. nach Griesbachs Recension berühmten Buchhändlers und Buchdruckers Hn. *Göschen* in Leipzig, eine Folge von römischen Autoren nach neuer Recension, und in Vereinigung der Schönheit des Drucks mit der äussersten Correction erscheinen zu lassen, kündigt sich bereits durch einen so glücklichen Anfang an, dass man ihr den vollkommensten Beyfall, und da dabey für die Prachtliebe der Reichern, die Eleganz der Wohlhabenden und das Bedürfniss der wenig bemittelten Bücherfreunde gleich gut und verständig gesorgt ist, eine sehr beträchtliche Unterstützung zusagen darf, und der Fortgang dieser von des Verlegers Seite eben so kostbaren als mit unglaublicher Mühe und Sorgfalt verbundenen Suite keinem Zweifel mehr unterworfen seyn kann.

Es ist aus den ehemaligen Anzeigen im Intelligenzblatte der A. L. Z. unsern Lesern erinnerlich, dass Hr. *Göschen* eine Gesellschaft von Philologen vereinigt hat, nach und nach die für diese Suite bestimmten Autoren zu bearbeiten; dass er die allgemeine Besorgung und Correspondenz dabey vormals Hn. Hofr. *Böttiger*, nachher, da dieser durch andere Geschäfte daran verhindert wurde, Hn. Hfr. *Eichstädt* in Jena übertrug; dass der Plan auf eine sorgfältige kritische Revision des Textes, die nach dem Maasse der schon vorhandenen Bearbeitungen bald mehr bald weniger reichhaltig an verbesserten Lesarten ausfallen muss, überall aber durchgängig, und nicht blosse Recognition einzelner Stellen, auch wo es sich thun liess, durch noch ungenutzte Hülfsmittel von Handschriften unterstützt werden sollte, gerichtet ist; wobey der Text in eignen Bänden, die zur Bestätigung der aufgenommenen Lesarten, und nur da, wo hier die Interpretation in die Kritik eingreift, auch zur Erklärung dienenden kurz zusammengedrängten Noten ebenfalls in besondern Bänden geliefert werden sollten. Was sonst zum Verständniss der Autoren erforderlich wäre, sollte durch historische Einleitungen, vorgesetzte Summarien und erklärende Claves beygebracht, auch dieser Zweck, wo es die Beschaffenheit des Autors mit sich brächte, durch chronologische Tafeln und Karten mit befördert werden.

So sind dann von diesem

Corpus Scriptorum latinorum cura Eichstadii et sociorum

bereits folgende Stücke erschienen, die, damit sie auch jeder Liebhaber einzeln als ein für sich bestehendes Ganzes kaufen könne, ihre besondern, von jener allgemeinen Aufschrift unabhängigen, Titel haben:

I. a) *M. T. Ciceronis et clarorum Virorum epistolae* decem et sex libris comprehensae; adhibita multorum locorum correctione scriptorum pariter atque editorum librorum praesidio castigatius edidit *Joann. Aloysius Martyni-Laguna.* Vol. I. P. I. 195 S. gr. 4. Vol. I. P. II. 163 S. 1804. In Quart auf Velin-Papier mit breiten Rändern und einem Titelkupfer. Preis dieses ersten Vol., welches die ersten sechs Bücher des Textes enthält, 10 Rthlr. 18 gr.

b) Dieselbe Ausgabe in Quart auf französischem Papier Vol. I. P. I. et II. (3 Rthlr. 8 gr.)

c) Dieselbe Ausg. mit kleinern Lettern in Octav auf Velin-Papier Vol. I. (5 Rthlr.)

d) Dieselbe Ausg. in Octav auf weisses Druckpapier Vol. I. (1 Rthlr.)

II. a) *M. T. Ciceronis Opera Rhetorica.* Recensuit et illustravit *Christianus Godofr. Schütz.* Vol. I. P. I. Incerti Auctoris Rhetoricorum ad Herennium libri IV. et Ciceronis Rhetoricorum libri II. in Octav. P. I. 360 S. Text u. LVIII S. Prolegomena. P. II. Notae in libros ad Herennium et Ciceronis Rhetorica. VII u. 272 S. 8. Mit einem Titelkupfer, auf Velin-Papier. (8 Rthlr.)

b) Eben diese Ausg. auf weisses Druckpapier. (1 Rthlr. 12 gr.)

(Die grössere Ausg. in Quart wird nachfolgen.)

III. a) *Eutropii Breviarium historiae Romanae.* Ad libros scriptos editosque iterum recensuit, et notis ad constituendum textum sensumque regendum comparatis instruxit *Carol. Henr. Tzschucke.* Mit einem Titelkpfr. Einleitung, Text, Noten u. Clavis zusammen 15 Bogen. 8. Auf Vel. Pap. (2 Rthlr. 12 gr.)

b) Eben diese Ausg. auf weisses Druckpapier. (12 gr.)

c) Von ebenderselben der blosse Text für Schulen auf weisses Druckpp. (6 gr.)

Von dem innern Werthe dieser Ausgaben werden in der Folge mehrere unserer Mitarbeiter Bericht erstatten; jetzt begnügen wir uns, die grosse Bequemlichkeit und Schönheit dieser Ausgaben ins Licht zu setzen.

Alle, sowohl die grössern in Quart, als kleinern in Octav sollen, ihrer Absicht nach, Handausgaben seyn, wie sie der Freund des Alterthums gern vor sich legt, der die Autoren um ihrer selbst willen lesen, nicht, wie der Philolog von Profession, allerley Nebenzwecke bey der Lectüre erreichen will. Darauf sind beide Formate berechnet; darum sind die Noten von dem Texte geschieden, und in besondern Bändchen geliefert. Wenn dieses auch schon die grössere Schönheit des Druckes erfordert, da die mit kleinerer Schrift unter den Text gesetzten Noten niemals einen so schönen Anblick einer Druckseite gestatten, als wenn sich der Text allein in seiner einfachen Eleganz darstellt, so gewinnt auch die Bequemlichkeit des Lesers, indem er nun den Text für sich allein, so oft er will, und ungestört durch die Anmerkungen, lesen kann, und will er diese vergleichen, den Vortheil hat, das Notenbändchen neben den Text legen zu können, auf dessen Blattseiten sie sich beziehen, wo denn Noten und Text eben so leicht verglichen werden können, als wenn jene unter den Text gesetzt wären.

Die Bequemlichkeit wird ferner bey diesen Ausgaben durch den unübertrefflichen Fleiss der Correctur in hohem Maasse gewinnen. Durch nachlässige Correctur, die viele Druckfehler durchwischen lässt, wird selbst die Schönheit solcher Ausgaben, die auf diesen Vorzug Anspruch machen, sehr verunstaltet, wie dieses bey vielen englischen Editionen der Fall ist. Hierin ist bey weitem in Deutschland das noch nicht geleistet worden, was Hr. *Göschen* leistet, selbst bey Ausgaben nicht, die doch hierin ihr Hauptverdienst setzen wollten. So haben wir in der Zweybrücker Ausgabe des Cicero nur allein in den Büchern *de Oratore* folgende Druckfehler bemerkt, deren es aber gewiss noch mehrere giebt. pag. 46. *quaedem* f. *quaedam*. p. 57. *Buccelejo* f. *Bucculejo*. p. 74. *dissertissimo* f. *disertissimo*. p. 80. *Saevolae* f. *Scaevolae*; ibid. *contra et* f. *contra te*. p. 87. *quotidinai* f. *quotidiani*. p. 84 *volueruut* f. *voluerunt*. p. 136. *petractata* f. *pertractata*. p. 161. *falsa* f. *salsa*. p. 166. *parva* f. *prava*. p. 205. *habeti* f. *hebeti*. p. 238. *spactarent* f. *spectarent*. p. 250. *producenda* f. *procudenda*. p. 288. *soladis* f. *sodalis*.

Hr. *Göschen* hat nicht nur an dem gelehrten Hn. *M. Schäfer* einen eben so geschickten, als gewissenhaften und sorgfältigen Corrector gewonnen, sondern schickt auch noch die Bogen den Herausgebern, deren Wohnort nicht zu entfernt ist, die Bogen zur eignen nochmaligen Revision zu; achtet auch der Kosten nicht, welche die allenfals noch nöthigen Cartons erfordern. So bringt er denn eine unvergleichliche Richtigkeit der Correctur zuwege, die zumal in der grössern Ausgabe, deren Abdruck jedesmal der kleinern folgt, bis zur höchsten Vollendung getrieben wird.

Eine dritte Bequemlichkeit liegt in dem wohlüberdachten Plan der gesammten Einrichtung. Es ist darin auf alles dem Liebhaber der Klassiker nöthige gesehn, und doch aller lästige Ueberfluss vermieden. Die Ausgaben eignen sich eben sowohl zur fortlaufenden Lectüre, als sie zum Nachschlagen bequem eingerichtet sind. Die Claves werden, ausser ihrem exegetischen Zwecke, auch die Bequemlichkeit erreichen, leicht jede Stelle, die man sucht, aufinden zu können. Ueber die Werke des Cicero wird Hr. Hofr. *Schütz* eine solche Clavis im Ganzen liefern, welche nach den vielen Fehlern und Mängeln, die sich noch in der *Clave Ciceroniana* von *Ernesti* finden, ein wahres Bedürfniss ist, und sich für jede andre Ausgabe des Cicero brauchbar machen wird.

Endlich ist auch die Abstufung in den verschiedenen Sorten des Papiers, und folglich der grössern oder geringern Preise eine grosse Bequemlichkeit für die Käufer; von denen sich jeder befriedigt halten wird, er mag das prächtige Velin-, oder das mittlere, doch sehr schöne Schreibpapier, oder das wohlfeile für diesen Preis sehr gute Druckpapier wählen.

Was nun die Schönheit dieser Ausgaben betrifft, so ist nicht nur, selbst in der wohlfeilen Ausgabe, eine schöne Eurythmie zwischen der Höhe der Schrift und dem Format, ein schönes Licht zwischen *den Zeilen*, eine anständige Breite selbst der innern *Ränder* beobachtet, sondern alles dieses hebt sich nun in den Abdrücken auf Velin-Papier bey der äussersten Reinheit und schönsten Schwärze des Drucks noch mehr heraus; und wie also die Velin-Ausgabe in Octav die grösste Eleganz und Niedlichkeit zeigt, so kann die Quartausgabe auf Velin-Papier, obgleich Hr. *Göschen* selbst ihr diesen Namen nicht beylegt, mit Recht eine Prachtausgabe heissen, und wird gewiss die Wünsche derjenigen, die typographischen Luxus mit Verstand und Geschmack ausgeführt schätzen und bezahlen können, vollkommen befriedigen.

Uebrigens greifen wir mit dieser Anzeige den Recensenten der einzelnen Ausgaben in Beurtheilung des auf die Kritik des Textes und andere innere Vollkommenheiten gewandten Fleisses zwar, wie schon gesagt, nicht vor; können aber doch nicht umhin, zu bemerken, dass Hr. *Martyni-Laguna* den Text in den XVI. Büchern der vermischten Briefe des Cicero an dreytausend Stellen verbessert, und dass in dem ersten Bande der hier vom Hn. Hofr. *Schütz* bearbeiteten *Opp. Rhetoricorum* keine Seite ohne mehrere Berichtigungen oder neue Bestätigung der alten Lesart geblieben ist.

GRIE-

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Göschen: ΌΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. *Homeri et Homeridarum Opera et Reliquiae.* Ex Recensione *Frid. Aug. Wolfii.* Vol. I.

Noch mit dem besondern Titel:

Homeri Ilias. Ex veterum Criticorum notationibus optimorumque exemplarium fide novis curis recensita. Pars I. 421 S. Pars II. 445 S. 8.

Auch diese Ausgabe zeigen wir hier nur vorläufig bloss in typographischer Hinsicht an. Der Text ist mit den neuen Lettern, die bey der kleinsten Ausgabe des N. T. von *Griesbach* gebraucht werden, äusserst gefällig abgedruckt. Die Versalien sind hier zwar nicht geschwungen, sondern eckicht, aber doch durch die Obliquität der Stellung in mehr Harmonie mit den kleinen Buchstaben gebracht, als gewöhnlich. Drey schöne Kupfer von *Schnorr* und *Rosmäsler* stellen den Homer, den Hector und Achilles vor. Ausserdem kann man auch die Flaxmannischen Umrisse besonders zu dieser Ausgabe kaufen. Sie kostet auf dem schönsten geglätteten Velin - Papier 10 Rthlr., auf Schreibpapier oder geleimtem englischen Papier mit den 32 Flaxmannischen Darstellungen 5 Rthlr. 8 gr., auf weissem Druckpapier für Schulen 1 Rthlr. 12 gr. Die Ausgabe ist so correct, dass wir bey der angestrengtesten Aufmerksamkeit in den zwölf ersten Gesängen der Ilias nicht einmal einen falschen Spiritus, Accent oder Comma haben entdecken können. Von der Prachtausgabe in klein Folio, davon der erste Theil nächstens erscheinen wird, werden wir, sobald sie uns zu Händen kommt, Nachricht geben. Das neue Verdienst des Herausgebers in Ansehung des Textes bleibt einer eigenen Recension vorbehalten.

Leipzig, b. Göschen: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ. *Novum Testamentum graece.* Ex recensione *Jo. Jac. Griesbachii.* Tomus *secundus.* Evangelia Lucae et Joannis. 1804. 271 S. fol. (Pränumerat. Preis 10 Rthlr. in Golde.)

Diesem zweyten Bande der Prachtausgabe (wovon der erste A. L. Z. 1804. Nr. 30. angezeigt worden) ist der heil. *Johannes* nach *Guido Rheni*, ein vortreffliches Blatt, von dem braven Künstler *Heinr. Schmidt* gestochen, vorgesetzt. In dem Vorbericht giebt der Herausgeber von den Verbesserungen Nachricht, die Hr. *Göschen* noch in der Zeichnung einiger Versalbuchstaben gemacht hat. Uebrigens ist dieser Band in eben der untadeligen Schönheit und Correctheit vollendet, als der vorige, und erweckt die grösste Begierde, auch die kleinern Ausgaben bald hervortreten zu sehn.

ALTE LITERATUR.

Berlin, b. Sander: *Christian Tobias Damm's — — Mythologie der Griechen und Römer.* Nach der von *Friedrich Schulz* veranstalteten Ausgabe aufs neue bearbeitet von *Konrad Levezow.* 1803. VIII u. 259 S. 8. Mit 28 neuen, nach Antiken gestochenen Kupfern. (20 gr.)

Schon seit vierzig Jahren hat diess mythologische Handbuch, der vielen seitdem hervorgetretenen Mitwerber ungeachtet, sich im Schulgebrauche vorzüglich behauptet, wenn dieser Vorzug gleich nicht so sehr dem ursprünglichen innern Werthe dieses Leitfadens, als seiner Wohlfeilheit und der einmal geschehenen Einführung beyzumessen seyn möchte. Die gegenwärtige Auflage ist schon die vierzehnte und funfzehnte. Es gereicht indess der Verlagshandlung zur Ehre, dass sie, wegen der beträchtlichen seitherigen Verbesserungen und richtigern Ansichten dieser Wissenschaft, im J. 1786. auf eine völlige Umarbeitung des Buchs bedacht war, die damals von dem nun verstorbenen *Friedrich Schulz*, der zuletzt Professor in Mietau war, übernommen und besorgt wurde. Die Schreibart erhielt darin durchgehends einen bessern Charakter, Manches wurde zweckmässiger vertheilt und geordnet, und der Plan von *Seybold's* Mythologie zum Grunde gelegt, aus der mehrere, besonders bezeichnete, Stellen wörtlich aufgenommen wurden. Auch gab man neue Kupferblätter, die wenigstens gegen die sehr unförmlichen ältern vortheilhaft genug abstechen. Für die gegenwärtige neue Bearbeitung, wobey die eben gedachte *Schulzische* zum Grunde liegt, erregt schon der Name des Herausgebers ein günstiges Vorurtheil, der sich seit Kurzem als einen sehr unterrichteten und scharfsinnigen Kenner des Alterthums und der Kunst rühmlich bekannt gemacht hat. Plan und Einrichtung des Buchs sind indess beybehalten, weil sich nichts Wesentliches daran ändern liess, ohne es ganz umzugestalten und ein ganz neues zu schreiben. Auch die Seyboldschen Stellen findet man, wiewohl mit manchen Abänderungen des Stils, in dieser neuesten Auflage wieder, damit sie nichts von dem entbehren möchte, was die frühern von 1786—1797. enthielten. Die Anzahl der Kupfertafeln aber ist nicht nur um zwölf vermehrt, sondern auch die ältern haben merkliche Verbesserungen erhalten; und alle sind nach antiken, zum Theil weltberühmten, Urbildern gestochen worden. Der Herausg. bemühte sich vorzüglich um eine zweckmässige Wahl der Gegenstände, und um eine richtige und reine Darstellung ihrer Abbildungen, ob er sich gleich, um den Preis des Buchs nicht zu vertheuern, nur auf das Nothwendigste beschränken musste. Bey ihrer Erklärung sind die Originale, doch nur summarisch, angegeben.

Gleich die Einleitung ist beträchtlich verbessert und berichtigt. Der eigentliche Charakter, Inhalt und Zweck der Mythologie ist weit bestimmter und belehrender angedeutet, als es selbst in der Schulzischen Bearbeitung geschehn war. Dort wurden z. B. gleich Anfangs erdichtete Gottheiten und gewisse Erzählungen und historische Sagen die Hauptgegenstände der griechischen und römischen Mythologie genannt; hier

hier wird ihr Inhalt als eine Sammlung erklärt, von allgemeinen Vorstellungen und Sagen der Griechen und Römer, von ihren Gottheiten und Heroen, von der Entstehung der Welt und der Erde, und den sich darin ereignenden großsen physischen, moralischen und intellectuellen Erscheinungen, wie sie, von den frühesten Zeiten an, sich in dem kindischen Gemüthe und durch die bildervolle Sprache roher Naturmenschen erzeugten und in allen folgenden Perioden ihrer Cultur durch Dichter, Religionslehrer, Künstler, Philosophen und Geschichtschreiber zu mannichfaltigen Absichten allmählig erweitert und ausgebildet sind. — In den Beschreibungen, die von der Abbildung der Gottheiten gegeben werden, hat der Herausg. die beträchtlichsten Abänderungen gemacht, deren diess Handbuch auch, selbst nach der vorigen Umarbeitung, gar sehr bedürftig war. Weder *Damm*, noch sein erster Umarbeiter, hatten sich bey diesen Angaben blofs an die Antike und an die herrschendern Künstlerideen gehalten, oft auch die albernsten und willkührlichsten Darstellungsarten mit aufgenommen. So hiess es z. B. vom Zeus, „Er ward als ein grofser majestätischer Mann gebildet, mit schwärzlichem Barte und Haupthaare, der in der rechten Hand einen dreyfach gespaltenen Blitz und in der linken einen Befehlshaberstab hält. Neben ihm steht ein schwarzer Adler. Bald wird er sitzend, bald stehend, bald mit geflügelten Pferden fahrend, bald mit einer Krone, bald mit drey Augen, bald ohne Adler abgebildet." Statt dieses Mischmasches steht hier: „Die alten Künstler legten dem Jupiter in ihren Abbildungen vorzüglich den Charakter der Majestät und Güte bey, den sie durch die Gröfse und Erhabenheit der Züge, verbunden mit einer völligen Heiterkeit des Gesichts, auszudrücken suchten. Die vorn auf der Stirn erhobenen, getheilten Haupthaare fallen in grofsen Wellenlinien an den Seiten des Kopfes herunter, in eben diesen Linien fällt das Haar seines ansehnlichen Barts auf die majestätisch gewölbte Brust. Am häufigsten wird er auf einem Throne sitzend abgebildet, indem er entweder ein langes Zepter oder den flammenden Donnerkeil in der Hand hält. Der untere Theil seines Körpers ist bis auf die Füfse mit einem Gewande bedeckt. Neben ihm sitzt ein Adler, der Träger seiner Blitze." — Verschiedenheiten dieser und anderer Art findet man durchgehends, und es fällt an diesem einen Beyspiele schon in die Augen, dass sie wesentliche Verbesserungen sind.

JUGENDSCHRIFTEN.

Berlin, b. Dieterici, Leipzig, in der Supprian. Buchh.: *Stoff zur Bildung des Geistes und Herzens.* Für den häuslichen und Schulunterricht bearbeitet von *Karl Hahn*, Rect. der Garnisonschule zu Berlin. *Erstes* Bändchen, *zweyte* vermehrte Aufl. 1804. XXXVI u. 248 S. 8. *Zweytes* Bdchn. in Commission b. Köhler in Leipzig. VI u. 280 S. 8. (18 gr.)

Die erste Auflage des *ersten* Bändchens haben wir schon in dieser Zeitung 1803. Nr. 254. angezeigt. Da es hier mit wenigen Veränderungen, nur mit einigen Zusätzen begleitet, wieder abgedruckt ist: so beschränken wir unsere Anzeige vorzüglich auf das zweyte Bändchen. Dieses enthält aufser einem dramatischen Beytrag, der uns am wenigsten befriedigt hat, scherzhafte und ernsthafte Erzählungen, Erklärungen sinnverwandter Wörter und einiger sprüchwörtlichen Redensarten. Die Manier in den Erzählungen ist dieselbe, die im ersten Theil herrscht. Um den Kindern zum Nachdenken Veranlassung zu geben, werden manche Gedanken in eine räthselhafte Umschreibung eingekleidet. So heifst es z. B.: „der Tritt, auf den der Vater stieg, wenn er sich mit Gelehrten; die friedlich neben Würmern in Papiere leben, unterhalten und ihren in Leder eingeschlossenen Geist aus der Reihe gleicher Brüder hervorziehen wollte." Unter den ernsthaften Erzählungen zeichnet sich besonders der vierte Auffatz S. 173 ff.: *die Sinnbilder*, aus. Die sinnverwandten Worte sind meistentheils sehr gut erläutert. Manche Erklärungen scheinen indessen doch zu willkührlich zu seyn, wenn man auf den Sprachgebrauch Rücksicht nimmt, wie Treuherzigkeit. Diese soll (S. 225.) die Gewohnheit seyn, Alles, auch das Nachtheilige von sich, aus Zutrauen zu Andern, zu sagen. Zu der Erläuterung der Redensart: *verbessert durch Joh. Ballhorn* (S. 227.) hätte noch bemerkt werden können, dass die Verbesserung des Abcbuchs, durch welche Ballhorn seinen Namen zu verewigen suchte, darin bestanden haben soll, dass er dem Fibelhahne die Sporen nahm, die er an den Füfsen trug, und ihm dafür einige Eyer unterlegte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Marienberg*, b. Christ: *Quaedam ad historiam Catecheseôs Veterum spectantia*, collegit atque observationes nonnullas theologicas theodisce adjecit *Christ. Ehrenfr. Guil. Wagner*, Grofsrückerswaldensium in Misnia relig. christ. concionat. (1802.) 43 S. 8. — Mit dieser kleinen Schrift wünschte der Vf. seinem verdienten Vater, dem Stifter des Marienberger Waisenhauses, bey seinem Amtsjubiläum Glück. Man darf nichts anders hier erwarten, als einige Erinnerungen an eine oder die andere, aus gröfsern Werken bekannte literarische Notiz. Unter die neuern Katecheten, *quorum nomina magno splendore nitent*, (!) S. 23. hat sich auch, wir wissen nicht, durch welchen Zufall, der Vf. eines *Spruchbuchs* verirrt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. November 1804.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Ausführliche Erklärung der Weihungen aller Propheten des alten und neuen Testaments.* Mit philologischen, exegetischen und historischen Anmerkungen und einer Abhandlung über die prophetische Weihe. 1804. XX u. 148 S. 8.

Es war ein guter Gedanke, alle Stellen der Bibel, wo von Inauguration der Propheten und Religionslehrer die Rede ist, zusammendrucken zu lassen, und allgemeine Bemerkungen über dieselben entweder selbst zu geben, oder wenigstens zu veranlassen. Dieser Gedanke ist hier nicht ganz übel ausgeführt, wenn man auch nicht überall mit Einleitungen, Uebersetzungen und Anmerkungen zufrieden seyn kann, und wenn man auch überall eher die Leichtigkeit der Zusammenstellung und Darstellung ziemlich bekannter, sich auf den interessanten Gegenstand beziehender Dinge zu loben, als irgend ein tiefes Eindringen zu schätzen hat. Der Vf., der sich ziemlich deutlich als den Vf. der „ausführlichen Erklärung der sämmtlichen messianischen Psalmen des A. T. mit exegetischen, kritischen und historischen Anmerkungen, Altenb. 1801." und bestimmt als den Vf. der Abhandlung „über die Inauguration der hebräischen Propheten" in *Scherer's* Schriftforscher B. I. St. 2. charakterisirt, hat letztere hier weiter ausführen, und den Gegenstand nach exegetisch-historischer Würdigung noch besonders aus dem Gesichtspunkte der Kunst und Phantasie betrachten wollen.

Zuerst steht, als Einleitung, *Herder's* schöner Gesang: die Propheten; sodann folgt die Abhandlung: über die Weihe der hebräischen Propheten, die, ausser dem ersten kurzen Paragraph, nichts Allgemeines über die Propheten der Hebräer, kein Wort über ihre Art zu wirken, über die Verschiedenheit derselben zu verschiedenen Zeiten, über die Prophetenschulen u. dgl., enthält. Jener Paragraph mag zur Probe der übrigen Behandlung dienen. Er lautet also: „Zu allen Zeiten und unter allen Völkern gab es Menschen, die, gross an Geist und Herz, sich über ihre Brüder erhoben. Sie fühlten den Werth der Menschheit, und darum wollten sie, als Weise, die Zurückgebliebenen wecken, bilden, erhöhen. In einem Staate aber, dessen Verfassung Theokratie ist, wo Gott regiert, und an seiner Stelle Priester, treten nothwendig (?) von Zeit zu Zeit Männer Gottes als Sprecher des Himmels auf. Mit Recht erwarten wir daher unter den Hebräern Propheten." Nach ein Paar Worten des Uebergangs: wie diese Propheten für öffentliche Sprecher Jehovah's erklärt, wie eingeweiht wurden? folgt eine flüchtig hingeworfene Charakteristik der Männer, deren Inauguration der Vf. hernach schildert, nach den gewöhnlichen und nächsten guten Büchern. Diese Männer sind *Moses*, *Josua*, *Samuel*, *Elisa*, *Jesaias*, *Jeremias*, *Ezechiel*, *Jesus*, *Paulus*. Jedem dieser Männer ist nun ein Abschnitt des Werkes selbst gewidmet. (Die beiden letzten sind überschrieben: Jesus Weihung als Sohn Gottes, Paulus Inauguration zum Apostel Jesu.) Von jedem werden kürzlich die hauptsächlichsten Lebensumstände nach der Bibel angegeben, zum Theil auch da manche, gelehrt aussehende, philologische Anmerkungen eingestreut, und die Stellen, wo der, diesen Männern von Gott ertheilte Auftrag geschildert ist, in einer metrischen Uebersetzung gegeben, unter welcher man wieder Anmerkungen findet, die zum Theil, und dann nicht selten ohne Noth, mit oft falsch gedruckten arabischen Wörtern geschmückt sind. Die Art der Behandlung in den Einleitungen zu diesen Abschnitten ersieht man z. B. aus dem Anfange des ersten: „*Moses* Leben wird in den heiligen Schriften der Hebräer als *Epopee* gezeichnet." So etwas schreibt der Vf. hier und anderwärts nach, ohne darum bekümmert zu seyn, seinen Lesern, unter welche er doch nicht die gelehrtern Exegeten rechnen mag, solche halbwahre genialische Floskeln zu erörtern, und sie sich selbst aus ihrem Helldunkel zu deutlichen Begriffen hervorzuheben. In Absicht der Uebersetzungen erklärt sich der Vf. dahin, dass er, da die Originale nicht in modernem Stile gedichtet seyen, auch nur antik habe übersetzen können; er beruft sich auf *Voss'ens* unnachahmliche Nachbildung des Homers, und will, wenn er deshalb in die Hände von Recensenten falle, die sich selbst an den Pranger stellen, solchen nicht antworten, da ihnen von *Herder*, *Fichte*, *Schelling*, *Schlegel* u. a. schon lange das Nöthige gesagt sey. Man sieht, wie der Vf. versteht, sich an grosse Geister des Zeitalters anzuschliessen. Wir stehen gewiss innerhalb der Gränzen der Art der Beurtheilung, welche der Vf. selbst wünscht, und woraus er Nutzen für sich ziehen zu wollen versichert, wenn wir sagen, dass des Vfs. Uebersetzungen nicht Nachbildungen der Art sind, wie sie seyn sollen, und dass zu wirklichen Nachbildungen hebräischer Sänger, deren Charakter sich aus ein Paar Fragmenten weder in Absicht auf Gedanken, noch in Absicht auf Vortragsweise so richtig auffassen und so sicher zeichnen lässt, als die Denk- und Ausdrucksweise griechischer und lateinischer Sänger, die einen bestimmten

ten Charakter haben; dass also zu wirklichen Nachbildungen hebräischer Sänger, und zu der Deutung so mancher einzelner, höchst schwieriger Wörter, wirklich recht viel gehören würde, und weit mehr, als wir von der, wenn auch gewandten, doch zu flüchtigen, Feder des Vfs. erwarten dürfen. Wenigstens ist diess keine treue Nachbildung der trockenen hebräischen Prose, wenn er die Uebersetzung in eine Art Metrum zwingt; und Nachahmung einiger älterer Constructionen, oder solcher, wie sie einige unserer genialischen Dichter in die Werke ihres Geistes verweben, ist in des Vfs. Texte noch nicht das antike Gewand, in welchem alte Sänger erscheinen sollen. So in Metrum gezwängt ist das ganze 3te Kap. im 2 B. Mose u. K. 4, 1—17. Man lese nur den Anfang:

> Moses hütete die Schafe Jethro's,
> Seines Schwagers, in Midian ein Emir,
> Weit in die Wüste trieb er die Schafe,
> Und kam an Horeb, den Berg Gottes.
> Da erschien Jehovah's Engel ihm
> In einer Flamme lodernd aus dem Busch.
> Er sah; es brannt' der Busch im Feuer auf,
> Doch ward er nicht verzehret. u. s. w.

Oder man lese 1 Sam. 3, 4. 5.:

> Da rief Jehovah: *Samuel!*
> Und er antwortete: Hier bin ich.
> Lief zu Eli und sprach:
> Hier bin ich: Du hast mir gerufen.
> Er aber versetzte: ich rief dir nicht,
> Geh wieder hin und lege dich schlafen.
> Und er ging hin und legte sich schlafen. u. s. w.

Wenn in manchen, in die prosaische Erzählung eingewebten, Worten Jehovah's einmal ein Paar poetisch artige Sätze vorkommen; wenn selbst in der Erzählung aus dem frühen Zeitalter ein poetischer Ausdruck steht: so ist deshalb noch nicht die ganze Erzählung Poesie, und noch weniger deshalb metrisch. Doch wir gehen zur Uebersetzung eines wirklich poetischen Stücks über, zu Jes. 6., wo freylich der Anfang des Kapitels selbst von dem Kenner des hebräischen Verses, *Lowth*, als Prosa übersetzt ist, aber die metrische Uebersetzung sich auch lieset. Man würde freylich *Lowth's* als Prosa Gedrucktes: *Sechs Flügel hatte jeder*, eher für metrisch halten, als die Uebersetzung des Vfs.: *Ein jeder hatte sechs Flügel;* indessen kann man mit der Uebersetzung im Ganzen wirklich zufrieden seyn, wenn sie auch nichts Auszeichnendes hat, und das Stück leicht ist. Nur darauf müssen wir den Vf. aufmerksam machen, dass zu einer Nachbildung im *Voß*'schen Sinne des Worts, welche sich der Vf. nach der Vorrede ganz zum Muster genommen, gar Vieles fehle. רם ונשא hoch erhaben; שוליו *des* Talares Schleppe; ממעל לו *um* ihn; עשן *Weihrauchs*dampf; נדמיתי *jetzt* muss ich sterben, ist nicht so eigentlich übersetzt, als übersetzt werden konnte; רצפה *Stein voll Gluth*, ist ohne Nutzen statt *glühenden Stein* gesagt. Einmal steht: Seraph*im* standen um ihn, das anderemal: jetzt flog zu mir der Seraph*inen* einer.

Die Anmerkungen sind, wie der Vf. sagt, nach den Grundsätzen der neuern Auslegungskunst abgefasst; der Vf. mag sich dabey *leichtere* Muster gewählt haben. Sie enthalten manches, was zu wirklicher Verdeutlichung des Sinnes dient, wenn es auch nicht sehr weit hergeholt ist, hier und da vielleicht auch einen eigenen Gedanken, eine eigene Wendung des Vfs.; im Ganzen aber enthalten sie weit mehr Compilation, welche nicht einmal auf mühevollere und gleichförmige Art gemacht ist, als Urtheile. Oft sind eine Menge Uebersetzungen eines Worts angegeben; und wenn der Vf. (v. 3.) die Lesart נדמיתי vorzieht: so ist es ihm erheblich gewesen, die darin mit ihm übereinstimmenden, von *Faber*, *Cube*, *Rosenmüller* an, bis auf „den Vf. des exeget. Handb. (Hn. *Röper*)" anzuführen. Dagegen die eigentlichen kritischen Autoritäten, die etwas zur Entscheidung beytragen können, die alten Uebersetzungen, sind nicht angeführt, ungeachtet sie sich schon aus *Lowth*, mit Ausnahme der LXX., nehmen liessen, deren Uebersetzung an sich die wichtigste, und hier besonders bemerkenswerth ist, da κατανύσσω, welches diese gesetzt haben, sonst zwar gewöhnlicher dem דום, doch zuweilen auch dem דמה entspricht. Anderwärts sind ein Paar Deutungen alter Uebersetzer angeführt, selbst der Araber und Aethiopier. Diess scheint Alles ziemlich zufällig so gekommen zu seyn. Und wie rasch es mit der Abfassung dieser Anmerkungen hergegangen seyn mag, möchte eben aus dieser Stelle erhellen, wo in der Anmerk. steht: „Es war Glaube der Urwelt, wer Gott sieht, muss sterben; s. Richt. 13, 22." Auf der folgenden Seite bey den letzten Worten des Verses: Sehen meine Augen, steht wieder folgende Anmerk.: „Es war Glaube der alten Welt, wer die Gottheit erblicke, müsse sterben, 1 Mos. 32, 30., Richt. 6, 22. 23., 13, 22. Daher sagt dort Juno (Iliad. 20, 130.)" u. s. w. Wenn aber der Vf. auf diese Uebersetzung des Stücks aus Jesaias noch eine seyn sollende weitere Ausführung des Gegenstandes dadurch giebt, dass er den grössten Theil jener Uebersetzung zwischen ein Paar andere Sätze wieder einschiebt, und so noch fünf Seiten damit füllt: so heisst diess doch die Buchmacherey, wovon die ganze Schrift ein Beleg ist, etwas weit treiben. Da der Vf. bey der allgemeinen Einleitung nichts von den Prophetenschulen gesagt hat: so erwartet man bey Samuel etwas davon, aber auch da vergeblich. Erst bey Elisa's Inauguration (S. 45.) ist gleichsam eine Fortsetzung jener Einleitung gegeben, die eine einzige Seite einnimmt, von dem von Samuel gestifteten *Prophetenorden* spricht, und des Halbwahren und Halbverdauten auf der Einen Seite gar viel enthält. Zwischen die Abschnitte von Elisa und Jesaias schiebt der Vf. einen ein: Von der Apotheose der göttlichen Lieblinge auf Erden durch frühe und merkwürdige Versetzung in den Himmel, wo er von Elias, Jesus und — Ganymed und Ariadne handelt, und die Stellen aus *Homer*, *Göthe* und *Ovid* selbst giebt. — Das Werkchen beschliesst ein Anhang: Ueber die Einweihung der hebräischen Könige. Als ein, für die Feyerlichkeit einer solchen Königsweihe gedichtetes Lied ist der zweyte Psalm in der Uebersetzung beygefügt.

Bat-

BREMEN, b. Seyffert: *D. Martin Luthers — Uebersetzung der Bücher Mose und Josua*, mit Glossen und Anmerkungen von D. *Joh. Pet. Andr. Müller*, K. Preuss. Consist. Rath u. Generalsuper. im Fürstenth. Ostfriesland. 1804. 20 u. 728 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Absicht des Vfs. ist, D. *Luthers* Uebersetzung der kanonischen Bücher des A. T. mit solchen Glossen und Anmerkungen zu liefern, die fast einzig auf den richtigen Sinn des Originals, ohne Weitläufigkeit, führen; und er bestimmt sein Werk zunächst für alle Christen, die die sogenannten kanonischen Bücher des A. und des N. T. gleich gut für göttliche Schriften, in der von Alters her gangbaren Bedeutung des Ausdrucks, annehmen, sie mögen Gelehrte oder Ungelehrte seyn, „nur dass die Ungelehrten, die es gebrauchen wollen, zu der fähigern Gattung gehören." Dieses Werk ist demnach der erste Theil eines grössern, wie auch die Unterschrift am Ende dieses Bandes besagt; das Ganze soll vier Bände betragen, und wird auch bey einer gleichartigen Fortführung diese Zahl und den Umfang solcher Bände, wie der gegenwärtige, nicht übersteigen. Der Vf. ist zur Ausarbeitung dieses Werks von Freunden und Amtsbrüdern aufgefordert worden; man findet eine beträchtliche Zahl Subscribenten aus Ostfriesland und aus ein paar einzelnen Gegenden Sachsens und Mecklenburgs, nebst wenigen andern, vorgedruckt; in so fern kann man dieses Werk zum Theil als eine Privat-Unternehmung ansehen, und von der Strenge der Kritik deshalb abstehen. Das Werk hat ungefähr die Einrichtung und den Zweck älterer Bibel-Ausgaben mit Anmerkungen, z. B. der *Körner*'schen; der Anmerkungen sind nicht viel mehrere, als dort, und der Geist, der in ihnen spricht, ist gerade eben derselbe, als in solchen ältern Schriften. Sie waren zur Erbauung, zur Befestigung in den damals herrschenden Vorstellungen von der christlichen Religionslehre, und zur Erklärung einzelner Stellen, bey denen der Leser anstösst, bestimmt; und auch vorliegende Arbeit ist es. Sie unterscheidet sich besonders durch die vielen, in den Text selbst eingeschalteten, aber in Klammern eingeschlossenen und mit anderer Schrift gedruckten Glossen, und kann durch diese allerdings manchen Nutzen für ungelehrte Bibelleser, Schulmeister und die vielen Prediger stiften, die, ohne Kenntniss des Grundtextes und ohne Uebung in Auffassung deutlicher und erklärender Begriffe von den Ausdrücken Luthers, eines solchen Hülfsmittels bedürfen. Da man überdiess jedes der acht Alphabete des sparsam gedruckten Werks zu dem äusserst geringen Preise von funfzehn Groschen durch Subscription haben kann: so kann das Werk allerdings ein zahlreiches Publicum finden, und es verdient im Ganzen wohl für jene Zwecke empfohlen zu werden. Indessen sind die Glossen oft unnöthig, oder viel zu weitläufig, und selbst mit den anderwärts recht zweckmässig angeführten Citaten überladen. Zum Beyspiele diene sogleich der Anfang. Kap. 1, 1. Am anfang [*od. Zu anfang, da vorher noch nichts geschaffen war, und eben hiemit endliche dinge vorhanden zu seyn anfingen*] schuf Gott himmel [*dasjenige überhaupt, woraus alles, was über und außer der Erde ist, besteht, besonders den himmel der himmel*, 5 Mos. 10, 14. 26, 15. 1 Kön. 8, 27. 30 ff. Ps. 148, 4. *u. a. St., od. den dritten himmel*, 2 Cor. 12, 2., *und zwar mit allem seinen zubehör* — woher in aller Welt weiss denn der Vf. diess Alles? — *also auch die engel wurden gleich anfangs mit erschaffen*] und erden. 2. Und die erde war [*fürs erste*] wüste und leer [*noch nicht wohl eingerichtet und ohne alles das, was nun darauf zu finden ist*] und es war finster auf der tiefe [*des vielen wassers, womit die ganze erde bedeckt war*] und der Geist Gottes schwebete auf dem wasser. 3. Und Gott sprach: Es werde licht [*es werde helle*]! Und es ward licht. 4. Und Gott sahe, dass das licht gut [*so wie es seyn sollte*, v. 31.] war: da scheidete Gott das licht von der finsterniss [*ließ auf das licht oder auf die helligkeit wieder finsterniß folgen u. s. w., bewirkte also für diese erste Zeit unmittelbar selbst, was nachher durch die Sonne beschafft wurde*, v. 14. 18.] 5. Und nennete das licht tag u. s. w. — Nicht bloss beym Anfange, wo der Vf. seines Gegenstandes besonders voll ist, ist es so; vgl. K. 9, 2. und alle fische im meer seyn in eure hände gegeben [*eigentl. und über alle fische im meer; in eure hände (gewalt) sind sie gegeben*] — Diese Genauigkeit der Uebersetzung in Dingen, welche den Sinn keineswegs verändern, kann für die erwähnten Klassen der Leser nicht erheblich seyn. — K. 32, 28. Er sprach: Du sollst nicht mehr [*fernerhin nicht so wohl*] Jakob heissen, sondern Israel. Denn du hast mit Gott und mit menschen gekämpfet, und bist obgelegen [*hasts ausgehalten*]. — Letztere Erklärung ist ganz richtig und dem Original angemessen; aber es hätte, wie sonst, dabey stehen sollen: *eigentlich* oder *wörtlich*, um anzuzeigen, dass Luther nicht so genau deutete. Das durchgängige Bestreben, den möglichst richtigen Sinn des Grundtextes auszudrücken, z. B. 3 Mos. 13, 57.: so ist es ein fleck [*wörtl. etwas hervorwachsendes*] — und eben so K. 14, 4. ist übrigens recht lobenswerth, und muss das Zutrauen der Leser zu ihrem Führer befestigen. Dass sich übrigens diess auf die feinern Worterklärungen der Sprachforscher weder erstreckt, noch zu erstrecken braucht, bedarf nach dem Obigen keiner weitern Ausführung. Indessen wenn der Vf. bey *allen* naturhistorischen Namen die alten Deutungen Luthers, die nach den damaligen Kenntnissen wirklich alles Mögliche leisteten, was sich leisten liess, ohne irgend eine Berichtigung oder Erklärung beybehält: so lässt sich diess nicht einmal damit entschuldigen, dass er absichtlich sein „ohnehin nicht kurz abzumachendes Werk nicht mehr ins Weite ausdehnen" will; denn Platz dazu liess sich an mancher Glosse, besonders aber an manchen Anmerkungen, ersparen. Diese Anmerkungen sind der schwächste Theil dieser Arbeit. Bald gehen sie unverhältnissmässig ins Detail, z. B. 2 Mos. 38, 8., wo der Vf. die Meinung, dass das grosse Waschgefäss der Stiftshütte aus Spiegeln gemacht gewesen, aus-

ausführlich durchgeht, ohne zu bedenken, dafs bey genauer Aufmerkfamkeit auf die beften Erklärer des A. T. viele dergleichen Anmerkungen zu machen waren. Bald aber und vorzüglich ftehen viele derfelben zu fehr in Bezug auf Dogmatik, ohne dafs die Erklärung des Textes dadurch nur irgend gewinnt. Dafs 3 Mof. 14, 7. als ein *Vorbild* angeführt wird, erwartet man wohl von dem Vf. Aber wenigftens die Anmerkung zu 1 Mof. 1, 2. zu den Worten *Geift Gottes* ift unzweckmäfsig. Sie lautet alfo: „Gewifs bezeichnet diefer Ausdruck hier nichts anders, als *den heiligen Geift*, welcher eben fo oft in der heil. Schrift *der Geift Gottes* genennt wird. Hier wird ihm eine Wirkung zugefchrieben, die auf eine grofse Bewegung des Waffers angekommen zu feyn fcheint, vgl. 5 Mof. 32, 11. Obgleich *Geift* und Wind in der hebräifchen und griechifchen Sprache einerley Namen haben, fo ift doch hier nicht an *Wind* zu denken, weil derfelbe erft entftehen konnte, nachdem die Vefte v. 6. da war. Ja vielleicht wird der heilige Geift in der alten Sprache der heil. Schrift hebräifch und nachher griechifch mit eben dem Worte, das fonft Bewegung der Luft oder Wind bedeutet, eben daher bezeichnet, weil feine erfte angemerkte Wirkung in der Welt Erregung einer grofsen Bewegung war, vgl. Apoftelgefch. 2, 2. Diefe Bewegung ging vor dem Entftehen des Lichts her, und mag dazu beygetragen haben, vgl. 2 Cor. 4, 6." — Wie viele in der Luft fchwebende Behauptungen find hier auf einander gebaut, und mit Citaten belegt, die nichts weniger beweifen, als was fie angeblich beweifen follen! Auf folchen fchwankenden Feftfetzungen beruht doch wahrlich weder richtige Auffaffung des Sinnes der biblifchen Urkunden, noch wahres Chriftenthum oder wahre Erbauung, und für beides liefs fich vieles Beffere fagen. — In der etwas fchwerfällig gefchriebenen Vorrede fagt der Vf., dafs er in Abficht alles deffen, was als Einleitung zur Bibel zu fagen feyn möchte, bey allen Hauptfätzen feiner *Belehrung vom Kanon des A. T. zur Vertheidigung des göttlichen Urfprungs und Anfehens der fämmtlichen göttlichen Schriften des A. T.* (Leipz. 1774.) beharre. Er beruft fich darauf, dafs felbft der „nie als Orthodox belob[t]e" Ritter *J. D. Michaelis* die Aechtheit der Bücher Mo[fis] und die Wahrheit der darin erzählten Wunder au[s]führlich bewiefen habe, ohne widerlegt zu werde[n] und führt dann (S. 15 — 19.) feine Anficht der Grün[de] für beides weiter aus.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bremen, b. Seyffert: *Der angenehme und nützlic[he] Gefellfchafter*, ein Lefebuch für alle Stände. He[r]ausgeg. von *Rudolph Chriftoph Gittermann*, Do[ct.] d. Philof. u. Pred. zu Refterhafe in Oftfriesla[nd]. *Zweyte* Auflage. 1804. 21 B. 8. (18 gr.)

Ob von diefem Buche wirklich eine neue Aufla[ge] gemacht fey, läfst fich bezweifeln. Rec. hat das T[i]telblatt in feinem Exemplare ausgefchnitten gefunde[n]; die Vorrede des Vfs. ift vom Auguft 1800. datirt, u[nd] keine neue Vorrede giebt von der Wiederholung d[es] Drucks und von Verbefferungen der Schrift Nac[h]richt. Wahrfcheinlich ift alfo nur das *Titelblatt* ne[u]. Inzwifchen foll diefe Bemerkung dem Buche kein[es]weges nachtheilig feyn; denn auch gute Bücher we[r]den oft überfehen und vergeffen; und dafs auch vo[r]liegende Schrift werth war, dem Publicum wied[er] von neuem in Erinnerung gebracht zu werden, glau[bt] Rec. mit Grund verfichern zu können. Sie ift in d[er] That fo angenehm als nützlich, und eignet fich ga[nz] für vermifchte Lefezirkel. Der Vf. fchreibt leicht u[nd] unterhaltend, und fein Buch wird der Lefewelt [in] den erwerbenden Ständen, die fich gerne aus Büche[rn] unterrichtet und bey Büchern erholt, Belehrung u[nd] Vergnügen gewähren. Den Stoff feiner Auffätze en[t]lehnte der Vf. aus der Gefchichte und dem tägliche[n] Leben, und bearbeitete ihn bald in Form eines G[e]fprächs, bald hiftorifch, bald auf andere Weife, u[m] Mannichfaltigkeit in feine Unterhaltungen zu bringe[n]. Man findet unter andern einen über das *Spiel*, d[er] dem Rec. befonders wohl gefallen hat, und hiftorifch[e] Notizen über das *Schach*-, *Karten*- und *Damen-Sp[iel]* giebt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Neuere Sprachkunde. *Leipzig*, b. Rein u. C.: *Zweyhundert Lectionen*, ein brauchbares Hülfsmittel beym erften Unterricht in der franzöfifchen Sprache; herausgeg. von *Chriftian Heinrich Paufler*, Rector an der höhern bürgerl. Stadtfchule zu Neuftadt bey Dresden. 1804. 72 S. 8. — Diefe kleinen deutfchen Uebungen beftimmt der Herausg. für die erften Anfänger, damit fie folche mit Hülfe eines Lehrers ins Franzöfifche übertragen mögen. Unter dem Texte, welcher fich über die Hauptgegenftände der Grammatik verbreitet, ftehen die nöthigen Wörter und Phrafen; aber Regeln follen durch mündlichen Unterricht beygebracht werden. Voran geht ei[ne] kurze Schilderung der Redetheile, und den Schlufs mach[en] franzöfifche Lefeftücke. Das Ganze hat eigentlich den Zwe[ck,] jüngern Schülern, welche eine ausführliche Grammatik no[ch] nicht gebrauchen können, eine fafsliche und wohlfeile Einl[ei]tung in die Hände zu geben. Auf Selbftunterricht ift d[as] Büchlein keineswegs berechnet, fondern es liefert vielme[hr] Materialien, um die Zeit zu fparen, die man fonft in öffent[li]chen Lehranftalten auf das Dictiren verwenden mufs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. November 1804.

NEUERE SPRACHKUNDE.

MADRID, b. Ortega: *Apologia de la lengua bascongada*, ó Ensayo critico filosófico de su perfeccion y antiguedad sobre todas las que se conocen: Por Don *Pablo Pedro de Astarloa*, Presbitero. 1803. XXIV u. 452 S. 4.

Baskisch wird noch zu unserer Zeit in verschiedenen Gegenden von Navarra, in den sogenannten *Provincias Bascongadas* (nämlich Guipuzcoa, Vizcaya und Alaba) und in der Terre de Labort, gesprochen. Diese merkwürdige Sprache, seit undenklichen Zeiten, und unter einer Menge von abwechselnden Verhältnissen, dennoch von einer nur ganz kleinen Anzahl Menschen beybehalten, hat, was ihren bewundernswürdigen Mechanismus betrifft, mit keiner von den übrigen Sprachen, soviel deren bekannt sind, einige Aehnlichkeit; und, ungeachtet sich die Basken nie einer Schrift bedient haben: so giebt doch diese ihre Sprache an Cultur, Reichthum, Kraft und Anmuth keiner andern etwas nach. *Oinart*, *Moret*, *Gasmq*, *Echave* nnd *Arriet* haben uns bisher mit dem Baskischen einigermasen bekannt gemacht, und ihre Urtheile über die räthselhafte Vollkommenheit dieser Sprache sind einstimmig. Insonderheit hat *Larramendi* ein *Diccionario trilingue*, mit Inbegriff des Baskischen, verfasst, welches schon lange zu den seltensten Büchern gehört. Auch hat man von demselben eine baskische Grammatik, unter dem Titel: *El imposible vencido* (Die besiegte Unmöglichkeit), weil es ihm und andern vorher unmöglich geschienen, von einer Sprache, die von schriftlichen Urkunden ganz entblösst war, eine Sprachlehre zu Stande zu bringen. Jetzt wird uns die nähere Kenntniss des Baskischen von einem Eingebornen mitgetheilt, der nicht nur an gründlicher Bekanntschaft und Beurtheilung seiner Landessprache sich weit über seine Vorgänger erhebt, sondern auch den ersten Sprachphilosophen und Linguisten den Rang streitig macht. In ganz Spanien ist jetzt *Astarloa's* Apologie der baskischen Sprache ein Hauptgegenstand der literarischen Unterhaltungen. Wir eilen daher, sie auch unsern Lesern bekannt zu machen, und, was in Deutschland nicht ungewöhnlich ist, mit der Empfehlung eines nützlichen ausländischen Products den übrigen europäischen Nationen zuvorzukommen.

Bereits vor zwanzig Jahren fing der Vf. an, sich mit der Zergliederung der baskischen Sprache zu beschäftigen, um ihren Mechanismus aufs genaueste kennen zu lernen. Er entdeckte in ihr wesentliche Vollkommenheiten, die er selbst in den cultivirtesten Sprachen vermisste. Diess brachte ihn auf die Idee, eine allgemein zu empfehlende Sprache zu suchen, damit alle cultivirte Nationen die ihrigen darnach vervollkommnen möchten. Nach einer Vergleichung mit mehr als hundert Sprachen, bekennt er, in denselben bald mehr, bald weniger, in keiner einzigen aber eine solche Totalität von Vollkommenheit, Feinheit und Politur, als in der baskischen gefunden zu haben. Keine Sprache, fährt er fort, enthält irgend eine Vollkommenheit, die nicht in der baskischen anzutreffen wäre.

Er war eben mit dem Manuscripte seiner philosophischen Betrachtungen über die Ursprache, und deren Uebereinstimmung mit der baskischen, fertig geworden, als im J. 1802. das vortreffliche *Diccionario geografico historico de España* von dem in demselben Jahre verstorbenen *Joaquim de Tragia* erschien, worin, unter dem Artikel von Navarra, der baskischen Sprache zwar alle ihre Vorzüge und Vollkommenheiten zugestanden, in Ansehung ihres Ursprungs und Alters aber eine Menge Einwürfe und Schwierigkeiten erhoben werden. — Diese Einwürfe gegen das Alter und die Originalität seiner Lieblingssprache konnte Hr. *A.* unmöglich vertragen. Er liess seine vorige Arbeit liegen, um keinen Augenblick zu verlieren, das Alter und die Vollkommenheit der baskischen Sprache, mit ächtem Eifer und mit allem Nachdruck seiner grossen Kenntnisse, zu vertheidigen. So hat dann die gegenwärtige Apologie ihr Daseyn bekommen. Wenn gleich des Schutzredners Behauptungen oft ins Uebertriebene und Spitzfindige ausarten: so verzeiht man sie ihm doch recht gern als eine Folge seiner mächtigen Vorliebe, ohne welche gewiss eine so ideenreiche Schrift nicht hätte entstehen können. Wir liefern nunmehr eine kurze Uebersicht der Apologie.

Die Existenz der baskischen Sprache in Spanien ist eine ausgemachte Wahrheit. Man findet weder Aehnlichkeit, noch Spur derselben bey den Celten, Phöniciern, Karthaginensern, Römern, Gothen und Arabern, welche Nationen, so viel man aus der Geschichte weiss, in Spanien, seit dessen Bevölkerung, eingedrungen sind. Es hat also keine dieser Nationen das Baskische in Spanien einführen können. Die Nabarros (Bewohner von Navarra) sind ächte Nachkömmlinge der Basken, und keine Sauromaten. Das Baskische ist keine nachgeahmte Sprache (diess sucht der Vf. durch Vergleichungen mit andern Sprachen darzuthun). Das baskische Alphabet enthält, ausser andern grossen Vorzügen, zusammengesetzte Buchstaben, die, wenigstens bey den Nationen, die in Spa-

Spanien eingedrungen sind, vermisst werden. (Billig hätte der Vf. uns hier das baskische Alphabet vollständig mittheilen sollen.) Der baskische Sylbenbau wird, als der vollkommenste, sehr erhoben; in andern Sprachen ist er unvollkommen, entweder *per excessum*, oder *per defectum*. In den baskischen Wörtern liegt die natürlichste Bedeutung und eine bewundernswürdige Weisheit; keine andere Sprache, sagt der Vf., kann sich einer so vortrefflichen Bildung rühmen. Die baskischen Nomina haben kein Genus; wiederum ein Beweis, dass diese Sprache keiner Nachahmung beschuldigt werden kann. Das Baskische unterscheidet sich von allen Sprachen dadurch, dass es die Nomina charakterisirt, um deren Numeros zu unterscheiden. Keine Sprache ist philosophischer in der Bezeichnung der primären Relationen ihrer Nominum. Die baskischen Artikel haben weder Casus, noch daraus entstehende Verwirrungen. Nachtheilige Folgen, dass die Europäer ihre Artikel haben decliniren wollen. Unvollkommenheit der Artikel in allen Sprachen, die solche haben. Verwirrung der europäischen Sprachen in der Bezeichnung der secundären Relationen, und Ursache dieser Verwirrung; die baskische dagegen ist, wegen ihrer Klarheit und Deutlichkeit, als Muster zu empfehlen. Bewundernswürdige Philosophie der baskischen Sprache in Ansehung ihres Verbi; es ist ein lebhaftes Gemälde der Natur; es ist entweder einfach, oder doppelt; jenes handelt für sich, dieses in Verbindung mit andern Gegenständen. Letzteres wird durch die Sylbe *Ra*, gleich nach der ersten Sylbe, charakterisirt, z. B. *Icassi* heisst Lernen, und *I-ra-cassi*, Lehren, Unterrichten; *Ebili*, Gehen, und *E-ra-bili*, machen, dass ein anderer geht. Beide Verba werden eingetheilt in *Activa*, *Passiva* und *Mixta*, die *Passiva* in *pura* und *recipientia*, letztere in *urbana (corteses)* und *familiaria*, und diese in *masculina* und *foeminina*. Der *Modus* ist eilferley, nämlich: *indicativus*, *consuetudinarius*, *potentialis*, *voluntarius*, *coactus (forzoso)*, *necessarius*, *imperativus*, *subjunctivus*, *optativus*, *poenitudinarius*, *infinitivus;* die sechs erstern haben jeder sechs *Tempora*, nämlich zwey *praesentia*, zwey *praeterita* und zwey *futura*, wovon das eine *perfectum* und das andere *imperfectum* ist; der *Imperativus* hat zwey, nämlich *praesens* und *futurum;* der *Subjunctivus* hat ein *Praesens perfectum* und *imperfectum*, und ein *Futurum perf.* und *imperfectum;* der *Optativus* hat ein *Tempus futurum;* der *Poenitudinarius* hat drey, nämlich *praesens*, *praeteritum* und *futurum*. Ein Beyspiel, wie die Basken Gewissheit, Zweifel und Wahrscheinlichkeit in ihrem Verbo charakterisiren, ist folgendes: *il-dau*, er ist todt; *il-ete-dau*, er soll todt seyn; *il-edo-dau*, er ist wahrscheinlich todt. Die zweyte Person im Singulari ist, nach des Vfs. Eintheilung, *urbana*, *masculina* und *foeminina*. Die Basken haben nur *eine* Conjugation, wonach sich alle ihre übrigen Verba richten; aber ein jedes Verbum hat 206 Conjugationen, wodurch Alles aufs genaueste bezeichnet wird. Eigenheit und Vorzüge des baskischen Adverbii. Die höchste Vollkommenheit der baskischen Sprache, und worin sie sich am meisten von allen übrigen unterscheidet, ist ihre Syntax.

Bis hieher hat der Vf. bewiesen, dass, seit dem Eindringen der ersten Nation ins bevölkerte Spanien, die baskische Sprache nicht durch blosse Nachahmung hat formirt werden können. Eben so wenig, folgert er, konnte sie von derselben Zeit an formirt werden, weder durch Nachahmung und Erfindung zugleich, noch durch blosse Erfindung. — Sodann schreitet er zu andern Argumenten, um das Alter der baskischen Sprache und deren ursprüngliche Allgemeinheit in Spanien darzuthun. Die uralten Benennungen der Provinzen, Städte, Flüsse und Familien in Spanien sind, wie der Vf. unter Anführung einer Menge Beyspiele und deren Etymologie behauptet, ächt baskisch gewesen. Hier findet man gewiss manches zu weit gesucht. Ferner, die alte spanische Sprache, deren Strabo erwähnt, war keine andere, als die baskische. Dass die Basken die ersten Bevölkerer Spaniens gewesen, und dass ihre Sprache sich zur Zeit der Sprachenverwirrung gebildet habe, hält er für ausgemacht; es wäre denn, dass das Gegentheil unwiderleglich bewiesen würde. Diess ist ihm aber alles nicht genug. Aus der baskischen Sprache selbst, nämlich aus einer Menge von Wörtern, zumal solchen, womit das Jahr, die Woche, die Tage der Woche und andere Eintheilungen der Zeit belegt werden, glaubt er, die Existenz derselben vor der Sündfluth unwiderstehlich dargethan zu haben. Hier findet man auf mehr als 150 Seiten die wichtigsten Bemerkungen über die Urbegriffe der ersten Menschen. Die baskische Arithmetik dient ebenfalls zum Beweise des Alterthums dieser Sprache. Die Basken zählen bis 20, *Oguei*, d. i. die höchste Zahl; sodann ist zweymal Oguei, 40; dreymal Oguei, 60, u. s. w. Man findet die Zählungsweise nach Fingern und Zehen bey mehrern Völkern.

Schliesslich verspricht der Vf. die baldige Erscheinung seiner philosophischen Abhandlungen über die Ursprache, wie auch einer Grammatik und eines Wörterbuchs der baskischen Sprache. Wenn wir erst diese Werke vor uns haben, so werden wir vollkommener im Stande seyn, sowohl die Wundersprache selbst, als auch des gelehrten Biscayers noch nie erhörte Behauptungen zu beurtheilen. Denn in der vorliegenden Apologie fehlt es zu sehr an Beyspielen aus der Sprache selbst, und mehrere wichtige Sätze sind ganz davon entblösst.

MAGDEBURG, b. Creuz: *Kurze Anleitung zur deutschen Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit.* Von M. *Johann Christoph Vollbeding.* Neue, stark vermehrte Ausgabe. 1804. 107 S. 8. (6 gr.)

Die drey ersten Bogen dieser kleinen, aber in ihrer Art einzigen, Schrift sind schon 1789. gedruckt. Der Titel war damals etwas weitläufiger. Um das Buch los zu werden, hat der Verleger, wie wir hier mit Bedauern sehen, den Vf. bewogen, statt der vorher noch beygefügten zwey Blätter von dem Bogen *B*, ganze

ganze 59 Seiten hinzuzusetzen. Man sollte freylich denken, dass diese Anweisung nur für Ungeübte bestimmt seyn könne; allein der Vf. setzt voraus, dass seine Leser die Ausdrücke *nomen appellativum* und *proprium*, *suffixum* u. s. w. ohne Erklärung verstehen. Auch werden hier manche deutsche Redensarten durch Uebersetzung ins Lateinische sehr geschickt erläutert, z. B. über dem Essen, *inter prandendum;* es stösst mir auf, *ructor;* es befremdet mich, *hoc miror* u. a. In der That hat Rec. hier auch manches gelernt, was ihm neu war. Man soll z. B. sprechen und schreiben: ich *beglückwünsche* dich; *hämmen*, *hätzen*, nicht hemmen, hetzen; die *Heerberge;* die *Rände*, nicht Ränder; er *rathet* mir; das *Rächeln*, nicht Röcheln, wegen der Abstammung (von Rachen?); *schrepfen*, nicht schröpfen; *stärrig*, nicht störrig; *Stifvater;* „*Stöckbrief*, von Stock, *ein hölzernes* Werkzeug, *darin* man die Füsse der Gefangenen schloss, davon Stockmeister. Durch einen Stöckbrief bittet man einen Missethäter gefangen zu setzen, wo man ihn findet." Ferner: „*Turnyps* (nicht *Turnipse*) ist wendisch; *Turnep* (engl.), eine *Riebe*"; *Vampyr*, auch *Vambyr; wissendlich*, nicht wissentlich; *zwelf*, nicht zwölf. Dergleichen Proben liessen sich sehr viele anführen. Der Vf. zeigt übrigens in seinen grammatischen Schriften einen auffallenden Hang, auf die unnöthigste Weise, gegen eine Menge von niedrigen und unflätigen Ausdrücken zu warnen, die ihm doch im Umgange mit Menschen von einiger Erziehung *schlechterdings* nicht vorgekommen seyn können. Auch hier liefert er (S. 63. 64.) ein Verzeichniss, aus welchem der roheste Handwerksbursche noch lernen kann; wenigstens ist es gewiss, dass manche dieser Ausdrücke dem ganzen *lesenden* Publicum, so wie dem Rec., völlig unverständlich sind. Wie, wenn nun ein Vater, der den Ton des Vfs. noch nicht kennt, dieses Buch kaufte, und es einem gesitteten Kinde ungelesen in die Hände gäbe? Zur Strafe für eine solche Entehrung der Presse setzt Rec. hier den Anfang des Verzeichnisses her, weil dieser doch nur pöbelhafte Schimpfwörter enthält: Ein Dreckfink, Saumagen, Schweinpelz, anschnauzen, Galgenschwengel, Sacklappen, Knurrkopf, Flegel, Lümmel u. s. w.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Lemgo, in d. Meyer. Buchh.: *Chaldäische Chrestomathie*, zur leichten Erlernung der chaldäischen Sprache, für Anfänger eingerichtet mit einem vollständigen Glossarium von D. *Heinrich Adolph Grimm*, Prof. d. Theol., Kirchengesch. u. oriental. Literatur zu Duisburg. 1801. XIV u. 168 S. 8. (16 gr.)

Der würdige Vf. hat diese Chrestomathie ganz wie die syrische, die wir von ihm besitzen, eingerichtet. Man findet hier aus den verschiedenartigen und ungleichzeitigen Targumim recht zweckmässig ausgesuchte Proben nach der Londner Polyglotte abgedruckt, Paraphrasen von solchen Stücken des A. T. welche schon einzeln für sich Interesse haben. Zuerst stehen (S. 1—24.) Sentenzen aus Salomo's Sprüchen, und dann (S. 25—37.) Stellen aus dem Targum von Jerusalem. Bey beiden Arten der Stücke sind nach dem chaldäischen Texte alle die einzelnen Wörter desselben, jedoch nach und nach mit Uebergehung des Leichtern und schon Bemerkten, angeführt, genau analysirt, und, durch Hinweisungen auf *Michaelis's* und *Hezel's* Grammatiken zu weiterm Nachlesen, erläutert. Bey den folgenden Stücken aus dem Targum des Onkelos (S. 38—58.) sind jene Analysen unterblieben, aber diese Hinweisungen ebenfalls gegeben. Endlich folgen, ohne die einen oder die andern, Stücke aus dem Targum des Jonathan's des Sohnes Usiel's (S. 59—74.), und aus dem der Psalmen (S. 75—82.); endlich zuletzt das wirklich vollständige Glossarium. Man könnte mit dem Vf. wohl darüber rechten, dass die Aufzählung der in dem Texte vorkommeden Wörter mit ihren Bedeutungen bey den Stükken von S. 1—37., in Rücksicht auf das noch ausserdem beygefügte Glossarium zu lange fortgeführt sey; indessen es ist dadurch desto mehr für die Bequemlichkeit der Anfänger gethan, und was muss man nicht alles thun, um dem Studium, besonders der uns nur noch in Büchern der Bibel oder über die Bibel übrigen chaldäischen Sprache mehr Freunde zu gewinnen und zu erhalten? In der lesenswerthen Vorrede verbreitet sich der Vf. über das Alter der Targumim, und zeigt, wie ungewiss; so lange nicht kritische Untersuchungen, noch Vergleichung vieler Handschriften, die gewiss interpolirten und überarbeiteten Targumim von spätern Zusätzen und Einschiebseln gereinigt haben, die, auf solche jüngere Worte gestützten, Urtheile über das Alter des ganzen Textes sind. Er spricht für die Zeugnisse der Juden, welche den Targum des Onkelos und des Jonathans des Sohns Usiel's in das erste Jahrhundert versetzen; weil diese Zeugnisse, wenn auch unvollständig, doch zum Theil wirklich sehr alt; und schon deswegen nicht schlechterdings zu verwerfen seyen. Auch für den Targum von Jerusalem wird, ungeachtet der neuen geographischen Namen, wegen welcher man ihn als nach dem sechsten Jahrhundert verfasst betrachtet hat, der bemerkenswerthe Grund aufgestellt: dass einem Juden nach dem sechsten Jahrhundert schwerlich irgend etwas habe veranlassen können, gerade eine Paraphrase im *Jerusalem*'schen Dialect auszuarbeiten, und dass also hier ältere Bruchstücke einer ältern Uebersetzung in diesem Dialect wenigstens zum Grunde liegen möchten. Die Juden bedurften, nach dem Verlust ihrer ursprünglichen Landessprache, chaldäischer Uebersetzungen; man übersetzte nach geschichtlichen Zeugnissen früh den hebräischen Text in den Synagogen ins Chaldäische; sollte man nicht damals solche Uebersetzungen und Paraphrasen niedergeschrieben haben? oder erst in den Zeiten, wo die Kenntniss des Chaldäischen selbst unter den Juden schon seltener zu werden anfing? — Die kritischen Untersuchungen, von welchen der Vf. mit Recht Bestätigungen erwartet, werden leider wohl ein frommer Wunsch bleiben.

Mön-

Mönche, wo sie noch sind, hätten Zeit, solche Handschriften zu vergleichen; aber ob sie es wollen und können, ist eine andere Frage.

RÖMISCHE LITERATUR.

Stockholm, b. Carlbohm: *Virgilii Aeneis*, öfwersatt af *G. J. Adlerbeth.* 1804. XVI u. 352 S. gr. 8.

Die gegenwärtige Ueberfetzung *Virgil's* ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig; sie ist einmal eine schätzbare Bereicherung der schwedischen Literatur, die an Ueberfetzungen alter Schriftsteller noch sehr arm ist, und zweytens liefert der Vf. den ersten ausführlichen Versuch, die alten Sylbenmaasse in seine Sprache einzuführen. Das Beyspiel unseres *Voß*, sagt er, hat ihm Muth gegeben, diese neue Bahn zu versuchen; die Arbeit dieses unübertrefflichen Meisters hat er auch hauptsächlich zum Grunde gelegt. In Hinsicht auf die Erklärung des Textes ist er bisweilen *Heyne's* Ansichten gefolgt, in einigen angehängten Anmerkungen vertheidigt er die von ihm vorgezognen Lesarten. Die Vorrede stellt die Grundsätze auf, die den Dichter bey der Bildung seiner Verse geleitet haben; die meisten derselben kommen mit denen überein, die Hr. *Regnér* in seiner schwedischen Metrik angenommen hat. Auch diese Ueberfetzung ist ein schönes bleibendes Denkmal des poetischen Sinnes und des Kunstgefühls ihres Vfs.; und wenn sie auch ihrem vortrefflichen Muster an Vollkommenheit nachsteht, und sich nicht so leicht und so wunderbar genau an das Original anschmiegt: so muss man sich erinnern, dass Hr. *A.* der erste ist, der die alten Versmaasse in der schwedischen Sprache, deren neuere Ausbildung ihm ganz eigene Hindernisse entgegensetzte, erneuert, und dass hier für die Interpretation aus alten Sprachen überhaupt lange noch nicht das geschehen ist, was man in Deutschland seit etwa 30 Jahren dafür gethan hat. Mit Recht urtheilt der Vf. am Ende der Vorrede über seine Arbeit: „Bey allen Mängeln, die meine Ueberfetzung in meinen Augen hat, und die einsichtsvollere Kenner noch häufiger an ihr entdecken werden, hoffe ich doch, dass sie selbst bey ihrer Unvollkommenheit einen und den andern neuen Beweis von den reichen Hülfsquellen der schwedischen Sprache, von ihrer Kraft, ihrer Fähigkeit, in Vergleich mit jeder andern neuen Sprache, sich nach den alten zu bilden, ablegen wird. Ich hoffe ferner, dass eine solche Ueberzeugung glücklichere Genies zu glücklichern Versuchen, die Muttersprache mit Ueberfetzungen berühmter Schriftsteller aus dem Alterthum zu bereichern, aufmuntern wird." Um die Leser in den Stand zu setzen, eine etwanige Vergleichung mit dem Originale sowohl, als der Vossischen Ueberfetzung anstellen zu können, hält es Rec. für zweckmässiger, statt Kritiken und Bemerkungen über einzelne Stellen, eine kleine Probe auszuheben; es stehe hier also *Dido's* Rede, B. IV. v. 364 ff.:

Ej en Gudinna din mor, ej Dardanus värit din stamfar.
Nej, trolöse; Dig Kaukasus födt ur sin rysliga fjällvägg.
Dig de Hyrkaniska tigrarne närt, vid fostrande spenar;
Hvarföre dölga min harm? Tilhvad hårdare lott skall den sparas?
Har han väll skänkt åt min gråt en suck, en blick af sitt öga?
Har han en ömkans tår fällt ofver en älskandes plågor?
Hvad skall jag nämna först? Hvad sist? Nej, Himlarnes Drottning,
Jupiter sjelf med liknöjd mod, fördra ej ditt missdåd. —
O hvad löfte förtjenar at tros! En strandad och usel
Främling skänker jugblindt mitt skydd och del i mitt välde
Så hans förlorade skepp, som tropp, jag räddar ur döden. —
Må jag ej tändas af Furiers brand? Nu manar Apollo;
Nu Orakel från Lyciens bygd: Nu, sänd med befallning,
Gudarnes tolk, från Zeus sjelf, genom den luftiga rymden;
Säkert en vård, som ömt bekymrar de Högsta i Lugnet. —
Dock jag ej håller dig quar; Ditt beslut jag icke bestrider.
Sök med seglen Italien! Sök ditt rike i vågen!
Om rättfärdiga Gudar ännu regera, jag hoppas,
Skall du bland Klipporna hämta din lön, anropande ofta
Dido vid namn; och Dido, med Afgrundslågor dig nalkas.
Sedan den isande döden min själ förlossat ur bojan,
Skall dock min hamn öfveralt kringsväfva dig. Då skall du gälda
Hämden sin rätt, och ryktet mig glädja i Manernes skuggjup.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Camesina: *Sammlung einiger Fabeln und Erzählungen von C. F. Gellert;* nebst mehrern Beyspielen von prosaischer Umschreibung derselben, mit Anmerkungen; von *Karl Giftschütz*, Weltpriester, Director an der von Zollerischen gestifteten Hauptschule. *Zweyte*, vermehrte u. verbesserte Auflage. 1803. XVI u. 88 S. 8. (6 gr.) — Die Anlage und Einrichtung dieser kleinen Sammlung, deren bald vergriffene erste Ausgabe im J. 1801. erschien, verdient alles Lob. In einer Vorerinnerung an die Kinder werden diese mit den vornehmsten Eigenheiten des Versbaues auf eine ganz fassliche Art bekannt gemacht. Die beygefügten Anmerkungen enthalten theils kurze Belehrungen über die Natur und Nutzbarkeit der in den Fabeln redenden und handelnden Thiere, theils Erläuterungen minder allgemein verständlicher Wörter und Redensarten. Die recht gut gerathenen prosaischen Umschreibungen sind zu Proben für ähnliche, und unstreitig nützliche, Uebungen der Jugend bestimmt, und geben zugleich eine Beylage ab zu der von dem Herausg. erst kürzlich gelieferten Anleitung über die Mittel, junge Leute zur Fertigkeit in schriftlichen Aufsätzen zu bringen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. November 1804.

CHEMIE.

PARIS, b. Didot: *Essai de Statique chimique*, par *C. L. Berthollet*, Membre du Senat conservateur, de l'institut etc. An XI. (1803.) *Erster* Theil. 543 S. *Zweyter* Theil. 552 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Die Veranlassung zu dem bisher in der Chemie ganz ungewöhnlichen Namen: *Statik*, hat dem scharfsinnigen Vf. unstreitig die ganz unverkennbare wechselseitige *Verwandtschaftswirkung* der Körpertheile bey den chemischen Processen gegeben. Die Anziehungen, welche die Weltkörper als grosse Massen, in beträchtlichen Entfernungen gegen einander äussern, hat man in der höhern Sternkunde schon längst den strengsten Rechnungen unterworfen; man hat eine Mechanik des Himmels, die man auch wohl in gewisser Hinsicht eben so treffend mit dem Namen *Statik des Himmels* hätte belegen können; und Hr. *Berthollet* hält es für ausgemacht, dass sich auch die Kräfte, welche die chemischen Wirkungen hervorbringen, sämmtlich von der wechselseitigen *Anziehung* der kleinen Körpertheilchen herschreiben. Es äussert sich indessen die astronomische Anziehung, die sich bloss zwischen Massen wirksam beweist, die in einer solchen Entfernung von einander stehen, wo die Gestalt der Theilchen, ihre Zwischenräume und die ihnen eigenthümlichen Beschaffenheiten von keinem Einflusse sind, durch Wirkungen, die immer im geraden Verhältnisse der Massen, und im verkehrten des Quadrats der Abstände sind; — die Wirkungen der chemischen Anziehung oder der Affinität hingegen werden durch besondere und oft unbestimmte Bedingungen so abgeändert, dass sie sich nicht aus einem allgemeinen Grundsatze herleiten, und so, wie jene, dem Calcul rein und schlechthin unterwerfen lassen; und es kann ihre Thätigkeit nur allmählich, und wie fern sie hinreichend genug von andern Einflüssen abgesondert wahrgenommen werden kann, ein Gegenstand der Statik seyn. Die Beobachtung allein ist es, welche dazu dienen kann, dass die chemischen Eigenschaften der Körper, oder die Verwandtschaften, durch welche sie unter bestimmten Umständen eine gegenseitige Wirkung hervorbringen, festgesetzt werden; und es ist dann natürlich zu glauben, dass, jemehr die Grundsätze, worauf sich die chemische Theorie zurückführen lässt, Allgemeinheit erhalten, sie auch desto mehr Aehnlichkeit mit denen bekommen werden, worauf die Mechanik beruht. Jede unmittelbare Verwandtschaftswirkung giebt sich immer durch eine Verbindung zu erkennen, so dass jede Substanz, die eine Verbindung einzugehen strebt, im Verhältnisse ihrer Verwandtschaft und ihrer Grösse wirkt. Es sind dieses die letzten Resultate aller chemischen Beobachtungen. Man muss aber *erstens* die verschiedenen Bestrebungen zur Verbindung als eben so viele Kräfte betrachten, die sich entweder zu einem gewissen Resultate *vereinigen*, oder als solche, die sich durch ihre *entgegengesetzten* Wirkungen zum Theil *zerstören*. *Zweytens* ist zu erwägen, dass die chemische Wirkung einer Substanz nicht bloss und allein von der ihren Bestandtheilen eigenen Verwandtschaft und von ihrer Grösse, sondern auch noch von dem Zustande abhänge, in welchem sich diese Theile befinden; es geschehe nun dieses entweder durch eine wirkliche Verbindung, wodurch ein mehr oder weniger beträchtlicher Theil ihrer Verwandtschaft aufgehoben wird, oder durch eine Verdünnung und Verdichtung derselben, wodurch ihre wechselseitigen Entfernungen verändert werden. Es sind diess die Bedingungen, wodurch die Eigenschaften der Elementartheile eine gewisse Eigenthümlichkeit bekommen, und das bey ihnen hervorbringen, was der Vf. ihre *Constitution* nennt. Um eine chemische Zerlegung bewerkstelligen zu können, muss man nicht allein jede dieser Bedingungen, sondern auch noch alle die Umstände, worauf sie einige Beziehung haben, gehörig zu schätzen wissen.

Die Eigenschaften der Körper, welche auf solche Art die Verwandtschaft modificiren können, bringen noch andere Wirkungen hervor, die unabhängig von denen sind, welche die Verbindung bewirkt hat, und welche der Gegenstand der verschiedenen Zweige der Physik sind. Es giebt sogar mehrere Erscheinungen, die, ob sie gleich ganz oder zum Theil durch die Verwandtschaft hervorgebracht worden sind, gleichwohl nach einer andern Ansicht betrachtet werden müssen, weil entweder die Verwandtschaft nur im geringen Maasse von Einfluss gewesen ist, oder weil die Erfahrung bis jetzt noch nicht zur Bestimmung der besondern Affinitäten, welchen sie ihr Daseyn verdanken, hat gelangen können. Man bezeichnet daher alle diejenigen Eigenschaften als physische, welche nicht unmittelbar von der Verwandtschaft abzuhängen scheinen. Es ergiebt sich hieraus, dass oft eine Beziehung zwischen den physischen und chemischen Eigenschaften vorkommen, und man oft zu den einen sowohl als den andern seine Zuflucht nehmen muss, um eine Erscheinung zu erklären, auf welche sie Einfluss gehabt haben können. Die Grundsätze, welche man auf die Resultate der unter jedem Gesichtspunkte beobachteten Thatsachen gebaut hat, und

und die Erklärung der chemiſchen Erſcheinungen, welche auf ihre Verhältniſse gegen alle die Eigenſchaften, wovon ſie die Folgen ſind, gegründet iſt, machen, nach dem Vf., die *Theorie* aus, wobey er wieder die allgemeinen von der beſondern unterſcheidet. Es giebt Wiſſenſchaften, die ohne alle Hülfsmittel einer Theorie zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit gelangen können, und wo bloſs eine willkürliche Anordnung der beobachteten natürlichen Thatſachen, womit ſie ſich vorzüglich beſchäftigen, hinreichend iſt. Nicht ſo iſt es aber der Fall mit der Chemie, wo die Beobachtungen faſt immer aus der Erfahrung ſelbſt erwachſen müſſen, und wo die Thatſachen erſtlich aus einer künſtlichen Vereinigung der Umſtände, wodurch ſie hervorgebracht werden, ſich ergeben. Wer Verſuche vorzunehmen gedenkt, muſs einen gewiſſen Zweck haben und durch irgend eine Hypotheſe geleitet werden; er muſs, um einigen Vortheil aus ſeinen Beobachtungen zu ziehen, ſie unter gewiſſen Geſichtspunkten mit einander vergleichen, und wenigſtens einige der nothwendigſten Umſtände beſtimmen, welchen jedes beobachtete Phänomen ſeinen Urſprung verdankt, damit man im Stande ſey, es wieder von neuem darzuſtellen. Auf dieſe Art können ſelbſt Ungereimtheiten, die heut zu Tage ins Lächerliche fallen, die aber zu den mühſamſten Unterſuchungen Anlaſs gaben, nothwendig geweſen ſeyn, als die Chemie noch in der Wiege lag. Nur erſt ſeit der Zeit, wo man die Verwandtſchaft als die Urſach aller Verbindungen betrachtete, konnte die Chemie als eine Wiſſenſchaft angeſehen werden. *Bergmann* brachte die Anwendung dieſes erſten Grundſatzes zu einer groſsen Allgemeinheit. Indeſſen hängen eine Menge Erſcheinungen von der Verbindung mit dem Oxygen ab, und *Prieſtley* hatte nicht ſo bald dieſen Stoff zur Kenntniſs gebracht, als *Lavoiſier* die Verbindungen deſſelben beſtimmte und eine ganz neue Theorie gründete. Die genaue Betrachtung einer durch die Modificationen, welche ſie in die Verwandtſchaftsreſultate bringt, eben ſo mächtigen Urſache, die Wirkung des *Wärmeprincips*, war nicht minder zur Erklärung der mehreſten Phänomene erforderlich. *Black* iſt es, welchem man die Grundeigenſchaften dieſes Princips verdankt; ſie hatten nach ihm mehrere Phyſiker beſchäftigt, aber erſt in einer gelehrten Abhandlung von *Laplace* und *Lavoiſier* wurde ſie genau beſtimmten Geſetzen unterworfen. Man ſieht alſo, daſs die Chemie in unſern Tagen die Kenntniſs jener allgemeinen Eigenſchaften, welche jede chemiſche Wirkung begleiten, und welche die Quelle aller davon herrührenden Erſcheinungen ſind, erlangt hat. Seitdem man die allgemeinen Eigenſchaften, worauf am Ende alle Wirkungen der chemiſchen Thätigkeit hinauslaufen, kennen gelernt hatte, zögerte man nicht, diejenigen Bedingungen der Verwandtſchaft, welche allen Erklärungen Genüge leiſteten, als unveränderliche und beſtimmte Geſetze aufzuſtellen; ſo wie man gegenſeitig aus dieſen Geſetzen alle Erklärungen ableitete; und die Ueberſicht der Wiſſenſchaft, die man hiedurch erlangte, war das vornehmſte Beförderungsmittel ihrer Fortſchritte. Ueberzeugt, daſs die in der Chemie angenommenen Grundſätze, und die unmittelbar daraus gezogenen Folgen, noch nicht als Grundmaximen zugelaſſen werden können, hat der Vf. ſie einer neuen Prüfung unterworfen, und bereits in ſeinen *Unterſuchungen über die Geſetze der Verwandtſchaft* die Beobachtungen mitgetheilt, die ihn überzeugten, daſs man ſich bis jetzt noch keine ſehr genaue Vorſtellung von den dadurch hervorgebrachten Wirkungen gemacht habe. — Der *Zweck dieſes gegenwärtigen Verſuchs* geht nun dahin, daſs der Vf. ſeine erſten Reflexionen über alle die Urſachen verbreiten will, welche die Reſultate der chemiſchen Thätigkeit, oder das Product aus der *Affinität* und der *Quantität* abändern können. Er unterſucht deshalb, worin die wechſelſeitige Abhängigkeit der chemiſchen Eigenſchaften der Körper beſteht, indem er ſie anfangs unter einander vergleicht, und ſie alsdann in den verſchiedenen Subſtanzen ſelbſt betrachtet; er bemüht ſich ferner, die Kräfte zu erforſchen, die aus ihrer Thätigkeit erwachſen, und zwar nicht allein diejenigen, welche zu jenen Wirkungen mit beytragen, ſondern auch die, welche ihnen entgegengeſetzt ſind.

Die Schrift zerfällt in zwey Theile. Im *erſten* betrachtet der Vf. alle Elemente der chemiſchen Thätigkeit, und im *zweyten* die Stoffe, welche dieſelben in Ausübung bringen, oder zu den chemiſchen Erſcheinungen vorzüglich beytragen, wobey ſie nach ihren Diſpoſitionen, oder den zwiſchen ihren Affinitäten vorhandenen Beziehungen claſſificirt werden. Die erſte Verwandtſchaftswirkung, worauf der Vf. ſeine Aufmerkſamkeit richtet, iſt die, wodurch der Zuſammenhang der Theile, aus welchen ſich ein Körper zuſammenſetzen läſst, bewirkt wird. Dieſs iſt diejenige wechſelſeitige Verwandtſchaftswirkung, die man durch den Namen *Cohäſionskraft* unterſcheidet. Alle Wirkungen der Verwandtſchaft, welche die Cohäſionskraft zu vermindern ſtreben, ſind als eine der vorigen entgegengeſetzte Kraft anzuſehen, deren Endzweck die *Auflöſung* iſt. Eine von den merkwürdigen Wirkungen der Cohäſionskraft iſt die *Kryſtalliſation*. Die Theile, welche ſich zu Kryſtallen bilden, nehmen eine ſymmetriſche Lage an, welche durch die wechſelſeitige Thätigkeit der kleinen ſoliden Theilchen beſtimmt wird, die durch ihre Cohäſionskraft von einer Flüſſigkeit abgeſondert werden. Die verſchiedene Auflösbarkeit der Salze, die ſich von dem Verhältniſſe ihrer Cohäſionskraft zur Thätigkeit des Auflöſungsmittels herſchreibt, iſt nicht allein die Urſache ihrer Kryſtalliſirung, ſondern auch ihrer, mittelſt der Verdampfung bewirkten, allmähligen Abſonderung; ſie iſt auch nicht der Wirkung des Auflöſungsmittels allein, ſondern auch ihrer eigenen wechſelſeitigen Thätigkeit ſelbſt entgegengeſetzt. Unter den Verwandtſchaften einer Subſtanz findet ſich zuweilen eine, die herrſchend iſt, und die ihren Charakter den Eigenſchaften, wodurch ſie ausgezeichnet wird, eindrückt: dieſs ſind die hervorſtechenden Affinitäten, welche zur Claſſificirung der Subſtanzen in einen

einem System der Chemie dienen, und welchen die mehresten chemischen Erscheinungen ihren Ursprung zu verdanken haben. Wenn die Stoffe, in welchen sich eine herrschende Affinität vorfindet, eine Combination erleiden, welche der Thätigkeit dieser Affinität fremd ist: so bringen sie alle die Eigenschaften in dieselbe hinein, die von derselben abhängen, und die bloss durch die Constitution, die sie erhalten, und durch den Grad der Sättigung, den sie erfahren haben, modificirt worden sind. Eine herrschende und wirksame Affinität in einer Substanz setzt eine ähnliche Einrichtung in einer andern Substanz voraus, deren charakteristische Eigenschaften aus diesem Grunde als Antagonisten der ihrigen angesehen werden, weil sie dieselben durch die Sättigung verschwinden machen. Die Säuren und Laugenstoffe zeigen diese antagonistischen Eigenschaften, welche die vornehmste Quelle der chemischen Erscheinungen sind, in einem vorzüglich hohen Grade. Der Vf. betrachtet vor allen Dingen diese correlative Eigenschaft der Säuren und Laugenstoffe, sich wechselseitig zu sättigen, als ein allgemeines Attribut, unabhängig von den besondern Eigenschaften eines jeden einzelnen dieser Stoffe; und da diese gegenseitige Sättigung der Säuren und Laugenstoffe ein unmittelbarer Erfolg ihrer gegenseitigen Affinität ist: so muss man sie als das Maass ihrer Affinität ansehen, wobey man auf die verhältnissmässigen Quantitäten Rücksicht nimmt, welche zur Bewirkung dieses Erfolgs nothwendig sind. Der Vf. nimmt deshalb als eine Folge des vorigen an, dass die Verwandtschaften der Säuren zu den Laugenstoffen, oder dieser zu jenen, im Verhältniss ihrer Sättigungsfähigkeit stehen; und dass, wenn mehrere Säuren auf eine alkalische Grundlage wirken, die Thätigkeit der einen von den Säuren nicht überwiegend gegen die andern wirkt, so dass daraus eine isolirte Combination entstände, sondern dass jede Säure einen gewissen Theil an der gesammten Thätigkeit habe, welcher durch ihre Sättigungsfähigkeit und durch ihre Quantität bestimmt ist. Diese zusammengesetzte Beziehung drückt der Vf. durch die Benennung *chemische Masse (Masse chimique)* aus. Um die Combinationen zu erklären, die sich beym Zusammentreffen zweyer Säuren mit einer Grundlage bilden, so wie diejenigen, welche durch die Wirksamkeit von zwey Säuren und zwey Grundlagen entstehen, hat man eine Wahlverwandtschaft angenommen, wodurch stufenweise immer ein Stoff dem andern in einer Combination untergeordnet wird, und der, bey der gegenseitigen Thätigkeit der vier Stoffe, zwey sich einzeln darstellende Combinationen bestimmt. Das allgemeine Gesetz, dem die chemische Thätigkeit unterworfen ist, welche die Stoffe im Verhältniss der Energie ihrer Verwandtschaft und ihrer Quantität ausüben, wird nicht bloss durch die davon abhängenden Cohäsionskräfte, sondern auch durch die Expansivkraft der Wärme modificirt, und der Vf. verfolgt deshalb die Wirkungen derselben bis in das feinste Detail. Vom Verhältnisse der Wechselwirkung, wodurch die Theilchen einer Substanz sich zu vereinigen bestreben, zur Expansivkraft, welche der Wärmestoff über dieselben ausübt, hängt es ab, ob jene Substanz ein fester, flüssiger oder gasartiger Körper werden will. Wenn der Wärmestoff den elastischen Zustand in dem Gas hervorbringt: so muss man das entstandene Gas als ein Werk der Combination, und die Elasticität als eine Kraft, die entweder der Solidität oder der Liquidität entgegengesetzt ist, ansehen. Alle Naturerscheinungen gehen in unserm Luftkreise vor sich, welcher zur Hervorbringung derselben oft durch seinen Druck, durch seine Temperatur und durch Beymischung seiner Bestandtheile mit beyträgt; der Chemiker muss deshalb eine genaue Kenntniss von den Beschaffenheiten der Atmosphäre unter diesen dreyen Gesichtspunkten haben. Der Erfolg von den verschiedenen Einwirkungen, welche auf die chemische Thätigkeit Einfluss haben, besteht zuweilen in einer Vereinigung derselben, wo die Proportion unveränderlich ist; zuweilen aber sind diese Proportionen, nach welchen die Verbindungen erfolgen, nicht beständig, und wechseln nach den verschiedenen Umständen ab. Im erstern Falle ist zur Abänderung der Proportionen eine Anhäufung der Kräfte erforderlich, die eben so stark seyn muss, als die, wodurch sich die Verbindung zu erhalten strebt; und wenn diess Hinderniss überwunden ist: so fährt die chemische Thätigkeit fort, ihre Wirksamkeit im Verhältniss der Energie der Affinitäten und der Menge der dabey angewandten Stoffe zu zeigen. Der Vf. sucht also die Bedingungen zu bestimmen, welche auf solche Weise die Proportionen in einigen Verbindungen einschränken, und welche einige Unterbrechung in den Fortgang der chemischen Thätigkeit zu bringen scheinen. Es ist aber noch eine andere Bedingung bey der chemischen Thätigkeit in Betracht zu ziehen, wodurch viele Wirkungen erklärt werden können: nämlich der Zeitraum, der zur Hervorbringung jener Wirkungen nöthig ist, und der nach Verschiedenheit der Stoffe und der Umstände sehr verschieden ist. Unter diesem Gesichtspunkte untersucht also der Vf. die Fortwirkung der chemischen Thätigkeit. Nachdem er nun alle bekannten Elemente dieser Thätigkeit durchgenommen hat, geht er auf den *zweyten* Theil über, wo er die Dispositionen der durch ihre chemischen Eigenschaften merkwürdigsten Substanzen betrachtet, und sie nach ihrem unterscheidenden Charakter oder ihrer herrschenden Affinität classificirt. Unter dieser Ansicht untersucht er auch die Eigenschaften der brennbaren Stoffe, so wie die von ihren wechselseitigen Verbindungen; die von den zusammengesetzten Säuren und den verschiedenen hieraus entstandenen Verbindungen; auch die der Kalien, der Erden, und endlich die der metallischen Substanzen. Die vegetabilischen und animalischen Stoffe sind gar sehr zusammengesetzt, weniger zwar durch die Anzahl ihrer Elemente, als durch die daraus hervorgehenden Substanzen, wovon jede durch eine ihr eigene Kraft sich thätig beweist. Sie sind aber so beweglich und so veränderlich, dass es sehr schwer hält, zu einer genauen Kenntniss der Ursachen von den Erscheinungen zu gelangen, die sich von

von ihnen herschreiben. Bey Betrachtung derselben ist deshalb die gröfste Vorsicht nöthig, und der Vf. hat sich damit begnügt, das anzugeben, was ihm am sicherften ausgemacht zu seyn schien. Man findet übrigens eine grofse Ungleichförmigkeit in den Untersuchungen, womit sich der Vf. beschäftigt: wo sich dem Chemiker keine Ungewifsheit mehr zeigt, da hält sich der Vf. nicht lange auf; er geht hingegen bey andern Gegenständen ins feinste Detail, wo neue Aufklärungen nöthig sind, obgleich die Sachen selbst weniger Interesse haben. — Die Anordnung selbst, welche der Vf. bey der Abhandlung seiner Gegenstände getroffen hat, ist folgende: Nach einer Einleitung, worin eine ausführliche Uebersicht des Ganzen, so wie wir sie vorhin kurz dargestellt haben, gegeben wird, beschäftigt sich der *erste* Theil mit der chemischen Thätigkeit im Allgemeinen; worauf im 1sten Abschn. die chemische Thätigkeit bey festen und flüssigen Körpern in vier Kapiteln betrachtet wird, welche von der Kraft des Zusammenhanges, von der Auflösung und der wechselseitigen Wirksamkeit der in der Auflösung enthaltenen Stoffe, und von der Combination, handeln. Der 2te Abschn. ist der Acidität und Alcalinität gewidmet, und darin wird besonders von der wechselseitigen Action der Säuren und Kalien; von der Action einer Säure auf eine Neutralverbindung; von den durch Säuren oder Kalien bewirkten Niederschlägen; von der wechselseitigen Action der Neutralverbindungen und der comparativen Capacität der Sättigung der Säuren und Kalien, gehandelt. Der 3te Abschn. ist blofs dem Wärmestoffe gewidmet: von den Wirkungen des Wärmestoffs, die unabhängig von denen der Combination sind; von den verschiedenen Zuständen des Wärmestoffs; von der Action des Lichts und der elektrischen Flüssigkeit; vom Wärmestoff in Beziehung auf seine Verbindungen. Der 4te Abschn. beschäftigt sich mit der bey elastischen Stoffen vorkommenden Ausdehnung und Verdichtung; der 5te mit den Gränzen der Combination: von den Proportionen der Elemente in den Combinationen; von der Action der Auflösungsmittel; von der Efflorescenz und von der Propagation der chemischen Action. Der 6te Abschn. enthält das, was die Action unserer Atmosphäre angeht, nämlich die Beschaffenheit und die Urbestandtheile derselben. Der *zweyte* Theil hat es mit der chemischen Thätigkeit der verschiedenen Stoffe und den davon abhängenden Erscheinungen zu thun. 1. Abschn. Von den säuerbaren Stoffen, sowohl in ihren Beziehungen auf den Sauerstoff, als in ihren wechselseitigen Verhältnissen selbst: a) vom Oxygen und der Oxygenirung; b) von der gegenseitigen Wirkung des Sauer- und Wasserstoffs, so wie von der Action des Wassers; c) von der Kohle und der Kohlensäure; d) vom gekohlten und gesäuert-gekohlten Wasserstoffe; e) von den Verbindungen des Schwefels und Phosphors mit dem Wasserstoff und Kohlenstoff, und den gegenseitigen Verbindungen dieser Substanzen. 2. Abschn. Von den binären Säuren in Beziehung auf ihre Zusammensetzungen, namentlich von der unvollkommenen und vollkommenen Schwefel- und Phosphorsäure; von der Salpetersäure und ihren Modificationen; von der oxygenirten und überoxygenirten Salzsäure und vom Königswasser. 3. Abschn. Von den ternären Säuren, oder von den sogenannten Pflanzensäuren, der Blau- und Gallussäure. 4. Abschn. Von den Laugenstoffen und Erden: vom Ammoniak; von den vergleichbaren Eigenschaften der Laugenstoffe und Erden; von der gegenseitigen Action der Laugenstoffe und Erden im flüssigen Zustande. 5. Abschn. Von der gegenseitigen Action der Metalle: von den Oxyden; von den metallischen Auflösungen und Niederschlägen; von der Verbindung der metallischen Stoffe mit dem Schwefel, dem Phosphor und der Kohle. Mehrern von diesen Abschnitten sind noch ausführliche Anmerkungen beygefügt, wovon einige den Hn. Prof. *Fischer* in Berlin zum Verfasser haben, der uns auch nächstens dieses Werk in einer deutschen Uebersetzung liefern wird. — Am Ende befinden sich noch Beobachtungen über die Niederschläge der Metallauflösungen, welche im Nationalinstitute vorgelesen worden, nebst einem *Anhange* über die Pflanzen- und thierischen Stoffe. Am Schlusse folgt endlich ein kurzer Ueberblick über das ganze Werk. — In dem Vortrage der einzelnen Gegenstände hat der Vf. dasjenige, was die berühmtesten Physiker davon bekannt gemacht haben, mit seinen eigenen Beobachtungen verbunden, und vom Ganzen eine kritische Darstellung in einer gedrängten Schreibart geliefert.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Erbauungsreden für Studirende in den höhern Classen*, von *Kaj. Weiller*. *Drittes* Bändchen. 1804. 146 S. 8. (12 gr.)

Von den *Weiller*'schen Erbauungsreden haben wir in diesen Blättern schon zweymal (1802. Nr. 350. und 1804. Nr. 86.) gesprochen, und unsere Leser mit dem höhern Standpunkte bekannt gemacht, aus welchem sie angesehen werden müssen. Es wird daher hinreichend seyn, nur den Inhalt der hier mitgetheilten zehn Reden anzugeben. Sie verbreiten sich über negative und positive kirchliche, rechtliche, physische, politische und Berufs-Aufklärung. Sie alle enthalten einen Schatz von trefflichen Bemerkungen; manche, wie die dritte und vierte Rede: „über rechtliche Aufklärung", dürften indessen doch zu speculativ seyn, als dafs alle Zuhörer und Leser dem Vf. ganz zu folgen im Stande seyn sollten. Mit desto gröfserm Interesse hat Rec. die beiden letzten „über Berufsaufklärung" gelesen. Die Ansichten, welche hier genommen werden, sind für Vernunft und Herz wohlthätig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. November 1804.

NATURGESCHICHTE.

STRASBURG, b. Levrault: *Mémoire aptérologique*, par *Jean Frédéric Hermann*, Docteur en medecine, membre de la société d'histoire naturelle de Paris; publié par *Frédéric Louis Hammer*, Professeur d'histoire naturelle à l'école de pharmacie de Strasbourg etc. An XII. 1804. IV u. 144 S. mit Inbegriff der Register und der Erklärung der IX vom Vf. gezeichneten und von J. Hans gestochenen Kupfertafeln. gr. fol.

Vor ungefähr 12 Jahren hatte die Linnéische Gesellschaft zu Paris für denjenigen, der die meisten naturhistorischen Entdeckungen gemacht haben würde, einen Preis ausgesetzt. Der Vf. dieser Schrift, einer der Mitbewerber, trug diesen Preis über mehrere Competenten von den ausgezeichnetesten Verdiensten davon, genoss aber seines Sieges nicht lange, da ein bösartiges Fieber ihn am 19ten Januar 1794., im zwanzigsten Jahre seines Lebens, hinwegraffte. Auch *Hermann* der Vater starb, ehe er seinen Vorsatz, die Arbeit seines Sohnes herauszugeben, ausführen konnte; der Prof. *Hammer*, Tochtermann des ältern *Hermanns*, besorgte also die Herausgabe.

Die Arbeit ist nicht mehr, wie sie war, da die Linnéische Gesellschaft sie krönte; der Vf. vermehrte sie beträchtlich, sein Vater fügte die neuern Entdeckungen hinzu, und besorgte auch den Stich der erstern Tafeln.

Schon aus dieser einzigen Schrift lässt sich beurtheilen, was die Naturgeschichte, was besonders die Entomologie in dem jungen *Hermann* verlor; noch schmerzlicher wird aber dessen frühes Hinsterben, da es vielleicht die Herausgabe der äusserst schätzbaren Materialien, die er zur Aufklärung mehrerer Gattungen und Arten der Linnéischen Unflügler gesammelt und wozu er die Zeichnungen verfertigt hatte, hindert.

So viel über die Entstehungs-Geschichte dieser Abhandlung, deren nähern Inhalt Rec. mitzutheilen eilt.

In der Einleitung bedauert der Vf., dass die Untersuchung der flügellosen Insecten bisher so sehr vernachlässigt ward, und dass, da in den andern Ordnungen Figuren der nämlichen Art ins Unendliche vervielfältigt wurden, Niemand seit *O. F. Müller* etwas Wichtiges über diesen Gegenstand geliefert habe. Diese Klage ist sehr gerecht; denn bis auf *Herbst*, der neuerdings einzelne Gattungen aus der Ordnung der Unflügler zu bearbeiten angefangen hat, kann auch nicht ein bedeutender Schriftsteller in diesem Fache genannt werden. Glücklich hat der Vf. manche Lücke gefüllt, manche schwankende Gattung festgestellt, manche dunkle Art in ein helleres Licht gesetzt, und gewiss würde er nur sehr wenig zu wünschen übrig gelassen haben, wenn der Tod ihm die dazu erforderliche Zeit gelassen hätte.

Der Vf. theilt die Ordnung der Linnéischen Unflügler in vier Hauptfamilien ab, welchen er folgende Charaktere beylegt: „*Erste* Familie: *pedibus sex; thorace a capite aut abdomine discreto*"; *Zweyte* Fam.: „*pedibus octo; capite, thorace abdomineque (maximo) unitis*"; *Dritte* Fam.: „*pedibus octo ad quatuordecim; capite thoraceque unitis; abdomine caudave discretis*"; *Vierte* Fam.: „*pedibus pluribus; capite a thorace discreto.*"

In der *ersten* dieser Familien ist den Linnéischen Gattungen *Lepisma*, *Podura*, *Pediculus* und *Pulex*, so wie auch den neuen von dem Vf. eingeführten aus Arten der Gattung *Pediculus* gebildeten Gattungen *Nirmus* und *Phtiridium* der Platz angewiesen. In der *zweyten* Familie, welche mit Bezug auf die Familien-Charaktere die Benennung *Holetra* erhielt, stehen ausser den ältern Gattungen *Picnogonum*, *Trombidium*, *Hydrachna* (nach dem Vf. richtiger *Hydrarachna*), *Acarus* und *Phalangium*, die von dem Vf. herrührenden *Scirus*, *Cynorhaestes*, *Rhynchoprion* und *Notaspis*, welche sämmtlich aus Arten der alten Gattung *Acarus* gebildet sind. Zur *dritten* Familie sind gerechnet, die alten Gattungen *Aranea*, *Scorpio*, *Cancer*, *Monoculus* und *Oniscus*, und die neuen *Rhax*, *Chelifer* und *Dichelesthium*. Die einzigen Gattungen *Julus* und *Scolopendra* stehen in der *vierten* Familie.

Gegen des Vfs. System wird der Linnéaner nicht viel, der Fabricianer aber desto mehr einzuwenden haben, da bey Errichtung der Familien und der Gattungen auf die Mundtheile ganz und gar nicht Rücksicht genommen worden ist. Es ist hier nicht der Ort, über die Vorzüge des Linnéischen oder Fabriciusschen Systems zu urtheilen, nur dünkt dem Rec., dass der Vf., auch ohne dem ersteren dieser Systeme untreu zu werden, sehr füglich mehrere Familien hätte einführen, und die Folge der Gattungen anders hätte ordnen können; denn anstössig ist es, um nur ein Beyspiel anzuführen, die Gattung *Pulex* in einer Familie mit der Gattung *Lepisma* zu sehen.

Der Vf. beschäftigt sich ganz vorzüglich in dieser Abhandlung mit den Gattungen und Arten seiner zweyten Familie; doch sind auch die Charaktere der neuen

Lepas fucorum, wird genau beschrieben, doch scheinen sie noch nicht ausgewachsen; ferner die Schale einer andern Art, *Lepas truncata Vandelli*, aus dem Tagus, und *Lep. rhomboidalis* eben daher. *Lep. truncata* gleicht einer jungen weissen Tulpe von *Chemnitz* sehr. 9) *Neueste Bereicherung der Botanik durch Pallas.* Nachricht von dessen Werk über die Astragalen. Aus dem Anhange ist die Beschreibung dreyer Arten von *Robinia* hier abgedruckt. 10) *Ueber die getraufte Form der Steine*, vom Prof. *Rosenmüller.* Sehr gut erklärt der Vf. die verschiedene Form der Tropfsteine, so fern sie von der mechanischen Anhäufung der Flüssigkeit herrührt, welche durch ihre Verdunstung Tropfsteine erzeugt. Dass er chemisch die Kalkstalactiten nach *Esper* aus Pflanzensäure erzeugen lässt, da ihr Ursprung durch Kohlensäure deutlich ist, fällt auf. Der Roseneisenstein (dessen doch in jedem Handbuche der Mineralogie gedacht wird) sey aus Schlamm erhärtet. 11) *Beschreibung eines zum Kalkgeschlechte gehörigen, bisjetzt noch unbekannten Fossils, aus der Gegend des Thales von Alcantara bey Lissabon*, vom *Herausg.* Vom blättrigen Stinkstein würde sich dieses Fossil nur dadurch unterscheiden, dass der Geruch hepatisch, nicht bituminös ist. Der Vf. trieb eine Gasart durch Säure aus, fing sie über warmem Wasser auf, wusch sie mit Kalkwasser, und bestimmte den Rückstand als geschwefeltes Wasserstoffgas. Durch welche Kennzeichen? Der ganze Apparat müsste beständig in einer hohen Temperatur gewesen seyn, wenn das Gas mit dem Wasser sich nicht verbinden sollte.

Leipzig, b. Barth: *Leitfaden zum Unterricht in der Naturgeschichte*, für Schulen von Dr. *Friedrich Schwägrichen.* — *Erster* Theil. Mit (2) Kupfern. 1803. 440 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Unter der grossen Menge von Unterrichtsbüchern über die Naturgeschichte, die gegenwärtig erscheinen, gehört dieses zu den bessern, da es wenigstens keine erheblichen Unrichtigkeiten enthält, und in einem seinem Zwecke angemessenen Stil, dem man nur hin und wieder etwas mehr Sorgfalt wünschen möchte, geschrieben ist. Der Vf. zeigt in der Vorrede, dass man theils den Kindern in der Absicht, sie mit dem Nutzen der Naturproducte bekannt zu machen, theils ihren Beobachtungsgeist und ihre Urtheilskraft zu schärfen, Naturgeschichte vortragen könne; er will beides vereinigen, und hat zu dem Ende bey den Thieren, die nutzbare Producte liefern, diese genannt. Er nennt für die Lehrer die wichtigern Werke, welche sie beym Unterricht nachlesen sollen; dieses aber scheint er selbst beym Schreiben seines Leitfadens nicht immer beachtet zu haben, denn sonst würden manche, in spätern Zeiten bekannt gewordene Gattungen und merkwürdige Arten von Thieren nicht fehlen; z. B. Langaha, Acrochordus, das Schnabelthier u. a.

Nach einer Einleitung, worin der Vf. von der Bedeutung des Worts Natur, den verschiedenen Wissenschaften, die aus ihrer Betrachtung entspringen, und der Eintheilung der natürlichen Körper redet, geht er zu den Thieren und ihrer Eintheilung über; handelt diese nach Blumenbachs Systeme kurz ab, und schliesst mit ihrer Physiologie, wobey er die Anatomie des menschlichen Körpers vorausschickt; darauf eine kurze Physiologie desselben folgen lässt, und dann damit die Structur der verschiedenen Thierclassen vergleicht. Dieser letzte vergleichende Theil ist der schlechteste des Buchs, und wäre lieber weggeblieben, da es hier dem Vf. zu sehr an Kenntnissen fehlte. So ist z. B. das mehreste, was der Vf. vom Herzen der Thiere sagt, falsch. Ueberhaupt sollte man diese Lehren aus Kinderschriften weglassen, weil die Kinder wegen Mangel der Anschauung doch nur falsche Vorstellungen von den innern Theilen der Thiere zu erhalten, und die Lehrer noch weniger Kenntnisse von denselben zu haben pflegen, als die Verfasser der Handbücher, da diese Kenntnisse anhaltendes Studium und eigne Untersuchungen erfordern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Wien*, b. Kurzbeck: *Rede bey der Feyer des funfzigsten Jahres von der Stiftung der k. k. Akademie der morgenländischen Sprachen.* Von *Bartholomäus von Stürmer*, ältestem Zöglinge derselben. 1804. 24 S. 8. — Dieses Institut, welchem wir eine *persische Anthologie* und den neuen *Meninski* danken, und welches noch sehr vieles leisten kann, verdient alle Theilnahme. Fürst Kaunitz veranlasste die Stiftung, um die Geschäftsführung bey der Pforte aus der Hand fremder Dollmetscher an eigene Unterthanen zu bringen. (Auch zu Unterhandlungen mit Vorstehern der Gränzprovinzen und auf der afrikanischen Küste sind sie nützlich gebraucht worden) Noch leben von den ersten Zöglingen die Freyherren *Thugut* und *Jenisch.* Wir übergehen die (nach der Sitte an solchen Tagen) rechts und links freygebig ausgespendeten Complimente, um noch Thomas von Herbert zu erwähnen, der für Mustafa III. Boerhave'ns medicinische Werke (alle?) übersetzt hat. Es ist auch wohl einzig in der Theatergeschichte, dass von Zöglingen dieser Akademie 1757. Gottfried von Bouillon französisch *mit türkischen Zwischenspielen* vor Maria Theresia aufgeführt worden. Wer wird dem Institute nicht *neues Leben* wünschen, um, nächst seiner Urbestimmung, durch die Herausgabe oder Uebersetzung morgenländischer Handschriften von einem viel zahlreichern Publicum und von der Nachwelt Ruhm und Dank zu erwerben!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 21. November 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

WIEN, b. Camesina: *Abriß der westlichen Provinzen des österr. Staates*, von *Jos. Rohrer*, mit zwey Kupfern. 1804. 237 S. gr. 8. (2 fl.)

Auf dem Titel dieses Buchs entdeckt man bey Zusammenhaltung mit der Vorrede zwey, wahrscheinlich durch Schuld des Verlegers begangene, Fehler. Der eine ist der: dass das Wort *physischer* ausgelassen worden; denn nur einen physischen Abriss verspricht und liefert der Vf.; in seiner Völkerbeschreibung der österr. Monarchie (welche im Archiv für Statistik vom B. Liechtenstern zerstückelt erschien, aber nächstens in einem eigenen Werk vereinigt im Verlage des k. k. Industrie-Comptoirs erscheinen soll) hat der Vf. bereits ein sittliches und Industriegemälde der ganzen Monarchie entworfen. Der zweyte Auslassungsfehler ist, dass auf dem Titel die Anzeige: *Erster Band*, weggeblieben ist. Vorliegendes Buch enthält nämlich den physischen Abriss der genannten Provinzen nicht ganz; denn hier sind nur folgende Gegenstände abgehandelt: Lage, Gränzen, Grösse; Kreiseintheilung, climatische Beschaffenheit (S. 1 — 82.), Ueberblick des Gebirgslaufes (S. 83 — 112.), Schilderung des Hochgebirgs (S. 112 — 147.), Ueberblick der Gebirgserscheinungen (S. 148 — 179.), Schilderung der Alpen der westl. Provinzen des österr. Staates (S. 180 — 237.) Man sieht also wohl, dass der Vf. im grössten Theil dieses Bandes auf Bergen wandelt. Der zweyte Band soll nach dem Ausdruck des Vfs. uns tiefer in die Kenntnis der innern Verhältnisse des sogenannten nicht fruchtbringenden und fruchtbringenden Bodens der westl. Länder des österr. Staates einweihen.

Hr. *Rohrer*, gebürtig aus Bregenz, jetzt Adjunct bey der k. k. Oberpolizeydirection zu Lemberg, zeigt sich auch in diesem Buche als ein geschickter Statistiker. Man kann es als ein Seitenstück zu des Freyh. v. *Liechtenstern* Abhandlung über die Beschaffenheit der Länder der österr. Mon. im 3ten Hefte des Archivs für Statistik 1804. betrachten; Hr. *R.* zeichnet sich aber vor seinem Nebenbuhler durch mehrere Belesenheit, dankbare Anführung der Quellen, gewandteren Ausdruck, ausgebreitetere physische und naturhistorische Kenntniss, kritische Prüfung der statist. Angaben, mehr eigene Reise-Erfahrung und durch die logische Gabe, den allgemeinern Gesichtspunkt zu fassen, vortheilhaft aus.

Unter den westl. Provinzen des österr. Staates versteht der Vf. Nieder-Inner-Ober und Vorder-Oesterreich. Auch war seine Absicht, nicht ein trocknes statistisches Angabenverzeichniss, sondern ein Belehrung mit Unterhaltung verbindendes Buch für's grössere Publicum zu schreiben. Auf die Rechnung dieses Zwecks muss man es also schreiben, wenn hie und da, zumal in der Einleitung und in der Schilderung der Gebirgserscheinungen und der Alpen, (sie ist das Lieblingsthema des Vfs., der seine Jugend unter Gebirgen verlebte.) mehr Declamation angebracht ist, als sonst Werke dieser Art vertragen. Die Einleitung schildert kurz die Vortheile der genauern Länderkenntniss, und fordert dann zu Reisen, vorzüglich aber, und nicht ohne enthusiastischen Schwung, zu Gebirgsreisen auf. Rec. hätte solche Reisen zwar auch nachdrücklich empfohlen, doch zugleich ausführlich und überzeugend dargethan, dass zu Gebirgsreisen vorzüglich viel naturhistorische und physische Kenntnisse und Apparate gehören, widrigenfalls der Reisende wenig mehr als die Erinnerung an ausgestandene Mühseligkeiten, und zugleich eine Schilderung dieser oder jener herrlichen Aussicht zurückbringt. Der Statistiker muss übrigens mit gleichem Eifer auch Reisen in die Ebenen, auf Landgüter, zu Fabriken u. s. w. empfehlen.

Der Geschmack an Gebirgsreisen, dem der Vf. hier so vorzugsweise huldigt, ist übrigens im Oesterreichischen an der Tagesordnung, und hat wirklich viel statistischen Nutzen gestiftet. Der Ton hiezu wurde vorzüglich durch die Schriften und die Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde des Freyh. *v. Moll* in Salzburg angegeben: seitdem sind der Schneeberg, der Grossglockner, die Pasterze von *Embel*, *Schultes* u. a. bestiegen und beschrieben worden; seitdem hat der Erzherzog Johann Hn. Gebhard zur Bereisung der norischen Alpen bestimmt. Unser Vf. giebt über das, was bisher zur Kenntniss dieser Gebirge geschehen ist — gleichsam eine Ueberficht; denn er ist mit Walchers Eisgebirgen Tyrols, mit Stütz'ens Versuchen über die Mineralgesch. von Oesterr. unter der Ens, mit Buchs geognostischen Bemerkungen, mit Schrolls, des B. Jos. v. Seenus, Gruners, Gubernialraths v. Ployer, k. k. Kreisadjuncten v. Pfaundler, H. Hoppes, Trattiniks, Host's hierher gehörigen Werken und Abhandlungen bekannt, und hat ihren Schilderungen und Bemerkungen auch eigene Erfahrungen beygefügt, die nicht unwichtig sind, da der Vf. mit mineralog. und botanischen Kenntnissen wohl ausgerüstet ist.

In dem ersten Abschnitt des Werks, betitelt: *Lage, Gränzen, Größe, Kreiseintheilung und klimatische Beschaffenheit*, herrscht ziemliche Uebereinstimmung mit

denjenigen Angaben, die auch Hr. B. v. *Liechtenstern* in den spätern Heften seines Archivs geliefert hat; doch sind mehrere Bemerkungen dem Hn. *Rohrer* eigen; über Tyrol, Vorarlberg und Vorderösterreich hat er richtiger und genauer geschrieben, und die *v. Liechtenstern'schen* Angaben S. 63. 79. und anderwärts berichtigt. Die Bevölkerungslisten der übrigen Länder datiren sich vom J. 1801. 1802., jene von Tyrol aber nur vom J. 1785., wovon die Ursache hätte angegeben werden sollen. Zur Verbesserung der Populationslisten macht der Vf. S. 78. annehmbare Vorschläge. Das Phänomen, dass sich die Bevölkerung von Steyermark und Kärnthen seit 1788., verglichen mit dem J. 1801. um mehrere tausend vermindert habe, hätte nicht nur bemerkt, sondern auch aus den Zeitereignissen, Missjahren u. s. w. erklärt und Mittel dagegen vorgeschlagen werden sollen. Die geographische Lage der einzelnen merkwürdigern Städte wird zwar angegeben, aber nicht aus den Quellen bewiesen. Im Ganzen aber ist die hier vom Vf. zusammengedrängte Uebersicht lehrreich und befriedigend.

Der *zweyte* Abschn.: *Ueberblick des Gebirgslaufes*, ist meisterhaft bearbeitet, und Ramond's Erfahrungen über die Pyrenäen sind verglichen. Die österr. Gebirge schliessen sich an den St. Gotthard an, von da biegt sich die Granitkette um Chiavenna, scheidet im Unterengadein Tyrol von Graubünden, bildet die Oezthaler Gletscher, den Brenner, den Erdrükken zwischen dem Puster- Winsch- und Inthal, scheidet im Glockner Salzburg, Tyrol und Kärnthen, läuft dem Murrflusse nach, und endet hinter Gräz in Hügeln. Im Erzherzogthum Oesterreich laufen zwey Granitketten vom Norden gegen Süden, oberhalb Göttweich und beym Strudel über die Donau setzend, gegen die steyrischen Granitberge bey Bruk und bey Judenburg, gleichsam die steyrische Granitkette mit der böhmischen verbindend. Zwey Ketten von Kalkgebirgen begleiten diese in der Mitte liegende tyrolisch-steyrische Granitkette südlich und nördlich; das nördliche Kalkflötz hat ein beträchtliches Salzlager bey Hall, Aussee u. s. w. Die südliche Kalkgebirgskette, reich an Versteinerungen bey Trient, nakt und steil bey Calfosco, theilt sich beym Eintritte in Krain in zwey Aeste, wovon einer nach Dalmatien einbrechend den hohen Velebich bildet, der andere den Lauf der Drau bis nach Slavonien begleitet. Zwischen der mittlern Granitkette und den sie begleitenden zwey Kalkketten stösst man, zumal in Längenthälern, auf Glimmer- Thon- Porphyr- Chlorit- und Talkschiefer; so z. B. auf die erzreichen Schiefer im steyrischen Ensthale, angelehnt an steile Kalkgebirge. Der Vf. äussert die gegründete Vermuthung, dass man auch an der südlichen Kalkkette, z. B. gegen Istrien, ein Salzalger entdecken werde. Mit welchem Vergnügen auch Rec. diesen Abschnitt durchgegangen hat: so konnte ihm doch die Bemerkung nicht entgehen, dass der Vf. zu wenig Rücksicht auf die innerösterr. Eisen und Bleybergwerke, und das Quecksilbergwerk zu Idria genommen habe; über das Streichen, die Gangart und das Verhältniss der hierher gehörigen Berge zu den Granit- und Kalkgebirgsketten hätte mehr gesagt werden, die Geognosie hätte hier der Metallurgie die Hand bieten sollen.

Der *dritte* Abschn., die *Schilderung des Hochgebirges*, macht uns mit den sogenannten Tauern, Käsen oder Fernern, in der Schweitz Gletscher genannt, bekannt. Hier führt der Vf. uns sehr anmuthig und lehrreich, immer die Botanik zur Hand, auf den Rottenmanner, Malnitzer- oder Nassfelder, Heiligenbluter Tauern, auf den bey 2000 Toisen hohen Grossglockner, (eigentlich 1997°, 80 über die Meeresfläche, auf welchem der Fürstbischof v. Gurk, Graf Salm, zur Bequemlichkeit der Reisenden in verschiedenen Abständen drey Hütten rühmlich hat errichten lassen) auf die Pasterze und auf die sogenannten Ferner in Tyrol, vorzüglich auf die im Oetzthale.

Der *vierte* Abschn. führt die fürchterlich erhabenen *Gebirgserscheinungen*, die Schneelehnen (Wind-Schlag- und Staublavinen), die trockenen und nassen Murren (Ablösungen ganzer Bergtheile und Felsstücke), die zerstörenden Wildbäche, die ergötzenden Wasserfälle (den Jungfernsprung im Kärnthn. Möllthal, den Wasserfall bey Ridnaun, in Tyrol, den Traunfall ohnweit Gmünden) bey unserm Gesichtskreise malerisch und mit aller Gewalt der Sprache vorbey.

Im *fünften* Abschn. besteigt der Vf. die Alpen, zuerst den König derselben, den *Schneeberg*, die steyrischen, besonders die *Wildalpen* in der Nähe der Salza und des Weichselbodens, die Alpen *Fladnitz* und *Reichenau*, die *Küheweger* und *Willacher* in Kärnthen, die *Zelenitzer Alpe* in Krain, die *Tyroler* und *Vorarlberger* Alpen, auf welchen letztern der Groyerkäse bereitet wird, das Leben der Aelpler Hirten, ihre Alpenwirthschaft; die Flora der Alpen wird umständlich beschrieben, und das Ganze mit seelenerhebenden Betrachtungen würdig geschlossen. Die beyden von Rahl vortrefflich gestochenen Kupfer sind des Werkes werth: das Titelkupfer stellt eine liebliche ländliche Gruppe aus dem südwestlichen Tyrol, das andere die steyrischen Wildalpen vor. Rec. wünscht der österreichischen Monarchie viele Männer wie der Vf. *Rohrer*, und dem lehrreichen classischen Werke eine baldige Fortsetzung.

Leipzig, b. Steinacker: *Reisen von Thüringen durch Sachsen, die sächsische Schweiz und die Oberlausitz, über den Oybin und Meffersdorf in das schlesische Riesengebirge.* — *Erster* Theil. 1804. 249 S. 8. m. 1 Kpfr. (1 Rthlr. 18 gr.)

Unter der Menge von Reisebeschreibungen, die wir ohne Unterlass erhalten, kann diese gar wohl auch ihren Platz finden. Lernen wird der unterrichtete Leser sehr wenig daraus; aber dem gebildeten wird sie Unterhaltung und dem jugendlichen manchen sittlichen Genuss gewähren. Der Vf. gehört unter diejenige Art von Reisebeschreibern, die einen

einen dichterischen und sentimentalen Schwung lieben, den Leser gern mit ihren Gefühlen und ihren Freunden beschäftigen, und nicht sowohl die Sache verhandeln, die jedesmal vor ihnen liegt, als vielmehr das, worauf die Sache, oft sehr zufälligerweise, sie bringt. Bey der ungeheuern Menge von Reisebeschreibungen, wovon man denn immer einen Theil zu lesen genöthigt ist, sollten die Schriftsteller freylich endlich daran denken, dem Publicum Zeit und Geld zu ersparen, und so Manches nicht drucken lassen, was nur ihre vertrautesten Freunde interessiren kann. S. 3. „Das Gefühl, von Dir, von euch allen getrennt zu seyn, war mir noch zu neu, das Alleinseyn zu unbehaglich; bald sehnte ich mich zu euch zurück, bald wünschte ich mich auf die Schneekoppe — ich hatte nirgends Ruhe." — S. 7. „Mein Geist überfloh die Nebel und Berge, ich belauschte Dich, mein Moritz, in Deiner heitern Geschäftigkeit, sah Dein holdes Weib umschlungen von süsen Kleinen, *die wie Thautropfen am Kelche der Rosen hangen* — eine heisse Thräne quoll mir im Auge" u. s. w. — Wie kommt alles das in eine Beschreibung von Erfurt? Und was gewinnt der Leser durch diese sentimentalen Ausbrüche des Vfs.? — Oefters scheint es ihm auch blofs darum zu thun zu seyn, eine gemeine Sache recht schön zu sagen. So fährt er in der angezogenen Stelle fort: „Ach! wenn werd' ich euch widersehen? Erst dann, wenn diese grünenden Saaten, zu reichen Aehren gereift, im sichern Speicher des Landmanns ruhn, wenn der Wind kalt über die herbstlichen Stoppeln fährt" u. s. w. Neulinge und junge Mädchen können so etwas bewundern, so wie die Thautropfen am Kelche der Rose; aber der Mann von wahrem classischen Geschmacke würde in dem einen Falle den Ausdruck „im Herbst" dem Stile eines freundschaftlichen Briefes angemessener gefunden, und in dem andern sich mit dem holden Weibe, umschlungen von süsen Kleinen, begnügt haben. Das ganze Werk ist voll solcher Stellen, die mehr oder weniger dichterischen Schwung haben, und die man in der Reisebeschreibung nicht vermissen würde. Da sich aber doch wohl Leser finden, die so etwas lieben, so kann Rec. es nicht geradezu tadeln, wohl aber für diejenigen anzeigen, denen so etwas in einer Reisebeschreibung zuwider ist. — Uebrigens schweift dieser Schriftsteller durchaus gern aus. So findet man unter dem Artikel Leipzig S. 71. eine Recension von *Tieks* sämmtlichen Werken und von *Schlegels* Lucinde, die der Vf. zum zweyten Male liest. Auch ist er (S. 79.) fest überzeugt, dafs das Leipziger Parterre fast durchaus gerecht entscheidet (welches alle wahre Kenner gar sehr bezweifeln möchten). — Von S. 84—93. zeigt der Vf. auf neun Seiten, dafs er kein Talent zur Satire hat. Auch passen die Gemälde gar nicht auf Leipzig; sie scheinen schon früher in des Vfs. Seele gelegen zu haben und nach Originalen gemalt zu seyn, die sich in irgend einer kleinen Stadt, vielleicht einer kleinen Hofstadt, befinden. Ueberhaupt sieht man in mehrern Stellen etwas zu sehr den Blick des Bewohners einer kleinen Stadt. — Doch genug von den Mängeln eines Werks, das einen Mann zum Vf. zu haben scheint, dem es nicht an einem richtigen Blicke fehlt, der die Sprache in seiner Gewalt hat, und dem man es in einer Menge Stellen ansieht, dafs er etwas Besseres liefern könnte, wenn er wollte. Auch läfst ihm Rec. herzlich gern darin Gerechtigkeit widerfahren, dafs sein Buch sich sehr angenehm liest, und denen, die nichts als Unterhaltung in einer Reisebeschreibung suchen, nicht unwillkommen seyn wird.

Der Vf. geht über Erfurt, Naumburg, Merseburg und Dessau nach Leipzig; von da über Torgau und Wittenberg nach Bautzen, und von dem letztern Orte, zu Fusse, in die sogenannte sächsische Schweiz. Hierauf verfolgt er die Ufer der Elbe bis nach Pillnitz, wo er sich rechts wendet und über Radeberg und Seyfersdorf nach Bautzen zurückkehrt.

Statistische Nachrichten finden sich in dieser Reise gar nicht, und der Vf. hat keine versprochen; also ist darüber nichts zu erinnern. Aber der Herausgeber scheint dieses als einen Mangel betrachtet zu haben, dem er durch einige Anmerkungen abzuhelfen gesucht hat. Sie enthalten kurze Nachrichten über die Städte, durch die der Vf. gegangen ist, und die Zahl ihrer Bewohner. Einige sind von der erklärenden Art, im Ganzen unbedeutend, aber für einige Leser doch wohl brauchbar. — Das Kupfer liefert die Aussicht auf Hohenstein.

Königsberg, b. F. Nicolovius: *Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Preußens*, von einem Oberländer. *Erstes* Bändchen, VIII u. 198 S. *Zweytes* Bändchen, mit einer Nachschrift, 508 S. kl. 8. 1803. (2 Rthlr.)

Preufsen verdient und bedarf es, dafs gebildete Reisende, welche mehr als ihren Wohnort gesehn haben, ihre Beobachtungen über diefs Land bekannt machen, da gegen dieses schöne Land ausserhalb desselben so mancherley Vorurtheile herrschen, und da es, wie der Vf. der vorliegenden Schrift sagt, für den preussischen Staat von vielen eben so, wie Sibirien für Rufsland betrachtet wird. Wenigstens kann der Theil von Preufsen, welcher auf dieser Reise berührt ist, neben die cultivirtesten Länder Europens gestellt werden, und dürfte in vielen Fächern der Cultur viele Gegenden Deutschlands übertreffen. Die Reise umfafst nur den Landstrich zwischen Frauenburg, Morungen, Marienburg und Danzig, und enthält die ihrer grofsen Fruchtbarkeit wegen berühmten westpreussischen Werder.

Der Vf., ein gewifs gebildeter Mann, dessen Arbeit nicht zu den gemeinen gehört, scheint ein Prediger oder ein Schullehrer zu seyn; denn Kirchen und Schulen interessiren ihn am mehresten, und man findet über beide Gegenstände sehr viele interessante historische Nachrichten und noch mehr Räsonnement; die langen Excursionen aus Lavaters Fragmenten S. 269. und über die Theophilanthropen S. 325. sucht man freylich nicht in einer Reisebeschreibung von Preussen;

fsen; indeffen ift überhaupt der Zweck des Vfs. fichtbar, nicht blofs hiftorifche Darftellungen zu liefern, fondern fein Herz über einzelne ihm intereffant fcheinende Gegenftände auszufchütten. Mit den fogenannten Neuerungen in dem Religionsunterricht und dem Religionscultus ift er gar nicht zufrieden, und er will gern der eigentlichen Frömmigkeit aufgeholfen wiffen; der Vf. ift indeffen mit feinen Begriffen über Religiofität und Frömmigkeit wirklich felbft noch nicht aufs Reine gekommen, wie er S. 173. auch gutmüthig genug fagt; auch ift er (S. 304—6.) wirklich aus grofser Frömmigkeit unverftändlich geworden, und diefe Stelle bedarf von *feiner* Seite einer ernftlichen Revifion. Dagegen ftellt der Vf. auch manchen fchon häufig betrachteten und beurtheilten Gegenftand aus einem neuen Gefichtspunkte dar, und macht dadurch feine Schrift nicht blofs unterhaltend, fondern auch belehrend. So findet man unter andern S. 396. fehr beachtungswerthe Gedanken über Handels- und Corporations-Defpotismus; S. 263. ein fchönes Bild des Handels; S. 358. einen fehr wichtigen Grund *für* die Erhaltung der Findelhäufer, *gegen* welche immer fo vieles eingewendet wird; er fagt nämlich fo wahr als fchön: „Die Bürgerfchaft lernt (durch diefe Anftalt) nicht blofs von den Kanzeln, fondern aus der Praxis den Werth des Menfchen fchätzen, auch wenn er von feinen eignen Erzeugern weggeworfen würde." — S. 425 f. über den Werth der Landleute und noch viele andre Stellen der Art. — Herzerfreuend find verfchiedene hiftorifche Nachrichten, welche er von einzelnen Anftalten beybringt, z. B. von dem Hofpitale in dem Dorfe Döbern und vor allen andern die Nachrichten von den wahrhaft edlen Grafen Dohna zu Schlodien und zu Schlobitten (S. 439 f.); jeder Lefer wird diefe Menfchenfreunde für alles das fegnen, was fie zur Vermehrung des ökonomifchen und moralifchen Wohlftandes ihrer Unterthanen thun, und wird feinen Wunfch mit dem des Erzählers vereinigen: dafs doch diefe Veranftaltungen feft gegründet werden möchten, um nicht der Willkür der Nachkommen diefer edeln Menfchen überlaffen zu bleiben. — Ausführlich ift der Vf. bey der Befchreibung von Danzig, bey dem Schloffe in Marienburg, bey Morungen, über den Verfall der Schulen, und überhaupt da, wo von diefen und von den Kirchen die Rede ift; von den fruchtbaren Werdern findet man recht intereffante Nachrichten, vorzüglich über den Wohlftand der dortigen Bauern und die Armuth der kleinen Landbefitzer und Einlieger; von dem berühmten Schloffe in Marienburg liefert er eine Befchreibung und Gefchichte, und klagt mit vielen andern über deffen Zerftörung, der jedoch Einhalt gefchehen ift. — Eine Art Dienftbarkeit, welche der Vf. erzählt, kann Rec. nicht übergehen, da fie gewifs fonderbar genug ift: zu dem adlichen Gute K[illegible]kehnen gehört nämlich ein Bauerdorf, deffen Bewohner verpflichtet find, aus jedem Erbe jeden Montag früh mit einem vierfpännigen Wagen, einem Pfluge, zwey Eggen, einem Knechte, einer Magd und einem Burfchen im Hofe zu erfcheinen, Futter für Menfchen und Vieh mitzubringen und bis Sonnabend Abend dort zu bleiben. — Wenn der Vf. die Mennoniften für die gröfste Zahl der Einwohner in den weftpreufs. Werdern ausgiebt, fo irrt er; diefs war fchon zur Zeit feiner Reife, die in das Jahr 18[illegible] fällt, nicht richtig, und ift es jetzt noch weit weniger, da feitdem eine grofse Menge derfelben nach Rufsland ausgewandert ift.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Naumburg* u. *Leipzig*, b. Reinike: *Die Zweckmäfsigkeit und Nützlichkeit der noch fernerhin den Predigern anzuvertrauenden Schulinfpection* — erörtert und herausgegeben von *E. L. W. v. Ducheröden*, des hohen Domftifts zu Naumburg Kapitularen etc. 1802. VI u. 48 S. 8. — Bey Gelegenheit der feyerlichen Einführung des Hn. Dompred. M. *Kraufe* als Schulinfpector in der Domfchule zu Naumburg, hielt der Vf. diefe Rede, welche eigentlich gegen den Hn. Rector *Seidenftücker* zu Lippftadt gerichtet ift; aber weder in rhetorifcher noch einer andern Hinficht Vorzüge hat. Der Stil ift veraltet und fchleppend und der Uebergang zum Thema holperich. Hr. *Seidenftücker* foll durch folgende Gründe widerlegt werden: 1) die Gefetze und Verfaffung des Landes fordern es, dafs die Schulinfpectionen in den Händen der Prediger bleiben. 2) gemeiniglich werden die gefchickteften Theologen zu den erften Predigerftellen erhoben etc.; Gründe, gegen die fich vieles mit Grunde einwenden läfst. Nachher kommen Complimente auf die Herrn Prälaten v. Seebach, v. Meding und v. Wuthenau, deren Verdienfte als Domfcholafters bekannt find; darauf folgt eine Erinnerung an zwey merkwürdige Domprediger und Schulinfpectoren: Joh. Rofinus † 1626., deffen *Antiquitates rom.* bekannt find; Joh. Zader † 1685. und Joh. Chrift. Förfter, der 1800. als Sup. in Weifsenfels ftarb. Den Befchlufs macht die Einführung des Hn. Kraufe. Aus dem fehr ergiebigen Stoffe hätte eine weit beffere Rede entftehen können. Schadlos hielt uns der Anhang, welcher eine Nachricht über die von E. Hochw. Domkapitel zu Naumburg an der Domfchule dafelbft getroffenen Anftalten in fich fafst. Der Scholafticus, Hr. Oberhoffrichter v. Wuthenau, hat fich um die Widerherftellung des Flores diefer Schule bleibende Verdienfte erworben. Die Lehrer wurden von Nahrungsforgen befreit; der 80jährige Rector, M. Lobeck, ward ohne etwas von dem bisherigen Gehalt zu verlieren, in den Ruheftand gefetzt; M. Wernsdorf aus Wittenberg und M. Gernhard aus Naumburg, jener als Rector, diefer als Subconrector gewählt, und ein fünfter Lehrer, Hr. Hoffmann, angeftellt. Die untern Claffen machen die Bürgerfchule, die obern die gelehrte aus. Ein franz. Sprachlehrer fehlt noch. Eingeführt find monatliche Cenfuren und 24 Rthlr. Prämien, eilf Stipendia, die auf der Schule genoffen werden, wie auch andere Unterftützungen für Ärmere, und monatliche Schulconferenzen. Das alte fehlerhafte Schulclaffenfyftem ift leider noch beybehalten. Zur Einführung des wiffenfchaftlichen gehört ein ftärkerer Fonds und mehrere Lehrer. Wenn gleich noch viel zu wünfchen übrig bleibt, fo freut's den Patrioten doch allemal, wenn er nur etwas Gutes geftiftet fieht, und es erregt in ihm die Hoffnung, dafs in der Folge noch mehr gefchehen werde. Diefs läfst fich um fo mehr von dem Naumburgifchen Domcapitel erwarten, da es fo viele in aller Hinficht aufgeklärte und edelgefinnte Mitglieder hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. November 1804.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Maurer: *Neuer Brittischer Plutarch*, oder Leben und Charakter berühmter Britten, welche sich während des französischen Revolutionskrieges ausgezeichnet haben. Nebst einem Anhange von Anekdoten. Von *Friedr. Wilhelm Gillet*, erstem Prediger bey der Werderschen und Dorotheenstädtschen Kirche. 1804. 420 u. XII S. gr. 8. Mit 1 Titelkpf. u. 24 Bildnissen. (1 Rthl. 12 gr.)

Die 24 Männer, deren Leben hier erzählt wird, sind die Lords Nelson, Cornwallis, Duncan, Grenville, Bridport, Hood, Moira, Melville, St. Vincent, Hobart, Stanhope, Howe, Rumford und Loughborough, der Herzog von Portland, der Baronet Sinclair, der Ritter Sidney Smith, und die Herren Tooke, Sheridan, Burke, Addington, Erskine, Fox und Pitt.

Unter den Quellen, die der Vf. gebraucht hat, nennt er bloss die *Publick Characters*, ein bekanntes, sehr gelesenes und unterhaltendes Werk, das aber freylich nicht sehr geeignet ist, dem Ausländer richtige Begriffe von englischen Staatsmännern und öffentlichen Maassregeln zu geben. Es ist bekanntlich ganz im Geiste der Opposition und mit Berücksichtigung gewisser Zwecke geschrieben. Auch hat sich Hr. G., ungeachtet er selbst sagt, dass es grösstentheils von Männern herrühre, die zur Opposition gehören, oft genug durch sie irre führen und zu Urtheilen verleiten lassen, denen er in andern Theilen seines Buchs offenbar widerspricht. Die übrigen Quellen giebt er nicht an, ob er schon deren mehrere hatte und haben musste, auch schon darum, weil mehrere seiner Männer in den *Publick Characters* gar nicht zu finden sind. Diese verschiedenen Quellen waren nun aber oft sehr verschiedenartig, und daraus sind eine Menge Widersprüche und einander entgegengesetzte Ansichten einer und der nämlichen Sache entstanden. Um diese Widersprüche mit einander zu vergleichen, Maassregeln und Charaktere gehörig zu würdigen, einer jeden Partey ihr Recht widerfahren zu lassen, und die Wahrheit zwischen Leidenschaft und Entstellung herauszufinden, hätte der Vf. freylich eine Menge Kenntnisse über England haben müssen, an denen es ihm nur gar zu sehr fehlt. Mit so vielen andern deutschen Schriftstellern, die mehr oder weniger über England urtheilen oder schreiben, scheint er es für ausgemacht anzunehmen, dass der jedesmal regierende Minister das Schlimmste wolle, und dass derjenige ein Patriot sey, der sich seinen Maassregeln widersetzt. Daher kommen die vielen schiefen Stellen im ganzen Werke, und die Entschuldigungen, die er für diesen oder jenen seiner Helden macht, dass er mit dem Minister gestimmt habe. Wird man denn nie einsehen lernen, dass ein englischer Minister nur durch die Mehrheit im Parlamente regieren und sich erhalten kann, und dass eine Menge wackerer, ehrlicher Männer oft mit dem Minister auch dann stimmen, wenn sie nicht ganz seiner Meinung sind! Sie wollen den Gang der Geschäfte nicht hemmen, meynen, dass der Minister doch die allermehresten Male besser im Stande sey zu beurtheilen, was in jedem besondern Falle das Beste und Thunlichste ist, als sie selbst, und dass er unmöglich so verkehrt seyn könne, ohne ganz besondere und unbegreifliche Ursachen das Böse zu wollen. Wäre der Vf. genauer mit der englischen Verfassung und dem Gange seiner politischen Parteyen bekannt: so würde er gewusst haben, dass England seit hundert Jahren eine Opposition hatte, dass sie durch die Verfassung selbst erzeugt wird, und dass sie, gehörig geführt, eine Wohlthat für das Land ist, aber freylich nicht auf dem Wege, wie der Vf. zu meynen scheint, und dadurch, dass man sich allen und jeden Maassregeln des Ministers widersetzt, und ihn so lange verfolgt, verschreyt und herabsetzt, bis man etwa so glücklich ist, ihn vom Ruder zu vertreiben, und sich an seine Stelle zu setzen. Hätte unser Vf. nur die lange Staatsverwaltung des Sir Robert Walpole studirt, so hätte er alles das Geschrey von Verderbtheit, Bestechung, Unfähigkeit u. s. w. gefunden, wovon seit 20 Jahren so viele englische Blätter ertönen. Gleichwohl hat die Nachwelt entschieden; Sir Walpole ist jetzt ziemlich allgemein als ein sehr guter Staatsminister anerkannt.

Indessen findet sich diese Ansicht und diese Darstellung des Vfs. nicht ohne Unterschied in allen Lebensbeschreibungen, die er uns liefert; aber eben daraus sieht man, dass er seine Richtung bloss durch die Quellen erhält, aus denen er jedesmal schöpft, und dass es ihm durchaus an eigenen Kenntnissen und einem eigenen Urtheile und Ueberblicke fehlt. Nur gar zu oft zeigt er, wie wenig er die Verfassung, Sprache, Sitten, Einrichtungen u. dgl. des Landes kennt, mit dessen Staatsmännern und Helden er uns bekannt macht! Von manchen weiss er nicht einmal den Namen zu schreiben. Wer ist z. B. (S. 160.) Lord Francis Rawdon? Der jetzige Graf von Moira war ehemals, als sein Vater noch lebte, Lord Rawdon; aber Lord Francis konnte er nie heissen; denn da hätte er der jüngere Sohn eines Herzogs oder Marquis seyn müssen. S. 119. heisst es: „Sir Alex. Hood wurde bald

bald darauf zum Ritter unter dem Titel eines Baron Bridport u. f. w." Wer mag das verstehen? welche verwirrte Begriffe von Ritter und Lord! Sir Alex. Hood war schon Ritter, und eben darum hiess er Sir Alexander; nun wurde er in den Adelstand erhoben, nämlich in die Klasse der Barone, und hiess Lord Bridport. Und dann liest man wieder (S. 120.), „dass der Ritter Bridport zum Peer des Reichs (nämlich 1796.) erhoben worden wäre." Das war er aber schon vorher, nämlich des irischen Reichs, als er Lord Bridport wurde; jetzt aber (1796.) wurde er auch ein Peer von Grossbritannien. Eben so wird (S. 16.) eines Lords Hamilton gedacht; der Vf. meynt aber den bekannten engl. Gesandten in Neapel, welcher Sir William H. hiess, weil er Ritter des Bathordens war. Und was denkt sich der deutsche Leser bey Nelsons Vater (S. 6.), „welcher Rector und Prediger war!" Unter Rector doch wohl einen Schullehrer? Er war aber Prediger, oder vielmehr ein Geistlicher, und hatte eine Pfarrey *(he was rector)*. Eben so sollte es (S. 119.) statt „Sie war die Tochter eines Predigers und Doctors West" heissen: Sie war die Tochter des Dr. West, eines Predigers; oder: ihr Vater war der Prediger Dr. West. S. 223. wird des Lords Gordon gedacht. Dieser Mann aber hat sich nie etwas zu Schulden kommen lassen. Der Vf. meynt den Mordbrenner Lord Georg Gordon, einen jüngern Bruder des Herzogs dieses Namens. — S. 89. heisst es von Lord Grenville: „Er fochte tapfer gegen Fox's Ostindien-Bill, unterstützte aber nachher den vorher bestrittenen Vorschlag und half ihn durchsetzen." — Hätte der Vf. nur den geringsten Begriff von Fox's und Pitt's ostindischer Bill, so würde er nicht irgend einem Oppositions-Schriftsteller dieses so blindlings nachbeten. Auch Rec. hat mehr als funfzigmal in englischen Zeitungen und Pamphlets gelesen, dass zwischen diesen beiden Bills kein wesentlicher Unterschied wäre; und doch weiss jeder Engländer, der nur einigermassen die Geschichte seines Landes kennt, dass ein einziger, ungeheurer Umstand diese beiden Bills gänzlich von einander unterscheidet. Pitt lässt die Glieder der ostindischen Oberregierung vom Könige ernennen; Fox aber vom Parlament, d. h. von der damals herrschenden Partey, welche die Fox'sche war, und welche durch diese Uebermacht in der ostindischen Regierung eine solche Gewalt erlangt haben würde, dass es dem Könige vielleicht nie wieder freygestanden hätte, diese Partey aus dem Ministerium zu verabschieden. Es ist wahrscheinlich, dass es ihm nie freygestanden haben würde, seine Minister zu wählen. Diess ist die Ursache, warum der König so bestürzt darüber war, dass er Mittel dagegen ergriff, welche man nie aufgehört hat zu tadeln, weil sie nicht eigentlich constitutionell waren. — Eben so wenig kennt der Vf. den berühmten Commerz-Tractat mit Frankreich (S. 353.). Er urtheilt kühn über Pitt's Unverstand, und wähnt, dass dieser Tractat den Engländern nachtheilig gewesen wäre. Die Wahrheit aber ist, dass der franz. Minister in seiner Erwartung eines grossen Güterabsatzes sich gänzlich betrogen fand; dass aber dagegen die Engländer Frankreich mit ihren Waaren ganz überschwemmten, und ungeheure Vortheile aus diesem Tractate zogen. — Dass der Vf. das Mährchen vom Verschleudern der engl. Fabrikwaaren im J. 1804. oder 1803. noch immer nachbeten kann (S. 363. u. 64.), hat Rec. allerdings befremdet, und beweist, wie wenig Kenntnisse der Vf. auch vom engl. Handel hat. — Falsch ist es, dass man die kleinen Häusler in die Städte treibt (S. 307.), wenn man die Gemeinheiten vertheilt. Sie finden Arbeit genug als Taglöhner zum Pflügen, Säen, Dreschen u. f. w. Wahr aber ist es, dass die Zahl der Armen dadurch vermehrt wird, weil die mehresten, die vorher eine Kuh, ein Paar Ziegen u. f. w. auf dem Gemeinlande hielten, ihren Antheil, nach der Vertheilung, gewöhnlich sehr bald verthun, und nun gar weiter nichts haben, als was sie durch Taglöhnerey verdienen.

Aber wozu in der Lebensbeschreibung von Lord Grenville die lange Geschichte der *Alien-Bill*, der *treacherous correspondence-Bill* und aller der Acten, die in den damaligen Jahren gemacht wurden, so wie die Reden, die der Lord bey der Gelegenheit hielt! Er war ja nicht die Hauptperson bey diesen Bills, denn sie kamen grösstentheils vom ersten Minister, und er musste sie bloss im Oberhause gegen die Angriffe der Opposition vertheidigen. Noch weniger gehört hieher die Rede des Herzogs von Clarence über den Sklavenhandel. Und nun vollends (S. 104.) die unwürdige Sprache: „Lord Grenville, der ungern, und nur von Amtswegen, dem gnädigen Sohne seines hohen Gebieters widersprach u. f. w."

Von den 24 Köpfen, die die Porträts der aufgetragenen Männer geben sollen, sind nur die wenigsten ähnlich, und selbst unter den ähnlichen sind *einige* mehr Caricatur, als Porträt. Wer z. B. Burke je gesehen hat, wird ihn hier sogleich wieder erkennen; aber es ist eine Caricatur. In dem jünglingsähnlichen Porträt des Gr. von St. Vincent wird kein Mensch den alten, von Wind und Wetter verwitterten, Admiral erkennen. Sir Sidney Smith gleicht auch sehr wenig. Am ähnlichsten sind noch Fox, Pitt und die Grafen Howe und Rumford.

ALTONA, b. Hammerich: *Rasmus Nyerup's Kulturgeschichte von Dänemark und Norwegen*, mit besonderer Rücksicht auf den Bürger- und Bauernstand; a. d. Dän. übers. von *H. Gardthausen.* 180[illegible] VIII u. 492 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Historisch-statistische Schilderung von Dänemark und Norwegen. Erster Band.

Seit *Holberg*, dessen Staatsgeschichte als Vorbild dieser Arbeit genannt wird, sind nicht nur manche unbekannte Materialien an's Licht gefördert, man hat auch angefangen, alle die Gegenstände, die sich auf die Staatsgeschichte beziehen, aus bessern und hellern Gesichtspunkten anzusehen; es ist überdiess

ein

ein Geist der Kritik und der Unterscheidung allgemein geworden, von dem man damals noch nicht die leiseste Ahndung hatte. Auch beurkundet diese Schrift den Fleiss und die Gelehrsamkeit ihres Vfs., wovon er schon längst unverwerfliche Proben abgelegt hat. Rec. bedauert aber, dass sich nicht die Sorgfalt, die sichtbar auf die Zusammentragung des Stoffs gewandt ist, auch in der Anordnung und Verarbeitung zeigt. Hr. *N.* hat seine, zum Theil aus seltenen Quellen geschöpfte, Excerpte neben einander gestellt, ohne sie zu verschmelzen, oder nur auf eine geschickte Art für die Verbindung zu sorgen. Auch sind manche der von ihm ausgehobenen Stellen durchaus unnütz, wie z. B. S. 44—52. das Lied von Erich dem Wanderer, die Hegewisch'sche Fiction (S. 98—113.): Die Zeit wird kommen (aus dem ersten Jahrgange des deutschen Magazins); ferner die langen Auszüge aus einer, wie Hr. *N.* selbst sagt, albernen Satire (S. 310—323.), worin Norwegen mit einem Hühnerkorbe verglichen wird; die vielen alten Volksgedichte, z. B. S. 406—413. u. d. m.; es können bisweilen aus Auffätzen der Art Resultate gezogen werden, aber deswegen müssen sie nicht ganz oder in weitläufigen Auszügen eingerückt werden.

Die *erste* Abtheilung des Buchs (die auch unter dem Titel *Historisch - statistischer Abriss der dänischen Staaten* besonders ausgegeben wird) liefert eine gedrängte, vorzüglich gut gerathene, Darstellung der Entstehungsgeschichte Dänemarks; sie beschreibt die verschiedenen zu diesem Reiche gehörigen Staaten und die Art, wie sie nach und nach zu einem Körper vereinigt worden sind. Die *zweyte* Abtheilung enthält die Schilderung der Volkscultur, besonders in Rücksicht auf die nährenden Stände. Der Vf. beginnt mit dem 9ten Jahrhundert, weil, wie er richtig bemerkt, die nordische Geschichte vor dieser Zeit zu schwankend, zu sehr mit Hypothesen und Unwahrscheinlichkeiten überladen ist. Die einzelnen Abschnitte sind nach Jahrhunderten geordnet, eine Methode, die dem Rec. nicht gefällt, da der Grund der Eintheilung blofs zufällig und an nichts Wesentliches geknüpft ist. In jeder Periode sind die dahin gehörigen Nachrichten aus den Quellen, mit den eigenen Worten derselben, zusammengestellt. Der erste Abschnitt fängt mit Auszügen aus dem bekannten Periplus *Other's* und *Wulfstan's* an. (Vorher erwähnt der Vf. im Vorbeygehen der Reise des Pytheas von Marseille; der Uebersetzer hat bey dieser Gelegenheit in einer Anmerk. die gewöhnlichen Angaben über den Cook des Alterthums und seine Wanderung hinzugefügt; Thule, sagt er, war Norwegen; aber Rec. kann sich von der Wahrheit dieses Satzes nicht überzeugen, er möchte das entschwundene Wunderland lieber mit *Voss* auf einer der orkadischen oder ebudischen Inseln, vielleicht auf Mona, suchen.) Dann folgen einige Stellen aus *Hagen Adelsten's* Gulethingslow nach *Rothe*, eine Erklärung über die im Liede von Erich dem Wanderer vorkommenden Stände und die verschiedenen Volksklassen überhaupt, die in Auszügen aus *Suhm*, *Rothe* und andern Schriftstellern besteht. Rec. weicht in manchen Stücken von den Meinungen ab, die der Vf. angenommen hat; so ist es z. B. evident, dass der Name und die Würde der Jarle gar nicht einheimisch im Norden, sondern aus England entlehnt sind; zuerst kommen sie in Norwegen vor; in Schweden finden sie sich sehr spät, wenn gleich *Lagerbring* behauptet, dass sie von Alters her daselbst bekannt waren; ob sie in Dänemark eingeführt waren, scheint überhaupt noch zweifelhaft u. d. m. Das eilfte Jahrhundert nennt der Vf. das Jahrhundert des Hofes, weil der Einfluss des Hofes in demselben vorzüglich merklich wird. Rec. hätte gern gesehen, wenn Hr. *N.* die Folgen, die das Beyspiel des Auslandes auf die nordische Cultur hatte, etwas näher nachgewiesen hätte. Dem 12ten Jahrh. giebt er die Ueberschrift: das Jahrh. der Städte. Gesunde Ideen über den Ursprung der dänischen und norwegischen Städte, nebst Auszügen aus den ältesten Stadtgesetzen, Nachrichten von den Gilden u. f. w. S. 138—156. kommt ein ausführlicher Auszug aus der *Profectio Danorum in terram sanctam* vor. Das 13te Seculum, von dem Vf. das Jahrhundert der Gesetzgebung genannt, bietet schon einen reichlichern Stoff zur Schilderung des Culturzustandes dar, als die vorhergehenden Perioden. Es beginnt mit einem Auszüge aus *Saxo*, seiner Beschreibung von Dänemark und Norwegen; darauf folgen Excerpte aus dem Königsspiegel, aus Waldemars II. Lagerbuche und aus verschiedenen dänischen und norwegischen Stadt- und Landgesetzen. Der 5te Abschnitt handelt von Dänemarks Ohnmacht im 14ten und 15ten Jahrh. Nach einer kurzen Betrachtung über die Ursachen, die Dänemarks Verfall in diesem Zeitraume bewirkten, kommt der Vf. auf den hanseatischen Bund, dessen Entstehung mit *Sartorius* Worten erzählt wird. Ueber den dänischen Handel, die Verfassung der Städte und die Zunfteinrichtungen hat Hr. *N.* interessante Materialien geliefert. In dieser Periode beginnt die Unterdrückung des dänischen Landmanns; über die Ursachen dieser Erscheinung giebt der Vf. zwey Stellen aus *Suhm* und *Rothe*, woran er diejenigen Thatsachen aus Annalen und Urkunden reiht, die, da bestimmte Angaben fehlen, allein über das merkwürdige und auffallende Phänomen Licht verbreiten können; aber durch diese einzelnen Data erhält der Leser doch kein klares Bild, keine deutliche Uebersicht, wie die Leibeigenschaft in Dänemark entstand und wie sie ursprünglich beschaffen war. Am Ende dieses Abschn. folgt (S. 284—297.) ein Auszug aus der von *Forster* und *Schöning* weitläufig epitomirten Reise des Italiäners *Peter Quirino*. Die drey folgenden Kapitel liefern die Geschichte der dänischen Cultur bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts; auch hier bleibt der Vf. seiner dargestellten Manier treu. Manches hätte wohl mehr herausgehoben zu werden verdient, z. B. der Nachtheil, den die Geistlichen dadurch den Gewerben zufügten, dass sie zur Veräusserung ihrer Producte Kaufleute hielten u. d. m. Ueber den berufenen Christiern II. urtheilt Hr. *N.* gerecht und mässig. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich, ein Paar An-

Anmerkungen (S. 445.) über Christians V. Sorge für die Fabriken abgerechnet, ausschliessend mit dem Zustande des Landwesens, der Bauern, und was dahin gehört; er besteht grösstentheils in Auszügen aus Verordnungen und ökonomischen Schriften; dagegen übergeht der Vf. den Handel und die bürgerlichen Gewerbe gänzlich; er läfst sich deswegen von *Rothe* mit einer Declamation über den Werth des Bauernstandes entschuldigen; aber durch zweckmäfsige Abkürzung, durch Verschmelzung vieler einzelner Stellen hätte der Raum zu einer kurzen, aber lichtvollen Darstellung dieser Zweige der Cultur leicht gewonnen werden können. Der folgende Band soll die Regierungs-, Kriegs-, Kirchen- und Literaturgeschichte enthalten; und wer wird nicht, besonders in dem letzten Fache, von einem Manne, wie unser Vf., etwas Vortreffliches erwarten? Uebrigens würde es gewifs allen Lesern lieb seyn, wenn Hr. *N.* dem folgenden Theile einen Abschnitt beyfügte, der die Geschichte des Handels und der städtischen Industrie im 18ten Jahrh. nachliefert. — Die Uebersetzung ist — so weit Rec. ohne Vergleichung des Originals urtheilen kann — treu und ziemlich leicht; einige Anmerkungen sind ihr vom Vf. selbst beygefügt worden.

Frankfurt a. M., b. Simon: *Leben Pauls des Ersten, Kaisers und Selbstherrschers aller Reußen.* Nebst einer authentischen Geschichte der Feldzüge der Russen in Italien, in der Helvetischen und Batavischen Republik gegen die Franzosen und vieler bisher unbekannt gebliebener Anekdoten und Züge aus dem Leben dieses merkwürdigen Monarchen. Freymüthig beschrieben von einem Russischen Officier. 1804. 410 S. 8. ohne die Einleitung.

Eine Biographie des Kaisers Paul, oder auch nur eine Geschichte seiner kurzen, aber höchst merkwürdigen Regierung, müsste ein sehr interessantes Werk geben, wenn sie ein Mann lieferte, der mit einer genauen Kenntnis der Begebenheiten und allen zu einem guten Geschichtschreiber erforderlichen Eigenschaften den Grad von philosophischem Scharfsinn und psychologischer Einsicht verbände, der zur Entwickelung dieses räthselhaften Charakters nöthig ist. Ob übrigens eine solche Biographie jetzt schon möglich ist, oder erst von der Zukunft erwartet werden müsse, ist eine leicht zu entscheidende Frage. Das vorliegende Werk ist keine solche Biographie, und hätte richtiger überschrieben werden müssen: Materialien zur Lebensbeschreibung Pauls I. u. s. w. und zur Geschichte der Feldzüge der Russen gegen die Franzosen u. s. w.; doch enthält es manche gute Notizen über Paul's so merkwürdige Regierung, über mehrere seiner Minister und Generale, besonders über Suworow [der Vf. schreibt unrichtig Suwarow], dessen Talenten und Verdiensten er volle Gerechtigkeit widerfahren läfst, und über die Feldzüge der Russen in Italien, in der Schweiz und in Holland. Der Vf. giebt an einigen Stellen (wie z. B. S. 67. in der Note) zu erkennen, dafs er unter Suworow in Italien gedient habe, und folglich diesen Feldzug als Augenzeuge beschreibt. Auch sind seine Nachrichten darüber ziemlich umständlich. Nur Schade, dafs „der bejahrte unerschrockene Krieger", wie er sich in der angeführten Stelle nennt, die Feder so wenig zu handhaben weifs. Der Stil seines Buchs ist im höchsten Grade schwerfällig, incorrect und hie und da schwülstig, wie folgende Schilderung Suworow's, die wir zur Probe ausheben wollen, beweisen wird. S. 78. „Funfzigjähriger Ruhm, durch keine Niederlage *umwölkt*, 33 gewonnene Schlachten und 2 glückliche, aber äusserst blutige, Stürme, die Eroberungen mehrerer grossen Provinzen, die zuversichtlichen Hoffnungen zweyer mächtiger Monarchen und *sein Alter, welches er auf der ruhmvollen, aber gefährlichen, Bahn des Sieges beschließen wollte*, der erhabene Gedanke seine Lorbeern unbefleckt mit in seine Gruft zu nehmen und der Nachwelt ein musterhaftes Beyspiel von seltener Tugend und ausgezeichneter Tapferkeit zu hinterlassen: *dieß zu verlieren waren die Betrachtungen* die ihm seine Siege verbitterten und *mit schneidendem Zahn an seinem sanften und gefühlvollen Herzen nagten* u. s. w." — Uebrigens hält der Vf. Wort, und ist hie und da bis zur Indiscretion freymüthig, so dafs der unparteyische und billige Leser sich des Wunsches nicht enthalten kann, er möchte manches, wie z. B. die Mifsverhältnisse der Russen zu ihren Alliirten, mit mehr Schonung und Zurückhaltung erwähnt haben; denn die Art, wie der Vf. davon redet, fruchtet nichts, und erregt nur Erbitterung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Riga u. Leipzig, b. Kaffka: *Georgien oder historisches Gemälde von Grusien*, in politischer, kirchlicher und gelehrter Hinsicht. Aus d. Russischen übersetzt von *Fr. Schmidt*, Dr. d. Philos. 1804. XVI u. 166 S. 8. Nebst 3 geneal. Tabellen.

Das russische Original ist in Nr. 264. des vorigen Jahrgangs unserer A. L. Z. umständlich angezeigt worden. Diese Uebersetzung ist im Ganzen genommen ziemlich richtig, nur hie und da durch Druckfehler entstellt, welches um so mehr zu bedauern ist, da sich das Buch übrigens von Seiten des Topographischen sehr empfiehlt. Die wenigen Anmerkungen des Uebersetzers unter dem Texte dienen gröfstentheils zur Erläuterung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 23. November 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Briefe an Natalie über den Gesang*, als Beförderung der häuslichen Glückseligkeit und des geselligen Vergnügens. Ein Handbuch für Freunde des Gesanges, die sich selbst, oder für Mütter und Erzieherinnen, die ihre Zöglinge für diese Kunst bilden möchten. Von *Nina d'Aubigny von Engelbrunner*. 1803. 15 Bog. gr. 8. mit Notenblättern. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diess Buch hat, gleich bey seinem Erscheinen, einiges Aufsehen und kein geringes Glück gemacht. Man muss es ihm gönnen, denn diess Glück ist nicht etwa allein Folge von Zufälligkeiten — wie, dass es eine theoretische Schrift von einem Frauenzimmer, dass es von mehrern Journalisten mit Eifer bekannt gemacht worden ist u. dgl.; sondern es ist auch Folge, theils von der Wichtigkeit und guten Wahl des Gegenstandes, theils von der sorgfältig erwogenen oder glücklich getroffenen Zeit des Erscheinens, theils von dem Tone, in welchem der Gegenstand behandelt worden, theils endlich auch von dem Wesentlichen und *eigentlich* Verdienstlichen des Werks.

Den nicht eben gesangslustigen Deutschen den Gesang — es versteht sich, weniger den eigentlich *künstlichen*, als vielmehr den Gesang, in wiefern er entweder bloss Natur ist, oder einen besondern, äussern Zweck hat, darum aber nicht *kunstwidrig* wird — diesen, *als Beförderung der häuslichen Glückseligkeit und des geselligen Vergnügens* darzustellen, und zur Benutzung dieses schönen Mittels zu einem schönen Zweck lebhaft und eindringend, gefällig und doch auch gründlich, aufzufordern: das ist ja doch wohl ein bedeutender und gut gewählter Gegenstand! — Gleich gut gewählt oder glücklich getroffen war die Zeit, in welcher das Buch erschien. *Tosi's*, *Agricola's*, *Hiller's* Verdienste um die Singkunst, und auch die Lehrbücher dieser Männer in Ehren; aber wenn die genannten Lehrbücher für unsre Zeiten, in Materie und Form, überhaupt schon nicht mehr genügen, so taugen sie für den besondern Zweck der Vfn. noch weit weniger und fast gar nicht. Und doch hatten wir für die Singkunst bis auf die letzten Jahre kein besseres Lehrbuch, und für dieselbe in der speciellen Rücksicht der Vfn. gar keins. Wenn *darum* schon ein solches Buch Zeitbedürfniss war, so war es diess noch mehr um des Folgenden willen. Man kann leicht bemerken, dass seit Kurzem bey vielen Deutschen endlich mehr Sinn für den Gesang und mehr Lust, selbst zu singen, sich einfindet; und nicht nur, dass Wohlhabende das Singen fast überall zu einem Theile der Erziehung bey ihren Kindern machen, so übergehen auch die vielen, grössern und kleinern, öffentlichen und Privat-Erziehungsanstalten diesen Theil der Ausbildung, mit allem Recht, nicht mehr, wie sonst geschah. Auch diess musste ein Handbuch, wie es die Vfn. liefert, nothwendig machen. — Endlich hat gewiss auch der Ton, in welchem diese Schrift abgefasst ist, obschon man ihn nicht unbedingt rühmen kann, ihr bey vielen, welche die Vfn. zunächst im Auge behalten wollte, Eingang verschafft. Sie überlässt sich nämlich fast überall einer unbesorgten, aber freylich für Männer schriftlich weniger, als mündlich anziehenden Gesprächigkeit — um kein unhöflicheres Wort zu brauchen; verliert sich nicht selten bald da, bald dort hin von der Hauptsache, kommt aber, und wäre es durch einen herzhaften Sprung, ehe man sichs versieht, wieder zu dieser zurück; verweilt bey den Gegenständen länger oder kürzer — nicht immer, je nachdem sie von mehr oder weniger Erheblichkeit sind, und lässt ihren Stil zuweilen tändelnd werden, dann aber auch wieder in Tiraden, reich mit bunten Blumen geschmückt, ausbrechen. Da nun aber überall, selbst in diesen grössern oder kleinen Verirrungen, Spuren von Geist überhaupt, und besonders von Lebendigkeit und Liebe zu ihrem Vorhaben und zu allen, die ihr dabey folgen wollen, unverkennbar sind, so bleibt das Buch eine interessante Lectüre, und die meisten der Schwestern der Vfn., die sich gern selbst aus einem Buche herauslesen und nun sich hier auf eine gar nicht unangenehme Art dargestellt finden, haben es darum nur um so lieber.

Der Vfn. im Einzelnen Schritt für Schritt zu folgen, wird besser den öffentlichen Blättern überlassen, welche sich ausschliesslich mit der Tonkunst beschäftigen; mit einer trocknen Inhaltsanzeige wollen wir aber unsere Leser verschonen, und sie, nach genauer Prüfung des Buchs, versichern, dass die Vfn. nicht etwa nur, was sie in frühern Lehrbüchern für ihren Zweck brauchbar gefunden, nach ihrer Weise eingekleidet habe, sondern dass sie diess mit vielen, sehr guten Bemerkungen, die unverkennbar von Geist, guter Schule und eigenen Versuchen im Unterrichten Anderer zeugen, bereichert, und so wirklich einen genügenden Cursus geliefert hat, durch welchen jede verständige, für den Gesang empfängliche und in der Erziehung sorgsame Mutter in den Stand gesetzt wird, ihre Kinder in frühen Jahren bis dahin zu führen, wo sie, wenn Talent und Verhält-

nisse es erlauben, trefflich vorbereitet in die eigentliche Kunstschule übergehen müssen, oder, wo die Kinder, wenn Talente und Verhältnisse diess nicht begünstigen, doch wenigstens so weit sind, dass sie für ihr ganzes Leben eine Quelle der Erheiterung, der Freude und der Erhebung mehr kennen und bestens zu benutzen wissen. Und das ist doch gewiss nicht wenig! und darum gebührt auch der Vfn. ein aufrichtiger Dank! Sie geht aber weiter, und giebt, ungefähr im dritten Drittheil des Ganzen, noch mancherley, wenn auch nicht neue, doch gründliche und nirgends so gut gesagte Bemerkungen über den eigentlich künstlichen Gesang, selbst des Virtuosen; aber diess scheint uns ein *hors d'oeuvre* zu seyn; auch ist dieser Gegenstand bey weitem nicht erschöpft, und macht systematische Lehrbücher keineswegs entbehrlich.

Wir wünschen dem Buche den besten Erfolg, und Eingang vornehmlich in jede Bibliothek für Frauenzimmer. Sollte es zu einer neuen Auflage kommen, so bitten wir die Vfn, alles nicht zur Sache gehörige wegzustreichen, sich bey Nebendingen kürzer zu fassen, über die Hauptsachen dafür desto bestimmter und erschöpfender zu sprechen, und, was sie gewiss wird leisten können, hier aber nur selten und flüchtig geleistet hat — recht vieles für die *Methodik* zu thun — die Mütter und Erzieherinnen nicht nur, wie sie gethan, zu belehren, *was* sie mit den Zöglingen stufenweise vorzunehmen haben, sondern auch, *wie* sie es am zweckmässigsten und leichtesten vornehmen sollen; denn sonst möchte es dieser Erziehungsschrift gehen, wie so vielen andern: die Frauen lesen sie, lesen sie mit Wohlgefallen, billigen, was darin steht, wollen sogleich Versuche mit ihren Kleinen machen, greifen es aber nicht geschickt genug an, und werden, wenn es nicht gelingen will und sie sich nicht gleich Rath wissen, ungeduldig, verdrüsslich, wo dann das Buch sicher in den Schrank gestellt und die ganze Sache bald vergessen wird. Da die Vfn. hier in ein schwer zu bearbeitendes und noch fast ganz brach liegendes Feld käme, würde diese Bearbeitung desselben allerdings mühsam und schwierig; aber sie würde auch wahrhaft verdienstlich, und der Vfn., nach dem, was sie schon geleistet, gewiss nicht unmöglich. Auf diese Weise könnte sie, unsrer Meynung nach, am sichersten und am meisten beytragen, dass ihr Wunsch, den sie im zehnten Briefe so lebhaft und herzlich äussert, allmälig immer mehr erfüllt würde. Sie sagt nämlich da: Ich will, dass künftig jede Mutter eine natürlich gute Sängerinn sey — — dass sie wisse, was zur Bildung des Ohrs und der Kehle gehöre, um sich in der Möglichkeit zu befinden, Ohr und Kehle bey ihren Kindern zu bilden. Ich will, dass sie noch ein neues Band an ihre Liebenkette, dass die Bande der Harmonie den traulichen Zirkel noch enger vereinigen. Ich will, dass das Mädchen, wie das Weib, den Talisman nicht mehr verschleudern soll, der ihnen von der Natur zugedacht war, um mit Wohllaut über die Gemüther zu herrschen. Ich will, mit Einem Worte, dass in einigen Decennien (?) Stadt und Land, Wald und Wiesengründe unsers Vaterlandes, so wie in Italien, von frohem, melodischem Gesange wiederhallen: denn ich bin überzeugt, dass, sobald nur einmal der Geschmack dafür Allgemeinheit gewinnen kann, der gute Gesang von den Aeltern auf die Kinder forterben, und leichter, als die kleinen Füsschen der Chinesen, forterben werde. Wenn eine Sache gut und möglich seyn kann, so muss man sie auch möglich machen. — —. Das ist es, was wir der Vfn. zurückgeben wollen, wenn sie, wider Vermuthen, mit den von uns hier unverholen geäusserten Wünschen unzufrieden seyn sollte.

Gotha, b. Ettinger: *Felloplastik; oder die Kunst, Modelle von antiken Gebäuden in Kork darzustellen.* Mit drey erläuternden Kpfrn. 1804. XII u. 232 S. 8. (1 Rthlr.)

Durch den beträchtlichen Vorzug, welchen in Kork geschnittene Modelle vor vielen andern, theils wegen der leichtern Fortbringung, theils durch die täuschende Nachbildung des Originals, behaupten, empfiehlt sich diese neuere Erfindung gar sehr. Um so mehr Dank verdient der ungenannte Vf. der vorliegenden Schrift, die zur weitern Bekanntmachung dieser aus Italien zu uns Deutschen glücklich verpflanzten Kunst, zur Anweisung der dabey nöthigen Verfahrungsart und zur Aufmunterung denkender Plastiker bestimmt ist, dieser Kunst immer mehr Vollkommenheit zu geben. Ihr eigentlicher Erfinder, ob sie gleich noch kaum seit dreyssig Jahren versucht wurde, ist nicht anzugeben; die italiänischen Künstler behandelten sie als ein Geheimniss, ob sie gleich Modelle dieser Art nordischen Reisenden verkauften. In Deutschland giebt es bis jetzt nur Einen Künstler dieser Art, den Hofofficianten und Conditor des jetzigen Kurerzkanzlers, damaligen Coadjutors *von Dalberg*, Hn. *May* in Erfurt, den der Bruder des eben genannten vortrefflichen Fürsten nach einer vor etwa sechszehn Jahren gemachten Reise nach Rom auf diese Idee brachte, die jener mit eignem Künstlertalente, ohne weitere Anleitung, verfolgte, und glücklich ausbildete. Die erste Anzeige von seinen Bemühungen geschah in *Busch's* Almanach der Erfindungen v. J. 1799. Im folgenden Jahre ertheilte der Prof. *Dominikus* zu Erfurt, im vierten Stück des *Neuen Teutschen Mercurs*, umständliche Nachricht von den bedeutenden Fortschritten des Künstlers, und gab zugleich ein Verzeichniss seiner in Weimar zum Verkauf ausgestellten Arbeiten dieser Art. In einer Note gab der Hr. Hofrath *Böttiger* dieser Kunst den Namen *Felloplastik*, von φελλος, Kork, und πλαστικη, Bildnerey. Die Kunstwerke selbst haben in der That das Gepräge der höchsten Vollkommenheit, die sich mit dieser Masse erreichen lässt. Alles ist mit der grössten Treue dargestellt, und die genaueste Verjüngung erstreckt sich auf die kleinsten und zartesten Theile. Steine, Inschriften, mit Laubwerk verzierte Gesimse sind in Kork geschnitten; und die Basreliefs, Säu-

len, Statuen, werden aus gebrannter Porcellanerde, einer Art Biscuit, in Formen gebildet, und an die gehörigen Stellen im Kork angebracht. Ueberhaupt ist, auch noch durch anderweitige Hülfsmittel, Alles ungemein wahr und täuschend dargestellt. Ein ausführliches Verzeichniss aller gefertigten Monumente gab der oben erwähnte Almanach v. J. 1801.; und daraus findet man es auch hier, nebst dem Nachtrage der spätern Arbeiten, mit beygesetzten Massen und Preisen, eingerückt. Es sind ihrer 39, und das Neueste, Grösste und Trefflichste darunter sind die Ruinen der verödeten Cisterzienser-Abtey Paulinzelle in Schwarzburg unweit Rudolstadt. Die meisten übrigen sind die berühmtesten Ueberreste römischer Baukunst in Triumphbögen, Tempeln, Grotten, Grabmälern, Säulengängen u. s. f. Der, nach Ducaten bestimmte, hohe Preis dieser Modelle rührt grösstentheils von der Seltenheit, Neuheit und Mühsamkeit dieser Arbeiten her. Der Vf. dieser Schrift findet sie im Durchschnitt etwas zu hoch, und hofft, durch seine Bekanntmachung des ganzen Kunstverfahrens mehrere Künstler zu ermuntern, und zur grössern Wohlfeilheit beyzutragen. Allerdings wäre eine grössere Verbreitung dieser Modelle, auch zur Benutzung beym Unterrichte, sehr wünschenswerth. In dem zuletzt angeführten Almanache steht auch ein Verzeichniss der von Hn. *May* binnen acht Jahren abgesetzten Stücke, welches man hier, mit einigen Zusätzen, S. 22. wieder findet.

Zu den Geheimnissen dieser Kunst gelangte der Vf. dieser Schrift, seiner Erzählung zufolge, auf folgende Art. Dem deutschen Künstler selbst konnte er davon nichts abgewinnen; und doch wünschte er sehr, die schöne Kunst, die mit Jenem absterben könnte, gemeinnütziger zu machen. Mit dieser Idee trug er sich Jahre lang, machte kostbare Versuche mit kärglichen Resultaten, die ihm jedoch, nach öfterer Besuchung des Modellcabinets und genauer Beachtung der mechanischen Behandlung, besser gelangen. Zugleich aber wurde er auf einer gelehrten Reise mit einem Künstler bekannt, der in Rom mit einem Künstler dieser Art bekannt gewesen war, und als Dilettant darin gearbeitet hatte. Dieser berichtigte seine Ideen, und gab ihm eine Menge hinreichender Aufschlüsse über die Behandlungsart und die nöthigen Handgriffe. Er verfolgte sie weiter, und versichert nun, dass es diese Sammlung von Erfahrungen sey, die er hier den Künstlern vorlegt.

Sein Unterricht beginnt mit der Naturgeschichte des Korks, womit zugleich eine Beschreibung der mannichfaltigen Anwendungsarten desselben, und manche andere Notiz, verbunden ist. Zu felloplastischen Arbeiten sind alle Gattungen des Korks brauchbar, je nachdem man die Farben, die Dauerhaftigkeit oder die Verwitterung des Mauerwerks andeuten will; doch sey in der Regel die schwarze dichte Gattung die beste. — Der folgende *dritte* Abschnitt betrifft die Behandlungsart des Korks zu den hier vornehmlich in Betracht kommenden plastischen Arbeiten; die dazu erforderlichen Werkzeuge, Sägen, Hobel, Pressen, Messer, u. dgl. Zuvörderst liegt viel an der Auswahl und Güte des Materials, zu deren Prüfung der Vf. Anweisung giebt. Unter den Arbeiten ist das Pressen die erste; dann folgt das Säubern von den verkohlten Oberflächen, die Sortirung der zu den verschiedenen Zwecken dienlichsten Stücke, und das Abglätten mit einem Schleifhobel. Zu der Arbeit selbst bedarf man verschiedener Instrumente und Formen, die S. 72 f. beschrieben werden. Es ergiebt sich daraus freylich, dass diese Kunst eine mühsame und zeitsplitternde Arbeit ist, und mancherley Geschicklichkeiten und Kenntnisse erfordert. Zu den letztern gehören auch die wissenschaftlichen der Archäologie, Architektur, Skulptur, Mechanik u. s. w. Dabey kömmt auch viel auf die gute Auswahl der zu kopirenden Gegenstände an, wozu besonders Denkmäler und Ruinen gehören, die sich durch Plan, Ausführung und Mannichfaltigkeit vorzüglich auszeichnen. Grösse ist hier eben kein Vorzug; aber die Deutlichkeit darf nicht dem Raume, aber alles muss der Deutlichkeit und Wahrheit aufgeopfert werden. — Auf die richtige Aufnahme des Plans kömmt hier Alles an; und der Vf. lehrt daher ferner, wie die Originale zu den Modellen müssen aufgenommen werden; wozu nothwendig die Hülfe der Geometrie und Trigonometrie nöthig ist. Auch werden bey Modellen dieser Art mehrere Risse erfordert, und ausserdem noch genaue Zeichnungen aller einzelnen Theile. — Die folgenden Anleitungen betreffen die Anlage des Modells und die Bestimmung seiner Verhältnisse. In Ansehung jener ist vorzüglich zu überlegen, wie man die Bestandtheile trennen kann, um sie einzeln mit Leichtigkeit zu bearbeiten und bequem zu fügen. Diese Theile werden nun in den folgenden Abschnitten nach einander durchgegangen, und die beygefügten Kupfertafeln dienen sehr gut zur Erläuterung der gegebenen Anweisung. Zuerst von den Mauern, welche die vornehmsten Stücke bey dieser Arbeit sind, und, in ihren sehr verschiedenen Arten und Gestalten, die grösste Genauigkeit erfordern. Sodann von den Gewölben, deren Behandlung wieder nicht von einerley Art und mit mancher Schwierigkeit verknüpft ist. Genaue Kenntniss der Baukunst, vieles Sehen und fleissiges Beobachten alter Ruinen, geben hier indess dem Arbeiter reichen Stoff zu den schönsten Täuschungen. Besondere Regeln werden auch über die Verfertigung der Thüren, Fenster, Löcher, und über die Einrichtung gothischer Fenster gegeben, welche nicht wenig schwierig ist und eine Menge von kleinen Kunstgriffen erfordert. Durch die einzelnen Pfosten erhalten die Mauern, bey der Anlage des Modells, eine eigenthümliche Haltbarkeit: es sind entweder gewöhnliche Mauerpfosten, oder mit Verzierungen, Hieroglyphen, u. dgl. behauen. So hat auch die Wölbung eines Bogens, zumal bey gothischen Portalen, verschiedene Eigenheiten, und ist mit grössern Schwierigkeiten verbunden, als die Ausarbeitung der Säule, wenn diese gleich ganz eigen und von den vorigen Arbeiten völlig verschieden ist. — Es giebt nun ausserdem noch eine

Menge

Menge zufälliger Verzierungen, wohin vornehmlich die Figuren, Statuen, Basreliefs und Inschriften gehören. Zu ihrer Behandlungsart ertheilt der *zwölfte* Abschnitt Anweisung. Ferner giebt es noch andere, innere und äussere Verzierungen, wozu verschiedene Formen nöthig sind; davon im *achten* Abschnitte. Der nächstfolgende betrifft die anzudeutenden verfallenen oder versenkten Stellen, verwitterten Steine, Risse im Gemäuer, und die Nachahmung des Bauschuttes. Wichtiger noch ist die Erläuterung über die Verfertigungsart und Behandlung des *Biscuit*, oder unglasurten Porzellans, zu den Basreliefs und feinem Schmucke, verbunden mit einer Anleitung, wie der, auch statt jenes brauchbare, nur minder dauerhafte, Gyps und Thon gebrannt und geschlemmt werden müsse. — Der letzte Abschnitt bezieht sich auf die Darstellung umliegender Gegenden, Felsenstücke, Seen, Wälder und Landschaften, nach ihren mannichfaltigen Theilen. Am Schluss noch eine Angabe verschiedener Arten von Kitten, die zu felloplastischen Arbeiten anwendbar sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Gotha*, b. Becker: *Astronomische Tafeln der mittlern geraden Aufsteigungen der Sonne in Zeit und ihrer mittlern Bewegung für Monate und Tage zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit und umgekehrt;* aus des Obersten Freyherrn *von Zach* verbesserten Sonnentafeln gezogen, und auf den Mittagskreis der Seeberger Sternwarte berechnet. 1804. 16 S. 8. (6 gr.) — Es ist in neuern Zeiten, nach dem Vorgange englischer Astronomen, auch in Deutschland sehr gewöhnlich geworden, astronomische Beobachtungen unmittelbar in Sternzeit anzustellen; diese nützlichen Tafeln lehren nun, auf die möglichst einfache Art Sternzeit in mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt, zu verwandeln. Sie sind eigentlich eine neue Ausgabe der bereits 1799. in Gotha erschienenen Tafeln ähnlichen Inhalts, welche mit Voraussetzung der Elemente des Sonnenlaufs in den ältern Zachschen Sonnentafeln, damals (wie es in der Vorrede zu beiden Ausgaben von 1799. und 1804. heisst) von einem „*Liebhaber der Sternkunde*" mit verschiedenen zur Bequemlichkeit der Astronomen abzweckenden Abkürzungen berechnet, aber, ohne in den Buchhandel zu kommen, nur als *Manuscript für Freunde* gedruckt, und an die Astronomen verschenkt worden waren. Dieser *Liebhaber der Sternkunde*, der erhabene Beschützer einer Wissenschaft, zu deren Beförderung auch selbst durch eigene Arbeiten unmittelbar beyzutragen, eine würdige Beschäftigung seiner Nebenstunden ausgemacht hatte, ist nicht mehr; in eben diesem Jahre, wo die zweyte Ausgabe obiger Tafeln erscheint, hörte er auf, für diese Welt zu leben, geehrt durch Denkmale stiller Grösse, welche seinem Namen unter den Edeln der Nation, der er angehörte, eine bleibende Stelle zusichern. — Was die Veränderungen und Zusätze der neuen Ausgabe dieser Zeitverwandlungstafeln betrifft; so enthielt bekanntlich die ältere von 1799. (von der ein Abdruck auch in *Voigt's* Handbuche der populären Sternkunde sich befindet) für Jahre, Monate und Tage das Complement des Abstandes der Sonne vom Widderpunkt, oder das Complement ihrer mittlern geraden Aufsteigung in Zeit zu 24 Stunden; von jeder Epoche daselbst (was in der sehr kurzen Erklärung nicht bemerkt ist) war die beständige Grösse 2 St. 2′ 13″, 215 abgezogen, und nachher, um diese Subtraction wieder auszugleichen, zu der Gleichung für jeden einzelnen Monatstag wieder addirt worden, wodurch die Absicht erreicht werden sollte, alle Operationen dieser ganzen Rechnung in lauter Additionen zu verwandeln. Die neuere Ausgabe enthält nun, statt des Complements zu 24 Stunden, die unveränderte mittlere gerade Aufst. der Sonne in Zeit für die Epochen der Jahre, so wie für Monate und Tage; diese mittlere Aufsteigung muss dann freylich von der gegebenen Sternzeit, um solche in genäherte mittlere Sonnenzeit zu verwandeln, abgezogen werden, eine Mühe, die der rechnende Astronom eben nicht so ausserordentlich beschwerlich finden kann, wenn sie mit dem Addiren verglichen wird, zumal da das ganze Geschäft der wechselseitigen Zeitverwandlung bey einiger Uebung in wenigen Minuten abgethan ist. Ferner, statt dass die ältern Tafeln eine vom Mondsknoten herrührende Verbesserung des Aequinoctialpunkts schon in den Epochen der mittlern geraden Aufsteigungen eingeschlossen enthielten, so ist in der neuern Ausgabe, vermuthlich, um die Sache etwas klarer auseinander zu setzen, das Supplement der Mondsknotenlänge in Decimaltheilen (so dass 12 Zeichen = 1000 gesetzt sind) der Epochentafel in einer eigenen Columne beygefügt worden; eine eigene darauf folgende kleine Tafel lehrt alsdann, die Correction selbst zu finden, welche von diesem Argumente abhängt, und dadurch den mittlern Nachtgleichenpunkt auf den wahren zu bringen. Der wesentlichste Unterschied (denn das bisherige bezog sich meist nur auf die äussere Form) besteht darin, dass in den neuern Tafeln alle Epochen und Bewegungen nach Massgabe der neu verbesserten Sonnentafeln des Obersten *von Zach* bestimmt sind. Eine Zugabe in den neuern Tafeln machen überdiess aus: eine besondere Tafel für die Bewegung der Epochen in ganzen Jahren, und die zwey gewöhnlichen auch in dieser Sammlung an ihrem rechten Orte stehenden Tafeln, wodurch Sternzeit in Kreistheile des Aequators, und diese hinwiederum in Sternzeit verwandelt werden. Sehr beträchtliche Erweiterungen und Verbesserungen hat auch schon die erste Tafel erhalten, in welcher die Epochen der Zeitverwandlung für die vornehmsten europäischen Sternwarten, zu nicht geringer Bequemlichkeit der Rechnung, schon vorläufig auf den Seeberger Meridian reducirt anzutreffen sind. Nicht nur viele neue Oerter sind in derselben hinzugekommen, sondern auch für die in der vorigen Ausgabe bereits enthaltenen Orte giebt das beygefügte Längen- und Breitenverzeichniss überall die neuesten und sichersten Bestimmungen an: für die Sternwarte Seeberg selbst findet man hier schon die mit ausserordentlicher Schärfe durch ganze Kreise neubestimmte Polhöhe = 50° 56′ 8″, welche um 9 Sec. kleiner ist, als die zuvor angenommene. Noch hält Rec. nicht für überflüssig zu bemerken, dass man in eben dieser ersten Tafel der neuen Ausgabe die aus der ersten unverändert beybehaltenen Zeichen der reducirten Epochen nicht, wie es beym ersten Anblicke scheinen könnte, für einen Irrthum halten darf; denn ungeachtet in der ersten Ausgabe diese Zeichen durch ein Versehen verwechselt worden waren, so enthält jetzt die neue nicht mehr, wie die erste, das Complement der geraden Aufsteigungen, sondern diese Aufsteigungen selbst, und erfordert also auch in der Reduction der Epochen, wie leicht zu erachten, ganz entgegengesetzte Zeichen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. November 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Nesler: *Kritisches Journal über den gegenwärtigen Krieg*, von *Louis*. — *Erstes* bis *Sechstes* Heft. 1804. 8.

Es stand zu erwarten, dass der neue Krieg zwischen England und Frankreich die ohnediess schon nicht kleine Anzahl von politischen Schriften und Zeitschriften unter uns vermehren werde. So wenig sonst ein Seekrieg für die eigentlichen Continental-Mächte, und besonders für die Deutschland, von näherem Interesse zu seyn pflegt: so ist der gegenwärtige doch von solchen Umständen begleitet, und kann in seinen Folgen so wichtig für ganz Europa werden, dass es dem aufmerksamen Beobachter der Ereignisse seiner Zeit und dem Patrioten keinesweges zu verargen ist, wenn sie über alle darauf Bezug habende Umstände und Begebenheiten immer aufs genaueste unterrichtet zu seyn wünschen. Dieser Stimmung des Publicums haben mehrere Zeitschriften und auch diess kritische Journal ihr Entstehen zu verdanken. Da indessen ihre Anzahl schon nicht unbedeutend ist, und man diesem leicht den Vorwurf machen könnte, dass es überflüssig gewesen sey: so hat es der Herausg. von der Menge ganz abzusondern gesucht, und indem er es auf einen bestimmten Zeitraum beschränkte, auch nur einen einzigen Gegenstand zum Inhalte gemacht. Die Fortsetzung desselben soll von der Dauer des gegenwärtigen Kriegs abhängen, und die Bestimmung ist (nach S. 2.), dem Leser bey der Ansicht seiner Ereignisse und deren wahrscheinlichen oder zu erwartenden Folgen zu Hülfe zu kommen, und die fortlaufenden Kriegsbegebenheiten nach ihren Zwecken und Folgen, nach ihrer Zusammenstimmung, oder ihrem Widerspruche mit dem Interesse der Völker und der Menschheit zu beurtheilen.

Die Kriegsereignisse und alle sich darauf beziehenden Vorfälle sind es also eigentlich, welche der Herausg. nicht nur mitzutheilen den Plan hat, sondern über die er auch sein Urtheil beyzufügen und darnach die Stimmung seiner Leser zu fixiren gedenkt. Unter diesen letztern versteht er (S. 12.) Personen, denen ihr Beruf nicht erlaubt, sich in einem tiefen Nachdenken zu üben, und besonders auch Staatsangelegenheiten zum Gegenstande ihres Studiums zu machen, und daher den Regierungen der kriegführenden Staaten bey ihren verschiedenen Unternehmungen in ihren Absichten und Planen nicht folgen können. Ob indess blosse Dilettanten in der Politik sich nicht mit den Hamburger Zeitungen begnügen und das kritische Journal ungelesen lassen werden, will Rec. dahin gestellt seyn lassen. So viel ist gewiss, dass, wenn es keine andere Leser als solche hat, die den Unternehmungen der kriegführenden Mächte zu folgen nicht im Stande sind, der Absatz davon äusserst gering seyn, und der Schluss desselben, vor Beendigung des Krieges, ganz unausbleiblich erfolgen muss. Abgesehen hievon aber kann Rec. nicht umhin, zu erklären, dass auch der geübtere und zum Nachdenken gewöhnte Politiker manche Idee hier aufgestellt und andere entwickelt finden wird, die, wenn auch nicht immer eine tröstende und beruhigende, doch oft eine neue und eigene Ansicht der Dinge zulassen. Das System, welchem der Herausg. zugethan ist, hat die Erhaltung des Friedens auf dem festen Lande zum Hauptaugenmerk. Hierauf sind alle seine Vorschläge berechnet, und hiernach beurtheilt er auch das verschiedene Interesse der Mächte, jedoch nicht, ohne sich die Nachtheile zu verbergen, die eine solche Stimmung der Regierungen schon jetzt für die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Staaten hat, und wenn man fortfährt, sich ohne alle Einschränkung und laut dafür zu erklären, in der Folge noch weit mehr haben wird. — *Para bellum* u. s. w. ist der Grundsatz, gegen den jetzt so häufig verstossen wird. Es ist nicht genug, zum Kriege allenfalls gerüstet zu seyn, man muss auch zeigen, dass es einem Ernst damit ist, jemehr man den Frieden beybehalten zu sehen wünscht.

Nach dieser allgemeinen Angabe des Plans, der Bestimmung, des Zwecks und der Grundsätze dieser Zeitschrift wollen wir nun sehen, in wie fern der Herausg. denselben getreu geblieben ist, oder die von ihm selbst so eng gestellten Gränzen überschritten hat. Da indess die Anzahl der Aufsätze und Abhandlungen in den ersten sechs Heften sehr gross ist, so wollen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, aus jedem nur einige ausheben und sie mit kurzen Bemerkungen begleiten. In dem *ersten* Hefte folgt nach der *Einleitung* eine *Skizze von den dermaligen politischen Verhältnissen in Europa*, in welcher vorzüglich der Grundsatz sehr wahr und richtig durchgeführt wird, dass Malta keinesweges die Veranlassung zu dem jetzigen Kriege gewesen ist. Dass Frankreich, wenn die Landung in England nicht Statt finden oder misslingen sollte, alsdann einen Landkrieg anfangen werde, um sich für seinen Verlust gegen England zu entschädigen, und gewisse Mittel zu verschaffen, England in Beziehung auf Unternehmungen gegen seine Handlung oder auf seine Theilnahme an den Schicksalen der Staa-

Staaten des Continents zum Frieden zu nöthigen, gehört zu den gewagten Behauptungen des Vfs., denen die Erfahrung ganz entgegensteht. Es ist vielmehr zu befürchten, dass, nach einer mislungenen oder aufgegebenen Landung, Frankreich wider seinen Willen zu einem Landkriege gezwungen werden möchte. *Die Engländer nehmen die holländischen Kolonieen Demerara und Essequebo in Besitz.* Sehr richtig ist das, was hier über die traurige Lage der Holländer gesagt wird. Aber ist es nicht zu viel verlangt, wenn (S. 15.) den Engländern zugemuthet wird, dass sie die Holländer nicht ihrer Colonialbesitzungen berauben sollten, um in der öffentlichen Meinung nicht zu verlieren, und die Gesinnungen der übrigen Kabinetter von sich abwendig zu machen? Wenn auch Holland an und für sich keine feindseligen Gesinnungen gegen England hegt und zum Kriege gezwungen worden ist, so ist und muss es doch nun einmal Feind von Grossbritannien seyn. Dadurch erhält aber dieses auch das Recht, ihm so viel Abbruch als möglich zu thun; denn wer steht ihm im entgegengesetzten Falle dafür, dass es nicht auch weiter gezwungen werde, seine verschont gebliebenen Kräfte gegen den zu grossmüthigen Feind zu wenden, oder dass seine mächtigen Bundesgenossen sich der Colonieen bemächtigen und sie so stark besetzen, dass man sie entweder gar nicht oder nur mit grossen Aufopferungen würde erobern können? Hat doch Frankreich das nicht mit ihm im Kriege begriffene Hannover besetzt, und England sollte nicht so viel holländische Kolonieen wegnehmen, als nur immer möglich, da die Marine dieses Staats gemeinschaftlich mit der französischen gegen dasselbe verbunden ist? *Spanien kauft sich von der Theilnehmung an dem Kriege los.* Hier wird gegen die *Minerva* sehr gut ausgeführt, dass England bisher ein Interesse hatte, Spanien nicht nur die Neutralität zuzugestehen, sondern dass es auch weder Kurzsichtigkeit noch Grossmuth der Minister war, wenn sie die mit Gold und Silber beladenen, aus Amerika kommenden, Schiffe ruhig in die spanischen Häfen einlaufen liess. — Die übrigen in diesem Hefte befindlichen Aufsätze sind theils polemischen Inhalts und nicht hieher gehörig, theils gar nicht an ihrer Stelle, wie das Gedicht S. 47. — Dass die Expedition nach St. Domingo mislungen ist, daran waren wohl vorzüglich die Wahl des Chefs derselben — der nur eine einzige, aber für solche wichtige Unternehmungen nicht hinreichend empfehlende Eigenschaft besass — und das mörderische Klima schuld — Das ganze *zweyte* Heft enthält, bis auf die beiden letzten Aufsätze, von welchen in dem erstern (S. 121.) ein durch die englische Flotte über die Stürme erhaltener herrlicher Sieg näher aus einander gesetzt wird, und in dem andern (S. 124.) über gewisse französische Militärbewegungen, eine in dem Lieblingsprojecte des Vfs., der Theilung der Türkey, gegründete Conjectur aufgestellt und wahrscheinlich zu machen gesucht wird, nichts als politisches Räsonnement, das mit dem Plane und Zwecke dieses Journals nur in einer sehr entfernten Verbindung steht, das ein jeder gern nach seiner Einsicht und seinem Standpunkte sich selbst macht, und das diejenigen, die über politische Gegenstände nicht nachzudenken gewohnt sind, gewiss sehr überflüssig finden werden, da ihrer Neugierde durchaus keine befriedigende Nahrung darin angeboten wird. — *Drittes* Heft. *Die Politik von Preussen.* Mit vieler Sachkenntniss abgefasst, und dem Systeme des Vfs. völlig gemäss. Auch wir sind mit ihm darüber einverstanden, dass Preussen den Frieden so lange als möglich zu erhalten suchen müsse. Aber, so wie in allen Stücken, so kann auch hierin sehr leicht zu weit gegangen werden, besonders wenn man mit einem Staate zu thun hat, von dessen Anmaassungen die Erfahrung alles zu erwarten gebietet. Dass Frankreich dem preussischen Staate die wichtigste Stütze für seine eigene Kriegsmacht anbieten würde, um, wenn Oesterreich und Russland sich wieder einer feindseligen Tendenz gegen dieselbe überlassen sollten, sich ihnen mit Erfolg entgegen zu stemmen, wie S. 155. behauptet wird, möchte sich wohl schwerlich bewähren. So wie auch Preussen, wenn es je in die traurige Alternative kommen sollte, zwischen Frankreich oder Oesterreich u. Russland wählen zu müssen, wahrscheinlich für diese beiden letzten sich entscheiden würde, da es von diesen beynahe auf allen Punkten, während es von Frankreich nur auf einem einzigen angegriffen werden kann, und ein Krieg mit Russland in Polen für den Staat immer sehr gefährlich ist, dessen wohlangebaute Provinzen durch Kosaken-Schwärme verheert werden können. *Europens politische Verhältnisse und Aussichten am Ende Februars 1804.* Wird in den nächsten Heften fortgesetzt, und betrifft in diesem vorzüglich die Anstrengungen Frankreichs zu einer Landung und die Gegenvorkehrungen der Engländer. Der Vf. hält eine Landung für zweifelhaft, und glaubt dagegen, dass Frankreich sich nach der Nord - und Ostsee hin ausdehnen werde. Wir können nicht umhin, den ganzen sich hierauf beziehenden Plan des Vfs. sehr seltsam zu finden, und würden ihn der französischen Regierung nicht zutrauen, wenn sie auch wirklich einen Landkrieg mehr wünschen sollte, als sie es, unter den jetzigen Umständen, zu thun Ursache hat. — *Viertes* Heft. Die beiden Aufsätze: *Innere Unruhen in Frankreich* (S. 190. u. 225.) zeichnen sich ganz vorzüglich aus, und sind mit einer solchen Mässigung, Sachkenntniss und Unparteylichkeit abgefasst, dass Rec. sie jedem zu lesen empfiehlt. Dem Vf. ist es darum zu thun, das Verfahren der Regierung bey der entdeckten Verschwörung und Moreau's Schuldlosigkeit aus dem rechten Gesichtspunkte zu beleuchten. Damit stehen die S. 241. befindlichen *Bemerkungen* in Verbindung; ein kühnes Wort, so wie es noch kein deutscher Politiker zu sagen gewagt hat, und das dem Staate, in welchem es gesagt werden durfte, so wie dem Vf., gleich stark zur Ehre gereicht. Das *Schreiben der Regierung von Zeeland an den Divisionsgeneral Monnet* (S. 209.) enthält als Geschichtsbeleg nichts Neues, da wir gewohnt sind, die Alliirten Frankreichs ohne alle Schonung behandelt zu sehen. — *Fünftes* Heft. *Die Hinrichtung des Her-*

zogs von Enghien (S. 264. u. 289.), so wie alle Anzeigen über die Verschwörung in Frankreich, gehörten, nach des Rec. Ueberzeugung, höchstens nur aus dem Grunde in das kritische Journal, in so fern sie Veranlassung zu einem neuen Kriege geben konnten. Ein Umstand, der bisher überall bey der Verurtheilung des Herzogs von Enghien übersehen worden ist, und der dieses ganze Verfahren in einem, wo möglich, noch gräslichern Lichte darstellt, ist dieser, dass man ihm keinen durch die französischen Militärgesetze verordneten Vertheidiger zugegeben, und dessen Vertheidigung gehört hat. Die übrigen in diesem Hefte enthaltenen Aufsätze sind Nachrichten, die durch die Zeitungen schon allgemein bekannt waren, wahre Lückenbüsser in Ermangelung der Kriegsbegebenheiten. Diess müssen wir auch von dem ganzen *sechsten* Hefte sagen, obgleich in demselben über *Pichegrü's Selbstmord* (S. 322.) einige sehr einleuchtende Bemerkungen gemacht werden. In diesem Hefte hat der Vf. nun schon auch die Beurtheilungen einer bey Nank in Berlin erschienenen politischen Schrift und (S. 381.) Auszüge aus einer französischen Brochüre aufgenommen. Die übrigen Aufsätze betreffen die zu *erwartende Veränderung des englischen Ministeriums* und Bemerkungen über den Lauf der französischen Revolution, den Rec. mit dem Vf. nicht für kreisförmig, wohl aber für rückgängig zu halten genöthigt ist. — Mannigfaltigkeit und eine gute Auswahl der bisher gelieferten Aufsätze und Nachrichten sind ein besonderes Verdienst dieser Zeitschrift. Der Stil ist fliessend und überall verständlich, so wie er sich für Leser schickt, wie sie der Vf. sich denkt; nur hat er, wie es vorherzusehen war, die Gränzen überschritten, die er sich unnöthiger Weise selbst so eng gesteckt hat. In dieser Rücksicht gehört das kritische Journal daher nun auch ganz unter die Kategorie der gewöhnlichen politischen Zeitschriften, und um zu beweisen, dass es nicht überflüssig war, wird der Herausg. sich es also sehr angelegen seyn lassen müssen, seinen Lesern fortdauernd eine solche befriedigende Auskunft über die Angelegenheiten des Tages zu geben, wie sie dieselbe in keiner andern Zeitschrift finden können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Harmonie der vier heiligen Evangelien.* Zur öffentlichen Erklärung und zum Privatgebrauche verfasst von *Joh. Kaspar Müller*, der Theol. D., der Kirchengesch. ord. öffentl. Lehrer (wo?), der theol. Fac. Beysitzer, der Collegiatstifter zum heil. Peter zu Fritzlar und zum heil. Joh. dem Täufer Canonicus, der kurfürstl. Mittelschulen Präfect u. Professor. *Zweyte*, durchaus verbesserte u. vollständig erläuterte Ausgabe. Mit Genehmigung des erzbischöfl. Ordinariats. 1803. XXXII u. 498 S. gr. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Im J. 1791., als Mainz noch unter dem Krummstabe eines deutschen Erzbischofs glücklicher als in mancher spätern Periode war, sollte daselbst auf einer Kanzel das Wort Jesu aus seiner ersten Quelle Stück für Stück in fortlaufender Ordnung den Zuhörern erklärt und ans Herz gelegt werden; und der Vf., damals Hof- und Militärspital-Pfarrer, übernahm diess Geschäft, worüber ihm das Generalvicariat schriftlich und der Kurfürst mündlich sein resp. hohes und höchstes Wohlgefallen bezeigte; auch drängte sich anfangs, als diese Anstalt noch neu war, eine so zahlreiche Menge von Zuhörern in den Dom, wo diese Vorträge gehalten wurden, dass diess grosse Gebäude sie kaum fassen konnte, und selbst nachdem sich der grössere Haufe verloren hatte, blieb ihm immer noch eine sehr beträchtliche Anzahl steter Zuhörer, die grössentheils aus Dicasterialpersonen, Gelehrten und gebildeten Leuten aus allen Ständen bestand, und diess Institut ward noch unter dem französischen General *Custine* zwey Monate lang fortgesetzt; erst am dritten Adventssonntage 1792. ging es ein. Diess war die nächste Veranlassung zur Entwerfung dieser Harmonie; der Vf. musste einen Leitfaden für seine exegetisch-homiletischen Unterhaltungen haben, und er arbeitete selbst ein solches Werk aus, wovon die erste Ausgabe unter Genehmigung des hochwürdigsten Ordinariats in dem Jahre der Einführung dieser Anstalt erschien. Die Schrift sollte zugleich, nach der Absicht des Vfs., zum Privatgebrauche dienen, das heisst, Erbauungsschrift seyn; auf was für ein Publicum sie in dieser Rücksicht mit berechnet wurde, kann man aus einer Stelle des Vorberichts zur ersten Ausgabe schliessen, wo es heisst: „Meine nicht gelehrten Leser *müssen wissen*, dass das neue Testament ursprünglich, wo nicht ganz, doch grösstentheils *in der griechischen, itzt todten Sprache* geschrieben ist." In der Vorrede zur zweyten Ausgabe bedauert der Vf., dass ihm, ausser einem auch vom Hn. D. *Thieß* angeführten rühmlichen Urtheile des Hn. G. K. R. *Seiler* gar kein Urtheil über sein Buch zu Gesichte kam; er nahm indessen, wie er versichert, selbst eine strenge Revision seines Buchs vor, berichtigte in einigen Stellen die Uebersetzung, änderte die Anmerkungen, wo sie einer Verbesserung oder mehrerer Ausführlichkeit bedurften, und erläuterte den gesammten Text mit einem *zweckmäßig* vollständigen Commentare; hierbey benutzte er die Vorarbeiten der neuesten und besten Exegeten, konnte jedoch *„der selbstgeschaffenen nagelneuen Hermenevtik"* einiger Schriftgelehrten, in deren Werken er zwar das Wahre und Gute nicht verkennt, die aber nach seiner Ueberzeugung *die Schrift mißhandeln*, nicht folgen. Dem Schlusse dieser zweyten Vorrede zufolge bestimmte der Vf. seine Schrift vorzüglich für *Landgeistliche*, die keinen hinlänglichen Vorrath exegetischer Hülfsmittel besitzen; für *Schullehrer*, und dann für *gebildete* und *nachdenkende Leser* aus allen Ständen, die ihr Heil in der christlichen Religion suchen; diese, glaubt er, werden in seiner Harmonie die Lehre Jesu *aus ihren ersten Quellen* schöpfen, und sich dadurch in so *unchristlichen* und *antichristischen* Zeiten vor *allem* Unglauben und Leichtsinne kräftigst bewahren. Wir haben bis dahin den Vf. mit seinen eigenen Worten reden lassen, und geben

ben nun unser Urtheil über seine Schrift in der Kürze dahin ab, dass die Protestanten sie entbehren können; dass sie aber für den Kreis von Lesern in der katholischen Kirche, deren Bedürfnisse ihm bey seiner Arbeit vorschwebten, brauchbar und lehrreich ist. Die Uebersetzung ist zwar oft zu wörtlich; er übersetzt z. B.: *der Heilige Gottes*, *Gnade bey Gott finden*, *ein Verdorreter* (ξηρας), *das Leben durch Jesu Namen erlangen* u. dgl. m. Im Ganzen ist aber doch die Urschrift in reines Deutsch übergetragen, und der Stil natürlich und fliessend; auch helfen die kurzen Noten unter dem Texte mancher Dunkelheit ab. In Ansehung der chronologischen Folge der Begebenheiten ist bekanntlich manches zweifelhaft; wir wollen also, da die Harmonie grösstentheils natürlich ist, mit dem Vf. nicht darüber rechten, dass wir zuweilen die Ereignisse anders ordnen würden; noch weniger wollen wir uns mit einem katholischen Theologen in einen Streit einlassen, wenn er versichert, „dass nach seiner innigsten Ueberzeugung die Einsetzungsworte des heiligen Mahls (Matth. 26, 26—29. u. parall. St.) für die Lehre, *dass Christus in diesem Sacramente wirklich und wesentlich zugegen sey*, deutlich sprechen", indem wir es ja vielmehr noch zu seinem Lobe bemerken müssen, dass er sich *so liberal* darüber ausdrückt, und von einer *Transsubstantiation* nichts erwähnt. Wir glauben überhaupt aus dieser Schrift mit Grund schliessen zu können, dass der Vf. ein Mann von vielen Kenntnissen, und, ungeachtet seines unfreundlichen Seitenblicks auf die Schriftauslegung eines *Paulus*, doch von gemässigter und toleranter Denkart sey, und eben deswegen mag er von dem Kurfürsten von Hessen vor einiger Zeit zum *katholischen Pfarrer zu Marburg* ernannt worden seyn.

JUGENDSCHRIFTEN.

Bern, im Verlage d. typogr. Gesellsch.: *Neues Bilder-Buch*, oder Sammlung interessanter Gegenden, Natur-Seltenheiten, Abbildungen merkwürdiger Völker und Thiere, grösstentheils aus neuern Reisebeschreibungen gezogen. 1804. 30 Blätter. (2 Rthlr.)

Wieder eine von den zahllosen Nachahmungen des Bertuch'schen Bilderbuchs! — Keine Vorrede giebt Auskunft über den eigentlichen Zweck dieses neuen Bilderbuchs; es scheint aber auf die liebe Jugend berechnet zu seyn, die nun schon so sehr mit Bilderbüchern aller Art überhäuft ist, dass man wohl endlich einmal aufhören sollte, wenn man nicht *wirklich etwas Neues*, oder etwas Besseres, als hier geschehen ist, zu Markte bringen könnte. Wozu denn die abermalige Abbildung von Hirschen, Haasen, Schweinen, Katzen, Hunden, die man in den meisten andern Bilderbüchern auch schon findet, und die hier 14 Blätter, also beynahe die Hälfte des Buchs, einnehmen! Auch die übrigen Blätter enthalten meist schon längst bekannte Gegenstände. Worin besteht also das Neue, das zu dem Titel *neues* Bilderbuch berechtigte? — Eine Beschreibung der Kupfer fehlt; an deren Stelle findet man auf der Rückseite des Titelblatts ein mageres Inhaltsverzeichniss, das den wissbegierigen Knaben ohne weitere Belehrung lässt, z. B.: Dreyzehntes Blatt. *Merkwürdige Felsen und Hökle in Italien.* Italien hat dergleichen mehrere; warum sind denn die hier abgebildeten nicht namentlich angegeben? — Bey dem zwölften Blatte heisst es: „Seltsame Gebirge im Venetianischen. Wie geschnittene Steine liegen hier eine Menge Säulen schräg über und neben einander; der Anblick scheint so bezaubernd, dass man einen dieser Berge den Teufelsberg genannt hat, den andern nennt man die Orgeln, weil die gebrochenen Steine wie die Pfeifen einer Orgel über einander stehen." Auch hier vermisst man die genauere Angabe des Orts, welche um so nöthiger wäre, da diese Gebirge nicht zu den sehr bekannten gehören. — Die Kupfer sind nicht illuminirt; die Zeichnung ist gut, der Stich aber meistens schlecht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Nürnberg*, b. Lechner: *Nonnulla capita de Suggestionibus in processu criminali obvenientibus.* Scripsit *J. C. M. Preu*, J. U. D. reipubl. norimb. Advocatus. 1804. 21 S. 4. (4 gr.) — Ein nicht erheblicher Beytrag zu dieser Lehre. „Suggestivfrage, sagt der Vf. (S. 2.), ist jene, welche dasjenige schon enthält, was man aus der Antwort des Inquisiten hätte erfahren sollen." Dieser Begriff ist weder neu, noch bestimmt; es werden dadurch die Gränzen der Suggestivfragen viel zu sehr erweitert. Ja der Vf. behauptet sogar (S. 3.), es sey suggestiv, wenn man dem Beschuldigten das Verbrechen nenne, weswegen untersucht wird. Rec. wünschte recht sehr, zu wissen, wie es bey diesen Grundsätzen möglich sey, einen Process gegen einen Beschuldigten, der alles leugnet, zu führen, oder nur anzufangen. Und dann stehen die Behauptungen mit dem, was der Vf. (S. 14.) sagt, in einigem Widerspruche, wo er seine ersten Sätze wieder merklich beschränkt. Was der Vf. (S. 4 fg.) von offenbaren und versteckten Suggestionen, von der Beschaffenheit und Wirkung der Suggestivfragen sagt, ist nicht neu, doch ist der letzte Punkt (S. 7 fg.) gut aus einander gesetzt. Nur geht der Vf. zu weit, wenn er behauptet, der Beschuldigte müsse immer von der Instanz losgesprochen werden, wenn der Process in der Hauptsache auf Suggestionen beruhe und keine andern Beweise da seyen. Uebrigens will der Vf. weder in geringen Fällen, noch bey der Vertheidigung, Suggestionen dulden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. November 1804.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Anleitung zur Amtsberedsamkeit der öffentlichen Religionslehrer des neunzehnten Jahrhunderts*, von *Johann Otto Thieß*, der heiligen Schrift und der Weltweisheit Doctor und Prof. 1801. 344 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Ebendaf. b. Ebend.: *Anleitung zur Bildung der öffentlichen Religionslehrer des neunzehnten Jahrhunderts*, von *Johann Otto Thieß*, u. f. w. 1802. 525 S. mit Inbegriff 3 Bog. Regifter. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diefe beiden Bücher machen nicht nur wegen ihres Titels grofse Anfprüche, fondern auch nach den Aeufserungen ihres Vfs. in der Vorrede zu Nr. 1. Dort giebt er uns feine Anleitung zur Amtsberedfamkeit „als das Refultat einer mehrmals über Materie und Form der Kanzelberedfamkeit angeftellten Unterfuchung, und gewiffermafsen als Product feiner öffentlichen moralifchen Thätigkeit. Sieben Jahre, fagt er, fey er Prediger und acht Jahr akademifcher Lehrer gewefen; was er in jenem Verhältniffe, faft noch als Jüngling, felbft nicht zu leiften vermocht habe, das habe er in diefem, als Mann, durch andere zu bewirken gefucht. Seine Bemühungen feyen nicht nur von mehrern jungen Männern, die zum Theil fchon in Aemtern ftünden, willig benutzt, fondern auch von manchem Vater eines hoffnungsvollen Sohnes mit einem liebreichen Andenken vergolten worden. Auch das Intereffe, womit er vormals felbft gearbeitet habe, fey nicht ohne mannichfaltigen guten Erfolg geblieben, und er habe auf feiner Kanzel felige Stunden gelebt." Nun beginnt eine kurze Kritik der Schriften gleichen Inhalts von *Steinbart*, *Niemeyer* und *Ammon*, worin Hr. *Th.* fehr vornehm fchonend über fie abfpricht. Zuletzt fchildert er feine Gewiffenhaftigkeit, womit er alles, was *paradox* fcheinen und den Freunden des *Herkommens* misfallen werde, vor dem Niederfchreiben geprüft habe; weswegen es ihn auch nicht erfchüttern folle, wenn man ihn verfolge, und er ein ähnliches Schickfal mit den Propheten, mit Chrifto und den Apofteln habe. In der Vorrede zu Nr. 2. wird mit wenig Worten angezeigt, dafs und wie beide Werke mit einander in der genaueften Verbindung ftehen, und dafs durch beide eine *neue* Ausficht für das angetretne Jahrhundert geöffnet werde.

Hätte Rec. diefe Bücher gleich bey ihrer Erfcheinung angezeigt, fo würde er fie einer umftändlichen und fcharfen Kritik unterworfen haben, um, fo viel ihm möglich, verhindern zu helfen, dafs fie nicht Handbücher für Studenten und junge Prediger würden. Jetzt kann er diefer Mühe überhoben feyn, da beide Schriften allgemein mit merklicher Kälte aufgenommen worden find, und wahrfcheinlich wenig Lefer unter Studirenden finden werden. Es wird genug feyn, jetzt nur kürzlich anzuzeigen, warum Rec. beide Werke für ganz verunglückt anfieht, und der Meynung ift, dafs fie vollends als Handbücher zum Selbftftudium für junge Leute beynahe darauf angelegt fcheinen, die Begriffe zu verwirren, ein richtiges Urtheil unmöglich zu machen und zu einem verkehrten Studienplan zu verleiten.

Man fucht erftlich in beiden Schriften vergeblich, was man zu fordern berechtigt ift, eine hinreichende Erklärung: was den Religionslehrer des neunzehnten Jahrhunderts von dem des vorigen oder der vorigen unterfcheiden folle; welche das Refultat einer richtigen Anficht von dem gegenwärtigen Zuftande der praktifchen Philofophie und Theologie und einer genauen Bekanntfchaft mit der allgemeinen Cultur und den Bedürfniffen der verfchiedenen Volksclaffen in diefem Zeitalter feyn müfste. Der Vf. ift mit der Cultur und den Bedürfniffen der ungebildeten Stände ganz unbekannt, und beurtheilt die praktifche Religions- und Sittenlehre blofs aus dem Standpunkte der Fichte'fchen Philofophie. Daraus müffen fehr fchwankende, einfeitige und irrige Vorfchriften für den Religionslehrer entftehen. Zum Beyfpiel mögen die Regeln dienen, welche über den Vortrag der Glaubenslehren gegeben find. Diefe Regeln find die Ueberfchriften der Paragraphen, in welchen fie weiter ausgeführt werden. Er, der Religionslehrer, bequemt fich nach feinen Zuhörern, und redet bisweilen von *Unfterblichkeit* insbefondere; er weifs von keinen Beweifen; er will auch nicht eben beruhigen; er lehrt an den Tod gar nicht denken; er weifs nichts von dem Zuftande in jener Welt; doch läfst er eine Auferftehung des Fleifches gelten, und eine Wiedervereinigung geliebter Seelen. In Anfehung des Glaubens an Gott hat er mit keinem Zweifel zu fchaffen; er verliert fich nicht in das Unbegreifliche, er weifs von keiner Schöpfung, von keinen Eigenfchaften des Schöpfers; er betet auch den Herrn der Welt nicht an; über alle Verehrung ift ihm der Vater erhaben. — Kann wohl die Befolgung folcher Regeln den guten Religionslehrer machen? find fie den Bedürfniffen des neunzehnten Jahrhunderts angemeffen? an fich richtig und zufammenftimmend? Was von ihnen richtig ift, hat längft als richtig gegolten. Manches andere ift blofs unter der Vorausfetzung zuläffig, dafs nicht nur der Prediger, fondern auch die Zuhörer

Fichtianer sind, und manches hebet einander auf. — Bey dem, was der Vf. von dem Thun und Lassen des *christlichen* Religionslehrers sagt, und aus einem Vorwurf, den er in der Vorrede zu Nr. 1. Hn. *Ammon* macht, dass dieser in seiner Anweisung zur Kanzelberedsamkeit nur *christliche* Prediger bilden wolle, hat es das Ansehn, als setze Hr. *Th.* das Unterscheidende des jetzigen Religionslehrers darin, dass er seine Zuhörer von allem Statutarischen und Positiven weg und weiter führe, und sie über allen Offenbarungsglauben und alles Historische im Christenthume hinaus zur Sittenlehre und Religion der reinen Vernunft bringe. Wäre er nur wenigstens von dieser Idee als Grundidee ausgegangen, und hätte demnach das Geschäft der Selbstbildung des Religionslehrers und die weise und heilsame Beschaffenheit seiner öffentlichen Vorträge beschrieben!

Einen zweyten Hauptfehler hat sich Hr. *Th.* dadurch zu Schulden kommen lassen, dass er in beiden Schriften mehr den bereits gebildeten Religionslehrer darstellt, als eine Anweisung giebt, wie er sich bilden soll. Darüber ist auch in der Vorrede zu Nr. 2. wider seinen Willen, seine Anklage vorhanden. Dort heisst es: „Der Vf. hat bey Abfassung dieses Werks manchen verstorbenen und manchen noch lebenden Prediger, bald von dieser, bald von jener Seite vor Augen gehabt, und sich auch diessmal in seine frühern Amtsverhältnisse und deren innerste Beziehung hineinversetzt." Wenn der junge, noch unwissende Mann hört, wie wenig der Religionslehrer von den meisten der 40 bis 50 Wissenschaften, welche hier nach einander genannt werden, wahren Gewinn und wahre Befriedigung erhalte; wie so viele ihn abschrecken u. s. w. und an wie wenig er sich endlich halte: so wird er es nicht fehlen lassen, manchen Behelf seines Unfleisses davon herzunehmen. Von den meisten Wissenschaften wird auch in der ersten Hälfte von Nr. 2., welche die Kunst und wissenschaftlichen Kenntnisse eines öffentlichen Rel. Lehrers schildert, so herabsetzend geurtheilt, dass die zweyte Hälfte von der Bildung des Rel. L., wo gefordert wird, dass er von allen jenen Wissenschaften einen Anstrich erhalte, oft in dem auffallendsten Widerspruche, wenigstens zu stehen scheint. — Noch schwankender wird alles dadurch, dass Hr. *Th.* unter dem *Religionslehrer* nicht bloss, wie man glauben möchte, den Prediger als Lehrer der Religion und Moral versteht, sondern auch den Pfarrer in allen Verhältnissen des bürgerlichen, häuslichen und literarischen Lebens, und so z. B. auch einen §. aufstellt: Der Religionslehrer als Recensent. — Drittens ist es sehr zu tadeln, dass der Vf. seine Anleitungen viel zu wenig mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Volksbildung und des wissenschaftlichen Unterrichts auf Schulen giebt. Der Lehrer jedes Jahrhunderts muss bey jeder Gemeinde oder vor jedem Publicum auf die Vorkenntnisse desselben, auf die herrschenden Meynungen und Ueberzeugungen Rücksicht nehmen lernen; und der akademische Lehrer muss Studenten und angehende Candidaten beurtheilen und behandeln als solche, wie sie bey unsern bestehenden Gymnasien sind, und ni[...] wie sie seyn sollten. Für Theologie-Studirende a[...] wie sie gegenwärtig sind und im 19ten Jahrh[...] noch bleiben werden, ist der vorgezeichnete Stu[...] plan sehr verkehrt, und der Vf. könnte an der [...] bildung vieler jungen Leute Schuld werden, w[...] sein Buch zufällig Empfehlung und Eingang gefu[...] hätte. „Hat die Universität, heisst es Nr. 2. §. [...] in Fächern, die eben sowohl durch eignen Fleis[...] geordneter Lectüre und anhaltendem Nachden[...] als durch fremde Anleitung in mündlichem Vort[...] zu erlernen sind, oder in welchen es nicht so[...] auf Erwerbung neuer Kenntnisse, als auf Benutz[...] der vorhandenen ankömmt, oder in welchen we[...] durch Gelehrsamkeit als durch Denkkraft, wen[...] durch Wissenschaft als durch Erfahrung auszuma[...] ist — hat in solchen Fächern die Universität k[...] *ausgezeichneten* Männer: so möchte der Jüngling [...] überhoben seyn, durch die Zurechtweisung der [...] gen sich *aufhalten* zu lassen. — So wird er über [...] *Religions-* und *Kirchengeschichte*, insonderheit die [...] *liche*, mit deren Hauptschriftstellern er wohl scho[...] kannt ist (woher denn? weil 1801. jemand in [...] ein hier citirtes Buch herausgegeben hat: Versch[...] zur feinern theolog. Literatur durch auf Schulen [...] gonnenes Lesen griech. Geschichtschreiber, als E[...] bius, Socrates, Sozomenus), über die *Herm*[...] *des A. und N. T.*, über die *Dogmengeschichte* wie [...] die *Polemik*, über die *biblische Theologie* wie über [...] *theologische Moral*, sogar über die *Homiletik* und *Ka*[...] *tik*, die *Pastoraltheologie* und *Pastoralklugheit* wir[...] vielleicht nie ein Collegium ausgehört, aber n[...] desto weniger diese Wissenschaften studirt, und [...] über ein besseres Testimonium aufzuweisen ha[...] als ihm ein Professor geben kann. Dafür mag e[...] den der philosophischen Facultät einverleibten Ele[...] Hörsälen länger verweilen und in die juristische[...] medicinischen übergehen." Dem gemäss ent[...] nun auch Hr. *Th.* einen Studienplan des Rel. L[...] das 19te Jahrh. auf ein Triennium, in welchem [...] mehr als vier theologische Collegia verzeichnet [...] von welchen er auch noch zwey zu erlassen be[...] willig ist; wobey wir als eine Sonderbarkeit [...] noch dieses anmerken, dass der Jüngling, we[...] alles, was sein Hauptfach betrifft, für sich [...] lernt, und gröstentheils schon weiss, ehe er auf die [...] versität kommt, im sechsten Semester erst de[...] lernt. — Viertens ist der geschraubte, pretiöse[...] mystische Stil des Vfs. vollends in Lehrbüchern [...] unerträglich. Er hat alle Eigenschaften, welche [...] didaktische Stil nicht haben soll. Wir geben au[...] dem Werke nur einen §. zur Probe. Nr. 2. §. [...] „Der Jüngling gehört auf eine *hohe* Schule, von [...] cher der Mann zurückkehre, brauchbar zu dem [...] lern Geschäfte, dem der Gelehrte sich gewidmet [...] Aber eine *Schule* ist diese hohe nicht eigentlich, [...] wiefern der ädlere Jüngling sie dazu macht. [...] *Höhe* ist es wirklich, gefährlich für den Neuling, [...] für den, der mit wilder Kraft hinausstrebt in [...] Welt und ihren Genuss. Indess dieser leicht [...] hi[...]

hinabstürzt in einen Abgrund bürgerlicher Schande, schleicht jener beschämt zurück, dass er auf ihr verscherzt hat, was er im Thale barg, auch an Kenntniss. Ein *pythagoräisches Schweigen* herrscht dort wohl in den Hörsälen, aber von einem *pythagoräischen Bunde* erblickt man kaum einen Schatten. Von einer *Akademie* hört man nur den Namen, und *peripatetisch* ist die Schule nach ihrer jedesmaligen Auflösung. Immer bleibt sie eine *gelehrte Anstalt*, die noch dazu ins Grosse geht. Die Gelehrsamkeit ist hier wie in einer *Universität* bey einander. Dabey fehlt es an *Jahrmarktsfeyerlichkeiten* und *Lustbarkeiten* nicht. Fände nur der *Kunstsinn* mehr Nahrung." Nr. 1. §. 78.: „Mit diesem Gedanken an die Gottheit ist der Glaube an die Vorsehung in der Seele des sittlichen Menschen da, und beides, Gottheit und Vorsehung, sind für den Religionslehrer gleichbedeutende Ausdrücke. Gott ist *mit dem* Menschen, denn er ist *in ihm*; er sieht *vor dem* in seiner sinnlichen Beschränktheit oft so kurzsichtigen Menschen *her*, und sieht *für* den moralisch gesinnten *zu*. Der Gott im Menschen regiert die Welt; vergebens lehnt sich der Geist der Unsittlichkeit, auch als Geist des Zeitalters, wider ihn auf." — Mehr als zwey Drittheile beider Werke bestehen aus Litterarnotizen. Ohne alle Auswahl, ohne alle Rücksicht auf Verschiedenheit der Grundsätze der Vff. und des Werthes ihrer Werke, wird bey jeder auch nur flüchtig berührten Materie, bey jedem entfallenen Worte, alles von Büchern angeführt, was der Vf. nur darüber weiss, oder in seinen literarischen Collectaneen aufgezeichnet findet. Wer würde in einem Werke wie Nr. 2., wo im Vorbeygehen erwähnt ist, dass der Religionslehrer des 19ten Jahrhunderts die Dichter seines Vaterlandes zu Begleitern auf seinen Spaziergängen mache, auch einen Roman mit Nutzen lese, und nicht gleichgültig gegen das Theater sey, ein Verzeichniss aller namhaften Dichter, Romane, Trauer- Schau- und Lustspiele erwarten? Und doch findet er hier 8 — 9 grosse Octavseiten enge gedruckt mit diesen Verzeichnissen angefüllt. — Selbst dann, wenn Hr. *Th.* erzählt, was sein Rel. L. nicht studirt; wie Chronologie, Genealogie, Diplomatik u. s. w., giebt er doch weitläuftige Büchernotizen darüber. In einer der Vorreden sagt er, manches Buch stehe nur zur Warnung da. Aber dann hätte wenigstens ein Warnungszeichen nicht fehlen sollen, welches höchst selten etwa in der Anführung des Buches liegt. Eben so sonderbar als die Büchernotizen, nehmen sich oftmals die häufig aus Luthers Schriften angeführten Stellen aus. Er lässt den ehrlichen Luther mit diesen aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen, z. B. den moralischen Glauben der neuern Schule eben so predigen, wie das *Fichte*'sche Setzen und Schaffen der Welt durch den Gott in uns. Das ist der feurigen Wahrheitsliebe, welche Hr. *Th.* so höchlich an sich rühmt, nicht gemäss. Dass übrigens in diesen beiden Werken viele richtige und Beherzigung verdienende Gedanken enthalten und bisweilen auch sehr kräftig ausgesprochen sind, wird Rec. nicht läugnen. Diese können aber den Mangel an Bestimmtheit, an logischer Anordnung der Begriffe und an leitenden Ideen, wie so manchen andern Fehler, der beide Werke zu Lehrbüchern ganz untauglich macht, nicht ersetzen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Düsseldorf, in d. Dänzer. Buchh.: *Das Werden, das Leben, die Gesundheit, die Krankheit und der Tod des menschlichen Körpers nach Brownischer Lehre* dargestellt, weiter entwickelt, und zum Gebrauche wissbegieriger Aerzte und Nichtärzte angenehm und lehrreich beschrieben von *Anton Naegele*, der Arzney- und Wundarzneykunst Doctor und Sr. Kurfürstl. Durchlaucht zu Pfalzbayern Hofarzt zu Düsseldorf. 1801. VI u. 130 S. 8. (8 gr.)

Könnte Rec. dem allen beystimmen, was der Vf. in diesem langen Titel von sich und seinem Buche sagt, so würde eine kurze Bestätigung die Stelle einer Recension vertreten. Diess ist aber der Fall nicht; vielmehr glaubt er, dass wissbegierige Aerzte diese Schrift, in der die ihnen ohnehin längst bekannten *Brownschen* Sätze, ohne weitere Entwicklung und eigenthümliche Bereicherung, sklavisch vorgetragen sind, unbefriedigt aus der Hand legen, Nichtärzte aber, welchen ein *Weikard* und *Frank* nicht unbekannt sind, die thierische Haushaltung hier weder angenehm noch lehrreich beschrieben finden werden. — Der Gang des Vfs. ist dieser. Sterben ist Uebergang eines Körpers in eine andere Form. (Formveränderung bezeichnet weder Leben, noch Tod. Der entblätterte Baum im Herbst lebt, wie die Raupe in veränderter Puppen- und Papillon-Gestalt.) Das Thierleben unterscheidet sich vom Pflanzenleben durch Empfindung, Bewusstseyn und willkührliche Bewegungen. Wie alle Pflanzen Wurzeln und Blätter haben, so haben alle Thiere einen Mund, Darmcanal, After und ein Herz. Dem Hund und Elephanten ist eine nähere Stelle neben dem Menschen einzuräumen, als dem Affen. (Das steht im Widerspruch mit der Analogie des Organismus und dessen wesentlichen Einflusses auf thierische Anlagen und Fähigkeiten.) Sprache und aufrechter Gang sind die Gränzlinien zwischen dem Menschen und dem Thiere. *Wie entstand der Mensch?* Durch Begattung. Die hiezu nöthigen zweyerley Werkzeuge sind, wie bey den meisten Pflanzen, entweder in Einem Körper vereint, oder unter zweyen vertheilt, wie bey den meisten Thieren. Nun folgt eine kurze Beschreibung der beiderley Geschlechtstheile, des Zeugungsgeschäfts, der Schwangerschaft, der Entbindung und der eigenen Erscheinungen des neu zur Welt gebornen Kindes. *Was ist Leben?* Die dem menschlichen Keim mitgetheilte Erregbarkeit schlummert, bis sie durch äussere Reize belebt wird. Sie ist nicht Folge der organischen Bildung. Das Werden der organischen Form und Mischung ist selbst Folge der thätigen Erregbarkeit. (Da aber im Keim Erregbarkeit und organische Form enthalten ist: so kann jene weder als ruhend, noch als unthätig angenommen werden, und ihr Daseyn

seyn äusert sich durch anfangende organische Bildung früher, als äussere Reize auf sie gewirkt, und dadurch Erregung und Leben hervorgebracht haben.) Leben ist ein erzwungener Zustand. Tod ist Aufhören aller Erregung. Die Erregbarkeit ist Eine und dieselbe im ganzen Körper, doch äussert sich die Erregung nach Verschiedenheit des Baues der Organe verschieden. (Woher aber der verschiedene Bau der Organe, wenn eine und dieselbe Erregbarkeit Grund des Werdens verschieden geformter Organe ist?) Empfindlichkeit und Reizbarkeit sind verschiedene Aeusserungen einer und der nämlichen Erregbarkeit. Reiz ist alles, was die Erregbarkeit in Erregung setzt. Aeussere Reize sind: *die Luft*. Hier folgt eine Erklärung der Sthenie und Asthenie, der directen und indirecten Schwäche; *die Wärme;* diese erregt wohlthätig, so wie Kälte direct, Hitze indirect schwächt. Etwas gegen die stärkende Kraft kalter Bäder. (Möchten einmal zärtliche Aeltern begreifen, dass ihre kleinen Lieblinge durch das kalte Baden nichts weniger als gestärkt, durch lauwarme Bäder nichts weniger als geschwächt werden!) *Licht*, wirkt auf den ganzen Körper, besonders auf das Auge, reizend. *Von der Nahrung, als Lebensreiz.* Eine gehörige Menge macht gehörige Erregung, und erhält das Leben in gehöriger Stärke. *Von den Sinnesreizen.* Geruch, Geschmack, Farben, Musik. Innere Lebensreize sind das Blut und die aus ihm abgeschiedenen Säfte. *Von der Bewegung; dem Denken; von den Leidenschaften, als Lebensreizen.* Letztere schwächen direct oder indirect. Gesundheit und Krankheit wird von der Proportion und Disproportion der Reize auf die Erregbarkeit abgeleitet. (Auf den Bau, die Mischung, die Organisation wird keine Rücksicht genommen, wiewohl nur in diesen der Grund der verschiedenen Grade der Erregbarkeit liegen kann. Es gilt daher auch alles Gesagte nur von allgemeinen Krankheiten, indem die örtlichen mit Stillschweigen übergangen werden.) Unbillig und grundlos ist der Vorwurf, als wären vor *Brown* alle Lungenentzündungen schwächend behandelt worden. *Brown* wird hier die Ehre zugestanden, die Krankheiten nicht nach ihrer Form, sondern nach ihrem Grund und Wesen ausgemittelt zu haben. (Sind denn Hypersthenie und Asthenie mehr das Wesen, oder die Form einer Krankheit?) Den Beschluss macht eine kleine Biographie und Lobrede auf *Brown* und dessen Commentator *Röschlaub*.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Barth: *Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend*, von *C. Ch. G. Zerrenner*, Lehrer und Erzieher an dem Pädag. des Klost. U. L. Fr. in Magdeburg. *Zweyter* Theil. 1804. 188 S. 8. (10 gr.)

Was wir über die Brauchbarkeit dieses Hülfsbuchs bey der Anzeige des ersten Theils in Nr. 77. des vorigen Jahrgangs dieser Zeitung im Allgemeinen gesagt haben, das gilt auch von diesem zweyten Theile. Die Worterklärungen sind grösstentheils deutlich und die beygefügten Erläuterungen passend. Zuweilen hätte der Vf. auf sinnverwandte Begriffe noch mehr Rücksicht nehmen können. So wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, wenn S. 27. bey *Bewegungsgrund* auch zugleich: *Ermunterungsgrund, Triebfeder, Verpflichtungsgrund* — S. 107. bey *Verwegenheit* auch *Selbstvermessenheit* miterklärt worden wäre. Bey *Aufklärung* S. 181. hätte bemerkt werden können, wie sie von *Gelehrsamkeit* und andern Begriffen, welche man oft damit verwechselt, unterschieden sey. Kleinigkeiten, wie S. 29. die längst widerlegte Angabe, dass Berthold Schwarz das Schiesspulver erfunden habe, und S. 176. *Vergütigung* st. Vergütung übergehen wir, da das Ganze wirklich ein brauchbares Hülfsbuch für angehende Lehrer ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Stuttgart*, b. Uebel: *Ludwig Unstern, oder Mord aus Rache.* Ein historisch dramatisches Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts. Von *Karl Bonafont*. 1803. 8. m. 1 Kpf. (8 gr.) — Ein grelles Gemälde, das weder Wahrheit noch Schönheit hat. Traurig, wenn es, wie der Titel besagt, dem 18ten Jahrhunderte aneignete; wenigstens der Kunst gewiss nicht. Doch eine voranstehende Zueignung an einen Oheim des Vfs. giebt uns mehr Aufschluss über die Entstehung dieser Composition. „Schreiben Sie Romane und Räubergeschichten (forderte dieser den Neffen auf), die werden heisshungrig gelesen und Ihnen mehr *eintragen* als Schauspiele." Ob der dicke Oheim, wie er dort genannt wird, Recht hatte? Wir zweifeln. Genug! der Vf. deckt uns hier ziemlich naiv seinen Beruf zur Schriftstellerey auf. *Dramatisirt habe er seinen Stoff*, setzt er hinzu, *weil er dem Theatralischen mit Leib und Seel' ergeben sey.* Wer übrigens an Abscheulichkeiten, wie folgende sind, eine Freude hat, dass ein abgedankter Officier (Herr Unstern) seine Mutter, die ein reicher Onkel, ihr Bruder, einer Buhlerin zu Liebe, aus dem Hause stöfst und im Mangel umkommen läfst, durch gewaltsamen Ueberfall desselben und Ermordung des Kebsweibes rächt, wobey gelegentlich auch der Sohn durch die eigne Hand des Vaters, indem er nach Unstern zielt, erschossen werden muss; dass der Neffe dann Räuberhauptmann wird, und hintennach noch den Oheim, als er ihm durch seine Leute von der Landstrasse als *eine fette Prise (sic!)* zugebracht wird, ermordet; hierauf einen Postwagen anfällt und den Gerichten übergeben, zum Tode verurtheilt, vor der Execution aber noch von einer ehemaligen Geliebten besucht, und als diese ihn nun sonst mit ihr zu entfliehen zu bereden sucht, durch einen der öffentlichen Gerechtigkeit in den Arm greifenden Dolch aus der Welt expedirt wird; wer an solchen gräfslichen Scenen Freude hat, der lese diesen Ludwig Unstern. Wir unsers Theils wünschen dem Vf. von Herzen einen Beruf, oder eine Lage, die ihn dankbarer beschäftige, und solche rohe Geistesarbeiten nicht abnöthige.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. November 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Schneider: *Lehrbuch des deutschen Staatsrechts* von *Justus Christoph Leist*, beider Rechte Doctor, ordentlichem Professor und Assessor der Juristen-Facultät zu Göttingen. Nebst einem Abdrucke des Lüneviller Friedens, des Friedens zu Campo Formio, des den erstern ratificirenden Reichsschlusses, des Reichsdeputations-Hauptschlusses und des denselben genehmigenden Reichsschlusses. 1803. 708 u. 83 S. (2 Rthlr. 8 gr.)

Man muss dem Vf. dieses Lehrbuchs die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er mit vielem Fleisse gearbeitet und manche bedeutende Fehler der gangbarsten staatsrechtlichen Compendien, besonders die mangelhafte Anführung der Quellen und der Literatur, die verworrene Darstellung der einzelnen Regierungsrechte und die allzugrosse Vernachlässigung des Territorial-Staatsrechts glücklich vermieden hat. Dessen ungeachtet können wir nicht bergen, dass sich sowohl gegen den Plan als auch gegen die Ausführung des Werks manche erhebliche Erinnerungen machen lassen. Zuförderst ist es eine bedeutende Lücke, dass der Vf. die allgemeinen Grundbegriffe des natürlichen Staatsrechts ganz übergeht, da man doch auf diese bey der Entwicklung und Gränzbestimmung der einzelnen Regierungsrechte in einem jeden Lehrbuche des deutschen Staatsrechts beständig zurückgehen muss, und das ganze System als ein blosses Aggregat von Zufälligkeiten erscheint, wenn man von dem noch überdiess so sehr bestrittenen Zwecke der Staatsvereinigung gar nicht unterrichtet wird. Auch vermisst man ungern manche andre philosophische Begriffe, die zum Leitfaden bey der Anordnung einzelner Materien dienen sollten. So wird z. B. von dem Constitutionsrechte weiter gar nichts gesagt, als dass es sich mit der Untersuchung über das Subject der Staatsgewalt, oder über die Form und das Wesen der Staatsverfassung beschäftige, ohne irgend eine weitre Zergliederung dieses Begriffs; daher auch der Leser nicht einsehen kann, ob die Lehre von dem Umfang des Reichsterritoriums, womit bey dem Constitutionsrechte der Anfang gemacht wird, einen Theil desselben ausmacht, oder bloss deswegen hier einen Platz erhalten hat, weil kein andrer zu finden war. — Die gänzliche Uebergehung des Kirchenstaatsrechts sucht der Vf. dadurch zu rechtfertigen, dass dasselbe wegen fehlender Vorkenntnisse nicht deutlich genug vorgetragen werden könne, auch überdiess in andern Vorlesungen wieder vorkomme. Beide Gründe passen auch auf den grössten Theil von dem Privatrecht der Fürsten, welches demungeachtet sehr umständlich vorgetragen wird, ob es gleich mit weniger Recht in das Gebiet des deutschen Staatsrechts gezogen werden kann, als jene ganz übergangene Wissenschaft.

Der einem Lehrbuch angemessene Ton ist wenigstens nicht immer getroffen, indem sich der Vf. bisweilen einer Weitschweifigkeit erlaubt, die jener Bestimmung nicht angemessen ist. Man vergleiche unter andern folgende, S. 79. von der Primogenitur gegebene, Definition: „Das Primogeniturrecht in der eigentlichen Bedeutung besteht in derjenigen Successionsordnung, kraft welcher die Succession in dem Staate einem Einzigen ungetheilt dergestalt zukommt, dass der Erstgeborne und dessen erstgeborne Linie auf immer allen Nachgebornen und deren Linien in der Succession vorgeht, ohne dass je auf höheres Alter oder Nähe des Grades weiter Rücksicht genommen würde, welches sodann nach gänzlichem Abgange der erstgebornen Linie, in gleicher Maasse bey der zweyt- und drittgebornen Linie so beobachtet wird." Diese weitläuftige Definition hätte vermieden werden können, wenn der Vf. wie *Runde* in seinem deutschen Privatrechte §. 598. die Natur der Primogenitur dergestalt bestimmt hätte, dass sie jeder ältern Linie einen Vorzug vor der jüngern einräume. Hin und wieder überschreitet sogar der Vf. die Gränzen des deutschen Staatsrechts, als z. B. S. 661., wo von der Strafe der Zolldefraudationen, und S. 695., wo von dem Unterhalt, der Montur und Armatur des regulären Militärs gehandelt wird.

Noch fügen wir einige vermischte Bemerkungen über einzelne Gegenstände bey. Von den Reichsgrundgesetzen wird S. 12. behauptet: dass die vertragsmässige Errichtung derselben kein charakteristisches Kennzeichen derselben sey, weil alle übrige Reichsgesetze (unter welchen die Staatsgesetze von den Privatgesetzen nicht unterschieden werden) auf dieselbige Art zu Stande gebracht würden. Allein dessen ungeachtet findet zwischen beiden in so fern ein wesentlicher Unterschied Statt, als die verbindende Kraft der erstern auf der vertragsmässigen Uebereinkunft der Interessenten, die verbindende Kraft der letztern aber, auf der durch die Einwilligung der Stände beschränkten gesetzgebenden Gewalt des Kaisers beruht. Auf diesen Unterschied gründen sich manche wichtige staatsrechtliche Folgen, und der Vernachlässigung desselben ist es vorzüglich zuzuschreiben, dass der Vf. die Lehre von der kaiser-

serlichen Wahlcapitulation, die als ein bloſser Grundvertrag in Betrachtung kommt, in die Theorie von der geſetzgebenden Gewalt aufgenommen hat. — Die ſchwierige Materie von der Reichsobſervanz iſt zu oberflächlich abgehandelt, indem weiter gar nichts davon geſagt wird, „als daſs ſie auf der ſtillſchweigenden Uebereinkunft *derjenigen beruhe, welche Inhaber der höchſten Gewalt in Deutſchland ſind*" (von den Inhabern der höchſten Gewalt in Deutſchland). — Den Reichsſtänden wird S. 43. *allenfalls* eine Mitregierung beygelegt, welches, wie ſchon oft auch gegen *Püttern* bemerkt worden iſt, von denjenigen Staatsrechtsgelehrten nicht geſchehen ſollte, die dem deutſchen Reich eine monarchiſche Regierungsform zueignen. Nach S. 47. iſt die Landeshoheit der Inbegriff *ſämmtlicher* Regierungs- *oder Hoheitsrechte* über einen deutſchen Staat. Da aber die kaiſerlichen Reſervatrechte nicht in der Landeshoheit liegen, ſo muſs dieſelbe mehr als eine Präſumtion der ſämmtlichen Regierungsrechte, als wie der Inbegriff derſelben betrachtet werden. Die Eintheilung in geſchloſſene und ungeſchloſſene Territorien wird S. 58. ganz verworfen, 1) weil jedes ſogenannte offne Territorium, welches ſeiner Lage nach zerſtückelt iſt und von einem andern Territorium, oder von Theilen deſſelben, durchſchnitten wird, doch im eigentlichen Verſtande immer geſchloſſen iſt, indem alles, was darauf, es mag ſo zerſtreut liegen, als es immer will, ſich befindet, der Hoheit deſſelben, in der Regel, unterworfen angenommen werden muſs." Auf dieſe Behauptung läſst ſich erwidern, daſs allerdings ein Unterſchied zwiſchen geſchloſſenen und ungeſchloſſenen Territorien in der Rückſicht Statt findet: daſs bey erſtern auf die geographiſche Lage eines andern Diſtricts innerhalb ihrer Gränzen eine Vermuthung für deſſen Unterwürfigkeit begründet werden kann, die bey letztern deswegen wegfällt, weil es bey ihnen ſchon erwieſen iſt, daſs ſie mit mehreren reichsunmittelbaren Gütern vermiſcht ſind.

Von dem Urſprung der Landſtände heiſst es S. 118.: „Ihre Entſtehung iſt nicht in *ſo ſehr frühe Zeiten* (?) zu ſetzen, aber auch nicht *gerade erſt* im 15ten oder 16ten Jahrhundert zu ſuchen." Dieſe Aeuſserung iſt nicht nur wegen ihrer Unbeſtimmtheit zu tadeln, ſondern auch der Geſchichte der deutſchen Territorien geradezu entgegen, indem dieſe ſehr deutlich zeigt, daſs bereits Landtäge ſeit den älteſten Zeiten, aber freylich in andrer Form und zu andern Zwecken als in den unſrigen, üblich waren; daſs aber der Urſprung der gegenwärtigen Organiſation der landſchaftlichen Verfaſſung erſt in dem 15ten und 16ten Jahrhundert zu ſuchen iſt. Eine ähnliche Unbeſtimmtheit läſst ſich der Vf. auf der folgenden Seite (S. 119.) zu Schulden kommen, wo die Behauptung aufgeſtellt wird, daſs die von andern Staaten übernommene Garantie der landſchaftlichen Verfaſſung, nie zur Obergewalt über Landesherr und Stände berechtige; welches zwar an ſich richtig iſt, aber dem Leſer noch keine Vorſtellung von der eigentlichen Wirkung einer ſolchen Garantie gewährt. S. 224. wird der rechtliche Grund der beiden Religionscorporationen in ſtillſchweigenden Verträgen geſucht; in ſo fern aber beide Religionstheile einen Beſtandtheil unſerer Conſtitution ausmachen, und nicht bloſs willkührliche Handlungen ausüben, beruhen ſie bloſs auf der ausdrücklichen Vorſchrift des weſtphäliſchen Friedens. Gegen die gewöhnliche Eintheilung der Regierungsrechte in innere und äuſsere (*regalia immanentia et transeuntia*) wird erinnert, daſs, wenn von andern Staaten die Rede ſey, die Staatsgewalt eigentlich nicht *als ſolche* in Betrachtung komme. Rec. geſteht, daſs er dieſe Einwendung nicht begreifen kann, indem auch die äuſsern Regierungsrechte, wenn ſie gleich zunächſt das Verhältniſs des Staats gegen Auswärtige betreffen, dennoch Wirkungen auch gegen die Unterthanen hervorbringen, und in ſo fern allerdings als Theile der Staatsgewalt zu betrachten ſind. Dagegen billigen wir es ſehr, daſs der Vf. beide Klaſſen der Regierungsrechte bey der ſyſtematiſchen Darſtellung derſelben nicht von einander abgeſondert hat. — Das landesherrliche Recht, die Reichsgeſetze abzuändern, wird S. 286. unter der Vorausſetzung vertheidigt, „daſs die letztern weder die Landes-Staatsverfaſſung *ſchlechtweg* und in Beziehung auf die Reichs-Staatsverfaſſung und die kaiſerlichen Reſervatrechte, oder zum beſondern Vortheil der Landesunterthanen oder anderer beſtimmen." Kürzer und deutlicher würde es geweſen ſeyn, wenn der Vf. dafür geſagt hätte: in ſo fern nicht die Reichsgeſetze irgend eine Einſchränkung der landesherrlichen Gewalt ſelbſt enthalten. Die Aufhebung der Stadtgeſetze von Seiten des Landesherrn wird dann vertheidigt, wenn keine erworbenen Gerechtſame der Stadt dadurch gekränkt würden. Die wichtige Frage aber, ob nicht die Statuten ſelbſt zu den wohlerworbenen Rechten der Stadt gehören, die von mehrern Rechtsgelehrten bejahend entſchieden wird, iſt ganz mit Stillſchweigen übergangen. Bey der Lehre von der Juſtizgewalt haben wir wenig zu erinnern gefunden; nur iſt es unrichtig, wenn S. 326. behauptet wird, daſs die höchſte Gerichtsbarkeit von den Reichsgerichten im Namen vom Kaiſer und Reich ausgeübt wird. S. 442. Not. 2. iſt die über die perſönliche Schriftſäſſigkeit angeführte Abhandlung unrichtig bemerkt, indem der Name des Vfs. *Joh. Gottfr. Bauer*, nicht aber *Joh. Gottlieb Biener* iſt. Bey der S. 459. aufgeworfenen Frage: ob völlig unbeſchränkte Appellationsprivilegien die Klagen wegen unheilbarer Nichtigkeiten ausſchlieſsen, kann eine wichtige, dieſen Gegenſtand betreffende, Deduction beygefügt werden, unter dem Titel: *Darſtellung der vor dem herzogl. ſächſ. Juſtizamte zu Gotha wider den Schwerdtfeger Joh. Gotthard Sartorius anhängig geweſenen Unterſuchung wegen eines angeſchuldigten Ehebruchs* u. ſ. w. gedruckt auf Befehl der herzogl. Regierung zu Gotha 1794. 4., wo die bejahende Meynung, die wir übrigens nicht in Schutz nehmen wollen, mit ſehr vielem Scharfſinn vertheidigt wird. Bey der Fräuleinſteuer iſt S. 626. Not. 1. zu den vielen daſelbſt angeführten Schriften die neueſte und vorzüglichſte beyzufügen, die ſich in Kr-

fens vermischten Abhandlungen aus dem deutschen Staatsrechte Nr. IV. S. 194 f. befindet. — Endlich können wir der S. 674. geäusserten Meynung, nach welcher die Adespota in der Regel dem Fiscus zugeeignet werden, nicht beypflichten, da sie vorzüglich auf dem längst widerlegten Irrthum beruht, dass der Regent Grundeigenthümer des ganzen Landes sey.

Für diejenigen Leser übrigens, welche in einem jeden Tadel eine Herabsetzung des ganzen Werks zu finden glauben, halten wir es noch für nöthig, zu erinnern, dass sie keineswegs der Zweck dieser Anzeige gewesen ist, und dass schon deswegen die Kritik eines Lehrbuchs ein strengeres Ansehn erhalten muss, weil der Gegenstand derselben mehr in der Berichtigung einzelner Fehler, als in der Auszeichnung neuer Ideen bestehen kann.

München, b. Lindauer: *Rechtbuch baierisches des Ruprecht von Freysing.* Herausg. von *L. Westenrieder.* 1802. 250 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Original dieses bayrischen Rechtsbuchs, von dessen Entstehung und Gebrauch gar keine Nachrichten mitgetheilt werden, befindet sich in dem bürgerlichen Stadtarchiv zu München. Es ist mit deutschen Buchstaben, auf einem überaus starken, gleichsam pergamentenen Papier geschrieben, dessen Länge mehr denn 1½ Schuh, die Breite aber höchstens nur ¾ Schuh beträgt. Demselbigen Codex ist ein Theil des vom Kaiser Ludwig veranlassten und von dessen Söhnen, Ludwig dem Brandenburger, Stephan, Ludwig und Wilhelm im Jahr 1546. für Oberbaiern zu Stande gebrachten Landbuchs beygefügt, der aber von einer andern Hand und mit vielen Veränderungen geschrieben ist.

Was den Inhalt der gegenwärtigen Sammlung betrifft, so besteht der grösste Theil derselben aus Criminalgesetzen, von welchen wir einige der merkwürdigsten anführen wollen. Nach §. 2. findet wegen einer Mordthat der Inquisitionsprocess Statt, wenn kein Kläger derselben auftritt. Auf den Zweykampf wird sehr häufig verwiesen, unter andern §. 14. dann, wenn zwischen mehrern Personen, die Antheil an einer Schlägerey genommen haben, darüber ein Streit entsteht, wer einem Erschlagenen die tödtliche Wunde beygebracht hat. Auch zwischen Mann und Frau wird §. 52. der gerichtliche Zweykampf auf den Fall einer beschuldigten Nothzucht befohlen; wobey in Ansehung der Art des Zweykampfs die nämlichen Bestimmungen gemacht werden, die man in andern Gesetzen der damaligen Zeit findet. Die Strafe der Wiedervergeltung soll eintreten, so oft jemand den andern eines Gliedes beraubt; auch soll der Thäter den Arzt bezahlen, dem Beschädigten Schadloshaltung und dem Richter Busse leisten (§. 22.). Der Vater- Mutter- oder Bruder-Mörder wird §. 38. und 39. mit einer dreyfachen Strafe bedroht. Er soll nämlich entweder auf öffentlicher Strasse an einen Pfahl geschmiedet, *oder dem Bischof überliefert*, oder von Gasse zu Gasse geschleift und gerädert werden. Dem Richter und den Bürgern des Orts soll die Wahl unter diesen Strafen zustehen, und das Vermögen des Mörders verfallen seyn. Die Juden, die überhaupt in mancher Rücksicht nicht so hart, wie in vielen andern Gesetzen der damaligen Zeit, behandelt werden, sollen zum Christenthum nicht gezwungen werden. Ist solches aber demungeachtet geschehen, so sollen sie wegen eines Abfalls von der christlichen Religion verbrannt werden, weil man sich der Taufe nicht wieder entledigen dürfe (§. 129. und 130.). — Auf die Strafgesetze folgen verschiedene Vorschriften über die Polizey und die Erbfolge, sodann das Lehnrecht, welches zwar mit einer besondern Rubrik seinen Anfang nimmt, aber manche gar nicht dahin gehörigen Gesetze enthält. In dem Anhang findet man eine zweckmässige Anzeige des Inhalts, nebst einem Wörterbuche.

STATISTIK.

Batavia, b. van Geemen: *Naamboek van den Wel-edelen Heeren der Hoge Indiansche Regeering, zo tot als buiten Batavia;* Mitsgaders van de Politique Bedienden, die van de Justitie, de Kerk, Burgery, Zeevart, Militie, Artillery, Chirurgie etc. zo als de zelve, onder ultimo December 1803. allhier in Weezen zyn befonden: Item der Gouverneurs, Directeurs en Commandeurs, mitsgaders verdere Opperhoofden en mindere Bediendens, op de respective Comptoiren van (Neederlandsch) Indien. Nevens een List van de Persoonen, die gerepatrieerd, en een van die naar de Buiten-Comptoiren vertrokken zyn, item een van de overledenen. 1804. 128 S. 8.

Ein *Staatskalender* von *Batavia von diesem Jahre.* Voran ein Verzeichniss aller *Generalgouverneure* seit 1610.; es sind deren schon *vier und dreyssig* gewesen, was im Durchschnitte auf einen jeden eine Regierung von nur 5 11/34 Jahren beträgt; von den meisten heisst es, nachdem sie sich in dem ungesunden Klima (s. *v. Archenholz* Minerva, Sept. 1804.) *drey Jahre* aufgehalten haben: *naar patria vertrokken;* ein anderer Theil starb nach einigen Jahren zu Batavia; doch blieb auch einer einmal *vier und zwanzig Jahre* lang Gen. Gouverneur (*Joan Maatsuyker, van Amsterdam* 1654—1678.) Der jetzige Chef der Regierung ist *de Hoog-Edele Heer, Johannes Siberg van Rotterdam, aangesteld den 23. Augustus* 1801. *Erster Rath* und *Generaldirecteur von Niederländisch-Indien;* der an Rang unmittelbar auf den Gen. Gouvern. folgt, ist der Sohn eines noch lebenden Bürgers von *Bremen, de Wel-Edele Heer, Albertus Henricus Wiese;* er hat noch zwölf Collegen. Erwählter provisorischer Gouverneur und Director von *Malacca* ist seit 1802. *Willem Jacob Cranssen*, dem zwey Secretäre der hohen Regierung folgen. Die Directoren verschiedener Departemente sind *Edele Heeren.* Bey dem Justizhofe haben einige ein *Mr.* vor ihrem Namen, welches vermuthlich die studirten Beamten anzeigt; die andern haben diess unterscheidende Zeichen nicht.

nicht. Unter den *kirchlichen* Personen findet man als *Predikant in de Nederdeutsche Gemeente* einen *Johann Hendrik Häefely* aufgeführt, der wahrscheinlich ein Schweizer und Verwandter des Hn. D. Häfeli in Bremen ist. Unter den Militärpersonen kömmt ein Obristlieutenant *Carl von Wolzogen* vor, der zu *Samarang* angestellt ist. *Zyn Hoog-Edelheid*, der Gen. Gouvern., hat eine ansehnliche Leibwache, selbst seine Domestiken sind nicht vergessen. Die *Muhamedaner* und *Chinesen* zu Batavia sind auch in eine militärische Verfassung gebracht und die Officiere angegeben; unter diesen finden sich auffallend Mehrere, die schon seit 10, 20 ja beynahe 30 Jahren ihre Stellen bekleiden, da hingegen bey den Europäern gröfstentheils 1800., 1801. 2. 3. als Jahr der Anstellung angegeben ist. Unter den *Buiten-Comptoiren* findet man die Gouvernemente *Amboina*, *Banda*, *Ternate*, *Macassar*, *Java*, das Commandement *Bantam*, die Comptoire *Cheribon*, *Banjermassing*, *Palembang*. Das *Vorgebirge der guten Hoffnung* ist wegen der unsichern Berichte von da her weggelassen. Hingegen kommen die *gewesenen Diener* der Compagnie in der an England abgetretenen Insel *Ceylon* vor. In der Rubrik von *Java* bemerkten wir unter den *Onderkooplieden* zu Samarang einen *Hermann Johann August Sack*, auch die sämmtlichen Officiere des Regiments Würtemberg. Eine gute Idee ist in den Verzeichnissen der in dem laufenden Jahre *nach Europa Verreisten*, der *in andere holländische Plätze Versetzten*, und der in den *holländischen Besitzungen Gestorbenen* ausgefüllt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Pesth*, b. Trattner: *Franz von Schraud*, k. k. Raths und Protomed. von Ungarn, *Nachrichten vom Scharbock*, welcher im J. 1803. in mehrern Gespannschaften von Ungarn beobachtet wurde, nebst Beyträgen zur Geschichte des brandigen Ausschlages, welcher in Ungarn Pokolvar genannt wird. 1804. 76 S. 8. — Diese Schrift enthält manche interessante Thatsachen in medicinischer, politischer und statistischer Hinsicht. — Der Scorbut herrschte im J. 1803. im Banat in 72 Ortschaften. Fast nirgends war ein *Deutscher* mit dem sonst allenthalben verbreiteten Uebel behaftet, meistens befiel dasselbe Walachen, vorzüglich in den Ortschaften des Temescher und Werschetzer Bezirks, welche nahe an den beiderseitigen Ufern des Temesch, und nahe an Reissfeldern und Morästen liegen, oder mit letztern umgeben sind. Ueberall waren es vorzüglich die Weiber (welche blofs Wasser trinken), die daran litten und auch am häufigsten starben. Die jungen Personen beiderley Geschlechts blieben davon gröfstentheils frey. — Die Säuglinge behielten bey jedem Zustande ihrer stillenden Mutter stets ihre Gesundheit, und bekamen auch bey den bedenklichsten Zufällen ihrer Mütter nie den Scharbock. — Auch im Mutterleibe schienen die Folgen des Scharbocks auf das Daseyn der Frucht keinen nachtheiligen Einfluss gehabt zu haben. Folgende Ursachen dieses unter den Walachen endemisch herrschenden Uebels werden angeführt: schlechtes Wasser, feuchte und enge Wohnungen, Mangel an gesunder und hinlänglicher Nahrung, häufiges und strenges Fasten. Sie enthalten sich nämlich, zu Folge eines alten Kirchengebrauchs, das ganze Jahr hindurch 238 Tage der Fleischspeisen, ja grofsentheils sogar der Eyer, der Milch und der Butter; sie beschränken sich auf äufserst wenige, schwer verdauliche und wenig Nahrungsstoff enthaltende Speisen; geniessen aber dafür die geistigen Getränke im Uebermaafs. — Bey der Behandlung des rohen, abergläubischen und eigensinnigen Volks mussten sich die Gespannschaftsärzte nur auf wenige Mittel einschränken. Beynahe allgemein reichte man den Kranken Bier mit Kren (Meerrettig), Senf mit Zwetschgenbrandwein infundirt; Salbeyaufguss, dem man Alaun, Salzsäure, Honig auch Myrrhentinctur zusetzte, um das örtliche Uebel im Munde zu hemmen. Die beste und schnellste Wirkung hatte man vom rauchenden eisenhaltigen Salzgeist, womit man das Zahnfleisch vermittelst eines Malerpinsels bestrich. Die andern angewandten Mittel übergehen wir der Kürze halber, und führen nur noch die Anzahl der Kranken, Verstorbenen und Genesenen an. — In 73 in der Temescher Gespannschaft mit Scorbut behafteten Ortschaften zählte man 91499 Einwohner; darunter waren 5560 Kranke, wovon [illegible] genasen und 820 starben. Das allgemeine Verhältniss der Gestorbenen zu den Genesenen war wie 1 zu 6.

Dieser Schrift sind noch Beyträge zur Geschichte des brandigen Ausschlags, im Ungrischen Pokolvar genannt, beygefügt. Diese Krankheit wird am häufigsten an der Theis (*Tibiscus*) beobachtet; sie nimmt von dem unbedeutendsten Anfange schnell bis zur Tödlichkeit zu; und wenn man sie nicht gleich anfangs bekämpft und überwältigt: so bietet sie jeder Heilart Trotz. Die vom Vf. gelieferte Beschreibung dieses Uebels beruht auf dem Amtsbericht des Arztes in der Beregher Gespannschaft, *Alexand. Sebeok*. Es herrscht in jeder Jahrszeit, besonders aber in den spätern Sommermonaten und im Anfang des Herbstes. Die Kranken fühlen anfangs insgemein allgemeine Abgeschlagenheit, Mangel an Esslust, Bitterkeit im Munde, Beängstigung, ein unangenehmes Gefühl in der Herzgrube. Das Weisse des Auges wird gelblich; um die Nasenflügel und den Umfang des Mundes bildet sich ein grüngelber Rand. Der genannte Ausschlag befällt bald diesen bald jenen Theil des Körpers. Es entsteht nämlich eine Blase von der Gröfse einer Linse bis zu der einer Haselnufs. Die darin enthaltene Feuchtigkeit ist in Ansehung der Farbe verschieden, weifslich gelb, röthlich wie Fleischwasser, bläulich oder aschgrau, und endlich vollkommen schwarz wie Tinte. Der Ausschlag ist desto gefährlicher, je mehr seine Farbe von der gelben abweicht. Auf das Prickeln, welches die Kranken bey der Entstehung der Blase empfinden, folgt nach einigen Minuten Brennen und Schmerz, die nach und nach steigen. Einige Stunden darauf entstehen fieberhafte Zufälle, das Fieber und die Bangigkeit nehmen zu; im Kurzen erscheint der Brand, und der Kranke stirbt oft in 24 Stunden, höchstens den dritten oder vierten Tag. — Die Ursachen dieser Krankheit sind nicht ganz ausgemacht. — Bey ihrer Behandlung hat sich der Comitatsarzt *Sebeok* schnellwirkender Brechmittel mit gutem Erfolg bedient. Wir wünschten indessen noch eine etwas genauere und bestimmtere Beschreibung dieser Krankheit, wozu Hr. Protomed. *v. Schraud* vermöge seiner Amtsverbindungen leicht die nöthigen Materialien erhalten könnte. Auch würde er sich um die medicinische Polizey gewifs noch mehr verdient machen, wenn er von Zeit zu Zeit die wichtigern Resultate aus den ihm eingeschickten Berichten und Beobachtungen über manche in Ungern herrschende Volkskrankheiten ausheben und dem ärztlichen Publicum mittheilen wollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs den 28. November 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, in der Realschulbuchh.: *Kritische Annalen der Staatsarzneykunde für das neunzehnte Jahrhundert.* Herausgegeben von *Christoph Knape*, der Weltweisheit, Arzneywissenschaft und Chirurgie Doctor, Königl. Preufs. Ober-Medicinal- und Sanitäts-Rathe, Prof. bey dem Königl. Collegio med. chirurg. u. f. w. *Ersten* Bandes *erster* Theil. 1804. XVI u. 192 S. gr. 8. (18 gr.)

Dieses Werk, dem eine recht lange Fortdauer zu wünschen ist, erhält durch die Hn. *Kn.* verstattete Benutzung der Acten des K. Preufs. Obercollegium medicum und Sanitatis schon im Voraus einen um so gröfsern Werth, je sichtbarer die Lücke ist, welche bisher der Tod des würdigen *Pyl* in dieser Art öffentlicher Belehrung gelassen hatte, und das Publicum wird sich gewifs freuen, wenn es davon (auch ohne Rücksicht gerade auf die neuesten Zeiten) recht oft Gebrauch gemacht sieht. Der Plan des Ganzen verstattet hier keine Auseinandersetzung, da er ohnehin schon gröfstentheils im Titel selbst liegt; er ist eben so vortrefflich, als weit umfassend, angelegt. Nur wird man wünschen, dafs die Rubrik: *Biographieen*, nicht zu weitläufig und ausgebreitet werde, und dafs die anzuzeigenden *Preisaufgaben* früh genug in Umlauf kommen mögen. Jeder Band soll aus drey, zu keiner festgesetzten Zeit herauszugebenden, Theilen, und jeder Theil mit fortlaufender Seitenzahl aus zwölf Bogen bestehen. Ein vollständiges Sachregister wird jedem Bande beygefügt. Der Inhalt des vorliegenden *ersten* Theils ist folgender.

I. *Medicinische Polizey.* A. *Kritische Auszüge aus gedruckten Schriften.* 1) u. 2) *Bouchholz* zwey Schriften über die Kuhpocken (mit eingemischten Ergänzungen. Der Auszug nimmt über die Hälfte dieses Theils ein, und die Fortsetzung ist zu erwarten. Manchen, der darin zu Vieles, was über die Gränzen der medicinischen Polizey hinausgeht, zu finden glauben möchte, entschädigt gewifs die vollständige Uebersicht dieser Materie. Sehr lobenswerth ist der Vorsatz des Hn. *Kn.*, aus allen übrigen Schriften über dieselbe nur das neuere Wissenswerthe in der Folge anzuführen. Zu der Vermuthung (S. 8.), dafs die Kinderblattern vielleicht gar von den Kuhpocken entsprungen seyn, wäre eine Hinweisung auf die ihr widersprechenden Erfahrungen von *Woodville* (S. 60.), besonders aber von *Krüger* (S. 113.) an ihrer Stelle gewesen.) 3) Merkwürdige paradoxe Kuhpocken-Impfungsversuche, von *Küster.* (Aus dem Reichsanzeiger v. J. 1803. abgedruckt.) B. *Bisher ungedruckte Aufsätze.* 1) Hr. Prof. *Zenker* zu Berlin conservirte die erste Kuhpockenmaterie ununterbrochen, so, dafs er davon 170 Generationen zählt. Sie blieb unverändert und brachte immerfort dieselben wohlthätigen Wirkungen hervor. Auch glaubt er, aus Erfahrung bestimmen zu können, dafs die aus guten Pockenpusteln hervorsickernde erste und letzte Lymphe gleiche Kräfte besitze. 2) Auszug eines Schreibens (von einem Ungenannten, der sich mit ***ck** unterzeichnet) aus Wien, welches *Jenner's* Vermuthung, dafs die Kuhpocken von der Mauke oder *Grease* der Pferde abstammen, durch äufserst glückliche Versuche (von *Sacco* in Mailand und *v. Portenschlag* d. Jüngern in Wien) zu bestätigen scheint. 3) Ueber die Schädlichkeit der zu frühen Bewohnung neuerbauter Häuser, von Hn. Obermed. und Sanit. Rathe *Klaproth.* Sie hat eine zwiefache Quelle, indem feuchter Kalk oder Lehm, das Oel der Oelfarben u. f. w. die eingeschlossene Atmosphäre dadurch untauglich machen, dafs sie theils dieselben mit substantiellen Partikeln des Bleyes oder ätzenden Kalkes imprägniren, theils aus selbiger immerfort Sauerstoff absorbiren.

II. *Gerichtliche Arzneywissenschaft.* A. *Kritische Anzeige gedruckter Schriften.* *Müllers Entwurf* u. f. w. und *Roose Taschenbuch* u. f. w. zweyte Auflage. (Bey der Anzeige des letztern sind mehrere schätzbare Bemerkungen eingestreut. Rec. ist völlig mit Hn. *Kn.* darüber einverstanden, dafs der verstorbene *Roose* allerdings zu weit ging, wenn er den Obducenten bey jeder gerichtlichen Leichenöffnung für *verpflichtet* hält, sich aus den Acten über die vorhergegangenen Umstände zu unterrichten, wie seine Anzeige von der ersten Ausgabe dieses Taschenbuchs (A. L. Z. 1800. Nr. 64.) beweist. Dagegen aber kann er auch — überzeugt von der, in der Vorrede so schön geäufserten, Billigkeit des Herausg. und von der so ausgezeichneten liberalen Denkungsart in den Collegien der Preufsischen Staaten — die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs ihm das im Preufsischen 1790. erlassene Verbot (S. 134.), den Obducenten die vorläufigen Untersuchungsacten mitzutheilen, auf der entgegengesetzten Seite etwas zu strenge scheint. Es ist allerdings wahr, wie Hr. *Kn.* sagt, „dafs es dem gerichtlichen Arzte zur gröfsern Ehre gereicht und einen weit gröfsern Beweis seiner gründlichen Kenntnisse abgiebt, wenn er ohne allen vorläufigen Unterricht doch fähig ist, alle widernatürlichen Veränderungen des vorliegenden Leichnams auf das genaueste

zu entdecken, zu bestimmen und so deutlich vor Augen zu legen, dass dadurch in der Folge alle Zweifel über den Obductions - Befund schlechterdings unmöglich werden, und dass er endlich allem Verdacht einer vorgefassten Meynung, Vorurtheils oder Parteylichkeit entgeht, wenn er sich um nichts weiter, als um die Obduction selbst bekümmert hat." Aber Hr. *Kn.* giebt zugleich auch selbst zu, „dass es dem sachkundigen gerichtlichen Arzte öfters sein Geschäft sehr erleichtern werde, wenn er sich aus den mitgetheilten Untersuchungs - Acten von allem, was vor der Obduction vorgefallen ist, und nur auf irgend eine Weise darauf Bezug haben kann, zu unterrichten Gelegenheit hat," und „dass die Mittheilung der Untersuchungs - Acten für den gerichtlichen Arzt, bey Abfassung des Obductionsberichts oder gerichtlichen Gutachtens, nützlich, ja öfters nothwendig sey." Und so ist es auch in der That. Jenes Verbot erschwert dem Obducenten sein Geschäft mehr, als nöthig ist; denn er ist jetzt bey dem unbedeutendsten Vorfalle verbunden, die ganze Reihe von Todesursachen durchzugehn, ja wohl gar, mit grössern Kosten für das Gericht, auf Vergiftung sein Augenmerk zu richten. Dadurch geht ihm unter zehn Malen gewiss neun Mal unnöthigerweise eine Reihe von Stunden verloren, die er, der *leider* selten von seinen Einkünften als Staatsarzt ohne Nahrungssorgen leben kann, vielleicht bey seinen Kranken hätte zubringen müssen und sollen. Eben so den Gerichtspersonen, vollends bey einem nicht stark besetzten Gerichte, die vielleicht gerade auf den Tag der unvorhergesehenen Obduction Termine u. s. w. gehäuft hatten. Es mag immerhin seyn, dass „schwache Obducenten, die unfähig waren zu sehen und zu finden, was sie doch eigentlich sehen und finden sollten" (kann es dergleichen, bey der strengen und musterhaften Medicinalverfassung, im Preussischen in solcher Menge wenigstens geben, dass die letztere eine eigne Verordnung nöthig machte?), sich bemühten, das Geständniss des Angeschuldigten, oder das, was sie sonst durch Erkundigung in Erfahrung gebracht hatten, zur Richtschnur der Obduction zu machen, und die Resultate derselben ihren vorgefassten Meynungen anzupassen, statt sich strenge an das Vorgefundene zu halten, und die wahre Beschaffenheit des vorliegenden Leichnams gründlich zu untersuchen." Wahrscheinlich gab es noch andere Mittel, diese zu bessern oder zu strafen, falls man sich bey den vorherigen Prüfungen in ihnen geirrt hatte, ohne zugleich die bessern, geschickten, fleissigen Physiker um ihretwillen mit zu strafen. Auch reicht jene Verordnung vielleicht nicht zu dem beabsichtigten Zwecke hin. Wer *so* schwach ist, wie eben gesagt worden, hat noch immer das Gerücht, die Erzählungen des Gerichtsdieners, der ihm die mündliche, oder des Boten, der ihm die schriftliche Requisition bringt, des ihn abholenden Fuhrmanns, des Gastwirths, bey dem er absteigt, u. s. w. im Hinterhalte, und bekommt den Stand der Sache doch wenigstens halb, wenn auch hier und da verrückt, zu wissen. Wäre es da nicht besser, ihn die Wahrheit authentisch wissen zu lassen? Soll aber die Verordnung gelten: so darf auch kein Physicus den Leichnam eines Kranken obduciren, den er in der letzten Krankheit als Arzt besorgt hat, wovon doch bald unten ein Beyspiel vorkommt. - Nach Rec. Ueberzeugung ist es überhaupt die Pflicht des Obducenten, dem Richter den gerade eben vorliegenden individuellen Fall vermöge der Grundsätze seiner Wissenschaft zu erläutern und gleichsam zu versinnlichen. Dazu gehört aber auch, dass er von den Umständen des letztern authentisch unterrichtet ist. Oder im Gegentheile muss das Gericht jedesmal vor der Obduction dem Physicus ganz bestimmt die einzelnen Fragen vorlegen, worauf es jedesmal ankommt; Dinge, die der sachkundige und geschickte Obducent von selbst weiss, sobald er nur durch eine kurze, aber gründliche, Species facti vorher unterrichtet worden. — Eben so hat *Roose* Unrecht, wenn er so ganz unbestimmt sagt, dass der Arzt, wenn er selbst bey der Section beschäftigt sey, das dabey vorfallende Merkwürdige *einem Andern* dictiren solle. (Er muss dann so lange einhalten, aber Alles selbst notiren.) Hr. *Kn.* hält es für sicherer (?) und zweckmässiger, wenn der gerichtliche Arzt das Obductions - Protocoll dem Gerichtsschreiber selbst dictirt, und sich nachher eine Abschrift geben lässt, oder, wenn es die Umstände erlauben, sich das Protocoll selbst auf kurze Zeit zur Ausfertigung des Obductions - Attestes *ausbittet*. (Dagegen erlaubt sich Rec. den Einwurf, dass dieser Satz gewissermassen eine Herabwürdigung des gerichtlichen Arztes mit sich führt. Soll einmal Einer von dem Andern abschreiben: so möchte die Reihe des Abschreibens hier wohl eher den Gerichtssecretär treffen, der nur das protocolliren kann, was ihm der Obducent dictirt, als den *beeidigten* gerichtlichen Arzt, der hier allein, nebst dem beeidigten gerichtlichen Wundarzte, *fidem* hat und *judex competens* ist.) B. *Bisher ungedruckte Aufsätze.* 1) *Merkwürdige äussere Arsenikvergiftung.* Gefährliche Wirkungen des, aus Sorglosigkeit statt Haarpuders angewandten, Arseniks bey fünf Menschen, von denen einer starb, nachdem er am 17ten Tage darauf, drey Tage vor dem Tode, unter andern über eine brennende Empfindung im Schlunde, wo jedoch keine Entzündung zu entdecken war, geklagt und freywilliges Erbrechen gehabt hatte. Die Section ist wegen folgender Umstände, wobey wir die Merkmale der äussern Vergiftung am Kopfe übergehn, sehr merkwürdig. Ausser den theils bläulich schwarzen oder schwarzblauen, theils völlig dunkelblauen Flecken auf der Brust, dem Unterleibe, beiden Schenkeln, dem sehr stark angeschwollenen Scrotum, dem Rücken, und in beiden Hypochondrien fand man die *glans penis* entzündet, die Lungen von natürlicher Beschaffenheit und ihre Blutgefässe ohne Blut, im Pericardium einen guten Esslöffel voll aufgelösten Bluts, das Herz etwas schlaff und beide Herzkammern von allem Blute völlig leer, in der Brusthöhle eine grosse Quantität schwarzen aufgelösten Bluts, die Leber von ausserordentlicher Grösse und

und schwarzem, serpentinsteinähnlichem, erdfärbigem Ansehn, die Gallenblase fast bis zum Zerplatzen voll von einer ausserordentlichen Menge einer überaus hochgelben Galle, den ganz leeren Magen durchaus stark entzündet, die innere zottige Haut desselben mürbe und an den mehresten Stellen leicht los zu lösen, den Oesophagus unweit der Cardia stark, und den Zwölffingerdarm gröſstentheils entzündet, und die widernatürlich grosse Milz vom kalten Brande so aufgelöst, daſs man sie mit den Fingern durchgreifen konnte. Von der Beschaffenheit des Schlundes wird Nichts erwähnt; auch ob die Gedärme voll oder leer gefunden worden, erfährt man nicht. Im erstern Falle wäre es, nicht der Beurtheilung des individuellen Falles, in welche Rec. keinen Zweifel setzt, sehr aber der etwanigen Ausbeute für die Wissenschaft selbst wegen, zu wünschen gewesen, daſs sie, nebst dem, wiewohl leeren, Magen u. s. w. chemisch untersucht worden wären. Rec. hat übrigens schon oben auf diese Obduction angespielt. Der vorhin erwähnten, den Physicus so beschränkenden, Verordnung zufolge, durften entweder die Obducenten, die den Verstorbenen bis zum Tode in der Cur gehabt hatten, die legale Section an dessen Leichname nicht vornehmen, oder sie muſsten förmlich die Untersuchung auch auf allenfalls noch ausserdem mögliche innere Vergiftung mit richten, und alsdann den, von den Krankenberichten überhaupt zu trennenden, Obductionsbericht dahin abstatten, daſs der Verstorbene an den Folgen einer Vergiftung durch dieses oder jenes scharfe Gift seinen Tod gefunden. Es gehörte alsdann lediglich für das Gericht, nach Anleitung der Krankenberichte die Sache näher zu erörtern oder den Physicus darüber zu nähern Erörterungen demnächst zu autorisiren; und dieſs zwar um so mehr, da der Physicus hier nicht einmal aus den Acten geschöpft hatte, sondern zu Anfange seines Krankenberichts bloſs im Allgemeinen sagt: ich *fand*, daſs den und den Personen an dem und dem Tage von der und der Frau ein weisses Pulver in die Haare gestreut worden u. s. w. 2) *Gutachten des Königl. Ober-Collegii-Medici und Sanitatis über die Frage: ob nach der Trennung des Kopfes vom Rumpfe Empfindung und Bewuſstseyn des Hingerichteten noch einige Zeit fortdauern?* Es kann über diesen Gegenstand nur mit Wahrscheinlichkeit, nie aber mit apodiktischer Gewiſsheit geurtheilt werden. Die unläugbare Fortdauer der Erregbarkeit „oder Reizbarkeit" kann, wenn sie durch die nöthigen Reize in Thätigkeit gesetzt wird, Reactionen bewirken, die denen im lebenden Zustande nicht unähnlich sind, aber noch kein wirkliches Leben ausmachen; wenigstens kein intellectuelles, mit Perceptionsvermögen verbundenes, Leben. Vielmehr wird es durch die augenblickliche und schnelle Entleerung des Kopfes vom Blute und durch das plötzliche Eindringen der atmosphärischen Luft in das Innere des Gehirns (letztern Umstand führt Hr. *Kn.*, der ihn in Anregung brachte, S. 188 f. noch etwas weiter aus) höchst wahrscheinlich, daſs mit dem Schwerdtstreiche, welcher den Kopf vom Rumpfe trennt, Empfindung und Bewuſstseyn des Hingerichteten augenblicklich dahin schwinden. Indessen kann die Möglichkeit schmerzhafter Gefühle durch angebrachte heftige galvanische oder mechanische Reize nach der Enthauptung wenigstens bis jetzt noch nicht geläugnet werden. Es erfolgte hierauf ein uneingeschränktes Verbot aller galvanischen und Reizungs-Versuche mit dem Körper enthaupteter Personen und einzelner Theile desselben.

III. *Staatsarzneykunde. Kritische Auszüge aus gedruckten Schriften* (dieſsmal aus *Schlegels Materialien*). IV. *Neue Bemerkungen.* (Der im Magen und Darmcanal vergifteter Personen zurückgebliebene Arsenik soll durch das bey der Fäulniſs des Körpers entwikkelte Wasserstoffgas aufgelöst und verflüchtigt werden, so, daſs sich auch durch die sorgfältigste chemische Untersuchung in den übriggebliebenen Theilen des Körpers (im Magen und Darmcanal?) keine Spur seines vormaligen Daseyns entdecken lasse. (Diese Beobachtung widerspricht, wenn sie sich bestätigt, geradezu der anderweitigen, bey Gelegenheit der Untersuchungssache gegen die *G. R. Ursinus*, gemachten Beobachtung, daſs die Körper durch Arsenik vergifteter Personen nicht verwesen, wenigstens nicht durch Fäulniſs zerstört werden. Es ist sehr der Mühe werth, zu wissen, welche von beiden Bemerkungen die wahre ist, oder ob und in wie fern Beides neben einander bestehen kann, und der Gegenstand verdient daher alle mögliche Aufmerksamkeit und wiederholte, fortgesetzte, genaue Versuche mehrerley Art.) V. *Ehrenbezeugungen.* VI. *Todesfälle.*

Leipzig, b. Hinrichs: *Neue Methode den Tripper zu heilen*, wobey Stricturen in der Harnröhre verhütet werden können, nebst Bemerkungen über die Ursachen der Samenschwäche, des männlichen Unvermögens, der Unfruchtbarkeit u. s. w., und die Mittel, solche zu heilen, von *C. H. Wilkinson*, Lehrer der Experimentalphysik zu London, übersetzt und mit Anmerk. begleitet von D. *G. W. Töpelmann.* 1803. 306 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die neue Methode, welche hier in einem schwerfälligen Vortrage gepriesen wird, besteht in der Anwendung der Kerzen. Diese, glaubt der Vf., wirken wie eine Salbe auf alle Theile der Urinröhre, sie müssen nur reichlich mit Oel bestrichen, oder, wo heftige Entzündung zugegen ist, in eine starke Auflösung des Opiums in Oel getunkt werden. Wo wegen Empfindlichkeit der Harnröhre die Kerze nicht gut eingebracht werden könne, soll man erst etwas Oel einspritzen. Des Tages über wendet er eine schwache Auflösung des Bleyzuckers als Einspritzung an, Nachts bringt er die Kerze ein. Die erste Nacht bleibt sie gewöhnlich nicht lange liegen, die zweyte aber die ganze Nacht. Selten seyen mehr als 5 oder 6 Kerzen nöthig. Längere Kerzen, z. B. von 10 Zoll, werden

werden eher ertragen, als kürzere. — Von der männlichen Unvermögenheit wird nur ganz kurz, aber von der weiblichen Unfruchtbarkeit weitläufiger gehandelt. Die Ursachen der letztern sucht der Vf. in zu grosser Fettheit oder Magerkeit, in Disproportion der beiderseitigen Zeugungstheile, zu häufigem Beyschlaf, allzu ermüdenden und heftigen Arbeiten, Leidenschaften, Jahreszeit und Klima, auch Stand des Mondes (?). Die innern Ursachen theilt er in Affectionen der Mutterscheide, der Gebärmutter, der Muttertrompeten und der Eyerstöcke — alles bekannte Sachen, welche schon mehrmals besser vorgetragen worden sind. Auch die Anmerkungen wollen nicht viel bedeuten.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Neues Militärarchiv*, von einer Gesellschaft erfahrner Deutscher und Schweizer - Officiere. *Erstes* und *zweytes* Stück. 1803. 160 S. 8.

Diese Zeitschrift, deren Fortsetzung uns noch nicht zugekommen, aber zu wünschen ist, enthält vorerst ein Verzeichniss der vorzüglichsten Geschichtschreiber in militärischer Hinsicht aus dem bey dem *Depôt général de la guerre* in Paris herauskommenden *Memorial topographique et militaire*. Die Idee ist gut; in vielen Diensten kommt immer mehr die Sitte auf, Regimentsbibliotheken zu sammeln. Schlecht aber ist die Ausführung des Gedankens; es kommt auf die Auswahl an; diese muss durch bestimmte Begriffe geleitet werden; hier ist alles durch einander, oberflächlich (mehr als selbst jene Recensionen in *Puységur's art militaire*) und voll Fehler. Deutscher Fleiss hätte den Gedanken des Franzosen weit besser ausführen können und sollen. Es folgt ein chronologisches Verzeichniss aller das Kriegswesen betreffenden Erfindungen von 1330. (wohin Berchtold Schwartz gesetzt wird) bis auf Erzherzog Karls Rescripte zu Reorganisirung der österreichischen Kriegsadministration 1803. Es ist auch diese Uebersicht nicht ohne Nutzen; man bemerkt bisweilen, wie eins aus dem andern floss und was die Frucht grosser Zeiten und Männer für die Wissenschaft war. Unangenehm ist es, keine Quelle der Angaben zu finden; und hin und wieder wäre mehr Bestimmtheit zu wünschen. Was soll heissen: „1748. wurde bey den Preussen das Deployiren eingeführt!" als hätte Friedrich in den beiden ersten Kriegen sein Heer nicht zu deployiren gewusst; aber nur der Ausdruck ist unschicklich. Sehr gut, ordentlich und genau ist die Abhandlung *von dem Schweizerischen Kriegswesen vor der Revolution*. Erstlich sieht man aus der Darstellung seiner Unvollkommenheiten, dass der Staat auch besonders darum nicht bestehen konnte, weil in dem langen Frieden der militärische Geist von ihm gewichen war; so blieb die Nation wie sie gewesen, aber die Regierung, aus Geschäftsmännern und Civilisten bestehend, rückte in militärischen Anstalten durchaus nicht fort. Grosse Lehre für andere, in der Ruhe eines Friedenssystems über wohl verdienten Lorbeern nicht einzuschlafen! Der mannhafte, kraftvolle Sinn, der die Gefahr der Zeiten fasst, ohne vor derselben zu erschrecken, der fortgehende Blick, der das, was man hat und ist, nie als unverbesserlich betrachtet, die unermüdete Arbeit im Frieden so gut als im Krieg, *das* muss, *das* wird den Staat erhalten. Hat nicht schon 1780. Lentulus auf die Mängel des Berner Kriegswesens aufmerksam gemacht? Wie oft wurde nicht früher der Nation zugerufen, dass Tugend und Weisheit ohne gute Waffen und kriegerischen Geist nicht sichert? Die ehrwürdigste Regierung fiel, weil sie *das* nicht bedachte. Möge ihr Unglück andere lehren! Im übrigen findet man hier nebst viel veraltetem, doch manche Spur von republikanischem Verstand; nur wurde zu sehr darauf gesehn, *viele* anzustellen; daher die unverhältnissmässige Kleinheit und Menge der Abtheilungen. S. 59. hätte bemerkt werden können, dass kurz vor dem Unglück das Artilleriewesen in Uri durch einen geschickten französischen Professor, Namens *Charrière*, Verfasser des *Avis aux Suisses, concernant leur artillerie*, 1794., neuen Schwung bekam, und viel guter Wille gezeigt wurde. S. 128. wird sowohl der *erste* Auszug als die *ganze Miliz* der Stadt St. Gallen zu 600 Mann angenommen; woher denn kam der *zweyte* Auszug? Wohl zu hoch wird S. 129. die bündnerische Landmiliz jetzt noch auf 26000 M. berechnet. *Ermadin* S. 132. ist ohne Zweifel Ermatingen. Die Berechnung der Streitkräfte der alten Schweiz S. 134 f. erregt eine wehmüthige Empfindung, aber auch das lebhafte Gefühl, dass, wo Ordnung und guter Wille fehlt, alles vergeblich ist. Wir in Deutschland haben keiner Nation, die sich selbst versäumt hat, etwas vorzuwerfen. Das Militärarchiv enthält ferner Gesetze, die der Canton Aargau (welcher durch Weisheit und Sinn für alles Gute sich *besonders* auszeichnet) für seine Landjäger und Freywillige, der Canton Wadt für die Organisation seiner Miliz gegeben, und was der Tagsatzung zu Freyburg für das Allgemeine vorgeschlagen worden. Diese Zeitschrift kann sehr nützlich, und auch andern lehrreich werden, wenn sie, was die Alten Gutes hatten, was die Localität erfordert, worin gefehlt wurde, und die daraus fliessenden Lehren wahr und freymüthig darstellt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 29. November 1804.

PHILOSOPHIE.

TÜBINGEN, in d. Cotta'schen Buchh.: *Philosophie und Religion*, von *Schelling*. 1804. 80 S. 8. (12 gr.)

Schon bey der Beurtheilung der neuesten *Eschenmayer*'schen Schrift: *die Philosophie in ihrem Uebergange zur Nichtphilosophie*, machten wir unsern Lesern bemerklich, dass *Schelling* unmöglich mit diesem Werke seines abtrünnigen Schülers zufrieden seyn könne. Die gegenwärtige Schrift enthält die Bestätigung unsers Urtheils. Ihre Bekanntmachung ward durch Hn. *E.* veranlasst, da sie sonst, laut des Vorberichts, in der Reihe von Gesprächen das zweyte seyn sollte, wozu *Bruno* den Anfang machte. Im Falle Hr. *E.* sich nicht durch die in diesem Buche vorgetragnen Belehrungen für geschlagen hält, ist eine vollkommene Fehde zwischen den beiden Anhängern desselben Systems unvermeidlich. Unsers Dafürhaltens können sich diese beiden Gegner wechselseitig nicht schaden, wegen der sonderbaren Schickung, dass sie beide Recht haben in dem, was sie *verneinen*, und beide Unrecht haben in dem, was sie *bejahen*, beide Recht haben in ihrer Uneinigkeit, und beide Unrecht haben in ihrer Einigkeit. Hr. *E.* hat zuvörderst ganz Recht, wenn er etwas Höheres annimmt, als das Erkennen und die Speculation, wenn er behauptet, durch die *Schelling*ische absolute Erkenntniss werde die Anerkennung dieses Höheren, oder der Glaube, nicht überflüssig gemacht; aber er hat Unrecht, wenn er mit *Schelling* diese vermeynte Erkenntniss der intellectuellen Anschauung *absolut* nennt. *E.* hat Recht, wenn er das Schellingische System über die Entstehung der Differenz, als den faulen Fleck desselben, zur Rede stellt; er hat Unrecht in der Art, wie er diesen Fehler heben will. *S.* hat Recht, wenn er zeigt, dass diess auf die Eschenmayersche Art nicht angehe; er hat Unrecht in der Art, wie er selbst die Differenz entstehen lässt. Uebrigens hat es uns geschienen, als sey dem Vf. des vorliegenden Buches selbst nicht ganz wohl bey seiner Vertheidigung gegen *Eschenmayer*, und als sey die Achtung, mit welcher Hr. *E.* zuweilen genannt wird, die freundschaftliche Hoffnung, dass sie beide sich noch vereinigen könnten, mehr erzwungen als natürlich. Vielleicht entspringt der Zwang aus einem kleinen Misstrauen gegen die Taktik der *Gründe*, mit denen das absolute Identitätssystem vertheidigt werden muss, da die Taktik des *Schimpfens*, wie Erfahrung zeigt, die Feinde nicht aus dem Felde schlägt.

Eine solche Intention, wie sie in der Schrift des Hn. *E.* vor Augen liegt, heisst es S. 4., wäre völlig unbegreiflich, erhellte nicht aus ihr selbst, dass sich ihr scharfsinniger Urheber des speculativen Wissens über diejenigen Gegenstände, wegen deren er an den Glauben verweist, weder überhaupt noch im Einzelnen bemächtigte, und dass er nur aus diesem Grunde vornehmlich zu dem letztern seine Zuflucht genommen. Hierauf wird Hn. *E.* der Widerspruch vorgerückt, der allerdings gegen ihn entscheidend ist, dass er das Erkennen im Absoluten erlöschen, es also ein vollkommnes absolutes Erkennen seyn lässt, und doch über diesen Punkt hinausgehen will. Nun aber ist das Absolute durchaus das Höchste, und *Eschenmayers* Glauben, Ahndung u. s. w. muss im Schellingischen Absoluten, wenn es anders ein *Absolutes* ist, befangen seyn. Entweder ist das Schellingische absolute Erkennen absolut, oder es ist nicht absolut und wird nur fälschlich dafür gehalten; aus diesem Dilemma ist nicht herauszukommen. Hr. *S.* sagt deswegen ganz recht: „Es ist an sich offenbar, dass es über dem Absoluten nichts Höheres geben könne, und dass diese Idee nicht zufälliger Weise, sondern ihrer Natur nach jede Begränzung ausschliesse. Denn auch Gott wäre wieder absolut und ewig; das Absolute kann aber nicht vom Absoluten, das Ewige nicht vom Ewigen verschieden seyn, da diese Begriffe keine Gattungsbegriffe sind. Es folgt daher nothwendig, dass jenem, welcher über dem Absoluten der Vernunft noch ein andres als *Gott* setzt, (d. h. über dem Absoluten der Vernunft noch ein Andres setzt, welches er Gott nennt,) jenes nicht wahrhaft als solches erschienen, und dass es bloss eine Täuschung sey, wenn er ihm gleichwohl diese Bezeichnung noch lässt, die ihrer Natur nach nur Eines bezeichnen kann."

Aber wie erscheint denn das Absolute wahrhaft als solches? Der Vf. klagt, dass diejenigen, welche zu der Idee des Absoluten durch die Beschreibung des Philosophen gelangen wollen, nothwendig in Irrthum verfallen müssen, da die Beschreibung nur negativ sey und nie das *Absolute selbst* in seiner wahren Wesenheit vor die Seele bringe. Man sollte also lieber das Absolute gar nicht beschreiben, denn alle Beschreibung desselben ist verkehrt. Nach jeder Beschreibung ist das Absolute blosse Negation, blosses Nichts, und soll doch schlechthin *Alles* seyn! Nach S. 28. muss man „*absolute Verhältnisse*" fassen können, um die Erklärungen und Beweise des Identitätslehrers einzusehen. Absolute *Verhältnisse*? Ist nicht jedes Verhältniss ein Relatives und wird vom Absolu-

ten

ten ausgeſchloſſen? Hr. *S.* müſste doch denen, welche den *Sinn* ſeiner Lehre faſſen wollen, zuvörderſt keinen *Unſinn* zumuthen. Und wenn er die Logik ſo ſehr haſst, daſs er laut behauptet, im logiſchen Erkennen ſey alles umgekehrt, als im Abſoluten, müſste er nicht S. 11. behaupten: das Abſolute laſſe ſich nur in den drey einzig möglichen Formen, den drey Formen der Schlüſſe, der kategoriſchen, hypothetiſchen und disjunctiven Form, ausſprechen. Wird dadurch nicht ſein Syſtem des Abſoluten zu einer *erſten Logik?* Und iſt ſeine Identität eine andre, als die Identität des Denkens, welche ſich im Vernunftſchluſſe, nur auf verſchiedne Weiſe, kategoriſch, hypothetiſch, disjunctiv, *manifeſtirt?* Da nun kein Denken ohne Reflexion geſchieht, ſo iſt der Vf. durch dieſe Behauptung ſchon im Gebiete der Reflexion eingeſchloſſen. Aber er *meynt* es nicht, denn er äuſsert ſich auf das Beſtimmteſte gegen diejenigen, „welche in der Philoſophie keinen Schritt thun, ja ſich nicht ausdrücken können, als durch Reflexionsbegriffe." Hat denn unſer abſoluter Philoſoph ſo viel abſolute Erkenntniſs, und ſo wenig Selbſterkenntniſs?

In dem Mangel dieſer Selbſterkenntniſs liegt vielleicht der Grund, warum man ſich eine Anſchauung zuſchreibt, die den Uneingeweihten fehlt, und ſonach wahrhaft aus einer Negation eine Poſition entſtehen läſst. „Das Weſen des Abſoluten ſelbſt, das als ideal unmittelbar real iſt, kann nicht durch Erklärungen, ſondern nur durch Anſchauung erkannt werden; denn nur das Zuſammengeſetzte iſt durch Beſchreibung erkennbar, das Einfache aber will angeſchaut ſeyn. Wie auch das Licht, in Bezug auf die Natur, einzig richtig als ein Ideales beſchrieben werden könnte, das als ſolches real iſt, ohne daſs der Blindgeborne dadurch eine Erkenntniſs deſſelben erlangte: ſo kann die Abſolutheit im Gegenſatz gegen die Endlichkeit nur auf ähnliche und keine andre Weiſe beſchrieben werden, ohne daſs damit geſetzt wäre, daſs der geiſtig Blinde dadurch eine Anſchauung des wahren *Weſens* der Abſolutheit habe." Das Gleichniſs paſst nicht ganz. Denn der Reflexionsphiloſoph *ſieht* auf jeden Fall, aber nur das, was *erſcheint*. Der abſolute Philoſoph ſieht doppelt, die Erſcheinung und die Nichterſcheinung. Der Reflexionsphiloſoph iſt alſo nicht blind, er iſt nur nicht doppelſichtig. Er iſt kein Sonntagskind, um die Geſpenſterwelt zu ſchauen. Er will zum Sehen den Gegenſatz des erleuchtenden Lichts und der erleuchteten Objecte. Der abſolute Philoſoph ſpricht: dieſs iſt nicht nöthig, ich ſehe auch mit dem bloſsen Licht allein, das zugleich alles iſt, Finſterniſs und Object, und dieſs iſt eben die wahre Anſchauung. Sie iſt eine „bloſs individuelle, aber in dieſer Individualität doch eben ſo *allgemeingültige* Offenbarung, wie für den empiriſchen Sinn das Licht iſt." „Wer jene Evidenz, die in der Idee des Abſoluten liegt, erfahren hat, wird alle Verſuche, ſie durch Glauben, Ahndung, Gefühl auf das Individuelle des Individuums zurückzuführen und zu beſchränken, als ihr Weſen ſelbſt aufhebend betrachten müſſen" (S. 16. 18.). Es giebt ſonach zwey Individualitäten, die eine iſt die rechte, die abſolute Anſchauung und Offenbarung, die andre iſt die unrechte, Glauben, Gefühl; ſie iſt das Individuelle des Individuums und hebt das Weſen des Abſoluten auf. Der abſolute Philoſoph = Schelling, hat die rechte Individualität, *Anſchauung*, ohne Glauben und Gefühl.

Wir ſind jetzt hinreichend vorbereitet, um die fernern Offenbarungen über das Abſolute zu hören. Sie ſind in der That merkwürdig. Ungeachtet, wie vorhin angeführt wurde, das Weſen des Abſoluten als ideal unmittelbar real iſt, iſt doch die Anſchauung, wodurch dieſs Weſen erkannt wird, nach S. 21. weſentlich nicht *real*, ſondern nur *ideal*. Aber woher denn das Reale? „Das Reale iſt eine bloſse Folge der Form, ſo wie die Form eine ſtille ruhige Folge des Idealen, des ſchlechthin Einfachen." Alſo das Ideale iſt ſchlechthin einfach, das Reale nicht ſchlechthin einfach. Es ſoll die Entſtehung der Differenz, des nicht Einfachen, erklärt werden. Woher denn nun die Form, woraus das Reale, das nicht ſchlechthin Einfache, flieſst? Die Form flieſst aus dem Abſoluten, „aus der Fülle ſeiner Abſolutheit als ein Selbſtſtändiges, ohne ſein Zuthun." Dieſen Fluxionsproceſs können wir durch folgende Aequationen (nach S. 23.) verdeutlichen:

Ideales = lautre Abſolutheit = das Abſolute, = Gott.
Form = unlautre Abſolutheit = Abſolutheit = Selbſterkennen.
Reales = ein andres Abſolutes.

Nach dem Vorhergehenden haben wir nun die Sache folgendergeſtalt anzuſchauen: Aus dem *Idealen*, der lautern Abſolutheit, flieſst die *Form*, die unlautre Abſolutheit, und aus der letztern das *Reale*, ein andres Abſolutes. Oder: Gott wird mit dem Realen durch das Selbſterkennen vermittelt, und aus dieſem Selbſterkennen, aus der Vermittlung, als der Form, folgt das Reale, mit welchem Gott vermittelt wird. Wer vermag dieſe abſoluten, d. h. *verhältniſsloſen*, Verhältniſſe zu faſſen? Denn ungeachtet dieſes wunderlichen Vermittelns des Einen mit dem Andern, und des Flieſsens und Folgens des Einen aus dem Andern bleibt alles doch identiſch in ſich ſelbſt. Nach S. 25. iſt das Selbſterkennen kein Herausgehen der Identität aus ſich. Das ſchlechthin Ideale wird dadurch nicht in ſeiner reinen Identität aufgehoben, daſs es in einem realen Gegenbild objectiv wird, da es ſich nicht mit ihm vermengt. Es vermengt ſich nicht mit dem Gegenbilde, alſo hält es ſich von ihm *geſchieden*. Woher dieſe Scheidung? Das Ideale wird objectiv in einem *Gegenbilde*. Woher das Gegenbild? Das Gegenbild iſt nach S. 28. ein *andres* Abſolutes, woran das *erſte* Abſolute ſeine *ganze* Weſenheit überträgt. Beide wären alſo in dieſer ganzen Weſenheit Eins. Und doch trennt ſich (S. 37.) das andre Abſolute vom wahren Abſoluten, und könnte nicht als ſolches ſeyn, ohne ſich zu trennen oder von ihm abzufallen. Woher denn der Abfall, und das doppelte Abſolute, das *erſte* und das *andre?* Sie *trennen* ſich,

aber

aber (S. 26.) sie *theilen* sich nicht. „Der Gegenstand theilt sich nicht dadurch, dass ihm sein Bild im Reflex entsteht." Woher denn der Reflex? Woher das Reflectirende? Ist der Gegenstand selber auch der Reflex? „Das An-sich bleibt von aller Differenz frey, nur das, *worin* es objectiv wird, nicht es selbst ist Differenz." Aber diess löset ja alles nicht die Frage: wie zum absolut Einen die Differenz komme, entweder in einem andern, oder in sich selbst? Hr. *Schelling* geht in der That von Duplicität aus, obgleich er es nicht Wort haben will und mit dem Gorgonsschilde absoluter Identität seine Blösse zu decken meynt. Sehr richtig sagt er selbst S. 34.: Vom Absoluten zum Wirklichen giebt es keinen stetigen Uebergang, der Ursprung der Sinnenwelt ist nur als ein vollkommnes Abbrechen von der Absolutheit, durch einen *Sprung* denkbar." Dieser Sprung offenbart sich auch deutlich genug in dem ganzen Identitätssysteme, es herrscht in allen einzelnen Theilen desselben ein fortdauerndes Springen vom Absoluten zum Nichtabsoluten, von der Unendlichkeit zur Endlichkeit, von der Indifferenz zur Differenz, von dem Ansich zur Erscheinung. Aber ist alsdann im Systeme Einheit? Gewiss keine andere als die *Einheit des Springens.* Man kommt beliebig von Einem zum Andern durch *Abfall* (Sprung herab), und wird denn auch die Kunst verstehen, wieder hinauf zu fallen. Wir wollen kürzlich angeben, wie reichhaltig dieses Abfallen vom Absoluten im vorliegenden Buche angewandt wird. Das Abfallen ist absolut und ewig, und der Grund des Seyns endlicher Dinge. Das In-sich-selbst-seyn, diese eigentliche und wahre Realität des ersten Angeschauten (des *andern* Absoluten) ist *Freyheit*, aber nur in der absoluten Nothwendigkeit, die empirische Nothwendigkeit ist nur die gefallene Seite der Freyheit. Die Freyheit in ihrer Lossagung von der Nothwendigkeit ist das *wahre* Nichts, und sie producirt „Bilder ihrer eigenen Nichtigkeit," das heisst: „sinnliche und wirkliche Dinge." Der Abfall ist ein Mittel der vollendeten Offenbarung Gottes (die sich also im Nichts offenbart), der Grund der *Möglichkeit* des Abfalls liegt in der Freyheit, in der Form, der Grund der *Wirklichkeit* des Abfalls liegt im Abgefallnen selbst. Die Seele ist abgefallen vom Urbild, sie ist eine „Idee, sofern sie bestimmt ist, Endliches zu produciren." Zugleich aber ist das „Wesen der Seele Eins mit dem Absoluten, und es selbst." Das Absolute wäre sonach von sich selbst abgefallen. Das Gefallne aber führt sich nach S. 40. unmittelbar in das Nichts ein und ist in Ansehung des Absoluten wahrhaft Nichts und nur *für sich selbst.* Die Seele und das Absolute sind also auch zugleich Nichts. Das *Für-sich-selbst-seyn* drückt sich, durch die Endlichkeit fortgeleitet, in seiner höchsten Potenz als *Ichheit* aus. Diese Ichheit ist überhaupt das Princip der Endlichkeit und das Princip des Sündenfalls. Die Seele ist also nur Seele durch den Abfall und das Princip desselben; sie ist aber auch dadurch zugleich Nichts, indem sie für sich selbst ist. Aber „sie löst sich auch in der Vernunft auf. Hierdurch ist ihr die Möglichkeit gegeben, ganz in sich selbst zu seyn, so wie die Möglichkeit, ganz im Absoluten zu seyn." Diess heisst mit andern Worten: Der Seele ist die Möglichkeit gegeben, Wesen zu seyn und Nichts zu seyn; indem sie *Nichts* ist, ist sie für und in sich selbst; indem sie *Wesen* ist, ist sie nicht für sich selbst, sondern aufgelöst in der Vernunft. Der Abfall wäre ein Niederschlag dieser Auflösung. Davon sagt nun schon Plato ganz richtig: „Das Zusammengesetzte, in so fern es zusammengesetzt ist, leidet eine Auflösung. Was nicht zusammengesetzt ist, leidet sie nicht" (im Phädo). In so fern also die Seele aufgelöst wird, wäre sie zusammengesetzt, nicht einfach. Doch in der absoluten Anschauung ist das Alles anders. In ihr sind auch die Gestirne (S. 50.) die ersten abgefallenen Wesen, unmittelbare Abbilder der Ideen. Ideen der Gestirne verbinden sich als Seele, mit organischen Leibern. Der Leib aber, als Materiell, ist ein Nichtswesen, ein Idol der Seele (S. 47.), und da die Seele, wie wir aus dem Vorigen wissen, in so fern sie für sich selbst ist, durch den Abfall sich ins Nichts einführt, so ist der Leib das Idol dieses Nichts = Seele, welches Idol übrigens nach S. 68. von ihr selbst producirt wird. So käme denn ein Nichts aus dem andern Nichts. Ja das Universum ist nach S. 43. ein blosses Nichtseyn, die Erscheinungswelt ist eine Ruine der göttlichen und absoluten Welt. Gott ist das An-sich der Nothwendigkeit und Freyheit, das unmittelbare An-sich der Geschichte, die Geschichte aber ist ein Epos im göttlichen Geiste gedichtet, und hat zwey Seiten, eine Ilias und Odyssee. Religion ist die Erkenntniss des schlechthin Idealen, und „kann im vollkommensten Staat, will sie zugleich sich selbst in unverletzt reiner Idealität erhalten, nie anders als esoterisch, oder in Gestalt von Mysterien existiren." Die griechischen Mysterien erhebt der Vf. sehr im Gegensatze gegen das Christenthum, welches nach ihm nur dadurch aus dem Heidenthume entstand, dass es die Mysterien öffentlich machte. Diese Behauptung hängt genau mit seiner Religionsphilosophie zusammen, die durchaus mehr heidnisch als christlich seyn muss. Aber ein zu groser Werth wird den griechischen Mysterien beygelegt, wenn der Vf. S. 75. sagt: „Ueberall erscheinen sie als der Centralpunkt der öffentlichen Sittlichkeit, die hohe sittliche Schönheit der griechischen Tragödie weist auf sie zurück." Gerade der Schöpfer der griechischen Tragödie, *Aeschylus*, war, wenn man einer alten Nachricht glauben darf, in den Mysterien nicht, und der sittlichste Mensch und wahrhafteste Philosoph seiner Zeit, *Socrates*, war gewiss nicht in den Mysterien eingeweiht.

Das ganze Gewebe von Widersprüchen und dem erschütterten Systeme nicht helfenden Spitzfindigkeiten, welches wir schon sonst an Hn. *S.* gewohnt sind und in diesem Buche wiederfinden, soll durch Gedanken aus dem Plato und eine Nachahmung seiner Ausdrücke einen gewissen Glanz erhalten. Ausdrücklich wird mehrmal auf den Phädo hingewiesen. Nun kann es allerdings nicht fehlen, dass Hr. *S.* manche Stelle des Plato mit seinen Behauptungen gleichlautend

tend findet, zumal er in seinen absoluten Verhältnissen gern die bilderreiche Sprache dieses Philosophen gebraucht. Aber sonst wird gewiss jeder, der unbefangen den Phädo lesen will, finden, welch ein anderer Geist aus ihm spricht. Die Schellingische Unsterblichkeit ist z. B. keine individuelle Fortdauer der Seele, sondern mit dem Tode hört die Individualität auf, und Hr. *S.* beruft sich auf Socrates im Phädo, welcher empfehle, die Seele von dem Leibe zu lösen. Allerdings sagt diess Socrates, aber in seinem Sinne ist das Leben des Philosophen auf dieser Welt schon ein beständiges Sterben, indem sich die Individualität und Persönlichkeit desselben unabhängig macht von der Lust des Körpers, und sich erhebt zum Wahren, Schönen und Guten. Durch den Tod wird endlich diese Unabhängigkeit vollendet und die Seele ist alsdann getrennt von dem Körper *für sich selbst.* Gerade aber dieses *Für-sich-selbst-seyn*, welches Plato mit dem Tode beginnen lässt, hört nach *Schelling* mit dem Tode auf, und ist, wie wir oben gesehn haben, ein Nichts. Plato sagt also in diesem Falle ganz das Entgegengesetzte von dem, was *S.* ihn sagen lässt, und *Eschenmayer's* Behauptung: dass die Seele im Tode die Sinnlichkeit abstreife und gleichwohl individuell fortdaure, welche Hr. *S.* ein Misskennen des ächten Geistes der Philosophie nennt; — ist weit platonischer. Hn. *S.* ist die Individualität nichts weiter als die Verwicklung der Seele mit dem Leibe, und eine *Strafe*, und das Für-sich-selbst-seyn des Menschen nichts weiter als eine Trunkenheit von Materie, vom Riechen, Schmecken, Sehen, Fühlen. Rec., dem die Individualität etwas Höheres ist als diese sinnliche Lust aus der Gemeinschaft des Leibes, möchte dem Urheber des neuen Identitätssystems zurufen: Ist es nicht genug, das Zeitalter heimzusuchen mit jenen Verschränkungen und Verstümmelungen der Wahrheit, muss man noch die grossen Todten beunruhigen?

STATISTIK.

Nürnberg, b. Stein: *Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Bayern*, aus ächten Quellen geschöpft. — Ein allgemeiner Beytrag zur Länder- und Menschenkunde, von *Joseph Hazzi*, kurpfälzbayrischem General-Landesdirectionsrath in München. — *Dritter* Band, *zweyte* Abtheilung. 1804. 404 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die Einrichtung des Werks und die Art des Vortrags ist unsern Lesern aus der Beurtheilung der vorhergehenden Bände hinlänglich bekannt. Wir dürfen also bey dem gegenwärtigen bloss bemerken, dass sich der Vf. gleich bleibt, die Hälfte des Raums mit grösstentheils für das Publicum zwecklosen Rechnungen anfüllt, in der andern Hälfte die Namen der Gerichte und einzelnen Orte mit ihrer Häuserzahl angiebt, und am Ende kurze Bemerkungen über die Sitten und Lebensart der Einwohner, so wie über die Cultur des Bodens beyfügt. Diese Bemerkungen müssen sich aber grösstentheils ähnlich bleiben, weil Sitten und Cultur in den meisten Gegenden sich gleich oder nur mit kleinen Modificationen verschieden sind. Diese Abtheilung fasst die noch übrigen Gerichte des Rentamts München, und jenseit des Inns einige vom ehemaligen Rentamte Burghausen, welches hier (Rec. weiss nicht warum) noch als Rentamt aufgezählt ist. Der einzige merkwürdige Ort in der gegenwärtigen Beschreibung ist der, durch die zum Gnadenbilde angestellten häufigen Wallfahrten schon hinlänglich bekannte, Flecken Alten-Oetting; die übrigen Städtchen und Dörfer leben von ihrem Feldbaue. Doch müssen wir als Merkwürdigkeit noch auszeichnen, dass der grössere Theil der längs der Salzburgischen Gränzen aufgezählten Landesbebauer nicht in eigentlichen Dörfern, sondern nach Art der Westphälinger in einzelnen zerstreuten Höfen, hier *Einöden* genannt, seine Wohnung und rings um dieselben seine Besitzungen hat.

Wien, in d. militär. Buchh.: *Schematismus der Königl. Kaiserl. Armee*, für das Jahr 1804. 384 S. 8.

Der letzte Jahrgang ist in der A. L. Z. 1803. Nr. 311 angezeigt. Diese 15te Ausgabe, welche auch den Nebentitel: *Militär-Almanach* Nr. XV. führt, enthält zum erstenmal die Subaltern-Officiere und zeichnet sich dadurch auf das vortheilhafteste von den 14 vorigen aus. Ausserdem liefert sie die Beschreibung des Lustlagers bey Münkendorf im J. 1803. Bemerkenswerth sind die Abschnitte von der *Marine* (S. 334—337.), von der *Tyroler Landmiliz* (S. 339.), dem *Deserteurs-Cordon* (S. 340.), der *Reichs-Werbung* (S. 346.) und den *Akademieen* (S. 355.).

Auf das Deutlichste ersieht man aus der diessjährigen Ausgabe den Bestand der ganzen Armee, so wie sie der thätige Erzherzog Karl seit dem Frieden organisirt hat. Mit Vor- und Zunamen ist hier das Officier-Corps, der Staab und die Agenten, die Uniform, Cantonirung, Anciennetät u. s. w. von den 63 Regimentern Linien-Infanterie, den 17 Regimentern Gränz-Infanterie, 8 Regimentern Kürassiers, 6 Regimentern Dragoner, 6 Regimentern Chevaux-legers, 12 Regimentern Husaren, 3 Regimentern Uhlanen, einem Regiment Jäger, 4 Regimentern Tyroler-Landmiliz, 4 Regimentern Artillerie, einem Bombardier-, einem Fuhrwesens-, einem Mineur-, einem Sappeur- und einem Pontonier-Corps, einem Czaikisten-Bataillon deutlich. Diesem Heere sind 9 Feldmarschalls, 35 Feldzeugmeister und Generals der Kavallerie, 136 Feldmarschall-Lieutenants und 258 General-Majors vorgesetzt. Im J. 1803. betraf die Mortalität 69 Generals von verschiedenem Range und 900 Officiers. Neben diesen häufigen Sterbefällen sind im Anhange auch die Beförderungen und übrigen nicht unwichtigen Veränderungen vom letzten Jahre angezeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. November 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Joh. Jac. Ferber's*, Königl. Preuss. Oberbergraths u. s. w., *Relation von der ihm aufgetragenen mineralogischen, berg- und hüttenmännischen Reise durch einige polnische Provinzen.* Nach seinem Tode herausgeg. von *Joh. Karl Wilh. Voigt*, Herzogl. Sachs. Weimar. Bergrathe. 1804. 140 S. 8. (12 gr.)

Ferber wurde, wie der Herausg. in der Vorrede bemerkt, im J. 1781. von dem letzten Könige von Polen nach Warschau berufen, um Punkte anzugeben, wo das Wieliczkaer Steinsalzflötz diesseits der Weichsel neu aufzunehmen stände, indem es durch die kaiserliche Besitznehmung von dem königlichen Gebiete getrennt worden war. Auch scheint wohl die Wiederaufnahme der verfallenen reichen Bergwerke zu Olkusz ein Hauptzweck dieser Reise gewesen zu seyn; daher sich dieser Bericht auch hauptsächlich über diese beiden Gegenstände, so wie über die Versuche auf Soole und Steinsalz in der Gegend von Busko, ausbreitet. *Carosi* scheint, ungeachtet er mit *F.* einigemale zusammentraf, doch von dem vorliegenden Berichte des letztern keine Notiz gehabt zu haben, und das war für den Herausg. ein Hauptgrund zur Bekanntmachung desselben.

Die Reise des Vfs. ging von Warschau aus, und er erzählt kurz dasjenige, was er als Mineralog, Berg- und Hüttenmann auf derselben bemerkenswerth fand. Von Warschau bis Drzewica ansehnliche Flächen; der Boden bald thonig, bald sehr sandig, mit häufigen Granitgeschieben und seltenen Feuersteinen. Bey dem letztern Orte kann man den Anfang des Flötzgebirges, wo die sandige Fläche aufhört, rechnen. An beiden Ufern des Flusses Drzewica schoss ein grauer, leicht zerreiblicher Sandstein in dicken Blättern und Stücken hervor. Man benutzt ihn zum Häuserbauen; auch war der Kernschacht des dortigen hohen Eisenofens damit gemauert. In letzterm wird ein graugelblicher bolartiger Eisenstein verblasen; jedoch stand der Ofen bey der Anwesenheit des Vfs. kalt, und es wurden auch keine Eisensteine gebrochen. Es giebt in dieser Gegend noch einige Eisenwerke, bey denen aber die Arbeit sehr schlecht und fehlerhaft betrieben wird. Es scheint, dass das Eisensteinflötz zwischen Bielniow, Korytkow und Przysucha in einer Strecke von etwa 2 Meilen fortgeht, welche Vermuthung auch noch durch verschiedene hier gefundene eisenhaltige Geschiebe bestätigt wird. Von den Eisenflötzen um Konski, nahe bey dem Dorfe Topozkow, wo man in dreyen Bergen auf bolartigen Eisenstein bauet. — Beschreibung der bergmännischen Arbeiten auf diesen Flözlagern, an denen freylich der Vf. mit Recht manches auszusetzen findet. Das Einfahren geschieht auf Seil und Kübel, weil man in den polnischen Gruben überhaupt nirgends Fahrten antrifft. Die gewonnenen Eisensteine werden auf dem Hohofen zu Topozkow verschmolzen. Eine Viertelmeile davon, zu Czarna, liegt ein Eisenhammer, wo aus 7 Ctn. Gusseisen 5 Ctn. Stab- und Bandeisen producirt werden. In Mniow wohnen fast lauter Steinhauer, welche in den umherliegenden, mit Waldungen bedeckten Sandsteinbergen, gleich unter der Dammerde, grosse Sandsteinblöcke graben und zu Mühlsteinen behauen. Bey Miedzianagora war ehedem Bergbau auf Bley, Kupfer und Silber, wovon man aber nur noch die Halden sieht; die Schächte sind alle verstürzt. Auf den Halden finden sich unter andern kleine Klumpen derber Kupferlasur oder Bergblau und grünes malachitisches Atlaserz, so wie einige Arten Eisenstein. Bey Niewachlow und Kostumuth findet sich ein langer, 2 bis 3 Stunden streichender Bingenzug, wo von den Alten häufig gebauet und jetzt noch von einigen Bauern gewühlt wird, welche gleich unter der Dammerde Bleyglanz in Kalkspat gewinnen. Ihr Bau ist aber so schlecht wie möglich. Die Erze verkaufen sie an die naheliegende kleine Schmelzhütte, welche dem Bischofe von Krakau gehört. — Ehemaliger und jetziger Bergbau in der Gegend um Karczowka, ¼ Meile westwärts von Kielce. Die Bleygänge bestehen aus Bleyglanz und Kalkspat mit weisser Bleyerde und Bleyspat, und sie sind gewöhnlich ½, zuweilen aber 3 bis 4 Zoll mächtig. Wollte man hier einen ordentlichen Bergbau verrichten, so müsste man einen tiefen Stollen treiben, um damit die Gänge zu überfahren und das Gebirge zu untersuchen. Nicht weit von hier bricht zu Czarnow in Kalkstein auf Gängen, die theils quarzkörnigten Sandstein, theils Schwerspat führen, weisser Bleyspat, sowohl derb und höchst feinkörnig, als auch schon krystallinisch. Bleyglanz wird hier, wenigstens am Tage, nicht gefunden. Bey dem Dorfe Miedzianka, eine Meile von Checin, muss ehemals ein bedeutender Bergbau gewesen seyn, weil das Gebirge nicht nur am Tage, sondern auch mit zwey Stollen aufgeschlossen ist; bey neuern Versuchen hat man jedoch keine Rechnung mehr gefunden. In dieser Gegend ist auch noch ein unverritztes Gebirge, worin noch gar nicht gebauet ist, und wo Spuren von Bleyglanz in Kalkspat vorkommen. Bey Osowka, ½ Meile vor

vor Szydlow, hat man in einer Schlucht einen zwey Ellen mächtigen Gang entdeckt, welcher aus Südwest in Nordost zu Tage ausstreicht; er setzt schief unter der Landstrasse in beide einander gegenüberstehende Berge, und besteht aus Kalkspat, eisenschüssigen mit Kalk gemischten Letten und darin liegenden grosen Bleyglanznieren. Der Vf. sah bey Hn. *Carosi* grosse Klumpen von diesem Bleyglanze, ¼ Elle lang, welche gleich unter der Dammerde gewonnen waren. Nach seinem Urtheile verdient dieser Ort alle Aufmerksamkeit. Um das Dorf Zaworna, zwischen Busko und Krakau, vermuthet der Vf. Steinkohlen. Ein Theil des bekannten Steinsalzflötzes von Wieliczka und Bochnia liegt mit seinen darauf ruhenden Mergel- und Kalkschichten, der Stadt Krakau gegen Mittag. Gegen Abend kommen die obgedachten Kalkberge wieder zum Vorschein, welche bis an die schlesische Gränze fortsetzen, wo sie sich zuletzt an die höhern Kalkalpen anlegen, die in Polen unter dem Namen der Vorgebirge der Karpathen bekannt sind. Diese haben zum Liegenden ursprünglichen Thonschiefer. Die niedern Kalkberge beschreibt der Vf. hier ausführlich. Bey Ozkow, drey Meilen von Krakau, finden sich darin Höhlen mit Tropfstein angefüllt. Dass sich hier eine Menge mannichfaltiger Versteinerungen finden, wird man leicht vermuthen. Ueber das hohe Alter des Wieliczkaer Salzflötzes stellt der Vf. einige Muthmasungen auf. Zuerst bildete sich hier das ungeheure Salzflötz, hierauf legten sich Kalkberge, und zuletzt setzte der Ocean Thonschichten ab, die fast alle Berge Polens überdeckten. Das Salzflötz läuft in einer Länge von 120 Meilen auf beiden Seiten der Karpathen gegen Ungarn und Siebenbürgen fort, und dehnt sich in einer Breite von 15 bis 22 Meilen aus. Wahrscheinlich setzt es auch diesseits der Weichsel fort, welches durch die zu Beuthen in Schlesien angefangenen Untersuchungen nach Steinsalz, und die Salzsoolen zu Busko und Owczary, bewiesen wird. Der Vf. räth zur Fortsetzung der von *Carosi* zu Krzestawice angefangenen Versuche auf Steinsalz, und thut mehrere dahin gehörige Vorschläge. Zu Psary ist vor den letzten Unruhen (nämlich vor dem J. 1781.) auf silberhaltigen Bleyglanz gebauet worden. Eine halbe Meile von Krzeszowice wird in verschiedenen Bergen ein weisser rothgestreifter und ein schwarzer Marmor gebrochen; letzterer ohnweit Debnik, wo Marmorschleifer und Bildhauer allerhand schöne Arbeiten daraus verfertigen. Er setzt in starken Lagen über einander mit einem Falle von etwa 15 Grad in die Teufe, und ist im Tiefsten am derbsten und schönsten. Zuweilen findet sich damit gelber ocherartiger Thon gemischt, wodurch er zwar gelbe Flecken erhält, aber nicht überall gleiche Politur annimmt. Auch bricht und schleift man aus den nahe gelegenen Kalkbergen Platten zu Fussböden, worin sich viele Versteinerungen, auch grosse Ammonshörner, finden. Bey Mickinia ist ein grosser Bruch von Porphyr, welcher in vierseitigen langen säulenförmigen Spaltungen auf dem Kopfe steht, und zu Mauersteinen gebrochen wird. Er verdiente eigentlich zu Kaminen, und andern Verzierungen verarbeitet zu werden. Von diesem Porphyr sind hier ganze Berge, die sich an den beiden Seiten eines Thales weit fortziehen. Hin und wieder giebt es auch Steinkohlen. Weiter westwärts nach Novagora kommt der gewöhnliche Kalkstein wieder vor. Bey dem letztern Orte trifft man darin stangenförmig krystallisirten Kalkspat. An verschiedenen Stellen in dieser Gegend haben die Alten auf Bley gebaut, wovon noch die alten Halden zu sehen sind. Die Gebirge hier herum scheinen dem Vf. überhaupt sehr bauwürdig, daher er auch anräth, sie durch tiefe Stollen, welche in den tiefen Thälern vortheilhaft angesetzt werden können, aufzuschliessen. Bey Zalas, ½ Meile von Krzeszowice gegen Mittag, wird ein etwas feiner röthlicher Thon gegraben, und an die dortigen Töpfer verkauft, die allerhand Gefässe daraus brennen. Zu Ligota gräbt man Galmey; allein man giebt sich nicht die Mühe, ihn vom Bleye zu reinigen, sondern röstet ihn wie er ist, wodurch er roth wird, und bringt ihn in Fässern nach Danzig zum Verkauf. Bley sammelt man da nicht. — Würde man die polnischen Porphyrgebirge eben so untersuchen, wie die Achatbrüche im Pfälzischen und Zweybrückischen: so zweifelt der Vf. nicht, dass man dort eben so schöne Achatarten entdecken, und auch die härtern und festern Porphyrarten zu allerhand Verzierungen benutzen könnte. Von den Gebirgen und dem Bergbaue bey Olkusz wird ausführlich gehandelt. Die dortigen Bergwerke haben ehemals sehr reiche Ausbeute gegeben. Noch nicht vor langer Zeit hat man dort Halden gewaschen, wobey die Kosten mit 100 Procent vergütet worden, und es würde im Ganzen sehr viel dabey gewonnen werden, wenn die Arbeit des Waschens selbst besser eingerichtet und betrieben würde. — Vorschläge, wie dem Olkuszer Bergbaue wieder aufgeholfen werden könne. Einige von diesen hatte schon *Carosi* der dortigen Gewerkschaft gethan, aber kein Gehör gefunden. (Hierüber findet man weitere Nachrichten in *Carosi's* Reisen durch verschiedene polnische Provinzen, mineralischen und andern Inhalts, Th. I. Leipz. 1781. 8.) Bey Busko sind verschiedene Arbeiten auf Salzsoolen und Steinsalz unternommen worden; allein der Vf. zeigt, dass die Hindernisse, welche die Natur der Benutzung derselben entgegengesetzt hat, beynahe unüberwindlich sind. Wenn auch alle Schwierigkeiten mit grossen Kosten zu überwinden möglich wären, so würde der Preis des gewonnenen Kochsalzes so hoch zu stehen kommen, dass man mit dem österreichischen nicht Preis halten, und folglich keinen Absatz davon machen könnte. Eigentlich hatte man in Busko nach Steinsalz gegraben, und von einiger vorhandener schwacher Soole auf die Gegenwart desselben geschlossen. Dieses ist aber gegen die Erfahrung in vielen Ländern, wo man Salzsoolen zu Kochsalz versiedet, ohne deshalb Steinsalz zu haben. Auch liegt Busko zu weit vom Zuge des diesseits am Fusse der Karpathen streichenden Salzflötzes, als dass man mit Grunde die Fortsetzung desselben daselbst vermuthen könnte.

Alle

Alles diess wohl erwogen, räth der Vf. dem Könige, die Arbeiten zu Busko einstellen und ruhen zu lassen. — Nach einer kleinen halben Meile hören die Buskoer Gypshügel auf, und hinter Kielce über Suchemiow u. Bzin (auf dem Rückwege nach Warschau) findet sich der Sandstein ein, worin die bolartigen Eisensteine brechen. In dieser Gegend waren eine Menge Hohöfen, Eisenhämmer, Pflug- und Nagelschmieden angelegt, welche diese Eisensteine verschmelzen, und das daraus erzeugte Eisen verarbeiten. Die Werke gehörten grösstentheils dem Bischofe von Krakau. Der Eisenstein wird bey den Hohöfen in gemauerten viereckigen Röststätten aus quarzigem Sandsteine geröstet. Die Sandberge setzen so lange fort, bis 6 oder 8 Meilen von Warschau, wo die sandige Fläche anfängt, worin häufige Granitgeschiebe, die in den höhern Gegenden weit seltener sind, vorkommen.

Jeder Liebhaber der mineralogischen Erdbeschreibung wird diese wenigen Bogen nicht ohne Vergnügen aus der Hand legen, und Hr. Bergr. *Voigt* verdient daher für die Bekanntmachung derselben Dank.

Hildburghausen, b. Hanisch's Wittwe: *Geographisch-statistisch-historischer Ueberblick von Sachsen.* Das ist, von dem Zustande und den Veränderungen der Kur- und Herzoglichen Sächsischen Länder. Mit Tabellen zum öffentlichen und Privatgebrauche. Voraus Deutschlands Geschichte. Von *Johann Heinrich Martin Ernesti.* 1803. 143 S. 8. nebst 5 Tabellen 4. (20 gr.)

Obgleich auf dem Titel dieser Schrift nicht bemerkt ist, dass dem gegenwärtigen Bande noch ein anderer folgen soll, so lässt sich doch solches aus dessen Inhalte schliessen, indem er sich bloss auf einen kurzen Abriss der deutschen Geschichte und auf *historische Tabellen* zur sächsischen einschränkt. Der Zweck des erstern wird nicht bestimmt genug angegeben, sondern davon nur so viel im Allgemeinen bemerkt, dass er *nicht ohne Absicht großentheils von dem edeln Schröckh* (soll heissen: aus *Schröckh's* Geschichte) nur ins Kurze gezogen sey, mit Zusätzen und einigen Aenderungen. Uebrigens ist diese Darstellung der deutschen Geschichte auch für einen blossen Abriss zu unvollständig, wie man schon daraus beurtheilen kann, dass die neuesten Begebenheiten seit Franz I. bis auf unsere Zeiten nicht mehr als vier Seiten ausfüllen. Besser sind die Tabellen zur sächsischen Geschichte; doch müssen daselbst verschiedene Irrthümer berichtigt werden. Tab. I. *Vom Ursprunge der sächsischen Grafschaften bis zur Vereinigung des Herzogthums und der Kur Sachsen mit der Markgrafschaft Meißen und der Landgrafschaft Thüringen.* Dass Hermann Billing von Otto I. mit der Burggrafschaft Magdeburg beliehen worden sey, ist sehr zweifelhaft, da sich diese Nachricht bloss auf das Zeugniss späterer Geschichtschreiber gründet, und um dieselbe Zeit ein gewisser Friedrich Graf von Walbeck als *Praefectus Magdeburgensis* vorkommt. — Unrichtig ist es, wenn behauptet wird, dass Bernhard der Askanier zuerst von seinen Erblanden den jetzigen Kurkreis an das Herzogth. Sachsen gebracht habe, indem eine Incorporation dieser Art dem damaligen Staatsrechte nicht angemessen war, und man auch keine Spuren derselben findet. Ganz unverständlich ist folgende Stelle: *Albrecht II. vermählt sich mit Kaisers Rudolf I. Tochter Agnes: dieser gab seinem Tochtermanne die Pfalz. Sachsen aber belehnte ihn nicht damit (es waren auch Nachkommen da von dem verstorbenen Markgrafen Heinrich dem Erlauchten).* Will man auch dieser Stelle dadurch zu Hülfe kommen, dass man die Interpunction nach dem Worte *Pfalz* für einen Druckfehler erklärt: so sieht man doch nicht ein, warum die Belehnung Albrechts mit der sächsischen Pfalz geleugnet wird; und noch undeutlicher ist die Parenthese, die wahrscheinlich so viel bedeuten soll, dass sich ein Theil der sächsischen Pfalz in den Händen der Nachkommen Heinrichs des Erlauchten befunden habe. Wenn es ferner einige Zeilen darauf heisst: „die sächsische goldne Bulle bestätigt die goldne Bulle des Kaisers (die *Carolina Pragensis*) in Absicht auf Sachsen, und die Herzoge zu Sachsen bekommen das Recht der Nachfolge gesichert": so scheint der Vf. sowohl die goldne Bulle des deutschen Reichs mit der Prager Bulle zu verwechseln, als auch von dem Inhalte aller dieser Privilegien, welche vorzüglich den Vorzug der wittenberger vor der lauenburger Linie festsetzten und die Primogenitur in erster begründeten, einen sehr unbestimmten Begriff zu haben. — Tab. II. *der Markgrafen zu Meißen und der Landgrafen in Thüringen, bis zur Verbindung des Herzogthums und der Kur Sachsen mit der Markgrafschaft Meißen und der Landgrafschaft Thüringen.* Der Regierungsantritt Konrad des Grossen ist wohl nach neuern Untersuchungen nicht erst 1127., sondern schon in das J. 1123. zu setzen. Die Erwerbung, welche derselbe Fürst an der Reichsdomaine Rochlitz machte, wird unrichtig durch folgende Worte ausgedrückt: *Empfang der Reichsdomainen von der Graf- und Herrschaft Rochlitz.* Unter Otto dem Reichen wird statt der Entdeckung der Freyberger Bergwerke *der blossen Erneuerung* derselben gedacht. Dass mit dem Frieden zwischen Heinrich dem Erlauchten und der Sophie von Brabant die meissnisch-hessische Erbverbrüderung ihren Anfang nehme, ist ungegründet; höchstens ist damals eine Erbeinigung geschlossen worden. — Die Ernennung des Königs Wenzel II. von Böhmen zum Generalvicarius in Meissen sollte nicht in der Anmerkung zur Geschichte Heinrichs des Erlauchten, sondern erst unter dessen Söhnen erwähnt werden, da sie im J. 1298. erfolgte. — Die gewöhnliche Sage von der Befreyung Friedrichs des Gebissenen aus der brandenburgischen Gefangenschaft durch den Hn. v. Rehfeld, der daher den Namen *Löser* soll erhalten haben, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Fabel. — Tab. III. IV. u. V. *Von der Vereinigung des Herzogthums und der Kur Sachsen mit dem Markgrafthum Meißen und der Landgrafschaft Thüringen — bis auf unsere Zeiten.* In diesen Tabellen haben wir weniger Veranlassung zu Berichtigungen, als in den vorhergehenden gefunden;

auch

auch sind die meisten wichtigen Begebenheiten angedeutet, ob man gleich hin und wieder noch manche Zusätze beyfügen könnte, besonders unter der reichhaltigen Regierung des Kurfürsten August, dessen grosse Verdienste um das Polizey- und Cameralwesen seiner Länder gar nicht erwähnt werden.

Berlin, b. Matzdorff: *Natur-Wunder und Länder-Merkwürdigkeiten.* Ein Beytrag zur Verdrängung unnützer und schädlicher Romane. Von *Samuel Christoph Wagener.* *Vierter* Theil. 1803. 298 S. 8. Mit 1 Titelkpf. (1 Rthlr. 4 gr.).

Rec. beruft sich abermals auf die Anzeigen, die er von den früher erschienenen Theilen dieses Werks in der A. L. Z. geliefert hat, und klagt aufs neue, und bey diesem Theile wieder ganz vorzüglich, dass der Vf. fast niemals die Werke angiebt, aus denen er seine Artikel zieht. Der gegenwärtige Band enthält ihrer 117, die denn abermals von sehr verschiedenem Gehalte sind. Bey manchen muss Rec. rügen, dass der Vf. etwas darin zu suchen scheint, dass er ihnen eine höchst wundervolle Ueberschrift giebt, als wolle er das Publicum wie Kinder anlocken. Hieher gehört z. B. S. 14 „eine Pforte, die sich selbst eröffnet und verschliesst", welches hier nicht einmal wahr ist; denn es ist von der bekannten Einlasspforte zu Augsburg die Rede, deren Maschinenwerk durch ein grosses und sehr schweres Rad von Menschenhänden getrieben werden muss. Nebenher ist die ganze Darstellung, als wenn es eine gewöhnliche Einlasspforte wäre, falsch; denn sie wird bloss als eine Merkwürdigkeit gegen ein gutes Trinkgeld gezeigt. Eben so gesucht wunderbar ist die Ueberschrift S. 21.: „Wasser, auf welchem Eisen schwimmt", welches nichts anders als der Connecticut ist, der an einem Orte sich mit solcher Gewalt durch einen engen Pass drängt, dass die Stärke und Gewalt des Wassers den Eindruck von schweren Körpern nicht annimmt. S. 86. lieset man: „Zwey Einwohner von Chamouni, Hr. Dr. Paccord u. s. f. — Paccard ist aber aus der ehemaligen Franche Comté, und nicht aus Chamouni. — Die Beschreibung der Wallfahrt der Häringe um die halbe Welt u. s. w. ist sehr mager, und der Vf. hätte darüber weit bessere Nachrichten benutzen können. — Uebrigens ist es Hr. *v. Haller*, ein Sohn des grossen *Haller*, der zuerst in einer eigenen Abhandlung Wilh. Tell's Existenz bezweifelt hat. — Mit welcher Nachlässigkeit der Vf. bisweilen ausschreibt, mag folgende Stelle beweisen. S. 290. ist von einem Ausbruche des Vesuvs im *August* die Rede. 36 Tage nach dem Ausbruche (also doch wohl im September oder October?) bekam *de Bottis* eine Weintraube, die schon ziemlich grosse Beeren hatte, und im *November* fingen sich die Weinbeeren schon an zu färben. Frühzeitige Kirschen und Pflaumen wurden sogar schon reif. — Druckfehler sind S. 154. *Boya* st. *Baja*; S. 247. *Urier* st. *Urner*; S. 280. *Suerry* st. *Surrey*.

JUGENDSCHRIFTEN.

Quedlinburg, b. Ernst: *Die Freuden der Kinderzucht. Fünfter* Theil. Oder: *Meine Lustreisen und Spaziergänge mit Kindern in einige Gegenden des Niederharzes. Drittes* Heft. Ein nützliches Handbuch für junge Schullehrer und edeldenkende Aeltern und belehrendes Lesebuch für Kinder. Von *Heinr. Hauer*, Schullehrer zu Suderode im Fürstenthum Halberstadt. 1803. XVI u. 206 S. (12 gr.)

Auch über diesen Band, mit welchem Hr. *H.* seine Reisen nach dem Niederharz beschliesst, müssen wir das Urtheil fällen, mit welchem wir die vorigen Theile (A. L. Z. 1803. Nr. 234.) anzeigten. Durch seinen mündlichen Unterricht stiftet der Vf. gewiss Nutzen; auch glauben wir sehr gern, dass in diesen Beschreibungen einiger Gegenden und der Geburtsfeyer der Prinzessin Charlotte, so wie in den eingemischten Unterredungen, manches vorkommt, was Kindern nützlich ist; aber es fehlt dagegen auch nicht an Sach- und Sprachunrichtigkeiten und an sonderbaren Wendungen. So sollen z. B. (S. 88.) die Kirschen ihren Namen von dem *kirschigen* (?) Erdreich haben! Anstatt zu sagen: zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen kann eine Sache nöthig und nützlich seyn, die es zu einer andern Zeit nicht mehr ist, schreibt Hr. *H.* (S. 19.): „Zu seiner Zeit ist *jede* Sache nothwendig und stiftet Nutzen." Dass auch die russische Schaukel ihren Nutzen habe, dazu wird (S. 108.) die Stelle: „Denen, die Gott lieben, müssen *alle Dinge* (also auch die russische Schaukel?) *zum Besten dienen*" angeführt. Wer kann sich des Lachens enthalten, wenn er in dem Räsonnement des Vfs. über den wohlthätigen Einfluss der Leiden folgende Stelle (S. 35.) findet: „Auch sang der grosse Friedrich als Kronprinz nicht immer: Halleluja, sondern seinen angebornen Talenten kam das Lied: O Traurigkeit u. s. w. mehr zu statten, als jenes; unter diesem wuchsen seine Talente zu seinen grossen Regententugenden u. s. w."

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Kleine Plaudereyen für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen. Erstes* Bändchen. *Zweyte* Auflage. 1804. 270 S. 8. (18 gr.)

Mit Beziehung auf unsere Anzeige der ersten Auflage (A. L. Z. 1800. Nr. 255.) wiederholen wir hier nur die Versicherung, dass auch diese *Löhr*'sche Schrift in der Reihe nützlicher Unterhaltungsbücher für Kinder einen Platz verdiene.

Num. 342.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEIT

Sonnabends, den 1. December 1804.

NATURGESCHICHTE.

Genf, b. Paschoud: *Histoire des conferves d'eau douce, contenant leur différens modes de reproduction et la description de leur principales espèces*, suivie de l'histoire des Taemelles et des Ulves d'eau douce. Par *Jean Pierre Vaucher*, Ministre du S. Evangile à Genève. 1803. 285 S. 4. mit 17 Kpfrn. (6 Rthlr.)

Die unvollkommenen Organismen in beiden Reichen der Natur liefern eine zahllose Menge von Erscheinungen, welche man nach den Begriffen, die wir aus den vollkommenern Organisationen abgezogen haben, nicht zu erklären im Stande ist, und die uns eben so sehr in Erstaunen setzen, als sie zu immer neuen und lehrreichen Untersuchungen führen. Dahin gehören besonders die unglaublich schnelle Fortpflanzungskraft und die darauf beruhende scheinbar willkührliche Bewegung einiger Conferven des süssen Wassers, die man seit *Mich. Adanson* (1767.) so häufig bemerkte, und die zu den verschiedensten Erklärungen Anlass gegeben hat. Während *Priestley* bloss die Fähigkeit Lebensluft zu entwickeln bey dieser grünen Materie auf Wasser bemerkte, sprach *Ingenhouss* schon von einer Verwandlung der Infusionsthierchen in wirkliche Conferven, und umgekehrt. *Bonaventura Corti* (*osservazioni microscopiche sulla Tremella.* Lucca 1774. 8.), *Felix Fontana* (*Journ. de phys.* tom. 7. p. 47 f.), *Otto Fr. Müller* (Schrift der Berl. Ges. naturf. Fr. B. 4. S. 171 f.), *Joh. Andr. Scherer* (Abh. der böhm. Gesellsch. 1786. S. 254 f.) und *Horaz Bened. de Saussure* (*Journ. de phys.* tom. 37. p. 401 f.) bestätigten diese Bemerkungen, die Abbé *Collomb* (*das.* tom. 39. p. 169 f.) schon aus der Einwirkung des Sonnenlichts auf die schnelle Entwickelung der Keimbläschen der Conferven, *Joseph Olivi* aber (*Usteri's* Annalen der Bot. St. 6. S. 30 f.) aus der schnellen Entwickelung des Sauerstoffs zu erläutern suchte. *Müller* hatte schon eine eigene Art von Phytozoën daraus gemacht, die er *Vibrio vegetalis* nannte, und *Franz v. Paula Schrank* war sehr geneigt, dieses Pflanzenthier anzunehmen. (*Usteri's* Annalen der Bot. St. 9. S. 1 f.). Auf diese Art wurde *Girod-Chantrans* Theorie (*Recherches chimiques et microscopiques*, Paris, an X.) vorbereitet; so entstanden auch die Untersuchungen, welche der Vf. uns in dem gegenwärtigen Werke vorlegt.

Der Vf. klagt in der Vorrede darüber, dass die Conferven bisher noch so wenig untersucht sind; *O. F. Müller* sey der einzige, der sie genauer bestimmt habe. So sehr Rec. in dieses Urtheil im Ganzen einstimmt, besonders was das Lob betrifft, welches Hr. V. dem verewigten *Müller* ertheilt, so h[illegible] *Roth's* Verdienste nicht verschwiegen wer[illegible] der unter allen Freunden des Studiums d[illegible] gewächse noch immer die genauesten Beob[illegible] angestellt und die Arten am sichersten un[illegible] hat. Wir fürchten, dass, wie manche Na[illegible] zu flüchtig diese Organismen untersuchten, lich verschiedene Arten zusammenwarfen, gegen aus einer und derselben Art, nachd[illegible] schiedene Ansichten gewährte, mehrere v[illegible] Arten gebildet habe. Er selbst gesteht, von seinen Conferven-Familien (*Ectosperm[illegible] fontinalis Linn.* und die andere (*Conjugué[illegible] bullosa L.* sey.

Ueberhaupt reducirt sich die Classifi[illegible] Vfs. auf folgende Erscheinungen bey der [illegible] zung und Verlängerung: 1) Aussen an d[illegible] sitzen Körner auf besondern Stielen, die [illegible] pflanzung zu dienen scheinen. Diese ne[illegible] *Ectospermes.* Von *Hedwig's* Idee, in allen [illegible] mischen Pflanzen beiderley Geschlechtsthei[illegible] chen, eingenommen, fand der Vf. auch [illegible] er suchte. Zu beiden Seiten des Fruchtst[illegible] nämlich ungestielte Knöpfe sichtbar, die [illegible] grünen Materie voll waren, und diese oft [illegible] ner Staubwolke, von sich sprühten. Soglei[illegible] diese für die Antheren. Ausserdem fand e[illegible] sondere Auswüchse mit einem schwarzen [illegible] er für Producte des *Cyclops Lupula* hält, d[illegible] den Gallwespen in den Rosenblättern, sich [illegible] Conferven einnistet. Er theilt nun diese Ec[illegible] nach der Form der vorgeblichen Befrucht[illegible] in elf verschiedene Arten. So genau und [illegible] des Vfs. Beobachtungen hierüber sind, [illegible] keine wesentliche Unterscheidung der Arte[illegible] zu erwarten. *Conf. frigida, capillaris Dillw.* [illegible] *sea Smith* und einige andere ästige Conferv[illegible] die in den Fruchtschläuchen eingeschlosser[illegible] aus den Röhren hervor, und verlängern sich [illegible] *Roth* hat diess unvergleichlich an mehrern [illegible] einander gesetzt. Ja, er hat uns mit eine[illegible] *Ceramium* bekannt gemacht, deren Untersc[illegible] zeichen gerade in den einsamigen Kapseln b[illegible] sich aussen an den Röhren der Wassergewäc[illegible] zen. Es ist hier nicht der Ort, die Richti[illegible] *Roth'*schen Eintheilung zu prüfen, aber H[illegible] hätte nothwendig von *Roth's* vortrefflichen [illegible] chungen Notiz nehmen müssen. 2) Die Fruc[illegible] sitzen einzeln innerhalb der Röhren, welch[illegible] mit Scheidewänden versehen sind. Der V[illegible] diese Gattung *Conjuguée.* Er fand innerhalb [illegible]

haben es um so weniger nöthig, dieses Urtheil zu belegen, da der Vf. von Nr. II. schon der Belege mehr als zu viele geliefert hat. Nur eine kleine Probe: nach Hrn. *Sch.* besteht das Gebirge in Westphalen aus *Granit*. Wenn er auch selbst den *Thonschiefer* nicht vom *Granit* zu unterscheiden wusste, so hätte er doch *Nose's* Buch über diesen Gegenstand zu Rathe ziehen sollen. Uebrigens gewährt das Ganze wegen der geschraubten Schreibart eine widerliche Lektüre.

Der Vf. von Nr. II. zeigt sich durchaus als einen Mann, der mit dem Lande vertraut bekannt ist. Seine Schrift ist daher ein sehr dankenswerthes Geschenk für die Statistik. Allein das Lesen derselben ist widerlich, wegen der polemischen Tendenz und wegen der höchst incorrecten Schreibart. Zum Beweise heben wir die Stelle S. 69. aus. „Wenn kaum gebärtete Knaben aus einer Romanen-Welt, vorgezaubert von ihrer noch wilden und zügellosen Phantasie einen salto mortale in die wirkliche machen: so giebt es ganz natürlich solche possierliche Purzelbäume, wie man sie in *Just. Gruner's* Wallfahrt u. f. zu Dutzenden sehen kann. Mögen kleine und grosse Kinder an diesen Seiltänzer-Künsten, an den glänzenden Worten, an den lächerlich-erhabenen Phrasen, wie an Farben, die hingeklatscht sind ohne Geist und Sinn — mögen sie an den witzigen und unwitzigen Spöttereyen nach Herzenslust sich ergötzen, u. s. f." Doch diess ist noch das wenigste. S. 75. heisst *Gruner* ein armseliger Tropf; S. 76. ein unverschämter Schwätzer; S. 79. wird er als niederträchtiger Bube charakterisirt; S. 81. wird ihm die Sprache eines Verrückten oder nichtswürdigen Calumnianten Schuld gegeben, u. s. f. Durch diese Sprache hat der Vf. wahrlich kein gutes Vorurtheil für die in Westphalen herrschende Cultur der Sitten erweckt. — Doch wir wenden uns zur guten Seite des Buchs und heben einige Notizen aus, um die Wichtigkeit desselben für die Statistik darzuthun. S. 42. *Menden* hat eine *Seiden-Manufactur*, die im J. 1801. 45 Stühle und 80 Menschen beschäftigte. S. 43. In *Potasche* wird jährlich ein Umschlag von 45 — 50,000 Rthlr. gemacht. S. 44. Die *Salinen* zu *Werl* und *Westerkotten* liefern jährlich für mehr als 150,000 Rthlr. Salz. S. 46. Eine *Schiesspulver-Fabrik* bey *Meschede* zählt 42 Stempel. S. 47. Die *Nadel-Fabrik* zu *Menden* beschäftigt über 100 Menschen. S. 47. Bey *Olpe* ist eine Fabrik, wo kupferne Münzplatten verfertigt werden, deren in einem Jahr 25 — 30,000 Pfund an auswärtige Münzstätten verschickt werden. S. 61. Aus der Gegend von *Rüthe* gingen vor dem Kriege jährlich 35 — 40,000 Stück Schafe nach Brabant und Lothringen. S. 55. Das Bergamt *Olpe* hat 101 *Hammerwerke* und in denselben 160 Feuer. Darunter sind 34 Stabhämmer, 6 Reckhämmer, 16 Stückeisenhämmer, 23 Stahlhämmer, 15 Blechhämmer, u. s. f. Wenn es daher S. 59. heisst, die Anzahl der sich unmittelbar mit dem Berg-, Hütten- und Hammerbetrieb beschäftigenden Menschen könne auf 13 — 1400 im ganzen Lande gerechnet werden, so dürfte diese Angabe noch zu gering seyn. S. 40. Die *Leinenweberey* wird in den Aemtern *Geseke* und *Brilon* sehr stark betrieben. In vielen Dörfern hat fast jedes Haus einen Weberstuhl. Da jedes Stück Leinen (20 Ellen) dem Schauamt vorgelegt und gestempelt werden muss: so lässt sich dadurch der Betrag dieses Gewerbzweiges bestimmen. In der Stadt *Geseke* z. B. werden jährlich allein 60 — 70,000 Ellen verfertigt. Geseke hat, wie wir zusetzen wollen, nur 450 Häuser. — Ueber *Flächeninhalt* und *Bevölkerung* haben beide Schriftsteller nichts Sicheres; der letztere sagt bloss S. 74., das Land habe etwa 70 Quadratmeilen und mehr als 120,000 Menschen. Beide Angaben sind wohl zu niedrig, wenigstens hören wir, dass zu Folge der neuesten Zählung vom laufenden Jahr sich eine Bevölkerung von ungefähr 130,000 Menschen ergeben habe. Der Flächeninhalt dürfte wohl auf 80 Quadratmeilen gesetzt werden. Es kämen demnach auf die Quadratmeile nur 1620 Seelen, und es ergäbe sich hieraus, dass das Land einer stärkeren Bevölkerung bedürftig wäre, und dass noch manche Erwerbsquellen eröffnet werden müssten. Vergleicht man die benachbarten Länder, die Grafschaft *Mark*, selbst das *Siegensche*, so springt diess noch mehr in die Augen.

Uebrigens geht aus dieser Schrift im Ganzen das Resultat hervor, dass das Herzogthum Westphalen noch viele unbenutzte Kräfte enthält; dass seinen Einwohnern guter Wille und Fleiss nicht abzusprechen ist, und dass, wenn es gegen die benachbarten Länder noch zurückstehet, der Grund bloss in der bisherigen Verfassung zu suchen seyn möchte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Kopenhagen*, b. Brummer: *Sunde og svække de Øjnes Pleje, tilligemed et Forskrift, hvorledes man ved pludselige Tilfaelde paa Øjnene, som ikke fordre nogen egentlig medicinsk-chirurgisk Kundskab, selv kan hjelpe sig.* Ved G. J. Beer. Til danske Läseres Nytte oversat og afkortet af *J. Clem. Tode.* 1801. 92 S. 8. mit Kpfrn. (8 gr.) — Das Original ist zu seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt. Die 197 Seiten desselben sind hier auf 92 zusammen gezogen, und allerdings war in ihnen Manches füglich auszulassen; zum Theil ist die Abkürzung hier aber auch nur scheinbar, nämlich durch weit engern Druck entstanden. Sehr zu tadeln ist aber der Verleger, dass er ein Buch mit dieser Bestimmung auf Löschpapier drucken liess.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. December 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

DRESDEN, b. Arnold: *England, Wales, Irland und Schottland.* Erinnerungen an Natur und Kunst aus einer Reise in den Jahren 1802. und 1803., von *Christian August Gottlieb Göde.* Drey Theile. 1804. 8. *Erster* Theil. 236 S. *Zweyter* Theil. 405 S. (Alle 3 Theile 3 Rthlr.)

Diess ist kein Tagebuch einer Reise, keine gewöhnliche oder gemeine Beschreibung der Gegenstände, die der Vf. gesehn hat, sondern ein philosophischer Ueberblick von Ansichten, die er über die genannten Länder gehabt, und der Erfahrungen, die er über sie gemacht hat. Immer giebt er uns ein Resultat, das auf Beobachtungen und Erfahrungen ruht, zum Theil auch auf (mehrentheils) gute Nachrichten und auf frühere Studien gegründet seyn mag. Dass Hr. *G.* lange und mit Aufmerksamkeit seinen Gegenstand studirt hatte, ehe er die Reise antrat, glaubt Rec. aus einer Menge Stellen zu ersehen; und in der That werden wir ein Volk, bey dem wir uns nur kurze Zeit aufhielten, nur in dem Masse kennen lernen, in welchem wir viele oder wenige vorläufige Kenntnisse mitbrachten, vorausgesetzt, dass unser Blick scharf genug ist, um uns in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, wie weit unsere vorläufigen Kenntnisse falsch oder richtig sind. Hr. *G.* hat einen sehr hellen Blick; und wenn Rec. glaubt oder zu behaupten wagt, dass er sich hin und wieder irrt: so wundert sich Rec. nicht sowohl über diese Irrungen, als vielmehr darüber, dass ihrer so wenige sind. Manches konnte auch der Vf. bey der ungeheuren Menge von Gegenständen, über die er sich verbreitet, nicht durch eigene Ansichten lernen; sein Aufenthalt war zu kurz für den Umfang der Dinge, und Manches zu sehen und zu beobachten, fehlte es ihm auch an Gelegenheit. Er musste also hin und wieder zu den Berichten anderer seine Zuflucht nehmen; und ob man schon erwarten kann, dass ein Mann wie er, auch solche Nachrichten besser verarbeiten und unterscheiden werde, als ein gemeinerer Kopf: so erhielt er doch immer, in solchen Fällen, die Hauptrichtung von andern, die durch Parteygeist oder schiefe Ansicht selbst irren konnten. Manches auch, worüber Rec. mit dem Vf. nicht übereinstimmt, ist von der Natur, dass ersterer sich schmeichelt, der letztere würde seine Meynung über gewisse Dinge geändert haben, wenn er länger im Lande geblieben wäre, mehr Gelegenheit gehabt hätte, die Wirkungen mit den Ursachen zu vergleichen, und hauptsächlich, wenn er nach und nach immer mehr den Massstab verloren hätte, den er vom festen Lande mitbrachte, und nach welchem in einem Lande, das von allen andern Reichen Europa's so merklich abweicht, vieles sich nicht messen lässt. — Diess sey genug als ein allgemeines Urtheil von einem Werke, welches Rec. mit grossem Vergnügen gelesen hat, das er als vorzüglich in seiner Art betrachtet, und von welchem er hofft, dass es Vieles beytragen werde, die nachtheiligen, abgeschmackten, irrigen, schiefen und illiberalen Urtheile und Nachrichten zu verdrängen, die uns seit mehrern Jahren von einem ganzen Heere von Schriftstellern über England geliefert worden sind.

Der *erste* Theil fängt mit den ersten Eindrücken an, die der Ausländer bey seinem Eintritte in England empfängt, und handelt dann hauptsächlich von der Stadt London. Der Vf. durchgeht die verschiedenen Theile dieser Stadt, ohne sich in ein gewöhnliches Detail über Dinge einzulassen, die unzählige Male beschrieben worden sind, giebt aber doch seinen Lesern eine allgemeine und mit einem Urtheile begleitete Ansicht aller hervorstechenden Züge der ungeheuren Stadt. Dabey stellt er mehrere Vergleichungen derselben mit Paris an, welchen letztern Ort er kurz vorher besucht hatte. Rec. glaubt, dass unparteyische und sachkundige Leser die mehresten Resultate, die aus dieser Vergleichung hervorgehen, unterschreiben werden. In Rücksicht auf die Architectur möchte die von London gegen Paris vielleicht etwas zu sehr herabgesetzt seyn. In der letztern Stadt liegt alles enger beysammen, und das Schöne und Gute fällt leichter in die Augen. Manche grosse und schöne Gebäude in London sind auch dem Auge des Publicums entzogen, tragen also freylich nicht dazu bey, die Stadt zu verschönern, haben aber nichts desto weniger ihr Verdienst, wenn man sie näher betrachtet. Auch scheint Hr. *G.* mehrere der ansehnlichern und schönern Gebäude in London übersehen oder vergessen zu haben. Das dritte Kapitel handelt von Müssiggängern in London und Paris; von den Lächerlichkeiten alter Thoren in London; von den Morgenbeschäftigungen Londner Damen; von allerhand Ausstellungen, Sehenswürdigkeiten und Waarenlagern. Das fünfte Kapitel beschäftigt sich fast ganz mit den öffentlichen Mädchen von London und Paris. Sechstes Kap. Londner Polizey, die der Vf., wie zu erwarten ist, schlecht findet, zu deren Verbesserung er aber Mittel vorschlägt, die wohl schwerlich je bey dem Engländer Eingang finden möchten. Der Vf. hat im Allgemeinen einen so tiefen Blick in de-

den englischen Nationalcharakter gethan, dass Rec. erwartet hätte, er würde den Zusammenhang dieses Charakters mit gewissen, allerdings sehr mangelhaften Theilen der Polizey bemerkt haben. Anderes ist freylich von der Art, dass es verbessert werden könnte und sollte. — Die Quacksalber kommen, natürlich genug, in das Kapitel der Polizey. Ihrer ist Legion, und der Vf. vermehrt noch ihre Zahl, indem er jeden Arzt darunter rechnet, der ein sogenanntes Nostrum entdeckt. Der Nutzen von Dr. *James* Pillen, und mehr noch von seinem Pulver, ist seit 20 Jahren allgemein anerkannt; allein ehe sie auf der Flotte und bey der Armee, ehe sie in die Hausapotheken eingeführt und von grossen Aerzten empfohlen wurden, waren sie, nach unsers Vfs. Ansicht, ein Nostrum, und der würdige Dr. *James* war ein Quacksalber. — Das siebente Kap. handelt vom englischen Nationalcharakter, oder vielmehr von der Erziehung, welche auf das innigste mit dem Nationalcharakter zusammenhängt, und wodurch dieser grösstentheils bestimmt wird. Sehr richtig und fein bemerkt Hr. *G.*, dass die Haupttendenz der englischen Erziehungsanstalten die Disciplin ist, und dass vielen mehr an dieser liegt, als an den Kenntnissen, die man da erlangt. Seine Entwickelungen hierüber sind sehr schön; aber in das Detail der Schulen, besonders was die Lehrart betrifft, hat der Vf. weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, einzudringen. Dieser ist einer von den Artikeln, über welche Hr. *G.* wohl anders urtheilen würde, wenn er diese nach deutschen Begriffen veralterte Lehrart genauer mit der Ausführung vergleichen und Wirkung und Ursache gegen einander hätten halten können. Auf alle Fälle hätte er wohl das Urtheil, dass die englischen Schulen um ein Jahrhundert zurück wären, gemildert. Ausser der Lehrart missfällt dem Vf. auch der beschränkte Kreis der Dinge, welche gelehrt werden. Geographie und einige andere Dinge sollten in der That theils mehr, theils besser getrieben werden; aber eine Encyklopädie wird der Engländer nie in seine Schulen einlassen, weil er alle Vielwisserey hasst, und keinem Gelehrten es übel nimmt, wenn er sagt „*You take me out of my depth*," d. h. Sie führen mich in dieser Sache weiter, als ich sie gelernt habe. Eben so willig gesteht er in manchen Dingen seine gänzliche Unwissenheit. Uebrigens ist es noch eine grosse Frage, ob die deutschen Schulen durch Einführung einer Menge Dinge, die man sonst auf Universitäten, oder auch bloss durch eigenes Studium lernte, im Ganzen mehr gewonnen, als verloren haben? Wenigstens kennt er wackere Schulmänner und Universitätslehrer, welche sehr über allgemeine Oberflächlichkeit und über Vernachlässigung der lateinischen und griechischen Sprache klagen.

Noch will Rec. den Vf. auf einige Kleinigkeiten des *ersten* Theils aufmerksam machen, die bey einer zweyten Ausgabe leicht zu verbessern seyn werden. — Dass die beiden Riesen in Guildhall am Wahlfeste des Lord Mayors von ihren Postumenten herabkommen, möchte wohl kein Mensch jetzt glauben. Solche Dinge erzählen manche Engländer, um Alles, was die City betrifft, lächerlich zu machen. S. 207. wird gesagt, „die Knaben leben jederzeit in dem Schulhause selbst." — Auf den mehresten ist der Fall gerade umgekehrt, denn der bey weitem kleinste Theil lebt auf dem Schulhause. Zu Eton z. B. leben von mehr als 500 Knaben (denn so gross ist gewöhnlich ihre Anzahl seit vielen Jahren gewesen) nur 70 in dem Schulhause, d. h. die 70, für welche die Schule ursprünglich gestiftet wurde. Die übrigen wohnen theils bey Lehrern, theils mit Hofmeistern in eigenen Wohnungen, auch wohl im Hause der Aeltern, wenn diese am Orte sind; der grösste Theil aber bey 10 bis 12 Frauenzimmern, welche Wohnung und Tisch für sie halten. Aehnliche Anstalten finden sich auch auf andern grossen Schulen. — Dass ein Kaufmannsdiener (S. 213.), der schon in Geschäften lebt, in Rücksicht auf eine gewisse Achtung den Vorrang vor dem Studenten habe, ist gänzlich gegen die vieljährigen Beobachtungen, die Rec. Gelegenheit gehabt hat, darüber zu machen. — S. 218. ist von einer affectirten Sprache gewisser Elegants die Rede, „unter denen vor einiger Zeit die wilde Sau (*the wild boar*) eine grosse Rolle gespielt hat." Rec. erinnert sich in der That, den Ausdruck *bore* Jahrelang bis zum Ekel gehört zu haben; allein er kommt von dem Verbum *to bore*, bohren (italiän. *Seccare*); und durch *bore* druckte man alles aus, was man wider Willen thun musste, was man steif, langweilig, altväterisch, moralisch, strenge u. s. w. fand. In der Sprache dieser Herren hiess die Ehe und die Erfüllung mancherley Pflichten *a bore*; sich förmlich für gewisse Gesellschaften zu kleiden, gewissen Männern mit Ehrfurcht zu begegnen, eine Sittenpredigt anzuhören, dem Frauenzimmer Artigkeiten zu bezeigen — Alles das war ein *bore*. Eben so gewöhnlich war das Verbum *He borres me*, i. e. er macht mir Langeweile, oder er predigt mir vor, oder er hält mich zur Arbeit, zur Ordnung, zur Sparsamkeit u. s. w. an. — Der Umstand, dass diese Ausdrücke in eine Menge Romane und Lustspiele übergegangen sind, mag Rec. entschuldigen, dass er sie hier umständlich erklärt hat. Noch sucht man eine richtige und ausführliche Erklärung davon in unsern Wörterbüchern vergebens. — S. 21[illegible] „Alle öffentliche Erziehungsanstalten, so viel ich deren habe kennen lernen, sind Vorbereitungsschulen zu einem bestimmten künftigen Beruf" u. s. w. — Rec. würde vielmehr sagen — „sind Vorbereitungsschulen, dasjenige zu lernen, ohne welches sich kein Engländer einen Mann von Erziehung, einen *gentleman*, denken kann; und das ist denn altclassische Erziehung, wobey Latein und Griechisch oben an steht. Daher sieht man denn zu Eton, Westminster, Harrow, Winchester, Charterhouse u. s. w. den künftigen Geistlichen, den Rechtsgelehrten, Arzt, Geschäftsmann aller Art, selbst den Kaufmann nicht ganz ausgeschlossen, und, ganz vorzüglich in den drey ersten dieser Schulen, eine ungeheure Menge Reicher und Grosser, die hier zum künftigen *gentleman* erzogen werden. — Auch das Urtheil über Privat-

-reitschulen (S. 222.) ist zu hart. Es giebt ihrer mehrere, die so gut, so umfangend und so sehr im Geiste der grofsen Schulen sind, dafs sie von manchen den letztern beynahe gleichgeschätzt werden. — Ueber die Mädchenschulen stimmt Rec. dem Vf. gröfstentheils bey; nur irrt letzterer darin, dafs er glaubt, auch die Grofsen liefsen ihre Töchter da erziehen. Jede allgemeine Regel hat ihre Ausnahme; indessen ist Rec. in einer langen Reihe von Jahren kein Beyspiel davon vorgekommen, und mehrere Engländer haben ihn nur kürzlich versichert, dafs man äusserst selten eins findet. Also ist es auch falsch, „dafs der Schiffsmäkler (S. 234) seine Töchter unter jungen Damen vom ersten Range erziehen läfst.“ — S. 235. ist von „der Gleichgültigkeit der Regierung über den öffentlichen Unterricht des gemeinen Volks die Rede. Gleichgültigkeit ist es nun wohl nicht, denn die Sache ist oft genug zur Sprache gekommen, und wohldenkende Privatpersonen haben dem Uebel durch Errichtung einer Menge von Sonntagsschulen abzuhelfen gesucht; allein die Regierung hat, so lange Pitt am Ruder war, auch diese nie begünstigt, und sein Grundsatz ist, dafs das gemeine Volk nur sehr wenig unterrichtet seyn müsse. — Dafs unter der jetzigen Regierung mehr neue adelige Familien entstanden sind, als unter den drey vorhergehenden Regierungen zusammengenommen, (S. 84.) wird wohl niemanden befremden, welcher überlegt, dafs die Länge der gegenwärtigen Regierung künftiges Jahr der Länge der zwey vorhergehenden vollkommen gleich seyn wird, und dafs der Reichthum des Landes sich unter der jetzigen beynahe verdoppelt hat. Da übrigens in Deutschland so gut wie in England über diese *ungeheure* Vermehrung geschrieen wird: so ist es wohl der Mühe werth, sie bisweilen zu zählen. Zu Anfange des Jahrs 1802. gab es 259 grofsbrittanische Edelleute, ohne die Bischöfe. Kein Land Europa's hat so wenige. Im J. 1692., also unter Wilhelm III. war ihre Zahl, ebenfalls ohne die Bischöfe, 168. In 110 Jahren also ist ihre Zahl um 91 vermehrt worden. Man merke wohl, dafs unter Wilhelm III. Schottland noch nicht mit England vereinigt war, und dafs seitdem mehrere Schotten zu grofsbrittanischen Peers gemacht worden sind. Aber ein Theil unserer deutschen Schriftsteller ist nun einmal gewohnt, gewissen englischen Schreyern nachzubeten. —. Die St. James-Strafse und der St. James-Park sind im Sommer verlassen und traurig, weil sie gröfstentheils von Reichen bewohnt werden, die im Sommer auf ihre Güter gehen, — nicht aber (S. 91.) von Hofleuten, die mit der königlichen Familie den gröfsten Theil des Jahres in Windsor leben. Hofleute giebt es dort gar nicht. Mit der königlichen Familie zieht beynahe niemand nach Windsor, als diejenigen, die unmittelbar in ihrem Hausdienste sind. Diese aber haben keine schönen Häuser in der Gasse und dem Platze von St. James, sondern kleine Wohnungen in und um Buckinghamhouse, welches auch die regelmäfsige Residenz des Königs, und nicht sein Abtrittsquartier ist, wie Hr. G. zu glauben scheint. In den Pallast von St. James kommt der König blofs für Levees und Feyerlichkeiten mancherley Art.

(*Der Beschlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. Hendel: *Kritik der Titel; oder, wie soll man die Büchertitel einrichten?* Ein Versuch zum Vortheil der Literatur. 1804. X u. 182 S. 8. (16 gr.)

Eine besondre Schrift über diesen nicht unwichtigen literarischen Gegenstand weifs Rec. zwar so wenig, als der Herausg. dieser Schrift nachzuweisen; gelegentlich war er indefs oft genug berührt worden, und der Abbé *Denina* hat demselben in seiner, auch ins Deutsche übersetzten, *Bibliopea, o sia l'arte di compor Libri*, den ganzen zweyten Hauptabschnitt gewidmet. Es war indefs kein übler Gedanke, noch etwas tiefer in diese Materie einzugehen, weil sie allerdings in mehr als einer Hinsicht Aufmerksamkeit und der mit Büchertiteln oft getriebene Unfug ernstliche Rüge verdient. Man weifs, dafs von der Wahl des Titels nicht selten das Schicksal eines Buchs abhängt; und der Schriftsteller sowohl als der Verleger sind daher, der Regel nach, gegen diesen Umstand nichts weniger als gleichgültig. Daher aber auch so manche täuschende, anlockende und vielversprechende Titel, wobey man sich die Treuherzigkeit zu Nutze macht, mit welcher das gröfsere Lesepublicum nach diesem Aushängeschilde für den Werth einer Schrift ein günstiges oder ungünstiges Vorurtheil zu fassen, und seine Kauf- oder Leseluft zu bestimmen pflegt. Der Strenge nach wäre schon jeder Titel eines mifslungenen Werks als betrüglich anzusehen; er ist es aber noch mehr, wenn er absichtlich in ein Mifsverhältnifs mit dem Buche selbst gesetzt ist. Auch die falschen Angaben von Vermehrungen, Verbesserungen, Umarbeitungen eines Buchs gehören dahin. Unser Vf. bemüht sich nun, die besondern Erfordernisse eines Büchertitels anzugeben, und zuvörderst zu bestimmen, was man bey der Wahl desselben im Allgemeinen zu beobachten hat. Beziehung des Titels auf den Inhalt einer Schrift ist unstreitig ein Haupterfordernifs; und jener mufs daher diesen treu, kurz und bestimmt anzeigen. Er sollte also nicht dunkel und räthselhaft, nicht zu gesucht oder gelehrt, nicht spielend, noch nichtssagend und bedeutungslos seyn. Bey dieser Gelegenheit wird S. 37 ff. die zahlreiche Menge mythologischer Titel angeführt, die, seit der Erscheinung des *Teutschen Mercur*, besonders deutschen Zeitschriften gegeben sind, und die freylich gröfstentheils mit dem Inhalte derselben wenig oder nichts gemein haben. Durch passende und gut gewählte Titel wird auch die Uebersicht der Literatur erleichtert; und sie sind desto bedeutender, wenn sie nicht blofs den Inhalt, sondern auch den Zweck, den Umfang und die Methode des Buchs mit wenig Worten angeben. Eine vollständige Namensanzeige der Verfasser ist gleichfalls wünschenswerth; und die Anonymität sollte man sich nie ohne Noth erlauben. Durch die

Kürz-

Kürze wird ein Büchertitel behaltbarer; und seine Form kann in dieser Hinsicht sowohl, als für die Eintragung in alphabetische Verzeichnisse, mehr oder weniger bequem seyn. S. 57. findet man Einiges über den Ursprung und die Geschichte der Titel, was wohl einer etwas weitern Forschung und Ausführung würdig gewesen wäre. Dann die Erinnerung, dass Büchertiteln nicht die Einkleidung förmlicher und vollständig ausgedrückter Sätze zu geben sey. Der Vf. vergleicht sie mit den Inschriften, mit denen sie auch wirklich manche Eigenschaften gemein haben sollten. Er unterscheidet drey Classen von Schriften: die von rein wissenschaftlichem Inhalt; solche, die kein systematisches Ganzes ausmachen; und Werke der Poesie und Redekunst, so fern sich diese durch äussere Form hinlänglich auszeichnen, um nicht zu den beiden ersten Classen gerechnet zu werden. Für Bücher der ersten Art fordert er die meiste Bestimmtheit der Titel, und Angabe ihres besondern Zwecks und Charakters. Für die zweyte Classe ist es schon schwerer, allgemeine Regeln festzusetzen, vollends, wenn der Inhalt vermischt ist, und sich ohne Umschweif und Unbehülflichkeit nicht wohl in einen Titel fassen lässt. Man pflegt sich da mit der Benennung: Vermischte Schriften, Miscellen u. dgl., oder mit den in deutschen Titeln so gewöhnlichen *Ueber* zu helfen, wobey man aber nicht weiss, ob man etwas Vollständiges, oder nur einzelne und flüchtige Bemerkungen über den angekündigten Gegenstand zu erwarten habe. Für den letztern Fall wäre das *Etwas über* allein schicklich. Besser aber, wenn Gränzen und Umfang der Schrift genauer und offner angezeigt würden, und wenn der Titel sich nicht bloss auf das Formale derselben bezöge, wie das in den Ueberschriften: *Aufsätze*, *Abhandlung*, *Gedanken*, *Versuche*, *Fragmente*, der Fall ist. Bey Schriften von der dritten Art hat man bey der Wahl des Titels schon mehr Freyheit. Für Gedichte fordert der Vf. bloss die Angabe der Dichtungsart, zu welcher sie gehören; und die grössern, meynt er, müssten immer nur von der Hauptperson benannt werden, weil sich die Handlung selten in wenig Worte fassen lasse. Von Schauspielen und Romanen ist dann hier noch besonders die Rede; in Ansehung der für die erstern zu wählenden Titel werden *Lessing's* Bemerkungen in der Dramaturgie angeführt, beurtheilt und eingeschränkt. — Von den Erinnerungen über die Schreibart der Titel gesteht der von dem Vf. verschiedene Herausg. selbst, dass sie etwas gedehnt sind; und das sind sie um so mehr, da sie sehr methodisch nach den allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart in *Adelung's* Lehrbuche des deutschen Stils geordnet sind. Minder trocken wird indess doch dieser Theil des Buchs durch die angeführten Beyspiele solcher Titel, in welchen wider die Sprachrichtigkeit, Kürze, Klarheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit u. s. f. gefehlt ist. S. 157. findet man ein Beyspiel eines höchst abenteuerlichen, mehr als Eine Seite füllenden, Titels, der fast alle die gerügten Fehler in sich vereint. — Zuletzt noch Etwas über Pränumeranten und Subscribenten-Verzeichnisse. — Die ganze Schrift verräth einen mit den Bedürfnissen und Mängeln unsrer Literatur bekannten Vf., und enthält manche gute und nützliche Bemerkungen. Nur wäre ihr mehr Ordnung und weniger Weitläufigkeit des Vortrags zu wünschen. Auch scheint selbst der von dem Vf. gewählte Titel nicht ohne Tadel zu seyn. Warum nicht gleich bestimmter: Kritik der *Büchertitel?* Die hinzugesetzte Frage wäre dann entbehrlich gewesen. Und: *Versuch zum Vortheil der Literatur* ist wohl weder ganz sprachrichtig, noch deutlich genug ausgedrückt.

JUGENDSCHRIFTEN.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, in d. Böseschen Buchh.: *Scenen aus der Kinderwelt.* Ein neues Lesebuch für Kinder, welche eben angefangen haben lesen zu lernen. Ein Geburtstagsgeschenk für gute Kinder, von *F. W. v. B.* 1804. 132 S. 8. (9 gr.)

Verloren hätte die Kinderwelt nichts, wenn diese mittelmässigen Erzählungen bloss in dem Kreise der Kinder des Vfs. geblieben wären.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Kopenhagen: Udsigt över den Svenske Digtekunstes Skjaebne i nyest Tider*, af (Skizze der Schicksale der schwedischen Dichtkunst in den neuesten Zeiten, von) *J. Kragh Höst.* 1804. 48 S. 8. — Der Vf. hat sich eine Reihe von Jahren hindurch bemüht, die Schätze der schwedischen Literatur seinen Landsleuten bekannt zu machen. Schon 1794 gab er einen ähnlichen Aufsatz heraus, den er jetzt selbst für sehr mangelhaft erklärt; er fuhr fort zu sammeln, um in der Folge etwas Vollkommneres zu liefern. Die gegenwärtige kleine Schrift, die sehr genaue Nachrichten über die neue und neueste poetische Literatur der Schweden ertheilt, verdient den Beyfall der Literatoren; sie fängt mit Dalin an, und führt selbst mehrere junge Dichter auf, die erst in unsern Tagen aufgetreten sind, z. B. *Choräus*, *Wallerius*, *Kullberg*, *Hummel*, *Stolz* u. m. a., deren Ruf weder hinlänglich gegründet, noch entschieden ist. In der Vorrede nennt Hr. *H.* die Quellen, die über die frühere Geschichte der schwedischen Poesie Auskunft geben. Es ist übrigens Schade, dass er sich nur auf bibliographische Angaben beschränkt und nicht auch einige biographische Nachrichten mitgetheilt hat. Rec. hofft indessen, diesen Mangel in dem Werke ersetzt zu sehn, das auf Veranlassung der schwedischen Akademie über die Geschichte der vaterländischen Dichtkunst herauskommen wird, und dessen Bearbeitung, wie man sagt, dem bekannten Dichter Hn. *Blom* aufgetragen ist. Ueber die Schicksale der Redekunst wird sich Hr. *H.* in einer eigenen Abhandlung verbreiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. December 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

Dresden, b. Arnold: *England, Wales, Irland und Schottland* — — von *Christian Aug. Gottlieb Göde* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 343. abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte* Theil ist noch wichtiger, reichhaltiger, gediegener, als der *erste*. Das achte Kap. enthält vortreffliche und, nach Rec. Ueberzeugung, richtige Bemerkungen über den politischen Charakter des engl. Volks, über seinen Gemeingeist, die Gewalt der öffentlichen Meynung, Publicität, Zeitungen, Charakteristik der politischen Hauptparteyen. Mit Scharfsinn und Wahrheit widerlegt Hr. *G.* den lächerlichen Wahn, als ob der engl. Minister das Parlament bloss durch Bestechung regiere, durch Bestechung sich erhalte; er zeigt dagegen, wie die ganze Nation in politische Parteyen getheilt ist und diesem oder jenem Chef anhängt. — „Die öffentliche Meynung (S. 98.), den wahren Souverain des engl. Volkes in ihr Interesse zu ziehen, diess ist das ewige Ringen und Streben beider Parteyen. Darum sind die Parliamentsdebatten kein leeres Spiegelgefecht, wie uns seichte Schriftsteller überreden wollen, sondern ein herrlicher Beweis von der politischen Grösse des engl. Volks." — Eben so ist es mit den Zeitungen. Die Herausgeber derselben werden nicht bestochen, sie sind im Gegentheile sehr unabhängige Männer, und mancher hat so viel Einkünfte, als der Minister. Der Morning Herald soll seinem Eigenthümer jährlich über 8000 Pf. Sterl. eintragen. Die Verfasser aller sogenannten Ministerial-Zeitungen sind freywillige und unbesoldete Parteygänger. — Sehr richtig bemerkt der Vf. S. 34., „dass die Pressfreyheit in der ganzen letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ihre Stärke verdoppelt hat." Und sie ist keineswegs im Abnehmen, so viel man auch über den Verfall der Freyheit in England schreyen und in Deutschland wiederhallen hört. — S. 44. „Wenn man jene mannichfaltigen Wirkungen des engl. Gemeingeistes und der Publicität, die Gewalt, welche die öffentliche Meynung in England behauptet, und den mächtigen Einfluss ruhig überdenkt, den die verschiedenen Ansichten der alten und neuen Politiker auf die Denkart einer Nation gewinnen mussten, die von je her mit dem Staatsinteresse die höchsten Ideen zu verbinden und ihre religiösen und moralischen Ueberzeugungen in ihren politischen Glauben zu verweben gewohnt war: so wird man den Geist der verschiedenen Parteyen nicht so einseitig auffassen, und nicht so schief beurtheilen, als es nicht allein von Fremden, sondern von Engländern selbst zu geschehen pflegt." Sehr richtig ist auch folgende Bemerkung, welche zum Theil die widersprechenden Urtheile erklärt, die man über England fällen hört: — „Die neuen Whigs (an deren Spitze Hr. *Fox* steht) können sich gegenwärtig die Schwäche ihrer Partey nicht verbergen, und vielleicht trägt diess nicht wenig dazu bey, ihren leidenschaftlichen Geist zu verstärken. Sie pflegen mit der grössten Heftigkeit ihren Abscheu vor der gegenwärtigen Verfassung von England auszudrücken, und laut zu versichern, dass das engl. Volk das elendeste und der engl. Staat der unglücklichste sey." — Bey dieser Gelegenheit bekommt auch Hr. *Horne Tooke* seine gebührende Abfertigung. — Auch folgende Stelle kann Rec. sich nicht enthalten abzuschreiben, da sie eine so richtige Beurtheilung der gegenwärtigen Lage von England enthält, und eine Menge schiefer Urtheile daraus berichtiget werden können: — „Ein Fremder (S. 58.), der mit Erstaunen den hohen Wohlstand des engl. Volkes, in welchem es alle Nationen von Europa bey weitem übertrifft, die Freyheit, die sich unbeschränkt äussert, mit voller Stärke bewegt, und an kraftvoller Grösse ihres Gleichen in keinem andern bekannten Staate findet, das öffentliche Vertrauen, den Gemeingeist, den Patriotismus wahrgenommen, die so herrlich in England ihre Blüthe entfalten, — und nachher in einen politischen Klub der neuen Whigs geräth, wird sich kaum überzeugen können, dass unter diesen Herren von ihrem Vaterlande die Rede sey, wenn sie von einem Lande sprechen, wo die Verdorbenheit, das Elend und die Sklaverey den höchsten Gipfel erreicht haben."

Im neunten Kap. findet man Nachrichten über das Haus der Gemeinen, seine Redner, ihre rhetorischen Freyheiten, ihre Erfordernisse und die Charakteristik der bekanntesten jetzt lebenden. — Zehntes Kap.: Begriff des Engländers von der Gerechtigkeit (sehr gut). Wörtliche Gesetzerklärung und ihre wichtigen Folgen. Rechtsstudium. Dieser letzte Artikel ist vielleicht der schwankendste und schwächste im ganzen Werke. Auch wundert sich Rec. keineswegs, dass Hr. *G.* nicht Zeit und Gelegenheit fand, in den tiefen, weitläufigen und beschwerlichen Gang des Rechtsstudiums einzudringen; aber gewiss irrt er, wenn er (S. 133.) sagt, „dass vielleicht keine Wissenschaft in England flacher betrieben wird, als die Jurisprudenz." Diese Wissenschaft fordert im Gegentheile so viel Studium, dass die mehresten, die sich ihr widmen, davon abgeschreckt werden. Da-

her kommt die geringe Zahl grosser Rechtsgelehrten und der ungeheure Gewinn, den die berühmtesten unter ihnen machen, so wie auf der andern Seite die Menge derer, die in den *Inns of Court* leben, und welche es nie dahin bringen, als *Barristers* oder *Special pleaders* aufzutreten. Aber es ist nicht das römische Recht, nicht das, welches sich allein aus gedruckten Werken erlernen läfst. Den ganzen beschwerlichen Gang dieses Studiums zu entwickeln, wäre hier zu weitläufig. Auch unterscheidet der Vf. nicht genugsam und mit hinlänglicher Deutlichkeit die verschiedenen Classen von Rechtsgelehrten. Zuerst müssen die sogenannten *Attorneys* ganz davon getrennt werden; denn diese sind blosse Handlanger und stehen tief unter den Rechtsgelehrten in Range und Achtung und Ansehen. Ihre Wissenschaft wird als ein Handwerk betrieben, und wer sie erlernen will, muss sich bey einem *Attorney* wie jeder andere Lehrbursche aufdingen lassen. — Unter den Rechtsgelehrten selbst ist der Unterschied zwischen *Barrister* und *Special pleader* etwas verworren angegeben. Der *Barrister* ist derjenige, *who has been called to the bar*, d. h. welcher das Recht erhalten hat, in den grossen Gerichtshöfen zu plaidiren. Zu einem solchen aber begiebt sich niemand, um die Rechte unter ihm zu studiren. Die Sache liegt ausserhalb seinem Kreise, er hat weder Zeit noch Neigung, und, sehr oft, auch nicht die Kenntnisse dazu. Der *Special pleader* hingegen ist der eigentliche Gelehrte. Er ist es, der die Tiefen und Krümmungen des Rechts studirt, Processe ausarbeitet, rechtlichen Rath ertheilt und mit den Clienten conferirt. An ihn also wenden sich diejenigen, welche das Recht studiren wollen; und er hat die beste Gelegenheit, junge Leute anzuführen und auch zu gebrauchen, weil er auf seinem Zimmer arbeitet. Ein solcher *Special pleader* wird selten ein *Barrister*, denn bey dem Plaidiren reicht seine Gelehrsamkeit nicht allein zu; ja sie ist manchem hinderlich. Und die Beredsamkeit, deren es beym Plaidiren bedarf, besitzt er gewöhnlich gar nicht, weil es ihm an Zeit und Gelegenheit gefehlt hat, sie zu üben. Ueberhaupt hätte Hr. *G.* nicht vom Rechte der Advocatur reden sollen; denn dieser Ausdruck hat in Deutschland einen bestimmten Begriff, in England aber ganz und gar keinen. — Endlich ist *Counsel* keine besondere Classe von Rechtsgelehrten, sondern ein blosser Ausdruck, ein Name, den man dem *Barrister* giebt, wenn man sich seiner bedient. Man sagt „mein *Counsel*" (d. h. mein rechtlicher Beystand) anstatt der *Barrister*, der für mich plaidirt. — *Cross-examination* (S. 159.) heisst nicht Kreuz- und Querfragen, sondern das Gegenexamen. Wenn jemand gegen mich ausgesagt hat, so ist es billig, dass auch ich das Recht habe, ihn noch einmal, auf meine Art, darüber zu fragen. Dass die englischen *Barristers* dieses Recht oft abscheulich missbrauchen, ist ein Uebel für die Zeugen, aber es ist auch sehr oft ein Mittel gewesen, einen unschuldig Angeklagten zu retten. In dem Rechtsgange folgt immer eins aus dem andern, und der läuft Gefahr, schief zu sehen, der nicht immer das Ganze und in seinem ganzen Zusammenhange im Auge hat. In einem Lande, wo ein Mann durch die beschworne Aussage eines einzigen sein Leben verlieren kann, muss das Recht des Gegenexamens sehr ausgedehnt seyn, und Rec. kennt Fälle genug, in denen der Meineyd dadurch entdeckt wurde. Uebrigens ist der Gerichtsgang in Irland von dem in England noch merklich verschieden, und dort erlaubt man sich manches, was in England nicht durchginge.

Elftes Kap. Religiosität der Engländer und ihre Quelle. (Sehr gut.) Gottesdienst der verschiedenen kirchlichen Gemeinden und Charakter ihrer Geistlichkeit. — Indem der Vf. über die bischöflichen Geistlichen manchen gerechten Tadel ausspendet, möchte doch wohl der billige und sachkundige Mann sein Urtheil bey weitem zu strenge finden. Die Geistlichen in London sind ein sehr unsicherer Maasstab, die übrigen darnach zu messen, theils, weil dort eine Menge Kirchen von Söldnern bedient werden, die bloss für ihr Brot arbeiten, theils auch, weil die grosse Stadt manchen derselben, besonders dem jüngern Theile, eine Richtung gegeben hat, die freylich der Würde dieses Standes nicht entspricht. Indessen finden sich auch hier Ausnahmen in Menge. Hätte aber Hr. *G.* Gelegenheit und Zeit gehabt, in den kleinern Städten und vorzüglich auf dem Lande unter Personen dieses Standes ausgebreitete Bekanntschaften zu machen: so würde er eine grosse Menge von Männern haben kennen lernen, die nicht nur ihren Stellen mit Würde und Gewissenhaftigkeit vorstehen, sondern unter denen er auch jede bürgerliche und häusliche Tugend gefunden hätte. Bey Beurtheilung des Gottesdienstes und der Art zu predigen scheint der Vf. zu sehr das zum Maasstabe genommen zu haben, was bey uns Sitte ist; man sollte aber nie vergessen, dass der Engländer eine ganz andere Ansicht davon hat, und dass ihm das, was wir als Declamation, Wärme und Salbung schön finden, geradezu als theatralisch zuwider ist, und dass er vorzüglich alle lebhafte Gesticulation verabscheut. Er behandelt seinen Gott wie seine Freunde und Verwandte, denen er auch mit einer gewissen Ruhe und anscheinenden Kälte begegnet, unter welcher jedoch Hr. *G.* Scharfblick genug hatte, oft das wärmste Herz zu erkennen. Dieses Volk ist nun einmal mehr zurückhaltend, als zu lebhafter Aeusserung aufgelegt, und so findet sich, dass sein Gottesdienst mit seinem ganzen Charakter so ziemlich zusammenhängt und übereinstimmt. Dass aber (S. 183.) *Fieldings* Pfarrer im Joseph Andrews ein getreues Portrait nach dem Leben sey, und dass man in allen Theilen von England ähnliche Originale wahrnehmen könne, ist gänzlich gegen Rec. Erfahrungen. Er hat vielmehr in einer langen Reihe von Jahren, und bey einer sehr ausgebreiteten Bekanntschaft in diesem Stande unzählige Male an diesen Adams gedacht, der ihn schon in seiner Kindheit belustigte, aber nie ein Original finden können, das diesem auch nur einigermassen gliche, und er hat sich nach langen und vergeblichen Suchen, gestehen müssen

sen, dass *Fieldings* Adams eben so rein verschwunden sind, als seine Landjunker. In Wales aber giebt es hin und wieder armselige Geschöpfe, und zwar auf Pfarreyen, die so elend sind, dass kein Mann von irgend einiger Erziehung sie je annimmt, und dass die Bischöfe, welche die Pfarreyen doch endlich besetzen müssen, sich bisweilen genöthigt sehen, elende Subjecte anzunehmen.

Zwölftes Kap. Mildthätigkeit der Engländer und alle Arten von wohlthätigen Stiftungen. — Auch dieser, von so vielen andern beschriebene Gegenstand ist hier auf eine Art behandelt, die eines aufmerksamen Beobachters und eines vorzüglichen Schriftstellers würdig ist.

Dreyzehntes Kap. Schönheit des engl. Volks; Gleichheit im Aeussern; Tyranney der Mode; über das Wort *gentleman*; einige tadelnswürdige Seiten des engl. National-Charakters. (Dieser letzte Artikel ist mit philosophischem Blicke beurtheilt und mit vieler Feinheit behandelt.) Traurige Lage des Fremden in London; häusliches Leben; Ehe und eheliche Treue. (Diese drey letzten Gegenstände sind vortrefflich behandelt, und zeugen von dem tiefen und richtigen Blick, mit welchem der Vf. eine Tugend und eine Liebenswürdigkeit sah, die der gewöhnliche Fremde sonst nur erst durch einen langen Aufenthalt kennen lernt. — Den engl. Adel beschreibt der Vf. nicht aus eigenen Beobachtungen; was er aber darüber sagt, gehört unter das Beste und Wahrste, was Rec. darüber je gelesen hat. Der Vf. entwirft davon im Ganzen ein schönes Bild, das freylich sehr von dem verschieden ist, welches so manche andere Schriftsteller aufgestellt haben, die den engl. Adel eben so wenig durch eigene Erfahrung kannten. — Wenn übrigens der Vf. S. 301 sagt, dass Alles, was den Adel angehört, sein Wapen trägt, z. B. seine Wagen (und manche andere Dinge, die er hätte nennen können), und dass, wenn ein adeliges Mitglied gestorben ist, alle Häuser, die ihm zugehören, mit seinem Wapen behangen werden: so passt dieses nicht nur auf den Adel, sondern auf alle Güterbesitzer. Es ist eine allgemeine Sitte. So hätte Hr. *G.* auch auf den Wagen, Sätteln und Pistolenhalftern der Bischöfe die Bischofsmütze sehen können, welche bey ihren geistlichen Verrichtungen nie zum Vorschein kommt. Endlich mag wohl eine Hauptursache, warum der Adel in England so ausgezeichnet wird, in ihrer geringen Zahl liegen. Kein Land von Europa hat so wenig Edelleute, als Grossbrittannien. — Dass der Fremde, der in einer grossen Gesellschaft in London ohne Bekanntschaft ist, eine traurige Figur macht, hat seine vollkommene Richtigkeit; wenn aber Hr. *G.* als etwas Besonderes anmerkt, dass man sich in den engl. Assembleen mit keiner Dame, ja selbst mit keinem Herrn unterhalten darf, dem man nicht besonders vorgestellt worden ist, so vergisst er, dass dieses in allen grossen Assembleen in Europa Sitte ist, und dass man selbst in Paris den Verstoss dagegen dem Fremden höchstens nur verzeiht, dass es aber allemal als ein Mangel an feiner Lebensart und Delicatesse betrachtet wird. Die Grundursache liegt in der Natur der Sache selbst. Uebrigens können besondere Umstände hierin eine Ausnahme machen.

Vierzehntes Kap. Ueber die Geldsucht und den Kaufmannsgeist der Engländer; Unabhängigkeit; Vorliebe des engl. Bürgers für das Landleben; Rangordnung dieser Classe; die vornehmen Kaufleute; Charakter der mittlern Bürgerclassen; Bürger vom alten Schlage; Freyheitssinn und Patriotismus; weibliche Thorheiten; Classe der englischen Handwerker; über einige öffentliche Orte in und um London; die dienende Classe. — Wenn S. 355. gesagt wird, dass das Gesinde dieselben Speisen geniesst, die auf der Tafel der Herrschaft erscheinen, so ist dieses bloss von den Mittelclassen zu verstehen, welche für sich und ihr Gesinde nur eine Tafel halten; bey den Wohlhabendern, Reichen und Grossen aber haben die Mägde und Alles, was Livree trägt, ihren besondern Tisch und speisen früher, als die Herrschaft; die bessern weiblichen Bedienten aber und alle männlichen, die nicht Livree tragen, machen ihre Mahlzeit von dem, was von der Tafel der Herrschaft kommt. — Folgende Stelle (S. 336.) ist nicht ganz klar. „Whitbread hat sich anheischig gemacht, demjenigen, der seine Brauerey übernehmen will, am Kapital einen reinen Gewinn von 70,000 Pf. zuzugestehen."

Das funfzehnte Kap. handelt fast ganz vom engl. Pöbel, wobey aber der Vf. etwas zu ausschliesslich den Londner Pöbel im Auge gehabt zu haben scheint. Dieser Pöbel ist in der That sehr arg und wird hier vielleicht noch ärger dargestellt, als er wirklich ist. Hr. *G.* hat auch in diese Menschenclasse einen tiefen Blick gethan, und liefert so gute Nachrichten, als Rec. nirgends anderswo gefunden hat. Uebrigens verwechselt er bisweilen den Begriff von John Bull mit dem engl. Pöbel. Der Engländer gebraucht diesen Ausdruck auf mancherley Art, und unter andern auch, um die grosse Masse der niedern Volksclasse auszudrücken; nie aber in einem bösen Sinne, und also nie von dem ganz niedrigen Pöbel. John Bull, wenn er die niedern Stände bedeutet, ist etwas einfältig, plump und voller Vorurtheile, aber immer gut, grossmüthig und offen. Man kann über ihn lachen, auch bisweilen sich ärgern, aber immer muss man ihn bis auf einen gewissen Grad schätzen. Diess passt keinesweges auf den eigentlichen Pöbel.

Rec. bittet den Vf. sowohl als das Publicum um Vergebung, dass er sich hin und wieder bey Kleinigkeiten aufgehalten hat. Aber er war eifersüchtig, bey einem so vorzüglichen Werke auch die kleinern Flecke zu verwischen, wenn anders Hr. *G.* ihm zugestehen will, dass er etwas dazu beytragen konnte; er zeigt daher auch noch einige Druckfehler an, wie Th. I. S. 16. *Chatam* st. *Chatham* S. 23. *Poll Mall* st. *Pall Mall.* S. 74. *Geomen* st. *Teomen.* Möchte der dritte Theil dieses vorzüglichen und ausgezeichneten Werkes recht bald erscheinen, und recht viele Leser finden.

Leipzig, b. Hinrichs: *Neue Reise nach Cayenne*, oder *zuverlässige Nachrichten von der französischen Guiana*, jetzigen (jetzigem) Deputationsort der Franzosen. Nach eignen, auf 3 Reisen gesammelten, Beobachtungen, aus dem Tagebuche eines französischen Bürgers mit Anmerkungen von M. G**. Mit einer Karte von Guiana. *Neue* Auflage. 1802. 212 S. 8. (1 Rthlr.)

Neue Reise? Dieses Beywort scheint einer Reise nicht zu gebühren, die schon vor 7 oder 8 Jahren gemacht war, als sie zum erstenmal durch den Druck bekannt wurde; der Vf. war nämlich 1788. zum letztenmal in Cayenne, und seine Reise kam erst heraus, als diese Colonie (1795.) ein Deportationsort der Staatsverbrecher geworden war. Auch ist vielleicht, da der Versuche, einem neuen Buche guten Abgang zu verschaffen, so viele sind, *Neue Auflage*, welcher Zusatz von dem Original, das der Uebers. vor Augen hatte, wahr gewesen seyn mag, auch darunter zu rechnen. Die Zeit, da der Vf. sich in Cayenne aufhielt, ergiebt, dass von dem Leben der in dem letzten Decennium hierher Verwiesenen nicht die Rede seyn kann. Man findet aber gute Bemerkungen über das Klima, den Boden, den Umfang, der sich von der kleinen Insel, worauf die Stadt Cayenne liegt, in das Innere bis an den Rio Negro, nordwärts an den Maronifluss und in Süden an Cap Nord erstreckt, dem Anbau, den Einwohnern, den Producten u. dgl. m., die, wenn sie gleich die Materie nicht erschöpfen, doch mit Dank anzunehmen sind. Das Klima ist weit gesunder als auf den Antillen, namentlich in Martinique. Die Elephantiasis ist indess eine herrschende Krankheit, obgleich nicht immer erblich. Baumwolle, Indigo und Kaffe sind bekanntlich die vornehmsten Producte, die erzielt werden. Der Pfeffer und die Muskatennüsse, die man aus den Molucken hierher verpflanzt hat, wollten nicht recht fortkommen; dagegen gediehen der Zimmt- und Nelkenbaum über alle Erwartung. Die Regierung wollte noch mehr Producte aus andern Welttheilen kommen lassen, und hatte auch einen Arzt dahin geschickt, der die Chinawurzel aufsuchen und eine Reise tief in das Innere des Landes machen sollte. Der Uebersetzer ist so wenig mit den ausländischen Producten bekannt, dass er *pain de singe* nicht erklären konnte. Hatte er denn nichts vom *Affenbrotbaum* gehört? Von einem solchen Manne ist keine Erklärung der unbekannten Holzarten (S. 124.) zu erwarten. Was Buffon von der fast unglaublichen Trägheit der Faulthiere sagt, wird S. 77. unter seine romanhaften Beschreibungen, deren er mehrere hat, gesetzt. Das Zeugniss eines glaubwürdigen Augenzeugen ist hier allerdings von Wichtigkeit. Die nicht zahlreichen Eingebornen fertigen, so faul und sorgenlos sie auch gescholten werden, vortreffliches Töpfergeschirr, gute Hangematten u. f. Die Neger werden auch um deswillen gelinde behandelt, weil sie sonst entlaufen und alle Nachstellungen ihrer grausamen Herren in den dicken Waldungen, worin sie sich verkriechen, vergeblich seyn würden.

Leipzig, b. Hartknoch: *Bergreisen.* Herausgegeben von *C. A. Fischer.* — *Erster* Theil. 1804. 212 S. 8. m. 1 Kpfr. (1 Rthlr.)

Der Vf. hatte die Absicht, ein Gemälde von den Gebirgen Europa's herauszugeben, aber Umstände verhinderten ihn an der Ausführung dieses Unternehmens, und er muss sich jetzt begnügen, einzelne interessante Partieen darzustellen. Der *erste* Theil dieser Bergreisen enthält die interessantesten Partieen aus den Pyrenäen, besonders aus den Central-Pyrenäen. Alles, was seit d'Arcet bis auf Ramonds neuestes Werk darüber geschrieben worden ist, hat der Vf. benutzt, verglichen und zusammengestellt. Wo es möglich war, z. B. bey den West-Pyrenäen, hat er eigene Beobachtungen hinzugefügt; die Central-Pyrenäen sah er indessen nicht. Mit der ihm eigenen Kunst hat er das Interessante aus den verschiedenen Schriften, besonders aus Ramond, zusammengedrängt, fremde Ansichten sich eigen gemacht und auf eine leichte Weise, welche die Mühe des Sammlers verbirgt, dargestellt. Rec. kann diese Schrift als ein unterrichtendes und unterhaltendes Lesebuch sehr empfehlen, und wünscht eine baldige Fortsetzung. Der Vf. hat ganz das Talent zu einer Bearbeitung fremder Reisen, wozu sich bis jetzt so manche unberufne Compilatoren fanden. Wer Ramond's Schriften und des Vfs. eigne Reisen kennt, wird hier freylich nicht viel Neues finden und erwarten können, aber er wird, wie Rec., der jene Schriften studiren musste, mit dem grössten Interesse noch einmal die leichte lebendige Zusammenstellung des Vfs. lesen. Schade, dass er das gefällige Pau nicht selbst sah, das Schloss, wo Heinrich IV. geboren wurde, in seiner romantischen Lage, das reizende Tarbes, die zackigen Gipfel der Ost-Pyrenäen, dass er den Reisenden nicht an die Stellen weisen konnte, wo die erhabene Natur mit der lieblichen wetteifert; Contraste, ganz geeignet für die flüchtigen Zeichnungen, für die brennenden Farben in den Schilderungen des Vfs.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Halle*, beym Kunsth. Dreyssig: *Naturhistorisches Fabelbuch* mit vielen Bildern. (ohne Jahrzahl) 40 S. 8. (6 gr.) — An den Bildern dieses Buchs können nur ungebildete Kinder, an den hier mitgetheilten Fabeln von *Pfeffel* aber nur gebildete Männer Geschmack finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. December 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. Mylius'schen Buchh.: *Markus Akinside's Vergnügungen der Einbildungskraft.* Ein Gedicht in drey Gesängen; aus dem Englischen in der Versart des Originals übersetzt von *August von Rode.* 1804. XXIV u. 118 S. gr. 8. (16 gr.)

Kennern und Freunden der brittischen Muse ist das hier übersetzte Gedicht längst als eins der vorzüglichsten in der malerisch-didaktischen Gattung bekannt. Es erschien zuerst schon im J. 1744., wurde sehr oft wieder gedruckt, und in der bald nach des Dichters Tode im J. 1772. von *Dyson* besorgten Quartausgabe seiner poetischen Werke ward es von einer unvollendeten Umarbeitung, nach einem völlig neuen Entwurfe, begleitet, die aber weniger Beyfall fand, als es in seiner ältern Form erhalten hatte. Strenger jedoch wurde der Werth dieses Gedichts von den englischen Kunstrichtern geprüft, und ihre Urtheile darüber fielen sehr verschieden aus. Mit den Nachrichten von *Akenside's* Leben hat der gegenwärtige Uebersetzer die Anführung dieser Urtheile verbunden. *Cooper* und die Herausgeber der brittischen Biographie ertheilen dem Dichter und seiner Arbeit ein unbedingtes Lob; *Gray*, *Walpole*, *Walker* und Dr. *Johnson* hingegen rügen an derselben manche Unvollkommenheiten, und wohl nicht ohne Grund, aber doch auch nicht ohne Parteylichkeit und Uebertreibung. Treffender und billiger ist eine, hier gleichfalls mitgetheilte Beurtheilung dieses Gedichts im *zweyten* Bande der ältern Bibliothek der schönen Wissenschaften, in der Recension einer schlechten prosaischen Verdeutschung, die zu Greifswalde 1756. erschienen war. Von einer bessern ungedruckten wurden dort zugleich Proben gegeben, und ausgehobene Stellen übersetzte *Dusch* im *zweyten* Theile seiner Briefe zur Bildung des Geschmacks. Von der gedachten spätern Umarbeitung des Originals lieferte Hr. Hofrath *Eschenburg* eine metrische Uebersetzung der beiden ersten Gesänge im September und November der *Deutschen Monatsschrift* von 1797. Sie wurde Hn. *v. R.* erst bekannt, als die seinige, nach dem ältern Texte, bereits zum Drucke fertig war; und sehr bescheiden erklärt er, dass er es sonst um so weniger gewagt haben würde, diese zu unternehmen, da Hr. *E.* im Vorberichte zu jener Probe sage, dass er selbst auch vor mehrern Jahren eine metrische Uebersetzung nach der ältern Ausgabe versucht und vollendet habe.

Es war in der That keine leichte Aufgabe, dieses Gedicht in unsre Sprache glücklich zu übertragen. Bey allen unleugbaren Schönheiten desselben ist doch die Ueberladung mit Bildern und nicht überall geschickt angelegtem poetischen Schmuck eben so unverkennbar. Und wenn man die Manier dieses Dichters mit der Darstellungsart in den besten ähnlichen Gedichten seiner Landsleute zusammenhält: so möchte diese Vergleichung nicht unbedingt zu seinem Vortheile ausfallen. Gar zu oft vermisst man jene Klarheit und Leichtigkeit, die durch die vorherrschende Lebhaftigkeit und Ueppigkeit der Bilder und Schilderungen mehr gestört als ersetzt wird. In den jedem Gesange vorangesetzten Entwürfen des Inhalts wird man zur Erwartung einer planmäßigen Ausführung desselben berechtigt; und doch sind die einzelnen Theile selten so innig und lichtvoll mit einander verbunden, dass man den Hauptgesichtspunkt ungestört festhalten könnte. Rec. kann daher dem Urtheile des Dr. *Johnson* nicht beystimmen, dass diese Theile so künstlich und in einem solchen Zusammenhange geordnet wären, dass sie ihre Stelle nicht verändern könnten, ohne dem allgemeinen Plan Einhalt zu thun. Desto gegründeter aber dünkt ihm das Urtheil eben dieses Kunstrichters zu seyn, dass die Bilder und Worte oft so gehäuft sind, bis der Sinn kaum mehr wahrzunehmen ist; dass die Aufmerksamkeit oft den Verstand verlasse, und ihren Sitz im Gehör nehme, u. s. f. Diesen Charakter konnte und durfte freylich der Uebers. nicht verändern; auch wird man ihn, vielleicht oft zu getreu, in seiner Nachbildung wiederfinden; ob man ihm gleich das Verdienst nicht ganz absprechen kann, ihn hier und da gemildert zu haben. Auch hat er meistens die Schwierigkeit glücklich genug überwunden, den oft in Bilderschmuck und Wortgepränge versteckten Sinn seines Dichters richtig aufzufassen und ohne Umschreibung oder Zergliederung in nicht vermindertem Grade der Lebhaftigkeit darzustellen. Hiezu besass er hinreichende Gewandtheit und eine nicht gemeine Bekanntschaft mit der Fülle und dem Reichthum unsrer Sprache, verbunden mit einem treffenden Dichtergefühle, welches bey einer Arbeit dieser Art unerlässliches Erforderniss ist. Unter vielen Beyspielen, die sich hievon anführen liessen, wählen wir nur folgendes, und lassen den englischen Text vorausgehen (B. II, v. 683.):

— — — — Ask the faithful youth
Why the cold urn of her, whom long he lov'd,
So often fills his arms; so often draws
His lonely footsteps at the silent hour,
To pay the mournful tribute of his tears?

O!

O! he will tell thee, that the wealth of worlds
Should ne'er seduce his bosom to forego
That sacred hour, when, stealing from the noise
Of care and envy, sweet remembrance sooths
With virtue's kindest looks his aking breast,
And turns his tears to rapture. — Ask the crowd,
Which flies impatient from the village-walk
To climb the neighb'ring cliffs, when far below
The cruel winds have hurl'd upon the coast
Some helpless bark; while sacred pity melts
The general eye, or terror's icy hand
Smites their distorted limbs and horrent hair;
While every mother closer to her breast
Catches her child, and pointing where the waves
Foam thro' the shatter'd vessel, shrieks aloud
As one poor wretch that spreads his piteous arms
For succour, swallow'd by the roaring surge,
As now another dash'd against the rock,
Drops lifeless down: O deemest thou indeed
No kind endearment here by nature giv'n
To mutual terror and compassion's tears?
No sweetly melting softness which attracts,
O'er all that edge of pain, the social pow'rs
To this their proper action and their end.

Uebers. Gef. 2, v. 683.

— — — — Frage nur
Den treuen Jüngling hier, warum der lange
Geliebten kalten Aschenkrug so oft
In seine Arm' er schliesst; so oft den Schritt
Zur Einsamkeit er lenkt, in stiller Nacht
Ihr heisser Zähren Trauerzoll zu bringen:
O! sagen wird er dir, dass für die Schätze
Der ganzen Welt sein Herz die heil'ge Stunde
Nicht misse, wenn, der Sorgen sammt des Neides
Geräusch' entflohn, mit mildrer Tugend Blick
Erinnerung, des Herzens Wunde lindernd,
Ihm seine Thränen in Entzücken wandelt.
Frag nur die Menge, welche jenen Fels
In wilder Eil' erklimmt. Tief unten an
Den Strand hat Sturm ein hülflos Schiff geschleudert
Des Mitleids heil'ge Thräne rinnt; des Schreckens
Eiskalte Hand verzucket ihre Glieder;
Ihr Haar erstarrt. Die Mutter drücket fester
Ihr Kind an ihre Brust; zeigt, wo durchs Schiff
Die Woge schäumend bricht, und schreyet laut,
Als brüllend jetzt die Fluth den Armen schlingt,
Der ängstlicher Gebehrd' um Rettung fleht;
Ein Andrer jetzt, zerschmettert an den Klippen,
Todt untersinkt! O glaubst du in der That
Dass hier Natur nicht süssen Reiz gemischet
In Schreckens-Mitgefühl, in Mitleidsthränen?
Nicht ein' Empfindung, angenehm und schmelzend,
Die, trotz des Schmerzens Pein, die Menschlichkeit
Zu ihrem Ziele zieht und thätig macht?

Kein geringes Verdienst ist die Treue des Sinnes in dieser Uebersetzung; denn nicht leicht wird man in dieser Hinsicht auf einen Missgriff stossen. Dass oft ein Nebenzug, ein Beywort, oder das Sinnliche und Malerische eines Ausdrucks nicht übertragen wurde, darf man dem Vf. um so weniger zur Last legen, da die beiden ersten Gesänge genau die nämliche Verszahl haben, und der dritte nur um funfzehn Zeilen länger ist, als das Original. Ohne Vergleichung dieses letztern möchten indess einige Stellen und Ausdrücke nicht ganz verständlich seyn. So wird der deutsche Leser z. B. schwerlich errathen, dass Gef. 2, v. 60,

Dann, Lorbeerlauben längst dem *Aufgang* wölbend,

unter dem *Aufgang* die weissen Kreidefelsen an den Ufern Englands zu verstehen sind, welches im Englischen durch das Beywort: *the bleak ascent*, deutlicher wird. — In eben dem Gesange wird v. 535 von einem durch ein Ungeheuer geschreckten Jünglinge gesagt, er sey

Mit eins getroffen und *zu Boden*.

Aber *rooted to the ground* heisst: *in den Boden eingewurzelt*; und diess giebt ein andres Bild. — Gef. 3. v. 80. sind die *motley features* durch *garst'ge Fratze* zu stark ausgedrückt; es sind blofs widersinnige, *buntscheckige Gesichtszüge* oder Gestalten; und v. 88. war *mansion* wohl nicht durch *Stand*, sondern *Aufenthalt* oder *Wohnung* zu übersetzen. *That* geht auf die *illustrious forms of excellence and good*; die sich, in ihnen zu wohnen, schämen. — Zuweilen ist der deutsche Ausdruck zu schwach gegen den englischen. So giebt Gef. 2. v. 209.: *Tyrant power here sits inthron'd in blood*, ein weit stärkeres Bild, als: „Tyranney, mit Blut beflecket, auf dem Throne." — Der schöne Vers 2, 262.:

O man by nature form'd for all mankind!

sagt mehr, als:

O Menschenliebe, wie Natur sie heischt!

Nicht edel genug ist Gef. 2. v. 244., *the mirthful sting*, durch *leichtfert'gen Kitzel*, und v. 261., *these grateful stings of laughter*, abermals durch *den angenehmen Kitzel zum Gelächter*, übersetzt. — So ist auch Gef. 2. v. 45. für *the kindred powers of social bliss* „die gesammte *Sippschaft* gesellschaftlichen Wohls" und Gef. 3. v. 98. *die Stöfse Makulatur* für *rags of mouldy volumes*, zu niedrig, und diess letztere nicht völlig richtig.

Mit Recht rühmt Dr. *Johnson* den schönen Versbau als einen der grösten Vorzüge dieses Gedichts, und glaubt sogar, *Akenside* habe im *blank verse* vielleicht nicht seines Gleichen. Sanft, sagt er, fliessen seine Verse dahin, und seine Pausen sind musikalisch. Es wäre zu wünschen, dass unser Uebersetzer auch seiner Verdeutschung diess Verdienst zu geben, oder vielmehr zu erhalten gesucht hätte. Aber gerade von dieser Seite bedarf sie der Ausfeilung am meisten. Härten, wie folgende:

Die zarten Künste der Einbildungskraft —
Gränz-makellos, der Seelen Mittelpunkt —
Kostbar gearbeitet, und Purpurmantel —

kommen ziemlich häufig vor; und gleich zu Anfange des Gedichts ist in dem Verse:

Und frischen Thau auf *Shakespear's* Hügel,

der Name des Dichters ganz falsch auszusprechen, wenn dem Verse nicht ein Fuss fehlen soll.

Was *Johnson* von der gemeiniglich zu lange anhaltenden Verkettung der Verse und dem zu grossen Mangel an Ruhepunkten sagt, ist sehr wahr; und wenn diess auch in der Uebersetzung oft der Fall ist,

so ist dafür ihr Vf. weniger verantwortlich. Mehr aber möcht' er es wegen der, zwar nicht wohl ganz vermeidlichen, aber doch allzu oft vorkommenden Verschränkungen der Verse seyn, wovon der Originaltext weit freyer ist. Wenn auch der gute Vorleser sie meistens unbemerklich machen kann, so thun sie doch nicht bloss fürs Auge eine widrige Wirkung, sondern stören auch das Maassgefühl der Verse nicht wenig. Z. B. Gef. 2, 37.

— — — und *es*
Schuf seine Wunder Raphael, die Heerde
Der Betenden zum blinden Glauben *zu*
Bezaubern — —

Oder, Ges. 2, v. 713.:

Wann bey der Kerze Schein dein mattes Auge
In schauerlicher Stille wachet *bey*
Der heil'gen Vorwelt Blatt, bey griech'scher Barden
Gesang, bey griech'scher Helden Thaten, *die*
Der Ruhm selbst bleibend niederschrieb, *die gern* u. s. f.

Ebend. v. 738.:

Mit heil'gen Trümmern überstreuen; *wenn*
Der Musen Sitz, die Marmorhalle, *wo*
Mit Sokrates — —

Und gleich darauf, v. 745.:

Des Ruhmes Werke zu vertilgen, *bis*
Verwüstung ihre Rabenschwingen *über*
Die grasbewachsnen Gassen spreitet, *und*
Wo Roms Senat Monarchen richtete.

Der Uebers. verräth zu viel Geschmack und Schönheitsgefühl genug, um diese Unbehülflichkeiten nicht anzuerkennen, und wird sie leicht bey neuer Ueberarbeitung bessern, oder wenigstens vermindern.

Leipzig, in d. Baumgärtnerschen Buchh.: *Bianka Kapello.* Drama von *Soden.* Mit Kupfern. (Ohne Jahrzahl) 15 Bog. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die bekannte Geschichte der Bianka bekommt weit mehr Interesse durch die Charaktere, und besonders durch deren *allmählige* Entwicklung, als durch die seltsamen Ereignisse, die meistens nur ein Werk des launigen Zufalls scheinen: sie eignet sich daher mehr für den Roman, als für das Drama — wofern nicht der Dichter, wie er freylich sollte, den höhern Standpunkt fassen und in seinem Werke selbst begründen will, nach welchem der Zufall nicht mehr als Willkür, sondern als Geschick erscheint. *Meissner*, in seinem bekannten Werke, hat das letztere nicht gethan, aber den ihm von der Geschichte gebotenen Stoff wohl erwogen, und mit gutem Grunde, statt eines Drama, wie er erst wollte, einen dialogisirten Roman gegeben. Der Vf. des hier angeführten Trauerspiels hat an alles das schwerlich gedacht; wenigstens findet sich in seinem Werke keine Spur von solcher Erwägung. Er läst sein Gedicht anfangen, wo Bonaventuri seine frühere Geliebte verlassen, Bianken entführt, und dieser noch nicht den Wahn benommen hat, er sey der junge Salviati. Nun laufen denn die Ereignisse, wie sie sich eben, gut oder schlimm, an einander reihen wollen, fort, bis Kassandra und Bonaventuri von den „Vermummten" ermordet sind, und der Herzog Bianken die Hand bietet. Das ist aber auch nur der erste Theil, wie am Ende bemerkt wird, und auf dem Titel, nicht mit Recht, übergangen ist. *Innere* Verbindung ist hier nicht viel mehr, als eigentliche Charakteristik; denn für letztere kann man doch nicht nehmen, dass die Vornehmen, mit geringer Verschiedenheit, in wunderlichem Pomp von Worten hochherfahren und oft lärmen, die Geringern, im Gegensatz, ganz gemein sind, bis es zuweilen dem Dichter, zum Erstaunen des Lesers, gefällt, auch ihnen eine stolzierende Tirade in den Mund zu legen — wie z. B. der ehrlichen Bürgersfrau, Bonaventuri's Mutter, S. 85., wo sie zu Bianken spricht:

Wer, holder Engel! könnte dieser süssen
Beredsamkeit wohl widerstehn, die jeden Ton
Der Seele, sey er noch so leise, hab' er
Vom Künstler *längstens* unberührt, geruht,
Zum Leben weckt? — Doch sprich! hat nicht vielleicht
Der Jugend Fantasey von ihrem Hügel
Nur eine Rosen-Aue dir gezeigt;
Und über Dornen, über steile Klippen
Den schmeichlerischen Schleyer hingeworfen?

Und so noch weiter, bis die gute Hausfrau denn endlich wieder, wie es ihr zukommt, an die „Nahrungs-Sorgen" denkt, und an den „Mangel, der sein grämliches Gesicht am Morgen zeigt."

Uebrigens sind die Situationen, die durch Ausarbeitung die bedeutendsten Scenen geworden wären, meistens nur als Theatercoups behandelt, wo sich der Dichter durch einen plötzlich fallenden Vorhang aus der Sache zieht; manche fast ganz überflüssige Nebenscene ist dagegen auf mehrere Seiten ausgedehnt; und was nun endlich die Diction betrifft: so verirrt sich der Dichter nicht selten zur Plattheit, aber noch weit öfter zu hohlem Bombast und verworrenem Schwulst — der häufigen übelklingenden, nicht selten sogar unrichtig gemessenen Verse zu geschweigen. Das Letztere scheint hart, und bedarf darum einiger Belege. Um dem Verdachte zuvorzukommen, als wählten wir nur die am meisten missrathenen Stellen, wollen wir einige gleich von den ersten Bogen anführen, wo man alles das Gerügte beysammen findet, nur in geringerm Maass, als in der Folge.

Kassandra sagt zu Anfange des Ganzen, nach wenigen Versen:

Des Weibes Liebe, *ihrer* (statt *seiner*, des Mannes,) Liebe Grab.
Der Blick, der leise *Fingerdruck*, der Kuss
Löscht Sehnsuchtsflammen, Amors Fackel, aus u. s. w.

Da mahlen sie ein *schaales* Paradies —
Von Eis! — *Uns friert!* — Allein ihr Orcus glüht!
Da wälzen sich muthwillige Dämonen
Im Flammenmeer und alles lebt und webt, u. s. w.

— dort, *seht*, dort
Umschlingt er Bianka's Leiche! *seht!* noch zuckt
Des Lebens letzte Flamme! — *seht*, er strebt
Mit seinem Flammenkuss sie zu vermählen! —
Zurück, Verwegner! mit der blutgen Locke,

Dem

Dem Grab entwandt! Ist Bianka *denn* unsterblich?
Wie? Höhnt man so der Furie Verwesung? —
O Bianka! Engel! zürne nicht! vergieb
Der Liebe Wahnsinn! bringe diesen Schmerz
Mit deiner Klage vor des Richters Thron!
Verlösche sie mit diesen blutgen Thränen —

Dieser Kassandra wirft bald darauf Biankens Vater folgende Sentenz an den Kopf:

Das Weib kann hassen, morden! lächelnd noch
Den zweyten Dolch in des Ermordeten
Zerrissnen Busen drücken — *weiter nichts!*

Sie überzeugt ihn aber bald, dass sie weiter etwas kann; denn nach wenigen Versen erklärt sie ihm unverholen, nicht nur seine Tochter sey entehrt, *sie sey es auch!* —

Jetzt noch etwas vom Entgegengesetzten! Die naive *Hirtin* drückt sich folgendermassen aus:

— Seht, wenn wir wallen nach
Dem heilgen Gnadenbild dort auf dem Berge —
Weit, weit von hier — und dann sich alles lagert,
Wie da der harte heimsche Kuchen schmeckt! —
Es geht mir flink sonst von der Hand! Nun kommt Josefo,
Drängt sich muthwillig an den Heerd, und will
[Welche fünffüssige Jamben!]
— ins Ohr mir etwas raunen — *denk ich wohl!*
Da lag der schöne Eyerkuchen!

Und doch wissen diese Hirten auch etwas von *Romanen*,

von städtscher Langeweile ausgeheckt! —

Von den auf dem Titel versprochenen Kupfern findet sich nichts, als ein gewöhnliches, schlecht punktirtes Weibergesicht, mit der Unterschrift: Bianka Kapello.

Frankfurt a. M., in Comm. b. Hermann d. J.: *Allgemeine Kunst-Zeitung.* — *Erstes* bis *viertes* Heft. 1802. u. 1803. 318 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Von dieser neuen Zeitschrift werden jährlich acht Hefte, oder zwey Bände erscheinen. Die stehenden Rubriken sind: Beurtheilungen vorzüglicher neuer Gemälde und Bilderwerke; ausführliche Recensionen neuer Kupferstiche, besonders deutscher; räsonnirende Nachrichten von ältern, minder bekannten, Kunstwerken, vornehmlich aus kleinern Privatsammlungen; Anzeigen theoretischer Werke über die Kunst und solcher Bücher, an deren Verschönerung die Kunst Antheil hat; Correspondenz-Nachrichten von Kunstausstellungen, Kunstsachen, Kunstschulen u. s. f. Biographische Nachrichten von lebenden und verstorbenen Künstlern und den Mitteln ihrer Bildung; Belohnungen, Beförderungen, Todesfälle; Vorschläge zum Emporbringen und Verbreiten der Kunst und des guten Geschmacks. Bloss theoretische Aufsätze werden ausgeschlossen, weil es dafür, so wie auch für Musik, Gartenkunst und Theater, schon andre und eigne Zeitschriften giebt. — Es ist kein Zweifel, dass dieses Unternehmen den Kunstfreunden desto willkommner seyn wird, da es bisher noch kein Institut dieser Art giebt, welches von allen Merkwürdigkeiten des heutigen Kunstfleisses in und ausser Deutschland zeitige und befriedigende Nachrichten liefert, und sich ausschliessend auf die angezeigten gemeinnützigen Zwecke beschränkt. Auch rechtfertigt der innere Gehalt dieser vier ersten Hefte die vortheilhafteste Erwartung von der fernern Ausführung jenes Plans. Das erste Heft musste in einer Buchhandlung, die anfänglich den Verlag dieser Kunstzeitung übernommen hatte, über ein Jahr auf den Druck warten; daher ist in demselben von einigen der neuesten Producte noch keine, und überhaupt nur noch vom J. 1801. Erwähnung geschehen. Ein Blick auf die Kunstgeschichte dieses Jahrs, besonders in Hinsicht auf Deutschland, macht darin den Anfang. Sodann folgt, auf die Nachrichten von neuen Kupferstichen und artistischen Schriften, ein Fragment eines Briefs aus München, welches den neuen Vorhang des dortigen Schauspielhauses betrifft; die Beschreibung eines im Walde bey Riede dem preussischen Major *Münz* von dem Landrathe *v. Meyseburg* errichteten Denkmals; und die von einem Gemälde, der Tod des Gracchus, von *Topino Lebrun*, einem Schüler *David's*. Was über die herumziehenden italiänischen Kunsthändler und ihre Uebertheuerungen gesagt wird, verdient die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. — Im *zweyten* Hefte zeichnet sich der Aufsatz über *Raphael's* Kartone vorzüglich aus, und ist gewissermassen Ergänzung der trefflichen Beschreibung und Zergliederung der Werke dieses grossen Meisters in den *Propyläen*. — Das *dritte* Heft ist reich an Kunstnachrichten aus Italien, Frankreich und England. Auch findet man darin biographische Nachrichten von *Philipp Hackert* und *Wilhelm Tischbein*, aus *Gerning's* Reise durch Oestreich und Italien gezogen. — Der Inhalt des *vierten* Hefts ist nicht weniger mannichfaltig und reichhaltig. Unter andern enthält es Beschreibungen von den letzten Gemälde-Ausstellungen in London, Dresden und Augsburg und räsonnirende Anzeigen von verschiedenen interessanten Schriften und Kunstwerken.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Krieger-Zustand und Uebersicht einiger europäischen Heere im Jahr* 1803. 54 S. 8. (8 gr.) — Ist ein bloser Abdruck der schon im *Etat milit. de la republique française*, so wie in dem batavischen und dem Wiener Militär-Kalender befindlicher Angaben von der Stärke der französischen, batavischen und österreichischen Armee im J. 1802., doch letztere beide bloss nach Bataillonen und Escadronen. Diess heisst mit Recht: aus drey Büchern ein viertes machen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. December 1804.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Vf.: *Atlas historique et géographique* de M. *A. Lesage*, adopté pour les bibliotheques et l'usage des lycées par la commission d'instruction publique. 1802—1804. — 32 hist. u. genealogische Tabellen in gr. fol. mit 16 zwischen den Text gedruckten Landkarten von ungleicher Grösse. Subscriptionspreis für ein Exempl. auf feinem Pap. 120 Franken (30 Rthlr.), auf ord. Papier (welches aber sehr blau u. grob ist) 80 Fr. und für den Einband 7½ Fr.

Dieses Werk hat in Frankreich ausserordentlich viel Beyfall und Unterstützung gefunden. Vor kurzem sind auch an mehrere deutsche Universitäten offene Subscriptions-Einladungen übersandt worden, in welchen der Vf. die Hoffnung äussert, dass sein Atlas eben so nützlich für den denkenden Mann, als zum Gebrauche beym ersten Unterrichte, oder, wie er sagt, ein *ouvrage de cabinet et d'éducation* seyn werde. Er beruft sich deshalb auf die günstigsten Zeugnisse, und fügt eine aus dem Moniteur abgedruckte Recension bey, die sich mit den Worten schliesst: *c'est la véritable anatomie de l'histoire, mais élégante dans sa dissection, abondante dans ses rameaux, riche dans son ensemble.*

Der Vf. fühlte sehr lebhaft, wie nöthig es sey, *historische Tabellen* und *Landkarten* vor Augen zu haben, wenn man die Geschichte mit Erfolg und Nutzen studiren will. „Wir haben zwar alle, sagt er, in unserer Jugend die Geschichte studirt; aber wie selten findet man bey dem Erwachsenen noch Früchte dieser Bemühung! Ganz anders ist es mit der Geographie. Man gebe uns einen geographischen Namen, und sobald wir ihn hören, stellt sich unserer Einbildungskraft die Figur, die Lage und Ausdehnung der damit bezeichneten Gegend dar. Wenn man uns aber ein historisches Ereigniss nennt: warum zeigt sich uns dieses nicht eben so umgeben mit seinen Ursachen, Folgen, Beziehungen auf andere Begebenheiten, und mit der gleichzeitigen Geschichte der übrigen Länder? Bloss desswegen, weil geographische Kenntniss (im Grunde doch nur die Topographie) *durch Darstellung fürs Auge*, die Geschichte dagegen nur *durch Worte* in unser Gedächtniss übergeht." Diess ist offenbar richtig. Auch wird ein guter geographischer Atlas wirklich von uns als *ouvrage de cabinet et d'education* benutzt; und allerdings ist auch *ein solcher historischer Atlas* möglich. Beide müssen sich indessen auf das einschränken, was sie ihrer Bestimmung nach leisten sollen, und dieses müssen sie dann auch so vollständig zu leisten suchen, als ihr Format und andere Umstände erlauben. Ein geographischer Atlas schränkt sich darauf ein, die Länder und ihre Provinzen mit möglichst vollständiger Bemerkung der darin befindlichen einzelnen Oerter u. s. w. nach ihren *Raumverhältnissen* darzustellen. Bey der frühern Geschichte dieser Länder ist die Kenntniss ihres jedesmaligen Umfangs, ihrer Nachbarschaft u. s. w. eben so unentbehrlich, als zur Verständlichkeit der Geschichte unserer Tage. Ein historischer Atlas muss also gleichfalls mehrere *Landkarten* liefern, und diese müssen *chronologisch* auf einander folgen, um dem Auge die allmähligen Veränderungen des Schauplatzes der Begebenheiten darzustellen. Eine einzelne Karte ist in dieser Rücksicht für das kleinste Ländchen unzulänglich, indem sie entweder (wenn sie illuminirt ist und Gränzen angiebt) nur für irgend eine einzelne Periode richtig ist, oder (wenn sie nicht illuminirt wird, und keine genaue Gränzen bezeichnet) allenfalls die Lage aller ehemals berühmt gewordenen einzelnen Oerter angeben, aber dann auch weiter nichts, als dieses leisten kann. Zu einem fruchtbaren Studium der Geschichte ist es aber eben so nöthig, die Begebenheiten nach ihren *Zeitverhältnissen* zu kennen; und auch hier kann und muss ein historischer Atlas dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, indem das gewöhnliche grosse Format eines solchen Werks den Vf. in den Stand setzt, *synchronistische Tabellen* beyzufügen, und dem Auge des Lesers hier gleichsam auch Zeitkarten vorzulegen. Selbst der Gelehrteste (und hoffentlich werden sogar Recensenten diess nicht verhehlen) kann in den weiten Feldern der Geschichte, ausser einer allgemeinen Ueberficht derselben, nur fragmentarische Kenntnisse erlangen. Wenn dann ein historischer Atlas die erforderlichen Zeit- und Landkarten so richtig und so vollständig liefert, dass der Leser jede ihn interessirende Begebenheit hier in ihrer Verbindung mit dem Ganzen leicht auffinden und deutlich übersehen kann: so wird ein solches Werk zwar im Einzelnen manches enthalten müssen, was selbst nicht jeder Gelehrte umständlich zu wissen verlangte (wie auch ein geographischer Atlas Oerter enthält, die selbst der Staatsmann nur bey seltenen Veranlassungen aufsucht); allein eben diese möglichst vollkommene Reichhaltigkeit ist bey der nöthigen Gleichförmigkeit der Methode das Einzige, wodurch ein historischer Atlas eben so brauchbar für den denkenden Mann, als bey dem Unterrichte der Jugend, werden kann.

Ob nun unser Vf. einen solchen Atlas geliefert habe, mögen unsere Leser aus folgender Anzeige selbst

selbst beurtheilen. Das Werk besteht aus mehrern Abschnitten, deren jeder gewissermaßen ein Ganzes für sich ausmacht, und den übrigen weder in Ansehung der Auswahl und des Umfangs der Materialien, noch in Ansehung der Methode der Darstellung gleicht. Ja sogar fast jedes einzelne Blatt hat seinen besondern Titel nebst einer besondern Einleitung. Wir können indessen doch einige zusammennehmen.

I. Zwey synchronistische Tabellen, mit dem Titel: *Tableau général de l'histoire universelle ancienne* (bis Chr. Geb.) und *moderné* bis 1803. Ob es möglich sey, eine brauchbare Uebersicht der ganzen allgem. Weltgeschichte auf zwey solchen Tabellen zu geben, die des breiten Randes wegen nur die Hälfte des Raumes einnehmen, lassen wir dahingestellt seyn; dass aber hier an keine *hist. universelle* zu denken sey, ist gewiss. Der Vf. selbst zeigt an, er habe die Trojaner, Lydier, Tyrier und andere kleine Völker weggelassen, *um der Tabelle mehr Deutlichkeit zu geben*. Wir finden daher von sehr vielen berühmten Völkern des Alterthums, deren in den *Lyceen* doch wohl gedacht werden muss, hier nicht einmal den Namen. In der neuern Geschichte, wo doch die Heruler, Alanen u. a. m. genannt werden, hat selbst Ungarn keine eigene Columne erhalten. Vielweniger werden andere ehemalige Reiche in Europa, oder gar in Asien und Afrika, nur mit einem Worte genannt. Da aber die meisten dieser Lücken auch in der Folge nicht ergänzt werden: so mag diese *anatomie de l'hist.* immer elegant seyn, nur ist sie doch gar zu unvollständig. Was würde der Vf. von einem geographischen Atlasse fürs Kabinet und für Lyceen urtheilen, in welchem — um den Karten mehr Deutlichkeit zu geben — ganze Länder oder Provinzen weggelassen wären, obwohl sie doch, dem Titel zufolge, angegeben seyn müssten? Auf der ersten Tabelle finden wir unter der Rubrik *hist. sacrée* ein vollständiges Verzeichniss aller biblischen Bücher, zum Theil mit Bemerkung ihres Inhalts; dann folgen die Patriarchen und ihre Frauen, die jüdischen Richter, die ersten und letzten Könige, die Propheten u. s. w. Von der spätern jüdischen Geschichte in den letzten 400 Jahren vor Chr. Geb. wird dagegen fast gar nichts bemerkt, obgleich diese den meisten Lesern gewiss nicht eben so bekannt ist, als die vorher angeführten Namen es sind. In der Uebersicht der Profangeschichte fehlt es, ungeachtet aller Kürze, nicht an unrichtigen Angaben. Artaxerxes Mnemon heisst hier *Memnon;* Schottland soll schon vor Chr. Geb. als Königreich bekannt seyn; die goldne Bulle wird in das J. 1358. statt 1356. gesetzt, und die Vereinigung von Kastilien und Arragonien ins J. 1466. Es würde uns aber *viel zu weit* führen, wenn wir alle ähnliche Unrichtigkeiten anzeigen wollten, die uns hier und auf den folgenden Blättern aufgefallen sind.

Schon diese beiden ersten Tabellen hätten weit vollständiger und brauchbarer werden können, wenn der Vf. nicht mit der synchronistischen Darstellung zugleich eine *andere Methode* verbunden hätte, die unter allen am wenigsten zum Zwecke führt, und doch gerade die einzige ist, die er in dem ganzen Werke mit beybehält. Er hat nämlich allenthalben mehr oder weniger breite Ränder gelassen, und diese mit so mancherley *Fragmenten* gefüllt, dass es eine wahre Unmöglichkeit ist, den Inhalt derselben nur unter allgemeinen Rubriken hier anzuzeigen. Wären diese Zusätze auch so eingerichtet, dass sie entweder mit jedem einzelnen Blatte, oder unter sich selbst, ein vollständiges Ganzes ausmachten: so wäre es dennoch besser gewesen, sie in einer besondern kleinen Schrift beyzufügen, und dafür den Tabellen und Karten selbst mehr Reichhaltigkeit zu geben. Jeder kann leicht erachten, wie viel unsere geographischen Atlasse von ihrer jetzigen Brauchbarkeit verlieren würden, wenn es üblich wäre, die Karten selbst, z. B. die Karte von Deutschland, auf einen kleinen Raum einzuschränken, und dafür am Rande allerley Fragmente beyzufügen, z. B. erst eine Nachricht von dem grossen Nutzen der (leeren) Karte, oder Erläuterungen über dieselbe; dann die umständliche Beschreibung der Merkwürdigkeiten von Berlin und München; Bemerkungen über das Klima des Landes; in 20 Zeilen die Geschichte desselben; dann ein Verzeichniss der Oerter, *welche in der Karte vorkommen;* eine Nachricht von Mirabeau's Aufenthalte in Deutschland u. s. w. Diess ist durchgehends die Methode unsers Vfs, und da es wahrscheinlich für das Auge französischer Leser nothwendig ist, historische Tabellen (wie bey uns die Zeitungen) bis auf die letzte Zeile zu füllen: so finden wir hier oft, *augenscheinlich der blossen Symmetrie wegen*, einerley Fragment auf mehrern Blättern, oder auch wohl mehrmals auf demselben Blatte wiederholt, welches denn zugleich beweist, dass die historischen Kenntnisse des Vfs. sehr dürftig seyn müssen. So liefert er z. B. auf der ersten Tabelle — offenbar als Pendant zu dem Verzeichnisse der biblischen Bücher — auch bey der Profangeschichte ein Verzeichniss von *livres à consulter et à lire*, und unter diesen sind zehn römische Geschichtschreiber, die zum Theil auf demselben Blatte (wo nicht einmal für den Namen ganzer Völker Raum genug war) noch an zwey Orten wieder genannt werden. Insonderheit wird hier auch *Fabius Pictor* als der älteste Geschichtschreiber seiner Nation zum Lesen empfohlen, obgleich die Annalen desselben seit 1000 Jahren nicht mehr vorhanden sind. Die vier Monarchieen werden am Rande nochmals tabellarisch neben einander gestellt. Man findet hier unter andern auch „Merkwürdigkeiten aus der Geschichte derselben", und zwar von jeder in etwa 30 Worten. Unter der Rubrik *Geschichtschreiber* nennt der Vf. hier bey der römischen Monarchie den Sueton, Tacitus und Florus mit einem *etc.*, und setzt hinzu: „Im 3ten Jahrhunderte verlor sich der gute Geschmack bey den alten Geschichtschreibern ganz; es entsteht eine beträchtliche Lücke, und man *muss* sich von da an *allein* an die Neuern halten, besonders *Rollin*, *Le Beau*, *Montesquieu*, *Gibbon*."

II. Zwey Tabellen mit dem Titel: *Géographie de l'histoire*. Diese enthalten nichts mehr und nichts weniger

niger, als ein synchronistisches Verzeichniss der Regenten aller vorzüglichen europäischen Reiche vom Kaiser August an bis auf unsere Zeiten; doch finden sich in einigen besondern Columnen auch die wichtigsten politischen Begebenheiten der ersten zehn Jahrhunderte; ein Verzeichniss aller Päpste; Merkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte, und die Namen berühmter Helden, Gelehrten u. s. w. Wie aber diese beiden Tabellen zu dem angeführten Titel kommen, begreifen wir nicht; denn dass z. B. die alten longobardischen Könige richtig in der Columne von Italien, und die suevischen in Spanien angeführt sind, ist nicht hinreichend, einen so täuschenden Titel zu rechtfertigen. Es fehlt auch hier in den Jahrszahlen und andern Angaben nicht an einzelnen Unrichtigkeiten. Die Gothen, welche hier erst bey dem J. 250. genannt werden, führten schon 215. mit Caracalla Krieg. Britannien ward von den Römern nicht erst 448., sondern schon 420. geräumt. Dass die Longobarden ursprünglich an der Elbe gewohnt haben, ist nicht Vermuthung, sondern historisch gewiss; dass sie schon lange vorher, ehe Justinian ihnen Pannonien gab, ein Reich nördlich der Donau gehabt haben, scheint dem Vf. nicht bekannt zu seyn. Was aber hier von den Bulgaren gesagt wird, ist doch ein wenig gar zu drollig. „Die Bulgaren, welche aus *Scythien* kommen, errichten 680. ein Königreich an der Donau. *Man theilt sie in Slaven*, *Croaten*, *Wallachen*, *Mähren*, *Bosnier* u. s. w." Ueberhaupt hält es schwer, nicht zu lächeln, wenn französische oder englische Schriftsteller etwas von den ältern ost-europäischen Völkern erwähnen. Wer nicht Deutsch versteht, und folglich das, was *Mascov*, *Thunmann*, *Gatterer*, *Gebhardi* u. a. hier vorgearbeitet haben, nicht benutzen und dann mit den eigentlichen Quellen näher vergleichen kann, sollte diese Völker — so wenig dergleichen Lücken auch sonst zu billigen sind — lieber gar nicht nennen. Uebrigens aber sind diese beiden Tabellen die vollständigsten und zweckmässigsten im ganzen Werke. Auch findet Rec. in dem Regentenverzeichnisse, ungeachtet der Menge von Namen und Jahrszahlen, im Ganzen nur äusserst wenig Unrichtigkeiten; und selbst der schmale Rand enthält diessmal eine, freylich kurze, aber *zusammenhängende* und gut geschriebene Geschichte der Künste und Wissenschaften.

III. Vier Blätter zur *alten Geschichte*. Auf jedem derselben findet man eine illuminirte Landkarte von der Grösse eines gewöhnlichen halben Bogens, und in dem beygefügten Texte eine Menge Fragmente aller Art. Zum voraus müssen wir anzeigen, dass der Vf., ungeachtet seiner oben angeführten Bemerkungen über die Nothwendigkeit historischer Karten für eine zweckmässige Einrichtung der seinigen nur wenig gesorgt hat. Da er bey seiner Arbeit überall bloss neuere Geschichtschreiber vor sich hatte, deren Absicht es nicht war, Materialien für einen historischen Atlas zu sammeln: so können wir hier freylich keine brauchbare Darstellung der allmähligen Veränderungen in dem Schauplatze der Begebenheiten von ihm erwarten. Allein wenigstens hätten doch auf jeder Karte so viele einzelne historisch-wichtige Oerter bemerkt werden sollen, als der Raum und irgend eine Regel der Auswahl verstatten. Er bindet sich aber auch hier an keine Regel, und fast alle seine Karten sind *unglaublich* leer, besonders an wirklich historischen Namen. Fast alle sind auch nur da, um einen oder ein paar berühmte *Märsche* darauf zu bezeichnen. Diess ist desto überflüssiger, da selbst Kinder, die nur eine neuere geographische Karte von Europa gesehen haben, den Lehrer vollkommen verstehen, wenn ihnen dieser z. B. weiter nichts erzählt, als dass Hannibal über die Pyrenäen und Alpen nach Italien, und über das Meer wieder nach Afrika gegangen sey. Wenn nun überdiess, so wie hier, die am Wege liegenden Oerter nicht bemerkt, und nicht einmal Gradlinien auf der Karte angegeben sind: so kann man freylich nichts gegen die Richtigkeit der Marschroute einwenden; allein sie hat alsdann doch auch *fast gar keinen* Nutzen. Dazu kommt, dass hier die Karten, die ohnehin nichts weniger als schön sind, durch diese breiten, grell illuminirten Marschrouten oft ärger verunstaltet werden, als man von einer französischen Arbeit vermuthen sollte. — Zur alten Geschichte liefert der Vf. folgende Blätter: a) *Le monde connu des anciens*. Ein schrecklich verzerrtes Blatt, worauf man nichts findet, als den Marsch Alexanders des Grossen durch Asien (wo doch auch einige wenige Städte angegeben sind); ferner den Rückzug der zehntausend Griechen, und eine geschmackwidrige Bezeichnung des Umfangs der vier alten Monarchieen. Der Text am Rande enthält eine Menge Fragmente, die schon einmal oder zweymal auf der ersten Tabelle zu finden sind; ferner eine Nachricht von dem Nutzen dieser Karte; Bemerkungen über die Aegypter und Karthaginenser, ohne allen historischen Gehalt; und dann eine weitläufige Beschreibung der Unternehmungen Alexanders des Grossen. — Das ist also die den Alten bekannte Welt! — b) *La Grèce antique*. Die Karte, welche ihrer Grösse nach für ein einzelnes Blatt viel leisten könnte, enthält den Marsch der Perser unter Xerxes, und den Rückzug seiner Flotte, welche, nach einer Fabel im Herodot (worüber schon die Alten spotteten), hier wirklich mitten durch den Berg Athos segelt. Auch in dem Texte findet man von der eigentlichen Geschichte Griechenlands nichts, als eine äusserst dürftige Nachricht von dem Ursprunge, der Regierungsform, dem schönsten Zeitpunkte und dem Untergange der Republiken Sparta, Athen, Theben u. Korinth, und eine Beschreibung der persischen und des peloponnesischen Kriegs. Für das Uebrige wird der Leser durch allerley andere Fragmente entschädigt. Dahin gehören: eine geographische Beschreibung von Griechenland; die vorzüglichsten Gottheiten der heidnischen Welt; die neun Musen; die zwölf Arbeiten des Herkules; die sieben Wunder der Welt (wie die nach Griechenland kommen!); eine Erklärung des Worts Philosophie, nebst einigen Nachrichten von der „*Ionischen*" und „*Italiänischen*" Schule u. s. w. Vorzüglich ist uns eine *Théorie nouvelle et curieuse sur l'origine des Grecs* aufgefallen, die wir unsern

fern Lefern doch mittheilen müffen. „Msr. *Petit-Radel* hat bey einem zehnjährigen Aufenthalte in Griechenland die Refte von mehr als 150 alten Schlöffern unterfucht, die von den griechifchen und römifchen Schriftftellern gänzlich vernachläffigt worden find. Die Figur und Conftruction diefer Schlöffer dienen ihm *mit Hülfe finnreicher Muthmaßungen* zum Beweife, dafs Griechenland fchon lange vor Ankunft der ägyptifchen Colonieen civilifirt gewefen fey. Er macht fich Hoffnung, die Abftammung der Griechen bis zu den *hyperboreifchen* Völkern hinauf zu leiten, und zwar immer durch Vergleichung diefer Feftungen, die fich in auffallend ähnlicher Form bis in Peru hinein finden." — c) *Le monde romain*. Die Karte enthält den Marfch des Hannibals, der Text die Gefchichte deffelben, auch ein chronologifches Verzeichnifs der übrigen grofsen Kriege der Römer, und topographifche Anzeigen, die doch wohl eher in die Karte felbft gehörten, wo aber alles leer ift. — d) *Tableau de la transmigration des barbares*. Rec. hat noch nie eine Karte von fo fchlechter Erfindung, Zeichnung und Illumination gefehen, als diefe ift. Dafs hier an hiftorifche Richtigkeit nicht zu denken fey, bedarf wohl keiner Beweife; denn hier kommen wieder öftliche Völker vor. Auch ift in den Nachrichten von den deutfchen Völkern lauter Verwirrung.

IV. Nun folgen *Karten von den vier Erdtheilen*, nach ihrer neueften Geographie. *Europa* enthält im Grunde nichts, als die Feldzüge Karls XII., deren Erzählung den gröfsten Theil des Randes einnimmt. Es fieht indeffen fonderbar aus, wenn Karl XII. hier auf der Karte durch lauter *ruffifche* Provinzen nach dem *Preußifchen* Warfchau, und von da nach Alt-Ranftadt in *Allemagne* zieht. (Sachfen ift fo wenig als irgend eine andere Provinz hier angegeben.) In Irland fteht *nichts*, als der Name *Dublin*, und zwar mit eben fo grofser Schrift, als *Ruffie*; dagegen wird *am Rande* (!) in einer geographifchen Ueberficht von Europa der Flufs *Shannon* bemerkt. — Von eben der Art find die drey übrigen Karten. Die beygefügten Fragmente enthalten bald geographifche, bald hiftorifche Dinge, die man in jedem Compendio beffer vorgetragen findet. Eine „*Gefchichte Afiens von feinem Urfprunge an bis jetzt*" füllt gerade den Raum einer Octavfeite.

(*Der Befchlufs folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, b. Camefina: *Jakob Cook's fämmtliche Reifen um die Welt. Erfter* Theil, enthält die erfte Reife in den Jahren 1768 bis 1771. 623 S. — *Zweyter* Theil, enthält die zweyte Reife in den Jahren 1772 — 1775. 797 S. — *Dritter* Theil, enthält die dritte Reife in d. Jahren 1776 — 1780. 626 S. 8. 1803. (4 Rthlr. 16 gr.)

Diefe Ausgabe der Cook'fchen Reifen ift kein Nachdruck der Ueberfetzungen von *Schiller* und *Forfter*. Jene Ueberfetzungen find, wie fich vermuthen läfst, dabey zu Rathe gezogen; allein aus vielen Stellen wird es doch fehr wahrfcheinlich, dafs der ungenannte Herausg. die Urfchriften vor Augen gehabt habe. Der Auszug ift gedrängt, enthält das Intereffantefte aus den Reifen, die unter allen Seereifen die merkwürdigften find, ift auf gutes Papier, mit guten Lettern und zweckmäfsiger Erfparung des Raums gedruckt, und kann als ein vortreffliches Hülfsmittel, die Weltkunde zu befördern, gebraucht werden. Da der Herausg. als Epitomator freyere Hände hatte: fo läfst fich fein Werk leichter lefen als die Forfter'fche Ueberfetzung, die, bey aller ihrer Vollkommenheit, nicht frey von dem Fehler der Steifheit ift. Eigentliche Sinn-Entftellungen find gewifs felten. Wenn z. B. im 2ten Th. S. 113. Z. 4. *Durchfchnitt* ftatt *Durchmeffer* gefetzt ift, fo ift dies eine Kleinigkeit. Wenn im 3ten Th. S. 474 *eines Hütes, der auf dem Kopfe herumgefchüttelt ift*, erwähnt wird: fo wird der billige Lefer, auch ohne Urfchrift oder die Forfter'fche Ueberfetzung zur Hand zu nehmen, diefes von einem Schwenken über dem Kopfe verftehen. Die Dörfer, die aus *beweglichen* Steinen beftehen (S. 475.), find etwas auffallend; hier hat *Forfter* richtiger *lockeren*. — Zuweilen ift die Ueberfetzung umfchreibender, als das Original, z. B. 2. Th. S. 110.: *Der Orkan riß um uns her die größten Bäume aus, warf fie mit fürchterlichem Krachen zu Boden, und braufte in den dickbelaubten Gipfeln des Waldes fo laut, daß das fchreckliche Getöfe der Wellen manchmal kaum dafür zu hören war.* Die Urfchrift ift kürzer: *The roar of the waves at a diftance was tremendous and only overcome at times by the agitation of the forefts and the crafhing fall of huge timber-trees around us.* — Die zwey Kupfer, womit jeder Theil geziert ift, find fauber geftochen, die Landkarte zweckmäfsig; aber der Anhang, oder die Nachrichten von Cook und feiner Reifegefellfchaft, dürftig.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Hertel: *Katechetifches Handbuch über das vom Hn. D. Rofenmüller herausgegebene chriftliche Lehrbuch.* Des *erften* Theils *drittes* Stück. 1801. mit fortl. Seitenz. von S. 278 — 416. 8.

Hier wird die Lehre von Gottes Eigenfchaften, der Einheit Gottes und den Engeln katechetifch durchgeführt. Manche von den Fehlern, welche wir an diefer Arbeit bey der Anzeige des vorhergehenden Stücks (1801. Nr. 121.) gerügt haben, finden fich auch hier wieder; gebrochene und unbeftimmte Fragen, als S. 278.: Was in der ganzen Welt vorgeht, wiffen wir vollends nicht, aber Gott? S. 283.: Wenn irgend Jemand gegenwärtig ift, wie ift er ihm? (wem denn?) nahe oder entfernt? Auch hätte der Vf. den im Lehrbuche bey Abhandlung jedes einzelnen Lehrfatzes befolgten Plan bey feiner katechetifchen Entwickelung mehr ausheben follen, um die Ueberficht des Ganzen zu erleichtern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. December 1804.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Vf.: *Atlas historique et géographique de M. A. Lesage* etc.

(*Beschluss der in Num. 346. abgebrochenen Recension.*)

V. Wir eilen nun zu dem letzten und beträchtlichsten Theile des Werks. Dieser enthält die *Geschichte der vorzüglichsten neuern Staaten*, und zwar in der unbequemsten Form des Vortrags, nämlich in *lauter genealogischen Tabellen*, mit Beyfügung einiger Fragmente am Rande, und einiger Karten, deren geringe Brauchbarkeit aus dem Bisherigen leicht abzunehmen ist. Gegen die Richtigkeit dieser Tabellen findet Rec., nachdem er sie gehörig mit ähnlichen Sammlungen von *Gebhardi*, *Hübner*, *Gatterer*, *Köhler*, *Pütter* u. a. verglichen hat, im Ganzen nicht viel einzuwenden. Desto weniger aber ist es zu billigen, dass der Vf. sich nicht die Mühe gegeben hat, dieselben dem Hauptzwecke seines Atlasses gemäss zu bearbeiten. In den bisherigen Abschnitten dieses Werks fand sich nicht so viel Platz, dass manche der wichtigsten Weltbegebenheiten nur mit einem Worte erwähnt werden konnten; hier dagegen findet man die Namen von tausend Prinzen und Prinzessinnen, deren Familienbegebenheiten und Todesjahr in einem genealogischen Werke allerdings eine genaue Anzeige erfordern, aber in einem *historischen* Atlasse offenbar am unrechten Orte stehen; besonders wenn der Herausgeber dadurch gehindert wird, bey dem Namen der Regenten, zugleich diejenigen Begebenheiten gehörig zu bemerken, wodurch ihre Regierung in der Geschichte sich auszeichnet. Hierauf ist in diesen Tabellen so wenig Rücksicht genommen, dass man sogar Mühe haben würde, die Namen der merkwürdigsten Könige aus der Menge der übrigen heraus zu finden, wenn dieselben nicht durch beygefügte Kronen bezeichnet wären; wogegen man bey den übrigen männlichen Namen jedesmal einen schwarz gefüllten Zirkel (wie in den Kalendern beym Neumonde), und bey den weiblichen die Figur einer Raute findet. — Wir können nun die einzelnen Abtheilungen desto kürzer durchgehen.

Zur Geschichte von *Frankreich* liefert der Vf. drey genealogische Tabellen, und einen Bogen, worauf sich zwey Karten von der Grösse eines Quartblattes befinden. Man liest hier von der Duchesse de Nemours und dem Grafen von Saint Paul aus dem Hause Longueville weit umständlichere Nachrichten, als von Hugo Capet und manchem seiner Nachfolger. In dem Texte am Rande finden sich allerley Fragmente, z. B. ein chronologisches Verzeichniss der französischen Geschichtschreiber, eine *Géographie physique de la France etc.*, und sonst so vielerley, dass für die eigentliche Geschichte des Reichs kein Raum übrig blieb.

Zwey Blätter zur Geschichte von *England*, nämlich eine genealogische Tabelle, und eine ziemlich grosse Karte, auf welcher die Märsche Karls I. II. und des Prätendenten sehr bunt gezeichnet sind, und am Rande umständlich erzählt werden.

Zur Geschichte von *Italien* findet sich eine Genealogie der Häuser *Savoyen* und *Medicis*; eine (nach Verhältniss anderer Staaten) ziemlich vollständige Geschichte derselben; eine physische Geographie von Italien; *les Campagnes de Bonaparte et de Suwarow* etc., welche auf der Karte den Hauptgegenstand ausmachen, und am Rande sehr umständlich erzählt werden. Alles das mag recht gut seyn. Allein die Geschichte von Italien ist von den ersten Jahrhunderten an bis auf die letzten so voll von wichtigen Begebenheiten aller Art, dass der Vf. eines historischen Atlasses sich wohl billig hätte bemühen mögen, dieselben in ihrer Zeitfolge und Verbindung darzustellen, und auf der hier beygefügten grossen Karte wenigstens durch Angabe der merkwürdigsten Oerter darauf hinzudeuten. Aber statt alles dessen findet man hier auf dem Rande nur noch Nachrichten von den vorzüglichsten italiänischen Dichtern, Malern, Kunstwerken u. dgl., und die Karte ist fast leer.

Die zwey folgenden Blätter enthalten eine *Carte généalogique d'Espagne et de Portugal*, und ein Blatt mit zwey Karten, auf welchen die Feldzüge des Marquis de las Minas, des Herzogs von Berwick u. s. w. gezeichnet sind. Aus den beygefügten Fragmenten lässt sich hier noch weniger als bey andern Ländern eine allgemeine Uebersicht der Geschichte dieser Reiche zusammenziehen.

Zur Geschichte von *Deutschland* finden sich hier 1) drey Blätter, deren jedes zwey Landkarten von der Grösse eines Quartblattes enthält. Auf der ersten Karte wird der Umfang der alten grossen Herzogthümer angegeben; allein man findet hier keinen einzigen Ort, und nicht einmal die Weser angemerkt. Es ist also leicht zu erachten, dass der Herausg. auf eine gewisse Genauigkeit der Gränzen keinen Anspruch macht; wie denn auch wirklich die ganze Schweiz, und selbst die Gegend von Graubünden, mit zum burgundischen Reiche gerechnet wird. Aus der zweyten Karte soll zu ersehen seyn, um welche Zeit sich in diesen grössern Herzogthümern die vorzüglichsten Bisthümer, Grafschaften u. s. w. gebildet haben. Hessen,

sen, welches unstreitig zu Franken gehörte, steht hier in dem Umfange des Herzogthums Sachsen. *L'Allemagne avant le traité de Westphalie* zeigt, wie Deutschland in zehn Kreise getheilt war, enthält auch die vorzüglichsten geographisch-merkwürdigen Oerter, und die Märsche Gustav Adolphs bis *Lützen*, hat aber übrigens auf den dreyssigjährigen Krieg, oder auf andere Perioden der deutschen Geschichte, fast nicht die geringste Beziehung. Nicht einmal *Lutter am Barenberge*, *Kempen*, *Schweidnitz*, *Jankowitz* u. a. sind bemerkt, obwohl *Oels* und *Troppau* da stehen. Auf der folgenden Karte: *L'Allemagne depuis le traité de Westphalie*, wird man nun Marschrouten aus dem siebenjährigen oder andern Kriegen vermuthen, oder eine Uebersicht der Oerter, die seit dem westphälischen Frieden für die Geschichte der neuern Zeiten merkwürdig geworden sind; allein der Vf. fesselt sich auch an seine Lieblingsmethoden nicht. Hier finden wir bloss einige Städte genannt, welche gelb oder roth unterstrichen sind, wodurch angezeigt werden soll, dass die Länder, zu welchen sie gehören, in dem westphälischen oder lüneviller Frieden durch Säcularisation oder sonst eine Veränderung erlitten haben, z. B. *„Bremen, Ratzbourg, Hirchsfeld"* im erstern; *Paderborn*, *Arensberg* im letztern. Alles ist hier auffallend mangelhaft. Wie sich aber der einzige mit einem Schwerte bezeichnete Ort Blenheim auf diese Karte verirrt hat, ist schwerer zu errathen, als die Ursache, warum andere Oerter nicht bemerkt sind. *L'Allemagne législative* zeigt bloss an, wie viel Stimmen jeder Reichsstand jetzt in Regensburg hat; und *L'Allemagne politique* enthält einen unglaublich nachlässigen Umriss der österreichischen, preussischen, sächsischen und bayrischen Provinzen, welcher zeigen soll, wie sich dieselben in Ansehung ihrer Grösse gegen einander verhalten. Der Vf. schliesst hier mit den Marschrouten der österreichischen Armee unter Erzherzog *Karl* 1796., und der französischen unter *Moreau* 1800. 2) Fünf Blätter mit den Genealogieen der Häuser *Habsburg* oder Alt-Oesterreich, *Sachsen* (wo doch *viele* Unrichtigkeiten vorkommen), *Bayern*, *Nassau*, *Anhalt*, *Mecklenburg*, *Würtemberg*, *Baden*, *Braunschweig*, *Hessen*, *Lothringen* oder Neu-Oesterreich, und *Preussen*. Am Rande sind beygefügt: eine kurze, aber doch zusammenhängende Geschichte der deutschen Kaiser, die aus einer grösstentheils guten Quelle hergenommen ist, und alle die mannichfaltigen Fragmente, welche in diesem Atlasse vorkommen, an Reichhaltigkeit übertrifft; kurze historische Nachrichten von Preussen und den übrigen deutschen Häusern; und eine Menge Zusätze von ungleichem Inhalt und Werthe.

Den Schluss machen zwey Blätter zur Geschichte der *nordischen Staaten* und des *ottomannischen Reichs*. Diese enthalten aber, ausser den Genealogieen der Häuser Wasa und Holstein, nebst einer unbedeutenden fehlerhaften Karte vom russischen Reiche, nichts, als äusserst dürftige und ohne Regel hingeworfene Bruchstücke.

Bey einer flüchtigen Uebersicht des Bisherigen werden unsere Leser jetzt auch den *Plan des Ganzen* leicht entdecken. Der Vf. glaubte nämlich, einen historischen Atlas eben so einrichten zu müssen, wie unsere geographischen Atlasse meistentheils geordnet werden. In diesen findet man voran eine Karte vom ganzen Globus, dann Europa mit Specialkarten von allen einzelnen Staaten und deren Provinzen, dann die übrigen Welttheile mit den etwa dazu gehörenden besondern Karten. So finden wir auch hier zwey Blätter zur allgem. Weltgeschichte, die den historischen Globus vorstellen. Die darauf folgenden sechs Blätter enthalten gleichsam die einzelnen historischen Hemisphären, nämlich eine allgemeine Geschichte der alten und neuen Zeiten. Wenn sie diese wirklich darstellten, und sich nicht auf die blossen Namen der Regenten und auf zusammengeraffte, zum Theil ganz unbrauchbare, Fragmente einschränkten: so wäre diess sehr gut. Aber selbst *D'Anville* würde Mühe gehabt haben, diese Hemisphären gut zu liefern. — Nun folgen die *vier Erdtheile* und *historische Specialkarten* von Frankreich, Spanien, Deutschland u. s. w. Hier findet sich die Hauptquelle aller Verkehrtheiten. Der Vf. bedachte nicht, dass unsere *geographischen* Specialkarten ein weit allgemeineres Bedürfniss sind als, diese historischen. In geographischer Hinsicht müssen wir nicht bloss die Hauptstädte in Europa kennen, sondern bey vorkommenden Veranlassungen auch den kleinsten Ort in Pensilvanien, in Italien, oder selbst in der Grafschaft Diepholz, zu finden wissen. Allein weder der denkende Mann, noch der studirende Jüngling, verlangt in eben dem Umfange mit der *Specialgeschichte* aller dieser Länder sich bekannt zu machen. Wir haben vielmehr genug zu thun, um nur eine, einigermassen vollständige, *historische Generalkarte von Europa* in den Kopf zu bringen, und im Grunde interessirt uns auch alles, was die besondere Geschichte Italiens oder eines andern Landes enthält, entweder *nur* in moralischer und ästhetischer Hinsicht, oder in Beziehung auf den Zusammenhang mit der Geschichte des Ganzen. Wenn dann eine solche Generalkarte, wie der Vf. anfangs diess selbst für nothwendig erklärt, jede merkwürdige Begebenheit in ihrer Verbindung mit der vorhergehenden, gleichzeitigen und nachfolgenden Geschichte darstellen soll: so muss dieselbe freylich aus mehrern Blättern bestehen; allein sie kann denn zugleich auch das Erheblichste aus der Geschichte der übrigen Welttheile nebenher enthalten, ohne deshalb auf den so oft gemissbrauchten Titel einer *allgemeinen Weltgeschichte* Anspruch zu machen. Auch wird eine solche Generalkarte, welche nothwendig aus synchronistischen Tabellen bestehen muss, für jeden, der die besondere Geschichte seines Vaterlandes oder irgend eines andern Staats in grösserm Umfange studirt, allenthalben von vielfachem Nutzen seyn. Allein anstatt einer solchen allgemeinen Uebersicht der europäischen Staatengeschichte liefert uns der Vf. auf dem dazu bestimmten Blatte nichts — als die Geschichte Karls XII. und einige *geographische* Fragmente, und hier-

ernach eine Menge anderer Blätter, auf welchen lles, was man in seinen Verbindungen zu übersehen ünscht, so aus einander gerissen ist, dass jedes Compendium dem Leser mehr Nutzen gewährt, als alle iese genealogischen Tabellen. Anstatt ferner diese llgemeinen Zeitkarten auch mit Landkarten zu begleiten, woraus das jedesmalige Verhältniss der Staaen gegen einander zu ersehen wäre, liefert er uns kärtchen, auf welchen man nicht einmal die einzelnen Oerter findet, die hier angegeben seyn müssen. Ueberhaupt also hat das Studium der Geschichte durch dieses Werk, unserm Bedünken nach, wenig gewonnen.

SALZBURG, in d. Mayr. Buchh.: *Beyträge zur Geschichte des Aufenthaltes der Franzosen im Salzburgischen und in den angränzenden Gegenden;* herausgeg. von *Judas Thaddäus Zauner.* — *Neun* Stücke oder *drey* Bände. 1801 — 1802. Zusammen 3 Alph. 6 Bog. gr. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Durch diese Beyträge fand sich Rec. in eine wahrhaft melancholische Stimmung versetzt. Denn ob er gleich in seinem vieljährigen Leben theils aus Pflicht, theils zum Zeitvertreib, der Schriften, worin Kriegsgeschichten aus der alten und neuen Geschichte erzählt werden, sehr viele las: so wurde doch, in so fern er sich zurückerinnern kann, durch keine seine Empfindung so heftig angegriffen, als durch die vorliegenden, schlichten Beyträge von Augenzeugen, und diess dürfte wohl der Fall bey jedem Leser seyn, der die darin enthaltenen 60 – 70 Berichte, Tagebücher und Actenstücke ununterbrochen, hinter einander weg, in Betrachtung zieht, besonders wenn er Kriegsgräuel nicht selbst erlebt und erduldet hat, und dadurch gewissermassen abgehärtet worden ist. Wenn man, nach Anleitung dieser Beyträge, überdenkt, wie unaussprechlich viel die guten Salzburger und ihre Nachbaren nur in Zeit von kaum vier Monaten (im Dec. 1800 und im Jan., Febr. u. März 1801.) von Freunden und Feinden, bey dem Rückzuge der Oesterreicher und ihrer Bundesgenossen und bey ihrer Verfolgung durch die Franzosen, nach der entscheidenden Schlacht bey Hohenlinden, selbst während des darauf erfolgten Waffenstillstandes und nach der Bekanntmachung des Lüneviller Friedens, bis auf den letzten Augenblick, da sie der Feinde entledigt wurden, ausgestanden haben: so scheint es unbegreiflich, wie vollends die Menschheit eines Landes, wo der Krieg eben so viele und wohl noch mehrere Jahre hindurch wüthet, das damit verbundene Elend, ohne zu verzweifeln, aushalten könne.

Der würdige Herausg., längst schon durch mehrere nützliche Schriften bekannt, eröffnete damit ein Magazin, worin Materialien zu einer künftigen Geschichte des von den Franzosen in Deutschland geführten Revolutionskriegs nach und nach niedergelegt werden sollten. In der Vorrede zum ersten Stück forderte er alle competente Zuschauer desselben in seinem Vaterlande zur Lieferung solcher Materialien auf, hat sie aber auch zugleich, nicht bloss das Böse, das diese ungebetenen Gäste dem Lande zufügten, sondern auch das Gute und Edle, das man an ihrem Betragen hier und da wahrnahm, zu erzählen, folglich die strengste Unparteylichkeit zu beobachten. Sehr beyfallswerth! Indessen finden sich der edeln, lobenswürdigen Handlungen, in Vergleichung mit den schlechten, nur wenige.

Das Werk beginnt zwar mit dem J. 1797., wo die Franzosen, auf ihrem raschen und glücklichen Kriegszuge unter Bonaparte aus Italien bis nach Steyermark, auch die zum Erzstift Salzburg gehörige Landschaft Lungau heimsuchten, indessen doch bald durch den Frieden zu Leoben zum Rückzuge bewogen wurden; auch im *neunten* Stücke befindet sich noch ein Beytrag zur Kriegsgeschichte des J. 1797. Aber die weit längere und strengere Dauer der Kriegsübel im J. 1800. hebt an mit der unter Nr. 2. gelieferten kurzen Uebersicht der Lage von Salzburg in Bezug auf Krieg und Feindesgefahr, die den folgenden Aufsätzen gleichsam zur Einleitung dient, und vermuthlich von Hn. *Zauner* selbst herrührt.

Der Schade, den Stadt und Land erlitt, ist im Allgemeinen schwer zu schätzen. Er beläuft sich auf viele Millionen Gulden. Das Landgericht und die Stadt Laufen allein haben, ausser dem Beytrage zur allgemeinen Contribution von 2 Mill. 108,000 fl., für 388,752 fl. durch Schaden an Gebäuden, an Vieh, Getreide, Kleidungen, Leinwand, baarem Gelde u. s. w. eingebüsst; das Pfleggericht Waging 141,391 fl. Der durch Feuersbrünste erlittene Schaden im ganzen Lande ist auf 66109 fl. geschätzt. Am Ende des neunten Stücks steht ein summarisches Verzeichniss der von den Franzosen durch Plünderungen zugefügten Schäden, berechnet auf 1 Mill. 790,686 fl. Alles in allem aber auf 15 Millionen (vergl. St. 6. S. 343.). Aber was ist diess alles in Vergleichung mit den unzähligen Misshandlungen, Erpressungen und Gräueln, welche einzelne Ortschaften und einzelne Menschen erlitten! Ohne der vielen beym Plündern ermordeten und verwundeten Personen zu erwähnen, lese man nur die empörenden Handlungen geiler Franzosen; z. B. im 4ten St. S. 64., wo erzählt wird, dass nur im Landgericht und der Stadt Laufen allein, und so viel zur Kunde gekommen ist, 57 Weibspersonen Opfer ihrer viehischen Wollust geworden sind. „Hochschwangere Weiber, alte sieche Mütterchen, unreife Mädchen, und ekelhafte, taubstumme Krüppel wurden der Reihe nach geschändet, und unmündige Kinder mussten von der Nothzüchtigung ihrer Mütter öfters Augenzeugen seyn." In der Salzburgischen Vorstadt Mühlen ist ein Leprosenhaus, wo sich epileptische, venerische, krebsartige, überhaupt unheilbare Weibspersonen befinden, erbarmungswürdige und Ekel erregende Geschöpfe, die aber doch den Franzosen nach vollendeter Plünderung gut genug zur Stillung ihrer unbegreiflich scheuslichen Lüste waren. Schauderhaft ist unter andern die Geschichte der Schändung einer epileptischen (St. 5. S. 247 fg.). Man vergl. noch damit St. 6. S. 266., St. 8. S. 255. Das Empörendste

dabey

dabey ist, dass die Misshandlungen der Franzosen auch während des vorhin erwähnten Waffenstillstandes und bis zum völligen Abzuge aus dem Salzburgischen fortwährten.

Jedoch nicht allein von Feinden, sondern auch von sogenannten Freunden und Bundesgenossen, wurden die bedauernswürdigen Salzburger gequält. So erscheinen z. B. die sogenannten Condéer, von denen überhaupt wenig Löbliches während des ganzen Krieges geschah, auch in mehreren Stellen dieses Werks als schlechte Helden, die in Freundes Lande oft stärkern Unfug trieben, als die Feinde (z. B. St. 4. S. 66.). Eben diess gilt von den Oesterreichern, die zum Theil auch anderwärts in dem sogenannten Revolutionskriege viele Sünden auf sich luden. Am allerschlimmsten aber machten es die Würtemberger (vgl. z. B. St. 2. S. 118., St. 3. S. 315., St. 6. S. 260.); desto mehr werden die Bayern wegen ihres musterhaften Betragens gerühmt. Aber auch — wer sollt' es denken? — selbst Eingeborne machten sich niederträchtiger Handlungen schuldig, meistens solche, die nichts zu verlieren hatten, und, wie es in andern deutschen Ländern leider auch geschah, den Franzosen zu Wegweisern und Verräthern dienten. Vergl. St. 6. S. 269.

Wahrscheinlich würde indessen bey allem dem das Schicksal des Erzstiftes Salzburg, wo möglich, noch weit lästiger und quälender gewesen seyn, wenn die französische Armee einen minder humanen Oberbefehlshaber gehabt hätte, als den edelgesinnten Moreau. Unter andern erhellet diess aus St. 6. S. 344 fg. Hier wird erzählt, dass, ungeachtet das 9te Husarenregiment während des Rückmarsches aus dem Salzburgischen geplündert und andere Ausschweifungen begangen hatte, doch dessen Chef einem Beamten ein Zeugniss seiner guten Mannszucht mit Gewalt abgetrotzt, Moreau aber nach geschehener Untersuchung den Befehl gegeben habe, den Officieren dieses Regiments 30,000 Francs an ihrer rückständigen Löhnung abzuziehen, und dieses Geld den Geplünderten nach Verhältniss auszuzahlen. — S. 348. wird bezeugt, dass Moreau Salzburg verlassen habe, ohne ein Geschenk verlangt oder angenommen zu haben; „und mit eben so reinen Händen schieden auch alle Officiere und Secretäre, die ihn umgaben und seinen Generalstab bildeten, aus dem Lande." Moreau's Antipode in diesem Stücke war der, übrigens tapfere, General Lecourbe (St. 6. S. 345 fg.).

Zur Kriegsgeschichte der Salzburgischen Nachbarschaft gehört der Aufsatz von *Joh. Bapt. Durach* im 7ten Stücke: Die Franzosen in Passau, eine beurkundete Geschichtserzählung; und im 8ten Stücke: Die Franzosen in und um Pfarrkirchen in Bayern.

Uebrigens kann es nicht fehlen, dass in einem Werke, das keine Geschichte, sondern nur Beyträge zu derselben liefern soll, manche Wiederholungen vorkommen sollten. Zu einer solchen Geschichte macht Hr. *Z.* in dem Vorberichte zum 9ten Stücke Hoffnung. Eben daselbst verspricht er ein Archiv für vaterländische Geschichte und Statistik.

ALTE SPRACHENKUNDE.

MAGDEBURG, b. Hessenland: *E. J. A. Seyferts abgekürzte lateinische Sprachlehre für Schulen.* Zur gründlichern Erlernung der lateinischen Sprache. 1804. 360 S. gr. 8. (10 gr.)

Der gelehrte Vf. der „auf Geschichte und Kritik gegründeten lateinischen Sprachlehre in fünf Bänden" (A. L. Z. v. J. 1802. Nr. 306. 370.) erklärte bereits in der Vorrede zum vierten Theile, dass er nach Vollendung des Ganzen einen zwar gedrängten, doch vollständigen Auszug liefern werde. Dieser erscheint hier, nicht, wie das grössere Werk, in verschiedene Cursus abgetheilt, sondern so, dass das Zusammengehörige an Einem Orte vorgetragen wird. „Es ist, sagt der Vf. mit Recht, darin nicht nur für Anfänger, sondern auch für die zu künftigen Gelehrten reifenden Mitglieder der höhern Klassen und Schulmänner gesorgt. Sie werden darin mehr Wesentliches (was nämlich zur grammatischen Kenntniss der lateinischen Sprache gehört), als in den weitläufigsten jetzt gangbaren Compendien finden." Man wird auch hier den reichbegabten Gelehrten erkennen, der selbst da sehr freygebig von seinem Reichthume mittheilt, wo kleinere Gaben hingereicht hätten.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Erlangen*, in d. Bibelanstalt: *An Eltern und Lehrer. Einige Worte über die Pflicht und rechte Art des frühen Religionsunterrichts der Kinder*, von D. *Georg Friedr. Seiler.* 1803. 30 S. 8. (1 gr.) — In dieser kleinen lesenswürdigen Schrift vertheidigt der würdige Vf. den frühen Religionsunterricht der Kinder kurz, aber mit einleuchtenden Gründen. Er giebt denjenigen Gelehrten, welche dafür halten, dass man den Religionsunterricht bey den Kindern bis in das neunte oder auch zehnte Jahr anstehen lassen soll, darin Recht, wenn sie behaupten, dass ohne einige Vorkenntnisse von den sichtbaren Dingen in der Welt, auch von Recht und Sittlichkeit kein Religionsunterricht gedeihen könne. Dies behauptet er selbst, und daher hat er in seinem *kleinsten Katechismus für die Kleinen* von Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit erst dann geredet, nachdem er das kleine Vernunftrecht und die Lehre von den Pflichten des Menschen vorgetragen hatte. Er glaubt, nach der von ihm empfohlenen Methode könne man bereits im fünften Jahre mit dem Unterricht von Gott anfangen. Rec. ist hierin mit dem Vf. vollkommen einverstanden, und wünscht, dass die in dieser kleinen Schrift vorgetragenen Erinnerungen und Vorschläge von vielen Aeltern und Lehrern beherzigt werden mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. December 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Kleine Schriften artistischen Inhalts*, von *Johann Dominicus Fiorillo*, Prof. in Göttingen. *Erster* Band. Mit Kupfern. 1803. 358 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Von einem Manne, der nicht nur selbst Künstler ist, sondern der auch sein vieljähriges emsiges Studium der Kunstgeschichte schon durch verschiedene Schriften bewiesen hat, in denen sich ein nicht gemeiner Scharfsinn mit dem glücklichsten Forschungsgeiste vereint, muss eine Sammlung einzelner Aufsätze über artistische Gegenstände mannichfacher Art jedem Kunstfreunde willkommen seyn. Dieser *erste* Band enthält zwölf solcher Aufsätze, wovon elf ganz neu sind; nur der siebente war schon im J. 1787. dem zweyten Stücke der Bibliothek der alten Literatur und Kunst eingerückt, ist aber hier mit einigen Zusätzen vermehrt. Ihr Inhalt sowohl als ihr Werth machen sie einer nähern Anzeigé würdig.

I. *Fragmente zur Geschichte der Malerey und Bildhauerey in Deutschland, von den Zeiten Karls des Großen, bis zum funfzehnten Jahrhundert.* Ein schätzbarer Beytrag zu der noch unvollkommen bearbeiteten deutschen Kunstgeschichte, und ein angenehmer Vorschmack von der vollständigern Bearbeitung derselben, die man von dem Vf. in seiner sehr schätzbaren Geschichte der zeichnenden Künste neuerer Zeiten zu hoffen hat. Karl der Grosse bemühete sich vornehmlich, die Baukunst in Deutschland zu einer gewissen Vollkommenheit zu erheben; und überhaupt nahm durch seine Bemühungen die Geistescultur der Deutschen bekanntlich ihren Anfang. Besonders liess er in Aachen, Ingelheim und Trebur viele und grosse Gebäude aufführen, von denen sich jedoch wenig oder nichts bis auf uns erhalten hat; wie das auch mit seinen architektonischen Unternehmungen in Frankreich der Fall ist. Auch von der Bildhauerey seiner Zeit hat sich wenig, und von der Malerey nichts erhalten, einige Frescogemälde in Cöln ausgenommen. Von geschnittenen Steinen dieses Zeitalters ist ein schöner Achat an dem Deckel eines Evangelienbuchs zu Trier merkwürdig. Leider aber ist der ganze Zeitraum von Karls Tode bis auf Otto's Regierung für die deutsche Kunstgeschichte fast völlig unfruchtbar. Nur in den Klöstern erhielt sich die Kunst, obgleich matt und schwach. Mit dem Ende des neunten Jahrh. beginnt für Böhmen eine glücklichere Epoche der bildenden Künste. Die Entdeckung der Harzbergwerke unter Otto I. ist ihres Einflusses wegen auch hier merkwürdig, und dieser Kaiser selbst war Liebhaber und Beförderer kunstreicher Metallarbeiten. Auch wurden die Künste von ihm und seinen Nachfolgern durch die abgeänderte Verfassung der Städte und der Befreiung der Handwerker und Künstler befördert. Von Bildhauerarbeiten aus Otto's Zeitalter ist die Statüe dieses Kaisers auf dem Markte von Magdeburg merkwürdig. Sehr nachtheilig aber wirkten in dieser Hinsicht die verheerenden Kriege unter Heinrich IV. und V., ob es gleich nicht an Kunstdenkmälern dieser Zeiten fehlt. In Bayern zeigten sich im zehnten Jahrh. die ersten Keime des Künstlertriebes. Auch in Schwaben und andern Ländern wurde die Malerey häufig getrieben. Bischof Bernward von Hildesheim brachte aus Italien mehrere Kunstsachen mit und war selbst grosser Liebhaber und Beförderer der Künste. So auch einige andere Bischöfe und Mönche. Von der deutschen Nachahmung ausländischer Gebäude im elften Jahrh. ist der Dom in Bremen, nach dem Muster der Kathedralkirche zu Benevent, ein auffallendes Beyspiel. Im folgenden Jahrh. verwandte der hohe Klerus sehr viel auf die Verzierung der Kirchen und Klöster, und das Entstehen eines dritten Standes trug damals vornehmlich zur Beförderung der Kunst bey. Zu den Vorstellungen dieser und der nächstfolgenden Zeit in Malereyen und Reliefs gehören die bekanntlich in der sogenannten *Biblia Pauperum* durch Holzschnitte nachgeahmten biblischen Geschichten. Damals wurde auch die Bronzegiesserey vollkommener ausgebildet, und von der Marmorarbeit des 13ten Jahrh. sind die Bildnisse der Erzbischöfe im Dom zu Mainz rühmliche Beweise. So blühete damals auch die Goldschmidts- und Emaillirkunst sehr. — Diess sey genug zur Probe von dem reichhaltigen und belehrenden Inhalte dieses Aufsatzes, worin noch die weitern Fortschritte des deutschen Kunstfleisses bis in's 15te Jahrh. beschrieben werden.

II. *Ueber die Quellen, welche* Vasari *zu seinen Lebensbeschreibungen der Maler, Bildhauer und Architekten benutzt hat.* Eine Untersuchung, die vornehmlich die Bestimmung des Grades der Glaubwürdigkeit *Vasari's* beabsichtigt. Seine Methode zu sammeln hat mit der des ältern Plinius eine auffallende Aehnlichkeit; nur dass jener eigne Kunstkenntniss und Erfahrung besass, die dem römischen Sammler fehlte. Mit grossem Fleisse hat unser Vf. die sehr mannichfaltigen Quellen der Vasarischen Nachrichten aufgesucht und nachgewiesen. Diese waren Schriftsteller jeder Zeit und Art, Mittheilungen seiner Freunde und verschiedener auswärtiger Gelehrten. Da er sie überall nennt, über-

überall Prüfungsgeist, Kritik und Unparteylichkeit verräth: so kann man seine Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe schwerlich anfechten.

III. *Literarisch-kritische Untersuchungen über die verschiedenen Ausgaben von Vasari;* mit gleichem Fleisse und grosser Genauigkeit bearbeitet. Diese werden von der höchst seltenen ältesten florentinischen vom Jahr 1550. an, bis zu der neuesten, vom *P. de la Valle*, die zu Siena 1797. in elf Bänden Octav herauskam, umständlich recensirt, und zugleich rügt und berichtigt der Vf. manche Fehler und Irrthümer anderer Literatoren bey der Würdigung dieser Ausgaben.

IV. *Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Naturkunde für den Maler, Bildhauer und Architekten.* Nicht etwa nur in Hinsicht auf eine genaue Kenntniss des menschlichen Körperbaues, oder der für die Kunst nothwendigen Materialien, sondern vornehmlich in Ansehung des Beywerks und der Verzierungen jeder Art. Aus der Betrachtung der schönsten Gebäude des Alterthums ergiebt sich, dass darin die Künstler nicht ihrer Phantasie folgten, sondern grösstentheils die Gegenstände der wirklichen Natur nachbildeten. Diess ist selbst bey den willkührlichen Zusammensetzungen ihrer Dichtungskraft der Fall. Von diesem Grundsatze hätten die Alterthumsforscher ausgehen sollen, und dann würden sie sich viele unnöthige Hypothesen erspart haben. Auch bey den Säulenordnungen und ihrem Ursprunge findet man diess Verfahren angewandt. Diess hat der Vf. am umständlichsten und mit vielem Scharfsinn erörtert, und wir wünschen mit ihm, dass einmal ein Gelehrter oder Künstler die vorzüglichsten alten Denkmäler sammeln und betrachten möge, woran sich abgebildete Thiere, Pflanzen und andere architektonische Zierarten befinden, wodurch sich seine Behauptung gewiss bestätigen würde.

V. *Ueber den Dominikaner Fra Francesco Colonna, und sein berühmtes Buch Hypnerotomachia.* Die oft missgedeutete Absicht des *C.* in diesem sonderbaren, aber in seiner Art merkwürdigen Buche, war wohl keine andere, als die Geschichte seiner Liebe zu beschreiben, einen grossen, zu seiner Zeit seltenen Aufwand von Gelehrsamkeit zu machen, und alles diess unter einem *architektonischen* Roman zu verbergen. Unser Vf. giebt nicht nur einen Auszug von dem Inhalte der wundersam verflochtenen Dichtung, sondern manche schätzbare artistische und literarische Erläuterungen, wodurch mancher Irrthum seiner Vorgänger berichtigt wird. Unter diesen findet man indess den *Prosper Marchand* nicht angeführt, in dessen bekanntem Wörterbuche ein langer Artikel über diesen *Colonna* und seinen Roman befindlich ist, der noch manche nicht unbedeutende Notiz enthält. Dort wird auch als das Todesjahr des Colonna nicht 1527. sondern 1520. angegeben, und der Nekrolog der Dominikaner *di SS. Giovanni e Paolo* in Venedig zum Belege dieser Angabe angeführt.

V. *Ueber das Alter der Oelmalerey.* Alle Nachrichten von Oelgemälden vor den Zeiten des *Johann van Eyck* hält der Vf. für sehr verdächtig und für noch nicht kritisch geprüft. Die bekannte Lessingische Abhandlung veranlasste mehrere Untersuchungen über diesen Gegenstand. Man unterschied aber nicht das Anstreichen mit Oelfarben von ihrer Anwendung zu eigentlichen Gemälden. Jenes kannte und brauchte man allerdings schon früher, wie *Vasari* selbst nicht unbemerkt liess, dessen Glaubwürdigkeit von *Lessing* mit Unrecht verdächtig gemacht wurde. Von der Enkaustik gieng man im Mittelalter zur Malerey mit Leim- und Wasserfarben über, und, um einen guten Firniss zu haben, verfiel man endlich zufällig auch auf den Gebrauch des Oels; aber nur *van Eyck's* Versuch ward mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Unser Vf. prüft sehr scharfsinnig die von Mehrern gegebenen Nachweisungen früherer Oelgemälde, und zeigt, besonders aus *Morona's* Bemerkungen über die von dem geschickten Chemiker *Branchi* mit alten pisanischen Gemälden angestellten Versuche, dass sich über die Bestandtheile der Farben und ihre Behandlungsart auf diesem Wege nie etwas ganz Zuverlässiges werde angeben lassen. Auch theilt er die Ideen anderer Männer über das Mechanische der alten Malerey mit, verbunden mit seinen eigenen Versuchen dieser Art. Aus der ganzen Untersuchung ergiebt sich, dass *Joh. van Eyck* nicht sowohl Erfinder der Oelmalerey, als vielmehr derjenige war, der sie mit grösserer Vollkommenheit in Ausübung brachte. Man erfährt hier zugleich, dass die im J. 1792. über diesen Gegenstand herausgekommene Schrift des Freyherrn *v. Budberg* ihren Hauptinhalt der Mittheilung unsers Vfs. verdankte.

VII. *Ueber eine Stelle des Plinius, Hist. Nat. XXXV.* 10. Sie enthält die bekannte Anekdote vom *Apelles* und *Protogenes* und ihrem Wetteifer in der Feinheit einer Linie, über die schon so Vieles gesagt, und so manche Deutung versucht ist. Die verschiedenen Meynungen der Gelehrten und Künstler werden hier angeführt. Die des Vfs. geht dahin, dass es nicht Linien eines Umrisses, eines Profils oder irgend einer bestimmten Gestalt gewesen sind, sondern wirklich Striche, aus freyer Hand, mit einem schlechten Pinsel gezogen, wie sie gerade dem Apelles einfielen, die aber die Regeln einer Proportion angaben, und hinreichten, dem Protogenes die Hand des Meisters zu verrathen. Diese Meynung unterstützt der Vf. mit wenigstens sehr wahrscheinlichen Gründen.

VIII. *Bemerkungen über die sogenannte Agrippina in Dresden.* Nachdem *Winkelmann's*, *Casanova's*, *Lessing's* u. a. Urtheile darüber angeführt und geprüft sind, trägt der Vf. die seinige vor, nach welcher der Kopf keine moderne Arbeit, sondern alt, schön und edel, aber zu klein für die übrige Figur und in einem nicht so grossen Geiste ausgeführt ist. Auch habe der wahre Kopf, der anfänglich auf der Statüe war, nicht die Lage und Richtung des jetzigen, sondern eine ganz entgegengesetzte Richtung gehabt. Auch die Arme sind nicht richtig ergänzt. Auf einer Kupfertafel findet man hier zwey unrichtige und eine dem Vf. richtig scheinende Restauration dargestellt. Die

Da

Deutung der Figur aber ist wohl nicht zu geben; sie gehört zu den unbekannten.

IX. *Ueber die Statüe des Arotino zu Florenz.* Sie ist auch unter dem deutschen Namen des *Schleifers* bekannt genug, obgleich die Meynungen der Alterthumsforscher über ihre Deutung sehr getheilt sind. Mehrere glaubten darin den Scythen zu erkennen, der dem Marsyas die Haut abstreifen solle, und dazu sein Messer wetze. Diess glaubte anfänglich auch Hr. *Junker* in den Meuselschen Miscellaneen; nachher aber trug er in dem neuen Museum für Künstler eine andere Meynung vor, die sich auf eine vorgebliche, durch keine Autorität bestätigte, Begebenheit unter der Regierung des Cosmo von Medici zu Florenz bezog. Unser Vf. zeigt nicht nur das Unstatthafte dieser Meynung, sondern auch ihre frühere Angabe beym *Sandrart*, von dem Hr. *J.* in seinem ersten Aufsatze gesagt hatte, dass er dieser Statüe gar nicht erwähne. Sodann untersucht er, wo derselben zuerst gedacht ist, und welche Nachrichten und Deutungen mehrere Alterthumsforscher von ihr gegeben haben, besonders die, welche sie als zu einer Gruppe des Apoll und Marsyas gehörend ansahen. Es werden die vielen Darstellungen dieses Gegenstandes auf mehrerley Arten von Antiken durchgegangen. Besonders verweilt der Vf. bey einer Münze, durch welche man diese Deutung völlig bestätigt glaubte, die ihm aber von neuer Entstehung zu seyn scheint, und wohl gewiss mit diesem Kunstwerke nichts gemein hat, bey dessen Auslegung man ohnehin den Olympus mit jenem Scythen verwechselte. Ein wichtiger bisher übersehener Umstand dabey ist der, dass die Hände des Schleifers ergänzt und aus mehrern Stücken zusammengesetzt sind. Die Form des Messers veranlasst hier eine neue Prüfung, und auf einer besondern Kupfertafel sind mehrere dazu gehörige Abbildungen antiker Messer und Schabeisen befindlich. Die alten Künstler nahmen, wie mit mehrern Beyspielen bewiesen wird, den Stoff zu ihren Werken gern aus den Bädern; und es ist dem Vf. sehr wahrscheinlich, dass der Arotino ein Badediener ist, der ein solches Schabeisen wetzt, und einst zu einer Gruppe gehörte, die einem prächtigen Bade zur Zierde diente. Das Alter, der Charakter, die sklavische Physiognomie, die Handlung, die Ponderation des Körpers, kurz die ganze Figur, scheint diese Erklärung zu bestätigen, wenn es ihr gleich, wie so manchen andern Deutungen alter Kunstwerke, an historischen Beweisen mangelt.

X. *Ueber die Kenntniß der alten Künstler von der Perspectiv, und ihre Wiederauflebung in neuern Zeiten.* Ueber die Frage, ob die alten Künstler die Perspectiv kannten, würde weniger gestritten seyn, wenn man vorher den Begriff des Worts *Perspectiv* bestimmter festgesetzt, und ihn nicht so ganz verschieden gefasst hätte. Im gegenwärtigen Aufsatze findet man die abweichenden Meynungen, für und wider, zusammengestellt, und aus dem, was der Vf. selbst darüber sagt, zieht er folgendes Resultat: Die alten Künstler kannten die Grundsätze der Perspectiv und übten sie aus; allein Einige unter ihnen, von denen sich zufälliger Weise etwas bis auf uns erhalten hat, begingen aus Unerfahrenheit Fehler wider dieselben, indem sie in einer Darstellung mehrere Gesichts- und Entfernungspunkte und Horizontallinien anbrachten. Gelegentlich wird hier die Geschichte einer Streitigkeit neuerer italiänischer Künstler über die perspektivische Behandlung und den zu wählenden einfachen oder zwiefachen Gesichtspunkt eines Basrelief erzählt; und dann beleuchtet der Vf. die Fortschritte, welche das Studium der Perspectiv gleich nach der Wiederauflebung der Künste gemacht hat. Ihrer gedenkt schon *Dante*; von *Paolo Ucello* wurde sie gelehrt, aber von *Leo Battista Alberti* wurden zuerst ihre Grundregeln wieder durch Schriften bekannt gemacht.

XI. *Ueber eine Stelle des Plinius*, *Hist. Nat.* XXXV. 10. Sie betrifft das Gemälde des Protogenes, welches den *Jalysus* vorstellte, und wovon Plinius eine ganz eigne vierfache Auftragung der Farben anführt, über deren eigentliche Beschaffenheit *Brotier* und *Caylus* in ihren Erklärungen getheilt waren. Unser Vf. nimmt es als die Absicht des Protogenes bey diesem Gemälde an, seinem Werke die möglichste Dauer zu geben; und diess habe er dadurch zu bewirken gesucht, dass er es so zusammen setzte, dass es eine gewöhnliche Malerey fünf bis sechsmal an Dicke übertraf, so dass, wenn die Eine Oberfläche verwitterte, die andre wieder zum Vorschein kam. Diess war bey der Wachsmalerey möglich, und man findet hier selbst die Verfahrungsart angewiesen.

XII. *Bemerkungen über die alten Malereyen in den Kirchen zu Göttingen*, die sich freylich mehr durch Alterthum und Sonderbarkeit der Darstellungsart, als durch Kunstwerth auszeichnen. Man wird es indess doch dem Vf. Dank wissen, dass er sie seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und davon zu verschiednen interessanten Bemerkungen Anlass genommen hat.

Leipzig, b. Hempel: *Gesammlete Erzählungen* von *A. G. Eberhard*. *Erstes* Bändchen. 1802. 19 Bog. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter den deutschen Erzählern in *Marmontels* Manier gebührt dem Vf. zwar nicht der erste, gewiss aber einer der nächstfolgenden Plätze; und wenn ihm die vielseitige Gewandtheit, die Mannichfaltigkeit in der Erfindung, der oftmals bis zum Ueberraschen tiefe Blick ins Menschenherz, und die äusserst feine Sprache seines Vorbildes abgeht: so spricht bey ihm auch öfter die Herzlichkeit, die wahre, nicht dem französischen Theater nachgeahmte Naivetät, die gesunde Natur in ihrer richtigen Ansicht der Dinge, nicht an deren Stelle die schielende, oft zweydeutige Moral des französischen Erzählers. Auch gelingt Hn. *E.* weit besser, als etwa seinem Nachbar, *Friedrich Laun*, zu plaudern ohne Geschwätz, zu tändeln ohne Kinderey.

So vortheilhaft zeigt sich aber der Vf. nur in seinen besten Stücken, und namentlich in der *ersten* Erzählung dieses Bändchens der Sammlung. Doch dürfen wir nicht übergehen, dass er in der Vorrede selbst

den von Paläftina als Salomonifche Landfitze zu verherrlichen. Im 5. Kap. z. B. fand *R.* die Befchreibung eines reizenden Berges, in welchem man Golderz gegraben habe u. f. w. Der witzige *R.* mufs gerade in der Stimmung gewefen feyn, an die *countryfeats* der englifchen *nobility* und *gentry* mit befonderer Vorliebe zu denken. Dagegen denkt fich Hr. *W.*, um die von dem „Propheten" (?) Efra einmal, wie er meynt, eingeführte Canonicität diefes Hochgefangs feftzuhalten, zu der Behauptung genöthigt, dafs der Sinn deffelben durchaus myftifch fey, fo gewifs, als nach *W. Jones's* Abhandlung über die myftifche Poefie der Perfer und Hindus (*Works* Vol. I. p. 445.) die alten Hushangis und die philofophifche Schule der Vedanta in Indien ihre Gottesliebe mit den feurigften Bildern der irdifchen Liebesglut befchrieben haben und die Ghafels des Hafez wenigftens von Feridun und andern türkifchen Auslegern glaubensvoll von der himmlifchen Liebe verftanden werden. Unfere Lefer wiffen von felbft den Unterfchied zwifchen urfprünglichem Sinn und wohlgemeynter Deutung, diefe mag nun von türkifchen, patriftifchen oder antinaturaliftifchen Eiferern entfpringen, und werden vermuthlich jedem, welcher die mit dem Salomonifchen Hochgefange vergleichbare Gitagórinda nicht als Liebe von Crifchna und Radha, fondern als den myftifchen Magnetismus zwifchen der Gottheit und der menfchlichen Seele (nach S. 93.) auszulegen weifs, feine Freyheit weder abfprechen noch beneiden wollen. Im letzten Abfchnitt giebt Hr. *W.* vornehmlich die englifche Literatur der Ausleger des Hohenlieds. Schon 1720. hatte es ein Dr. *Croxall* unter dem Titel: *The Fair Circaffian, a poëm imitated from the Song of Salomon*, auf die Art, welche fich aus diefem Titel vermuthen läfst, paraphrafirt. Von der *Döderleinfchen* Ueberfetzung meynt Hr. *W.*, fie fey *printed in Dutch at Jena.* Er benutzte fie nach einer in *the Critical Review* XV. Vol. 1795 davon gegebenen englifchen Ueberfetzung.

Hr. *W.* hat das Ganze, welches, als ein Vermählungslied zwifchen Gott und der Kirche, Er allenfalls auch in die Zeit der Salomonifchen Tempeleinweihung fetzen laffen möchte, nicht nur in 7 Tage, fondern fogar in 7 Morgen- und 7 *Abend*lieder getheilt. Ob auch die letztern um der Allegorie willen nöthig gewefen feyn möchten, kann ein Salomonifches Räthfel bleiben. Die Oekonomie des Ganzen foll folgende feyn: I. Morgen. Kap. 1, 2—8. (Braut, Brautjungfern.) I. Abend. K. 1, 9—14. (Bräutigam, Brautjungfern, Braut.) II. Morgen. K. 1, 15—2, 7. (Bräutigam und Braut.) II. Abend. K. 2, 8—17. (Braut-Bräutigam. V. 15. Die Brautjungfern an die Freunde des Bräutigams.) III. Morgen. K. 3, 1—5. (Die Braut allein.) III. Abend. K. 3, 6—11. (Ein Dialog zwifchen zwey Brautjungfern über den „Palankin" Salomo's.) IV. Morgen. K. 4, 1—6. (Der Bräutigam allein.) IV. Abend. K. 4, 7—5, 1. (Der Bräutigam bis in die Mitte des V. 15., alsdann die Braut und Er.) V. Morgen. K. 5, 2—6, 3. (Die Braut, auch die Brautjungfern, endlich 6, 2. der Bräutigam.) V. Abend. K. 6, 4—13. (Der Bräutigam; zuletzt V. 13. ein Duett von zwey Brautjungfern.) VI. Morgen. K. 7, 1—5. (Eine Brautjungfer; in der letzten Zeile des V. 5. eine zweyte; alsdann der kommende königliche Bräutigam. V. 10. die Braut.) VI. Abend K. 7, 11—8, 4. (Die Braut, zum Theil an die Begleiterinnen.) VII. Morgen. K. 8, 5—7. (Brautjungfern, Bräutigam, Braut.) VII. Abend. K. 8, 8—14. (Braut und Bräutigam.) Hier nur eine Probe von des Vfs. allegorifcher Erklärungsart. Die jüngere Schwefter ift die Kirche aus den Heiden, das mit 12 *Thürmen* gezierte neue Jerufalem; der Weinberg zu Baalfamon aber — nach Jef. 5, 1 ff. 27, 2 ff. ganz offenbar — die ifraelitifche Kirche felbft, welche, von Salomo der Wartung feiner Räthe u. f. w. überlaffen, nach V. 12. lieber und beffer für fich felbft forgen will. Der Vf. fcheint hier, wenn anders ein Profaner in dergleichen heiligen Betrachtungen dazwifchen reden darf, die Braut vergeffen zu laffen, dafs nicht fie, fondern Gott und der Meffias als ihr Bräutigam für ihr Heil und Wohl einzig zu forgen habe, und dafs Salomo felbft überall Typus des Meffias fey (S. 154). — Doch, der *Author of the age of Infidelity* hat fchon auf dem Titel durch ein *procul, o procul efte profani!* fich und feinen Weinberg verwahrt, und Rec. zieht fich daher von dem ganzen Texte feines Commentators, welcher rein der Myftik geweiht ift, mit ehrfurchtsvoller Scheu zurück, um allenfalls noch unten in den Noten, wohin Hr. *W.* das philologifch-exegetifche verwiefen hat, einige Brofamen aufzufinden. Auch hier find fie, leider, felten genug. Kap. 1, 12. Die wahre *Spikenard* ift nach Dr. *Roxburgh Valeriana Jatamanfi*, worüber in den *Afiat. Ref.* Vol. II. S. 405. Vol. IV. S. 419. zwey Abhandlungen vorkommen. Bey כֹּפֶר 1, 14. begegnet dem Vf. das Unglück, dafs er *cyprefs* (ftatt *cyprus*) überfetzt. Dennoch hält er es für *Henna*, welche Pflanze die ägyptifchen Frauen nach *Sonnini* im Bufen tragen. Vgl. von ihr die genauere Befchreibung bey *W. Jones*, welcher fie auf der Infel Hinzuan (Johanna) beobachtete. *Works* Vol. I. p. 493. *Shaw* fchreibt ihr einen kampherartigen, *Sonnini* einen füfsen Wohlgeruch zu. II, 4. Nach den Allegoriften, welche Hafez zu deuten verftehen, bezeichnet diefer Dichter durch Wein immer die Andacht, durch ein Weinhaus ein „abgelegnes Bethaus," durch den Weinfchenken einen weifen Belehrer u. f. w. *Hindley's Perfian Lyrics* p. 29. und *Nott's Account of Hafez* vor deffen *Select. Odes.* Vgl. Pf. 63. Hr. *W.* glaubt zu bemerken, dafs die Kirche in dem Hohenlied eine aufserordentliche Neigung für andächtige Einfamkeit und Zurückgezogenheit äufsere. II, 7. Nach Genef. 21, 30. ftellte Abraham vor Abimelech fieben Lämmer, gleichfam als Zeugen eines befchwornen Vertrags auf. So ruft hier die Braut, da fie im Felde ift, die Antelopen und Rehe gleichfam zu Zeugen ihrer Adjuration auf. Ein witziger Gedanke, welchen der Vf. dem neuen englifchen Herausgeber des Calmet zu danken bekennt. Vgl. Jof. 24, 27. III, 4. Um hier das Haus der Mutter hiftorifch zu deuten, läfst Hr. *W.* die an Salomo vermählte pharaonifche

aonische Prinzessin auch von ihrer Mutter begleitet eyn und weist ihr in Salomo's Pallast (besser wäre es: n einem Pallast in der Stadt) ihre Zimmer an. Zu II, 9 ff. passt die Erinnerung an die reichen Palankins in Ostindien. Der indische Palankin, in welchem Braut und Bräutigam getragen werden, heisst Palki. IV, 2. fehlt הן in 9 Mss. den LXX. und dem Araber. Hr. *W.* ist geneigt, es für unächt zu halten. Vgl. 6, 5. IV, 5. Der Hals der Braut soll mit Davids Waffenthurm verglichen seyn, weil an diesem Waffenrüstungen, an jenem die dicksten Verschleyerungen gehangen haben. IV, 9. *Niebuhr* in der Reisebeschreibung I. Th. bemerkt, dass in einigen Gegenden von Arabien die Frauen in Gesellschaft nur Ein Auge entschleyern; eine Gewohnheit, welche auch Tertullian [wo?] als orientalisch beschreiben soll. IV, 12. In den *Miscellanies of eastern Learning* Vol. I. p. 12. macht der Bruder einer Frau, welche mit der Scheidung von ihrem Manne bedroht wurde, folgende orientalische Vorstellung vor Gericht: Mein Herr, wir hatten dem Vizir Feiruz einen herrlichen Garten, ein Paradies auf Erden, anvertraut. Er bekam es in Besitz, umgeben mit Mauern, bepflanzt mit den schönsten Bäumen, voll von Blüthen, Blumen und Früchten. Jetzt, seit er die Mauern eingerissen, die besten Blumen gepflückt, die köstlichsten Früchte verzehrt hat, will Er uns den Garten, leer und entstellt, zurückgeben u. s. w. Man sieht auch aus diesem Beyspiel, wie weit sich die orientalische Einbildungskraft selbst in die tiefste Prosa des alltäglichen Lebens einmischt. Vgl. *Seldens uxor hebr.* B. 3. K. 2. Zu IV, 16. vgl. Plinius's Lob des Nordwinds. In Palästina kam dieser vom Libanon, der Südwind aus dem balsamreichen Arabien. V, 4. haben viele Mss המו עלי, nicht המו עליו. Dennoch fühlt der Vf. richtig, dass עליו *(wegen seiner)* die schwerere, ächte Lesart ist. V, 10. דגול *gemacht zur Fahne.* Zehntausenden ist seine erhabene Gestalt gleichsam die Standarte, um welche sie sich sammeln. So ragte einst Saul hervor. Vgl. 6, 4. 10. VI, 9. In Dr. *Balfours „Forms of Herkern"* (einer Sammlung arabischer Briefe u. s. w.) schreibt ein Liebhaber der Geliebten: O du Mond von dem Himmel der Güte! Du Cypresse aus dem Garten der Liebe! u. s. w., und sie antwortet: Meiner Schönheit Mond wird bald aus dem Fenster scheinen; der Baum meines Leibes wird seinen Schatten auf die Terrasse werfen, u. s. w. VI, 11. Nach Josephus vom jüdischen Kriege B. 3. K. 35. war der Nussbaum am galiläischen Meere nicht selten. Zu dem Lob der Sandalien VII, 1. vgl. Judith 16, 9. — Auch die Nennung des Nabels V. 2. findet Hr. *W.* nicht unpassend, als Anspielung auf die dadurch entstehende Ernährung des Embryo, und folglich auf Fruchtbarkeit. Darauf beziehe sich auch die Vergleichung des בטן mit einer Korngarbe. *Selden. uxor. hebr.* 2, 15. Nicht unglücklich ist der Gedanke 7, 1 — 6. einem für den Schmuck der Braut besorgten Mädchen in den Mund zu legen und alsdann eine zweyte die Nachricht bringen zu lassen: „Der König steht, wie gefesselt, in dem Gange." Nun, V. 7., tritt Er ein und macht selbst seine Liebeserklärung. VIII, 2. haben *Hodgson* und der neue Herausg. des Calmet eine Königin Mutter, Namens *Talmudni*, eingeführt. VIII, 6. hält Hr. *W.* das שלהבתיה für das Opferfeuer im Tempel. — Diess möchten ungefähr alle nur einigermassen bemerkenswerthe Bemerkungen dieses in dem Artikel *de unione mystica* desto stärkern Schrifterklärers seyn. In seinen Allegoricen wendet Er auch alle kleine Umstände an, so lange es irgend thunlich scheint. Hilft aber alle Kunst nicht: so wird die — sonst den geistigen Auslegern so verhasste — Regel citirt: dass man allegorische Gemälde nur im Ganzen zu deuten habe!

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

LONDON, b. J. Sewell: *A compendious Grammar of the current corrupt Dialect of the Jargon of Hindostan*, commonly calld Moors, with *a Vocabulary* English and Moors, Moors and English. To which are added *Familiar Phrases and Dialogues* etc. with *Notes descriptive of various Customs and Manners of Bengal.* For the Use of the Bengal and Bombay Establishments. By *Ge. Hadley. V. edition*, corrected, improved and much enlarged by *Mirzah Mohammed Fitrut*, a native of Luknow, who instructs Gentlemen, going to the East-Indies, in the Persian, Arabic and Hindostanee Languages. XVI. 48. VIII. 112. VI. 48 u. 105 S. 8. 1801. Printed by *S. Rousseau*, at the Arabic and Persian Press, Woodstreet, Spa Fields. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die gegenwärtige Hindostanische Sprache ist eine Mischung von Arabischem, Persischem, Hinduischem und Tatarischem. Der aus dieser Landessprache abstammende noch corruptere Dialect von Bombay ist es, was der Vf. als Munschi (Sprachlehrer) den vielen in dieses Eldorado reisenden Engländern zum Voraus bekannt machen oder wenigstens erleichtern will, da von 1801. kein Diener der ostindischen Compagnie, ohne dass er seine Kenntniss der inländischen Sprachen beweist, dort eine Beförderung zu erwarten hat. Mohrisch heisst dieser Dialect, bloss weil anfangs der mit den Hindus bekannt werdende Europäer jeden schwarzen Menschen einen Mohr nannte. — Zuerst giebt der Vf. eine kurze Grammatik. Die Declination seiner Sprache ist sehr leicht. Casus und Numerus werden durch eine Sylbe, jene hinten, diese vorne zum Worte selbst hinzugesetzt, formirt. Unter den Pronominibus fallen von selbst auf: مبين *mein*, توں *du*, آپ *selbst*, welches der Vf. mit *ipse* vergleicht, اوس *er* (אוּש?), تم *ihr* (אתם und in der Postposition תם). Durch Zusammenfügung einzelner Sylben bilden sich auch die meisten Tempora. [illegible] هوا *min huwa*, ich bin; مبين تها *min thâ*, ich war u. s. w. Die Nennwörter macht man häufig durch Zusammensetzungen. Wâlah deutet auf irgend eine Theilnahme,

me, z. B. Durna ist *laufen*, daher: Durna-Wâlah *ein guter Laufer*, Chaup-Wâlah *ein Buchdrucker*. Im Wörterbuche finden sich schon englische Worte mohrisirt, wie Musiki (Musik); auch portugisische. Nach der guten Sitte gewöhnlicher Sprachlehren folgen auf das doppelte Wörterbuch Gespräche, wie man sie gleich anfangs im Umgange nöthig hat. Für den Europäer sind zugleich die untergesetzten Bemerkungen aus der gewöhnlichen Lebensweise des Ostindiers angenehm. Schon vor 20 Jahren konnte kein Garnisonscapitain seine Dienerschaft monatlich unter 14 Pf. Sterl. erhalten; er bedarf, da jeder nur ein Geschäft übernimmt, 30 Menschen; achte bloss als Palankinträger. Ein paar Zimmer und ein Saal kosteten monatlich 18 Pf. Sie müssen im obern Stock seyn, denn im Parterre läuft der Salpeter an den Wänden herab. Will man reisen, so werden, statt der unterlegten Pferde, Relais von Palankinträgern vorausgeschickt, um des Tages doch ein Hundert Meilen zu machen. Giebt man ein Fest, so werden auch Tänzerinnen, welche Ringe und Juwelen in Nasen und Ohren tragen, gemiethet. Diese sind zu jeder Art von Unterhaltung nicht ungeneigt. Tabak wird nur durch die Hukah, d. h. so, dass der Rauch durch Rosenwasser steigt, geraucht. Mittags gegen drey Uhr macht das ganze Land sein Mittagsschläfchen. Der Europäer, wenn er viel Fleisch isst, und beym Schlafen sich dem kühlen Nordwestwind aussetzt, fällt leicht in ein hitziges Fieber, dass ihn innerhalb sechs Stunden tödten kann. — Ein eigener Dialog giebt des Vfs. Erfahrungen über das *Suckht*, d. h. über das Verbrennen der Wittwen mit den Leichnamen ihrer Männer. Der Leichnam des Verstorbenen wird zwischen Stroh und Holz gelegt, so dass man ihn nicht sieht. Zwischen zwey Braminen nähert sich die Wittwe, frisch gebadet. Würde ein Nicht-Bramine sie anrühren, so müsste sie, auf's Neue gebadet, neue Kleider anziehen. Es wird vorausgesetzt, dass sie in den ersten 12 Stunden nach des Mannes Tode erklärt hat, ob sie mit ihm sich verbrennen will. Ist diese Erklärung gegeben, so kann sie nicht zurücktreten, ohne dass ihre ganze Familie aus ihrer Kaste gestossen würde. Was sie in den letzten Augenblicken einem wünscht, giebt u. s. w. wird als heilig angesehen. Sobald das Holz brennt, geben ihr die Braminen Opium, bis zur Berauschung. Wenn man im Feuer den Leichnam zu sehen anfängt, giesst man Oel über sie, rührt Trommeln und sie springt in die Flamme. Nicht nur für Frauen der Rajahs ist es Unehre, ihre Männer zu überleben; der Vf. sah eine Schuhmachersfrau sich verbrennen, welche zu arm war, um nur Oel auf sich giessen zu lassen. (S. 30.) Auf dem Platze, glaubt man, halten nachher alle Verbrannte um Mitternacht ihren Reigentanz (S. 35.). Andere Gespenster gehen umher, *weiß wie der Teufel*, [illegible] der Hindu! Andere Erzählungen des Vfs. be[illegible]en die Wirthschaft der Affen, die Künste, welche gegen die Tiger schützen, die Wirkung der Musik auf gewisse Schlangen, die Künste der Elephanten, den Scherzruck oder eine Büsserqual, wo der Büsser sich zwey oder drey Tage lang ein Eisen durch die Zunge treiben, endlich aber eiserne Haken durch die Lenden schlagen und sich daran in die Höhe ziehen lässt. Ein ächter indischer *Shawl* (von der Wolle gewisser Ziegen in Kaschmir und Tibet) kostet in Indien selbst 25 Pf. Zum Schluss giebt der Vf. militärische Gespräche für die Officiere der Seapoys, welche ebenfalls sehr charakteristisch sind. Es giebt ein ähnliches Werk zum Erlernen des Alltäglichen vom Persischen: *The Persian Interpreter*, containing a Grammar of the Persian Language, Persian Extracts in Prose and Verse and a Vocabulary Persian and English, by the Rev. *Edward Moises*, M. A. (18 sh.) Auch für das Malaysche: *A Grammar of the Malay Tongue* with the Characters, as spoken in the Peninsula of Malacca, the Islands of Sumatra, Java, Borneo, Pulo Pinang etc. compiled from Bowrey's Dictionary and other authentic Documents, manuscript and printed By *John Howison* Esq. (7 sh. 6 d.). Diese Elementarwerke nebst *Richardson's* Persian Arabic and English Dictionary (2 Vol. fol. 16 l. 16. 5.), *Jones's* Grammar of the Persian Language IV. Ed. (18 sh.) und *Richardson's* Arabic Grammar (18 sh.) sind die gewöhnlichsten Begleiter oder Vorbereiter der *Young Gentlemen, going to the East Indies.*

Coburg u. Leipzig, b. Sinner: *Fables de M. de Florian*, de l'Académie françoise, de celles de Madrid, Florence, etc. Avec l'explication allemande des phrases et des mots, à l'usage de ceux qui étudient la langue françoise, par *Jean Henri Meynier*, Lecteur de langue fr. à l'Université d'Erlang. 1803. 284 S. 8. (18 gr.)

Der Herausgeber dieser beliebten Fabeln des Hn. *v. Florian* glaubte den jungen Freunden der franz. Sprache einen Gefallen zu thun, wenn er dem Texte eine Erklärung schwerscheinender Wörter, Redensarten und Sachen beyfügte, und dichterische Freyheiten der Construction durch die streng grammaticalische Stellung verständlicher zu machen suchte. Wenigstens erspart der Lernende durch solche ihm geleistete Hülfe alle die Zeit, welche er beym Nachschlagen eines Lexicons und anderer Bücher verlieren würde. In dieser Rücksicht verdient Hn. *Meyniers* Arbeit, ob sie gleich keine der schwersten genannt werden mag, Lob, besonders da für Correctheit rühmlichst gesorgt ist. Man könnte ihr vielleicht den Vorwurf machen, dass mancher Ausdruck bey diesem oder jenem jungen Leser keiner Uebersetzung und Erklärung bedurfte; allein weil die Erfahrung lehrt, dass nicht alle gleichen Grad von Fassungskraft und Gedächtniss besitzen, so erläuterte Hn. *M.* bisweilen lieber zu viel als zu wenig, um auch den schwächern Köpfen nützlich zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. December 1804.

BIBLISCHE LITERATUR.

London, b. T. Williams: *The Song of Songs, which is by Solomo* — —. by *T. Williams* etc.

Leipzig, b. Goethe, u. Wittenberg, auf Kosten d. Vfs: *Salomonis Carmen Melicum, quod Canticum Canticorum dicitur* — —. a *Conr. Gottlob Anton* etc.

(*Beschluss der in Num. 349. abgebrochenen Recension.*)

Hr. Prof. *Anton* nimmt, was das Ganze des Hohenlieds betrifft, nach Jacobi an: die Brüder einer gewissen Sulamith, welche sich wider ihren Willen mit einem jungen Besitzer von Heerden und Weinbergen verlobt hatte, haben dieselbe lieber dem König Salomo zuführen wollen. Dieser, von ihrer Schönheit eingenommen, habe sie in seine Gärten nach Jerusalem bringen und mit allen Herrlichkeiten, in welche sie durch Liebe zu ihm sich versetzen könne, bekannt machen lassen, um seine Liebe ihr feurigst zu erklären, doch aber ihr so ganz freye Wahl zu lassen, dass er sogar ihrem Verlobten eben dahin zu kommen erlaubte. Sulamith sey ihrem ländlichen Geliebten getreu geblieben. Salomo aber [ein wahres Tugendmuster!] habe diese Geschichte [seiner Zurücksetzung] musikalisch und poetisch behandeln und in seinem Odeum, zum Preis der Weibertreue und der ländlichen Einfachheit gegen die höfische Ueppigkeit und Sittenverderbniss [d. h. gegen seine eigene Producte], öfters aufführen lassen. So wenig Rec. an dergleichen Proben erbaulicher Selbstverläugnung bey Salomo glauben kann, so ist es doch gewiss angenehm, zu bemerken, wie viel mehr Geschmack sich in Deutschland mit dem Bestreben, dem Hohenlied seine Kanonicität zu retten, längst vereinigt habe. In seiner Ausführung des Melodrama hat fürs erste Hr. *A.* mit Buchstaben die ganze musikalische Composition des Lieds bezeichnet, wie er sie sich nach dem in der Vorrede beschriebnen Entdeckungsmittel der prosaischen Accente zu entziffern berechtigt denkt. Hat nämlich gleich der hebr. Text des H. L. nur prosaische Accente: so glaubt doch der Vf., dass auch diese eine musikalische Andeutung enthalten. *Diligentius collatis iis poematibus, quorum duplex accentuatio ad nos pervenit, intellexi, accentibus, quos dicunt, poeticis fundamentum concentus [illegible], quae eo innituntur, vocis, prosaicis vero non, nisi duarum vocum concentus, cujus fundamentum non semper in gravis vocis sono [illegible], exprimi.*" *Praef.* p. II. Der Composition sind [illegible] nur die hebr. Worte mit lateinischen Buchstaben, sondern auch [illegible] deutsche, [illegible] im glei-

chen Sylben verfasste, Uebersetzung beygefügt, welche wegen jenes Zwecks bisweilen etwas unvermeidlich Gezwungenes hat. Das Ganze ist nach den redenden Personen abgetheilt, und in den gedrängten Noten theils davon, theils von einzelnen Eigenthümlichkeiten der Uebersetzung Rechenschaft gegeben. Sehr gut ist der Gedanke, am Ende durch ein kleines Glossarium vollends alle angenommene Wortbedeutungen kurz zu erklären und zu rechtfertigen. Wem auch das Musikalische in dieser Arbeit nicht brauchbar ist, der findet in ihr eine bündig belegte philologische Uebersetzung und eine sinnreiche Darstellung des ganzen Zusammenhangs, nebst manchen dem Vf. eigenen Erklärungen, so gut ausgewählt und ausgedrückt, dass überall der Mann, welcher vieles weiss, um in Wenigem das Passendste zu sagen, unverkennbar ist. Manche seiner Bemerkungen setzt er aus seiner schon 1773. herausgegebenen deutschen Uebersetzung als bekannt voraus. An mehreren Stellen hatte er indess die eigenthümlichen Erklärungen, welche *Paulus* im XVII. Theil des Repertor. f. bibl. und morgenl. Literatur gegeben hat, der Billigung werth gefunden und wirklich angenommen. Wir legen eine Probe von der Oekonomie des Ganzen, und alsdann einzelne der bemerkenswertheren Erklärungen vor. Wo man gewöhnlich den Wunsch der Liebenden hören will I, 1. („Möcht' Er, o möchten jene Lippen mich küssen!"), da beginnt nach Hn. *A.* Sulamith in Begleitung einiger Landmädchen und ihres Bräutigams mit einer den Salomo zurückweisenden Frage: „*Er* — mich küssen mit zärtlichem Munde!? ... *Dein* Lieb (mein Bräutigam) ist süsser als Wein mir" u. s. w. In dergleichen unwillkommene Freyheiten, oder vielmehr Unbestimmtheiten, versetzt den Exegeten die Vieldeutigkeit des hebr. Futurum und der Mangel an Fragezeichen. v. 4. „Entführ mich" lässt Hr. *A.* die Begleiterinnen sagen. Auf jeden Fall würde das Moschceni noch der Braut, das übrige der Zeile etwa den Freundinnen in den Mund zu legen seyn, wie der Vf. sogleich die Braut: „Soll der König mich führen ins Gemach?" und dann die Freundinnen sagen lässt: „Nein, freuen wollen wir mit Dir uns, Mehr preisen als wenn deine Liebe; des Königs Sopha's dich vorziehn." מֵישָׁרִים erklärt nämlich Hr. *A.* durch وثر *lectus mollis.* Sehr delicat wäre denn freylich die Versicherung nicht, dass der Freund den höfischen Polstern vorgehe. Besser dünkt uns כְּעֹטְיָה (sc. רָחֵל) in v. 7. erklärt: „Warum soll ich, *wie ein schmachtend Schaaf*, auf der Freunde Trift irren?" Vgl. Ps. 142, 4. Jon. 2, 8. — — I, 8. [illegible] Salomo aus:

„Wenn

„Wenn *du selbst dich verkennst*, allerschönste der Frauen! Wohl, so gehe noch Heerden nach .... Doch, wie an Pharao's Kutsche ein Ross, schmückt' ich gerne, Freundin, dich. Dann prangte Dir unterm Kinn die Schnur, an dem Hals der Perlenschmuck." Zofen vom Hofe fahren fort: „Ja, Schnüre aus Gold machen wir Dir, von Silberpunkten glänzend"... v. 15. endlich spricht auch der Bräutigam. Unter diese redende Personen, zu denen in der Folge auch noch ein Chor von Hofleuten und die Brüder der Verlobten hinzukommen, zerlegt nun der Vf. das Ganze. Seit man Sacontala, Gitagovinda und selbst chinesische Schauspiele kennt, darf man allerdings den Gedanken, dass alle die einzelnen Lieder des Hohenlieds in ein ganzes Drama gehören mochten, nicht unorientalisch finden. Würde aber nicht vielleicht manches dazwischen in Prosa gesprochen und gehandelt? Hätte man irgend von einer unserer Operetten bloss die eingestreuten Lieder, wie mancherley Muthmassungen würden sich über den Zusammenhang der Geschichte machen lassen, in welche sie einpassen sollten! Wir bekennen gerne, dass zuweilen sich der Text recht glücklich an Hn. *A's* Hypothese anschmiege, an andern aber unstreitig noch wenigstens eine andere Wendung gefunden werden müsste, z. B. I, 13. III, 5. 6. 11. VIII, 3. 4. 13. Doch, diese Auseinandersetzung würde zu weit führen. Wir bemerken deswegen nur noch einzelne Stellen. I, 17. rühmen die Mädchen des königl. Harems ihre Wohnung: „Auf Cedern ruhet unser Haus." Der Text sagt: die Wände unserer Wohnung sind Cedern. Dazu möchten auch die immer doch kostbaren Cedern noch eher gebraucht worden seyn. רהיטנו mögen die bedeckten Gänge, oder Gallerien seyn, welche man in den orientalischen Häusern gewöhnlich von jedem Stockwerk in den Hof herein gehen sieht. Dort konnten die Mädchen vom Serail hin und her zu gehen die Erlaubniss haben. II, 4. „Bald führt er mich zum Hochzeithause." Der Vf. hält בית היין und בית משתה für gleichbedeutend. Mit II, 6. 7. endigt die erste Scene. *„Sulamitha fere exanimis (amore) introducitur in pergulam hortorum"* ist der Schluss, welchen sich Hr. *A.* denkt. Der Bräutigam bittet noch, dass die Mädchen vom Serail ihren Schlummer nicht stören. Mit II, 8. erwacht Sulamith am folgenden Morgen. v. 9. כתל vergleicht der Vf. mit einem Chiosk. كتل *cogere in unum.* Behält man auch die durch Dan. 5, 5. Esr. 5, 8. bekannte Bedeutung *Mauer*, so kann immer angenommen werden, dass in unserer Stelle diese Mauer zu einem Chiosk gehörte. v. 13. hält er סמדר für unächt. v. 17. הרי בתר *montes abrupti.* (f. [illegible]) wie Dammhirsche frei lieben. III, 6. nimmt er מקטרת an, nach Aquila, Chald. Vulg. תימרות sollen des Rauches *Säulen*, gleichsam *Palmen* seyn. Eine harte Metapher, bey welcher überdiess das Charakteristische Jod vernachlässigt wäre. Es wird aber im Glossarium angemerkt, dass dieses Wort, abgeleitet von ומר وَمَر auch *Wolken* bedeuten könne. III, 9. Zu אפריון *Kutsche*, *currus*, wird فَرّ *currit* verglichen. Die *Krone* v. 11. wird durch B. d. Weish. 2, 7. 8. Zach. 6, 11. Ps. 21, 3. erläutert. IV, 1 — 4. wird dem Salomo in den Mund gelegt. Man müsste gestehen, dass der König sich durch pastoralische Bilder dem Geschmack der ländlichen Schöne sehr zu accommodiren gesucht habe. Er wäre ganz *Pastor fido*, bis auf die Vergleichung mit Davids Waffenthurm v. 4., wo ihn der Dichter aus diesem Charakter hätte herausfallen lassen. IV, 12. wird גל als Schreibfehler für גן angesehen, nach LXX Ar. Vulg. Syr. und mehreren Mscr. *Lectio difficilior* bleibt es immer! Es konnte wohl den *wälzbaren Stein* bedeuten (sonst גליל), welcher auf die Oeffnungen der Cisternen gelegt und gar wohl auch besiegelt wurde. Hr. *Williams* führt aus Bahur Danusch (III, 65.) die Versicherung einer Prinzessin aus einer persischen Romanze an: Das Kleinod des geheimen Schatzes ist wie zuvor; das Kästchen besiegelt mit dem gewohnten Siegel. — Dass Sulamith V, 1. die Hofleute tröst genannt und zum Mitgenuss des Gartens aufgemuntert haben sollte, wäre wohl auch ein Herausfallen aus dem Charakter. VI, 12. bleibt einer der schwierigsten Verse. Hr. *A.* übersetzt: „Unvermerkt reisst mich mein Herz (zum Verlobten) hin, schnell, der Edlen Wagen gleich." *(Impetus animi me facit currum, id est, me similem facit currui.)* Mit diesen Worten entflieht sie, wird aber doch noch (gerade, wie es in unsern Operetten Mode ist) im Fliehen eine gute Zeitlang zurückgehalten. — VII, 1. „Was seht ihr denn an Sulamith, Ihr, ein Doppelchor zum Tanze!" מחלת מחנים *chorus aulicus duplicis agminis, masculini et foeminini generis.* Die v. 3. gepriesene kelchartige Tiefe des שר *umbilicus* erklärt Hr. *A.* richtig als Zeichen des bey den Orientalen so beliebten *embonpoint.* — v. 6. „Dein Haupthaar gleicht dem (purpurnen) Vorhang des Königs, dort (aufgehangen) in dem Säulengang." v. 8. אשכלת von Datteltrauben. — Sinnreich ists, dass Hr. *A.* v. 9. dem Salomo in den Mund legt („Gedacht hatte ich: Könnt ich diese Palme besteigen u. s. w. Mir wäre dein Duft, wie Aepfelduft, und dein Mund, wie Wein, so mild"), alsdann aber plötzlich die Sulamith einfallen lässt: Leicht fliesst nur Meinem Freunde dieser Wein, fliesst, dass der Mund ihn schlummernd schlürft. לְמֵישָׁרִים *molli fluxu*, nach Prov. 23, 31. (εὐθέως) דובב von دبّ *pedetatim fluit.* VII, 2. in der Mutter Haus führen. Euphonism. für: heirathen. — VIII, 5. „Unter einem Baume dieser Art עוררתיך weckte ich deine Liebe," nach غار, im Pih. *effervescere fecit.* Mit VIII, 6 — 7., fühlt Hr. *A.*, sollte das Ganze, als mit seiner höchsten Culmination, schliessen; weil aber Salomo den Zuhörern und Zuschauern auch noch den Geiz der Brüder der Sulamith habe darstellen wollen, so sey VIII, 8. bis ans Ende, gleichsam als Nachspiel hinzugekommen. Auf alle Fälle ein Anticlimax. VIII, 10. „Meine Brüste sind wie Thürme." Das Bild sage zweyerley: Mannbarkeit, aber auch unüberwindliche Keuschheit. Vgl. 8. [illegible] — Im Glossarium wird צִיר חרש 3, 8. erklärt: oft gepackt,"

gegriffen von Schwerdtern. Diefs foll denn bedeuten: *exercitati bello.* Offenbar wäre jenes nur ein zweydeutiges Lob, da man, oft angegriffen, auch oft verloren haben könnte. Wie man vom Auswählen der Soldaten מֹשֵׁךְ fagt (B. Richt. 4, 6.): fo fcheint אֲחֻזֵי חֶרֶב *ein zur Waffenübung weggenommener* (vgl. I Kön. 9, 22.) zu feyn. מֹשְׁכִים בְּשֵׁבֶט סֹפֵר B. Richt. 5, 14. VII, 9. סַנְסִן *Aquila:* ἐλάται, *rami propullulantes in palma fumma*, beleuchtet Hr. *A.* durch شنن *diffudit*, *expandit*. Zu III, 10. wird רְפִידָה erklärt als die *Rückfeite*, an welche man fich anlehnt. Zu V, 15. wäre für die Bedeutung שֵׁשׁ von שַׁיִשׁ *weißer*, *parifcher Marmor*, mehr Beweis zu wünfchen. Das mühfame, aber verdienftliche, Gloffarium erleichtert zugleich den Ueberblick, wie viele feltene und ausgefuchte, auch exotifche Worte und Redensarten im Hohenlied vorkommen, wie fehr es alfo in diefer Rückficht eine *dictio poëtica* habe. Weil die Erfcheinung der Mädchenchöre und ihre Freyheit manchem nicht orientalifch, wenigftens nicht jüdifch fcheinen möchte: fo bemerkt Rec. bey diefer Gelegenheit eine Parallele aus der Mifchna. Nach dem Tractat Tannith (vom Faften und dergl. Selbftpeinigungen) K. 4. §. 8. hatte man von dem berühmten Rabban Schimeon, Gamaliels Sohn, den Ausfpruch: Ifrael hatte keinen luftigern Tag, als den 15. Abh und den Tag Cippurim [der allgemeinen Sündenvergebung]. Denn an diefen Tagen gingen die Töchter Jerufalems hinaus in weifsen neugewafchenen Kleidern und tanzten in den Weinbergen (חולת בכרמים). Vgl. Jerem. 31, 13. Und was fagten fie dadurch? [Was war der Zweck?] Antwort: Blicke auf, Jüngling, und fiehe, welche du zur Frau wählen wolleft. Andere: Blicke nicht fowohl auf die Schönheit, als auf gute Abkunft. Denn Schönheit, fagt Prov. 31, 31. ift eine leere Sache u. dgl. m. Die Stelle bezieht fich hierauf felbft auf Hohel. 3, 11. f. *Mifchna ed. Surenhus.* T. II. p. 385.

Oxford, in der Univerfitätsdruckerey: *Horae Mofaicae*, or a View of the Mofaical Records, with refpect to their coincidence with profane Antiquity, their internal Credibility and their Connexion with Chriftianity, comprehending the Subftance of Eight Lectures read before the Univ. of Oxford in the Year 1801. purfuant to the Will of the late Rev. John Bampton, A. M. By *Ge. Stanley Faber*, A. M. Fellow of Lincoln College. Vol. I. 372 S. Vol. II. 355 S. 1801. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

„Durch die antichriftlichen Bemühungen der gegenwärtigen Generation wird jede Art von Kenntnifs gegen den mofaifchen Theil der göttlichen Offenbarung in Bewegung gefetzt. Während man die Eingeweide der Erde durchwühlt, um die gelehrte Welt von der Unrichtigkeit der mofaifchen Chronologie zu überzeugen, werden Gefchichtbücher und Reifebefchreibungen, Satiren und Tragödieen, felbft Romane und Novellen gebraucht, um das Gift unter die Lefer von andern Ständen zu verbreiten. Diefs find die Arbeiten des neumodifchen Unglaubens: fo fucht man durch das Judenthum dem Chriftenthume felbft die Todesftreiche beyzubringen." Durch diefe und viele andere Ausbrüche feiner Beredfamkeit entdeckt Hr. *St. F.* die furchtbarften Attentate der *Modern Infidelity*, von welchen die unfchuldige Welt diefsfeits des Canals, ohne ihn, kaum eine Ahnung haben möchte. Es ift aber auch feine Schuld nicht, dafs er diefe Lärmtrommel hören läfst. Der auf dem Titel genannte wohlfel. Canonicus von Salisbury, *J. Bampton*, hat nun einmal Haus und Hof zu jährlichen acht rednerifchen Vorlefungen hinterlaffen, in denen die Wahrheit des chriftlichen *Glaubens* durch Widerlegung aller Häretiker und Schismatiker erhärtet werden mufs. Will nun der rednerifche Vorfechter von feinem Kampffpiele an dem Grabe des Unglaubens Ehre haben: fo mufs fürs erfte ganz natürlich von der Furchtbarkeit des Feindes eine Befchreibung gemacht werden, bey welcher fich, wo möglich, die Gebeine des wohlmeynenden milden Stifters noch im Grabe umwenden möchten. In der That aber geht es denn gewöhnlich der Wahrheit, welche gerettet werden foll, unglücklicher als dem antichriftlichen Gegner felbft. Sie pflegt mit einer Waffenrüftung belaftet zu werden, unter welcher fie faft ihre beften Bekannten nicht mehr erkennen, und der gröfste Beweis ihrer ewigen Unverletzbarkeit ift, dafs fogar diefe Claffe ihrer Vertheidiger ihr nicht wefentlich fchaden kann. So z. B. bekennt Hr. *St. F.* nach feiner Einficht „in den grofsen Plan der göttlichen Weisheit zu Rettung der Menfchen von ewigdauerndern Verderben" die reciproke Selbftvertheidigung des Judenthums und Chriftenthums darin gefunden zu haben: dafs „unter dem Gefetz nicht weniger als unter dem Evangelium die Befeligung durch das einzige Verdienft eines ftellvertretenden Opfers gleichförmig erklärt fey" u. f. w. Müfsten nicht dergleichen vor einer ganzen Univerfität vorgetragene Erklärungen als eine öffentliche Stimme, als ein Zeichen der Zeit, betrachtet werden: fo würden fie freylich, als wahre Parachronismen, keiner Zeile zur Ausführung werth feyn. Die volle Ausführung des Vfs. ift fo grundgelehrt, dafs fie dagegen aller logifchen Gründlichkeit entbehrt. „Wenn, ruft der Vf. aus, die ganze Welt von China bis Amerika, von den nördlichen Wohnfitzen unferer gothifchen Voraltern an bis zu den fernen Ufern von Hindoftan in Behauptung *der nämlichen Thatfachen* übereinkommt, die in den Büchern des Mofe befchrieben werden: fo ift der Glaube an ihre Wirklichkeit nicht abzuweifen." Wozu denn aber das Kämpfen für Mofe, wenn die ganze Welt von China bis Amerika ohnehin für feine Thatfachen ift? Und für welche Thatfachen denn? Dafür, dafs die Weltfchöpfung aus Finfternifs, und Waffer, und einem Geift und Wort Gottes geworden fey, für diefes Mofaifche „Factum" befteht im zweyten Kap. des Vfs. Beweisführung in einem Aufgebot, nicht nur der chaldäifchen, phönizifchen, perfifchen, hinduifchen, fondern auch der chinefifchen, tufcifchen, gothifchen und virgilifchen kosmo-

kosmogonischen Phantasieen, und selbst der Vögel des Aristophanes. Der Vf. ist so glücklich, neben tausenderley von Mose abweichenden Einfällen, in denen dann natürlich jene heidnische Kosmogonien unrecht haben, immer auch etwas von Gottheit und göttlichem Geiste, noch gewisser aber Wasser und Finsternifs zu finden. Leider aber find seine Anführungen so oberflächlich, dafs man sie nicht einmal als Collectaneen für einen bessern Gebrauch betrachten kann. Mose hat nach dem Vf. den Messias verkündigt, als Zertreter des Schlangenkopfs. So zerschlägt Thor, der älteste der Götterföhne, einer grofsen Schlange mit seiner Keule den Schedel. Edda K. 27. Welche Harmonie mit dem Mosaischen „Factum!" Nach Sanchuniatho haben Protogonos und Aeon den *Genus* und die *Genea* erzeugt. Welch ein Glück, dafs schon Bischof Cumberland hier (nicht an γενος oder γενεα, sondern) an Kain dachte! Lucian (*a professed scoffer at all religions*) hat doch die Ehrlichkeit, aufzubewahren, dafs Deucalion der *Juno* einen Tempel gebaut habe. Was ist nun gewisser, als dafs Deucalion der mosaische Noah seyn müsse; denn Juno ist יונה *die Taube*, welche Noah aus der Arche geschickt hat. Dafs Lucian natürlich das Wort Juno nicht gebraucht hat, fällt unserm Bryantisten nicht bey. Selbst Saturnus ist ihm *der verborgene Noah*; denn was ist klarer, als dafs סתר נח und Saturnus Ein Mosaisches Factum find! Eben so Κρονος und קרן נח *der gehörnte Noah*. Warum aber *gehörnt?* „Wir erkennen, antwortet S. 194, hier unmittelbar jenes gewöhnliche Symbol des Patriarchen, *den ackerbauenden Stier*." Will nicht ein künftiger *Bampton-Lecturer* lieber zeigen, wie unter Κρονος unmittelbar der *weinbauende* Noah erkannt werde! Dieser wäre wenigstens eine Mosaische (wo nicht Thatsache, doch) Mythe. Auch Menes, Menu, Mannus u. s. w. find alle — Noahs. מנח. Das Schiff *Argo* ist Noahs *Arche* u. s. w. Und so steigt der Vf. mit jedem Schritt zu kühnern Beweisen. Im *zweyten* Theile durchwandert Er alle Typen des alten Testaments, um den *Zusammenhang der alt- und der neutestamentlichen „Haushaltung Gottes" evident zu machen*, und das Gesetz zu zeigen, als „*a schoolmaster to bring us unto Christ.*" Unmöglich aber kann Rec. dem Vf. länger folgen. Ein solcher *schoolmaster* wäre, wenn irgend etwas, wohl fähig, die, welche nichts als die Beweise seiner Schule kennen, von Christus abzubringen. Diefs zu verhüten, höre man nur noch eine seiner Schlufsreden. Des Vfs. — nicht antichristischer — Christ, von dem „Arm des Allmächtigen aus der ägyptischen Gefangenschaft des Satans ausgeführt, hat lange Zeit mit schweren Schritten die Wildnifs der sündenvollen Welt durchwandert. Endlich nahet fich seine Wanderschaft dem Ufer des Flusses, welchen jeder Adamssohn passiren mufs. Aber Gottes Verheifsungen find ihm ein kostbares Cordial. Der wahre Josua, unser Heiland, aber ist sein Führer selbst bis zum Tode.", S. wörtlich so S. 344. Für den Rec. ist nach allem diesen die evidenteste „Thatsache" der innigste Zusammenhang zwischen dieser Ausartung des Christenthums und — der Geschmacklosigkeit.

VOLKSSCHRIFTEN.

ALTENBURG u. ERFURT, in d. Schnuphasesch. Buchh.: *Neue Sammlung von Sprichwörtern* zur Unterhaltung und Belehrung, von *Sylvest. Jac. Ramann*, Pfarrer zu Zimmern supra im Erfurtischen. *Viertes* Bändchen. 1804. 180 S. 8.

Hier wird das im dritten Bändchen (f. A. L. Z. 1804 Nr. 281.) fortgesetzte Sprüchwort: Tugend und Handwerk find der Kinder bestes Erbtheil, beendigt und aufser diesem werden noch 7 Sprüchwörter in angenehmen Erzählungen durchgeführt. Der Vf. weifs auch solchen Sprüchwörtern, welche bey dem ersten Anblick irrige und abergläubige Meynungen zu begünstigen scheinen, eine moralische Ansicht und Deutung zu geben. Da dieses Buch als Volksschrift, oder als ein Buch, welches für Leser bestimmt ist, die noch auf einer der untern Bildungsstufen stehen, angesehen werden mufs: so hätten wir gewünscht, dafs Hr. *R.* weder lateinische Floskeln, wie: *hora ruit* u. a., noch auch solche Redensarten, deren Verstehen mehr Vorkenntnisse voraussetzt, als man bey dem gröfsern Theile dieser Leser erwarten kann, wie S. 139. *Crispinische* Moral, eingemischt haben möchte. Auch in den Stil, besonders bey dem Gebrauch der Personenwörter, haben fich einige Nachlässigkeiten eingeschlichen. Nach der Beschreibung zu urtheilen, welche S. 169. von den, in einer gefundenen Schreibtafel enthaltenen, Papieren gemacht wird, waren es nicht, wie Hr. *R.* behauptet, kursächsische Steuerscheine, sondern Cassen-Billets. Uebrigens verdient auch dieser Band im Ganzen das Lob, welches wir den ersten Bänden ertheilt haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Marienberg*, gedr. b. Christ: *Unsre Dorfschule.* 1804., von M. *Christ. Ehrenfr. Wilh. Wagner*, kaiserl. gekr. Dichter, Prediger zu Grofsrückerswalde u. s. w. Zum Besten des Waisenhauses zu Marienberg. 64 S. 8. — Durch die Bemühungen des Vfs. hat die Schule zu Grofsrückerswalde, wie man aus dieser Schrift mit Vergnügen sieht, eine im Ganzen zweckmäfsige Einrichtung in Absicht auf Classenabtheilung, Lehrgegenstände, Methode und Disciplin erhalten. Auch ist eine kleine Schulbibliothek angelegt worden, welche der Vf. selbst den benachbarten Schullehrern zum Gebrauch anbietet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. December 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voss u. C.: *Feuers- Noth- und Hülfsbuch fürs deutsche Volk und seine Freunde.* Nach dem *Krügelsteinischen* System bearbeitet von *Christoph Gottlieb Steinbeck.* 1802. XX u. 300 S. 8. (12 gr.)

Gera, b. Haller: *Christoph Gottl. Steinbecks — Feuercatechismus* für die niedern Schulen und Jugend unsers deutschen Vaterlandes überhaupt. 1802. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1804. 8. (4 gr.)

Nach dem grossen Brande in Suhl 1753. wurde der dasige Physicus Doctor *Glaser* durch das Unglück, welches ihn selbst betroffen, bewogen, in verschiedenen nützlichen Büchern die Grundsätze zu entwickeln, wie man die Macht des Brandfeuers einschränken und dem dadurch verursachten Schaden, so viel als möglich, abhelfen könnte. Bald folgten ihm mehrere Schriftsteller, welche die Preisaufgaben der göttingischen Societät in den J. 1772. und 1775. aufmerksam gemacht hatten. *Glaser* gab endlich im J. 1782. einen Feuerkatechismus für die Jugend heraus, welcher sogleich als Schulbuch in den fürstl. rudolstädtischen und andern Landen eingeführt wurde, und mehrern Regierungen Veranlassung gab, einen ähnlichen Unterricht für ihre Länder verfertigen zu lassen, von dem jedoch im Publicum nichts weiter bekannt worden ist. Bey dieser Sorgsamkeit der Regierungen für die Feuerpolizey durfte sich ein so nützliches Buch, als das Steinbeck'sche, im voraus eine günstige Aufnahme versprechen; und wirklich ist es auch in den königl. preussischen Landen allen Gemeinden zum Ankauf empfohlen, in mehrern Ländern von der Obrigkeit eingeführt, und selbst von der Reichstagsversammlung zu Regensburg mit Beyfall aufgenommen worden. In der That ist es das vollständigste und am besten geschriebene Volksbuch dieser Art, welches durch das Gespräch eines Pfarrers mit dem Schultheissen einen lebhaften und eindringenden Vortrag gewonnen hat. Bey der Vergleichung desselben mit dem Krügelsteinischen Systeme hat Rec. noch einige nützliche Bemerkungen wahrgenommen, welche der Vf. des Feuerbüchleins aus spätern Beobachtungen gesammelt hat. Doch findet Rec. nöthig, an manchen Stellen noch einige eigene Bemerkungen beyzubringen. Die Ermahnung (S. 9.), hohe Bäume in der Entfernung von 15 Ellen um Häuser und Orte anzupflanzen, hätte durch die bekannte Erfahrung, dass auf einem Gute des Hn. von Schachmann in der Lausitz hohe Linden den Blitz so gut ableiteten, als Wetterableiter, eindringlicher gemacht werden können. Unter den Feuerverwahrlosungen (S. 5.) verdient eine, dem Rec. durch zwey in seiner Gegend bemerkte Fälle kund gewordene, Thatsache bemerkt zu werden. Bey Untersuchung zweyer Diebstähle offenbarte es sich, dass die Diebe, um in das Vorderhaus zu kommen, die lockern Beschläge von der auf das Feld stossenden Scheuer losgebrochen, mit brennenden Laternen durch die vollgefüllten Scheuerbansen und Böden sich mühsam durchgearbeitet, die Laternen theils mit in das Vorderhaus genommen und dasselbe ausgeräumt, theils die Hauptlaterne brennend an den gefährlichsten Orten stehen gelassen, und vermittelst kleiner Blendlaternen den Diebstahl auf Kornböden vollbracht hatten. Bey solchen Veranlassungen zur Furcht in langen und stürmischen Winternächten ist es desto mehr Pflicht für alle Hausväter, so oft es seyn kann, den Beschlag ihrer Scheuern und Ställe zu untersuchen, und sie so zu verwahren, dass kein Dieb, ohne das heftigste Getöse zu machen, einbrechen könne. — So gewiss es (S. 50.) ist, dass Strohwische, unter die Ziegeln gelegt, bey entstandenem Feuer höchst gefährlich sind: so giebt es doch Orte, wo sie wegen mehrern Schlagregens und Schneegestöbers, und des schlechten Kalks in einer solchen Gegend, fast nicht entbehrt werden können; indessen lassen sie sich unschädlich machen, wenn man sie vor dem Einziehen in einer dicken Leimenbrühe einweichen lässt, welches zugleich das Benagen derselben von Ratten und Mäusen hindert. Der Vermehrung der Glut durch absetzende Spritzen kann einigermassen vorgebeugt werden, wenn da, wo Raum genug ist, zwey neben einander gestellt werden, welche so viel möglich wechselsweise auf einen Punkt spritzen. Eine wichtigere Bemerkung betrifft (S. 171.) die angerathene Bekanntmachung des Feuers. Es möchte nämlich nicht gut seyn, mit den Glocken allein die Signale zu geben, weil durch das erste Anschlagen immer das grösstmögliche Schrecken erweckt wird, indem kein Mensch bey dem ersten Schlage wissen kann, wie viel und in welcher Maasse mehrere nachfolgen werden. — Auch wäre zu wünschen, dass man für Kanonen ein sanfteres Bekanntmachungsmittel hätte, um Kranken und Schwächlichen in furchtbaren Nächten ein gefährliches Schrecken zu ersparen. Um jedes unnöthige Schrecken zu verhindern, müsste der grösste und der kleinste Ort ganz verschiedene Bekanntmachungsmittel für in- und auswärtige Brände haben. Wo Thürmer die Wachten haben, dünkt Rec. für entfernte Brände das beste Signal durch ein Feuerhorn — eine Trompete, wenn kei-

keine Reiterey an dem Orte liegt — durch das Sprachrohr, und wenn das Feuer in einem nahgelegenen einzelnen Hause oder Orte ist, von welchem das Flugfeuer den signalisirenden Ort erreichen könnte, durch wechselsweises Blasen mit dem Feuer- und Stundenhörnchen; für inwärtige Brände aber allein das Anschlagen der Glocken zu seyn. An Orten, wo keine Thürme sind, kann die Bekanntmachung auswärtiger Brände durch Trommeln, Trompeten, Pochen an hellklingende Breter und an die Hausthüren geschehen; aber das Läuten der Glocken und das Blasen des Nachtwächters für inwärtigen Brand gespart werden. Auch hält es Rec. nicht in allen Fällen für gut, wenn das Anschlagen der Glocken sobald aufhört, als die Einwohner geweckt und aufgestanden sind. — Entlegene Orte, oder die wenige Communication mit den nächstgelegenen haben, können bey grossem Nebelwetter am Tage und bey der Nacht ohne nachbarliche Beyhülfe abbrennen, wenn nicht ein anhaltendes Läuten Wanderer, Nachtwächter oder frühaufstehende Fuhrleute an benachbarten Orten aufmerksam macht, wie denn selbst der Vf. das Läuten mit allen Glocken in einem solchen Falle empfiehlt. — Zu S. 181. bemerkt Rec. einen Fall, wo man den Brand eines nur anderthalb Stunden entlegenen Orts wegen vorliegender Berge zwar etwas bemerkte, aber für viel weiter hielt; daher wäre es sehr gut, wenn in gebirgigen Gegenden ein für allemal Signale mit Raketen gegeben, und der Strich jedes Orts genau auf einer hochliegenden steinernen festen Tafel bemerkt würde. — Die Vereinzelung der neuen Häuser nach einem Brande, welche der Vf. so sehr wünscht, ist wohl in zusammenhängenden Orten nicht thunlich. Doch bleibt es Pflicht der Obrigkeit, allzu enge Gassen und Plätze zu erweitern, Communications-Quergassen in sehr langen Strassen anzulegen, neue Pforten und Thore zu öffnen, keine Sackgasse ohne einen Ausgang fernerhin zu dulden, und Brand verbreitende Gebäude niederzureissen.

Nr. 2. ist ein Auszug für die Jugend aus dem vorher angezeigten Buche, und ein sehr angenehmes Geschenk für dieselbe. Mit Vergnügen hat Rec. erfahren, dass die Kinder sich gern darnach unterrichten lassen, und diess ist Lobes genug. Uebrigens benutzt Rec. die Veranlassung eines auch in diesem Büchlein wiederholten Wunsches, wegen Abstellung des Bettelwesens, einige Bemerkungen aus seinen Erfahrungen mitzutheilen. Rec., der seit vielen Jahren die Polizey-Aufsicht bey dem Armenwesen seines Orts hat, und in den ersten zehn Jahren dem Bettelwesen, nach den vorhandenen Landesgesetzen, möglichst entgegen arbeitete, glaubt, dass man nach der jetzigen Lage der Sachen nur Palliative gegen dieses Uebel brauchen könne, um Mordbrennereyen zu verhüten, bis nach allgemein richtigen Grundsätzen, wo nicht im ganzen deutschen Reiche, doch unter mehrern Nachbarn, eine Bettelordnung eingeführt, und durch eine gemeinschaftliche kleine Schaar Strassenreiter in Ansehen erhalten werde, damit nicht, wenn die Bettler in einem Lande gehegt werden, dem andern Lande die Mordbrennereyen zu schwer fallen. Schon vor zwanzig Jahren sah Rec. sich gedrungen, der höchsten Landesobrigkeit die Branddrohungen gegen seinen Ort bekannt zu machen, und die Abstellung eines etwas scharfen Gesetzes gegen die Bettler zu bewirken. Ungefähr zehn Jahre darauf sollte in derselben Gegend eine Assecuranzgesellschaft unter den Pachtern wegen ihres Getraidevorraths zu Stande kommen, und da sie die Autorisirung der Obrigkeit erhalten zu sollen schien, so sah sich Rec. abermals durch die höchst verwegenen Reden der Armen bewogen, in eines der gelesensten Blätter eine kurze anonyme Anzeige wegen der durch Mordbrennerey zu befürchtenden Gefahr zu machen, die durch einige Brände auf adlichen Gütern nur zu sehr bestätigt wurde. Möchten doch die Machthaber dergleichen Erfahrungen vieler Gegenden beherzigen, und wenigstens in dieser Rücksicht Anstalten gründen, wie im Altenburgischen seit einiger Zeit bestehen!

BERLIN, b. Lange: *Bemerkungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneykunde*, auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich gesammelt von *Karl Asmund Rudolphi*, der Weltw. u. Arzneygel. Doctor, Adjunct der medicinischen Facultät und Prosector u. s. w. *Erster* Theil. 1804. 296 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. Prof. *R.* zeigt sich auch in dieser Schrift, wie in allen übrigen, als einen beobachtenden, hell denkenden Gelehrten, der, von keinem Namen, keinem Urtheile des grossen Haufens verblendet, die Sachen bis aufs Innerste zu untersuchen strebt, um dann auch sein freymüthiges und meistentheils treffendes Urtheil fällen zu können, wovon sich diejenigen am besten überzeugen werden, die, wie Rec., die auf dem Titel genannten Länder durchreiset sind. Der *erste* Brief handelt von dem Aufenthalte des Vfs. in *Berlin*. Zuerst beschreibt er die dortige Thierarzneyschule, die, wie billig, im Allgemeinen sehr gelobt wird. Die Bemerkungen über mehrere Pferdekrankheiten, welche Hr. *R.* dort beobachtet, sind äusserst interessant. Die Maulsperre der Pferde gehört im Allgemeinen zu den asthenischen Krankheiten, deshalb auch die sthenische Heilmethode, im Ganzen genommen, die passendste ist; indessen lehrt die Erfahrung, dass auch sehr viele Pferde durch die schwächende Behandlung gerettet werden, welches Rec. aus eigenen Beobachtungen bestätigen kann. Bey eingewurzelter Schwäche, nach vorhergegangener Rehe, ist Brennen, wie *Chaumontel*, Prof. der Praxis am Thierspital zu Alfort, lehrt, oft das einzige Mittel. Im Auge der Pferde hat man einigemal Würmer gefunden, die, nach Hn. *R.* Vermuthung, Palisadenwürmer waren. Pferde saufen bey der Wuth, wie manchmal die Hunde, welches bey Menschen bekanntlich nie der Fall ist. Der anfangenden Lungenfäule lässt sich durch die dephlogistisirte Salzsäure Schranken setzen. Bey einem drehenden Schafbocke von spanischer Race

war die Blase im Gehirne so unendlich groſs, daſs sie die ganze Hälfte des kleinen Gehirns einnahm, und sich bis in die vierte Hirnhöhle erstreckte. Die Würmer in der Luftröhre der Kälber sind *Strongyli*. Bey keinem Thiere fand Hr. *R.* auch eine Spur vom Hirnsande, da hingegen er ihn beym Menschen nur einmal vermiſste. Die Vermuthung mehrerer Thierärzte, daſs durch die Sabina die Pferde ihre Haare verlieren, ist nicht sehr wahrscheinlich. Den obersten Theil des dünnen Darmes eines Mops fand Hr. *R.* mit vielen weiſsen kleinen Knötchen bedeckt, die sehr fest saſsen, und nach einer sehr mühvollen Untersuchung endlich bloſs die Köpfe vom kettengliedrigen Bandwurme zeigten; von dem Wurme selbst befanden sich im ganzen Darmkanale nur zwey einzelne Glieder. Die Scirrhen im Unterleibe der Vögel sind gar nicht selten, und Rec. fand noch kürzlich einen im Darmkanale eines Huhnes, welches ebenfalls aus Schichten bestand, wie man am besten bey dem getrockneten Präparate sieht. Der übrige Theil des Briefes enthält Nachrichten von *Walter's* anatomischem Kabinette, dem botanischen Garten, dem Taubstummeninstitute, der Gesellschaft naturforschender Freunde, der philomatischen Gesellschaft u. s. w. Die Bemerkungen über mehrere dortige Gelehrte zeugen von der Humanität des Vfs. — *Zweyter* Brief: über Helmstädt, Braunschweig, Hannover, Bremen; und unter andern über *Beireis* in Helmstädt, und über *Wiedemann* und den nunmehr verstorbenen *Roose* zu Braunschweig. Hr. *W.* hatte kürzlich einen Biber zergliedert, an welchem Hr. *R.* die groſse über den Hals laufende Parotis, den groſsen Blinddarm u. s. w. bewunderte. Das vom Prosector *Schöniahn* gröſstentheils verfertigte und dem Herzoge verkaufte Kabinet enthält manches interessante Stück, z. B. den Wasserkopf von einem sechzehn Wochen alten Mops, mehrere mit Wachsmasse und Queckfilber glücklich gerathene Injectionen u. s. w. Das wegen des groſsen Onyx berühmte Museum ist für den Naturforscher eine äuſserst lehrreiche Sammlung. Der Director der Thierarzneyschule in Hannover, *Havemann*, erhält das ihm gebührende Lob. Das zur Thierarzneyschule gehörige Kabinet ist äuſserst reich an Präparaten. Unter andern sieht man auch ein trockenes von den weiblichen Geschlechtstheilen eines Füllens; von der starken Falte, welche die Harnröhrenöffnung von der Scheide trennt, läuft ein schmaler Fortsatz nach dem obern Theile der Scheide, welcher beym ersten Coitus durchstoſsen wird, also wirklich eine Art von Hymen. Zur dortigen Anatomie gehört auch eine Präparatensammlung, in welcher sich einige pathologische Knochenpräparate auszeichnen. Der botanische Garten zu Herrenhausen ist besonders wegen der groſsen Sammlung von Heiden sehenswerth, von denen uns *Wendland* Abbildungen liefert. *Albers* Sammlung zur vergleichenden Anatomie in Bremen enthält sehr interessante Präparate. In einem frühern Werke suchte Hr. *R.* *Blumenbach's* Meinung, daſs die Bewegung des Auges beym Sehen mittelst der verschiedenen Dicke der Sclerotica hervorgebracht werde, zu widerlegen; allein durch mehrere von *Albers* verfertigte Präparate, vom Auge des Wallrosses, des Eisbären und der Fischotter überzeugt, versichert er, daſs sie durch diese neue Erfahrung bey ihm an Stärke gewonnen. Der dortige Bleykeller, in welchem sich die Leichen so auſserordentlich lange erhalten, ist merkwürdig genug, die Ursache davon genauer zu untersuchen. — *Dritter* Brief. Reise durch Holland. Der Aufenthalt in Gröningen war eben nicht sehr interessant, desto mehr aber der in Amsterdam, wo er besonders an *Vrolik* einen sehr verdienstvollen Gelehrten kennen lernte, dessen anatomisches Kabinet sehr belehrende Stücke enthält. Auſser den von Hn. *R.* angeführten Schriften verdient gewiſs seine *Diss. acad. de homine ad statum gressumque erectum per corporis fabricam disposito* (Lugd. Bat. 1795. 8.) angeführt zu werden. Man findet in Amsterdam sehr viele Vögelsammlungen, unter welchen sich die von *Raye Breukelerwaert*, die von dem berühmten *Le Vaillant* sehr bereichert worden, besonders auszeichnet. Die Spitäler in Amsterdam sind in einem dürftigen Zustande, welches Rec. besonders nach seiner Reise in England auffallend war, wo man sie im Allgemeinen so vortrefflich eingerichtet findet. Das Naturalienkabinet der holländischen Maatschappy und das Teylersche Museum sind äuſserst sehenswerth, und das erstere besonders reich an ausgestopften Thieren, so wie letzteres an kostbaren physikalischen Instrumenten und Petrefacten. In dem trefflichen anatomischen Museum des berühmten *Brugman* findet man einen Schedel von einem jungen *Sus Aethiopicus*, welcher beweist, daſs diesem Thiere die Vorderzähne nicht mangeln. Ueberhaupt ist dieses Kabinet für die vergleichende Anatomie äuſserst merkwürdig, und Rec. erinnert sich nicht, eine reichhaltigere Privatsammlung in dieser Rücksicht gesehen zu haben. Die Präparate des jüngern *Sandifort's* zeichnen sich durch eine besondere Zierlichkeit aus. Am Skelete eines Papageys waren mehrere Knochen, besonders aber die groſsen Flügelknochen, vom Winddorne angegriffen. Zwey ähnliche Präparate besitzt Rec., nämlich den groſsen Flügelknochen eines Adlers und des groſsen Ara, wo er sie als Folgen irgend einer erlittenen Gewaltthätigkeit ansieht. Man findet in dieser Sammlung auch die sonderbare Miſsgeburt von einem Kalbe, dessen Wirbelsäule mit den Rippen gänzlich verdreht war, welchen Fall Rec. erst kürzlich zu beobachten Gelegenheit hatte; auſser der widernatürlichen Lage bemerkte man an den Eingeweiden der Brust- und Bauchhöhle nichts krankhaftes. Der ältere *Sandifort* ist ein groſser Literator; in dessen Gesellschaft auch Rec. einige sehr angenehme und lehrreiche Stunden zugebracht hat. Das ehemalige Museum von *Albin* wird niemand ohne die gröſste Bewunderung betrachten. Das *Bureau de Santé de l'armée Batave*, welches vorzüglich durch *Brugman* errichtet worden, wird auſserordentlich gelobt. — *Vierter* Brief. Aufenthalt in Paris. *Cuvier* und das unter ihm stehende zootomische Kabinet, war einer der interessantesten Gegenstände für den Vf. Recht sehr ist

es

es zu bedauern, dass *C.* nicht mehr Physiolog ist, welches, nach Hn. *R.* Meinung, wohl daher rühren mag, dass es ihm an Pathologie mangelt, und er überhaupt für krankhafte Gegenstände, die doch so oft zur Erläuterung des krankhaften Zustandes dienen, so wenig Interesse hegt. Sein Prosector *Rousseau* besitzt eine besondere Geübtheit in Verfertigung von Skeleten. Das zootomische Kabinet befindet sich in demselben Hause, wo *Cuvier* wohnt, im *Jardin des plantes.* Die Präparate sind in acht hinter einander fortlaufenden Zimmern aufgestellt, in welcher Ordnung sie Hr. *R.* sehr umständlich und mit vielen treffenden Anmerkungen beschreibt. *Cuvier* besitzt auch viele Zoolithen, davon die mehresten in Gyps und von Montmartre sind. Vom Naturalienkabinette des Nationalmuseums sagt Hr. *C.*, dass, wenn man das Ganze betrachte, man eine Sammlung finde, wie sie nirgends weiter existire; doch treffe man oft grosse Lücken, wie dieses z. B. bey den Mineralien und mehrern Klassen der Thiere sehr merklich ist. Die Menagerie im *Jardin des plantes*, so wie des Gartens selbst, erwähnt Hr. *R.* nur sehr kurz. Seine Bemerkungen über viele der dortigen Gelehrten, z. B. *Jussieu*, *Desfontaines*, *Bosc*, *Poiteau*, *Fourcroy*, *Richard*, *Le Vaillant*, *Ventenat*, *Cels*, *La Billardiere* und *Thuillier's*, sind frey; aber sein Tadel ist nicht ungegründet. Die Aerzte in Frankreich sind noch immer einer blinden Empirie und rohen Humoralpathologie ergeben. Von den dortigen Hospitälern, die Hr. *R.* alle besuchte, lobt er besonders die Salpétrière, oder, wie sie jetzt heisst, *Maison nationale des femmes.* Hr. *R.* beschliesst diesen *ersten* Band mit einigen Nachrichten von der Schwimmschule und den Bädern in Paris.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG: *Auszüge aus den in der Jacobi Hauptkirche gehaltenen Vormittagspredigten* von *Bernhard Kiefeker.* — *Erste* Sammlung. 1802. 180 S. *Zweyte* Samml. 1802. 288 S. 8. (1 Rthl. 20 gr.)

Der Vf. äusert sich in der Vorrede zur *ersten* Sammlung dieser Auszüge mit lobenswerther Bescheidenheit, dass ihm kein Beurtheiler das Mangelhafte in seinen Arbeiten fühlbarer machen könne, als es ihm schon selbst sey. Rec. kann indess mit Wahrheit versichern, dass ihm im Ganzen genommen nicht nur die Wahl der Themen, sondern auch gröfstentheils die Bearbeitung derselben, sehr wohl gefallen habe. Die erstern sind anziehend und auf den Geist und die Bedürfnisse der Zeit berechnet. Dahin gehören aus der *ersten* Sammlung (welche wegen des spätern Amtsantritts und einer Krankheit des Vfs. unvollständig ist) besonders folgende Hauptsätze: die Würde des Christenthums aus der Art, wie es auf die menschlichen Herzen wirkt; der vernünftige Glaube an das Unsichtbare; der Geist des Christenthums, in drey Predigten; das Entehrende und Verderbliche ausschweifender Sinnlichkeit; das Christenthum bildet ächte Vaterlandsfreunde; christliche Beurtheilung unsers Zeitalters; Anweisung, die freyern Grundsätze des Christenthums über äussere Gottesverehrung auch christlich zu gebrauchen; und aus der *zweyten* (worin nur 4 Sonntage ausfallen): die Geburt Christi als lehrreich für die Beurtheilung und ermunternd für den rechten Gebrauch des menschlichen Lebens, in zwey Festpredigten; Religionsliebe, die auf blosser Meinung beruht, am Sonnt. Exaudi, und Religionsliebe, die auf vernünftiger Ueberzeugung beruht, am ersten Pfingsttage; Vergleichung der Forderungen des Evangeliums mit dem Geiste unserer Zeit, am Michaelisfeste; vom Einflusse gereinigter Religionserkenntnisse auf unsere häusliche Verbindungen, am Reformationsfeste.

Was die Ausführung der Themen betrifft: so versteht sichs freylich von selbst, dass bey blossen Entwürfen mancher treffende Gedanke, mancher passende Ausdruck, manche rednerische Wendung, die auf der Kanzel von guter Wirkung seyn können, so wie Energie und Eleganz und Fülle der Schreibart, wegfallen müsse. Indessen ist doch nicht zu verkennen, dass diese Entwürfe nicht nur gröfstentheils logisch richtig geordnet sind (hie und da liesse sich gegen die Partition etwas einwenden, z. B. der Entwurf der Pred. am 19. S. nach Trin. in der ersten Samml. wäre füglich auf zwey Abschnitte zurückzubringen), sondern auch die darin vorkommenden Materien gründlich abgehandelt werden. Obgleich daher diese Arbeit eigentlich zunächst für die Gemeindeglieder des Vfs. zur Benutzung und Wiederholung der gehaltenen Lehrvorträge bestimmt ist, so können sie doch auch angehende Prediger sehr wohl dazu gebrauchen, um das, was wesentlich zu einem Religionssatze oder zu einer Pflicht gehört, auf Einem Blatte zu übersehen, und den vorgefundenen Stoff hernach weiter in ihrer Art zu verarbeiten.

JUGENDSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Simon: *Johann Christoph Pflaum's*, gewesenen Lehrers am Gymnasium zu Heidelberg, *Vorbereitung zum Unterrichte in der Religion*, nach Anleitung der Fragen an Kinder. *Dritte* rechtmässige Aufl. 1803. 190 S. 8. (8 gr.)

Die beiden ersten Auflagen dieser Schrift sind in unserer Zeitung von zwey andern Recc. angezeigt worden (1794. Nr. 84. und 1798. Nr. 359.). Die einzige Veränderung bey dieser neuen Auflage besteht darin, dass jetzt der Name des Vfs., welcher in den vorigen Ausgaben (Heidelb. b. Pfähler) nicht genannt war, angegeben ist. So brauchbar im Ganzen dieses Büchelchen auch ist: so wären ihm doch manche Verbesserungen in Hinsicht auf schärfere Bestimmung einzelner Begriffe und auf leichtern Vortrag zu wünschen gewesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. December 1804.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Die Pastoraltheologie in ihrem ganzen Umfange.* Von D. *Joh. Friedr. Christoph Gräffe*, Superintendenten u. angestelltem Lehrer der Pastoraltheologie in Göttingen. *Erste* Hälfte, enthaltend Homiletik, Katechetik, Volkspädagogik und Liturgik. 1803. 349 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dass die Pastoralwissenschaft, wegen des so sehr veränderten Gesichtspunktes, aus welchem man in unsern Tagen den geistlichen Stand zu betrachten pflegt, auch eine Art von Revolution erleiden musste, war natürlich. Wer mit den frühern Anweisungen zur Führung des christlichen Lehramtes bekannt ist, wird wissen, dass diese Anweisungen zwar den protestantischen Prediger nirgends als eigentlichen Priester darstellen, aber denn doch manches enthalten, woraus man schliessen muss, dass die Vff. derselben sich von dem Einflusse dieser Idee bey der Darstellung der einzelnen Pflichten eines christlichen Predigers nicht ganz loszumachen im Stande waren. Seit *Mosheim*, *Miller* und *Seiler* ihre Anweisungen zur Pastoraltheologie schrieben, wurde dieser Einfluss immer weniger sichtbar, und wir sehen in den trefflichen Schriften eines *Spaldings*, *Niemeyers* und *Nösselts* auch die letzten Spuren desselben verschwinden. Dem rühmlich bekannten Vf. dieser *Pastoraltheologie* gebühret das Lob, dass er bey der Darstellung seiner Wissenschaft auf den veränderten Geist des Zeitalters weise Rücksicht genommen, und in *dieser* Hinsicht wenigstens die Vorarbeiten der ebengenannten, verdienstvollen Männer treulich benutzt habe. Auch hat Rec. in dieser *ersten Hälfte* von *G's* Pastoraltheologie, alle Materien wenigstens *berührt* gefunden, die man in Lehrbüchern dieser Art anzutreffen gewohnt ist. Was aber diesem Buche zu einem nicht geringen Vorwurfe gereicht, ist der — bey allem Bestreben des Vfs., seinem Werke ein wissenschaftliches Ansehen zu geben — überall in demselben sichtbare Mangel an Präcision in den Begriffen und an jener systematischen Consequenz in der Anordnung der einzelnen Theile, ohne welche keine wissenschaftliche Darstellung möglich ist; ein Fehler, von welchem selbst diejenige Abtheilung des Werkes nicht frey ist, in welcher Rec nach dem, was der Vf. bereits in diesem Fache gearbeitet hat, etwas Vollendeteres erwartet hatte. — Schon die *Definition* der Pastoraltheologie (S. 9.) scheint nicht genau und richtig zu seyn. Hn. G. ist Pastoraltheologie „eine wissenschaftliche Anleitung, *was* und *wie* der Prediger in allen Verhältnissen seines Predigtamtes zu lehren und zu thun hat, damit die Menschen durch Hülfe der Religion für die Zeit und Ewigkeit recht gebildet werden." Aber wenn der Vf. das, *was* der Prediger zu lehren hat, in das Gebiet der Pastoraltheologie mit hinüber zieht, so giebt er dieser Wissenschaft eine Ausdehnung, die sie nicht haben kann, ohne in ein fremdes Gebiet hinüber zu schweifen; so wie er auf der andern Seite dieselbe zu sehr einschränkt, wenn er bloss von demjenigen handeln will, was der Prediger zu thun hat, damit die Menschen durch Hülfe der Religion für Zeit und Ewigkeit recht gebildet werden. Der Vf. spricht z. B. selbst von den Pflichten des Predigers als Administrators der Pfarrgüter. Aber Rec. sieht nicht ein, in welcher Verbindung diese und ähnliche Pflichten mit der Religion stehen, und auf welche Weise der Prediger durch eine gewissenhafte Ausübung derselben zur Bildung der Menschen für Zeit und Ewigkeit etwas beytragen könne. S. 10. rügt es der Vf., dass *Miller* die Benennung *Pastoraltheologie* etwas *unbequem* findet. Rec. hat sie ebenfalls von jeher etwas unpassend gefunden, und würde lieber den Namen *Pastoralwissenschaft*, den *Niemeyer* bloss für eine einzelne Abtheilung derselben braucht, für die ganze Wissenschaft vorschlagen.

Was die einzelnen Theile dieses Lehrbuchs betrifft, so glaubt Rec. allerdings, dass sich leicht eine richtigere und systematischere Anordnung derselben hätte treffen lassen, als die, welche der Vf. gut befunden hat. Er ordnet die einzelnen Theile nach den besondern Verhältnissen, in welchen der Prediger zu reden und zu handeln hat, und giebt davon S. 12. folgendes Schema: „A) In Ansehung der *Religion* ist der Prediger öffentlicher, praktischer Religionslehrer, entweder 1) für die *ganze* Gemeinde, a) für die Erwachsenen (I. *Homiletik.*) b) für die Jugend aa) durch Unterricht (II. *Katechetik.*) bb) durch Erziehung (III. *Volkspädagogik.*) c) für alle Classen zusammengenommen, durch Verrichtung der öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen und Verwaltung der Sacramente (IV. *Liturgik.*) 2) oder für *einzelne* Mitglieder der Gemeinde (V. *Seelsorge.*) — B) In Ansehung der *Pfarr-* und *Kirchengüter*. Der Pfarrer ist VI. in seinem Verhältnisse zum Staate, worin er lebt, Administrator der Pfarrgüter und Aufseher über die Kirchen- Kapellen- Pfarrwittwenthums- Küster- und Schulgüter. — C) In Ansehung der *besondern Verbindungen*. Der Prediger steht VII. in besondern Verhältnissen, die theils seine Verbindung mit Obern und Vorgesetzten, theils andere indivi-

duelle

duelle Lagen mit sich bringen. — D) In Ansehung der *Vollmacht* des Predigers zur ungehinderten Ausübung aller seiner Dienstverrichtungen. VIII. Innerer und äusserer Beruf des Predigers. — E) In Ansehung der *äussern Rechte*. IX. Kirchenrecht." — Man sieht, dass diese Eintheilung von keinem festen Eintheilungsgrunde ausgeht, und die einzelnen Glieder ohne eigentliche systematische Verbindung, nur als eben so viel Aggregate neben einander stellt. Die Pflichten, die der Vf. unter B und C berührt, sind im Grunde lauter Pflichten, die aus dem Verhältnisse des Predigers zum Staate hervorgehen, und so, wie ein Theil der Pflichten, deren unter D Erwähnung geschieht, unter eine gemeinschaftliche Rubrik gehören. In Ansehung des Abschnittes vom *Kirchenrecht* sieht Rec. nicht ein, warum dieser in einer Pastoraltheologie besonders abgehandelt werden müsse, da das Kirchenrecht eine für sich bestehende Wissenschaft ausmacht, und das, was der Prediger daraus wissen soll, ohnehin gelegentlich in der Liturgik und in der Lehre von der Vocation, Dotation u. s. w. abgehandelt werden kann. Hätte der Vf. den Prediger in der dreyfachen Hinsicht, als *Seelsorger*, im weitesten Sinne des Worts, als *Diener des Staats* und als *Mensch* betrachtet, so hätte er auf eine sehr ungezwungene Weise alle einzelnen Pflichten desselben unter diese drey Rubriken classificiren können.

Wir gehen nun zu der Betrachtung der einzelnen Theile selbst über. Der *erste Haupttheil* ist der *Homiletik* gewidmet. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Vf. von dem Wesen, dem Werthe, den Theilen und dem Verhältnisse der Homiletik zur Rhetorik spricht, auch am Ende eine Geschichte und Literatur dieser Wissenschaft beybringt, handelt er herkömmlicher Massen in drey Abschnitten von dem *Inhalte*, von der *Ausarbeitung* und von der *Haltung* der Predigten. In Ansehung des *Inhalts* führt der Vf. das Meiste von dem an, was man in den Lehrbüchern der Homiletik über diesen Punkt gewöhnlich anzuführen pflegt. Er übersieht aber, so wie diese, eine Hauptbestimmung, worauf man bey dem Inhalte einer Predigt zu sehen hat. Es ist nämlich nicht genug bey der Wahl einer Materie bloss auf das Verhältniss derselben zur Besserung und Beruhigung der Menschen und auf ihre Verbindung mit dem Wesentlichen des Christenthums zu sehen. Der Prediger, der mit Nutzen zu seiner Gemeinde sprechen will, hat vor allen Dingen auch darnach zu fragen: ob und in wie fern sein Thema auch einer *populären* Darstellung fähig sey? Ein Thema ist aber nur dann einer populären Darstellung fähig, wenn die Hauptbegriffe desselben durch *Individualisation* anschaulich gemacht werden können. Jede Materie also, sie mag in andern Beziehungen noch so interessant seyn, bleibt billig von der Kanzel ausgeschlossen, wenn sie nicht dazu geeignet ist, durch ein immerwährendes Individualisiren der Begriffe gleichsam versinnlicht und vor die concrete Anschauung des Zuhörers gebracht zu werden. Ueberhaupt erwähnt Hr. G. dieses Individualisiren der Begriffe, worauf doch bey einer guten Predigt Alles ankommt, gar nicht, so wie er auch die, sich darauf gründende, Lehre von der *Popularität*, die er nicht hinlänglich von der Deutlichkeit im Vortrage überhaupt unterscheidet, nur mit ein Paar Worten abfertigt. Dagegen hält er sich verhältnissmässig viel zu lange bey dem Stil und insbesondere bey den Annehmlichkeiten desselben auf, ohne übrigens auch hier sich der gehörigen Bestimmtheit in den Begriffen zu befleissigen. So scheint ihm mit Aristoteles der *Numerus* einer Rede bloss eine geschickte Vermischung kurzer und langer Sylben zu seyn. Aber die besten Rhetoriker haben lange bewiesen, der Numerus einer Periode bestehe nicht bloss in einer gewählten Stellung der einzelnen Worte und Ausdrücke und der daraus entstehenden, dem Ohre so sehr schmeichelnden Abwechslung von kurzen und langen Tönen, sondern hauptsächlich in einer freyen *symmetrischen* Anordnung und Zusammenfügung der einzelnen Sätze, und in einer angenehmen Abwechslung längerer und kürzerer Perioden. — Uebrigens dringt der Vf. mit Recht auf das wörtliche Ausarbeiten der Predigten, und Rec. unterschreibt von ganzem Herzen, was der Vf. insbesondere S. 86. sagt: „Keiner sage, dass er herzlicher rede, wenn er über eine blosse Disposition predigt. Das kann wohl unter gewissen Umständen ein Paar mal zutreffen; allein diese wenigen Ausnahmen abgerechnet, wird in einer Predigt über die Disposition die Wärme des Vortrags gegen das Ende zu sich immer mehr verlieren, da hingegen in der schriftlichen Ausarbeitung das Feuer immer mehr zunimmt. Wer über Dispositionen redet, und diess nicht etwa selten, sondern oft, ja wohl gar immer thut, verliert sich in elende Tautologieen, und wird gewöhnlich ein Schwätzer."

Der *zweyte* Haupttheil beschäftigt sich mit der *Katechetik*. Der Vf. hat bekanntlich in diesem Fache viel geschrieben. Dieser Umstand und die Vermuthung, dass der Vf. in dieser neuesten Darstellung seiner Lieblingswissenschaft gleichsam den Kern seines katechetischen Wissens niedergelegt haben werde, schienen es dem Rec. zur Pflicht zu machen, dieselbe unter der gegenwärtigen Form einer etwas genauern Prüfung zu unterwerfen, um ihn vielleicht auf einige Verbesserungen aufmerksam zu machen, deren sein katechetisches System noch fähig seyn dürfte. Rec. gesteht gern, dass auch diese Katechetik des Vfs. einen Schatz von trefflichen Bemerkungen, von Regeln und Vorschriften enthält, die es zur Genüge beweisen, dass der Vf. nicht nur über die Theorie seiner Wissenschaft vielfach nachgedacht, sondern dieselbe auch praktisch ausgeübt habe. Dessen ungeachtet vermisst Rec. in dieser Anweisung zum katechetischen Unterricht nicht nur *Vollständigkeit*, sondern auch *Gründlichkeit*. Rec. will seine Behauptung mit Beweisen belegen. — Eine *vollständige* Anweisung zum Katechisiren muss sowohl von der *Materie* als von der *Form* des katechetischen Unterrichts handeln, so wie eine vollständige Homiletik sich nicht bloss auf das, was zur Darstellung (Form) einer Pr-

di

digt gehört, einschränken darf, sondern auch von dem Inhalte derselben sprechen muss. Man verlangt dabey nicht, dass eine Katechetik das eigentliche Materielle des katechetischen Unterrichts, d. h. eine Darstellung derjenigen religiösen Wahrheiten enthalte, die Kindern mitgetheilt werden sollen: diess bleibt billig den Katechismen und katechetischen Lehrbüchern überlassen. Aber unstreitig kömmt beym Katechisiren sehr viel auf die *Wahl* der Materien und auf die *Ordnung* an, in welcher diese abgehandelt werden sollen. Der Prediger muss angewiesen werden, wie er den ganzen Religionsunterricht gleichsam in Cursus abtheilen, vom Leichten zum Schwerern, von Anschauungen zu Begriffen, von Begriffen zu vernünftigen Vorstellungen fortschreiten und dabey auf das jedesmalige Alter und die individuelle Beschaffenheit seiner Lehrlinge Rücksicht nehmen soll. Von dem allen finden wir in Hn. *Gräffe's* neuester Darstellung seiner Katechetik kein Wort: denn einzelne, unter den übrigen katechetischen Regeln zerstreute Bemerkungen, die sich hierauf beziehen, können wohl nicht für eine vollständige Anweisung gelten, wie das Materielle des katechetischen Unterrichts zu behandeln sey? Die ganze Katechetik des Vfs. scheint sich bloss mit der *Form* des katechetischen Unterrichts zu beschäftigen. Aber auch in dieser Hinsicht vermisst Rec. jene *Gründlichkeit*, die keinem katechetischen Lehrbuche fehlen sollte, das auf einen wissenschaftlichen Charakter Ansprüche macht. Die einzelnen Regeln für die *Form* des katechetischen Unterrichts sind weder aus einem bestimmten Princip, noch in einer wahrhaft systematischen, den Zusammenhang und die Uebersicht des Ganzen erleichternden Ordnung hergeleitet. Der Vf. classificirt dieselben nach den verschiedenen Gemüthsvermögen, die wir in der menschlichen Seele unterscheiden. Er giebt also Regeln, die sich auf die Beschaffenheit der *Sinnlichkeit*, des *Verstandes*, der *Urtheilskraft*, der *Vernunft*, des *Gedächtnisses*, des *Gefühls-* und des *Begehrungsvermögens* beziehen. Mitten dazwischen schaltet der Vf., ohne dass man weiss warum, ein Paar Abschnitte von *Fragen* und *Antworten* und von der *Aufmerksamkeit* ein, und in dem Abschnitte vom Gefühlsvermögen finden wir das Kapitel von der *katechetischen Sprache*. Dem Abschnitte endlich, der vom Gedächtnisse handelt, ist ein §. beygegeben, der Regeln in Ansehung des *Ganzen* einer Katechisation enthält. Diese Art, die katechetischen Regeln zu classificiren, macht nicht nur die Uebersicht des Ganzen unmöglich, sondern hat auch den Vf. veranlasst, bey jedem einzelnen Gemüthsvermögen eine kurze Theorie desselben vorauszuschicken, und mithin unnöthiger Weise viel von Raum und Zeit, von Kategorieen und reflectirender Urtheilskraft, von synthetischen und analytischen Urtheilen u. s. w. zu sprechen. — Die Ursache von allen diesen Missgriffen scheint in einer gewissen Anhänglichkeit des Vfs. an die Kantische Philosophie, oder vielmehr nur an die Terminologie und an die Formeln derselben zu liegen. Als Hr. *Gräffe* seine ersten katechetischen Versuche schrieb, war diese Philosophie so eben Mode geworden, und jeder, der in irgend einem wissenschaftlichen Fache arbeitete, glaubte nun die Anwendung davon auch in seiner Sphäre machen zu müssen. So wurde denn auch Hr. *G.* veranlasst, die neuen Resultate der kritischen Philosophie über die verschiedenen Gemüthsvermögen der menschlichen Seele in seine Katechetik übertzuragen, ohne zu bedenken, dass es der Geist und nicht der Buchstabe dieser Philosophie sey, was den Wissenschaften Klarheit und Consequenz geben sollte. Daraus erklärt sichs auch, wie der Vf. sogar in der Bestimmung des Zweckes der Katechetik und der Katechisationen so sehr von der Wahrheit abweichen konnte. Nach S. 115. soll Katechetik „ein wissenschaftlicher oder ein systematischer Inbegriff der Regeln seyn, wie vermittelst einer rechten Behandlung der Religionswahrheiten der ganze Mensch (auch der physische?) für seine Bestimmung gebildet werde;", und nach S. 113. haben die Katechisationen die Bestimmung, „vermittelst des richtig geleiteten Religionsunterrichts die Seelenkräfte harmonisch zu bilden und den Verstand, die Urtheilskraft u. s. w. durch die angemessene Behandlung der Religionswahrheiten zu veredeln." Offenbar verwechselt hier der Vf. den Hauptzweck der Katechisationen mit einem blossen Nebenzwecke derselben. Für die harmonische Ausbildung der einzelnen Gemüthskräfte im Menschen hat, wie Hr. *G.* selbst S. 204. ganz richtig bemerkt, eigentlich der *Erzieher* zu sorgen. Dem *Lehrer*, und diess soll der Katechet, genau genommen, doch eigentlich nur seyn, liegt nichts weiter ob, als dahin zu sehen, dass dem Lehrlinge eine gewisse Art von Kenntnissen auf die leichteste und gründlichste Weise beygebracht werde. Dass durch eine solche Mittheilung zugleich der Verstand, die Urtheilskraft, und mittelbar auch die übrigen Gemüthsvermögen der Katechumenen geübt und gebildet werden, ist ein zufälliger Nebenzweck, den freylich kein geschickter Katechet aus dem Gesichte verlieren, dem er aber nie den Hauptzweck alles Katechisirens, die Mittheilung bestimmter Religionskenntnisse, unterordnen wird. Aber der Vf. wollte nun einmal die Kantische Eintheilung der Gemüthsvermögen zur Grundlage seiner Deduction der einzelnen katechetischen Regeln machen, und liess sich dadurch verleiten, der ganzen Katechetik einen andern Zweck unterzuschieben, als den, welchen sie wirklich haben soll. *Weil* die einzelnen katechetischen Regeln aus der Beschaffenheit der einzelnen Gemüthsvermögen deducirt würden; *so* sollte auch Katechetik überhaupt die harmonische Ausbildung dieser Gemüthsvermögen zum letzten Zwecke haben. — Nach Rec. Ansicht ist Katechetik nichts anders, als die Kunst, Kindern, oder überhaupt Menschen, die noch keine Religionskenntnisse haben, diese auf die beste und gründlichste Weise mitzutheilen. Dass es *Religionskenntnisse* sind, welche mitgetheilt werden sollen, diess bestimmt den Umfang und den Gehalt der Regeln, welche die *Materie* des katechetischen Unterrichts betreffen; dass diese Kenntnisse *Kindern* oder überhaupt *Ungebildeten* mitgetheilt

getheilt werden sollen, diess bestimmt den Umfang und den Gehalt der Regeln, welche sich auf die *Form* des Katechisirens beziehen. Alles kömmt hiebey auf die Entwicklung des Begriffes *„sich andern mittheilen"* an. Dieser Begriff, glaubt Rec., müsste vor allen Dingen gehörig erörtert werden, wo sich dann leicht ein Princip ausfindig machen liesse, aus welchem die wenigen katechetischen Regeln hergeleitet werden könnten, durch deren Aufstellung die Theorie der Praxis zu Hülfe kommen kann. Rec. sagt nicht ohne Vorbedacht: die *wenigen* katechetischen Regeln; denn es giebt schwerlich eine Kunst, bey deren Ausübung man von der Theorie so wenig Unterstützung erwarten kann, als die Kunst zu katechisiren. Wer nicht die Gewandtheit des Geistes besitzt, sich, so schnell als möglich, in die Sphäre der kindischen Denkungsart zu versetzen, und jede Idee so darzustellen, dass sie sich unmittelbar an die Ideen anschliesst, die dem Kinde schon geläufig sind; wer es nicht durch anhaltende Uebung zu einer gewissen Fertigkeit im Ausdrucke gebracht hat: den wird das sorgfältigste Studium der Theorie höchstens vor gewissen auffallenden Fehlern und Missgriffen bewahren, aber schwerlich zu einem wahrhaft brauchbaren Katecheten machen.

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. v. Kleefeld: *Englisches Elementarwerk*, oder *erleichterte praktische englische Sprachlehre*, zugleich für diejenigen, welche die englische Sprache ohne mündlichen Unterricht erlernen wollen, von *Wilh. Friedr. Hezel*, nebst bequemen Paradigmen. 1804. 283 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. sagt nicht nur auf dem Titel, sondern wiederholt auch in der Vorrede, dass sein Werk *vorzüglich* denjenigen nützlich seyn soll, welche *ohne mündlichen Unterricht* die engl. Sprache erlernen wollen. In diesem Falle konnte ziemlich Alles wegbleiben, was sich S. 1—37. und manches hin und wieder im ganzen Buche zerstreuet findet. Will man denn nie einsehen, dass die englische Aussprache sich nur durch mündlichen Unterricht erlernen lässt! Diese Seiten *sollten* aber auch darum wegbleiben, weil sie eine falsche Aussprache lehren; denn hier finden sich die mehrsten Fehler der Deutsch-Englischen Orthoepisten, gegen welche Rec. seit Jahren in diesen Blättern zu Felde gezogen ist. Auch bleibt sich der Vf. nicht einmal selbst gleich! So spricht er z. B. das Wort *Lord* einmal *Lährd* und auf der folgenden Seite *Lahrd* aus; und die eine und die andere Aussprache ist falsch, wie *illigänsi* f. *elegancy*, *marro* f. *morrow* und viele andere. Die folgenden Regeln selbst sind gut und mit Fleisse ausgearbeitet; aber auf den ersten 25 Seiten sind Rec. folgende Unrichtigkeiten oder unenglische Ausdrücke aufgestossen. S. 43. *Brethren* ist der Stil der Bibel und Kanzel. Man lese *brothers.* Ibid. *number.* Der Vf. meynt *cumber;* aber auch dieses ist ganz veraltet, man lese *grief.* S. 44. *Building is precious* (das Bauen ist kostbar) l. *expensive.* S. 45. *sick*, l. *ill.* S. 46. Die Formen *by break a clay*, *a great deal a money*, *are you a bed*, *a gods name* sind, als veraltet oder pöbelhaft, gänzlich zu verwerfen. S. 47. *Steer* und *bullock* (Stier) l. *bull.* *Aunt* ist die Schwester unseres Vaters oder unserer Mutter, also Tante; Muhme ist zu allgemein. S. 48. *He servant*, *he friend*, *he neighbour*, *woman servant* u. s. w., alle diese Formen taugen nichts und sind höchst pöbelhaft. *Marquis* ist Marquis, nicht Markgraf. Letzterer heisst *margrave.* Eben so Markgräfin, *margravine*, nicht *marchioness.* S. 57. *Fume* (Rauch) l. *Smoke.* S. 59. *Citadel* (Festung) l. *Fortress.* S. 61. *minute* (klein von einem Zimmer) l. *small.* S. 65. *Lewdness* (Liederlichkeit) l. *dissoluteness.* S. 67. *before yesterday* (vorgestern) l. *the day before yesterday.* S. 68. *I not*, l. *not I.* Ibid. *a voyage* (Reise nach Berlin; also eine Landreise!) l. *tour.* Ib. *scrupulous*, l. *conscientious.*

Leipzig, in Joachims Buchh.: *Anleitung, die französische Sprache auf die kürzeste und zugleich gründlichste Art als Muttersprache zu erlernen;* von *K. G. Schelle.* 112 S. 8. (14 gr.)

Hr. *Schelle* liefert zuerst eine wohlgerathene deutsche Uebersetzung des französischen Briefes von *Colom Düclos sur l'abus des grammaires* (dessen Inhalt Rec. als bekannt voraussetzt), und fügt dann einen andern von ihm selbst verfertigten Brief hinzu, in welchem er Coloms Grundsätze berichtiget, und vornämlich darin von ihm abweicht, dass er sagt: Die Erlernung der französischen so wie jeder fremden Sprache beginnt als Kunst, und führt zur Natur zurück, anstatt dass die Muttersprache als Natur anhebt, und bey Menschen von Bildung als Kunst beschliesst. Diesemnach müssen Begriffe von den Redetheilen und der Art ihrer Verbindung vorausgehen, ehe sich an das Lesen und Uebersetzen aus dem Französischen denken lässt; der Lehrer darf nicht Jahr aus Jahr ein Grammatik predigen, sondern er muss mit dem Schüler, wenn er es bald zu einiger Fertigkeit bringen soll, zweckmässige Bücher lesen, ihm den Geist der Sprache durch mündlichen Vortrag deutlich zeigen und anwenden lassen, seine Lehren durch die Grammatik endlich beweisen, und sobald als möglich mit ihm Französisch sprechen. Vernünftige Docenten thun das in unsern Zeiten ohne dergleichen Ermahnungen. Uebrigens enthält sowohl der *Colom*sche Brief als auch der des Hn. *Sch.* manche gute und nützliche Bemerkung, hauptsächlich über die bey Kindern und Frauenzimmern anzuwendende Lehrart.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. December 1804.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Die Pastoraltheologie in ihrem ganzen Umfange.* Von D. *Joh. Friedr. Christoph Gräffe* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 352. abgebrochenen Recension.*)

Einen grossen Theil von dem, was der Vf. im *dritten* Haupttheile unter dem Titel: *Volkspädagogik* abhandelt, hätte Rec. in einer Pastoraltheologie nicht erwartet. Dieses Kapitel enthält nämlich eine vollständige Anweisung, wie der Volksunterricht in Schulen zu ertheilen sey. So zweckmässig es ist, wenn der Prediger sowohl mit den Gegenständen, als mit der Methode des Schulunterrichts hinlänglich bekannt ist: so scheint doch eine ausführliche Abhandlung dieser Materie nur sehr uneigentlich in den Umfang einer Pastoraltheologie zu gehören. Der Prediger hat den Schulunterricht nicht selbst zu ertheilen, sondern nur an einigen Orten die *Aufsicht* darüber zu führen. Das, was der Vf. in dieser Hinsicht §. 160. sagt, wäre für den Zweck seines Lehrbuchs hinlänglich gewesen. Bey Gelegenheit der Beantwortung einiger Fragen, die Wirksamkeit des Predigers beym Schulunterrichte betreffend, erzählt der Vf. die Anekdote, dass in einer kleinen Provinz Deutschlands, die er um ihrer Ehre willen nicht nennen mag, eine Verordnung des Inhalts ergangen sey, dass die Prediger den sonntäglichen Schulunterricht übernehmen sollten, damit es die Schulmeister an diesen Tagen bequemer hätten.

Der *letzte Haupttheil* dieser ersten Hälfte der Pastoralwissenschaft handelt endlich von der *Liturgik.* Auf neue Ansichten und merkwürdige Vorschläge zu Verbesserungen in diesem wichtigen Theile der Amtsführung eines Predigers ist Rec. nicht gestossen. Das Bekannte ist übrigens ziemlich genau und vollständig zusammengestellt. Es gefiel Rec., dass der Vf. das immer weiter um sich greifende Simplificationssystem der neuesten Liturgen nicht in Schutz nimmt. Mit Recht fragt er, wohin wir endlich kommen werden, wenn wir Alles Sinnliche und alle bedeutenden Symbole aus unserm Gottesdienste abschaffen wollen? — In Ansehung der *Allgemeinen* und *Privat-Beichte* geht die Meynung des Vfs. dahin, dass beide Arten unter gewissen Bestimmungen nützlich sind. Rec. glaubt, dass hier fast Alles auf die grössere oder geringere Anzahl von Mitgliedern einer Gemeinde ankomme. An volkreichen Orten, wo der Prediger die einzelnen Mitglieder seiner Gemeinde zu wenig kennt, um zu einem jeden derselben nach seinen individuellen moralischen Bedürfnissen im Beichtstuhle zu sprechen, wäre vielleicht die *allgemeine* Beichte vorzuziehen. In kleinern Gemeinden hingegen, wo es dem Prediger nicht schwer fällt, sich eine bestimmtere Kenntniss von dem Charakter aller seiner Confitenten zu erwerben, und nach Massgabe dieser Kenntniss auch seine Ermahnungen im Beichtstuhle einzurichten, kann die *Privatbeichte* mit vielem Nutzen gebraucht werden. Aber die Sache ist so vielen Missbräuchen unterworfen, dass Rec. in den allgemeinen Wunsch der aufgeklärtesten unter seinen Amtsbrüdern, überall die *allgemeine* Beichte statt der Privatbeichte einzuführen, mit einzustimmen sich genöthigt sieht. S. 307. giebt der Vf. den Rath, bey der Beichthandlung, die einer Krankencommunion vorgeht, die Anverwandten, den Küster und alle, die gegenwärtig sind, aus dem Krankenzimmer zu entfernen; der Kranke würde alsdann sein Sündenbekenntniss weit zutraulicher ablegen. Aber dieses Sündenbekenntniss ist ja keine Ohrenbeichte. Es besteht gewöhnlich nur in einer Beichtformel, die der Beichtende in seiner Jugend auswendig gelernt hat, die er oft nicht einmal ohne Anstoss herzusagen weiss, und von welcher es sehr gleichgültig ist, ob der Küster und die Verwandten des Kranken sie mit anhören oder nicht. Rec. würde schon darum auf die Entfernung der Anwesenden nicht dringen, weil die Beichthandlung auch für diese rührend und nützlich gemacht werden kann, und den Prediger dadurch, dass er es vermeidet, mit dem Kranken allein zu seyn, dem Verdachte, sich irgend einen Einfluss auf den letzten Willen desselben zu erlauben, am sichersten entgeht. — Mit vielem Fleisse hat der Vf. das Kapitel von den *Eideswarnungen* und in diesem den Punkt von dem Judeneide und der dabey nöthigen Cautelen ausgearbeitet. Er citirt einige Stellen aus dem A. T., und führt andere wörtlich aus den Rabbinen an, in der Absicht, sie dem zu beeidigenden Juden vor der Eidablegung vorzulesen, und ihm auf diese Weise alle Gelegenheit zu Ausflüchten in Ansehung der Gültigkeit seines Eides zu benehmen. — In dem Abschnitte *von der Trauung* hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. bey den kirchenrechtlichen Grundsätzen, die er daselbst aufstellt, sich bloss auf das eingeschränkt hätte, was nach dem *allgemeinen* protestantischen Kirchenrechte gültig ist. So hätte er das *Eheverlöbniss* nicht für so bindend, dass keinem Theile nach demselben die Trennung mehr freystünde, und die Einwilligung der Aeltern oder der Vormünder zur Heirath nur in dem Falle der Minderjährigkeit des Bräutigams oder der Braut für noth-

nothwendig erklärt; er hätte ferner die Vorschrift, dafs die Brautleute, in dem Falle, wenn sie die letzte Zeit vor Schliefsung der Ehe nicht zwey Jahre hintereinander an dem Orte der Trauung sich aufgehalten haben, sich an allen Orten ihres ehemaligen Aufenthalts proclamiren lassen müssen, und die Vorschrift, dafs der Wittwer nicht vor Ende des halben Trauerjahrs, die Wittwe nicht vor Ablauf des ganzen Trauerjahrs aufgeboten werden können, unaufgestellt gelassen; er hätte endlich des, aus dem römischen Rechte zu uns hinübergewanderten *Respectus parentelae* nicht als eines überall gültigen Ehehindernisses erwähnt, und die Ehe zwischen Oheim und Nichte nicht zu den ganz indispensabeln Fällen gezählt. — Zum Schlusse muss Rec. es noch als einen grofsen Vorzug dieses Lehrbuchs anmerken, dafs in demselben die Literatur, mit Einschlufs der neuesten, sehr vollständig angeführt ist.

GOTHA, b. Ettinger: *Briefe zur Kenntnifs und zur Beförderung der Wirksamkeit des Predigerstandes.* 1803. 178 S. 8. (12 gr.)

Nachdem der Vf. Menschenliebe und warme Religiosität als Hauptzüge des Charakters eines Geistlichen erwähnt, erzählt er seinem Freunde von einer Reise, die er anstellte, um Beobachtungen über Prediger zu machen. Gleich im ersten Orte findet er einen Pfarrer nach dem Herzen Gottes, der eine verwilderte Gemeinde aus ihrer Rohheit herausreifst, und durch Uneigennützigkeit und Eifer für ihr, durch einen grofsen Brand gefährdetes, Wohl ihre Liebe und ihr Zutrauen gewinnt. Der vierte Brief versichert, diefs alles sey reine Wahrheit, trotz allen Verläumdungen der Herren Amtsbrüder, deren ein grosses Heer mit diesem häfslichen Fehler behaftet sey. Nun folgt die Charakteristik eines indolenten Pfarrers, eines Miethlings. Im sechsten Briefe klagt der Vf. über die mechanische Verwaltung des Predigtamts, deren Ursachen er in der unfreywilligen Wahl, in dem Zufalle, welchem so viele den Entschlufs zu einem gewissen Studium überlassen, in dem Mangel an Kenntnifs der Wichtigkeit ihres Berufs, in dem zu lange dauernden Candidatenstande und in der ihrem künftigen Berufe vorhergehenden, aber nicht vortheilhaften, Lage zu erschöpfen glaubt. Der siebente Brief stellt die Gefahren der Neuerungssucht dar, und giebt Mittel an, den Bauer für Neuerungen zu gewinnen. Der achte handelt von dem Charakter der Predigerfrauen. Der neunte von schmutzigen, niedrige (Luther spricht: „*unehrliche*") Handthierung treibenden, Bauchpfaffen, Schenkenl. — — u. dgl. Von der Schriftgelehrsamkeit hält der Vf. nicht viel. Der zehnte Brief enthält Ursachen und Entschuldigungsgründe, wenn Viele in ihrem Amte lau und lafs werden. Der elfte giebt ein *par impar fratrum* zum Besten, einen guten Oberpfarrer und sein Gegenstück, den Kaplan. Dennoch hat dieser mehr Beyfall, weil jener die Predigten abliest, wogegen sich der Vf. entschieden erklärt, u. s. w.

Das Ganze ist ein wohlgemeynter Beytrag zur Veredelung des Predigerstandes. Neues hat Rec. so wenig darin gefunden, als Auszeichnendes.

LITERATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Nicolai: *Das gelehrte England, oder Lexicon der jetztlebenden Schriftsteller in Grofsbritannien, Irland und Nordamerika;* nebst einem Verzeichnifs ihrer Schriften vom J. 1770. bis 1790. Nachtrag und Fortsetzung vom J. 1790. bis 1803. Von *Jer. David Reufs*, Hofr. u. Prof. der Philos., Mitgl. der königl. Gesellschaft der Wiss. u. Unterbibliothekar bey der Univers. zu Göttingen. *Zweyter* Theil. L—Z. 1804. 543 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Alphabetical Register of all the Authors actually living in Great-Britain, Ireland and in the united Provinces of Northamerica, with a Catal. of their publ. etc.

Von der Fortsetzung eines Werks, dessen Ende seiner Natur nach mit dem Anfange zugleich entsteht, und völlig einerley Einrichtung hat, gleiche Sorgfalt zu rühmen, ist so überflüssig, dafs wir uns in Hinsicht des wohlverdienten Lobs des Ganzen auf die Anzeige des ersten Theils (Nr. 200.) berufen dürfen. Wir fahren daher hier blofs fort, die bey der Durchlesung des zweyten Theils gemachten Bemerkungen für die Besitzer auf dieselbe Art mitzutheilen, wie die über den ersten Theil, so dafs wir den Bemerkungen über die Autoren die über die Verzeichnisse ihrer Schriften folgen lassen. Als fehlende Schriftsteller bemerken wir: *P. J. Laborie*, L. L., *Planter in the North of St. Domingo and M. of the superior Council*, als Vf. von *The Caffee Planter of St. Domingo; with an appendix containing a View of the constitution, government, laws and state of the Colony previous to the y.* 1789.; *to which are added some hints on the present state of the island under the british Government.* 1798. 8. (10 Sh. 6 d.); *Ant. Lambert*, der jedoch vielleicht absichtlich wegblieb (f. Int. Bl. d. A. L. Z. 1800. S. 1803.); Dr. *Menzies*, Vf. einer *Diss. de Respiratione*, die aufserdem, dafs sie ins Deutsche übersetzt wurde, auch in England ihren Uebersetzer an *Sugrue* erhielt, der hier mit dieser Arbeit allein aufgeführt wird; Dr. *Livingston*, der mit Dr. *M'Knight* Missionspredigten herausgab; eine *Harriet Mandeville*, Vf. von *familiar Conversations for the use of young children*, 1798. 2 V. 12. (1 Sh.). *Maurice Morgan*, gest. am 28. März 1802. (f. Intell. Bl. d. A. L. Z. 1803. S. 1794.); *J. Ouiseau*, Vf. einer *practical Geography for the use of Schools* etc. (1791. 8.); eine Mrs. *Rawson*, Vf. von *Reuben and Rachel, or Tales of old times.* (1799. 2 V. 12. 7 Sh.); *And. Scott*, gest. d. 27. Sept. 1799. (Vgl. A. L. Z. 1800. Intell. Bl. S. 662.); *Sewel*, Buchhändler zu London, gest. d. 19. Nov. 1802. (f. Int. Bl. 1803. S. 1797.); *Spavins*, gest. am 17. Nov. 1801. (f. Ebendas. S. 1756.); *Swediaur*, zu dessen im Hauptwerke angeführten Schriften späterhin mehrere hinzukamen; *Ch. Thompson*, Vf. der mel

mals aufgelegten *Rules for Horsemen;* den Gardeoberster **Turner**, der 1799. *observations on the english and french Locks and one newly constructed* herausgab.

Dagegen fallen auch in diesem Theile verschiedene Artikel weg. In einen nämlich sind theils gewiss, theils höchst wahrscheinlich zu verschmelzen: der ohne Vornamen aufgeführte *Lawrence* mit *J. Lawrence; R. R. Livingston* mit *Livington; M'(ac) cringer* und *M(ac) curgir; Ch. Michell* und *Ch. Mitchell; Moore*, mit *Coke* gemeinschaftlicher Biograph Wesleys, mit *H. Moore*, dem Methodisten; *H. Monro* und *H. Munro; J. Newton* mit *T. Newton; Nongate* mit *Norgate; B. D. Parkins* mit *B. D. Perkins; W. Penn* mit *W. Pinn; Pratt* ohne Vornamen mit *Rob. Pratt; F. Raynolds* mit *F. Reynolds; J. Reeves, Esq. Barrister at Law*, mit dem folgenden *J. R.* (vgl. Int Bl. d. A. L. Z. 1802. S. 993.); *Richardson* ohne Vornamen mit den beiden *John Richardson's; Sample* and *Semple; R. Sepherd* mit *R. Shepherd; Seyer* mit *Syer; J. Thornton* und *J. Rob. Thornton; Fr. Veecy* und *Fr. Vesey; J. Waakman* und *Workman; Waithman* mit *Weithman; H. P. Windham* mit *H. P. Wyndham; J.. Wood* mit *Isaac Wood.*

Zum Theil tritt dieser Fall auch bey einigen Pseudonymen ein; nur dass sich nicht überall so angeben lässt, — wie der Vf. diess, ausser bey dem bekannten *Peter Pindar*, es bey *Pratt* und *Payne*, die beide auch den Namen *Melmoth* (mit dem Vornamen *Courtney* und *Will. Fred.*) führen, gethan hat, — wem die unter diesem angenommenen Namen aufgeführten Schriften gehören; nur von *Trapslips* lässt sich nachweisen, dass es der anagramatisirte Name von *Spilsbury* ist. Unter den übrigen nicht als pseudonyme Autoren bezeichneten würde Rec. noch die Mrs. *Lovechild*, Vf. mehrerer sogenannter Kinderschriften, den Esq. *Malachy Moses*, der *the Prophecies of the Times, a satire* herausgab, den *Peregrine* und *Thomas Pindar*, gleich den übrigen *Pindars*, und *Paul Pungent*, Vf. von *the Pindaric disaster*, als solche angegeben haben.

Verstorbene Autoren, deren Tod unbemerkt geblieben ist, sind die im Hauptwerke aufgeführten *W. Minto*, gest. d. 28. Oct. 1796., und *Smith*, Prof. der Geometrie zu Oxford, gest. im Nov. 1796., der dort und im Supplement genannte *G. Rous* (Rath der ostindischen Compagnie), gest. am 11. Jun. 1802., und der erst im Supplement auftretende Apotheker *Sole*, gest. am 7. Febr. 1802.

Für das Verzeichniss der Schriften bemerken wir hier zuerst einige fehlende. Bey dem Buchhändler **Lackington** wäre vielleicht sein grosser Büchercatalog noch anzuführen gewesen; bey Sir *H. Langrish* die anonyme *Letter of on eminent legal character* etc. *to the Whigs of the capital* (1791. 8.); bey **Ludger**, dem Uebersetzer mehrerer deutscher Theaterstücke, die Uebersetzung von *Göthe's* Werther; bey **Mandrillon** und Abbé **Mann** hätten aus der *France litéraire* mehrere französische Schriften angeführt werden können; **Ch. Morton** war auch Herausgeber des *Doomsday Book* und Gehülfe an *Burn's Justice of Peace;* **J. Munro** sah sich zu einer *Defense against a charge of Plagiarism* etc. (1790.) genöthigt, die man hier nicht findet; **J. Nott** ist auch Vf. eines *nosological Companion to the London Pharmacopoea* (1793. 12.); D. **O'Brien** gab 1786. ein *View of the Treaty negociated by Mr. Eden* heraus; in dem Artikel des Majors **Rennell** sind seine Verdienste um *Park's* und *Hornemann's* Reisen unerwähnt geblieben; von **St. Quentin** hat man auch eine *New Grammar of the french Language* (1791. 12.); von **J. Thomson**, dem Vf. des Romans: *Major Piper*, führt man noch *the Denial, or happy Retreat* (1791. 3 V. 12.) an. — Ausserdem wollen wir einige fehlende Jahrszahlen ergänzen: Des schon obgedachten **J. Lawrence's** *Bosomfriend* erschien 1791. 8. **A. M. Mackenzie's** *danish Massacre* 1791. 2 V. 12. **D. Malthus's** Uebersetzung von *St. Pierre's Paul et Virginie* 1789. **Matthias** *imperial Epistle from Kien-Long to Georg III.* 1795. Die *More Ghosts* und die *irish Heiress* der Mrs. **Patrick** erschienen 1798. **Pigott's** *Jockey Club* und *female Jockey Club* 1792. und 1794. (anonym). Der Mrs. **Radcliffe** *sicilian Romance* 1791. (anonym). Von den anonymen Uebersetzungen der Mrs. **Ryves** erschienen die von *Rousseau* (*An Inquiry into the nature of the social Contract* etc.) und von *Raynal* (*Letter to the Nat. Ass. of fr.* etc.) 1791. die von *De la Croix* (*Review of the Constitutions* etc.) 1792. (S. Repert. 1791—95. VIII. 146. 1181. XIII. 292.) **Stottard's** Uebersetzung von *Schillers* Fiesko 1796. (anonym). **Taylor's** *dissert. on the Eleus. and Bacchic Mysteries* (Amsterdam) 1792. 8. **Bj. Thompson's** Uebersetzung von *Kotzebue's* Menschenhass und Reue erschien 1798. (Auch hat man von ihm eine Bearbeitung der Sonnenjungfrau.) Die von **W. Thomson** bearbeitete Uebersetzung von *Acerbi's* Reisen, die man für ein vom Vf. selbst englisch geschriebenes Werk hielt, kam 1802. 2 V. gr. 4. heraus.

Auch von Uebersetzungen möchten noch verschiedene nachzutragen seyn; wir bemerken nur folgende: **Alex. Mackenzie's** Reise nach dem Eismeer und der Südsee erschien vollständig übersetzt zu Hamburg und abgekürzt in *Sprengel's* Bibliothek 1802. **H. Munro's** (nicht *Monro's*) *System of Surgery*, Leipzig 1794. 8. **Murphy's** *Travels in Portugal* wurden von *Sprengel* deutsch geliefert in seiner Auswahl, 6 B. **Th. Paine's** *decline and fall of the english system of finances* wurde sogleich nach Erscheinung des Originals (1796.) verdeutscht; **Percival's** *Account of the island of Ceylon* findet sich auch in der Weimarschen Bibliothek der Reisen, 10r B. **Ridley's** (anonyme) *Fragments in the manner of Sterne* wurden zu Leipzig 1800., der Mrs. **M. Robinson's** *Widow*, eb. 1795. verdeutscht. Von den Werken der Mrs. **Ch. Smith** (die im Hauptwerke irrig als verstorben angegeben war), existiren noch einige andere deutsche Uebersetzungen. **S. Turner's** Reise nach Tibet wurde auch zu Hamburg, 1801. **Weld's** Reise nach Nordamerika mehrmalen verdeutscht. **Le Mesurier's** *thoughts on a french Invasion*, **D. O'Brien's** *utrum horum*, **Tench's** *Letters written in France*, **Wraxall's** *Correspondence* etc. und **Wright's** *Narrative of the loss of Proserpine* wurden zu seiner Zeit in der *Minerva* verdeutscht.

End-

Endlich noch einige Bemerkungen über einzelne Artikel. Bey dem Arzte *Alex. Mackenzie* ist der Tag und das Jahr des Todes (1803. Jan. 5.) weggeblieben; der als neu aufgeführte *Th. Mortimer Marryatt* ist eine Person mit *Th. Marryat* im Hauptwerke; von *W. Marshall's Rural Oeconomy of the county of Norfolk* erschien eine zweyte Ausgabe 1795., übrigens ist er einerley mit *H. M.* im Hauptwerke. *C. G. Ontyd* ist Arzt zu Amsterdam, und Vf. von noch mehrern andern Werken. *Pelham's rational Brutes* erschienen bereits 1799. In dem Artikel der Mrs. *M. Robinson* muss wohl (S. 263.) der Titel: *Legitimate Sonnets* etc. wegfallen; der richtigere steht auf der folgenden Seite. Die unter *J. C. (John Christopher) Smith* angeführte Schrift: *The effect of nitrous Vapour*, gehört *J. Carmichael Smyth*, in dessen Artikel sie auch angeführt wird. Dem Bischof *Stock* zu Killala hat man auch die hier dem dasigen Dechant *Thompson* zugeschriebene, in der *Minerva* übersetzte, *Narrative of what passed at Killala during the french invasion in the summer of* 1798. beygelegt. *Vancouver's* Reise rührt eigentlich von seinem Bruder her. *Walmesley* starb nicht im Dec., sondern am 25. Nov. 1797. *J. G. Williams* ist nicht Vf. des *accomplished Practicer* etc., sondern nur Herausgeber dieses, von *Jos. Harrison* herrührenden, Werks, das er mit Anmerkungen bereicherte. In dem Artikel des Arztes *Worthington* dürften wohl die *Sermons* einem Gleichnamigen gehören.

Breslau, b. Grass u. Barth: *Geschichte der seit dreyhundert Jahren in Breslau befindlichen Stadtbuchdruckerey*, als ein Beytrag zur allgemeinen Geschichte der Buchdruckerkunst, mit 4 Bildnissen und 4 erläuternden Kupferplatten. 1804. 86 S. gr. 4. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Werk ist freylich nur die specielle Geschichte der Breslauischen Stadtbuchdruckerey, aber als ein Beytrag zur Geschichte der Buchdruckerkunst für jeden Freund der Typographie interessant, und empfohlen durch eine Vorrede von dem als Literator in Deutschland so bekannten und würdigen Rector *Scheibel*, der auch Anmerkungen beygefügt hat, die manchen Zusatz und manche Berichtigung zu *Panzers* Annalen liefern. Die Verfasser des Buchs selbst sind Hr. *Geiser*, Mittagsprediger zur heiligen Dreyfaltigkeit in Breslau, und Hr. *Paritius*, königlicher Conducteur ebendaselbst. Dieser sammelte die Materialien, jener ordnete und benutzte sie. Als Redacteur aber zeigte sich Hr. *Barth*, als praktischer Kenner seiner Kunst, selbst von einer sehr vortheilhaften Seite, indem er dem Buche die Einrichtung gab, dass es nicht bloss für den Gelehrten, sondern auch für den Dilettanten und selbst auch den Layen ein grosses Interesse gewinnen musste. Hier also nur ein Paar Worte von der Einrichtung dieses Buchs. Die *erste* Abtheilung enthält zuförderst eine Uebersicht der Schriftarten von 800 — 1440. in drey Kupferplatten, etliche Zeilen von Guttenbergs Holzschnitte, und dann eine kurze Geschichte von der Erfindung der Buchdruckerkunst mit Fustischen Lettern, so wie sie sich in der Bibel von 1462. befinden, nebst zwey schönen Bildnissen in Kupfer von Fust und Schöffer. Ersteres hat Hr. Endler nach einem alten Gemälde gezeichnet und geäzt, letzteres aber Hr. Pri[illegible] Thilo gestochen. Die *zweyte* Abtheilung enthält die Geschichte der ersten Bresl. Buchdruckerey von Conrad Baumgarthen 1504. an bis auf Grass und Barth 1804, einen Holzschnitt aus der Legende der heiligen Hedwig, dem ersten in Breslau gedruckten Buche, die Bildnisse des ersten Elisabethanischen Rector Winkler † 1575., der eine Druckerey stiftete, und Baumanns des Jüngern † 1650., bey dessen Erben Winklers Officin ununterbrochen blieb; weshalb auch seine genealogische Stammtafel dem Ganzen angehängt [illegible] Die Folgereihe der breslauischen Buchdrucker [illegible] Conrad Baumgarthen aus Rothenburg, oder Rothenberg anfänglich in Ollmütz 1502., dann in Breslau 1503 — 1507., wo er nach Frankfurt an der Oder g[illegible] 1514. druckte er in Leipzig. Adam Dyon, vorher [illegible] Nürnberg, wahrscheinlich seit 1518. in Breslau. ([illegible] *Panzer* hat nicht *Rungens actum orator*. benutzt, de[illegible] dem breslauischen Jubelgedächtniss der Buchdruckerkunst 1740. steht, wo Dyons Nürnbergische Drucke vollständiger vorkommen.) Dyon hat in Breslau [illegible] viele Schriften D. Luthers zuerst gedruckt. Das erste breslauische Gesangbuch von 1525. hat eine Vorrede von Luther, die wohl nirgends weiter abgedruckt [illegible] dürfte. Diese Vorrede steht *in extenso* da. Das Gesangbuch ist mit Noten in Holzschnitt $4\frac{1}{2}$ Bogen. [illegible] Dyons Frau 1534. Caspar Lybisch 1520 — 1536., [illegible] oder 40. Auch von ihm sind mehrere Schriften Luthers gedruckt worden. M. Andreas Wingler oder Winkler aus Winkel bey Eisleben geb. 1498. von 1520 — 1757. Er war erster Elisabethanischer Rector zu Breslau, hat meist lateinische und einige griechische Sachen gedruckt. Crispinus Scharffenberg 1555 — 1576., Johann Scharffenberg 1586., sodann seine Erben unter seinem Namen 1589. Georg Baumann der Aeltere 160[illegible] Georg Baumann der Jüngere 1650. Dessen Erben 174[illegible] Sodann Carl Wilhelm Grass 1756., Friedrich Sigmund Grass 1788., hierauf dessen Erben, und seit [illegible] Hr. Joh. Aug. Barth. Die herausgekommenen Bücher sind möglichst vollständig unter jedem Buchdrucker aufgeführt und von den wichtigern in ältern Zeiten sind kurze Proben und Excerpte mitgetheilt. Dass [illegible] Supplemente und Nachträge geben müsse, versteht sich von selbst. Am Ende des Werks befindet [illegible] ein Gedicht von *Fülleborn*, das Lob der Buchdruckerkunst; nebst der Musik vom Hn. Musikdirector El[illegible] in Warschau; und ein Anhang von den andern Buchdruckereyen in ganz Schlesien, der nicht uninteressant ist. Den Beschluss macht die oben angeführte Stammtafel Baumanns des Jüngern † 1650.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. December 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

SCHWERIN: *Neueste Gesetz-Sammlung für die Herzogl. Mecklenburg-Schwerin- und Güstrowschen Lande*, seit dem letztern (letzten) Viertel des jüngstverflossenen Jahrhunderts und (?) bis auf den heutigen Tag. *Zweyter* Theil, *zweyte* Lieferung: *von Polizey-Sachen und Sanitäts-Anstalten.* 1804. XXVIII u. 455 S. 4.

Nach dem in der A. L. Z. 1804. Nr. 148. angezeigten Plane dieses gemeinnützigen Werks sollte dasselbe mit der vorliegenden *zweyten* Lieferung des *zweyten* Theils schliessen; aber die Menge der Materialien und die vom Rec. in der angeführten Anzeige gerügte, hier aber beybehaltene, unleugbar unnöthige, Voluminosität des jeder Lieferung angehängten Repertoriums hat den Herausg. veranlassen müssen, diesem Werke noch einen, seiner Versicherung nach am Ende des Jahrs 1804. erscheinenden, Supplementband nachzuschicken, welcher die Gesetze der Armen- und Betteley-Polizey, der Strandpolizey oder das Seerecht (beide letzere sind doch wohl nicht einerley, erstere ist nur eine Species des letztern) und der Steuerverfassung enthalten wird. Das Repertorium über diesen Supplementband ist indessen, eben nicht zur Bequemlichkeit des Lesers, dem des vorliegenden bereits einverleibt.

Dieser *zweyte* Band enthält 217 gesetzliche Vorschriften in Polizey- und Medicinalsachen, und ist, der innern und äussern Einrichtung nach, den früher angezeigten drey ersten Lieferungen ganz gleich.

Der *erste* Abschnitt ist den *Polizeygesetzen* (eigentlich den Zweigen derselben, für welche der Herausg. keine besondere und eigene Lieferungen bestimmt hat; denn die Medicinal- und Strandpolizey gehört auch zur Polizey) gewidmet, und enthält 189 dahin gehörige Gesetze. Sie sind entweder *allgemeine* oder *Local-Polizey-Vorschriften.* Die *erste* Klasse möchte Rec. in folgende Abtheilungen zerfallen lassen: I. *Landesherrliche Polizey-Aufsicht und Handhabung derselben;* hieher gehört nur Nr. 35. u. 166., besonders die in der letztgedachten Numer vorgeschriebene Einsendung der jährlichen Berichte und Tabellen über den Nahrungszustand einer jeden Stadt. II. *Allgemeine nützliche Anstalten*, wohin die Vorschriften wegen des Stadtpfandrechts (Nr. 19.), die Brand-Assecuration für das platte Land der Herzogth. Mecklenburg-Schwerin und Güstrow (Nr. 16. u. 107.) und für die dortigen Städte (Nr. 49. 57. u. 58.) gehören. III. *Vorschriften über einzelne Gegenstände der Polizey*, nämlich: a) *Polizey der Staatsgewerbe, besonders der Handlung und der Handwerker* (Nr. 1. 2. 4. 5. 8. 12. 15. 18. 27. 28. 30. 32. 34. 46. 47. 62. 63. 68. 70. 71. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 105. 106. 108. 111. 112. 113. 114. 129. 130. 136. 139. 147. 152. 154. 156. 158. 163. 165. 167. 168. 169. 178. 180.). b) *Polizey der Maasse und des Gewichts*, Nr. 24. (die Fleisch-, Brot- und Bier-Taxen werden aber wohl nicht eher allgemein eingeführt werden, als bis — wie im *Meckl. Strelitzischen* der Fall ist — die monatliche Einsendung derselben aus einer jeden Stadt an eine obere Behörde vorgeschrieben und gehandhabt wird) und Nr. 151. c) *Gesundheits-Polizey.* Rec. würde die hieher gehörigen Verordnungen N. 38. 39. 50. u. 91. in den zweyten Abschnitt verwiesen haben. d) *Persönliche Sicherheits- und Bevölkerungs-Polizey* (Nr. 18. 22. 119. 29. 67. 73.) e) *Polizey der Sicherung des Vermögens;* hieher, ausser den oben unter II. erwähnten allgemeinen nützlichen Anstalten, die Verordnungen Nr. 31. 44. 101. 121. 165. 174. u. 181. f) *Polizey der Erweiterung und Verschönerung der Städte* (Nr. 23. 60. 61. 88. 125. 145. 179.). g) *Armen-Polizey;* hieher die Gesetze Nr. 124. 144. 175. u. 184., welche aber ungleich richtiger für den Supplementband aufgespart werden möchten. h) *Abstellung des Luxus*, Nr. 10. 20. 93. 120. auch 55. 189. Aus i) *der landwirthschaftlichen Polizey* enthält dieser Band nur zwey, die Beförderung der Bienenzucht betreffende, Verordnungen (Nr. 84. und 128.). Die übrigen Gesetze beziehen sich auf einzelne Gegenstände, nämlich *die Missbräuche der Nachrichter* und *die Taxen für ihre Executions-Acten* (Nr. 42. u. 92.); *die Verfassung der Juden* (Nr. 53. u. 148.); *die Abwendung der Korntheurung, des Getreidewuchers und der dadurch besorglichen, unruhigen Auftritte* (N. 134. 135. 138. 155. 160. 161. 162. u. 163.); *die Mieth- und Kündigungszeit der Dienstboten* (Nr. 159.); *das Verbot der mit brennbarer Luft gefüllten Luftballons* (N. 174.); *die Salzeinfuhr* (N. 176.); *den Transport der Leichen von einem Orte zum andern, und die dabey an die Geistlichkeit zu entrichtenden Gebühren* (Nr. 182.); *das Ausspielen in Lotterieen* (Nr. 26.); *die Gewinnung des Bürgerrechts* (N. 30. 51. u. 185.); *die Abschaffung der Gewohnheit, bey Gewittern mit den Glocken vom Thurme zu läuten* (Nr. 33.); *die Ordnung auf Landtägen* (Nr. 66.); *der Gerichtsstand der Hofhandwerker* (Nr. 65.), und *die Nachsuchung der (sogenannten) heidnischen Gräber* (Nr. 183.). Zur *zweyten* Klasse, nämlich zu den, *die Polizey einzelner Städte und Oerter betreffenden, Gesetzen* gehören die unter Nr. 3. 6. 11. 13. 19. 21. 25. 31.

31. 35. 37. 41. 43. 48. 56. 59. 72. 85. 86. 88. 89. 96. 97. 98. 99. 114. 115. 116. 117. 122. 126. 127. 132. 133. 137. 143. 170. 171. 173. und 186. abgedruckten Verordnungen.

Der *zweyte* Abschnitt enthält die *für die medicinischen Polizey-Sachen oder Sanitäts-Anstalten erlassene Verordnungen*, 28 an der Zahl. Rec. würde auch diese in gewisse und zwar in folgende Klassen theilen: 1) *Medicinal-Polizey überhaupt und deren Handhabung und Organisation* (Nr. 190. u. 206.). 2) *Einzelne Gegenstände der Medicinal-Polizey.* a) *Medicinal-Polizey für die Gesundheit der Menschen*, das *Hebammenwesen* (Nr. 194. 208. 210. 213. u. 215.), die *Inoculation der menschlichen* (N. 207.) *und der Schutzblattern* (Nr. 214.), das *Verbot des Genusses der Eyer- und Hundepflaumen* (Nr. 192.), die *Vorkehrung gegen das gelbe Fieber* (Nr. 212. u. 226.); Hieher würden auch die, wie Rec. bereits oben angeführt hat, im ersten Abschnitte abgedruckten Vorschriften der Gesundheits-Polizey gehören. b) *Vorschriften der thierischen Medicinal-Polizey;* hieher die Verordnungen *wegen Einführung des fremden Rindviehes* (Nr. 195. 196. 198. 201. 203. 204. 205. 211.), die Verordn. *wegen der Thierärzte in den herzogl. Kammergütern* (Nr. 217.); die Verordn. *wegen des Umzugs der Schäfer*, *der Schmierschafe und der Schafpocken* (Nr. 191. 193. 197. 199. u. 209.), und *wegen der tollen Hunde* (Nr. 200.).

Die Inhaltsanzeige dieser Polizeyvorschriften kann um so weniger zum Zwecke dieser Recension gehören, da schon die freyere Verfassung Mecklenburgs, die so bedeutende Eingreifung der mecklenburgischen Stände in die gesammte Gesetzgebung, und — Rec. möchte es wohl behaupten — schon der Charakter der Nation die strenge und genauere Polizey der Theorie und mancher anderer deutschen Staaten nicht füglich zuläst, aber auch nicht erheischt.

Der Fleiss des Herausg. — des gegenwärtig zum ersten Beamten des Domanialamts Neustadt ernannten Amtshauptmanns und Hofraths *Schröder* — bey der Sammlung der Materialien dieses Werks und bey der Herausgabe desselben ist zwar unverkennbar, Rec. kann ihn aber doch nicht von *vier* Vorwürfen freysprechen. Der *erste* und bedeutendste ist der, dass so oft nur für einzelne Fälle oder Ortschaften erlassene Special- oder Particulär-Verordnungen, ja wohl blosse Regierungs-Rescripte, auf einzelne Anfragen als allgemeine Gesetze aufgeführt sind, z. B. Nr. 14. 23. 31. 35. 37. 41. 43. 56. 79. 85. 89. 96. 97. 98. 101. 122. 132. 133. 143. 153. 170. 172. 202. 213., ohne dass, wie in der Anzeige der Druckverbesserungen nur in Ansehung *einer* dieser Vorschriften geschehen, ihre Localbeziehung bemerkt wäre, und ohne eine in diesen Vorschriften befindliche Aufstellung eines allgemeinen Princips (wie z. B. bey Nr. 102. 105. 106. 108. 111. 171. 186. u. 187. der Fall ist), obgleich Rec. selbst in diesem Falle eine solche Verordnung nicht zu allgemein gültigen Gesetzen qualificiren möchte. *Zweytens* hätten mehrere Verordnungen von bloss temporärem und selbst so beschränkt von überall keinem theoretischen Interesse, z. B. Nr. 54. 64. 94. 117. 198. 200. 203. (die unter Nr. 45. hat doch noch theoretisches Interesse), überall nicht aufgenommen werden sollen; welches *drittens* auch in Ansehung verschiedener Gesetze von zu localem Interesse der Fall seyn möchte. Rec. legt ein sehr grosses Verdienst auf die Bekanntmachung statutarischer und Local-Gesetze; allein diese müssen nicht so unbedeutende Gesetze, als die hier unter Nr. 48. 69. 72. 82. 85. 89. 99. 109. 123. 146. 157. u. 180. abgedruckten seyn. Endlich *viertens* würde eine vollständigere Angabe und Bezeichnung nicht selten zu wünschen seyn; an welche Behörde sind z. B. die Gesetze unter Nr. 14. 108. 111. erlassen? Das Gesetz Nr. 33. ist nicht bloss an den Superintendenten zu Schwerin, sondern an alle Superintendenten erlassen, u. a. m.

Rec. glaubte der bleibenden Wichtigkeit dieses Werks eine genaue Revision desselben schuldig zu seyn; vorstehende Bemerkungen mögen daher als Beweise seiner Achtung für dasselbe und den Herausg. gelten.

Den Beschluss macht ein sehr ausführliches alphabetisches Repertorium, sowohl über diese *zweyte* Abtheilung, als über den noch herauszugebenden Supplementband, dessen baldigem Erscheinen nur mit gerechtem Verlangen entgegengesehen werden kann.

Leipzig, b. Hinrichs: *Josephi Mariae Suaresii*, episcopi Vasionensis, *Notitia Basilicorum.* Recensuit et observationibus auxit D. *Christianus Fridericus Pohlius*, civitatis Lipsiensis Senator et Syndicus. 1804. 146 S. gr. 8. (20 gr.)

Obgleich *Suares's* gelehrter und zu dem Studium des byzantinischen Rechts unentbehrlicher Tractat seit seinem ersten Erscheinen zu Rom 1637. nicht nur von *Fabrot* in die Ausgabe der Basiliken, und von *Leeuwen* in die Ausgabe des *Corpus jur. civ.* aufgenommen, sondern auch von *Fabricius* in *Bibl. gr.* Vol. XII. wiederholt und mit schätzbaren Anmerkungen versehen ist: so blieb doch ein besonderer Abdruck desselben, vorzüglich bey der Seltenheit der Originalausgabe, und zugleich eine Revision nach den Forschungen der Neuern, ein wünschenswerthes Unternehmen. Dieser Wunsch ist durch vorliegendes Werk, zu dem schon vormals ein öffentliches Blatt Hoffnung machte, auf eine, nach Rec. Urtheil, sehr befriedigende Weise erfüllt worden; und es gereicht dem Herausg. um so mehr zur Ehre, dass er, als Geschäftsmann, seine Nebenstunden einer solchen Arbeit widmete, je entlegener jetzt die Cultur jenes Zweiges der gründlichen Rechtsgelehrsamkeit von den Bemühungen der mehresten Akademiker und Nichtakademiker ist. Um unser Urtheil zu rechtfertigen, wird es hinreichend seyn, die Beschaffenheit dieser in jeder Hinsicht brauchbaren Handausgabe kürzlich darzulegen. Der Text ist nach *Fabrot* abgedruckt; welcher die dem Herausg. nicht zu Ge-

gekommene römische Ausgabe befolgte, und die Allegaten des Vfs. sind bestimmter angegeben. Dabey sind *Fabricius* Anmerkungen unter dessen Namensangabe, jedoch hin und wieder mit Erläuterungen, beybehalten. Vornehmlich aber ist ein reicher Vorrath von Anmerkungen des Herausg. hinzugekommen, in welchen nicht allein die neuern Untersuchungen und Angaben von *Hofmann*, *Beck*, *Jensius*, *Reiz*, *Assemann*, *Höpfner*, *Zepernick*, *Hugo* u. a. benutzt, sondern auch eigene Forschungen angestellt sind, die überall von Prüfungsgabe und gründlicher Gelehrsamkeit zeugen. Man darf in Ansehung des letztern Punktes nur unter andern dasjenige nachsehen, was S. 35 fg. über das unter Basilius und dessen Söhnen erschienene Πρόχειρον τῶν νόμων und über die davon zu unterscheidende Ἐκλογή, S. 48. über das Alter der βασιλικῶν ἀνακάθαρσις, und S. 132. über παλαιός und παλαιόν gesagt ist, um den Werth dieser Ausgabe schätzen zu lernen, und das Verlangen nach mehrern ähnlichen Arbeiten zu empfinden.

GESCHICHTE.

Freyberg, b. Craz: *Handbuch der allgemeinen Völkergeschichte alter Zeiten*, vom Anfange der Staaten bis zum Ende der römischen Republik, von M. *Daniel Gotthold Joseph Hübler*, Conrector am Gymnas. zu Freyburg. *Fünfter* und letzter Band. 1802. 264 S. 8. (1 Rthlr.)

Der letzte Theil dieses nützlichen Handbuchs umfasst nur einen Zeitraum von vierzehn Jahren, ohne deswegen im mindesten gedehnt zu seyn, weil er die Periode von Cäsars letztem Lebensjahre bis zur Alleinherrschaft des Octavius enthält, wo wichtige Ereignisse gedrängt auf einander folgen. Der Fleiss, die Genauigkeit und die Behandlungsart des Vfs. ist aus der Beurtheilung der frühern Theile bekannt; wir dürfen also bey dem gegenwärtigen blos das Zeugniss hinzufügen, dass er den erstern nicht im geringsten nachsteht, dass er sie vielmehr in Rücksicht auf eigenes zusammenhängenderes Studium der Quellen sehr fühlbar übertrifft. Diesem Theile sind noch kurz die parthischen Kriege des Crassus und Antonius, und ausführlich die jüdische Geschichte von der Erhebung zum eigenen Reiche durch die Hasmonäer bis zur Zerstörung von Jerusalem durch Kaiser Titus, beygefügt. Der Vf. hat wohlgethan, dass er diese Geschichte, ohne sich streng an die vorgesetzte Zeitgränze zu binden, in ununterbrochenem Zusammenhange darstellte. In der Vorrede vertheidigt er sich gegen die ihm angeschuldigte Absicht, dass er auch Lehrern der Geschichte durch seine Arbeit habe nützen wollen. Die Vertheidigung war völlig unnöthig; denn wirklich leistet auch dem kenntnissreichen Lehrer ein zweckmässig geschriebenes Handbuch in vielen Fällen, wo ihm sein Gedächtniss wegen der richtigen Verkettung der Begebenheiten nicht ganz getreu bleibt, und er doch nicht bey jedem einzelnen Gegenstande seine Zuflucht zu den Quellen nehmen will, von Zeit zu Zeit gute Dienste.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Geschichte der Römer unter den Imperatoren, wie auch der gleichzeitigen Völker, bis zur großen Völkerwanderung*, von M. *Daniel Gotthold Joseph Hübler*, Conrector am Gymnas. zu Freyberg; zur Fortsetzung seiner allgemeinen Völkergeschichte alter Zeiten. *Erster* Band. 1803. 344 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Rec. wünscht dem fleissigen und denkenden Vf. Glück zu dieser Fortsetzung seiner brauchbaren Arbeit, welche sich nun auch über die Regierung der Kaiser bis zur Völkerwanderung erstrecken, und als Fortsetzung des erstern, oder auch als eigenes Werk betrachtet werden soll; aber unmöglich kann er die nun sichtbar gesuchte Ausführlichkeit billigen, durch welche die ein zum Nachlesen bequemes Handbuch erwartenden Käufer mit Bedauern, der ersten Anlage ganz zuwider, ein bändereiches, kostspieliges Werk entstehen sehen. Zwey Bände könnten reichhaltig und belehrend die im dritten und vierten Jahrh. grösstentheils magere Kaisergeschichte enthalten; der Vf. hingegen theilt schon jetzt die neue Arbeit in vier Bände, und spricht von einem fünften beym wahrscheinlichen Aufhäufen des Stoffs, an dem es ihm freylich bey seiner Verfahrungsart nicht fehlen kann. Sehr gut beginnt er mit der treffenden, meist aus *Gibbon* entlehnten, Schilderung von Augustus klug-gewählten Anstalten zur Befestigung seiner anfangs blos revolutionären oder militärischen Regierung. Vollständig und mit passenden Erläuterungen werden die Titel angeführt, durch deren Vereinigung in seiner Person August wirklich Monarch des Staats wurde, ohne den Namen zu führen; doch hatte er als Tribun nicht blos die hindernde Gewalt, wie Hr. *H.* angiebt, sondern vorzüglich die gesetzgebende, da er nun im Namen des souveränen Volks handelte. Mit Unrecht stimmt auch der Vf. in den Ton, durch welchen der so viele Jahrhunderte gepriesene Mäcenas in gar kleine Verhältnisse herabgesetzt, und seine Herablassung gegen Gelehrte für minder bedeutend angegeben wird, als wenn in unsern Tagen ein Kammerherr das nämliche thäte; ein Mann, der zu dem Beherrscher Roms, ohne an Gunst und Einfluss zu verlieren, sagen durfte: *surge tandem carnifex*, spielte gewiss eine andere Rolle, als der Kammerherr gegen seinen Fürsten. Gleich gute Unterhaltung und Belehrung wird der Leser auch in der persönlichen Geschichte der nächst folgenden Kaiser bis auf Vespasian finden, und überall auf Spuren stossen, dass der Vf. sich nicht einzig an neuere Schriftsteller, sondern, wenigstens bey einzelnen Stellen, sich an die römischen Quellen selbst hielt. Nirgends, als beym Regierungsantritte des K. Cajus Caligula, glaubten wir auf eine unrichtige Bemerkung zu stossen. Durch die Erklärung des Raths, zum Vortheil des Cajus, schien, nach Hn. *H.* Meinung, angenommen zu werden, dass bey der Thronfolge allezeit der älteste in

Cäsars Familie den Vorzug haben sollte. Hierauf nahm aber zuverläſsig der Senat keine Rückſicht; auch war nicht Cajus, ſondern ſein Oheim Claudius, der älteſte in der Familie. — Wäre Hn. *H.* Abſicht, bloſs nach eigenen Unterſuchungen die Geſchichte der römiſchen Monarchie vorzuſtellen: ſo würden wir noch tadeln, daſs ſeine Beſchreibung faſt ausſchlieſsend nur perſönliche Geſchichte der Regenten enthält, die Verfaſſung des Staats und den Zuſtand der Provinzen aber nach Auguſts Regierung faſt gänzlich mit Stillſchweigen übergeht. — In der Mitte des Werks geht der Vf. auf die Geſchichte der Deutſchen über, und eröffnet ſich dadurch die Laufbahn zur ſelbſt beliebigen und äuſserſt leichten, aber ganz unzweckmäſsigen Ausführlichkeit. Denn anſtatt von dem Einfluſſe der Deutſchen auf den römiſchen Staat, von den Kriegen u. ſ. w. zu ſprechen, und ein zur mehrern Aufklärung nöthiges Wort über die urſprüngliche Verfaſſung des noch rohen Volks zu geben, legt er in der geographiſchen Darſtellung *Mannert*, in der hiſtoriſchen Entwickelung *Fr. Maier* und *Möſer*, nebſt andern Schriftſtellern der deutſchen Geſchichte, zum Grunde, und ſchreibt nun ohne weiteres in langer Reihe aus, was ihm gut dünkt, aber ſeinen Leſern wohl ſchwerlich gut dünken wird, die hier keine Geſchichte der Deutſchen, ſondern der Römer ſuchen, und wenn ſie ſie ſuchen, in allgemein bekannten Büchern richtiger zu finden wiſſen. Denn bey einem ſolchen Zuſammentragen ohne vorgängiges Studium kann es nicht an auffallenden Verirrungen fehlen. Er nimmt z. B. (S. 257.) mit *Maier* an, daſs die Anführer der Klientelſchaften oder Gefolge zugleich die Könige der Völkerſchaften waren, da doch *Tacitus* beide genau unterſcheidet. Er läſst (S. 304.) die Hermundurer die lange Strecke von Franken bis nach Gran in Ungarn beſetzen; und fügt der Erzählung, daſs die Römer ſich zwiſchen der Lahne, dem Mayn und Rhein feſtſetzten (S. 307.), ohne die geringſte weitere Verbindung die Beſchreibung der Teufelsmauer bey, welche, ſo viel Rec. weiſs, jedermann im Fürſtenthume Eichſtädt und in den ſüdlichen Theilen des Fürſtenthums Anſpach ſucht.

ALTE SPRACHENKUNDE.

Leipzig, b. Barth: *Franc. Sanctii Minerva, ſeu de cauſis linguae latinae* Commentarius, cui inſerta ſunt, uncis incluſa, quae addidit *Gaſp. Scioppius*, et ſubjectae ſuis paginis notae *Jac. Perizonii.* Recenſuit ſuis notis adjectis *Car. Lud. Bauerus.* Ed. noviſſima, prioribus longe correctior atque emendatior. *Tom. I.* 1793. XXIII u. 751 S. *Tom. II.* 1801. IV u. 683 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Wenn gleich die ſo berühmte *Minerva* heut zu Tage nicht mehr in der Maſse, wie einſt, geſucht und ſtudirt wird: ſo bleibt ihr doch immer der Ruhm, eine gute, feſte Grundlage zum kritiſchen und philoſophiſchen Studium der lateiniſchen Sprache gelegt zu haben, auf welcher auch ſchon ihr Hauptcommentator *Perizonius* glücklich weiter fortbaute, in deſſen Fuſstapfen der neueſte Herausgeber, der verſt. Rector *Bauer* in Hirſchberg, ein gründlicher Grammatiker, mit Erfolg trat. Auf jeder Seite kommen bald längere, bald kürzere, theils prüfende und berichtigende, theils erläuternde und erweiternde Anmerkungen vom letztern vor, die den denkenden und gelehrten Sprachforſcher verrathen. Der Herausg. gedachte am Schluſſe des Werks als Reſultat von *Sanctius*, *Perizonius* und ſeinen Sprachunterſuchungen ein Syſtem der Grammatik aufzuſtellen, bey welchem auch *Harris's* Hermes mit *Wolf's* Anmerkungen (Halle 1788.) benutzt werden ſollte; allein kaum war die Schluſsanmerkung zum *Sanctius* geſchrieben, und der zweyte Band noch nicht abgedruckt, als den Herausg. der Tod abrief. Das Regiſter über die Worte, Sachen und erklärten Stellen der alten Schriftſteller fügte man nach ſeinem Tode hinzu.

KLEINE SCHRIFTEN.

Neuere Sprachkunde. *Riga*, b. Hartmann: *Franzöſiſches Leſebuch* für ſolche, welche (auch wohl ohne mündlichen Unterricht) bald Franzöſiſch ſprechen lernen wollen. Nebſt einem erklärenden Wortregiſter. Zunächſt zum Gebrauche des *Hezel*'ſchen Lehr- und Erziehungs-Inſtituts. *Erſtes* Bändchen. 1803. 62 S. 8. (4 gr.) — Dieſe Sammlung enthält kurze Umgangsformeln in franzöſiſcher und deutſcher Sprache, um Anfängern Stoff zum Sprechen zu geben und ihnen ſolches zu erleichtern. Darauf folgt *Agar dans le déſert*, aus dem *Théatre à l'uſage des jeunes perſonnes*, par Madame la Comteſſe *de Genlis*, mit einer wörtlichen Ueberſetzung. Am Schluſſe ſteht ein alphabetiſches Regiſter derjenigen Wörter, welche in dieſem erſten Bändchen vorkommen. Die Abſicht des Ganzen, zum baldigen Verſtehen und frühzeitigen Sprechen behülflich zu ſeyn, iſt nicht unzweckmäſsig ausgeführt; beſonders dürfte das niedliche Drama ſich für die Faſſungskraft der Jugend vorzüglich eignen. Beym Durchleſen ſtieſs Rec. auf einige Unrichtigkeiten, welche er hier anzuführen für Pflicht hält. S. 6. findet man viermal *vous ètes* ſtatt *vous ètes.* (Letzteres iſt beſſer, als *vous êtes*, weil das e im Anfange nicht mit dem langen, ſondern mit dem kurzen ä ausgeſprochen wird.) S. 14: *je reſſents* für *je reſſens*; S. 16. *mieux qu'on ne vous le pourroit dire* ſtatt *mieux qu'on ne pourroit vous le dire*; S. 18. *de telles ſentiments* für *de tels ſentimens*; S. 25. *mes gans* für *mes gants*; und: „*C'eſt du bon café que je ſouhaite, Guten Kaffee wünſchte ich.*" Nach dem Deutſchen zu urtheilen, müſste *de bon café* geſetzt ſeyn, da weiter kein Beſtimmungswort folgt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. December 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

STRASBURG, b. Levrault: *Essai sur la nutrition du foetus*, par *Jean Freder. Lobstein*, D. M. prosecteur à l'école de médecine de Strasbourg etc. 1802. 150 S. 4. m. K.

HALLE, in d. n. Societätsbuchhandl.: *Ueber die Ernährung des Foetus*, von *J. Friedr. Lobstein* etc. Aus dem Französischen übers. von Dr. *Theodor Friedr. Arn. Kestner*. 1804. 217 S. 8. m. K.

Kaum ist Rec. je ein so treffliches Werk über den eben so interessanten als schwierigen Gegenstand, die Ernährung des Foetus, vorgekommen, als gegenwärtiges. Der Vf., ein gründlicher Anatomiker und mit den besten physiologischen Schriften vertraut, zeigt sich in der Ausarbeitung seines Gegenstandes als ein Deutscher und in dem Vortrage als ein französischer Gelehrter, und vereinigt auf eine glückliche Art Gründlichkeit mit Leichtigkeit der Behandlung. Hr. D. *Kestner* kann daher für die erleichterte Bekanntschaft mit diesem belehrenden und an neuen Thatsachen reichen Buche Anspruch auf den Dank seiner Landsleute machen.

Die ganze Schrift zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste sich mit dem Ey, seinen Häuten und dem Mutterkuchen, die zweyte aber mit der Ernährung der Frucht selbst beschäftigt. — I. *Von dem Eye und seinen Häuten.* Die *membrana decidua* scheint nur durchlöchert zu seyn, sie ist, genau und mikroskopisch untersucht, nur mit schräg in die Substanz dringenden Vertiefungen versehen (weswegen die von Hn. *Osiander* vorgeschlagene Benennung: durchlöcherte Eyhaut, nicht zulässig ist). Die von *Hunter* erwähnten drey Oeffnungen der *decidua*, die den drey Oeffnungen des Uterus entsprechen sollen, hat Hr. L. nie finden können. Die ganze Haut sieht der *crusta phlogistica* sehr ähnlich. Die Gefäse dieser Haut sind so zart, wie die der *pia mater*, und oft in so groser Menge vorhanden, dass die Haut davon wie entzündet aussieht; *nie* entsprangen aber diese Gefäse von denen des Mutterkuchens, so dass sie durch letztere hätten injicirt werden können. (In der Erklärung der Entstehung der *decidua reflexa* scheint uns der Vf. aber eben auch nicht glücklicher gewesen zu seyn, als seine Vorgänger; er sagt von ihr: *obligée de s'écarter et de céder sa place aux flocons de l'oeuf*, womit dieses sich in der *decidua* festsetzt, und wovon sich hernach der Mutterkuchen bildet, *qui grossissent et qui s'allongent, elle se jette sur la surface externe de ce dernier.* — Durch diesen Ausdruck, *elle se jette*, ist nichts erklärt; denn gesetzt, es wäre so, dass die *decidua* an der künftigen Mutterkuchenstelle von den Fäden des Chorions verdrängt würde, so würde 1) eher zu begreifen seyn, dass sie sich nach aussen als nach innen zu umschlüge, indem die Fäden des Chorions von innen nach aussen drängen, und 2) könnte man nicht begreifen, wie die *decidua reflexa* an der dem Mutterkuchen entgegengesetzten Seite geschlossen seyn könnte. Die begreiflichste Erklärung der Entstehung der *decidua* ist fast noch die von *Burns* (vergl. Ergänzungs-Blätter II. Jahrg. Nr. 78.) gegebene, obgleich sich auch gegen sie einiges einwenden lässt.) Von der Gegend des Muttermundes kann die *decidua* nicht leicht ohne Zerreissung losgetrennt werden, da sie doch an den übrigen Stellen der Bärmutterhöhle nicht sehr fest hängt. — In dem *Chorion* hat der Vf. nie Gefäse entdecken können, die doch *Wrisberg* darin gefunden haben will; es ist ihm wahrscheinlich, dass die Gefäse der *decidua* für das *Chorion* mit bestimmt sind; dabey stellt er eine sehr interessante Analogie zwischen dem *Chorion*, dem Brustfell, Bauchfell u. s. w., als aushauchende Häute betrachtet, auf. — Bey Zwillingseyern fand Hr. *L.*, dass weder das *Chorion* — wie von einigen — noch die *decidua*, wie von allen angenommen wird, gemeinschaftlich war, sondern jedem Eye besonders zukam, und dass die beiden *deciduas* an ihren Berührungspunkten mit einander zusammenhingen. — Das *Amnion* hängt mit dem *Chorion* am festesten auf der Placenta zusammen; die Verbindung des Chorions mit dem Amnion kann gar interessant mit der Verbindung der Cutis und Epidermis verglichen, und der Unterschied der festern Verbindung daraus erklärt werden, dass die Haut zugleich Organ des Gefühls ist. — Den von mehrern Anatomen und Geburtshelfern angegebenen, mit Wasser gefüllten, Raum zwischen Chorion und Amnion fand auch der Vf. einigemal; dagegen konnte er ihn in andern Fällen nicht auffinden, und er ist daher geneigt, die Ansammlung von Wasser zwischen diesen Häuten als von einem ungewöhnlichen und krankhaften Zustande abhängig zu betrachten. — Bey dem Menschen leben die Eyhäute, so lange sie mit der Mutter in Verbindung sind; da hingegen bey Vögeln und zum Theil auch bey vielen Säugthieren das Leben der Häute von dem Leben des Foetus abhängt. Die Verrichtungen der Häute bestehen nach dem Vf. darin, dass sie eine lymphatische und seröse Flüssigkeit — das Fruchtwasser — exhaliren, was nicht von den Häuten, die entweder gar keine oder wenigstens sehr wenige, sehr kleine und unmerkliche Lymphgefäse besitzen, wieder eingesogen, wohl aber von der

der Frucht, wie der Vf. im zweyten Abschnitt genauer erörtert, absorbirt wird. Anfangs sind die excernirenden Organe thätiger als die absorbirenden (des Foetus), daher ist im Anfange der Schwangerschaft die Quantität des Fruchtwassers so grofs; zuletzt aber verhält es sich umgekehrt: die Decidua schwindet und die nach dem Amnion und Chorion gehenden Gefäfse nehmen an Menge und Dicke ab, während die Absorbtion der Haut des Kindes zunimmt; daher vermindert sich die Quantität des Wassers, je älter der Foetus wird. Ganz besonders interessant sind die Untersuchungen und Bemerkungen des Vfs. über das *Nabelbläschen*. Nachdem er erst die Beobachtungen anderer Anatomen aufgeführt hat, erzählt er, was er selbst in zwey Fällen über das Nabelbläschen zu bemerken Gelegenheit hatte. Die Haut dieses Bläschens (was NB. unmittelbar an dem untern Theile des Embryo's hing und fast aus seinem Unterleibe hervorging, wie diefs in der einen Abbildung sehr schön angegeben ist) zeigte sich ihm unter dem Mikroskope körnig, und da, wo sich die Granulationen am zahlreichsten fanden, war die Haut dick, undurchsichtig und wie contrahirt; mit Luft aufgeblasen, zerrifs sie nicht leicht, aber es waren auch durchaus keine Gänge zu entdecken, die zu irgend einem Theile des Eyes hingeführt hätten. Die Fäden, welche diesem Nabelbläschen angehören, sind so, wie sie *Wrisberg* angegeben hat. *Blumenbachs* und *Sömmerings* Meynung, dafs die in dem Bläschen enthaltene Flüssigkeit durch diese Fäden zu den Därmen gehe, und das Bläschen so mit der Dotterhaut des Hühnchens verglichen werden könne, ist nicht zuläfsig, weil bey *Albins*, *Wrisbergs* und *Hunters* Untersuchungen diese Fäden sich nur als obliterirte Gefäfse zeigten. Unser Vf. glaubt nun, dieses Bläschen wieder mit der Allantois der Thiere vergleichen zu können; er zeigt S. 46 des Originals und S. 66 der Uebersetzung die Aehnlichkeiten und unwesentlichern Verschiedenheiten der Allantois bey Thieren und der *Vesicula umbilicalis* des Menschen, und stellt endlich folgenden Satz auf: Alle warmblütigen Thiere haben im Anfange ihrer Bildung eine Blase an ihrem Körper befestigt, die bey Menschen Nabelbläschen, bey Thieren Allantois genannt ist, *die aber keinesweges bestimmt ist, den Urin aufzunehmen*, sondern deren Bestimmung nur für die erste Zeit der Schwangerschaft berechnet ist; diese Blase ist bey einigen Thieren schon vor der Geburt ganz verschwunden, bey andern bleibt sie bis zur Geburt vorhanden und hievon scheint der Unterschied darin zu liegen, dafs bey erstern der Nabelstrang schnell, bey letztern langsam wächst. Wir müssen mit dem Vf. hier den Wunsch äufsern, dafs es doch einem Chemiker gefallen möge, uns bald eine genaue Analyse der Flüssigkeit der Allantois, z. B. des Schafes, zu geben, und darin besonders die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit dieser Flüssigkeit mit dem Urin heraus zu heben. Die Feuchtigkeit des Nabelbläschens wird man wohl nicht leicht in der Quantität erhalten, um sie der chemischen Untersuchung zu unterwerfen.

II. Der *Mutterkuchen*. Auch über diesen und seine Verbindung hegt der Vf., auf mikroskopische Untersuchungen sich stützend, seine eigne Meynung: bis gegen das Ende des ersten Monats findet man bekanntlich an der mütterlichen Fläche des Chorions nur einförmige Flocken; im zweyten Monat bilden die auf der Einen Hälfte des Eyes concentrirten Flocken schon den Anfang des Mutterkuchens, der nun nach und nach an Dicke zu- und an Umfang abnimmt, bis er bey einer zeitigen Geburt die ganz bekannte Beschaffenheit erhält. — Auf der äufseren Oberfläche einer reifen Placenta findet sich eine dicke blutkuchenähnliche Hautlage, die die Fortsetzung der Decidua auszumachen scheint, und in die Vertiefungen zwischen die Cotyledonen der Placenta hineindringt, dabey aber auch oft als eine Brücke die Cotyledonen mit einander verbindet, unter der man Blut findet. (Diefs ist der sogenannte mütterliche Theil der Placenta) Dieser blutkuchenähnliche Ueberzug der mütterlichen Fläche der Placenta bildet auf diese Weise wirkliche Sinus, die sich fast beständig in einen um den Rand der Placenta herumgehenden Sinus vereinigen, in welchen Venen, von der Decidua kommend, sich ergiefsen. Diese blutkuchenähnliche Hautdecke der Placenta (der mütterliche Theil derselben) soll erst nach dem fünften Monate der Schwangerschaft sich bilden, indem man früher die Gefäfse des Mutterkuchens nicht in Cotyledonen geschlossen und gerundet, sondern flottirend finde. Der Mutterkuchen besteht, auch unter den stärksten Vergröfserungsgläsern betrachtet, aus nichts als Blutgefäfsen (Arterien und Venen mit einander communicirend) durch feines Zellgewebe verbunden und weifsen starken Fäden, die in unbestimmter Richtung laufen; Nerven und lymphatische Gefäfse waren durchaus nicht zu bemerken. Das Verhältnifs der zwey Arterien zu einer Vene im Nabelstrang erstreckt sich nicht weiter, in der Placenta läuft immer eine Vene und eine Arterie mit einander, so dafs man sie selbst in den allerfeinsten Enden, durchs Mikroskop, als zwey neben einander liegende, nur durch eine Linie getrennte, Kanäle sehen kann, die wahrscheinlich, nachdem sie einige Windungen gemacht haben, in einander übergehen. Bey den Flocken, die sich von dem fünften Monat auf der Mutterkuchenstelle finden, ist die Bildung ganz anders, die Enden ihrer Zweige sind oft dicker wie die Aeste, und niemals laufen da so zwey Gefäfse genau mit einander; beide Verschiedenheiten, so wie sie sich dem Vf. unterm Mikroskope zeigten, sind durch Abbildungen deutlich gemacht. — Die vorhin erwähnten weifsen Fäden erkannte Hr. *L.* deutlich für obliterirte Gefäfse, die um so zahlreicher sind, je näher die Placenta der Geburt ist. Nach der Angabe dieses Baues hegt nun der Vf. die Vorstellung, dafs die beschriebenen nebeneinander laufenden feinen Gefäfschen einer Placenta nach dem fünften Monat, mit ihrem äufsersten gewundenen Ende (wo sie in einander wahrscheinlich übergehen) in den Sinus des sogenannten mütterlichen Theiles der Placenta sich befinden, wohin das Blut von dem Ute-

hingebracht wird, und dass die Gefässchen von dem in den Sinubus befindlichen Blute so gebadet würden, wie der Nerve des sechsten Paars von dem Blute des *Sinus cavernosi*, oder wie die Blutgefässe der Lungen von der in die Lungenzellen aufgenommenen Luft. — *Der Nabelstrang*. Die Verschiedenheit der Substanz der Arterien und Venen, die man im Nabelstrange wahrnimmt, beschränkt sich auch auf diesen; im Mutterkuchen ist der Unterschied nicht mehr zu bemerken. Die Zellen, welche die, die Blutgefässe des Nabelstrangs umgebende, eyweissartige Flüssigkeit enthalten, communiciren alle mit einander, und diess Zellgewebe begleitet die Nabelgefässe bis zur hintern Oberfläche des Bauchfells und auf der andern Seite bis ins Innere des Mutterkuchens. Die Entstehung der Feuchtigkeit (*Wharton*'sche Sulze) ist noch unbekannt; aber *Hallers* Meynung (Grundriss der Physiologie S. 799.) wird hier widerlegt. — Die Blutgefässe der Placenta scheinen bis in ihre äussersten Aeste einen hohen Grad von Contractilität zu besitzen.

Den *zweyten* Theil der Schrift machen nun die Untersuchungen über die Ernährung der Frucht aus. Die gewöhnlichen Meynungen sind, dass sie 1) durch das Fruchtwasser, oder 2) durch den Mutterkuchen, oder 3) durch beides zugleich ernährt werde. — Unser Vf. glaubt auch, dass der Hauptnutzen des Fruchtwassers in der Ernährung des Fötus bestehe, aber nicht dass es deswegen verschluckt werden müsse. Kommt es zufällig in den Magen: so wird es von den einsaugenden Gefäsen desselben absorbirt, ohne dass man eine verdauende Kraft des Darmcanals anzunehmen braucht (die Gründe für die Ernährung durch Fruchtwasser sind hier sehr verständig aufgestellt; wenn aber der Vf. sagt, das Fruchtwasser nehme bey Menschen keine Schärfe oder Verderbniss an, so ist er, diess kann ihm Rec. nach seinen eigenen Erfahrungen versichern, irrig); der *mucus caseosus*, den man wohl als Hinderniss der Hautabsorbtion ansieht, kann es schon um deswillen nicht seyn, weil er den grössten Theil der Schwangerschaft hindurch nicht vorhanden ist, weil man ihn oft gar nicht oder nur an einigen Stellen bemerkt, und weil ja das Fruchtwasser in manchen innern Höhlen des Körpers, wohin es gelangt, eingesogen werden kann. Aber die Ernährung durch das Fruchtwasser ist nicht die einzige Art der Ernährung. — Hr. *L.* behauptet, dass bey den Eyern aller warmblütigen Thiere, also auch beym Menschen, sich in den Flocken des Eyes die Venen viel früher und grösser finden, als die Arterien, und seine, vorzüglich aus der Analogie mit Saugthier- und Vogel-Ey geschöpften, Gründe sind gar nicht unbedeutend. Wenn die Venen den Arterien in ihrer Bildung vorausgehen, so muss auch ihre Verrichtung früher eintreten, und diese Verrichtung kann nicht das Zurückführen des von den Arterien erhaltenen Blutes seyn, weil die Arterien noch nichts zugeführt haben. Ihre Verrichtung kann nach unserm Vf. keine andere seyn, als eine Flüssigkeit aufzusaugen, und diese Verrichtung hat nach den verschiedenen Gattungen warmblütiger Thiere eine verschiedentliche Dauer. Die Venen sind demnach, so lange sie in diesem ursprünglichen Zustande bleiben, wie lymphatische Gefässe zu betrachten, die alles aufsaugen, was sich ihren Mündungen darbietet. Nun hat man zu Anfange der Schwangerschaft zwischen dem Uterus und dem Mutterkuchen einen lymphatischen Saft gefunden, von diesem glaubt der Vf., dass er durch die eben entstandenen flockigten Venen eingesogen werde. Allmählig werden diese Flocken länger, gehen dann in die Sinus des Uterus ein, um dort Nahrungsstoff zu suchen; bald aber verlängern diese Sinus sich in den Mutterkuchen; dann, meynt der Vf., dürften die Flocken nicht mehr an dem Uterus befestigt seyn, und kehren zu dem Mutterkuchen zurück (?!), wo sie mit ihren Endigungen den Mündungen der jetzt ausgebildeten Nabelarterien begegnen. Nun erst (freylich durch eine uns nicht ganz begreifliche Procedur) habe der Mutterkuchen seine vollkommene und letzte Organisation erlangt. *Wie* hier die Arterien und Venen so zusammentreffen, getraut sich der Vf. auch nicht zu erklären, nur erinnert er, dass ganz etwas ähnliches nach *Wunden*, wo getrennte Gefässe sich wieder vereinigen, bey *Polypen*, bey *Entzündungsmembranen* u. s. w. statt finde. — Was nun die Circulation des kindlichen Blutes in dem Mutterkuchen anlangt: so vergleicht der Vf. sie mit der Lungencirculation. In den Lungen wird das Blut mit der Luft in Berührung gesetzt und durch dieselbe verändert. In der Placenta ist keine Luft, aber das durch die Respiration veränderte und erneuerte Blut der Mutter, was in sehr grosser Menge zu dem Uterus geführt wird, erfüllt den mütterlichen Theil der Placenta, und die Nabelschnurgefässe werden in ihren feinsten Zerästelungen jenem Blute so ausgesetzt, wie die Blutgefässe in der Lunge der Luft. Kann nun nicht das Blut der Mutter in dem Blute des Fötus eine Veränderung hervorbringen, ihm nicht irgend ein Princip mittheilen? Hr. *Lobstein* glaubt, dass es der Wärmestoff sey, der dem Blute auf diese Art mitgetheilt werde (nicht eher der Sauerstoff?), und dass deswegen ein Theil des so veränderten Blutes von der Nabelvene unmittelbar zum Herzen gehe, um diess desto kräftiger zur Contraction zu bringen. — Wie wird aber das Herz, wenn die letzte Veränderung der Placenta noch nicht erfolgt ist, zu Contractionen stimulirt? Bey einigen Thieren haben die Cotyledonen immer eine milchichte Feuchtigkeit, nie wirkliches arterielles Blut der Mutter, wo kommt da der Stimulus für das Herz her? Diess beantwortet der Vf. noch nicht, verspricht aber in einem andern Werke zu beweisen (worin wir schon im Voraus mit ihm einverstanden sind), dass die Milch, die Lymphe, der Chylus, kurz das Fluidum, was im natürlichen Zustande durch den Brustgang passirt, ein beständiger Reiz für das Herz sey; vorläufig erlaubt er sich als schon bewiesen anzunehmen: dass die in den Nabelgefäsen junger Thiere befindlichen weissen Flüssigkeiten ihr Herz hinlänglich reizen,

reizen, daſs bey den Vögeln und vielen Säugthieren dieser Reiz derselbe bleibe, so lange sie im Eye sind, daſs dagegen bey dem menschlichen Fötus und den Thieren, die eine ganz ähnliche Placenta haben, dieser Stimulus nur für eine gewisse Zeit der Schwangerschaft da sey und nachher durch einen andern ersetzt werde. Wenn in der letzten Zeit der Schwangerschaft die Mutter dem Fötus keinen weiſslichten milchichten Saft mehr abgiebt: so entwickelt sich in letzterm ein Organ, was einen solchen Saft absondern und in die Schlüsselbeinvene ergieſsen kann; das ist die *gland. thymus*, die vor dem dritten Monate unsichtbar ist, nachher ungeheuer wächst und nach der Geburt, wenn der *ductus thoracicus* seine Functionen anfängt, wieder verschwindet. Daſs die Placenta ein Reinigungsorgan für das Blut sey, läugnet der Vf. gegen *Schreger;* vielmehr glaubt er wohl mit Recht, daſs es die Leber und Gallenblase, die Därme und die Haut seyen, die sich durch Galle, Meconium und *mucus caseosus* des im Blute überflüſsigen Kohlen- und Wasserstoffs entledigten.

Hr. *L.* nimmt also folgende Arten der Ernährung des Fötus an: 1) *Durch die Flüſsigkeit des Nabelbläschens*, aber nicht vermöge der nach dem Darm und Mesenterio gehenden Gefäſse, wie *Blumenbach* meynt, sondern der Vf. läſst den Nahrungssaft des Nabelbläschens durch den Urachus mit der Urinblase in Verbindung stehen; wenn nachher in den Flocken des Eyes die venösen Gefäſse sich entwickelt und Wurzel gefaſst haben, so wird das Nabelbläschen, was also nur für die ersten Monate vorhanden ist, unnöthig, entfernt sich, und der Urachus schrumpft zusammen. Hr. *L.* hat Recht, daſs, wenn man annimmt, es werde beym Embryo kein Urin abgesondert, nichts im Wege steht, warum man nicht die einsaugenden Gefäſse der Blase zur Ernährung wirken laſse. — 2) *Durch die Säfte, welche die Wurzeln der Nabelvene auffsaugen*, etwa bis zum fünften Monat. 3) *Durch das Fruchtwaſser.* Vielleicht trägt nach dem Vf. auch 4) die *Wharton*'sche Sulze zur Ernährung bey, die in den Zellen des Nabelstrangs in die Höhe steigen, bis an die cellulöse Fläche des Bauchfells kommen, und da von den lymphatischen Gefäſsen (welche *Lobstein* so wie auch die Drüsen hinter dem Sternum immer gröſser als sonst irgendwo gefunden hat) aufgesogen werden kann. — Was der Vf. zur Vertheidigung der Idee: daſs das Kind selbst thätig zur Geburt mitwirke, beybringt, scheint uns durchaus nicht haltbar. Wichtiger, und der Prüfung aller Physiologen zu empfehlen, ist die am Schluſse des Werkes geäuſserte Meynung des Vfs., daſs die Placenta nicht, wie man gewöhnlich annimmt, durch Contractionen des Uterus gelöset, sondern während der Ruhe nach der Geburt des Kindes losgetrennt und durch die Contraction nur ausgestoſsen werde, obgleich auch manche wichtige Gründe, z. E. das öftmalige Sitzenbleiben der Placenta bey Atonie des Uterus, die fortdauernde Verbindung der Placenta mit dem Uterus bey einem todten Fötus u. a. m. gegen den Vf. zu sprechen scheinen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Ohne Druckort: Versuch einer richtigen Auslegung und Anwendung des Hauptschluſses der auſserordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg vom 25. Febr.* 1803. §. 35. 36. 1804. mit XVI Beylagen. 92 u. 46 S. 8. (10 gr.) — Der ungenannte Vf. sucht aus dem Gang der Deputationsverhandlungen darzuthun: a) daſs die Absicht dabey vom Anfang an gewesen sey, auch über mittelbare Stifter und Klöster, nicht bloſs nach einem strengen Entschädigungs-Princip — welches man überhaupt nicht beobachtet habe — sondern zur Verstärkung der innern Consistenz mehrerer deutscher Staaten und zur Erhaltung eines politischen Gleichgewichts, zu disponiren; und b) daſs die Verordnung im 35sten §. welche die katholischen und protestantischen Stifter und Klöster, worüber nicht besonders verfügt sey, der *freyen* und *vollen* Disposition der Landesherrn überlaſse, nach reiflicher Ueberlegung und vorgängigen Debatten, durch die Stimmenmehrheit festgesetzt worden sey, und eben so wenig, als die übrigen Verfügungen des zum Reichsgesetz erhobenen Deputations-Hauptschluſses, eine einschränkende Auslegung zulaſse. Die durch Verträge oder Privilegien erworbenen Rechte eines Dritten könnten dagegen nicht in Betrachtung kommen, weil nach der angenommenen Meynung der deutschen Staatsrechtslehrer, insonderheit *Mosers*, — ältern Landesverträge und Freyheiten durch neuere allgemeine Reichsgesetze allerdings derogirt werden, wenn gleich die Derogations-Clausel in dem Gesetz nicht förmlich ausgedrückt, noch die dabey interessirten Landstände und Unterthanen darüber gehört worden seyen. Die Verhandlung der Reichsdeputation beweise hinlänglich die Absicht, alle Entsagungen und Beschränkungen des Landesherrl. Reformationsrechts auſser Wirkung zu setzen. (Gegen die Rechtlichkeit dieses angenommenen Princips lieſse sich wohl einwenden, daſs überhaupt Gesetze ältere Verträge und Verbindlichkeiten nur in so weit abändern oder gar aufheben können, als solche mit dem allgemeinen dringenden Staatsbedürfniſs sich nicht vereinigen laſsen.) Der praktische Werth jenes Gesetzes wird vorzüglich aus den Vorgängen in den kur-pfalzbaierschen und kön. preuſs. alten Reichslanden gezeigt, und sehr ausführlich auf die meklenburgischen geistlichen Stifter und Klöster angewendet, für welche diese Schrift hauptsächlich bestimmt zu seyn scheint. Der 36ste §. wird nur beyläufig berührt, ob er gleich, wegen des von österreichischer Seite gegen mehrere Stände behaupteten *Heimfallsrechts*, eine besondere rechtliche Erörterung verdient hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 18. December 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Wilhelm Tell*, ein Schauspiel, von *Veit Weber*. 1804. 256 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Kunst, obwohl ihrem Wesen nach vom Zeitgeiste unabhängig, liebt es doch, an die Erzeugnisse desselben ihre Gebilde anzureihen. Das mag der Grund seyn, warum mehrere Dichter gerade jetzt den Schweizerbund zum Stoff einer dramatischen Behandlung gewählt haben, jetzt, wo er durch den alles umwälzenden Zeitgeist fast vernichtet, nur noch einer ehrwürdigen Ruine gleicht. Es ist nicht zu läugnen, dass ein solcher Stoff das momentane Interesse erhöht; aber das Interesse an einem Kunstwerke soll, von aller Nebenrücksicht frey, nicht momentan, sondern ewig, wie die Gemüthswelt seyn, deren Symbol es ist. Aus dem Innersten des Gemüths geschöpft, soll es auf dieses zurückwirken, und das ist nur selten bey rein historischen Stoffen der Fall, wo das schöne Spiel der dichterischen Willkür durch den Stoff gebunden, sich ihm sklavisch anschmiegen muss. Die Geschichte muss, im Ganzen angeschaut, Poesie werden, aber ihre einzelnen Ereignisse sind, eben weil sie aus dem Ganzen gerissen, selten einer Kunstbehandlung, die ein Ganzes voraussetzt, fähig, und dem Friedensschlusse zu Osnabrück zum Beyspiel, in seinen Folgen der Darstellung eines *Müllers* nicht unwerth, würde selbst der Pinsel eines Sophokles kein dramatisches Interesse abgewinnen. *Schiller*, mit dem Wesen der Kunst vertraut, hat das gefühlt, und in seine neuern historischen Schauspiele das Fatum leise hinüber zu spielen gewusst, das, indem es das Interesse des Einzelnen von dem des Ganzen scheidet, dem dargestellten, aus der Weltgeschichte abgerissenen, Bruchstücke, eine, wenigstens ideale, Totalität und Haltung giebt. Wie fern ihm dieses auch in seiner Bearbeitung der Geschichte Wilhelm Tells gelungen, bleibt einer Analyse seines Stücks in unsern Blättern vorbehalten.

Ohne jetzt eine Vergleichung anzustellen, betrachten wir Hn. *Veit Webers* Schauspiel ganz für sich allein. Man kennt längst den Vf. unter diesem Namen als einen fruchtbaren Schriftsteller. Seine Sagen der Vorzeit, seine Holzschnitte u. s. w. sind oder waren doch in jedem Lesezirkel, eine Zeit lang, die Lieblingsspeise *der* Gattung des Publicums, die, auf dem Scheidewege von Rohheit und Bildung, deutsche humane Derbheit, mit einer Würze von romantischer Abenteuerlichkeit, liebt. Doch wenn seine Mährchen durch diese Eigenschaften, und eine oft ins Grelle streifende Lebhaftigkeit des Colorits, den gewöhnlichen Leser fesselten, so entlockten sie doch auch dem Gebildeten Beyfall, — durch manche gediegene Charakterschilderung, manche wirklich kraft- und effectvolle Katastrophe, und durch ihren Stoff, der grösstentheils aus einer gemüthreichen Wunderwelt gegriffen, selbst durch prosaische Behandlung nicht zerstört werden konnte. Auch war der Stil des Vfs., wenigstens in der Erzählung, und wo er ihn nicht durch die ihm eigene phrasenreiche pretiöse Kraftsprache entstellte, fliessend und verständlich. Auf jeden Fall war ein Volksmährchen von *Veit Weber* für den Augenblick unterhaltend, und ihm der, wenn gleich nicht immer beneidenswerthe Ruf eines Lieblingsschriftstellers, für eine gewisse Periode gesichert. Aber jetzt, da er zum Range eines dramatischen Künstlers emporstrebt, muss Rec. sehr bezweifeln, dass er auch diese Palme erringen werde: denn wenn die heroische Tragödie den Kampf des reinen menschlichen Gemüths mit dem Schicksale in rasch fortschreitender Handlung mit Klarheit darzustellen bestimmt ist: so wird ein Gewebe von Begebenheiten, bey welchem die Verworrenheit der Anordnung durch eine geschrobene, häufig ganz unverständliche Diction noch mehr verdunkelt wird, schwerlich den Namen: Schauspiel, verdienen.

Den Beweis dieser Behauptung wird Rec. *sine ira et studio* führen, da es ihm nicht um Herabsetzung des Vfs., dessen Talente er in mehrerer Hinsicht schätzt, — sondern nur um unparteyische Würdigung des vorliegenden Products zu thun ist, welches, mehrerer effectvoller Scenen ungeachtet, sich doch zu nichts weniger als der dramatischen Darstellung, die immer das Criterium eines gelungenen Schauspiels bleibt, eignet.

Um diess Urtheil zu rechtfertigen, auch den Leser über das, was er in vorliegendem Schauspiele zu erwarten hat, zu orientiren, wird Rec. den Vf. Schritt für Schritt verfolgen.

Das Ganze eröffnet: ein Prolog, in einem Auftritte von nicht weniger als 37 Seiten. *Schiller* hat uns daran verwöhnt, im Prologe eine geniale Symphonie zu erwarten, die, wie Mozarts unsterbliche Ouvertüren, aus dem Grundton des Ganzen die Modulationen einer üppig schwelgenden Phantasie entfaltet. Nicht so Hr. *Veit Weber*. Sein Prolog ist nichts mehr und nichts weniger als eine Schweizer-Tagsatzung, nur mit dem Unterschiede, dass auf letzterer Gespräche geführt werden, hier aber Alles so gestellt ist, dass man es grösstentheils, nähme man die Namen der redenden Personen weg, für die Chrie eines

eines Einzigen halten könnte. — Stauffach, Fürst, Halden, Tell und mehrere Landleute sind in mondheller Nacht am Waldstättensee versammelt. Die vier erstern halten dem Volk das ihnen durch das Haus Habsburg zugefügte Unrecht vor; wenn der eine stehen bleibt, um Athem zu holen, kommt ein Gedankenstrich, und ein anderer fährt grösstentheils in derselben Periode fort. Z. B. (S. 8.):

Stauffach.

Beleidigt, dass ein armer Hirtenhund
Vor ihm (*Habsburg*), dem Völkerschaaren knieend dienten,
Zu stehen wage, gab er uns zu Vögten —

Tell.

Der Bösen Abschaum die im Sündigen
Sich wohlgefallen etc.

Oder (S. 9.):

Stauffach.

Zwing' Uri unter's Joch, benannten sie
Die Kerkerburg —

Tell.

Wozu der Urner noch
Mit Gut und Blut und Kindestheilen!! fröhnt —

Stauffach.

Ein festes Haus etc.

(S. 15.):

Stauffach.

Bald ist des Thieres Daseinsleben (!!) nur
Das Einzige was unsrer Willkühr bleibt

Fürst.

Durch Selbstmord es zu enden, oder es,
Im Fröhnerjoche, schmählig zu verkeuchen!

So geht es fast den ganzen Prolog hindurch; ein Volks-Führer giebt immer dem andern das Stichwort; an eigentlichen Ideen-*Wechsel* — in der Regel wohl das Wesentliche jedes Gesprächs — wird selten gedacht.

Auch an verrenkten Stellen fehlt es nicht, wie folgende (S. 14.):

Die Siegelbriefe, seinem Zwecke widrig
Liess er (Kaiser Albrecht) durch eines Henkers räud'ge Hunde
Und Menschen, *die zur heil'gen Pflicht gemahnt*
es (sic!) *frey zu seyn*, von Pferden dann zerreissen.

noch an geschrobenen, als (S. 17.):

Des Schmerzenrechts Entäusrung fordern wir.

Endlich nach langem Wortwechsel über Habsburgs Tyrannendruck, geschieht die Verschwörung. Stauffach hebt den Eid an:

Wir —
(dann *Fürst* in der beliebten Art einfallend)
schwören, menschlich-mannhaft mit einander
Die Freyheit unsrer Väter zu behaupten,

Dann folgen noch mehrere seitenlange Abhandlungen über das, was eigentlich durch den Schwur bezweckt wird, und der Prolog schliesst sich mit den Worten *Stauffachs* (S. 37.):

Gehabt Euch wohl. Die stille Losung ist:
Bedachter Muth hilft aus — das Feldgeschrei: —

Alle.

Viel ehr den Tod, als unverdientes Joch!

Ungeachtet dieser Katechismus ähnlichen Form des Dialogs, mangelts dem Prolog nicht an schönen Stellen. Das Hervorspringen der drey Quellen bey Ableistung des Eidschwurs ist — sey sie historisch wahr oder unwahr — glücklich benutzt. Eben so — und das gilt vom ganzen Stücke — die Localität, das Costume, das Hr. *Weber* hier wie in allen seinen Werken — nie verletzt. Der Ton, die Umgebung der Personen, selbst die Bilder, die sie brauchen, sind ächt schweizerisch. Im ganzen Prolog hört man den Schweizer *in abstracto*; aber alle Personen sind ein und dasselbe Portrait in verschiedenen, äusserst mühsam gemalten Gewändern, denen, bey aller Aehnlichkeit mit dem dargestellten einen Original, doch das Hauptkriterium eines Kunstgebildes: *individualisirte* Allgemeinheit und Charakter, abgeht. Eben so hat auch der Prolog treffliche oratorische Stellen, wohin vorzüglich einige Reden *Fürst's*, S. 21. u. S. 33–36. zu rechnen sind; aber sie können für den Missmuth nicht entschädigen, den die geschrobene, so häufig unverständliche Sprache des Ganzen schon dem Leser macht, dem Zuschauer aber vollends unerträglich seyn würde.

Da diese Fehler und Vorzüge mit mehr oder weniger Einschränkung vom ganzen Schauspiel gelten, so hat Rec. sie gleich Anfangs ausführlicher erörtern zu müssen geglaubt, um nachher desto kürzer seyn zu können.

Der erste Act fängt mit einer häuslichen Scene in Fürst's Wohnung an. Es ist Sonntag, Elisabeth, Fürst's Frau, Anna, seine Tochter, Tells Gattin, Wilhelm und Walter, deren Kinder, unterhalten sich am Heerde im traulichen Gespräch. Diese Anna und Wilhelm sind dem Vf. vorzüglich gelungen, jene ein ächtes Schweizerweib, lebt nur für Gatten, Kinder und Vaterland; dieser zeigt in den Spielen der unbefangenen Kindheit schon Anlagen zum wackern Menschen und Bürger. Das Verhältniss des Haupthelden, im Prolog noch von gar keiner Bedeutung, wird nicht unglücklich entwickelt (S. 44.):

Anna.

Sonst war die Armbrust, war der Köcher ihm
ein Heiligthum, das, ungestraft, sein Kind,
sein Liebling Walter, nicht betasten durfte,
am stählern Bogen nie ein Fleckchen Rost.
Oft künstelte er stunden-tagelang
an seinen Pfeilen — — u. s. f.

Jetzt ist der Armbrust Bogen angelaufen
der Köcher ist der Buben Korb daheim,
Kein neuer Bolz den alten gleich zu achten.
Wer ehmals rühmte, dass Tells Federpfeil
so sicher treffe, wie des Auges Blick,

dafs es ein Sprichwort worden sey: „Gewifs,
wie Tell erlegt, wonach er immer zielt," —
dem nickte er lautlachend Beyfall zu;
jetzt wendet er so kalt sich von ihm ab,
als hab' er eine lose Kunst gerühmt.

Eine gute Einleitung in die Katastrophe des Stücks, die auch sonst, durch die entsetzliche Unstätigkeit des jüngsten Knaben Wölti gut vorbereitet wird. Man trommelt, die Knaben laufen heraus, *Wiederdriefs*, ein alter Schweizer, treibt sie zurück mit der Nachricht: Gefslers (des Landvogts) Hut sey auf einem Knäbelspiefse ausgesteckt, ein kaiserlicher Wappenherold stehe dabey, und gebiete, bey Lebenspön, dem Hute gleiche Ehre als Gefslern selbst zu erzeugen. Den Eindruck dieses Schauspiels schildert *Wilhelm*, Tells ältester Sohn, ganz trefflich folgender Gestalt (S. 50.):

Bafs trommelte ein Spielmann hinterdrein.
Und alle Schweizer, dort versammelt, sah'n
einander an und wiederum den Hut,
und zogen ihre Kappen ab und knixten,
die Schultern hoch zum Kopf hinaufgeschoben,
vom Markte weg, als ob es Steine regne.

Wie Schade, dafs diese und ähnliche, eines *Shakespear's* nicht unwerthe, Stellen, alsbald wieder vom Schwall schwerfälliger Tiraden gleichsam verschlungen werden. — Die Knaben schleichen sich unvermerkt wieder zur Thür heraus, Fürst erscheint in sichtbarer Unruhe, die Knaben stürzen wieder herein mit der Nachricht (S. 56. u. 57.):

Der Vater ist gefangen! —
Sie bringen Vater
zum Thurme! —
Vor des bösen Gefslers Hut
hat er auch nicht die Kappe zieh'n gewollt.

Ihr kindischer Enthusiasmus ist gut gezeichnet; *Anna* eilt heraus. Fürst und sein unterdessen hinzugetretener Verbündeter Arnold suchen sich in der Bestürzung zu fassen, und die alte Elisabeth, die an Interesselosigkeit mit den männlichen Charakteren des Stücks wetteifert, schliefst die Scene mit folgender Sentenz (S. 61.):

Bedachter Muth hilft aus — und überwindet
Gefahr und Noth, zu Heeresmacht verbünden.

Man sieht Gefslers Wohnung im Thurme zu Altdorf. Die Landvögte Gefsler und Landenberg unterhalten sich beym Frühtrunke. Beide sind, nächst Annen und Walter, die einzigen *Charaktere* des Stücks, aber freylich auch mit einer Grellheit gezeichnet, wie man sie an den absoluten Theaterbösewichtern, an denen kein gutes Haar ist, leider gewohnt ist. Beide werden im Verfolg des Stücks treffend genug gemalt: Gefsler (S. 148.)

scheusslich — wie er sich
im Spiegel des Gewissens selber sah.
Mit keinem Menschen hat er's redlich je
gemeint, auch nicht mit Gott.

Alles ist bey ihm Heuchelschein, doch hat er Gewalt über sich, Feinheit, tiefgreifende Pläne zu entwerfen. Landenberg dagegen, ein wahrer Kaliban, keiner vernünftigen Ueberlegung fähig, blofs tauglich (S. 167.)

Im Sturm zu wüthen, jähen Ueberfall
zu schweren, Brand und Plünderung zu stiften,
durch Grausamkeit, Verzweiflung den Geschlagnen,
zur Rächerin der Unbill, aufzudringen.

Diese beiden Charaktere sind — in so fern es, was Rec. bezweifelt, solche in der Natur giebt — gut gehalten.

Im Gespräch beider Scheusale erfährt man, die Stange sey blofs aufgesteckt, Schofsreis zu treiben, weil zum Sammeln reif die Früchte sind. Mit solchen Heroen könnte der besonnenen Rechtlichkeit der Kampf nicht schwer seyn, sollte man denken; aber *Tell* ist, wie *Gefsler* ihn schildert (S. 65.),

ein Unbesonn'ner, den der Augenblick
um das Erfahrungsgut des Lebens bringt;
ein Wageall's, (*sic*) der desto rascher geht,
je schlechtern Weg, je schmahlern Steg er findet;
ein Tollkopf; der, was er sein eigen nennt,
aus Meeresgrund zu hohlen sich erkühnt,
zu bösen Wunden Mückenstiche reibt,
weil er nicht will, dafs ihn der Kitzel schmerze.

Nächst dem hat er (S. 66.)

vom Attinghausen — güldne Sprüche,
so manche weise Lehr' empfangen,
dafs er, sie zu bewahren, jedes Plätzchen,
der Klugheit nahm; beraubt der Scheidemünze,
ist er, durch dieses Schaugeld, arm geworden.

Wo diese Kunst (wie bey dem Nichthutabziehen vor der Kappe) in keine Anwendung kommt, da verliert er sich. — Diese Schilderung selbst ist leider buchstäblich wahr, auch durchs ganze Schauspiel gerechtfertigt, und Rec. überläfst es der unparteyischen Prüfung eines jeden, ob ein solcher Charakter (historische Wahrheit kommt dabey nicht einmal in Anschlag) fähig ist, das Wesentliche der Tragödie, Kampf der Kraft mit Schicksal und Nothwendigkeit zu versinnlichen; oder ob er nicht vielmehr, wie dieser *Tell* wirklich, ein beständiges Spiel des Zufalls, und für den tragischen Gesichtspunkt ganz unbrauchbar ist. — *Tell* wird vor die Landvögte geführt. Bey ihren Drohungen sucht er sich hinter bäurische Unwissenheit zu verstecken, und seine, zwar mehrmals aufsprudelnde, Ungeduld zu mäfsigen. Weib und Kinder werden ihm vorgeführt, um ihn, durch diese Gattung von Tortur, zum Geständnifs seiner Mitschuldigen zu bewegen — umsonst! Da spricht *Gefsler* das Urtheil (S. 83.).

Schiefs einen Apfel von dem Engelsköpfchen. (*dem kleinen Walter.*)

Tell hält sich nicht länger, und entbrennt jetzt einmal in gerechter Wuth. Anna erschöpft in Seelenangst alle mütterliche Beredsamkeit, Gefsler'n zur Milderung, Tell'n zur Nichtannahme des Urtheils zu bewegen. Aber der unbarmherzige Gefsler schreckt Tell'n mit der Drohung, wenn er dem Urtheil nicht gehorche, ihn mit seinem Sohne säcken zu lassen. Stillschweigend entschliefst sich endlich Tell, indem er

er die Pfeile auf den Tisch schüttet, zur unmenschlichen Probe, und diese (sehr gelungene) Scene schliesst den ersten Akt, wo besonders Anne'ns rein-menschliche Angst und Mutterliebe herrlich gezeichnet ist. So sagt z. B. Tell (als die Mutter nicht aufhört ihn zu quälen, er solle sich der Strafe nicht unterziehn) (S. 91.):

(*zu Walter*) Die Mutter will's. — Wir sterben mit einander.

Anna.

Nein! nimmermehr! (*zu Walter*) Dass du ja stille steh'st!
Es ist Ein Augenblick. (*vor sich*) O, Gott, ich fod're
Unmögliches! (*abgewandt von Walter, entschlossen zu Gessler.*)
Es darf, es kann nicht seyn.
Die Amsel ist noch stätig gegen ihn.
Das Espenlaub im Sturme zeiget sich
Dem Auge länger einerseits, als er.

Wilhelm (*zu Gessler.*)

Lasst mich den Apfel tragen.

Anna (*Wilhelm liebkosend, aber verneinend.*)

Keiner wirds.
In dieser Brust — (*zutraulich auf Gesslern zeigend*) — schlägt auch ein Vaterherz.

Gessler (*zornig.*)

Es soll gescheh'n, wie ich es euch befahl!

Anna (*eingeschreckt zu Walter.*)

So oft schoss dir aus hoher Bäume Wipfeln
Der Vater Aepfel, niemals fehlte er. —

Und dann, zu eben demselben (S. 93.):

Nicht mit den Augenwimpern darfst du blinken,
nicht stärker Athem ziehn, an keinen Schwank,
dass du nicht seiner wieder lachest, denken.

So fährt sie fort in mütterlicher Seelenangst, Tell'n, den Kleinen und Gesslern zu beruhigen:

Kannst du auch deiner Fassung schon vertraun? (*spricht sie zu Tell.*)
Wallt nicht dein Blut, flimmt's dir nicht mehr vor Augen?
— Ach, wenn ein Sandkorn weicht! —

Es ist unmöglich, die Schönheit dieser Stelle zu verkennen, deren Interesse keines Commentars bedarf, und die zu den trefflichsten Schilderungen ächter Weiblichkeit gehört. Gliche das Ganze ihr, so wäre dieser Wilhelm Tell ein Meisterwerk. — Doch, wir fahren fort.

Der zweyte Aufzug stellt den Marktplatz zu Altdorf vor, die Stange mit dem Hute in der Mitte, alle in ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Fürst ermahnt sie zum vorsichtigen Benehmen.

Die Landvögte, Tell und die Seinigen treten auf. Die Qual der Mutter, der Kampf des Vaters, die gutmüthige Kinderunschuld sind sehr wahr gezeichnet. Man stellt den Knaben ans Ziel, und legt den Apfel auf sein Haupt, die Landleute rufen (S. 116.):

Schiesst nicht, Tell; schiesset nicht! Wir steinigen,
Trefft ihr eu'r Kind, den Wüthrich und euch!

Tell.

Mein Muth verbürgt mir Gottes Gnadenschutz.
(*Er nimmt die Armbrust, spannt sie, wirft den Pfeil darauf, legt an, zielt kurz, und schiesst. Ohne dem Pfeile nachzusehen, zuckt er dann, wie durch einen Stoss auf die Brust getroffen, mit dem Oberleibe zurück, seine Arme schlottern nieder, die Armbrust entfällt ihm, das Haupt sinkt vorwärts.*)

Man sieht, auch diese Scene ist mit vieler dramatischer Kunst behandelt, und eben so wahr als schön gezeichnet.

Gleich nach dem Schlage der Armbrust ertönt ein allgemeiner Schrey des Entsetzens der Landleute, welche sich theils die Augen zuhalten, theils sich vom Ziele abgewandt haben, und nicht umzublicken wagen. Der Apfel ist getroffen, der kleine Walter unverletzt; der schöne lebendige Ausdruck der allgemeinen Freude wird leider durch eine mit fast burlesker Verzierung überladne Anrede des Wiederdichters an den geretteten Knaben gestört:

Zu grossen Dingen bist du aufgespart.
Den unrein-groben, brüchig spröden Thon
bewahrt des Meisters Wundervorsicht nie.
O, sorge, dass das Grosse ja allein
sich äussere, als Nützliches und Gutes,
dass ein Gefäss zu Ehren aus dir werde,
nicht mit dem Mohnöl *Heucheley* gefüllt,
nicht mit dem Bilsenabsud *Herrschbegier*,
noch mit dem Schierlingssaft *Eroberungssucht*;
stark, froh und glücklich Jedermann zu machen,
enthalte es den Würzwein *Rechtlichkeit*
und *Menschenliebe.* —

Anna's Freudetrunkenheit, die des Alten Redseligkeit sehr gewünscht unterbricht, sprudelt ächt weiblich in folgenden Worten aus (S. 118.):

— Ha, Weiber, welches unter euch kann sich
solch eines Mannes rühmen, welcher Mann
ihm nachthun, was noch keiner vorgethan?
Ihr dürft nicht zweifeln; wahrlich, es geschah'!
(*Sie hebt Waltern hoch empor*)
Seht, fragt, betastet ihn. Er leibt und lebt!

Tell's Freude löst sich in Unmuth auf, sein und seines Volkes Glück unbesonnener Weise aufs Spiel des Zufalls gesetzt zu haben. In dem Augenblick drängt Gessler sich zu ihm und fragt (S. 120.):

Bau'r, wozu nahmst du dir den andern Pfeil?

Tell (*im Ausbruche seines bisher immer gestiegenen Unmuths*)

Ihn dir ins Herz zu stossen, hätte der
mein Kind verletzt!

Das deutet Gessler für beschlossnen Meuchelmord, Tell wird entwaffnet, gefesselt, und vor seinen Augen führt man seine Familie, unter des Wütherichs Landenbergs Obhut, nach einem dumpfigen Kerker ab. — Gessler versucht noch Alles, Tell zum Geständniss seiner Mitschuldigen zu zwingen — umsonst! — Gessler befiehlt den Reisigen Tellen nach dem Schiffsgeländer ohnweit Fluelen zu dem Waldstädtersee zu führen und dort seiner zu harren.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. December 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Wilhelm Tell*, ein Schauſpiel, von *Veit Weber* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 356. abgebrochenen Recenſion.*)

Der *dritte* Aufzug verſetzt uns in eine Felsgegend an den Waldſtädterſee. Ein Schiffer Dödi erzählt Wilhelmen von Stauffach (Tell's Mitverſchwornen), Tell ſey unweit Fluelen mit Geſslern eingeſchifft, der Jenen ſelbſt nach Küſsnacht bringen wolle. Ein Föhn (ſtarker Südweſtwind) erhebt ſich, der Schiffer entfernt ſich, ein in einer Höle verborgener Mitverbündeter, Arnold von der Halden, unterhält ſich alsdann mit Stauffach über die Lage des Vaterlandes; eine Scene, die durch ihre geſchrobene Sprache noch langweiliger wird; denn Ausdrücke, als „*Tells Blicknein*" — „*die Unmuths-Mitleidszornigen*" ſind doch wohl nicht zu rechtfertigen, und folgendes Bild (S. 135.):

So wenig, als der Leu, wenn er die Hand
des Würtels blutig leckte, kann ein Volk,
das, ſchwergeplaget, ſeines Zwingherrn Blut
aus ſeiner Schergen Adern ſog, der Gier
nach deſſen Herzensblute widerſtehn;
es mordet ſich ihm, wuthgeblendet, nah'
und fällt, dem Löwen gleich, durchs Selbſtgeſchoſs,
das beiden längſt beſorgte Vorſicht legte.

iſt wieder durch die Verſchränkung des Ausdrucks ganz undeutlich geworden.

Der Schiffer, der unterdeſſen ans Seeufer gegangen iſt, erblickt dort einen mit den Wogen kämpfenden Kahn, und ſchildert, zu Stauffach und Arnold heraufrufend, dieſe Naturſcene mit vieler Lebhaftigkeit. Beide nehmen Anfangs daran nicht Theil.

Was kümmern mich (*ſagt Stauffach* S. 140.)
die allein den Tod
zu fürchten haben! —

Aber bald entdeckt der Schiffer am See im Nachen Reichsvögtiſche, und unter ihnen erkennt Stauffach, über die Klippen ſchauend, ſeinen Freund Tell in Ketten! Geſsler im Kahne zwingt die Reiſigen, wind... zu rudern. Tell ſchaut unbefangen ins offne Grab herunter.

Nein, der verrieth uns nicht! (*ruft Stauffach* S. 143.)
Helfen kann, nur Gott! —

Verzweifelnd werfen ſchon die Knechte ihre Ruderſtangen hin. Sie ſind verloren — ſcheitern! — Da nehmen die Knechte im Kahne, um ſich zu retten, — fallen die Feſſeln ab — er ſtellt ſich ans Steuer, die Ruder ſchmettern wieder durch die Wogen, gewandt lenkt er den Kahn zwiſchen den Felſenriffen, doch iſt die Gewalt der Wogen auch ihm zu ſtark.

Wie ein Stamm vom Rheinfall ſchieſst
der Kahn zum Felſenufer (S. 144.)

In dem Augenblick, als er ſchon zu zerſchellen droht, rafft Tell

die Armbruſt und den Köcher auf — erhebt
ſich — ſpringt — hinaus! —
Fuſst auf der Platte glücklich! — Er bergan,
der Kahn, durch ſeinen Fuſsſtoſs, weit zurück. —

Alles das hören wir von Stauffach, Arnold und dem Schiffer, die mit begeiſterter Theilnahme Tell's Rettung zuſehen. Eine ſehr lebendige Scene. — Sie eilen von der Bühne ihm entgegen. Tell kommt allein, Köcher und Armbruſt in den Händen, wild vom Geſtade hervor. Erſt dankt er Gott für ſeine Rettung, dann — da er ſieht, daſs die Kaiſerlichen den Nachen wieder vom Felſenriff lenken, ihn retten, Geſsler wieder auf feſtem Bergesgrund ſteht, verbirgt er ſich hinter eine niedre Felſenwand, ſpannt die Armbruſt und ſchieſst den darauf gelegten Pfeil los. Er hat getroffen — Geſsler iſt nicht mehr. — Im Augenblicke der vollbrachten That erkennt Tell ſeine Unbeſonnenheit.

Oh! — (*ruft er aus* S. 146.) Mein Weib
und meine Kinder! — Mich verräth mein Pfeil!

Er entflieht. — Geſslers Reiſige bringen den Leichnam des erſchoſsnen Geſslers, dem der Pfeil noch in der Bruſt ſteckt. Man erkennt in ihm Tells Pfeil.

Nicht einmal Zeit,
die Augen zuzublinken, lieſs er ihm. (S. 148.)

Eine kraftvolle Nachtſcene, die jedoch nur zu ſehr ans Gräſsliche ſtreift. Die Reiſigen tragen Geſslers Leichnam fort, ihn zu Landenberg zu bringen. Der Schiffer Dödi hat die Habsburger belauſcht, er ſtöſst ins Alphorn und ruft (S. 152.):

Gelobt ſey Gott! Der Geſsler iſt erſchlagen,
durch Tell! —

Die nämlichen Worte ſchallen von Alpe zu Alpe, gute Nacht tönt es in den Gebirgen.

Auf dieſe effectreiche Scene folgt eine ziemlich langweilige in Fürſts Hauſe. Fürſt und ſeine Gattin ſind wegen des Schickſals der Ihrigen in banger Furcht, worüber ſie, gewöhnlicher Weiſe, ſeltſam geſchrobene Phraſen wechſeln. Widerdrieſs bringt die Nachricht von Geſslers Tode — man glaubts ihm nicht, zum Beweiſe ſagt er (S. 159.):

Ich bin nicht kindiſch — noch freudetrunken,
Bey der Gewiſsheit rauſcht die Freude nicht. (*wie geziert!*)

Nun geht's in dem beliebten Geſprächsſtil des Prologs zwiſchen Zweifeln und Betheurungen fort. Hinzugekommene Landleute beſtätigen die Nachricht, dringen, ihr Recht durch Aufruhr durchzuſetzen.

Wieder fehr langweiliger Wortwechfel *pro* und *contra*. Fürft räth zur Geduld, ein Landmann erwiedert (S. 167.):

Worauf kann Klugheit die Geduld vertröften,
wenn Ausdau'r fie der Bosheit unterjocht?

Fürft räth, fich ruhig zu verhalten, aber fchon fieht man Freudenfeuer über Gefslers Tod von den Alpen lodern, Fürft eilt mit den Andern heraus, das Volk zur Ruhe zu fchwigtigen (ein Lieblingsausdruck des Dichters), und erlöft den Lefer von der langen Weile diefer durch zwanzig Seiten gedehnten Difcurfe.

Vierter Akt. Ein Klausner, Innocenz, bringt dem Landvogte Landenberg die Nachricht, Tell halte fich in einem Felfen verfteckt, der an das die Burg Sarnen, wo Landenberg wohnt, umgebende Thal ftöfst. Landenberg fchickt einen feiner Reifigen Rofs, das *non plus ultra* aller Beftialität, aus, um Tellen zu fahen, und behält Innocenzen fo lange als Geifsel zurück. Diefer Innocenz ift ein verfchmitzter heimtückifcher Pfaffe; Schweizer von Geburt, ift er doch blofs an das Intereffe der Kirche und das damit verwebte des Haufes Habsburg geknüpft, er hat kein Vaterland, denn (S. 176.)

Wer Bahn und Weg zu dem gelobten Lande
den Pilgernden durch diefes Lebens Wüfte
zu brechen und zu ebnen fich bemüht,
dem ift fein irdifch Vaterland — Aegypten,
wohin er nie, mit Heimweh, rückwärts fchaut.

Zwar gehört auch diefer Charakter zu den taufend und abermal taufend in Romanen und Schaufpielen abgebrauchten; indeffen ift feine Darftellung nicht ohne Kraft, und fein Gefpräch mit Landenberg würde Intereffe gewinnen, wenn es dem Vf. möglich wäre, auch nur eine Scene, durch gefchrobenen Ausdruck nicht zu verdunkeln. Aber Stellen wie diefe (S. 180.):

fo leife trat
er, (*Tell*) auf, als ob des Alpenkrauts Erfteh'n
weit hinter ihm dem Ohr des Spähenden
ihn fchon verrathe;

oder der Ausdruck Landenbergs (es ift davon die Rede, dafs die Bauern dem Gerücht, Tell habe feinen Eidfchwur gebrochen, keinen Glauben beygemeffen) (S. 190.):

Nicht Einer hielt das Blut von feinem Blute
dem ftärkften Gift entzündbar zu der Fäulnifs.

folche Stellen vernichten die Wirkung der beffern, und laffen den Lefer zu keinem reinen Genufs ihrer Schönheit kommen.

Die Lift hat richtig gewirkt, Tell ift wieder gefangen; Landenberg dringt wieder mit vergeblichen Drohungen auf ihn ein. Eben fo vergebens erfchöpft fich, nachdem Tell abgeführt worden, Innocenz, durch Lift Annen zum Geftändnifs der Mitverbündeten Tells zu bewegen, indefs man die Nachricht bringt, Tell fey entfprungen, Landenberg fchlägt den Boten gleich gebührend für die Nachricht nieder, und eilt von der Bühne, um ein Geräufch zu fehen, was er gehört hat, und dem entlaufenen Helden nachzufetzen.

Aber noch kann diefem der Lefer nicht entlaufen. Der *fünfte* Akt zeigt Tellen vielmehr, wohl zu merken, im nämlichen Gebirge, wo er fchon einmal gefangen worden war, wieder. Im vorigen Akt war Neujahrsabend, jetzt ift Neujahrsmorgen. Man follte glauben, Landenberg habe Tellen nachgefetzt, ihn auch ganz gewifs, da, wo er ihn fchon einmal ertappte, erwifcht. Mit nichten; Landenberg, der fich im vorigen Akte wie toll geberdete, rüftet fich jetzt, um in die Neujahrsmeffe zu gehn. Aber Innocenz ift Tellen, der wahnfinnig in der Höhle fitzt, nachgefchlichen, und im Anfange des Akts mit Baumgarten (einem Eidgenoffen) mit Tells Erhaltung befchäftigt. *Wie* er dazu gekommen ift, erfährt man nicht, und ift am Ende ungewifs, ob man ihn für einen Engel des Lichts oder der Finfternifs halten foll. Während er an ein Kreuz zum Beten niederkniet, fetzt Baumgarten fich zu Tellen und fagt ihm (S. 215):

Wir warten dein; — der Kampf beginnt fogleich.
Die Banner raufchen nahe.

Auf diefe Anrede erwacht Tell aus feinem Seelenfchlaf, aber im Wahnfinn. Baumgarten erzählt ihm, der Feind zöge unten durch die hohle Gaffe, ihnen beiden fey die Hochwache anvertraut, die Rotten der Ihrigen hielten fchon, das Bannergeräufch lege fich, u. dgl. Tell weifs fo wenig als der am Ende doch auch ungeneigte Lefer, wie er diefe verworrenen Dinge reimen foll. Alles verwickelt fich auf eine fchreckliche Art. Tell noch immer wahnfinnig, will in den Abgrund fpringen, Baumgarten hält ihn gewaltfam, Tell frägt, welcher Tag es ift, Baumgarten antwortet ihm, der erfte im Jahr — Ein Taufend drey hundert acht nach unfers Herrn Geburt (S. 219.). — Diefer chronologifche Wink giebt, zwar nicht dem Lefer, aber doch Tellen die Befinnung wieder. Doch auch jener erfährt endlich zum Glück, dafs Habsburgs Banner nicht im Anzuge find, dafs alles gelogen ift, nur um Tellen aus der Schlaffucht zu wecken. Baumgarten mahnt zur Flucht. Tell ruft frohlockend (S. 220.)

Rofsberg ift *der* Eidgenoffen,
Seit Mitternacht erftiegen, ohn Geräufch,
der Vogt und fein Gefinde überwältigt!

Nun erzählt er, wenn Landenberg nach Sarnen in die Metten gehen würde, würde ein ftarker Haufe Hirten mit Gefchenken in die Burg dringen, jeder ein Lanzeneifen feinem Stab gerecht tragen, dadurch die Söldner Habsburgs überwältigt, der Landfturm durch ein Loderfeuer aufgefordert, jede Zwingburg gebrochen werden. — Diefer Plan war fchon im Prolog von den Verbündeten angelegt, Tell erzählt ihn hier — ungeachtet feines Wahnfinns — faft fo wörtlich wieder, als habe er ihn auswendig gelernt. Baumgarten, der vom ganzen Plane nichts weifs, wird natürlich wieder confus, eben fo wie der Lefer, der jenen, nur fo einmal im Vorbeygehn erwähnten Plan, zehn gegen eins zu wetten, über dem vielen nachgefolgten Phrafengeklingel wieder vergeffen hat, und überhaupt viel Abftraction braucht, um fich aus diefem Irrgarten von Wahnfinn und Wirklichkeit herauszufinden. — Aus Furcht, dafs Tell von neuem anfangen möchte irre zu reden — frägt Baumgarten ihn — um das Gefpräch auf etwas anders zu bringen — *wie* er entlaufen! Nun — wie hat er das gemacht? fragen die Le

Auf die simpelste Art von der Welt. Wie die Habsburgschen Reisige vor dem Kerker-Thore stehn, um Tellen hineinzuwerfen, bekommt einer von ihnen einen epileptischen Zufall. Die andern umringen ihn, sperren das Maul auf, und während der Zeit macht sich Tell aus dem Staube und entflieht, *in Banden*, über alle Klippen, schneller als die ungefesselten Reisigen, die ihm vergebens nachsetzen! — So eilt er fort, ohne von sich zu wissen, auch ohne ein Bein zu brechen. Da fühlt er sich gehalten, „der Zwang um ihn erschlafft zur Müdigkeit!" er „sträubt sich, dass er ihr nicht erliegt." In dem Augenblick hört, sieht und erkennt er den Baumgarten, der ihm den Haft seiner Banden zerschneidet, sich „fest an ihn nestelt," und ihn, da er ihn nicht halten kann — durch Feuer wie einen Bären in der Felskluft, wo er ihn bewahrt, zurückschreckt. Wenn das Alles kein Wunder ist, so giebts keine. Nach dieser Exposition und mehrern langweiligen Gesprächen, kehrt Tells Vernunft doch in dem Grade wieder, dass er sich über seine vielen Unbesonnenheiten mit Recht ein Gewissen macht. Man hört im Thale läuten, Tell fordert Baumgarten den Schwur ab (S. 228.)

> Dass ich durch deine Hände falle,
> verzweifle ich, wenn meine Nothwehrthat
> die Freyheit unserm Volke vorenthielt.

Das verspricht ihm Baumgarten, und beide eilen (Innocenz hat sich schon früher weggeschlichen) ins Thal hinab. Rec. hat diese Scene so weitläufig zergliedern müssen, um wenigstens, wenn er sie ein Muster der Verworrenheit nennt, nicht den Beweis schuldig zu bleiben.

Es ist Morgen. Eidgenossen kommen mit Tragkörben und Lebensmitteln (Geschenke für den Vogt) und Hirtenstäben in den Händen, in einem Erlengehölz bey der Burg Sarnen zusammen. Landenberg, der unterdessen Tells Entweichung richtig vergessen hat — geht ihnen vorbey, der Kirche zu, in die Messe. Arnold von der Halden hat während der Zeit den Innocenz (der wie ein *spirito folatro* überall ist) gepackt. Als dieser aber hinter der Scene den Kuhreihen hört, die Hirten Lanzeneisen auf ihre Stäbe stecken und abeilen, die Empörer sich an der Burg drängen, Landenberg gar ins Garn (d. h. in die Kirche herein) gehen sieht, macht er sich, nach einigen Kernflüchen, weislich aus dem Staube. Nachdem ein Blinder mit seiner Tochter Barbara 4 Seiten lang das Theater gefüllt hat, — denn einen andern Zweck kann man dieser Lückenbüsser-Scene wohl nicht beylegen — fahren vom Lug' ins Lande, dem Schwändiberge und andern Alpen Lohen auf, und der flüchtige Landenberg wird von seinen Leibeigenen angegriffen. — Landenberg, nach einiger Gegenwehr, unterliegt der Uebermacht, da erblickt ihn Tell, — der vom Felsen herab, wie Alles schon im Gange war, noch kurz vor Thorschluss angekommen ist. Man sollte denken, Tell, der im ganzen Stücke doch eigentlich *gar* nichts rechts gethan, würde doch nun wenigstens Andere etwas thun lassen — aber nein! — Eine Edelthat muss das Stück schliessen, sey sie auch *sans rime et sans raison* bey den Haaren herbeygezogen. Tell verjagt Landenbergs Leibeigene, und schützt mit Lebensgefahr dieses, dem Schweizerlande giftige und den Erdboden schändende Ungeheuer — nicht nur gegen jene Reisige, sondern auch gegen seine eigenen Landsleute, die, wie sehr natürlich, Landenbergen ermorden wollen. Will Tell durch diese Absurdität sein Volk vom Vorwurfe, den Buben gemordet zu haben, retten, um nicht, wie er einmal sagt, das heil'ge Recht der Nothwehr zu verkümmern? *Das* kann nicht die Ursache seyn, denn der Unbesonnene hat ja Gesslern selbst gemordet, er hätte Landenbergen nur von seinen eigenen Leibeigenen morden lassen dürfen, so war das Ungeheuer vertilgt, und das Gewissen des Schweizervolks gerettet. Warum also schützte Tell Landenbergen? — Antwort: weil es ausser seinem Charakter gewesen wäre, einmal einen klugen Streich zu machen, und weil's am Ende doch noch ein Tableau — der arme Landenberg liegt sechs Seiten hindurch unter Tell's mächtigen Fäusten auf dem Boden — geben musste! Endlich schickt Tell den Landvogt — der zur Dankbarkeit, bey seiner Rückkehr, alle Schweizer kalt zu machen verspricht — über die Gränze, der blinde Heinrich hält eine moralische Anrede, und — zwar noch nicht die Schweizer, wohl aber die Leser sind in Freyheit gesetzt. Bey Erwägung dieses Details — welches, bey aller seiner Langweiligkeit, doch noch von *der* des geschilderten Kunstwerks übertroffen wird — dringt sich jedem Unbefangenen die Bemerkung auf: dass dieses Trauerspiel gerade dem Begriff der Tragödie schnurstracks entgegenläuft. Das Wesen der letztern ist: Kampf der Freyheit mit Schicksal und Nothwendigkeit in Handlungen dargestellt. Sie regt, wie jedes Kunstwerk, die Gemüthswelt in unserm Innern auf, und dass sie das durch den Lebensact eines über seine Verhältnisse mit Freyheit siegenden Gemüths thut, bestimmt ihre Gattung. In diesem Schauspiele dagegen ist der Hauptheld fast nie in moralischer Freyheit, handelt also fast nie; dagegen ist der Zufall — der in der wahren Tragödie bekanntlich eine sehr untergeordnete Rolle spielt — in dieser der Gott des Ganzen; das ganze Trauerspiel ist nur ein Gewebe von Inconsequenzen und Zufällen. — Denn Tell zieht vor der Hutstange, zur Zeit als noch der Plan der Volksrettung bey weitem nicht reif war, den Hut nicht ab, und stürzt sich, seine Familie und sein Volk, ohne irgend einigen Gewinn, dadurch in noch tieferes Verderben — (erste Inconsequenz.) Er wird gefangen, und *er* (der Volksretter, der liebende Vater) wirft, wie er selbst gesteht, durch Annahme des von Gesslern ausgesprochenen Gottesurtheils

> den falschen Würfel
> des Zufalls über seines Volkes Glück. (S. 119.)

Schlug der Pfeil, den er auf seines Sohnes Haupt schiessen sollte, fehl, so trank der Schweizerboden,

> durch ihn allein vergossen, Schweizerblut.

Das alles weiss er, doch übernimmt er die für die Seinen und sein Vaterland gleich gefahrvolle Probe, schiesst ab, beynahe ohne zu zielen — (zweyte Inconsequenz). Aber — der falsche Würfel des Zufalls gewinnt — der Pfeil trifft! (erster Zufall). Gessler schifft sich mit Tellen auf dem Vierwaldstättersee ein, ein Sturmwind

treibt

treibt den Nachen an die Klippen, Tell rettet sich (zweyter Zufall); er schiesst seinen Pfeil (der, wie er gleichfalls einsieht, ihn verrathen muss) auf Gesslern ab und erlegt ihn — und doch ist der Plan zur Befreyung des Vaterlandes noch nicht reif — (dritte Inconsequenz). Er entflieht vor dem ihn aufsuchenden Landenberg, in eine Höhle ganz nahe bey Sarnen, wo dieser wohnt, und läst sich von einem verschmitzten Pfaffen übertölpeln, endlich gar fangen — (vierte Inconsequenz). Von den ihn bewachenden Knechten bekommt einer die Epilepsie — *das* rettet ihn abermals. (Dritter Zufall.) Er eilt auf die nämliche Stelle, wo er schon einmal gefangen war, zurück, ohne dass Landenberg, wie doch sehr natürlich gewesen wäre, ihm dorthin nachfolgt — (fünfte Inconsequenz). Die Landleute brechen in Landenbergs Burg — (vierter Zufall, für den Haupthelden wenigstens, denn *er* hat diese Katastrophe nicht eingeleitet, er kommt nur so, da fast alles vorbey ist, beynahe von ungefähr dazu.) Landenberg soll von seinen Leibeigenen erschlagen werden, Tell rettet ihn; (sechste Inconsequenz.) die jedoch — was bey allen vorhergehenden *nicht* der Fall ist, wenigstens eine Handlung, eine durch Freyheit erzeugte Wirkung, genannt werden kann. Das Resultat also: der Hauptheld, in ein Gewebe verworrener Begebenheiten und Zufälle, wie *Molieres* Eturdi, verstrickt, handelt nur ein einziges Mal, und zwar das eine Mal so, dass er den ganzen Zweck des Schauspiels — Rettung der Schweizer vom Hause Habsburg — vernichtet. — Denn was ist natürlicher, als dass Landenberg seine Drohungen erfüllt, seine zerstreuten Heerhaufen sammelt, und, von Kaiser Albrechts Macht unterstützt, über den Leichen der Schweizer ihre Empörung blutig rächt, und ihre Freyheit bis auf den letzten Schatten vertilgt. Man wende nicht ein, dass das *historisch* unwahr, die Schweiz wirklich gerettet, Tell wirklich der hier geschilderte Mensch gewesen sey. Bey einem Trauerspiele kann, wie bey jedem Kunstwerke, nicht von historischer, sondern nur von ästhetischer Wahrheit die Rede seyn, mag jene immer fehlen, ist nur diese erreicht; aber auch die treueste Chronik ist kein Trauerspiel. Nicht was wirklich geschehen ist, sondern was kunstmässig geschehen soll, erzeugt, gehörig dargestellt, ästhetisches Interesse, und der Mangel eines Kunstwerks kann nicht durch eine Glosse aus der Völkergeschichte ergänzt werden. Sey Tell, der Schweizer, hier noch so ähnlich portraitirt, als tragisches Kunstgebilde erregt er schlechterdings keine Theilnahme, höchstens das mitleidige Achselzucken, über einen gutmüthigen Thoren, der nie weiss was er will — freylich auch eine Gattung des Mitleidens, aber nicht die tragische, die uns reinigt und erhebt. Doch — sey der Held auch wie er wolle — ein Trauerspiel kann auch ohne Helden — d. h. ohne einen hervorspringenden Charakter, auf den alles Interesse geleitet ist — bestehen, und selbst die Hauptpersonen in *Shakespear's* Stücken sind zuweilen, ohne ausschlussweise die Aufmerksamkeit auf sich zu fesseln — nur Gliedermänner, um die herrliche Drapperie der Handlung zu entfalten. Aber welcher Reichthum an Charakteren, welches Wogen und Gähren einer aufgewühlten Gemüthswelt, die, immer mit einem ungeheuren Schicksale im Kampfe, doch nie ihm ganz erliegt, bezaubert den Leser! und hält ihn, indem sie eine Reihe von Wundern vor seinen Augen aufruft, für das ärmliche Interesse an einer einzelnen Individualität schadlos! Jeder aufgestellte Charakter ist ein lebendiger Theil dieser Welt, er fühlt oder ahndet doch seinen Zusammenhang mit ihr und dem sie ergreifenden Schicksal, und diese Religion der Kunst, dieses Spielen aller mannichfach gebrochenen Lichtstrahlen nach einem und demselben Brennpunkte, erzeugt die einzige Gattung von Einheit, die nicht schimärisch ist, die billig keinem Kunstwerke fehlen sollte, und die, besonders im Tragischen, dem chaotischen Streit der einzelnen Theile wieder in die Harmonie und Ruhe auflöst, welche zu bewirken das letzte Ziel des Künstlers ist. Von allem diesem ist in vorliegendem Trauerspiele keine Ahndung. Annen etwa und ihre Kinder ausgenommen (die doch nur als Episoden interessiren), ist Niemand im ganzen Stücke, der irgend eine ästhetische Theilnahme erregen könnte; denn die Bösewichter sind zu carricaturmässig, um Schrecken einzuflössen; die guten Schweizer aber (das alte Fürstische Ehepaar an der Spitze) sind zusammengenommen kaum für ein einziges Individuum zu rechnen, ihr Biedersinn ist selbst gemüthlos, mit dem Gemüthe des Lesers ohne allen Berührungspunkt, daher ästhetisch ohne alle Wirkung. Zwar haben sie auch einen Punkt, auf dem sie zusammentreffen, nämlich absolute Kälte, aber so sind sie nicht Strahlen auf einen Brennpunkt gerichtet, sondern Eiszapfen auf einem Gefrierpunkt erhärtet, mit einem Worte, ein Volk, was sich selbst in folgenden Zeilen des Vfs. am treffendsten ausspricht (S. 192.):

> Wie ihren Führerhunden blinde Bettler
> Sind wir des Schicksals Leitung überlassen!

Und das Schicksal? — Nun, es erbarmt sich dieser Klötze,

> wie Gott sich der Menschen erbarmet; —
> Aber ist das Poesie, dass er erbärmlich sie fand? —

Alle diese Grundfehler des Stoffs werden durch eine verworrne Anordnung noch widriger; was aber den Leser aufs äusserste treibt, ist die Diction in so vielen Stellen, die das Verrenkteste, Verschrobenste und Dunkelste ist, was Rec. je gelesen hat, Proben haben wir zwar schon gegeben, doch wollen wir nur eine noch ausheben. S. 151. sagt *Doedi:*

> Satt Asche ist dem Krampfaal vorgestreut
> Nie kehret der in's Element zurück
> das seine Tücke uns verleideten.

Dazu gehört nun folgende Note:

> Wenn der Nordwind wehet, gehen die Aale aus dem Wasser in's Feld, wenn man ihnen Asche vorstreut, mögen sie nicht wieder zurück.

Sollte nun so eine Sprache aufs Theater kommen, so müsste, um die mystische Nacht eines neuen Lykophron aufzuklären, sobald der Schauspieler einen seiner dunkeln Sprüche ausgesprochen hätte, gleich ein Tzetzes mit seinen Glossen aus der Coulisse hervortreten, so wie hier den unverständlichen Versen die prosaische Note mit ihrer Erläuterung nachtritt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. December 1804.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Fleischer: *Versuch über die Ursachen der Verschiedenheiten in den Nationalcharakteren.* Eine Preisschrift von *August Matthiä*, Director des Gymnas. zu Altenburg. 1802. 205 S. 8. (18 gr.)

Diese Schrift entstand aus einer Abhandlung, die im J. 1797. von den Curatoren des Stolpischen Legats zu Leyden den Preis erhielt. Auch nach diesem ihm rühmlichen Siege über seine Mitbewerber fuhr Hr. *M.* in seinen Untersuchungen fort. Er fand dann bald Anlass, manche Verbesserung und Vermehrung seiner Schrift hinzuzufügen, und so gelangte er zu dem Entschlusse, die lateinische Abhandl. deutsch umzuarbeiten; vollends da die Preisschrift selbst, aller Anfragen und Erinnerungen ungeachtet, nicht im Druck erschien. — Der Umstand, dass schon die erste Schrift, der doch noch die Verbesserungen der neuen Bearbeitung abgingen, den Preis in Holland erhielt, darf uns nicht abhalten zu sagen, dass Hr. *M.*, bey fleissigerm und längerm Studium der Geschichte, der Erd- und Völkerkunde, sein Thema noch ganz anders würde ausführen müssen, als es ihm bis jetzt, zufolge der Erinnerungen, die wir dagegen zu machen uns genöthigt sehen, möglich gewesen zu seyn scheint.

In *Castilhon's Essai* fand er beynahe nichts, mehr in *Herder's* Ideen; einzelne scharfsinnige und feine Gedanken boten *Montesquieu's* bekannte Werke, so wie *Hume's Essays* dar; die Bekanntschaft mit *Falconer's* jedermann bekanntem Werke wurde erst später gemacht; und die meiste Hülfe gewährten Reisebeschreibungen, besonders die von *Cook*, *Chardin*, *Forster* und *Volney*. Auch die Geschichte wird hier als „ein wichtiges, wenn gleich noch wenig benutztes Hülfsmittel zur Kenntniss des Nationalcharakters aufgestellt, vollends da sie (die Geschichte) zugleich die Ursachen enthalte, obgleich die Abfassung und Entwickelung derselben der Aufmerksamkeit und dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassen ist."

In der Einleitung wird bewiesen, dass Untersuchungen über die Ursachen der Nationalverschiedenheiten ihren Platz im Gebiete der Philosophie hätten; und dass der menschliche Geist nicht bey der blossen Kenntniss dessen, was ist, stehen bleibe, sondern sich stets zur Erforschung der Ursachen einer jeden Erscheinung gedrängt fühle; ein Drang, den besonders die Philosophie, zufolge ihrer Form und ihres Princips, alles unter die Gesetze der Vernunft zu ordnen, zu befriedigen suchen müsse.

Hauptpunkte, worin die Nationen sich ursprünglich von einander unterscheiden, sind a) Formen der Geisteskräfte; b) Gemüthsarten oder Temperamente. — Formen der Geisteskräfte. Bey einer Nation ist ein Theil der Geisteskräfte auf den höchsten und im Verhältniss zu den übrigen überwiegenden Grad der Lebhaftigkeit und Stärke gespannt, während bey einer andern Nation die entgegengesetzte Seite (?) zum Nachtheil der andern die Oberhand zu haben scheint. So z. B. bey den Italiänern Einbildungskraft und Schönheitsgefühl; so bey den Franzosen Witz und Gefühl für das Schickliche. (Hier hätten die Ausnahmen berührt werden müssen, die es zweifelhaft machen, ob wirklich jene Eigenschaften als national anzusehen sind. Die Unreinlichkeit in den Palästen zu Rom zeugt wenigstens nicht mehr von Nationalgefühl für das Schöne, als die jetzige Nacktheit der Pariserinnen vom Gefühl für das Schickliche.) — Gemüthsarten oder Temperamente. Es ist Temperament, dass die Franzosen mehr zum Handeln und zur Thätigkeit, als zum ruhigen Sinnen und Ueberlegen gestimmt sind; es ist Temperament, dass die Deutschen, Engländer und Holländer ihre Thätigkeit mehr in ihrem Innern verschliessen! Wäre diess wahr, so hätten wir freylich mit einem Paar Worten den klarsten Aufschluss über den unglücklichen Gang und Ausgang des französischen Revolutionskriegs! „Ausser der Form der Geisteskräfte und der Temperamente giebt es noch eine dritte Seite, von der sich die Nationalcharaktere betrachten lassen, nämlich in Ansehung ihres gesellschaftlichen Tons. Hier aber ist nur von den Eigenschaften die Rede, die zwar im Grunde aus der Vernunft entspringen, aber sich wegen der noch nicht geschehenen bestimmten Entwickelung des Bewusstseyns, mehr als Gefühle zeigen, und, so zu sagen, ein Abglanz der Vernunft sind. Dergleichen ist die Neigung zum Wohlwollen, zur Menschenliebe, das sogenannte moralische Gefühl des Mitleidens und der Mitfreude. Diese Eigenschaften sind bey der einen Nation bald stärker, bald schwächer, als bey der andern. Man bemerke nur, wie viel lebhafter der Franzose beym Anblicke eines Unglücklichen, *wäre es auch nur in nachahmender Darstellung*, gerührt ist oder scheint; wie viel eifriger er dem Unglücklichen beyzustehen, seinem Nebenmenschen einen Liebesdienst zu erweisen eilt, als der Engländer; und mit welcher, oft empörenden, Kälte und Gleichgültigkeit hingegen dieser Leid und Freude, sowohl für seine Person, als in Ansehung Anderer, zu ertragen scheint, ohne sich doch deswegen in der That weniger hülfreich zu beweisen." Das Wahre hievon

ist bekannt; es verdient aber noch genauer bestimmt zu werden, wie viel davon zum Nationalcharakter gehöre.

S. 15. sagt Hr. *M.*, dafs das Klima Deutschlands merklich sich verändert habe; dafs aber Deutschland dessen ungeachtet noch immer in demselben Verhältnisse der Wärme und Kälte gegen alle übrige Länder steht. Bleibt denn das Verhältnifs zweyer Gröfsen unverändert dasselbe, auch nachdem die eine dieser Gröfsen zu- oder abgenommen hat? oder ist das Klima der übrigen Länder ganz so verändert, so viel kälter oder wärmer geworden, dafs jenes Verhältnifs aus den Zeiten des Tacitus unverrückt blieb? „Eben so, heifst es weiter, ist zwar der Boden vieler Länder durch den Fleifs ihrer Bewohner sehr verbessert worden, jedoch ohne dadurch seine ursprüngliche Beschaffenheit in Ansehung der Arten seiner Erzeugnisse, seiner Ergiebigkeit oder Kargheit u. s. w. zu verändern." Hierüber kann jeder verständige Landmann Hn. *M.* eines Bessern belehren. Worin soll denn die Verbesserung des Bodens bestehen, wenn er nicht für mehrere Erzeugnisse bequemer gemacht, wenn seine Ergiebigkeit nicht vermehrt wird? Beides ist ja auch, der Erfahrung zufolge, immer der Erfolg der Verbesserung des Bodens gewesen.

Nun soll der Einflufs des Klima's auf den Nationalcharakter bestimmt werden. Hier wird gezeigt, dafs der Mensch nicht um so leichter und häufiger seinen Leidenschaften sich hingiebt und Ruhe und Ordnung verläfst, je roher und ungebildeter er ist; sondern je wärmer und kälter das Klima ist, in dem er lebt. Das wäre ein wichtiger Satz für alle Moralisten, Geistliche, Gesetzgeber, Richter und Staatenbilder, wenn es ihm nur nicht an dem Wichtigsten fehlte, an dem Beweise. — Nach S. 24. zeigen die Neger blofs kindischen Verstand und einen gänzlichen Mangel an Energie des Geistes. Wie kann Hr. *M.* so etwas behaupten, wenn ihm nicht die hierin längst verworfene Autorität des Hn. Hofr. *Meiners* in Göttingen statt der Beweise gilt! — Nach S. 26. hatten die Portugiesen ehemals kriegerischen Geist genug, um beynahe alle die Länder in beiden Indien zu erobern, die nachher die Grundlage der Macht der Engländer und Holländer ausmachten. Aber besafsen denn die Portugiesen auch Bengalen? besafsen sie zehn andere Länder, welche den Holländern und Engländern zu Theil wurden? Weifs Hr. *M.* nicht, dafs die Portugiesen es nicht sowohl auf das Erobern, als auf den Handel in Asien anlegten? Und wie wenig kennt man die Geschichte der Holländer und Engländer, wenn man meynt, dafs man in den beiden Indien die Grundlage der Macht dieser Völker zu suchen habe. „Dafs die Griechen in ihren Kriegen mit den Persern den letztern so überlegen waren, beweist, was Freyheitssinn, und das Bewufstseyn, dafs man für sein eigenes Interesse kämpfe, über die zahlreichsten Schaaren vermögen, die nur leidender Gehorsam zusammenhält und ein *hohles* Wort (?) des Herrschers treibt." Aus der Sinnlichkeit der Morgenländer erklärt Hr. *M.* den ewigen Despotismus in den Morgenländern. „Ein Mensch, sagt er, dessen Gemüth unter der Gewalt der Sinnlichkeit steht, ist zufrieden, wenn nur seinen sinnlichen Genüssen kein Abbruch geschieht." Geschieht denn aber durch den Despotismus der Sinnlichkeit kein Abbruch? Kann man bey hohen und unerschwinglichen Abgaben sich eben so gütlich thun, wie bey gemäfsigten? Treffen Kerker, Frohnen und Peitschenhiebe nur den Geist? Vom Klima hängt, nach Hn. *M.*, im hohen Grade die Sinnlichkeit ab; wenn also die Sinnlichkeit die Empörerin gegen Gott ist, wie *Engel* sie nennt: so hängt auch vom Klima die ewige Seligkeit und die Verdammnifs der Völker ab.

Zweytens, vom Einflufs des Bodens. Der Boden hat Einflufs „durch die Lebensart, die er veranlafst, in so fern er zum Ackerbau, zur Viehzucht oder zur Jagd am geschicktesten ist. Wenn z. B. ein Land besonders zur Viehzucht geschickt ist: so ist hievon die unmittelbare Folge, dafs das Volk, welches darin wohnt, ein nomadisches Hirtenleben führt; und so bestimmt denn der Boden den Nationalcharakter." Also wo wir Jägervölker, Nomaden und Ackerbauer sahen und sehen, da haben wir in der Beschaffenheit des Bodens den Grund dieser Erscheinungen zu suchen! Weiter heifst es S. 38.: „Ein Volk, das nicht von der Fischerey, Jagd und Viehzucht in seinem Lande leben kann, dessen Boden aber nahrhafte Pflanzen und Früchte in Menge und von selbst hervorbringt, wird leicht darauf fallen, jene natürlichen Winke des Bodens zu benutzen und die Erzeugnisse desselben durch Ackerbau zu vervielfältigen." Glaubt denn aber Hr. *M.* im Ernst, dafs es mit den Winken des Bodens gethan wäre? Wie viel herrliches Land ist da, das bis auf diese Stunde vergebens selbst Menschen gewinkt hat, die gar dürftig sind? Bedarf es denn gar nichts weiter, als des guten Willens und eines Grundstücks, um ein Landbauer zu werden? — Nach S. 37. wirkt die Fruchtbarkeit des Bodens unmittelbar auf die Thätigkeit (in den fruchtbarsten Ländern lebten und leben aber die unthätigsten und faulsten Völker), mittelbar aber durch die Volksmenge, die sie begünstigt; auf die schnellere Entwickelung der Geisteskräfte. (Wie steht es aber mit den fruchtbarsten aller Länder, mit Aegypten und Bengalen?) Hätte Hr. *M. Garve's* Vorlesungen über den Charakter der Bauern gelesen, er würde über den Einflufs des Ackerbaues ganz anders geschrieben haben. Der Ackerbau soll sogar mehr, als irgend eine andere Lebensart, mancherley und künstliche Werkzeuge erfordern. „Alle Wissenschaften und Künste entstanden zuerst bey ackerbauenden Völkern." Zum Beweise dieser unerhörten Behauptung wird auf Aegypten, die Hindus und die Gallier zu Cäsars Zeiten hingewiesen, und dazu noch bemerkt, dafs diejenigen Einwohner der Südsee-Inseln, die gröfstentheils vom Ertrage ihres Bodens lebten, die übrigen weit an Verstand und Ueberlegung überträfen. Von der Fruchtbarkeit des Bodens leitet Hr. *M.* wer weifs, was alles ab; „dennoch aber, sagt er (S. 50.); wie

ein Boden beschaffen seyn muss, um fruchtbar oder unfruchtbar zu heissen, das ist unmöglich zu bestimmen; wir können nur im Allgemeinen sagen, dass ein fruchtbarer Boden den Anbauern *von seiner Bearbeitung* noch hinlängliche Zeit übrig lassen müsse, um sich zu erholen, und andere Nebengeschäfte zu treiben; ein unfruchtbarer hingegen den ungleich grössern Theil der Zeit für sich erfordere." „Man sollte (S. 57.), auch ohne die Geschichte zu Rathe zu ziehen, vermuthen, dass die Eigenthümer eines fruchtbaren Bodens vorzügliche Gewandtheit des Geistes und Erfindungskraft besitzen müssten, da die Nothwendigkeit, der Natur auch durch Kunst einigermassen zu Hülfe zu kommen, sie zur Erfinnung allerhand Werkzeuge treibt, und der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen sie zu weiterer Vervollkommnung derselben reizt." Auch auf die Freyheit hat die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Bodens Einfluss. „Unfruchtbare *Länder* sind (S. 75.) für einen höhern Grad von *Freyheit empfänglich*, als fruchtbare. Eine Ursache davon liegt darin, dass grosser Reichthum der Freyheit immer verderblich, dagegen ein gewisses Maass von Armuth, da die ersten Bedürfnisse des Lebens zwar ihre Befriedigung, die Gegenstände des verfeinerten Lebensgenusses aber überall Hindernisse finden, ihr zuträglich ist. Denn diese erhält den Geist in beständiger und zwar vielseitiger Thätigkeit, und verhütet die Erschlaffung, welche die Folge einer leichten Befriedigung der Sinnlichkeit ist. Ein zweyter Grund liegt darin, dass, da die Bewohner unfruchtbarer Gegenden eine strengere Ordnung und einen bestimmten Gang der Geschäfte nöthig haben, sich auch ihre Denkart mehr fixirt und einen entschiedenern Charakter annimmt, der sie verhindert, sich mit Leichtigkeit in verschiedene Formen zu schmiegen und aus dem gewöhnten Gleise herauszutreten. Daher erlaubt ein solches Volk seinen Beherrschern selten oder nie, nach eigenmächtigen und willkürlichen Entschliessungen zu verfahren, sondern sucht sie vielmehr an die eingeführten Gewohnheiten, Gebräuche und Gesetze fester zu binden." Diesemnach wären also Reichthum, verfeinerte Lebensgenüsse und Sklaverey, und auf der andern Seite Armuth, Unwissenheit, Barbarey und Freyheit ewige, unzertrennliche Gefährten. Wollen wir ein Leben, das des Wunsches werth ist; wollen wir das Leben geniessen, so müssen wir auch die Sklaverey wollen; wollen wir die Freyheit, so müssen wir auch ein armseliges Leben wollen. Wenn es nur die Armuth ist, die in beständiger und vielseitiger Thätigkeit erhält: so müssen arme Völker immer thätig, und reiche Völker immer faul und unthätig seyn. Da wären also die armen Hottentotten viel thätiger, als die reichen Engländer! „In fruchtbaren Gegenden fehlt strenge Ordnung; da richtet sich nicht der Mensch nach der Natur, sondern die Natur nach dem Menschen. Es waren nicht die wohlhabenden und gesitteten Völker, sondern die Steppenbewohner, die in Lumpen gehüllten Nachkommen Adams, welche sich der Willkür ihrer Herrscher widersetzten, und den Thron der Freyheit errichteten! „In fruchtbaren Ländern, heisst es S. 78., muss die Volksmenge natürlich grösser seyn, als in unfruchtbaren, da ein kleiner Umfang des Bodens einen grössern Vorrath an Lebensmitteln darbietet; und daraus folgt dann, dass auch bürgerliche und wissenschaftliche Cultur in diesen Ländern grösser, als in unfruchtbaren ist." Ein fruchtbares Land kann freylich der vierfüssigen Thiere mehrere ernähren, als ein unfruchtbares Land; ist es aber auch so in Hinsicht auf die Menschen? Sind denn die fruchtbarsten Länder auch die volkreichsten? Ist das fruchtbare Polen bevölkerter, wie das den Fröschen und dem Meere entrissene Holland? Kann der Mensch kein Brot essen, was er nicht auf seinem vaterländischen Boden ärntete? Aernten die Holländer und Engländer das Getreide, was sie verbrauchen, in ihrem Vaterlande? Waren und sind die fruchtbarsten Länder die Wohnsitze der Cultur? Nahm und nimmt mit der Fruchtbarkeit des Bodens die Cultur der Bewohner derselben ab und zu? — Nach S. 81. haben Jägervölker kein anderes Eigenthum, als ihr Jagdgeräthe — sie leben also auch wohl von diesem? — und weil sie nur ein so geringes Eigenthum haben, haben sie auch entweder gar keine, oder nur schlechte Begriffe von Eigenthum. Wer hundert Thaler besitzt, hat ganz andere Begriffe vom Eigenthum, als der, welcher nur so viele Pfennige sein nennt! Ganz anders steht es in dieser Hinsicht mit den ackerbauenden Völkern; diese haben nicht nur feste Wohnsitze, Grundstücke und Hausthiere, sondern auch Geld *zur Bezeichnung des Werths ihrer Producte*. Wenn, wie S. 94. versichert wird, Inseln natürlicher Weise schon durch ihre Lage einen ausgebreiteten Handel erhalten: wie kam es denn, dass in allen Jahrhunderten so viele Inseln gar keinen Handel führten? In dem Zwischenhandel der Holländer (S. 99.) hat man den Grund zu suchen, dass der Geist politischer Wichtigkeit und Unabhängigkeit von den Holländern gewichen ist; jener Geist, der sie in den Zeiten des *de Witt*, *Ruyter* und *Heinsius* charakterisirte. Gewinnsucht, die den Handelsvölkern vorgeworfen wird, treibt nicht die unter monarchischer Regierungsform lebenden Nationen. Diese haben das Princip der Ehre zur Richtschnur ihrer Handelsweise gemacht.

Drittens: Einfluss der Regierungsform. „Welche von den drey Regierungsformen, die demokratische, aristokratische und monarchische, die beste sey, ist (S. 121.) eine unnütze und beynahe sinnlose Untersuchung." „So verderblich die demokratische Regierungsform in einem grossen Reiche ist (S. 122.), eben so verderblich würde die monarchische Verfassung seyn in einem kleinen Lande, bewohnt von Menschen von einfachen Sitten und einförmiger Lebensart. Das Bedürfniss des Fürsten und derer, die ihn zunächst umgeben, würde bald einen Unterschied der Stände, der Unterschied der Stände Verarmung derer, die ihre Arme der Benutzung der von der Natur angewiesenen Erwerbsquelle entzögen, so wie derer, welche durch ihrer Hände Arbeit die Kosten der Regierungsverfassung (?) zu tragen hätten; einen übel verstande-

standenen Hochmuth und Anmaſsung bey der verzehrenden und repräsentirenden, Erbitterung und Eifersucht bey der erwerbenden und dennoch verachteten Klasse hervorbringen; der Fürst würde sich mit andern seines Standes vergleichen, und durch unzeitigen Pomp, vielleicht selbst auswärtige Eroberungen, lieber seiner Eitelkeit, als durch gewissenhafte Sorge für das Wohl des Landes seiner Pflicht Genüge zu leisten suchen." Das Unstatthafte in diesem Räsonnement würde Hr. *M.* leicht entdecken, wenn er auf folgende Fragen sich eine der ausgemachtesten Thatsache gemäſse Antwort geben wollte. Waren es die Bedürfnisse der Fürsten und derer, die den Thron umgaben, welche den Unterschied der Stände hervorriefen? Führte in irgend einem Winkel der Erde der Unterschied der Stände zur Verarmung? Kannte man unter den Völkern, welche eine demokratische Verfassung hatten, den Unterschied der Stände nicht? Fand man unter diesen Völkern keine Ungleichheit in Hinsicht auf das Vermögen? Ist da, und nur da, wo der Thron eines Alleinherrschers steht, Verachtung das Loos der producirenden Klasse? Müssen wir nicht in die Wälder zurückkehren, in einen Zustand, in dem wir uns mit den wilden Thieren um die Nahrung streiten, wenn wir keinen Unterschied der Stände wollen? Ist jeder Fürst ein Verschwender, jeder vom Geiste des Eroberers beseelt? *Kann* der Fürst eines kleinen Volks und eines Volks von einfachen Sitten und einförmiger Lebensart den Eroberer spielen? Ist ein solches Volk nicht ein armes Volk, und sind die Krieger Geister, mit welchen man ohne Magazine, ohne Aufwand, ohne Geld agiren kann?

Im *vierten* Abschnitte ist vom Einflusse der Religion auf den Nationalcharakter die Rede. Alle Religionen werden hier in vier Klassen vertheilt: in sinnliche, politische, speculative und moralische. Die sinnlichen sind alle aus der Sinnlichkeit und Einbildungskraft entstanden; die politischen sind Erzeugnisse des Verstandes und der Klugheit; speculative Religionen sind diejenigen, die durch den Drang der Vernunft, das Wesen und den Ursprung der Dinge theoretisch zu erforschen, mit Verachtung aller Erfahrung und ohne Rücksicht auf die moralischen Bedürfnisse der Menschen entstehen; moralisch aber ist nur Eine Religion, nämlich die christliche.

Der letzte Abschnitt handelt von der Erziehung und einigen zufälligen Ursachen. „Eine Hauptursache (*S.* 177.) der verschiedenen Nationalcharaktere hat man in der Erziehung zu finden geglaubt. Es ist freylich nicht zu leugnen, daſs die Erziehung auf die Geistes- und Charakterbildung des einzelnen Menschen den entscheidendsten Einfluſs habe, und man sollte daraus schliessen, daſs auch die öffentliche Erziehung eben so verschieden auf die Bestimmung des Nationalcharakters wirke. Allein entweder schreibt sich das öffentliche Erziehungswesen in einem Lande noch aus ehemaligen Zeiten her, und paſst nicht mehr ganz zu den gegenwärtigen Bedürfnissen und Verhältnissen der Nation; dann muſs das Veralterte und Unpassende desselben dem Einflusse des Zeitgeistes weichen, und selbst das Gute in demselben wird verdächtig und thut seine Wirkung nicht mehr; — oder das Erziehungswesen steht in genauem Verhältnisse zu der Verfassung und den Gebräuchen des Landes; dann ist der Einfluſs desselben mit dem Einflusse des letztern eins, und es ist schwerlich zu unterscheiden, was auf die Rechnung des Erstern und was auf die der Letztern zu schreiben ist." Was ist das für eine Erziehung, die der Vf. schlechtweg Erziehung nennt, der er so grossen Einfluſs auf die Bildung der Einzelnen zuschreibt, und der er die öffentliche Erziehung entgegensetzt? Wenn nun die öffentliche Erziehung nicht mehr den gegenwärtigen Bedürfnissen entspricht, hat sie dann auch keinen Einfluſs mehr? Und wenn die öffentliche Erziehung, die Verfassung und die Gebräuche des Landes auf Einen Zweck hinwirken, wirkt dann nicht auch die öffentliche Erziehung auf diesen Zweck? Wirkt das nicht, dessen Treiben und Wirken nicht zugeschauet, nicht erkannt, nicht bestimmt angegeben werden kann? Aber nun sagt Hr. *M.* weiter (S. 180.): „Noch weniger (als die öffentliche) kann die Privaterziehung Einfluſs auf den Nationalcharakter haben. Abgerechnet, daſs diese nach dem verschiedenen Charakter und den verschiedenen Kenntnissen der Erzieher veränderlich ist: so wird sie immer diejenige Erziehung der Zöglinge bezwecken, welche nach dem dermaligen Zustande der Nation am meisten Vortheile, Ehre oder Gunst verschafft; den Zweck, auf den auch die öffentliche Erziehung gerichtet seyn muſs." Vom Einflusse der Nahrungsmittel sagt Hr. *M.* nichts, weil dieser, wie er sich ausdrückt, mehr in das Fach der medicinischen Beobachtung gehört.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Lübeck, b. Römhild: *Lettres mercantilles*, composées par *Pierre Chrétien Muuſs*, Directeur de l'institut de commerce de Lubeck en Basse-Saxe. 1802. 116 S. 8. (12 gr.)

Es fehlt jungen Kaufleuten und denen, welche sich der Handlung widmen wollen, zwar nicht an Vorschriften und Mustern des französischen Briefstils; doch wird ihnen auch gegenwärtiger Zuwachs willkommen seyn. Wer sich nach diesen Briefen sorgfältig üben will, wird bald, mit vorläufiger Kenntniſs der Grammatik und einiger besondern Regeln, französische Handlungsbriefe verstehen und schreiben können. Nur muſs er sich nicht nach der fehlerhaften Interpunction richten, die fast auf jeder Seite vorkommt, und die Accente besser stellen, als hier geschehen ist. Auf dem Titel steht *mercantilles* für *mercantiles*. Letzteres nur ist richtig: denn *mercantille* ist ein Substantiv, welches *négoce de peu de valeur* bedeutet; da hingegen das Adjectiv *mercantile* anzeigt: *ce qui concerne le commerce*, z. B. *profession mercantile*, *contrat mercantile* u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. December 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Reinicke u. Hinrichs: *Frankreichs politische Lage und Verhältnisse gegen das übrige Europa in dem Laufe des achtzehnten und zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.* 297 S. gr. 8. (1 Rthl.)

Berlin, b. Frölich: *Von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der Französischen Revolution.* Eine Prüfung des Buches: *De l'état de la France à la fin de l'an VIII.* Von *Friedrich Gentz. Erstes* Heft. 1801. XXVIII u. 226 S. *Zweytes* Heft. VIII u. 227—386 S. gr. 8. (2 Rthl. 4 gr.)

Das wichtige Buch *de l'état de la France à la fin de l'an VIII.* trat im October 1800. ans Licht, unter Auspicien, die bey dessen Erscheinung gleich politische Absichten, die Einwirkung einer höhern Autorität, vermuthen liessen. Die Pariser Journale verkündigten sein Daseyn mit den wärmsten Lobpreisungen; man verbreitete geflissentlich, mit anscheinender Heimlichkeit, die Nachricht, dass der sehr unterrichtete Vf. seinen Namen nicht vorsetzen dürfe, um nicht zu sehr zu imponiren. *Sieyes*, *Barthelemy*, *Talleyrand* wurden wechselsweise genannt; selbst, als man mit Gewissheit behauptete, die eigentliche Redaction gebühre dem Bürger *Hauterive*, einem bisher wenig bekannten Manne, Chef eines Bureau im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, sagte man sich dennoch, dass *Sieyes* wenigstens mit *Talleyrand* den Stoff dazu hergegeben habe, der von dem gewandten und vielseitigen *Barrere* verarbeitet sey. So wollen es die Verleger der deutschen Uebersetzung. Andere meynen, der Oberconsul selbst habe bey der Ausarbeitung die Hauptideen bezeichnet, und diese Vermuthung dürfte die Wahrscheinlichkeit nicht eben gegen sich haben, wenn man auf die Tendenz des Werks Rücksicht nimmt, und die Bearbeitung mit andern Auffätzen vergleicht, woran er entschiedenen Theil hat.

Sey dem wie ihm wolle, so gehört das Werk unstreitig zu den merkwürdigsten Staatsschriften. Es ist eine mit grossem Scharfsinne, vielen Kenntnissen und einem seltenen Darstellungs-Talente vollendete Ausführung einer einseitigen politischen Ansicht der jetzigen Lage Frankreichs in Beziehung auf andere Staaten. Der Vf. will durch eine Vergleichung der ehemaligen und jetzigen Staatsverhältnisse Europa's zeigen, dass der Krieg zwischen Frankreich und dem grössern Theile der europäischen Staaten nicht eine Folge der Revolution gewesen sey, sondern unmittelbares Resultat der unheilbar zerrütteten politischen Verfassung von Europa. Nach diesem schrecklichen Kriege, einem ungeheuern Uebel, um zu noch grössern wohlthätigen Zwecken zu gelangen, habe Europa die Garantie seiner künftigen Ruhe, seiner künftigen Sicherheit und seines künftigen gesellschaftlichen und politischen Systems, von dem wohlthätigen Einflusse Frankreichs unter einer neuen Föderativ-Verfassung zu erwarten. Frankreich müsse, vermöge seiner Lage, seiner Verhältnisse gegen alle übrige Staaten, und der Grundsätze seiner jetzigen Regierung, das gemeinschaftliche Wohl aller Nationen, die Unabhängigkeit und Festigkeit aller Regierungen wünschen; es dürfe nie etwas anderes beabsichtigen und wünschen. Dabey besitze Frankreich in seiner politischen und militärischen Macht, in seinem natürlichen und erworbenen Reichthume, in seiner jetzigen Staatsverwaltung und in der Harmonie zwischen seinen jetzigen Gesetzen und den Sitten und Bedürfnissen seiner Bewohner, einen Ueberfluss von Mitteln, wodurch es nicht nur sich selbst auf der Stelle, welche es eingenommen habe, behaupten, sondern auch alles um sich her beschützen, ordnen, ins Gleichgewicht bringen und im Gleichgewichte erhalten, mit einem Worte, in dem Systeme, welches die europäischen Staaten unter einander bilden, der allgemeine Schwerpunkt seyn und bleiben könne.

Um zu diesem Resultate zu gelangen, will er in dem *ersten* Kap.: *Politische Lage Europa's vor dem Kriege*, beweisen, es habe zu der Zeit, da die französische Revolution ausbrach, keine wahre Staatsverwaltung gegeben, kein wahres Völkerrecht, keine Regierungsmaxime, kein föderatives Band, keinen festen politischen und keinen festen Administrations-Satz in Europa. Daher müssten die Franzosen ihre Revolution aus einem weiter aussehenden, und die Ausländer aus einem höhern und schärfern Gesichtspunkte betrachten, als bisher geschehen sey. Beide müssten einsehen, dass diese merkwürdige und schreckliche Begebenheit, ausserhalb ihrer innern und gesellschaftlichen Wirkungen betrachtet, das erste Resultat, der erste Stoss eines mächtigen politischen Triebwerks gewesen sey, welches seit langer Zeit auf die allgemeine Organisation Europa's gewirkt habe; dass dieser erste Anstoss, der sich mit der ihm eigenen Gewalt allen Triebfedern dieser Maschine mittheilte, so die wenige, ihnen noch übrige, Kraft auf die letzte Probe stellte; dass aus dieser starken, unvermeidlichen Erschütterung die gänzliche Auflösung eines unzusammenhängenden, übel verkütteten, von der Zeit zernagten Gebäudes nothwendig erfolgte; dass die französische Revolution allen Regierungen den ausgezeich-

zeichneten Dienſt geleiſtet habe, ſie zu belehren: daſs dieſelben Urſachen, welche in Frankreich die Keime der geſelligen Anarchie legten, durch ganz Europa die Keime einer politiſchen Anarchie ausgeſtreut hätten; daſs die Revolution nichts weiter gethan habe, als die Vernichtung des vermeinten Staatsrechts auf eine auffallende Weiſe verkündigen; und daſs es der Staaten heiligſte Pflicht und dringendſtes Intereſſe ſey, ungeſäumt und mit vereinter Thätigkeit an die Wiederherſtellung dieſes Staatsrechts zu gehen.

Sodann führt er in den folgenden Kapiteln die Schilderung der *Lage, worin ſich Frankreich gegen andere Staaten befinde*, umſtändlich aus, mit beſtändiger Beziehung auf ehemalige ältere Verhältniſſe, ſowohl überhaupt (Kap. 2.), als gegen ſeine Bundesgenoſſen (Kap. 3.), gegen ſeine Feinde (Kap. 4.) und gegen Neutrale (Kap. 5.). In dem *vierten* Kap. erhebt er ſich mit Heftigkeit gegen England, und inſonderheit gegen die günſtigen Vorſtellungen, welche *Gentz* von dieſem Lande und deſſen Handelsprincip zu erregen geſucht habe. Auch in dem *fünften* Kap. bricht er für die neutralen Mächte in bittere Klagen aus, über die mannichfaltigen, ſchweren Drangſale, welche die Engländer ihrem Handel und ihrer Schifffahrt während des Kriegs zufügten. Bey dieſer Gelegenheit entwirft er mit ſtarken Farben ein gehäſſiges Bild des von ihm ſogenannten engliſchen Seerechts, und wünſcht demſelben, wohl nicht ohne Grund, im 19ten Jahrhundert ein anderes Staatsrecht der Seefahrt unterzuſchieben, das auf den beiden Verfügungen beruhen müſſe: daſs alle Seekaperey abgeſchafft ſey, und daſs in Kriegszeiten die Landeshoheit und Souveränetät mit allen ihren Rechten auf die Flagge der Staaten übergehen, welche am Kriege keinen Antheil nehmen; und daſs hingegen in Friedenszeiten die Schifffahrt von einem Volke zum andern von jedem Verbote frey und ledig ſey, nur mit Ausnahme der Küſtenfahrt von einem Hafen deſſelben Landes zu dem andern und der Schifffahrt zwiſchen Colonieen und ihrem Mutterlande. Die Summen ſeiner Behauptungen bezeichnet *Gentz* ſehr richtig durch die Angabe, daſs der Ausgang des Krieges Frankreich wieder in die Lage geſetzt habe, in welcher es ſich nicht bloſs zu ſeiner eigenen Sicherheit, ſondern zur Sicherheit aller, beſtändig befinden müſſe. Frankreich ſey nunmehr im Stande, eine neue Föderativ-Verfaſſung zu bilden, in welcher jedem Staate ſeine wahre Stelle angewieſen und garantirt werden könne. Es habe einen Theil dieſer neuen und glücklichen Föderativ-Verfaſſung ſchon wirklich realiſirt; es ſey bereit, ſie weiter auszubilden und zu vollenden. Seine Alliirten wolle es mit uneigennützigem Wohlwollen, ſeine Feinde mit Billigkeit und Schonung, die neutralen Mächte mit Achtung für ihre Rechte behandeln. Dabey ſey es bereit und entſchloſſen, Europa zur Schutzwehr gegen den einzigen Staat zu dienen, den ein von dem Intereſſe der andern durchaus abgeſondertes Privatintereſſe belebe; der, durch dieſs Privatintereſſe geleitet, die Quelle aller Unruhen und aller Kriege in Europa geworden ſey, und der, wenn er nicht endlich in engere Schranken zurückgeführt werde, nicht nur fernerhin die Ruhe aller Staaten ſtören, ſondern auch alle Induſtrie in der übrigen Welt erſticken, und alle Völker unterjochen müſſe.

In dem letzten Kapitel, *Frankreichs innere Lage*, ſucht er darzuthun, daſs Frankreich ſowohl durch *Bevölkerung* und *Induſtrie* (Abſchn. 1.), als durch ſeine jetzigen *Geſetze* und *Sitten* (Abſchn. 2.), eine ſolche Feſtigkeit erlangt habe, daſs es ſeine jetzige Verfaſſung als die nothwendige Grundlage ſeines künftigen politiſchen Einfluſſes mit Zuverſicht annehmen könne. Bey dieſem Gemälde beſchäftigt er ſich dann abermals mit der Widerlegung der entgegenſtehenden Behauptungen von *Gentz* und *Ivernois*, vorzüglich in Rückſicht auf den Verluſt, den Frankreich während des Revolutionskrieges an Menſchen, Reichthum und Anlagen zum innern Wohlſtande und zum Handel erlitten habe. Er ſchlieſst mit einer warmen Lobrede der gegenwärtigen Zeit. Die neue franzöſiſche Conſtitution ſey nicht nur ihren Grundſätzen nach *republikaniſch*, ſondern auch ihrem Urſprunge und der Art ihrer erſten Bildung nach. Wenn man ihre Grundſätze mit den Umſtänden vergleiche, unter welchen ſie in Thätigkeit geſetzt werden; wenn man fähig ſey, zu gewahren, wie viel Tiefgedachtes und Wahres in der erſten Idee dieſer neuen Einrichtung ſey, welches den Nationalgedanken verallgemeinere und dennoch verwirkliche, um aus ſeinen Aeuſserungen den Antrieb hervorgehen zu laſſen, welcher die Regierung beſeelen und das Leben des geſellſchaftlichen Körpers ſichern ſolle; wenn man ſich dabey erinnere, daſs die Wahlen, welche einen Theil der Conſtitution ausmachten, und diejenigen, welche eine unmittelbare Folge derſelben wären, von der ganzen Nation eine wirkliche Sanction, den vollſtimmigſten, feyerlichſten Beyfall erhalten hätten: ſo werde man gewiſs nicht ableugnen, daſs die Conſtitution *repräſentativ* ſey, ja mehr als irgend eine, vielleicht die einzige repräſentative ſey. Die neuen franzöſiſchen Geſetze ſeyen von Männern gemacht, welche anfangs durch die Gewalt der Umſtände bevollmächtigt, es in der Folge durch den freyen Willen des Volks wurden; die Wahlen derſelben ſeyen, durch eine allgemeine und förmliche Annahme beſtätigt, Nationalwahlen geworden: folglich üben alle Autoritäten, die in Frankreich exiſtiren, von der erhabenſten bis zur unbedeutendſten herab, Rechte, welche ihnen die Stimme der Nation zuerkannt haben. Mit den neuen Einrichtungen ſtimmen die franzöſiſchen Sitten zuſammen; folglich ſeyen jene wenigſtens verhältniſsmäſsig gut. Die ſeit zwey Jahrhunderten mit den franzöſiſchen Sitten vorgefallenen Veränderungen träfen mit dem fortſchreitenden Syſteme der allgemeinen Cultur zuſammen. Wenn Frankreich nicht aus dem Handelsſyſteme den Vortheil gezogen habe, wie England ſeinem Credit- und Manufacturweſen eine groſse Ausdehnung zu geben, ſo habe es doch Reſultate daraus erhalten, die ſeiner geſellſchaftlichen Organiſation gemäſser, ſeinem innern Wohlſtande

tr

träglicher, seiner Macht erspriesslicher seyen. Die Zukunft sey für die englische Macht eine beunruhigende Dunkelheit, für den Reichthum Englands eine Zeit der Crisis und der Prüfung; für Frankreich ganz Zeit der Hoffnung, des Besserwerdens, des Fortschreitens. England, Gebieterin aller Meere, despotische Beherrscherin des Handels aller Völker, durch seine isolirte Lage vor der Geisel des Kriegs bewahrt, sey dennoch jetzt gezwungen, alle Hülfsmittel eines übertriebenen Credits zu erschöpfen, alle Springfedern der Finanzverwaltung im höchsten Grade zu überspannen, die letzten Anstrengungen des Besteurungsgeistes aufzubieten, um die Kosten des Kriegs zu ertragen. Frankreich hingegen, kaum dem Chaos der innern Zwistigkeiten entwunden, lange in seinem Innern zerrüttet, acht Jahre hindurch mit der Mehrheit der europäischen Staaten im Gefechte, noch jetzt im Kampf mit den vier (im Oct. 1800. keine mehr) mächtigsten Reichen der Erde, immer undurchdringlich, unterhalte Armeen, die fähig seyen, allen gegen seine Unabhängigkeit verschwornen Mächten Trotz zu bieten, behaupte sich auf seinem Gebiete unverletzt, bestreite alle seine Ausgaben mit einem Besteurungssysteme, welches um ein Viertel geringer sey, als dasjenige, womit es vor der Revolution belastet war. Folglich müsse Frankreich mächtig seyn, weil es über alle Versuche seiner Feinde triumphire; seine Macht habe keinen Stoss erlitten, weil es jetzt noch, wie vor zehn Jahren, dieselben Anstrengungen des Angriffs und Widerstandes aushalte. Vielmehr sey Frankreichs Macht in einem vorwärts strebenden, eben so sichern als raschen Laufe begriffen, weil es zu derselben Zeit, wo die Aussicht auf Verminderung seiner Lasten und Gefahren ihm näher rücke, um sich herum und in seinem Schoosse die Mittel seiner Sicherheit, seines Reichthums, seines Flors, sich in das Unendliche vermehren und vervollkommnen sehe.

Uebrigens ist der Ton dieser Schrift im Ganzen sehr vorzüglich, bis auf einige Declamationen, welche man der Absicht des Vfs. nachsehen muss. Nur gegen *Gentz* bezeigt er sich nicht liberal; er bestreitet seine Behauptungen mit leidenschaftlicher Bitterkeit, und trägt sie nicht immer treu vor. Die Uebersetzung ist treu und ziemlich fliessend; die Stärke und Eleganz des Originals aber verfehlt sie oft. Einige wenige Erläuterungen hat der Uebersetzer in Anmerkungen hinzugefügt.

Hr. *Gentz* hielt eine umständliche, gründliche Widerlegung mit Recht für nöthig. Er ist aber dabey nicht stehen geblieben. Seine Untersuchungen und Betrachtungen gewähren originelle Ansichten zur Beurtheilung des politischen Verhältnisses von Europa, die ein unstreitiges, von der polemischen Richtung ganz unabhängiges, Interesse haben. Aber auch jener Theil des Werks verdient in manchem Betracht als Muster empfohlen zu werden. Ausgerüstet mit grossen historischen Kenntnissen und mit einem scharfen, feinen, politischen Blicke, hat der Vf. seinen Gegenstand in ein solches Licht gestellt, dass es in der That schwer hält, sich selbst da nicht hinreissen zu lassen, wo man doch verschiedener Meinung ist. Dabey ist sein Vortrag geistvoll, wie man es an ihm gewohnt ist, und, bey gleicher Kraft und Lebhaftigkeit, ungekünstelter, als in seinen frühern Schriften; seine Art liberal, so sehr man es nur irgend erwarten kann. Alle Persönlichkeiten hat er gänzlich vermieden, so viel Anlass ihm auch oft dazu gegeben war; selbst wo er persönlichen Tadel beantworten zu müssen glaubte, wegen des Interesse der Sache, ist es mit einer Mässigung geschehen, die sich in unsern Tagen fast als Seltenheit auszeichnet. In eben dem Geiste hat er sich bestrebt, auch bey den Bemerkungen über die Verhältnisse der Staaten jede Berührung persönlicher Umstände und Beziehungen sorgfältig zu vermeiden. Wir müssen ihm, nach der strengsten Prüfung, das Zeugniss geben, dass er auch gegen Frankreich und dessen jetzige Regierung sich keine feindselige Aeusserung erlaubt. Wenn also seine Urtheile uns dennoch hie und da einseitig scheinen, wann er uns die eine Seite zu stark zu beleuchten und die andere zu sehr in Schatten zu stellen scheint: so sehen wir darin keine überlegte Absicht, sondern die unwiderstehliche Gewalt herrschender Meinungen über politische und bürgerliche Verhältnisse, der sich auch der grösste Geist nie ganz zu erwehren vermag. Und wer wollte auch die Aufrichtigkeit seiner Aeusserungen bezweifeln, wenn er so schön als wahr sagt: „Wer sollte Frankreichs hohe Ansprüche verkennen! wer sollte Frankreich die Stelle versagen, die ihm die Natur bestimmt hat, die es ohne alle Gefahr für die übrigen Staaten beständig behaupten *kann*, die es zum Wohl und zur Sicherheit des Ganzen sogar behaupten *muss*, und hoffentlich immer behaupten *wird*. Aber das wahre Interesse einer Nation liegt nicht in der Ohnmacht und Demüthigung und Unterdrückung der andern! Wer diese Art von Grösse ihr wünscht, wer diese Art von Grösse für sie sucht, spielt, was auch sein Beweggrund seyn mochte, aus höhern Gesichtspunkten betrachtet, allemal die Rolle ihres Feindes. Der allein ist ihr Freund, der ihr Genügsamkeit und Mässigung empfiehlt, der sie vor der Gefahr ihrer eigenen Succesise, ihrer eigenen Uebermacht, warnt. Denn nie wird dem Staate, der das Gleichgewicht in Europa zerstört, ein wesentlicher und bleibender Lohn, oder auch nur der ruhige Genuss der Früchte seiner Unternehmungen zu Theil werden. Er vergeht in seiner unnatürlichen Fülle: die Trümmern, mit welchen er sich umgab, schütten früher oder später seine eigenen Lebensquellen zu."

Auch dürften unparteyische Beobachter unserer kritischen Zeitläufte im Ganzen mehr dem Resultate beypflichten, was Hr. *G.* aus seinen Untersuchungen zieht, als der glatten Schilderung seines Gegners. Hr. *G.* ist vollkommen überzeugt, dass im ganzen gewöhnlichen Laufe der Dinge, dass im ganzen Umfange der gewöhnlichen Hülfsquellen, gegen die jetzige Zerrüttung des Föderativ-Systems, kein Trost und keine Zuflucht zu suchen ist. Selbst unter den ausserordentlichen Würfen des Schicksals sieht er nur

eine

einen, der wirksam seyn könnte: einen Zusammenfluss ausgezeichneter Köpfe und großer hervorragender Charaktere, die mit selbstständiger, siegreicher Kraft über die Krankheiten ihres Zeitalters Meister würden, und dem ganzen politischen Körper eine neue Gestalt, neue Haltung, neue Festigkeit und neues Leben verliehen. Wenn diese Retter der Menschheit erschienen, alsdann thäte die speculative Politik auf alle ihre Bemühungen, Combinationen und Hypothesen mit grosser Bereitwilligkeit Verzicht, und legte ihnen ihre Warnungen, ihre Besorgnisse und ihre Klagen mit unbedingter Resignation als ein Dank- und Freudenopfer zu Füssen. So lange aber unsere Hülflosigkeit währe, sey es weise und heilsam und nothwendig, die Uebel, die wir nicht zu heilen vermöchten, wenigstens genau und gründlich zu studiren. Denn wenn etwas auf der Erde sie noch vergrössern könne, so wäre es die Fortdauer der unglücklichen Verblendung über ihre Quellen, ihren Charakter und ihren Umfang, aus welcher ein so grosser, vielleicht der grösste und bitterste, Theil der jetzigen Verlegenheiten hervorging.

(Der Beschluss folgt.)

STATISTIK.

STUTTGARD, b. Bürkh: *Churfürstlich-Würtembergisches Adreß-Buch* auf das Jahr 1804. Nebst einem Anhange der Etate einer freyen Reichs-Ritterschaft in Schwaben. Mit Churfürstl. Privilegio. 378 S. 8. (1 Fl. 12 kr.)

Der diessjährige Staatskalender des *Kur*-Staats Würtemberg, mit dem Erstlinge, welcher 1739. unter dem Titel *„Jetzt lebendes Würtemberg"* erschien, oder auch nur mit dem in der A. L. Z. 1800. recensirten Letztlinge des verflossenen Jahrhunderts verglichen, giebt überraschende Resultate von Verschiedenheit. Ausser den seit drey Jahren erhaltenen Zusätzen, wodurch die Statistik mit der Bevölkerung, dem Gange der Posten und Landboten und mit geographischen Verhältnissen bereichert wurde, enthält der vorliegende Jahrgang (S. 366—374.) das lange Zeit ausgelassene Namenverzeichniss der *Tübinger Stipendiaten* und zum erstenmal die beträchtlichen *Neu*-Würtembergischen Lande. — Der Glanz der Kurwürde strahlt vorzüglich in dem vermehrten Hofstaate, den Gesandtschaften, Militär, den Rittern und Titularen. Im Obrist-*Kämmerer*-Stabe findet man 106 wirkliche Kammerherren und 62 Kammerjunker. Verhältnissmässig sind das Oberstallmeisteramt, die Musik-, Schauspiel- und Livrée-Departements gleich zahlreich. — Im *Militär* 2 General-Feldzeugmeister, 2 Generallieutenants, 11 Generalmajors, 19 pensionirte und 7 charakterisirte Staabsofficiere, 51 Ritter des Militär-Verdienst-Ordens, und 20 vom Militär-St. Karls-Orden. Das *Corps diplomatique* ist durchaus seit vorigem Jahre verändert, und durch die Gesandtschaften von Frankreich (mit der sich widersprechenden Courtoisie von *Citoyen* und *Sr. Excellenz*), von England, von Russland und von Kursachsen vermehrt. Das Vacat zu Karlsruhe, zu Kassel und zu München beweiset, dass an diesen Höfen noch Gesandtschaften accreditirt werden sollen. — Im *Civilstaate* ist die Absonderung des neuen Staatsministeriums vom Geheimenraths-Collegio die wichtigste Neuerung; 24 *charakterisirte* Geheimeräthe sind in beiden nicht einbegriffen. Durch den im März wiederum versammelten *Landtag* bekommt das Verzeichniss der Landstände (S. 102—113.) neues Interesse. Das übrige von *Alt*-Würtemberg ist (S. 114—279.) unter der Rubrik: *Welt- und Geistliche, Herrschaftliche und Commun-Diener, für die besondere Oberstabs-, Kloster- und andere Aemter, Cammer-Orte, wie auch Forst-Aemter und geistliche Diöcesen*, zusammengeworfen, jedoch in alphabetischer Ordnung von *Adelberg* bis *Winnenthal*; auch haben die *Forstämter* (S. 351—364.) ihre eigene Abtheilung. Als fremdartig in Rücksicht auf *Alt*-Würtemberg werden (S. 279—284.) die *Limpurgischen* Graf- und Herrschaften und das oben erwähnte *Neu-Würtemberg* abgesondert. — Von letztern ist unter der Rubrik: *Civil-Etat*, die Ober-Landesregierung, Hofkammer und das Oberconsistorium (S. 96—104.); dann (S. 364.) die noch nicht völlig organisirten Forst-Departements; das Uebrige aber (S. 285—350.) zusammengestellt. Letzteres umfasst die Landvoigteyen *Ellwangen*, *Heilbronn*, *Rottweil* u. s. w. mit den verschiedenen Ober-Staats- und Patrimonial-Aemtern, unter welchen sich die ehemaligen Reichsstädte bis zur Unkennbarkeit verlieren. — Bemerkenswerth ist es bey den neuesten Schicksalen der *Reichsritterschaft*, dass die *schwäbische* hier (S. 373—378.) als unmittelbar und *frey* beygefügt ist; ferner dass (S. 4.) bey dem *Kurprinzen* nicht der kaiserl. königlichen Regiments-Inhaberschaft und des Generalats erwähnt wird. Die Gemahlinnen der Herzoge Wilhelm und Heinrich sind ebenfalls ausgelassen, aber dagegen die Prinzessin Albertine, als *nicht geschiedene* Herzogin Ferdinand, genannt, wie auch die beiden Herzogswittwen mit den Familiennamen *Hohenheim* und *Beichlingen*.

Da der Abschluss am 22. März 1804. geschah, so sind einige spätere Aenderungen nicht anzurechnen. Das zwiefache Orts- und Namensregister und der Postzeiger sind in der Paginirung nicht mitbegriffen, bey welcher ein grosses Versehen mit dem Uebersprunge der 104ten Seite zu der 113ten vorgefallen ist, so dass die SS. 105—112. im Buche ganz fehlen. Die Erklärung der Abkürzungen und das Verzeichniss des Hauptinhalts sollten billig, statt der *letzten* Seite im Buche, die *erste* ausmachen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. December 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Reinicke u. Hinrichs: *Frankreichs politische Lage und Verhältnisse gegen das übrige Europa* u. s. w.

BERLIN, b. Frölich: *Von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der Französischen Revolution.* — Von *Friedrich Gentz* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 359. abgebrochenen Recension.*)

Die Prüfung der Grundsätze des französischen Vfs. zerfällt in *vier* Hauptabschnitte. — In dem *ersten*, über *den politischen Zustand von Europa vor und bey dem Ausbruche der französischen Revolution*, hält sich Hr. G. ziemlich genau an das erste Kapitel der französischen Schrift. Er rechtfertigt aus überwiegenden Gründen das alte politische System und die ehemaligen Staatenverhältnisse in Europa gegen die übertriebenen Anklagen des Vfs., wenn er gleich auf der andern Seite über die Mängel und Inconsequenzen jenes Systems zu leicht weggleiten dürfte.

Der westphälische Friede konnte nicht erfüllen, was nie ein Vertrag zu erfüllen im Stande ist; es ist unmöglich, durch irgend einen allgemeinen Vertrag, wie viel Gegenstände er auch umfassen, wie geschickt und sorgfältig er auch combinirt seyn mag, das Völkerrecht auf immer zu begründen. Jener Friede hatte ohnehin nicht diese Bestimmung, weder in Ansehung der Contrahenten, noch der Gegenstände. Das eigentliche Verdienst des Tractats beschränkte sich ausschliessend auf Deutschland. Für dieses Reich ward er ein sehr weises, wohlthätiges Grundgesetz; er blieb es auch selbst bis auf die neuesten Zeiten, ungeachtet Frankreich selbst die ersten Eingriffe darin that, und andere Stützen durch neuere Verträge nothwendig machte.

Von den drey Begebenheiten, welchen der Vf. die völlige Auflösung des westphälischen Friedens und die Verwirrung und Entstellung des europäischen Staatsrechts zuschreibt, hatte keine diese Wirkung.

Durch den Eintritt des russischen Reichs in das politische System von Europa blieben die wesentlichen Resultate des westphälischen Friedens unberührt; besonders blieb Frankreich genau auf der Stelle stehen, welche der westphälische Friede und die spätern Tractate ihm anwiesen. Ja hätte man diess neue Gewicht mit Weisheit zu benutzen verstanden, so würden das Völkerrecht und die föderative Verfassung von Europa darin eine neue Basis ihrer Festigkeit und gewissermasen ihre letzte Vollendung gefunden haben.

Die Erhebung Preussens von einer untergeordneten Macht zu einer vom ersten Range und Einflusse in Europa, hat freylich grosse Veränderungen im Innern von Deutschland und in den Verhältnissen zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche bewirkt. Aber die Veränderungen waren für die deutsche Verfassung heilsam, nicht zerstörend. (Dass sie den *Reichsverband* verstärkt hätten, möchten wir nun nicht eben behaupten; aber ob jenes System ohnehin auf die Länge haltbar gewesen wäre, ist auch noch eine sehr streitige Frage.) Frankreichs Einfluss ward vermindert. Anstatt dessen erhielt Deutschland eine mächtige innere Stütze des Gleichgewichts, des Schutzes der minder Mächtigen gegen die Präponderanz, insonderheit der kaiserlichen Macht. (Wie wirksam diese Stütze war, ist gleichwohl, und nicht mit Unrecht, aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt.) Frankreich ward dadurch des einzigen rechtmässigen Grundes seiner Kriege gegen Oesterreich auf immer überhoben. Auf jeden Fall entsagte Frankreich selbst seinem bisherigen schiedsrichterlichen Einflusse auf Deutschland, indem es durch den Tractat von 1756. österreichische Partey nahm. (Beyläufig rügt der Vf. mit Recht die so allgemein herrschende, irrige Darstellung dieses Tractats, als einer Mitursache der Revolution.) Eben so wenig hat die Erhebung Preussens das allgemeine Gleichgewicht von Europa verrückt; sie ist der fortschreitenden Bewegung der Mächte nur in einem gerechten Verhältnisse gefolgt, ohne sie gewaltsam und unnatürlich zu beschleunigen. Preussen hat eben in diese Bewegung mehr Regelmässigkeit, mehr Ebenmaass, mehr Ordnung, mehr Haltung, mehr Festigkeit gebracht, vielleicht als alle andere, die sich in gleicher Laufbahn befanden.

Die ungeheure Erweiterung des Commerzial- und Colonial-Systems in allen Theilen der Welt hat mehr als alles, was sich nach dem westphälischen Frieden auf dem politischen Schauplatze zutrug, den Zustand der Staaten und den Zustand der menschlichen Gesellschaft afficirt. Aber auch sie war keine nothwendige Ursache der Zerrüttung der Föderativ-Verfassung von Europa; wenn sie eine zufällige Ursache derselben geworden seyn sollte, so lag diess nur in zufälligen Fehlern oder zufälligen Uebeln, die man unter allen Umständen begehen oder erfahren konnte. Sie war allgemeines, nothwendiges, unvermeidliches Resultat der Entwickelung der menschlichen Kräfte, und musste sich daher auf die eine oder andere Art mit den Zwecken der gesellschaftlichen Existenz, folglich auch mit der Fortdauer und Sicherheit einer föde-

föderativen Verfassung, vereinigen lassen. Ihr Einfluss war auch nicht auf einige Staaten beschränkt; mehr oder weniger nahmen alle insgesammt daran Theil. Selbst der grössere Vortheil aus dem unmittelbaren Besitze des Welthandels und der auswärtigen Colonieen war unter mehrere Nationen getheilt, und bildete folglich in dem allgemeinen Gleichgewichte von Europa wieder ein besonderes Gleichgewicht unter den seefahrenden und seehandelnden Nationen. (Aber dieses stand mit jenem bey weitem nicht in einem Verhältnisse; man kann vielmehr nicht leugnen, dass nicht das besondere Gleichgewicht jenes allgemeine sehr oft verändert habe. Indess entstand daraus noch immer nicht, was der Vf. sagt, eine gänzliche Auflösung.) Und durch die Macht, welche nur einige seehandelnde Staaten erhielten, erzeugte sich ein neues politisches Gewicht, welches gelegentlich dem Uebergewichte dieses oder jenes Continentalstaats mit Nutzen entgegengestellt ward. Diess zeigt der Vf. einleuchtend eben an der Augsburgischen Ligue von 1686. gegen Ludwigs XIV. damals Alles bedrohende Präponderanz.

Sehr schön zeigt darauf Hr. *G.*, dass es beym Ausbruche der französischen Revolution allerdings ein Völkerrecht in Europa gab; dass es keinesweges dieser Revolution bedurfte, um ein Völkerrecht und eine feste politische Verfassung einzuführen. Er behauptet, und die meisten denkenden Zeitgenossen werden ihm sicher darin beystimmen, dass die französische Revolution, wenn gleich durch manche gesellschaftliche und politische Dissonanzen erleichtert, und in diesem Sinne des Worts vorbereitet, doch keinesweges ein nothwendiges und unvermeidliches Resultat des Zustandes von Frankreich, oder gar von ganz Europa gewesen sey; dass diese Begebenheit mit ihrem ganzen schrecklichen Gefolge, durch einzelne bestimmte Fehler der alten französischen Regierung veranlasst, durch den unzeitigen Eifer, die übelverstandene Thätigkeit, die Ungeschicklichkeit, die Vermessenheit oder die Frevelhaftigkeit derer, denen diese Fehler die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände lieferten (insonderheit des bethörten *Neckers*), entwickelt und vollendet, und durch die falschen Maassregeln der auswärtigen Mächte zu einem Princip der Zerrüttung für ganz Europa gebildet und ausgedehnt ward; dass, weit entfernt, die Ausbildung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse zu befördern (wenigstens nicht vor der Hand und unmittelbar), diese Revolution vielmehr den Fortgang derselben in einem Augenblicke, wo er ganz vorzügliche Resultate versprach, unterbrach und hemmte; dass, aus einem höhern Standpunkte betrachtet, unter allen sie begleitenden Uebeln, dieses das grösste und bedauernswürdigste war; dass es vor der Revolution nur einiger weisen Reformen im Innern der Staaten, nur einiger glücklicher Combinationen zur Verbesserung und Befestigung ihres Föderativ-Systems bedurfte, um Europa auf einen hohen Grad von Wohlstand und Zufriedenheit zu erheben, anstatt dass jetzt alles, was zur Erreichung dieses glänzenden Zwecks gehört, unter Ruinen gesucht, und gleichsam von neuem aus dem Chaos entwickelt werden muss.

Die Tendenz aller europäischen Staaten zu einer allgemeinen und immer fortschreitenden Reform war besonders in den letzten zwanzig Jahren vor Ausbruch der Revolution offenbar der herrschende und auszeichnende Zug in dem ganzen gesellschaftlichen und politischen Charakter des Zeitalters. Kein Staat war ganz unthätig; selbst Spanien und Portugal nicht, die doch am weitesten zurück blieben.

Das damalige politische System litt zwar an grossen Fehlern und an grossen Krankheiten; es war weit, sehr weit von dem Ideal einer vollkommenen Föderativ-Verfassung entfernt. Das Gleichgewicht zwischen den grossen Mächten war nichts weniger als vollständig garantirt; besonders war die Lage der geringern in mehr als einer Rücksicht *misslich* u. gefahrvoll. Ein grosser Theil dieser Unvollkommenheiten und Fehler hatte sich unmittelbar aus den ausserordentlichen Fortschritten von Europa entwickelt, durch welche die ehemalige Proportion zwischen den Kräften der Hauptmächte verrückt, und das alte Missverhältniss zwischen vier oder fünf präponderirenden Staaten auf einer, und einer Menge überall zerstreuter geringfügiger Staaten auf der andern Seite beträchtlich vergrössert werden musste. Diess Missverhältniss erzeugte und begünstigte eine grosse Mannichfaltigkeit von Planen des Ehrgeizes und der Usurpation, und führte unter den unerschöpflichen Combinationen der modernen Politik zuletzt auch das berüchtigte Theilungssystem herbey, welches dem Völkerrechte eine so tiefe und schmerzliche Wunde schlug, obgleich es selbst ein Beweis von der Existenz eines politischen Gleichgewichts und einer mildern und friedlichern Stimmung des politischen Geistes in Europa war.

Bey dem allen war die Föderativ-Verfassung dennoch wenigstens so gut, als in irgend einer Periode seit dem dreyssigjährigen Kriege; noch mehr: sie war fester und vollständiger, als in irgend einer andern. Die Veränderungen, die Europa seit 150 Jahren erlebt hatte, waren so glücklich und so geschickt, als es sich nur irgend von einem gemeinschaftlichen Resultat des Zufalls und der Weisheit (wie jedes Föderativ-System es ist) verlangen und erwarten liess, in die alte Masse der politischen Verhältnisse verschmolzen. Das Gleichgewicht der Macht war so richtig und so vortheilhaft balancirt, als eine billige Staatskunst, die bey mässigen Forderungen stehen bleibt, es nur wünschen konnte. Wenn diese oder jene Begebenheit einen Schleyer über das Völkerrecht warf, so wurden seine geheiligten Maximen wenigstens durch die allgemeine Indignation und durch die laute Missbilligung der Zeitgenossen gerächt. Es gab also, in jedem vernünftigen Sinne des Worts, ein Föderativ-System, ein politisches Gleichgewicht, ein Völkerrecht in Europa.

Die Wahrheit dieser Behauptungen beweiset nun der Vf. durch die Beleuchtung der Föderal-Verhältnisse der fünf Mächte, die man seit der Mitte des

acht-

achtzehnten Jahrh. als die Fundamentalgewichte in dem ganzen politischen Systeme betrachten muss: *Frankreich*, *Oesterreich*, *Preußen*, *Rußland* und *England*. Auch der Staaten vom zweyten und dritten und geringern Range ward dabey erwähnt, so weit die Uebersicht des Ganzen es nöthig machte. Diese ganze historische Entwickelung ist mit vieler Einsicht und Scharfsinn ausgeführt, grösstentheils auch, unsers Bedünkens, mit Unparteylichkeit; bloss dass wir mehrern Begebenheiten, wie z. B. der ersten Theilung von Polen, der Revolution in den vereinigten Niederlanden von 1787. u. a. m. doch einen grössern Einfluss auf das Gleichgewicht, als der Vf., beylegen zu müssen glauben. Uebrigens bemerkt er sehr richtig, dass die erste Theilung von Polen nur durch Zulassung Frankreichs geschah, und dass Oesterreich sich sogar widersetzt haben würde, wenn nicht das französische Ministerium erklärt hätte, sie sey ihm gleichgültig; ein so grosser und folgenreicher Fehler, dass man fast Mühe hat, seine Möglichkeit zu begreifen, wenn nicht unter einer so schwachen und schlechten Regierung, als die französische damals war, alle Sicherheit der Combinationen aufhörte.

Gegen die Uebel, welche noch in der Föderativ-Verfassung der Staaten Statt fanden, lagen trostreiche Heilmittel in der Zeit, in den Fortschritten der gesellschaftlichen Kunst, in dem, was wir glücklich schon erreicht hatten, und in dem, was die Zukunft uns verhiess. Während der letzten zwanzig Jahre vor der Revolution ward es sogar von Tage zu Tage sichtbarer, dass eine Periode des Friedens, der Verträglichkeit, des ungestörten Fortgangs im Guten, eine Periode verbesserter Staatsmaximen und eines verbesserten Völkerrechts herannahte. Die Regierungen gelangten alle zu der Ueberzeugung, dass in der innern Cultur ihrer Staaten eine unendlich fruchtbarere Quelle von Macht, von Reichthum, von Einfluss, von wahrhaft wünschenswürdigem Ruhm und selbst von äussern Glanze liegt, als in allen Vergrösserungen und Eroberungen, die Kriege und Negotiationen gewähren können. Zu gleicher Zeit hatte eine aufgeklärtere, mildere und friedlichere Denkungsart sich in den meisten europäischen Ländern der Masse der Völker bemächtigt. Die Kriege überhaupt waren im höchsten Grade unpopulär geworden. Durch die Erklärung der ersten Nationalversammlung, dass Frankreich auf immer allen Eroberungskriegen entsagte, gewann die Revolution in allen Theilen der Welt mehr enthusiastische Freunde, als durch irgend einen andern, vielleicht durch alle ihre andern Beschlüsse zusammengenommen. Gleichwohl war diese Erklärung, wie alles Gute, was im Anfang der Revolution geschah, nicht das Werk der Revolution, sondern das Resultat der Ideen und der Stimmung, die vor der Revolution unter allen Nationen geherrscht hatten. Die Häupter der Revolution sprachen nur aus, was damals schon in allen Gemüthern lag. Hier endigte ihr Verdienst und ihr Ruhm. Denn weit entfernt, die Hoffnungen der Menschheit zu realisiren, entrissen sie ihr noch obendrein durch grausame Experimente alles, was sie in einem halben Jahrhundert erworben und gesammelt hatte; sie täuschten sie mit der goldenen Verheissung eines ewigen Friedens, und stürzten sie in endlose Kriege.

Wenn man im J. 1786. irgend einem vernünftigen Staatsmanne, irgend einem vernünftigen, einsichtsvollen, gegen die Mängel des damaligen Föderativ-Systems nicht blinden und nicht gleichgültigen Weltbürger, die Frage vorgelegt hätte: ob es wünschenswürdig und rathsam sey, die Verbesserung der gesellschaftlichen Constitution von Europa durch eine allgemeine und plötzliche Auflösung aller damals bestehenden Verhältnisse zu versuchen: so würde ein Lächeln der Verachtung, oder ein Ausruf des Entsetzens wahrscheinlich seine einzige Antwort gewesen seyn. Diese Auflösung ist wirklich erfolgt; alles Wehklagen darüber ist vergeblich. Aus den Trümmern des alten Gebäudes den Stoff zu einem neuen heraus zu finden, ist jetzt das einzige Problem, woran sich die Staatskunst noch üben kann.

Der *zweyte* Abschnitt, welcher sich auf den Zustand von Europa seit dem Ausbruche der Revolution bezieht, entspricht keinem besondern Abschnitte in dem Werke *de l'Etat de la France*. Der Stoff und die Veranlassung dazu ist in den drey ersten Kapiteln dieses Werks zerstreut. Das ganze politische Räsonnement des Vfs. dreht sich um die kühne, unerwartete Ansicht, den Krieg zwischen Frankreich und dem grössten Theile der europäischen Staaten nicht als eine Folge der Revolution, sondern als unmittelbares Resultat der unheilbar zerrütteten politischen Verfassung von Europa zu schildern.

Diese Hypothese, die schon ihr grösstes Gewicht durch die Widerlegung der Sätze verliert, auf welche sie gebaut ist, entkräftet Hr. G. nun völlig durch einige Betrachtungen über den wahren Ursprung des unseligen Revolutionskriegs, die er in einer eigenen Schrift weiter ausgeführt hat. Eine Coalition, im wahren Sinne des Worts, wie man sie so oft angenommen hat, bestand zu keiner Zeit, und im Anfange des Kriegs war auch nicht einmal etwas ähnliches vorhanden. Ueberhaupt war der Ursprung des Kriegs der gewöhnlichen Politik, mit ihren wahren oder falschen Maximen, ihren richtigen oder unrichtigen Combinationen, ihren glücklichen oder unglücklichen Schicksalen, durchaus und in jeder Rücksicht fremd. Die Revolution allein erschuf ihn; gegen diese, nicht gegen Frankreich war er gerichtet. (Hiemit stimmt auch die bekannte, wohl nur zu gegründete Behauptung vollkommen überein, dass der Krieg hauptsächlich für den Adel angefangen ward, um seine in Frankreich und in der öffentlichen Meinung zertrümmerten Vorrechte wieder herzustellen; ein Zweck, der denn auch, wiewohl auf den sonderbarsten Umwegen, am Ende völlig erreicht ist, und dem Systeme der jetzigen französischen Regierung so sehr entspricht, und von ihr so sichtbar geschützt wird, dass man in diesem Benehmen mit Recht einen der wichtigsten Gründe suchen muss, weshalb sie die Stimme eines grossen Theils des europäischen gebildeten

deten Publicums, selbst des schriftstellerischen, bey weitem nicht so sehr gegen sich hat, als man sonst vermuthen sollte.) Die Revolution allein zerstörte das politische System in einem missglungenen Versuche, es aufrecht zu erhalten; sie allein lösete alle föderative Bande auf, untergrub und zermalmete alle Garantieen des Gleichgewichts, und stürzte die völkerrechtliche Verfassung von Europa in einen Abgrund von Verwirrung und Anarchie, aus welchem, ohne wunderbare Fügungen des Schicksals, keine menschliche Kraft und kein menschlicher Scharfsinn sie sobald wieder erlösen wird. Der zerstörende Charakter des Kriegs an sich, das Unglück der meisten daran theilnehmenden Staaten, Frankreichs furchtbare Uebermacht — diese ganze Kette von Uebeln war nicht ein einfaches, sondern ein äusserst zusammengesetztes und complicirtes Phänomen. Sie waren das gemeinschaftliche Resultat des überwiegenden Genies und der Frevelhaftigkeit des einen, einer nothwendigen Inferiorität und einer bejammernswürdigen, vielleicht strafbaren, Schwäche des andern Theils. Das früheste der niederschlagenden Resultate war das absolute Verfehlen des ursprünglichen und einzigen Zwecks, den die vereinigten Mächte verfolgen mussten. Indem sie alle ihrer Erschöpfung, zum Theil ihrer Auflösung, mit starken Schritten entgegengingen, triumphirte die Revolution; ihre schändlichsten Attentate blieben ungestraft; die Urheber der gräulichsten Verbrechen, die je die Erde sah, bestiegen den Thron Ludwigs XIV., umgaben sich mit einer Fülle der Macht, gegen welche die Macht jenes gefürchteten Monarchen nicht einmal eine Vergleichung aushalten kann. Hier blieb das Unglück nicht stehen. Sie überschwemmten alle benachbarten Staaten; sie sogen den kostbarsten Ländern von Europa das Mark ihrer Kräfte aus; sie führten die Symbole ihrer Tyranney unter dem Namen der Freyheitszeichen durch hundert unterjochte Provinzen; sie erweiterten durch Eroberungen und gezwungene Reunion und erzwungene Friedenstractate alle Gränzen ihres ursprünglichen Gebiets. Als diess alles geschehen, jeder Widerstand unmöglich gemacht, das Gleichgewicht von Europa unwiderbringlich zerstört war; als nur noch eine einzige Hoffnung, die, dass der unnatürliche Bau in sich selbst zusammenstürzen würde, übrig blieb, ging plötzlich auch diese zu Grunde. Die Scene änderte sich. Der kolossalische Bau befestigte und consolidirte sich mit allen seinen neuen Organen, mit allen seinen Zuwüchsen und Umgebungen, mit seiner ganzen militärischen Macht, mit seiner ganzen schrecklichen Präponderanz, in den Händen einer regelmässigen, geschickten, vergleichungsweise populären Regierung, die das bisherige revolutionäre System, wie ein unbrauchbares Gerüst, in Stücken zerschlug, und forthin kein anderes Princip der Herrschaft, als ihren Willen, ihren Ehrgeiz und das Genie ihres Oberhaupts mehr erkannte (und, zumal seit Einführung der Kaiserwürde, die Zeit Ludwigs XIV. vollkommen wieder herstellte, nur mit unendlich mehr Kraft, unendlich grössern Mitteln und schwächern Hindernissen im Einlande, wie in dem ganzen übrigen Europa); und diese so concentrirte und so consolidirte Macht schrieb der Hälfte von Europa Gesetze vor.

Nach dieser, unsers Bedünkens, im Ganzen unbezweifelt wahren Schilderung des gegenwärtigen Zustandes von Europa, untersucht Hr. *G.* nun im *dritten* Abschnitte das jetzige Verhältniss zwischen Frankreich und den übrigen europäischen Mächten. Hier zeigt er durch eine richtige Würdigung der Lage Europa's überhaupt und durch eine wahrhafte Beleuchtung des Verfahrens Frankreich gegen seine Alliirten und gegen seine Feinde, wie wenig man sich den von dem französischen Vf. aufgestellten Ansichten überlassen, oder ihnen nur irgend trauen dürfe. Vielmehr geht aus der ganzen Darstellung ein ganz entgegengesetztes, auch unserer Ueberzeugung völlig entsprechendes, Resultat hervor, dass bey der jetzigen Uebermacht Frankreichs, bey dem Geiste seiner Regierung und durchaus militärischen Verfassung, wie bey seinen Verhältnissen zu dem übrigen Europa die Hoffnung zur Erhaltung der Selbstständigkeit anderer Staaten und zur Abwehrung einer völligen Anarchie, einzig und allein auf ein aufrichtiges, freylich schwer zu bewirkendes, aber dennoch dem beiderseitigen Interesse und dem Wohl von ganz Europa höchst zuträgliches, Einverständniss zwischen Oesterreich und Preussen beruhe, welchem Russland und England als Hülfsmächte von selbst beytreten würden. Dabey müssen wir jedoch zur Steuer der Wahrheit gestehen, dass uns Hr. *G.* durch seine übrigens sehr scharfsinnigen, in einem eigenen Abschnitte zusammengestellten, Bemerkungen über die brittische Navigationsacte, das Monopol der ausser-europäischen Niederlassungen, und das Monopol der brittischen Fabricate, keinesweges von dem Ungrunde der Beschwerden gegen die Commerzial-Tyranney der Britten überzeugt hat, und dass wir vielmehr in weltbürgerlicher Rücksicht nicht anders als wünschen können, dass angemessene und kräftige Verbindungen der betheiligten Staaten, wie den Anmaassungen Frankreichs auf dem festen Lande, so auch denen der Britten auf der See, gerechte und billige Schranken zur Erhöhung des gemeinen Wohlstandes und zur Erhaltung des Friedens und guten Vernehmens zwischen den europäischen Staaten setzen möchten.

Die Erörterung des *Verhältnisses zwischen Frankreich und den neutralen Mächten*, als den letztern Theil des dritten Abschnitts, so wie die Betrachtung des *innern Zustandes von Frankreich* in dem *vierten* Abschnitte, bewahrt Hr. *G.* einem künftigen dritten Hefte seiner höchst interessanten Schrift auf, dessen Erscheinung man aber bey seinen jetzt gänzlich veränderten persönlichen Verhältnissen vielleicht mehr wünschen als hoffen darf.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. December 1804.

LITERATURGESCHICHTE.

Halle, in d. Buchh. des Waisenhauses: *Johann Joachim Spalding's Lebensbeschreibung*, von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben mit einem Zusatze von dessen Sohne *Georg Ludwig Spalding*. 1804. XIV u. 210 S. gr. 8. (20 gr.)

Dafs Selbstbiographieen einen grossen Vorzug vor allen andern haben, wenigstens um daraus den Charakter des dargestellten Mannes zu erkennen, leidet keinen Zweifel. Mag ein solcher Biograph seine Absichten und Blössen noch so sehr verstecken; schon sein Stillschweigen über gewisse Dinge, die man sonst von ihm weiss, oder worüber man Erklärung erwarten musste, schon die Wahl desjenigen, was er aus seinem Leben aushebt, und die ganze Art, wie er von sich spricht, wird seine wahre Gestalt einem aufmerksamen, prüfenden Leser nicht entgehen lassen. Ist hieraus oder aus seinen sonst bekannten Handlungen oder Schriften abzunehmen, dass er sich selbst wirklich habe wollen kennen lernen, und, wie er sich selbst fand, dem Leser *darstellen:* so verdient seine Erzählung allen Glauben, und nur dann wird sie für den Leser wahrhaftig lehrreich.

Diesen Charakter der Glaubwürdigkeit trägt die vorliegende eigene Lebensbeschreibung des verewigten *Spaldings* durchaus, man mag sie *an sich* nehmen oder mit seinen Schriften vergleichen, und die, welche das Glück hatten, den vortrefflichen Mann aus dem Umgange näher zu kennen, werden ihm sicherlich dieses Zeugniss nicht versagen. Ueberall auch hier die edle Einfalt und Offenheit, die verständige Bescheidenheit, die Rechtschaffenheit und der fromme Sinn, das sichtbare Bestreben, auf die Besserung der Menschen durch deutliche Ueberzeugung zu wirken, die aus seinen Schriften spricht; wenn auch nicht schon die Aufschrift, welche er seinem Aufsatz gab: *Für meine Nachbleibenden*, zu erkennen gäbe, dass er ihn nicht für das Publicum, sondern für die Seinigen schrieb, welche ihn aus der ihm eigenen, täglichen, vertraulichen Mittheilung seiner lehrreichen Gedanken und Empfindungen kannten, und vor welchen er sich unmöglich verbergen konnte.

Was die Klasse von Lesern, die am liebsten Spiele für ihre Imagination sucht, in Lebensbeschreibungen unterhaltend nennt, wir meynen auffallende Begebenheiten, verwickelte Umstände und deren wunderbare Entwickelung, Aufklärung merkwürdiger Veränderungen, an welchen ein Mann mit Antheil gehabt hat, wie ihrer Ursachen und Folgen, diess findet man hier nur wenig oder gar nicht; und *Spalding* bekennt gleich anfangs, dass sein Leben *sehr wenig scheinbar Merkwürdiges* an sich gehabt habe. Aufsehen erregen oder *auf sich* aufmerksam machen wollte er nie; selbst seine Schriften, beynahe das einzige, worin er sich öffentlich zeigte, erschienen fast alle ohne seinen Namen, und erst hinterher entdeckt oder zu ihrer Vertheidigung genöthigt, bekannte er sich zu ihnen namentlich. Seine einzige Absicht, dadurch nützlich zu werden, an Ausbreitung praktischer Wahrheit, an Vertilgung praktischer Vorurtheile zu arbeiten, überhaupt alles moralisch Gute zu befördern; sein stiller, sanfter Geist erlaubte ihm nicht, Gutes mit Geräusch zu thun; ihm war im ganz eigentlichen Verstande *nullum theatrum conscientia majus.* Er war nie darauf bedacht, das Reich der eigentlichen Gelehrsamkeit zu erweitern. Aber desto mehr wirkte er im Stillen, und war einer der vorzüglich merkwürdigen Männer, die zu einer Zeit, wo Liebe zur Tugend und Religion immer mehr erkaltete, und wo es besonders unter den Vornehmen und zum Theil auch unter Gelehrten herrschender Ton wurde, gleichgültig dagegen zu seyn, sich diesem immer weiter um sich greifenden Uebel entgegenstemmten. Seine Schriften, seine Art zu predigen und sein Umgang haben in dieser Absicht, die Religion immer praktischer zu machen, die Lehrer der Religion an eben dieses zu gewöhnen, und die Denkungsart und Sitten vornehmer und denkender Personen zu bessern, einen Einfluss gehabt, dessen sich wohl nur wenige Lehrer ausser ihm rühmen oder freuen können. Wen diese wichtigste Angelegenheit des Menschen interessirt, der wird gewiss diese Lebensbeschreibung mit grosser Theilnahme lesen; und wenn er auch den letztern Theil derselben nicht so reich an Aufschlüssen über merkwürdige Veränderungen der Kirche finden sollte, als man es wohl wünschen und von *Spalding* vorzüglich erwartet haben möchte, diess gern auf die Rechnung seines hohen achtzigjährigen Alters, worin er diesen letzten Theil schrieb, und seiner grossen Bescheidenheit und Schonung anderer noch Lebenden setzen; zumal da der Gang dieser Veränderungen zum Theil schon mehr öffentlich bekannt ist und noch mehr werden wird, wenn die Acten, worauf er sich deswegen bezieht — in welchen Händen sie sich befinden, sieht man aus S. 120. 121. — oder wenigstens das Merkwürdigste daraus, ans Licht treten sollte, welches sehr zu wünschen ist. Die Kenntniss des Charakters eines solchen Mannes, welche sich aus einer Selbstbiographie schöpfen lässt, bleibt doch immer die Hauptsache für

für den, der sich durch dergleichen Beyspiele bilden will.

Und dieser spricht sich hier durch das ganze Buch aus. Es ist zu sehr verschiedenen Zeiten, vom Jahre 1757 bis auf das J. 1803., aufgesetzt; seit 1791. hört die eigentliche Lebensbeschreibung auf, und das Folgende von ihm sind blosse Aufsätze an seinen jedesmaligen Geburtstagen, voll herzlicher Dankbarkeit gegen Gott, voll Liebe und dankbaren Wohlwollens gegen die Seinigen, voll dankbarer Erinnerung an eben verlorne würdige Freunde. Aber überall die sich immer gleiche reine heitere Seele, die anspruchlose Bescheidenheit, die warme Liebe für Tugend und *erleuchtete Frömmigkeit.* Sehr richtig urtheilt sein würdiger Sohn S. 175.: „Wenn ich irgend eine auszeichnende Eigenthümlichkeit meines Vaters angeben darf, so möchte ich sie setzen in diese innige Verwebung der Tugend mit der Gottesfurcht, wo eins dem andern Beweis und Stütze wird, und man nicht mehr unterscheiden kann, was ist Tugend, was ist Gottesfurcht; sie haben einander durchdrungen, sie sind Eins und so erst ganz." Diess ists, worauf wir glauben vorzüglich bey dieser Lebensbeschreibung aufmerksam machen zu müssen. Man sieht doch an diesem lebendigen Beyspiele, wie weit es der Mensch bringen kann, wenn es ihm wahrhaftig Ernst ist, ein guter Mensch im bessern Sinne des Wortes zu werden; und wir möchten wohl wissen, ob sich irgend ein Mensch, dessen moralischer Sinn noch nicht ganz abgestumpft ist, getrauete, ein solches Beyspiel bloss mit dem jetzt so gewöhnlichen verächtlichen Ausdruck von *Frömmeley* abzuweisen, ohne allen Glauben an Tugend und deren Werth aufzugeben. Diese Gesinnung ist doch nach unsrer innigsten Ueberzeugung, das einzige, was den Menschen gegen den herrschenden Geist eines verdorbenen und gegen moralische Bildung so gleichgültigen Zeitalters aufrecht erhalten kann; und wie viele Biographieen haben denn wohl die Absicht, dahin zu arbeiten, oder sind zu deren Beförderung geeignet? Möchten doch besonders unsere jungen Studirenden dieses Buch mit grösster Aufmerksamkeit lesen! es könnte diess schwerlich ohne die heilsamsten Eindrücke bleiben, und sie werden darin einen solchen Schatz von Menschenkenntniss und Lebensweisheit, eine solche praktische Anleitung, sich selbst und die oft so sehr unserm Blick entgehenden Fehler und deren Ursachen kennen und vermeiden zu lernen, so häufige Veranlassung dem wohlthätigen Gange der göttlichen Vorsehung nachzuspüren, so viele Ermunterung zum Guten und so viel Trost gegen unangenehme Ereignisse und getäuschte Erwartungen finden, dass sie es gewiss dem Herausg. danken werden, diese so ohne allen Anspruch und mit der edelsten Einfalt geschriebene Lebensbeschreibung bekannt gemacht zu haben.

Viele eingestreute Nachrichten von dem Ursprung und dem Zweck seiner Schriften, sowohl den von ihm übersetzten als selbst verfertigten, durch welche Nachrichten man erst den rechten Standpunkt entdeckt, woraus man sie ansehen und beurtheilen muss, und treffende Urtheile über merkwürdige Menschen, als *S. J. Baumgarten*, *Gleim*, *Lavater*, *Dietrich*, *Herder* u. a., machen diese Lebensbeschreibung auch noch auf einer andern Seite lehrreich. Wir können uns doch nicht enthalten, das ehrenvolle Zeugniss herzusetzen, das Spalding *Lavatern* giebt, den er noch in seinen jüngern Jahren durch einen neunmonatlichen täglichen Umgang in seinem Hause hatte kennen lernen. „Noch nie, sagt er S. 66., hatte ich bis dahin, und ich setze mit Zuversicht hinzu, noch nie habe ich bisher (Er schreibt dieses im J. 1787.), besonders an jemand von seinem Alter — er war wenig über 21 Jahr — eine solche Reinigkeit der Seele, eine solche Lebhaftigkeit und Thätigkeit des moralischen Gefühls, eine solche offenherzige Ergiessung der innersten Empfindungen, bey welchen er freylich weniger, als sonst leicht jemand, zu verhehlen nöthig hatte, eine solche heitere Sanftmuth und Annehmlichkeit in jedem Umgange, kurz, ein so edles einnehmendes Christenthum kennen gelernt. Und diess ganze warme Leben seines Herzens stand dennoch zu der Zeit so völlig unter der Regierung einer aufgeklärten überlegenden und ruhigen Vernunft, dass auch nicht die kleinste Spur von einem Hange zur Schwärmerey darin zu finden war, u. s. w." Noch hat der Herausg., seines Vaters späteres Leben und Ende, vorzüglich eine treffliche Abbildung seines Charakters, S. 182. ein *Fac simile* von seiner Hand (nur in flüchtigen Zügen geschrieben, zugleich seinem Inhalte nach einen schönen Ausdruck seiner Art zu empfinden), einige kurze Reden bey seiner Beerdigung gesprochen, seinen herrlichen Todtengesang: *Des Todes Graun, des Grabes Nacht* u. s. w. mit den letzten Verbesserungen, die er darin gemacht, und eine seinem Herzen wahrhaftig Ehre machende Charakteristik seiner vortrefflichen Stiefmutter, des seligen *Spaldings* letzter Gattin, nebst einer schönen Elegie an die Verewigte, hinzugefügt. In der Grabschrift, die sich *Sp.* selbst gesetzt hat, ist statt Ap. Gesch. 21, 15. 16., zu lesen Ap. G. 24, 15. 16. so wie auch Vorr. S. IX. Z. 3. *vor Deiner* statt *von Deiner*, S. 202. Z. 5. *die Schilderung* statt *der Schilderung* zu setzen, und S. 174. Z. 15. *an* auszustreichen ist.

GRIECHISCHE LITERATUR.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Observationes in Aeliani historiam animalium et Philostrati vitam Apollonii.* Epistola ad virum clarissimum *Jo. Gottl. Schneider,* Eloqu. Prof. in acad. Francof. Auctore *Friderico Jacobs.* 1804. 3 Bog. gr. 8. (12 gr.)

Aelian gehört unter die blümelnden Schriftsteller der spätern griechischen Literatur, deren Schriften eine eigenthümliche Ziererey mit erborgten, ausgesuchten und gehäuften oder an unrechter Stelle angebrachten Ausdrücken der grossen und bewunderten Originale des Alterthums auszeichnet. Aber er unterscheidet sich von ihnen durch ein Verdienst, welches ihm nicht innerer Werth, sondern der Zufall, das heisst der Ver-

Verluft von fo vielen originellen Schriften, welche er excerpirte, verliehen hat. In der Thiergefchichte find Nachrichten aus den trefflichften Schriften ausgezogen, wovon fich fonft keine Spur erhalten hat. Aber dafs er auch diefe theils verftümmelt, theils durch eigene Zufätze und Urtheile verdreht und oft zur Hälfte unbrauchbar gemacht habe, läfst fich mit grofser Wahrfcheinlichkeit aus den Stellen folgern, welche wir mit den Originalen zu vergleichen noch im Stande find. Von diefer Seite will jedoch Hr. J. in der vorliegenden Schrift die Thiergefchichte nicht beleuchten, fondern er fchränkt fich nur auf die Stellen ein, wo der Sinn wegen eines Fehlers in den Worten ganz dunkel oder gemifsdeutet worden ift; beyläufig werden auch einige dichterifche Floskeln bemerklich gemacht, welche Aelian in feine Erzählungen verflochten und verfteckt hat. Die leicht entdeckten Fehler im Ausdrucke in der eigenen Manier des Vfs. zu verbeffern, dazu gehört, aufser einer genauen Bekanntfchaft mit allen feinen Schriften, fowohl als denjenigen, welche er fich vorzüglich als Mufter zur Nachahmung vorgeftellt hatte, eine eigne Gewandtheit im Gebrauche der kritifchen Divinationsgabe, durch welche Hr. J. fich unter Deutfchlands Kritikern fo vortheilhaft auszeichnet, bey welcher es mehr darauf ankommt, zu errathen, was der fchlechte Gefchmack des Zeitalters und des Schriftftellers vorzüglich aus dem Vorrathe der fchönen Originale als Zierath fich wird ausgewählt haben, als nach den Regeln des durch die alten Originale gebildeten Gefchmacks zu beftimmen, was und wie es der Schriftfteller jedesmal hätte fagen follen. So ungewifs nun alfo überhaupt der Erfolg der kritifchen Conjecturen bey der Behandlung des Aelian, fo wie des Philoftratus ift und nothwendig feyn mufs, fo fehr freut es den Rec., das treffliche Talent des Hn. J. in fo manchen Stellen durch die Beyftimmung der von ihm verglichenen Handfchriften auf das überzeugendfte und zur Ehre des Hn. J. bewährt zu finden. Er wählt daher vorzüglich folche Stellen; einige andere aber fetzt er hinzu, wo er auf einem nähern Wege zur Wahrheit gelangt zu feyn glaubt. I, 25. τὸν Καινέα καὶ τὸν Τειρεσίαν ἀρχαίους ἀπέδειξε. Dem Hn. J. ift ἀρχαίους verdächtig; aber er fcheint nicht an die Redensart, die fonft dafür gebraucht wird, παῖδα ἀποδεικνύειν τινὰ gedacht zu haben. Dagegen ift I, 41. die Befferung ἀποσπῶντος — ἐπισύροντος ganz unbezweifelt richtig, wie 2, 2. πρόσω ἑρπύσῃ, 2, 15. ἀθρόοι οἴχονται πάντες ἀπιόντες. Aber 2, 18. ἐλαίας πάσας ἄνθος, welches Hr. J. in σπάσας verwandelt, hat die Wiener Handfchrift richtiger πάσσων. — 4, 15. καὶ τῷ οὐρείῳ τὸν ὀμφαλὸν κεντεῖ verwandelt Hr. J. durch eine leichte, fehr glückliche und ganz richtige Muthmafsung in ὡραίου τὸν ὀμφαλὸν, wie 6, 55. γεῖζ τε μογῶν καὶ ἔχει θυμηδίαν in γελᾶται μογῶν κοὐκ ἔχει θυ., wie er fchon in *Cur. Pofter. ad Eurip.* p. 4. gethan hatte. Da, wo Hr. J. 8, 6. αἰρεῖ δεωμένη in κευθομένη verwandelt, haben zwey Wiener Handfchriften δευμένη, welches feiner Muthmafsung nahe zu kommen fcheint. 9, 40. ὁ γοῦν ξιφίας ἀμύνει τῇ πτέρυγι ὡς ξίφει. Hr. J. will στορθυγγι lefen, aber aus der Leseart der Wiener Handfchrift τῷ ῥέγχει erhellt, dafs τῷ ῥύγχει die wahre Lefeart fey. 10, 16. (hier fteht X; I. gedruckt) τοὺς μὲν κενοὺς τῶν σταχύων καὶ οὐδέπω ὡραίους κατακλῶσι. Den Fehler hat Hr. J. richtig geahndet, und fchlägt χλωροὺς ftatt κενοὺς vor, aber die richtige Lefeart χλίουσι hat die Wiener Handfchrift. 10, 48. ὧν θύσας ἔτυχε mufs nach Hn. J's richtiger Muthmafsung θηράσας heifsen, wie 10, 50. ὅπως οὐχ ὁρᾷ ftatt ὅλως οὐχ ὁρᾷ, 11, 11. οὐκ εἰκῇ δὲ ἄρα ftatt οὐκ ἦν δὲ ἄρα, 11, 18. καὶ οὐκέτι ἀτακτήσει ftatt οὐκ ἀγανακτήσει, 13, 4. διαφέροντ' οὐδὲ ἐν ξιφίου κυνὸς ftatt διαφέρων τοῦ ἐνξιφίου κυνὸς, 13, 5. τὴν αὐλοῦ φύσιν ftatt τὴν αὖθις, 13, 12. ὁδὸς καὶ ἥδε ftatt ὁδὸς καὶ δή. Im 13. B. K. 10. lieft er λαγνότερος δὲ τῶν λοιπῶν richtig ftatt λευκότερος; die folgenden Worte aber: λασαρὰ διετησίους φύσει, weifs er nicht zu enträthfeln. Rec. lieft ohne Bedenken, nach Anleitung der Natur, λάχανα διαιτᾶται φύσει. 14, 26. Die verderbten Worte ταῖς τῶν Ἀψύρτων τῶν ἀδελφῶν lieft die Wiener Handfchrift gerade fo wie Hr. J. vermuthet hat: εἰς τὸν Ἄψυρτον τὸν ἀδελφόν. 14, 27. ἐπὶ τὰ προκείμενα ἔναντι κρέα, καὶ ὑπ' ὀδύνης αὐτόῤῥιζον ἀνασπᾷ τὸ φυτόν. Den von andern fchon bemerkten Fehler beffert Hr. J. fo: ἔναντι τείνει κρέα, καὶ ὅσῃ δύναμις α. αν. τ. φ. Rec. glaubt einen kürzern Weg der Verbefferung gefunden zu haben, indem er fchreibt: προκείμενα ἵεται κρέα καὶ ὑπὸ ῥύμης α. α. τ. φ. Von allen Vorfchlägen bey 15, 9. ὡς ἂν μὴ δοκῇ μὴ ἀμαθὴς εἶναι verdient Hn. J's Muthmafsung ὡς ἂν μὴ δοκοίην ἀμαθὴς εἶναι den Vorzug, wegen der angeführten ganz ähnlichen Stellen. In der Stelle 16, 11. (hier fteht 12. gedruckt) heifst es von dem oftindifchen Thiere ποηφάγος, dem Brummochfen, τὴν οὐρὰν ἀπέκρυψεν ἔν τινι δάσει, καὶ ὑποθάῤῥεῖ πως, καὶ οἴεται μηκέτι φανεῖσθαι περισπούδαστον τῆς οὐρᾶς μὴ βλεπομένης· ἐκείνην γὰρ οἶδεν εἶναι τὸ κάλλος. Hier fchlägt Hr. J. vor οἶδεν οἱ εἶναι τὸ κάλλος. Aber der Fehler liegt viel tiefer, und ift weiter verbreitet, als dafs er durch diefe Vermehrung abgeändert würde. Doch bedarf es weder eines Zufatzes noch einer Wegnahme, um den Sinn herzuftellen. Man darf nur das verfetzte Wort περισπούδαστον nach τὸ κάλλος, allenfalls mit zugefetztem Artikel τὸ κάλλος τὸ περισπούδαστον fetzen. — 16, 18. πυνθάνομαι δὲ γένη αὐτὰ καὶ ἀμφίβια εἶναι. Hier fchlägt Hr. J. vor γένη ἄττα; aber die Wiener Handfchrift hat π δὲ αὐτὰ ἀμφίβια εἶναι. 16, 20. καὶ προάγειν τε τὴν φιλονεικίαν καὶ μέχρι θανάτου ἡττηθέντα ἐξάγουσαν. Dem Vorfchlage des Hn. J. καὶ πολλάκι τε τὴν φ. — ἐξάγουσιν fetzt Rec. einen andern zur Vergleichung an die Seite: ἔχειν θυμὸν τὸν κύκλον καὶ τὴν φιλονεικίαν, καὶ μέχρι θανάτου τὸν ἡττηθέντα ἐξάγουσαν, mit Weglaffung des Zeitworts προάγειν. Den Artikel τὸν heifchet die Grammatik. 17, 37. οἱ δὲ ἄρα ἐξέπιον verwandelt Hr. J. fehr richtig in οἱ δὲ ἄρα ἑξῆς ἔπιον, aber in den folgenden Worten meynt Rec., dafs alles richtig fey, und zu πολλὰς nur κύλικας verftanden werden müffe. Die wenigen Verfuche über den Philoftratus will Rec. unberührt laffen, und nur den Wunfch beyfügen, dafs Hr. *Schwickert* bald Gelegenheit und Veranlaffung finden möge, eine neue Ausgabe der Thiergefchichte von Aelian

Aelian zu veranstalten, zu deren reichlichern Ausstattung Hr. Dr. *Weigel* in Dresden die Lesearten aus zwey Wiener Handschriften gesammelt hat, mit deren Hülfe, so wie mit einem vermehrten Vorrathe von eigenen kritischen und naturhistorischen Kenntnissen es dem letztern Herausg. nicht schwer fallen dürfte, einen bessern und verständlichern Text zu liefern.

STATISTIK.

MAYLAND, b. Sonzogno: *Stato militare de corpo dell' Artiglieria Italiana*, dedicato al Generale di Divisione, Alessandro Trivulzi, Ministro della Guerra. 1804. anno 3. Rep. 124 S. 8.

Die italiänische Republik war in ihrem dritten Gründungsjahre noch nicht so weit organisirt, dass ein Staatskalender hätte abgefasst werden können. Auf das Militär wurde aber zuerst Rücksicht genommen, und bey diesem auf Napoleons Lieblingswaffen, die Artillerie, welche in Frankreich bekanntlich den Ehrennamen des *kaiserlichen* Corps trägt. Daher erklärt sich die Erscheinung des vorliegenden Namen-Verzeichnisses. Es enthält alle Officiere mit dem Datum des Patents, dem Betrage des Soldes und mit der Anstellungs-Weise; die Inspectionen, Directionen, Stückgiessereyen, Gewehrfabriken, Schulen, die Veteranen, Kunstfeuerwerker, Pontonniers, kurz, alles, was selbst indirecte auf die Artillerie Bezug hat. Die Central-Punkte sind Mantua, wo sehr viele Neger angestellt sind, Pavia, Modena und Brescia. Auch ist das Detaschement bey der Armee in Neapel, aber noch nicht das bey der Küsten-Armee in Frankreich angemerkt. Der Herausg., der sich nur mit den Anfangsbuchstaben *P. C.* in Mayland am 28. April unterschrieb, hat einen belehrenden Unterricht für die Officiere in der Form einer Einleitung, und zugleich einen zweckmässigen Auszug der Reglements beygebracht.

MADRID: *Kalendario Manual y Guia de Forasteros en Madrid.* Para el año de 1804. 216 S. 12.

Ebendas.: *Estado Militar de España año de* 1804. 234 S. 12.

Seit dem, in der A. L. Z. 1800. Nr. 187. angezeigten, Jahrgange von 1799. wurde die Einrichtung und Form dieser beiden spanischen Staatskalender wenig verändert, und das Namens-Verzeichniss war nur in den auswärtigen Besitzungen sehr bedeutenden Abwechselungen unterworfen. Rec. findet daher die neuerlich in der deutschen Literatur mehr verbreiteten *Diario de Madrid*, *Almanac mercantil*, *Diversion de Cortesaros* und *Almanak Nautico*, über welche die A. L. Z. 1798. Nr. 70. nachzulesen ist, in ihrer Art zweckmässiger eingerichtet. Wie weit selbst bey den neuesten Staats-Veränderungen die spanische Unkunde geht, mag man aus dem genealogischen Artikel des *Kalendario* (S. 179.) bey den Kurfürsten abnehmen. Von den vier neuern Kur-Würden sind darin Salzburg, Baden und Hessen noch nicht eingetragen; der Erzkanzler steht, nach wie vor, unter *Maguncia* verzeichnet; Kur-Sachsen als Erzmarschall wird *Archi-Condestable* genannt; Brandenburg als Erzkämmerer: *Archi-Sumiller de corps;* Pfalzbayern: *Architesorero y Archidapifero*, und bey den übrigen sind die Erz-Aemter gar nicht einmal angezeigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Ohne Druckort: *Das Occupations-Recht des Landesherrlichen Fiscus, im Verhältniss zu den Besitzungen, Renten und Rechten, welche den secularisirten, als Entschädigung gegebenen geistlichen Stiftungen in fremdem Gebiete zustanden;* rechtlich geprüft von D. *J. L. K.* 1804. 32 S. 8. (4 gr.) — Der Vf. (angeblich der Hr. Hofrath und nunmehrige Kur-Badensche Geh. Referendarius *Klüber*) sucht in dieser kleinen Schrift zu beweisen, dass an den Besitzungen, Renten und Rechten, welche zu geistlichen, als Entschädigung angewiesenen, Stiftungen gehören, kein fiscalisches Occupations- oder landesherrliches Heimfalls-Recht ausgeübt werden könne. Er gründet diesen Satz darauf, dass bey der, unter dem gebietenden Einfluss vermittelnder Mächte, zu Stande gebrachten Säcularisation geistlicher Stiftungen, vermöge der Reichshoheit verfügt worden sey, dass das Eigenthum der ganzen Vermögens-Substanz solcher Stiftungen, *wo sie auch immer gelegen seyn möge*, unmittelbar (*ipso jure*) auf den Entschädigten übergehen solle. Daher sey die Herrenlosigkeit bey irgend einem Theile einer solchen Vermögens-Substanz nicht denkbar; vielmehr begründe jene gesetzliche Verordnung einen singulären Rechtstitel, welchem gemäss der Reichsrichter, und namentlich das im 45. Paragraphen des Dep. Hauptschlusses verordnete inappellable Austrägal-Gericht zu sprechen habe. Die ehemaligen Principien des Reichshofr., bey Aufhebung des Jesuiterordens, seyen daher auf diesen Fall nicht anwendbar; und eben so wenig das Beyspiel einiger Landesherrn bey der Josephinischen Kloster-Aufhebung; wohl aber liessen sich die Grundsätze, welche der Reichshofrath bey der bedingten kurmainzischen Kloster-Aufhebung im J. 1781. angenommen hatte, hier anwenden. Der Vf. wünscht und hofft sowohl aus jenen Rechtsgründen, als in politischer Hinsicht, dass das neue Beyspiel des Erzhauses Oesterreich keine Nachfolge finden möge.

Druckfehler.

Nr. 295. S. 117. Z. 3. von oben l. عظم statt عظم.

— S. 118. Z. 22. von unten l. المتون (d. i. المتون) statt اطتون.

Nr. 299. S. 146. Z. 7. von unten l. الاعظم statt الاظم.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. December 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Merkwürdige Rechtssprüche der Hallischen Juristen-Facultät.* Herausgegeben von D. *Ernst Ferdinand Klein*, kön. preufs. geh. Rath, Director der Universität u. Vorsteher der Juristen-Facultät zu Halle (jetzt k. pr. geh. Ober-Tribunalsrath zu Berlin.) *Vierter* Band 1799. 392 S. *Fünfter* Bd. 1802. 305 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Hiermit schliesst sich die Sammlung Hallischer Rechtssprüche, bey deren Veranstaltung der verdienstvolle Herausgeber sowohl die Gränzen der Wissenschaft durch Ausführungen merkwürdiger Rechtssätze, als den Erfahrungskreis der Geschäftsmänner durch praktische Bearbeitungen aufgestellter Rechtsfälle zu erweitern suchte. Führt man die in den beiden letzten Bänden enthaltenen Auffätze auf die Hauptzweige der Rechtswissenschaft zurück: so schlagen sie zum Theil in das Civil- zum Theil in das Criminalrecht ein.

Zum *Civilrecht* gehören aus dem *vierten* Bande folgende Numern: II. Ueber die äussere Form eines *Testamenti judicialis.* Ein Land-Oberschultheifs hatte ein Testament ohne Zuziehung eines Actuars oder Schöppen aufgenommen, über dessen Gültigkeit oder Ungültigkeit nachher die Urthel wechselten. Das gegenwärtige Urthel erklärte dasselbe, als ein *testamentum judiciale*, für rechtsbeständig; weil aus den Acten und der Parteyen Eingeständnissen erhellte, dass der Land-Oberschultheifs von seinem Landesherrn als ein, obschon einem Amte untergeordneter, Staatsbeamter angestellt sey, obgleich ihm die Verwaltung einer Rechtspflege nicht als Amtspflicht übertragen war. Vermöge seiner Amtsinstruction konnte derselbe die auf dem Lande vorkommenden Testamente, unter Beobachtung der im gemeinen Rechte vorgeschriebenen Feyerlichkeiten, errichten. Unter diese Feyerlichkeiten aber konnte die Zuziehung eines Actuars, oder der Schöppen oder sonstiger Testamentszeugen nicht gerechnet werden, da nach dem gemeinen Rechte die Form der vorkommenden *actuum judicialium* die Zuziehung und Gegenwart eines Gerichtsschreibers nur dann erfordert, wenn der Regent bey Bestimmung der Verfassung des *judicii* dem *judici* einen Actuar oder Schöppen zur Seite gesetzt, und auf solche Weise die *fidem judicialem* nicht zu einem alleinigen Recht des *judicis* gemacht hat. Dem steht auch dasjenige, was der R. A. von 1512. Kap. 1. von Testamenten §. 2. wegen Zuziehung gewisser Testamentszeugen bey einem *testamentum publicum coram Notario conditum* verordnet, nicht entgegen, weil der Notar keine Jurisdiction, kein *jus actorum judicialium* hat. VI. 1) Worauf muss in der Regel die Caution des Klägers gerichtet seyn? und erstreckt sie sich zugleich ausser den Kosten auch auf die Schäden? Nur auf die Processkosten, und nur auf diejenigen Kosten, welche etwa noch künftig durch Rechtszögerung veranlasst werden könnten. 2) In wiefern kann vor der Einlassung auf die Klage die Legitimation zur Sache gefordert werden? Obgleich in den Fällen, wo die Legitimation einen Gegenstand des Hauptstreites ausmacht, dieselbe nicht vorläufig geführt werden darf: so lässt sich doch dieser Satz auf diejenigen Fälle nicht anwenden, wo die Befugniss, die Rechte des Gegentheils zu bestreiten, von einer persönlichen Eigenschaft abhängt, deren Ausmittelung von der Entscheidung derjenigen Frage verschieden ist, welche den eigentlichen Gegenstand des Streits ausmacht. Wenn daher Intestaterben unter sich darüber streiten, welcher von ihnen den andern ausschliesse, oder zugleich mit den übrigen zur Erbfolge gelange: so kann keine vorläufige Legitimation zur Sache gefordert werden. Anders aber verhält sich die Sache, wenn die Intestaterben mit den Testamentserben über die Gültigkeit des Testaments Process führen; denn alsdann kann den Letztern nicht zugemuthet werden, sich über die Rechtsbeständigkeit des letzten Willens in einen Streit mit solchen Personen einzulassen, von denen es nicht erhellet, ob sie bey diesem Streit ein rechtliches Interesse haben. 3) Gehen Magistratspersonen deswegen, weil sie in ihren Rechtsangelegenheiten der höhern Gerichtsbarkeit unterworfen sind, der Vortheile verlustig, welche ihnen nach den Stadtrechten gebühren? Nein! denn es kann nicht angenommen werden, dass ihnen dadurch die Rechte, welche ihnen als Mitgliedern der Stadtgemeinde zukommen, haben entzogen werden sollen. Auch ist die Gerichtsbarkeit des Obergerichts in einem solchen Falle einer ausserordentlichen gleich zu achten, da der Grund, weswegen sie der städtischen Gerichtsbarkeit entzogen worden, darin liegt, weil man Bedenken trug, die obrigkeitlichen Personen durch ihre Collegen oder wohl gar durch ihre Untergebenen richten zu lassen. 4) Kann der Umstand, dass einer der Kläger ansässig ist, die übrigen von der Caution befreyen? Nein! denn obgleich eine von dem einen Mitverpflichteten für das Ganze bestellte Caution die Sicherheitsforderung in Ansehung der übrigen überflüssig machen würde: so kann doch das blosse Privilegium, welches den Angesessenen von der wirklichen Bestellung der

Caution befreyet, den übrigen nicht zu Statten kommen, weil die bloſse Anſäſsigkeit noch keinen ſichern Gegenſtand der Execution gewähret. 5) Das eigene Zeugniſs des Gerichts, daſs der Syndicus bey Aufnahme des Teſtaments zugleich die Stelle des Actuarii vertrete, iſt zum Beweiſe dieſer Gerichtsverfaſſung hinlänglich. 6) Nicht in allen Fällen kann das, was die Statuten dem überlebenden Ehegatten zuwenden, als Pflichttheil betrachtet werden. VII. Berichtigung der Theorie vom Beweiſe der negativen Sätze, beſonders in Fällen bedingter Geſtändniſſe. Die Theorie von den nicht zu trennenden Umſtänden qualificirter Geſtändniſſe wird hier näher geprüft, und beſonders die Behauptung, daſs es keine Sätze gäbe, welche ihrer Natur nach negativ wären, ſondern daſs jeder Satz nach Belieben affirmativ und negativ gefaſst werden könne, und daſs ſogar der directe Beweis eines verneinenden Satzes ſehr wohl möglich ſey, beſtritten. VIII. 1) Ein Vertrag, wodurch ſich jemand verbindlich macht, eine gewiſſe Art des Gewerbes nicht zu treiben, iſt gültig, wenn er nicht bloſs zur Einſchränkung der Freyheit des Verpflichteten, ſondern zu Abwendung eines Nachtheils von dem Berechtigten gereicht. 2) Das auf ſolche Art durch Vertrag erlangte Unterſagungsrecht wird durch landesherrliche Privilegien nicht aufgehoben. IX. 1) In wie fern dürfen Privilegien, beſonders Monopolien, vorzüglich aber Apothekergerechtigkeiten, wegen Miſsbrauchs aufgehoben werden? Wo der Miſsbrauch des Privilegii nicht verhütet werden kann, muſs dem Privilegirten wenigſtens derjenige Theil des Privilegii entzogen werden, welcher den Miſsbrauch veranlaſst. Im Falle eines böſen Willens iſt anzunehmen, daſs der Privilegirte noch ferner auf gleiche Weiſe verfahren werde. Wo alſo der fernere Miſsbrauch durch zweckmäſsige Maſsregeln nicht verhütet werden kann, würde alsdann die Aufhebung des Privilegii ohne Bedenken eintreten, und es würde in dieſem Falle einer vorhergehenden Warnung nicht bedürfen. Dieſe würde nur alsdann eintreten müſſen, wenn es wahrſcheinlich iſt, daſs die Warnung auf den Willen des Privilegirten ſelbſt wirken und ihn verbeſſern würde, welches, wenn kein hoher Grad des Dolus vorhanden iſt, alsdann vermuthet werden muſs, wenn es leicht iſt, den Miſsbrauch zu entdecken. Denn wenn der Miſsbrauch des Privilegii im Mangel der erforderlichen Aufmerkſamkeit beſtünde, würde die Warnung allemal vorausgehn müſſen, weil dadurch die Aufmerkſamkeit geſchärft und der künftige Miſsbrauch verhütet werden konnte. 2) Wie weit gebührt dem Privilegirten wegen aufgehobenen Privilegii eine Entſchädigung? Verweiſung auf das Preuſsiſche Geſetzbuch Einleit. §. 74. P. I. Tit. XI. §. 10. 11. 3) Findet deshalb ein Rechtsſtreit zwiſchen dem Privilegirten und dem Vertreter des gemeinen Weſens Statt? Ja! XI. Wenn auch der Pfarrer nicht zum Pfarrzwang berechtigt iſt, ſo wird dadurch die Befugniſs nicht ausgeſchloſſen, gegen Perſonen, welche ſeinem Pfarrzwang nicht unterworfen ſind, ſein Amt zu verwalten. 2) Der Unterricht des Geſindes und die Zulaſſung deſſelben zu den Sacramenten gebührt dem Pfarrer des Orts, wenn auch das Geſinde noch unter der natürlichen Gewalt einer Perſon auſser der Parochie ſteht, und alſo dem *foro originis* noch unterworfen iſt. 3) Es ſteht aber dem Pfarrer nicht frey, auswärtige Pfarrgenoſſen zum Genuſs des Abendmals zuzulaſſen, wenn ſie in ihrer Gemeinde noch nicht dazu vorbereitet und zugelaſſen worden. XIII. Nach dem gemeinen deutſchen Reichsrechte kann der Gläubiger eines Geldanlehns den ſechsten Zinsthaler nicht fordern. Die entgegenſtehende Meynung, daſs in Deutſchland der ſechste Zinsthaler bey den chriſtlichen Darlehnen in Gemäſsheit des römiſchen Rechts (L. 26. §. 1. C. *de uſur.*) erlaubt ſey, iſt hier aus Gründen widerlegt, denen Rec. ſeinen Beyfall nicht verſagen kann. In der Sache, durch welche gegenwärtige Abhandlung veranlaſst wurde, waren die Parteyen einig, daſs der Beklagte ein von dem Kläger ihm gegebenes baares Gelddarlehn jährlich mit ſechs vom Hundert zu verzinſen verſprochen, und daſs der Beklagte ſeit mehrern Jahren hiernach die Zinſen an den Kläger abgetragen habe. Bey der Zurückzahlung des Hauptſtuhls waren ſie bey Gelegenheit der anzulegenden Berechnung nicht nur über die Rechtmäſsigkeit des unſtreitig verſprochenen und bezahlten ſechsten Zinsthalers, ſondern auch darüber uneinig geworden, ob der Beklagte mittelſt der ſogenannten Staffelrechnung den gezahlten ſechsten Zinsthaler von dem Hauptſtuhle kürzen könne. Darüber waren beide Theile einig, daſs in den Landesgeſetzen wegen des Zinsfuſses bey Gelddarlehnen nichts beſonderes verordnet ſey, ſondern, daſs der hierüber entſtandene Rechtsſtreit nach den gemeinen in Deutſchland geltenden Geſetzen entſchieden werden müſſe. Das Erkenntniſs fiel dahin aus, daſs der Kläger den ungebührlich verſchriebenen ſechsten Zinsthaler zu fordern nicht berechtigt, daher der Beklagte wohl befugt ſey, den bezahlten ſechsten Zinsthaler, ſo oft er entrichtet worden, von dem Hauptſtuhle abzuziehen, und ſolchen dadurch zu mindern, und zur Ausmittelung des noch wirklich rechtmäſsigen wahren Schulden-Rückſtandes an Capital und Zinſen der Staffelrechnung ſich zu bedienen. XIV. 1) Bey der Legitimation zur Aſſecuranzſache muſs der, für welchen die Aſſecuranz geſchehen iſt, nachgewieſen werden, damit erhelle, ob er auch ein wahrer Intereſſent iſt, und ob es etwa der Schiffer ſelbſt ſey, welcher das Caſco des Schiffs verſichern laſſen, weil dieſer, wenn er den Verluſt des Schiffs ſelbſt durch ſeine Schuld veranlaſst haben ſollte, keine Entſchädigung verlangen kann. 2) Der in der Police angegebene Werth muſs zwar als der wahre vermuthet werden, es ſteht aber dem Verſicherer zu Vermeidung des Betrugs frey, nachzuweiſen, daſs der in der Police angegebene Werth übertrieben ſey. XV. 1) Verſchiedene rechtliche Beſtimmungen in Rückſicht auf die Ausmittelung des Schadens zur Aſſecuranz-Sache. 2) Vom Beweiſe der Obſervanzen, beſonders in Rückſicht auf die Hamburgiſche Aſſecuranz-Ordnung. XVII. 1) Von dem Unterſchie

zwischen Codicillen, welche mit dem Testamente ihre Gültigkeit verlieren, und denen, welche als Theile des Testaments zu betrachten sind. 2) Bey einer Handlung, deren Gültigkeit von der Gültigkeit einer andern abhängig ist, muss dennoch auf die eigenthümliche Gültigkeit der abhängigen Handlung gesehen werden. 3) Blosse Aeusserungen des Erblassers gegen den Erben zum Vortheil eines dritten sind mit wirklichen Verordnungen, welche den gegenwärtigen Erben zur Befolgung bekannt gemacht werden, nicht zu verwechseln. 3) Der Eid, welcher von dem Erben zufolge L. 26—32. C. *de fideicommiss.* und §. 12. *Inst. de fideicomm. haered.* gefordert wird, muss nicht nothwendig auf eine bestimmte Quantität gerichtet, kann auch von demselben nicht zurückgeschoben werden. 5) Dagegen aber kann der, welcher von dem andern verlangt, dass er diesen Eid leiste, auch seiner Seits die Ableistung des *Juramenti calumniae* nicht verweigern, so wichtig auch übrigens die Gründe sind, welche dessen häufigen Gebrauch widerrathen. XVIII. 1) In wie fern eine entstandene Capital-Feindschaft zwischen dem Bräutigam und den künftigen Schwiegerältern den Rücktritt vom Ehegelöbniss rechtfertige. 2) Die Braut verliert ihre Ansprüche gegen den Bräutigam, wenn sie bey dessen Misshandlung von andern eine Schadenfreude bezeigt. 3) Allein der Beystand, welchen die Braut ihren Aeltern gegen den sie angreifenden Bräutigam leistet, kann nicht als eine Untreue gegen diesen betrachtet werden. 4) Von der Zuschickung des Eides in Sponsalien-Sachen. 5) In Fällen, wo beide Theile von einer Thatsache vollkommne Wissenschaft haben, und also *de veritate* schwören können, muss das *juramentum calumniae*, wenn es die Gesetze nicht ausdrücklich verlangen, vermieden werden, weil alsdann von Seiten dessen, welcher das *juramentum calumniae* ableistet, *virtualiter* das Gegentheil von dem beschworen wird, was der andere Theil vermöge des zugeschobenen Eides beschwören soll. 6) Ein über die eigne Handlung des Deferenten dem andern Theile zugeschobener Eid hat, wenn er *de veritate* abgeleistet wird, die Folge, dass der Deferent als ein muthwilliger Streiter in den Ersatz der Kosten verurtheilt werden muss. XXI. *Servitutes discontinuae* und *continuae* sind in Ansehung des Zeitraums nicht unterschieden, der zu ihrer Erwerbung durch Besitz erforderlich ist. Wie alle Servituten, so können auch *discontinuae* mittelst einer ordentlichen und ausserordentlichen Verjährung erworben werden; und ein unvordenklicher Besitz ist zur Ersitzung einer *servitutis discontinuae* nur dann erforderlich, wenn deutsche Territorial-Gesetze solches verordnen. Dieser Aufsatz enthält zugleich eine gute Darstellung des Unterschiedes zwischen der Verjährung und dem unvordenklichen Besitz, nach römischen Gesetzen. XXII. Ueber den Unterschied zwischen dem ältern und neuern Wegegelde. Das ältere ist eine Art Steuer und Abgabe, welche von Reisenden und wandelndem Vermögen allerley Art gefordert wird, deren Erhöhung und neue Einführung die neuern Reichsgesetze verbieten, und von welcher die Gesetze verschiedener deutscher Reichsländer diejenigen Unterthanen, welche sie von nothwendigen Steuern freysprechen, auch namentlich von dem Wege-, Brücken- und Fährgelde für frey erklären; das neuere ist ein Beytrag, den der Reisende zu den Kosten giebt, ohne welche die Wegebesserungs-Anstalten nicht bestehen können, und kann daher nicht nach den Grundsätzen des Besteuerungsrechts und der Steuerpflichtigkeit beurtheilt werden. — Aus dem *fünften* Bande: IX. Gutachten wegen Entrichtung des Abzugsgeldes von einem in Capital verwandelten Auszuge, wenn der Empfänger aus dem Gerichtsbezirk, obgleich nicht ausser Landes, geht. Das Abzugsgeld ist für rechtmässig erachtet. XIII. In wie fern Schenkungen wegen verletzten Pflichttheils angefochten werden können? Nicht anders, als nach dem Ableben des Veräussernden. XV. Strenge des Wechselrechts weicht nicht der bloss wahrscheinlichen Vermuthung der Novation. Denn wenn man auch annimmt, dass nach dem Gerichtsgebrauch eine stillschweigende Novation zulässig sey, und dass L. 8. C. *de novat et deleg.* nur die blossen Vermuthungen ausschliessen, so wird doch dabey eine solche stillschweigende Willensmeynung vorausgesetzt, welche auch nicht den geringsten Zweifel über den Vorsatz, die alte Verbindlichkeit gänzlich aufzuheben, übrig lässt. XVIII. Wie eine im J. 1679. von der limburgischen Landes-Casse contrahirte Schuld im preussischen Courant zu bezahlen sey? XX. Gutachten der theologischen und juristischen Facultät zu Halle über die Dispensation der Ehe mit des Bruders Wittwe, wenn aus der vorhergehenden Kinder vorhanden sind. Geht dahin, dass die Ehe in solchem Falle verstattet werden könne. XXI. Ueber die Rechtsgültigkeit der von Christen an Juden ausgestellten Verschreibungen, besonders im Anhalt-Bernburgischen. Der dagegen erregte Zweifel war hauptsächlich aus dem RA. v. 1551. §. 79. hergenommen; wird aber hier aus §. 78. und aus der Fürstl. Anhalt. Landesordnung Tit. 11. gelöst. XXII. Ein Rechtsfall, wobey es bloss auf die Beurtheilung der Thatsachen und den Sinn der Verschreibung ankommt. Betrifft eine Sache des Salomon Spiro zu Frankfurt gegen Benedict Aaron May daselbst.

(*Der Beschluss folgt.*)

STATISTIK.

Neapel, in d. Königl. Druck.: *Calendario e Notiziario della Corte* per l'anno Bisestile 1804. 241 S. 12.

Nach einer mehrjährigen Unterbrechung, welche Krieg und Auswanderung des Hofes bewirkten, erscheint jetzt dieser neapolitanische Staatskalender in neuer Form und Titel und mit bemerkenswerthen Verbesserungen. Ausser dem römischen *Cracas* ist er sogar das einzige italiänische Staatshandbuch dieser Art, indem zu Florenz und Mailand, so wie begreiflicher Weise auch zu Turin und Parma, keine neue Ausgaben erfolgen; mithin ist er für das Varrentrappsche

sche und andere genealogische Handbücher in Deutschland sehr reichhaltig.

Dem Geschichtsforscher und Diplomatiker wird die Spur der in Neapel vorgefallenen Kriegsgreuel, die grosse Zahl der Veränderungen, und das neue Staatsverhältniss aus dieser Nomenclatur deutlich hervorleuchten; um so mehr, da sie ungleich vollständiger ist, als die im *v. Schwarzkopf*'schen Werke angezeigten Ausgaben bis 1794. Schon die neue Titulatur des Königs S. 64. mit dem *Gran Principe Ereditario di Toscana*, die Weglassung des Geschlechtsverzeichnisses, um die noch nicht anerkannten Staaten unberührt zu lassen, der neue Ferdinands- und Verdienstorden mit den vielen russischen Namen im *Corps diplomatique*, die Gesandten des Grossmeisters *Tommasi* und der Sieben-Inseln-Republik, die Consuls in den russischen Häfen des schwarzen Meeres, die Anstellung der Jesuiten u. s. w. — Alles dieses ist hier ersichtlich.

Der Inhalt lässt sich unter *vier* Hauptrubriken bringen: Hof-, Civil-, Militär- und geistlicher Staat.

Im äusserst glänzenden *Hofstaate* die 213 *Gentiluomini di Camera*, nämlich 156 *di esercizio* und 57 *di entrata*, 50 *Maggiordomi*, 83 *Dame di Corte*, 32 *Cappellani* u. s. w.; die zahlreichen Ritter der drey königlichen Orden vom heil. *Januar*, in welchem, unter andern, der Kaiser von Russland und der Grossfürst Constantin; vom heil. *Ferdinand* und im militärischen *Constantin*-Orden; 32 Grosskreuze, 60 *Cavalieri di Giustizia*, 115 *di Grazia* und 24 *Donatori*. Ferner 30 *Grands* von Spanien in beiden Sicilien. Auf diese folgt dann das *Corps diplomatique*, das Staatsministerium und ein Postzeiger.

S. 100 — 174. ist unter der Rubrik: *Citta*, der *Civilstaat* mit kurzen Erläuterungen des Ursprungs und des Geschäftsbezirks der Hauptcollegien zusammengefasst. Von den Reichs-Erz-Aemtern an enthält dieser Abschnitt alle Tribunale, Deputationen, *Udienze*, *Governi*, *Gjudicati*, *Gjunte*, sogenannte *Consolati*, für Fabriken, Einkünfte, Polizey, Münzen, fromme Stiftungen und für den Handel. — Als gelehrte, Kunst- und Erziehungsanstalt werden hier aufgeführt, die *Giunte per l'inventario della raccolta di statue, marmi, pavimenti ed alteri generi preziosi nel real Museo de' Regi Studj* und *di Economia della Reale Accademia delle Scienze*, die *Accademia del Disegno e del Nudo*, die *Scuola di prospettiva*, das *Lavoratorio di pietre dure*, *Regio Studio d'Incisione*, *Specola astronomica*, *Universitá de' Regi Studj*, die *Revisori delle opere che si stampano*, die *Universita degli Studj di Altamura*, die vierfachen *Scuole arcivescovili, reali* und *normali*, die *Convitti*, die *Delegazione della publica ed uniforme educazione* (S. 188.) und die mannichfaltigen Erziehungsanstalten. Auch gehören hieher die *Accademia militare* und andere militärische Unterrichts-Institute aus den folgenden Abschnitten. D[...] Berühmtheit wegen hebt Rec. aus diesen S. 73. de[n] Kupferstecher *Morghen*, den Studien-Inspector *Ma[r]chese Haus* (aus Würzburg), und S. 74. den Kapel[l]meister *Paisiello* heraus. — Alles dieses zeigt d[ie] Reichhaltigkeit für die literarische Statistik.

Der *Stato militare* (S. 175 — 213.) wurde zum e[r]stenmal in das Staatshandbuch aufgenommen. A[ls] oberster Befehlshaber der König und der Kronprin[z,] unter den 10 Generallieutenants und 20 *Marescialli [di] Campo* viele Schweizer und zwey Deutsche (der Prin[z] von Hessen-Philipsthal und *Gambs*); zahlreiche An[]stalten; Waisenhäuser, Tribunalien. Uebrigens kein[e] Spur von der dermaligen französischen Occupation.

Den Beschluss macht S. 213 — 220. der *Stato [ec]clesiastico* mit dem Cardinals-Collegium und den Com[]menden, sowohl vom Maltheser-Orden innerhal[b] des Reichs, als vom Constantins-Orden im Kirchen[]staat, in Parma und in Piacenza. Angehängt ist ein[e] geographische Karte und eine äusserst interessante st[a]tistische Tabelle, die sich aber leider! nicht auf d[ie] Insel Sicilien erstreckt. Die Bevölkerung wird dar[in] auf 4,963,502 Köpfe angegeben, und hätte also se[it] dem Hofberichte von 1789. um 400,000 zugenomme[n.] Unter jenen sind ungefähr 72,000 Priester und Mön[]che, also der 92ste Theil. Im Jahr 1803. starbe[n] 132,114 Menschen. Die Gebornen verhalten sich z[ur] Volksmenge, wie 1 zu 49.; die Ehelosen zu den Ve[r]ehlichten, wie 3 zu 2., die Ehen zur Volksmeng[e] wie 1 zu 88. u. s. w. Seit der jetzigen Regierung [ist] solche in beiden Königreichen bis zu 6,619,038 g[e]stiegen.

Leipzig, b. Weidmann: *Churfürstlich-Sächsische[r] Hof- und Staats-Kalender* auf das Schalt-Jahr 180[4.] 296 S. 8.

Alphabetisches Verzeichniss der regierenden Häuser [und] anderer Regierungen in Europa. 78 S. 8.

Von dem vorigjährigen, der in der A. L. Z. 180[3.] Nr. 341. S. 525. angezeigt wurde, wenig verschie[]den. Der Abschnitt des Hofstaats nimmt 88 Se[i]ten ein, weil darin auch die hinterlassenen Hofha[l]tungen der Durchlauchtigsten *jungen Herrschaften*, d[er] *höchstseligen Königin*, der *höchstseligen Kurfürstin*, d[es] *Herzogs von Kurland* und der *Prinzessin Christina* a[uf]genommen sind. Von den vier Cabinets-Minist[ern] starben 1804. *zwey*, die Grafen *Löben* und *Zin[zen]dorf*. Das zu weitläufig gedruckte Namen-Regist[er] enthält nur die sogenannten *Standes*- und *wichtig[en] Geschäfts-Personen*.

Im Geschlechts-Verzeichnisse fehlt S. 14 *Etru[]rien*. Auch ist es durch einige Druckfehler entstellt, welche jedoch grösstentheils im Nachtrage verbessert worden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 25. December 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Merkwürdige Rechtssprüche der Hallischen Juristen-Facultät.* Herausg. von D. *Ernst Ferdinand Klein* u. f. w.

(*Beschluss der in Num. 362. abgebrochenen Recension.*)

In das *Criminalrecht* schlagen folgende Numern aus dem *vierten* Bande ein: I. Injuriensache zwischen dem Fürstl. Hessischen Kriegscollegium zu Darmstadt und dem Fürstl. Schwarzb. Rath R. Z. Becker zu Gotha. Veranlasst durch die in der National-Zeitung 1797. St. 12. befindliche Nachricht, das Betragen der Hessen-Darmstädtischen Truppen betreffend. III. Ein merkwürdiger Diebstahl, wobey die Lehre vom *Corpus delicti* bey Diebstählen entwickelt wird, nebst Bemerkungen des Herausg. über ausserordentliche Strafen und Sicherheitsmittel. Den Inculpaten, die vorhin zu sechsmonatlichem Karrenschieben verurtheilt waren, ward nach dem gegenwärtigen Urthel der erlittene harte Arrest zur Strafe angerechnet; auch wurden sie mit der erkannten Landesverweisung verschont, dagegen aber angehalten, wegen ihres künftigen gesetzmässigen Lebenswandels durch Bürgen oder Pfand hinlängliche Sicherheit zu bestellen. Sollten sie jedoch dieses nicht thun, so wären sie schuldig, die Art und Weise, wie sie sich künftig zu nähren gedächten, glaubhaft nachzuweisen, und dabey gerichtlich anzugeloben, dass sie ohne Anzeige bey der Ortsobrigkeit ihren Wohnsitz nicht verändern, auch derselbe von jeder über acht Tage dauernden Abwesenheit und dem Zwecke derselben Anzeige machen wollten. Sollten sie dieses Angelöbniss ohne glaubhaft beygebrachte Entschuldigungsgründe brechen, oder sich eines diebischen oder sonst dem gemeinen Wesen gefährlichen Lebenswandels verdächtig machen: so wären dieselben gefänglich einzuziehen, und in einem Arbeitshause oder sonst unter obrigkeitlicher Aufsicht so lange zu einer ihren Kräften und Umständen angemessenen Arbeit anzuhalten, bis sie ein anderweitiges ehrliches Auskommen mit Wahrscheinlichkeit nachzuweisen vermöchten. Obgleich der Herausg. nach S. 71. jetzt nicht mehr durchgängig der Meynung ist, welche in den Gründen dieses Urtheils vorgetragen worden: so ist er doch noch überzeugt, dass der künstliche Beweis oft zuverlässiger sey, als der Zeugenbeweis; dass die ausserordentliche Strafe eines nicht vollkommen geführten Beweises nur entschuldigt, nicht gerechtfertigt werden könne, dass der künstliche Beweis besonders bey solchen Strafen, welche das ganze Schicksal eines Menschen entscheiden, höchst bedenklich sey, dass es aber für den Staat äusserst gefährlich seyn würde, wenn die Dreistigkeit im Leugnen die gänzliche Straflosigkeit des Inquisiten bewirken könnte. Das Erkenntniss auf Sicherung wird damit gerechtfertigt, dass sowohl der Beleidigte, als der Staat Caution *de non offendendo* fordern könne, und dass nach der Natur unsers Inquisitionsprocesses das Interesse des Staats von Amts wegen wahrgenommen werden müsse. IV. Todtschlag des Pferdejungens Schwarzkopf an dem 13jährigen Allwardt. Die Tödtung war nach des Inquisiten Angabe über ausgestossene Schimpfreden, zwar anfänglich unüberlegt aus Jähzorn, aber in der Fortsetzung vorsetzlich zu Verkürzung der Qualen geschehen, folglich mit vorsetzlicher Unterlassung dessen, wodurch die Wunden, welche durch Hülfe der Aerzte noch hätten geheilet werden können, im juristischen Sinn schlechterdings tödtlich wurden. Da kein rechtlicher Milderungsgrund vorhanden war: so ward zwar auf das Schwert erkannt, jedoch der höchsten landesherrlichen Behörde anheim gegeben, ob sie, nach vorhergehender durch Geistliche und andere verständige Personen geschehener Erforschung des gegenwärtigen Gemüthszustandes des Inquisiten und der von ihm zu hoffenden Besserung, Gnade für Recht ergehen lassen wollte. Auf solchen Fall wäre Inquisit zwar mit der zuerkannten Todesstrafe zu verschonen, dennoch aber zehen Jahre hindurch auf einer Festung oder in einem Zuchthause zur Arbeit anzuhalten, auch jährlich am 26. August, als an dem Tage, wo er den Entleibten getödtet habe, aber doch ohne Nachtheil seiner Gesundheit, zu züchtigen, jedoch mit der Maassgabe, dass diese Züchtigung nur fünfmal vorgenommen, sodann aber ihm erlassen, dem Inquisiten aber jedesmal bey der Wiederkehr des gedachten Tages sein Vergehen durch einen Geistlichen des Orts vorgehalten, und er zur Besserung seines Lebenswandels ermahnt würde. V. Straferkenntniss gegen die Barbara Catharina Geyerin, wegen gefährlicher Behandlung ihres Kindes, worin von der Vermuthung der Absicht der That aus den Umständen, und von den Bedingungen gehandelt wird, unter welchen das medicinische Gutachten durch ein gerichtliches Protocoll unterstützt werden muss; nebst einer Schlussbemerkung des Vfs. über die öffentlichen Züchtigungen. Die Inquisitin ward zu zehnjähriger Zuchthausarbeit, und vorher zur öffentlichen Züchtigung durch den Gerichtsdiener verurtheilt. In Ansehung der letztern geht die Meynung des Vfs. dahin: Sie müssen selten seyn, damit die Nation nicht an solche scheussliche Schauspiele ge-

gewöhnt werde. Nur in Fällen, wo man annehmen könne, das Publicum habe eine noch härtere Strafe erwartet, und wo der Gestrafte auf lange Zeit von aller Gemeinschaft mit ehrlichen Leuten ausgeschlossen werde, könne auch diese öffentliche Züchtigung mit Nutzen gebraucht werden. X. Fortgesetzte Geschichte des im dritten Bande dieser Sammlung unter Nr. 2. erzählten Rechtsfalls. XII. Bestrafung wiederholter Diebstähle durch körperliche Züchtigung, nebst Sicherheitsmaſsregeln: 1) Die körperliche Züchtigung ist bey Diebstählen eine eben so zweckmäſsige, als mit dem gemeinen Recht übereinstimmende Strafe. 2) Gewaltthätigkeiten bey Gelegenheit des Diebstahls sind mit den Gewaltthätigkeiten, welche sich auf die Ausführung des Diebstahls beziehen, nicht zu verwechseln. 2) Wenn auch die Jugend nicht als Milderungsgrund gelten kann, so muſs sie doch bey Bestimmung der Strafe, um sie, so weit es möglich ist, zweckmäſsig und unschädlich zu machen, in Erwägung gezogen werden. 4) Nachtrag zu der Lehre vom Unterschiede zwischen Strafen und Sicherung des gemeinen Wesens. 5) Die Frage: Wie weit der Verdächtige schuldig sey, sich den Sicherheits-Maſsregeln zu unterwerfen, gehört für den Richter; er muſs jedoch bey dieser Bestimmung einer Seits die Polizey-Obrigkeit nicht an zweckmäſsigen Maſsregeln hindern, andrer Seits aber auch die Veranstaltung treffen, daſs die untergeordnete Polizey-Obrigkeit ihre Befugniſs nicht zu weit ausdehne. XVI. Nicht die bloſse Aeuſserung einer von der Kirche abweichenden Meynung kann bey Personen, welche nicht zugleich Kirchenlehrer sind, zum Gegenstande einer gerichtlichen Untersuchung gemacht werden. Aber Sectenstiftung, welche dem Staate mit Unruhen droht, und Gotteslästerung, welche als Störung des Gottesdienstes betrachtet werden kann, kann als Verbrechen zur Untersuchung gezogen werden. XIX. 1) Die Aufnehmung und Beglaubigung des Thatbestandes, besonders die Leichenöffnung, ist gültig, wenn sie auch von einem Gericht geschehen ist, welchem weder die Untersuchung, noch das Erkenntniſs in derjenigen Criminal-Sache gebührt, bey welcher sie zum Grunde gelegt wird. 2) Wenn die Gerichtspersonen und Sachverständigen überhaupt zu gewissen Handlungen verpflichtet sind, so werden diese dadurch nicht ungültig, daſs die Befugniſs zu der besondern Handlung, welche sie vorgenommen haben, nicht für richtig angenommen werden kann. 3) Insbesondere aber hebt alsdann die darauf erfolgende Genehmigung der rechten Behörde alle Ausstellungen, welche gegen die vorgedachte Befugniſs hätten gemacht werden können. 4) Die Bewachung der Leiche zwischen der Zeit des erfolgten Todes und ihrer nachherigen Besichtigung und Oeffnung ist zwar nützlich, und zuweilen nothwendig: es wird aber durch den Mangel dieser Obhut, wenn er keine nachtheiligen Folgen hatte und haben konnte, die Handlung selbst nicht ungültig. 5) Bey der Beurtheilung des *Corporis delicti* ist zwischen allgemeinen und individuell tödtlichen Wunden kein Unterschied; obgleich dieser Unterschied auf die Beurtheilung der gröſsern und geringern Bosheit des Thäters Einfluſs haben kann. 6) Suggestiv-Fragen verursachen nicht immer eine Ungültigkeit der dadurch bewirkten Aussagen. 7) Die summarische Vernehmung der Zeugen ist der articulirten, welche Suggestionen enthält, vorzuziehen; es muſs aber dadurch den Interessenten die Gelegenheit nicht benommen werden, auch ihrer Seits die Umstände anzugeben, worüber die Zeugen befragt, und die erheblichen Thatsachen besser ausgemittelt werden können. 8) Die Erforschung der Erziehung, der Lebens- und Familienumstände, und der bisherigen Lebensart und Denkungsweise des Inculpaten ist nicht nur in Rücksicht auf die Zurechnung der That zur Strafe, sondern auch wegen der Schlüsse wichtig, welche daraus gezogen werden können, um zu bestimmen, ob und wie weit jemand für den Urheber einer gewissen Handlung zu halten sey. 9) Natürliche Gutmüthigkeit hält nicht von solchen Verbrechen ab, welche durch einen, obschon schädlichen, Gemeingeist veranlaſst werden; ist jedoch kein rechtlicher Grund, diejenige Strafe auszuschlieſsen, wodurch der Entschluſs zu solchen Vergehungen gehindert werden soll. 11) Von dem Unterschiede, welcher in Absicht auf die Gegenstände des Erkenntnisses zwischen unmittelbaren Wahrnehmungen und zwischen bloſsen Urtheilen gemacht werden muſs. 12) Wenn auch ein gefährlicher Vorsatz, d. i. ein solcher, bey dessen Ausführung die Todesstrafe von dem Handelnden als möglich gedacht werden müſste, eingetreten wäre, so kann doch deshalb die Todesstrafe noch nicht erkannt werden. 13) Bey gleicher Strafbarkeit der Handlung kommt zwar der bloſse Zufall, wodurch die Handlung des Einen schädlicher geworden ist, als die des Andern, an sich betrachtet, noch nicht in Rechnung; aber wohl die Vermuthung, daſs da, wo die Willkür Einfluſs haben konnte, der, welcher mehr Schaden angerichtet hat, auch einen gröſsern Schaden beabsichtigt habe. 14) Wenn einmal aus andern Gründen eine willkürliche Strafe erkannt werden muſs, so muſs auch auf alles, was die Bosheit des Vorsatzes mehrt oder mindert, Rücksicht genommen, und es kann auch alsdann die Leichtigkeit, mit welcher gewisse Stände zu gewissen Verbrechen fortgerissen werden, so weit in Rechnung gebracht werden, als das Gesetz selbst nicht ausdrücklich oder stillschweigend das Gegentheil fordert. 15) Obgleich dem Inculpaten kein rechtmäſsiges Vertheidigungsmittel entzogen werden darf, so darf doch auch solchen Anträgen nicht nachgegeben werden, wovon man mit Gewiſsheit voraussieht, daſs sie die Sache ohne Nutzen verzögern werden. XX. Merkwürdiger Diebstahl in der Pfarrwohnung zu Diebzig. Bloſs als Erzählung einer Begebenheit merkwürdig. XXIII. Criminal-Urthel wider den Benkart, den Mörder seiner Ehefrau. 1) Nöthige Behutsamkeit des Richters bey Beurtheilung des Gemüthszustandes eines Menschen, welcher im Gefängnisse Versuche zum Selbstmord macht. 2) V[illegible]

der Wirkung des Widerrufs der Bekenntnisse, und 3) in wie fern der Grund des Widerrufs von dem Widerrufenden erwiesen werden müsse. War das Geständniss nicht nur zur Verurtheilung hinreichend, sondern vereinigen sich auch alle Umstände, dieses, des Widerrufs ungeachtet, für wahr zu halten, so kann auf einen Widerruf nicht geachtet werden, zu dessen Rechtfertigung gar keine, auch nur in einem geringen Grade wahrscheinliche, oder gar solche Gründe angeführt werden, deren Falschheit sich bey der nähern Untersuchung mit Gewissheit ergeben hat. 4) Von dem Einflusse des Charakters und der Gemüthsbeschaffenheit auf die Zurechnung. Der Handelnde ist auch für diejenigen Handlungen verantwortlich, welche man als Folgen seines bekannten Gemüthscharakters voraussehen konnte. Daher kann man die Fertigkeit zu gewissen bösen Handlungen und den bösen Grundsätzen, welche jemand angenommen hat, nur selten die Wirkung zuschreiben, dass dadurch die Strafwürdigkeit der Handlung aus dem Wege geräumt werden könnte. 5) Besonders von dem Unterschiede zwischen der Täuschung in den Gegenständen, und auch dem Irrthum in den angenommenen Meynungen und in den Gründen der That. Den Mord hatte der Inquisit im Bette mit einem ergriffenen Hammer verrichtet. Er wusste, dass er den Hammer ergriff, und dass es der Kopf seiner Ehefrau wäre, auf welchen er damit losschlug; nur der Gründe, welche ihn dazu bewogen haben, wollte er sich nicht recht bewusst gewesen seyn. Gleichwohl gestand er ein, dass der Verdruss über seine Ehefrau, weil sie ein gewisses von ihr selbst entworfenes Bubenstück nicht habe ausführen wollen, bey der That gewirkt habe. Es war also nicht eine kranke Einbildungskraft, sondern es waren schlechte Grundsätze und Neigungen, welche sich bey der Ausführung der That wirksam zeigten. — Aus dem *fünften* Bande gehören folgende Numern hierher: I. Schiedsrichterliches Erkenntniss zwischen der Oranien-Nassauischen und Solms-Braunfelsischen Landes-Regierung, einen Jurisdictions-Streit betreffend, worin die Lehre von der Collision des Gerichtsstandes des begangenen Verbrechens mit dem persönlichen Gerichtsstande des Verbrechers, besonders bey den auf der Gränze begangenen Verbrechen, erörtert wird. II. Merkwürdiger Todtschlag des J. G. Kling an C. Fischer, nebst Bemerkungen des Herausg. über die Grundsätze, welche er bey der Erkennung der Todesstrafen befolgte. III. Einstweilige Freysprechung des Edo Jansen, nebst öffentlicher Bekanntmachung zu Rettung seiner Ehre. Der gegen den Inculpaten entstandene Verdacht einer vorsetzlichen Brandstiftung war so schwach, dass es zweifelhaft wurde, ob man ihn gänzlich oder nur einstweilen (*ab instantia*) freysprechen sollte. Aus mehrern Gründen wurde er bloss von der Instanz absolvirt, jedoch für seine Ehre und künftiges Fortkommen dadurch gesorgt, dass bekannt gemacht wurde, man habe keine Gründe gefunden, ihn zur Special-Inquisition zu ziehen. In einem Anhange ist bemerkt, dass es Fälle gebe, wo ein solcher Inculpat nicht nur von allen Kosten entbunden werden müsse — wie es hier geschah — sondern wo es auch nothwendig sey, für die Ehre des Verdächtigen zu sorgen. Es werden dabey folgende Fälle unterschieden: 1) der Fall, wo starke Vermuthungen für den Inculpaten, dass er wirklich der Thäter sey, zurückgeblieben sind, ob man gleich Bedenken getragen hat, ihn zu strafen, oder ihm einen Reinigungseid zuzuerkennen. Hier sey es nicht undienlich, auf Sicherheitsmassregeln zu denken. 2) Der Fall, wo die Verdachtsgründe so schwach befunden werden, dass man darauf kein auf irgend eine Art nachtheiliges Erkenntniss bauen kann. 3) Der Fall, wo die Verdachtsgründe gänzlich gehoben worden, aber doch die Möglichkeit, dass er der Thäter sey, zurückgeblieben ist. 4) Der Fall, wo die Unschuld klar ist. Der letzte Fall sey eigentlich nur der, wo eine gänzliche Lossprechung erfolgen könne; im zweyten und dritten Falle trage es sich bisweilen zu, dass in der Folge neue Verdachtsgründe die alten unterstützen. Habe man einen solchen Angeschuldigten, um ihn gegen die nachtheiligen Folgen einer einstweiligen Lossprechung zu schützen, gänzlich absolvirt, so könnten die vorigen Anzeigen gar nicht mehr in Rechnung gebracht werden. Sorge man aber für die Ehre des einstweilen Freygesprochenen, so sey man nicht genöthigt, ihn gänzlich frey zu sprechen. (Bemerkenswerth ist noch, dass das Spruch-Collegium dem Honorar für das Urthel entsagte.) IV. Der Ehrenbergin gefährliche Behandlung ihres Kindes. V. Einstweilige Freysprechung des Kleeberger wegen versuchten Raubes und mörderischer Behandlung des Obristlieutenants Hoffmann. In einem Anhange sind drey Bemerkungen gemacht: 1) über den Gebrauch des gesunden Menschenverstandes bey Beurtheilung der Thatsachen in Criminalfällen; 2) über das allgemeine Urtheil, dass die Aussage des Beleidigten oder Denuncianten Glauben verdiene; 3) über die Nothwendigkeit, die Sicherheitsmassregeln nicht hinter die ausserordentliche Strafe zu verstecken; dabey aber auch keine willkürliche Polizeygewalt eintreten zu lassen. VI. Urtheil wider die Ehefrau des Grenadier Boechert wegen Tödtung ihres Kindes. Dieses geht dahin, die Inquisitin auf sechs Jahre in das Zuchthaus zu bringen, und im Fall unter der Zeit sich ergebender nähern Anzeigen eines boshafter Weise verübten Mordes mit der Untersuchung gegen sie weiter fortzufahren; auch nach Ablauf der sechs Jahre sie nicht eher zu entlassen, als bis über ihr Betragen und über ihren körperlichen und Seelen-Zustand der hohen Behörde Bericht erstattet, und näher geprüft worden, ob sie ohne Gefahr des gemeinen Wesens der Haft entlassen werden könne. VII. Tödtung des Cornets v. B. genannt D. durch den Hauptmann v. C. vermöge eines Pistolenschusses. Das Urtheil geht wegen der durch Versehen bewirkten Tödtung auf sechsmonatliches Gefängniss. VIII. Erkenntniss in Untersuchungs-Sachen wider Puhl, wegen tödtlicher Verwundung seines Bruders durch einen Schlag auf den Kopf. Hiebey kamen die Fragen vor: 1) Wie weit

beym

beym Todtschlage die Nothwendigkeit des Erfolgs und die Möglichkeit, den Verwundeten zu heilen, in Betrachtung komme? Die physischen Folgen einer Handlung kommen nur, so weit sie vorausgesehen werden konnten oder sollten, bey der Beurtheilung der Verbrechen in Rechnung. 2) Kann die Todesstrafe auch auf den Fall angewendet werden, wo die vorsätzlich begangene Handlung lebensgefährlich, die Absicht zu tödten aber nicht vorhanden war? Nein! 3) Kann die blosse *culpa* mit einer Strafe belegt werden, welche nahe an die Todesstrafe gränzt? Alsdann, wenn nicht bloss ein negativ böser Wille, sondern auch ein gefährlicher und muthwilliger Vorsatz vorhanden war. X. Erkenntniss wider die Zapprunin, wegen verheimlichter Schwangerschaft und Geburt, und wegen vermutheter Tödtung ihres Kindes. XII. Von der unerlaubten Bewerbung um ein geistliches Amt durch zweydeutiges Versprechen eines Nachlasses der dem Geistlichen von Seiten der Wählenden zu leistenden Pflichten. XIV. Strafe der von einem Schullehrer an einem Schulknaben verübten übermäsigen Züchtigung. Eine Geldstrafe von 100 Rthlr., mit Androhung der Kassation bey künftig ähnlichen Mishandlungen. XVI. Verbindung des Ernstes mit der Schonung bey Verbrechen, welche der Geist der Zeit veranlasst. XVII. Merkwürdiger Depositen-Diebstahl. XIX. Strafe ungehorsamer Zunftgenossen, welche einem vermeintlichen Selbstmörder ein ehrliches Begräbniss verweigern.

Noch bemerken wir, dass im *vierten* Bande die Num. II. XIII. XXI. und XXII. den Hn. Prof. *Walter*, im *fünften* die Num. XIII. XV. XVIII. und XXI. den Hn. Prof. *Konopack*, die übrigen aber sämmtlich den Herausg. selbst zu Verfassern haben.

PÄDAGOGIK.

Halle, in der Waisenhaus-Buchh.: *Vollständige Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des kön. Pädagogiums zu Halle.* Nebst einer *Geschichte desselben* in seinem ersten Jahrhundert. Herausgegeben von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Direct. u. Aufseher des k. Pädagogiums. Neue verbesserte Ausgabe. 1803. VI u. 184 S. nebst 5 Beylagen. gr. 8.

In dieser neuen Ausgabe der vom Hn. Ob. Cons. Rath, D. *Niemeyer* 1796. herausgegebenen vollständigern Beschreibung der jetzigen Verfassung des Pädagogiums ist alles das nachgetragen und ergänzt worden, was sich seitdem verändert hat. Das in der fünften Beylage erwähnte Nebengebäude, welches auf königl. Kosten unlängst aufgeführt worden, enthält einen grossen, geschmackvoll verzierten Saal zu Feyerlichkeiten der Anstalt, besondre Kranken-Zimmer u. s. w. Die jetzige vortreffliche Einrichtung der Anstalt ist übrigens allgemein bekannt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Rostock*, b. Stiller: *Versuch einer Widerlegung der hauptsächlichsten Einwürfe, die in der neuesten Zeit gegen die Aechtheit des Evangeliums Johannis gemacht sind*, von *Fr. Wilh. Schleker*, d. Theol. Candidat u. Privatlehrer zu Rostock. Mit einer Vorr. von Hn. D. *Ziegler*. 1802. 96 S. 8. (6 gr.) — Zu den schlechtesten Zeichen der Zeit, welche die Seichtigkeit vieler sogenannten gelehrten Zeitgenossen verrathen, gehört es allerdings, dass, wie Hr. D. *Ziegler* in der Vorrede bemerkt, Meinungen, welche höchstens als Hypothesen, mit Gründen und Gegengründen, zur Prüfung vorgelegt werden sollten, mit selbstgefälliger Dreistigkeit gewagt, in einem triumphirenden Tone als ausgemachte Wahrheit zur Bewundrung ausgestellt, gerade deswegen aber von vielen geglaubt, von andern wenigstens mit Achselzucken geduldet werden, statt dass sie sogleich, trotz ihrer verächtlichen Anmasslichkeit, entlarvt und ihre Vff. mit Bedauern zum gründlichern Studieren zurückgewiesen werden sollten. Unter diese Kategorie gehört die 1801. bekannt gewordene Schrift: „der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gerichte," deren Vf. (s. hier die Vorr. S. VIII.) *Tittmanns* Schrift *de vestigiis Gnosticorum* als eine *Lardnerische* citiren, auch niederschreiben konnte, dass das Evang. Johannes *erst nach dem J. 120.* verfasst sey, nicht aber gegen Gnostiker geschrieben seyn könne, weil diese *erst viel später* zum Vorschein gekommen seyen. Eine Feder, welcher dergleichen Dinge entfallen können, sollte über höhere Kritik des N. T. noch kein Wort zu schreiben wagen! Nicht viel besserer Art sind manche andere Behauptungen, welche Hr. *Schl.* vor sein Gericht stellt. Die christlichen Gnostiker sollen, wie jener heimliche Richter des jüngsten Gerichts will, nach Tertullian die vier Evangelien verworfen haben, und gerade aus Tertullian (*de praescr. adv. haer.* c. 38. 49.) ist leicht zu zeigen, dass Valentinus neben seinem eigenen Evangelium auch die kirchlichen zugab, und dass er sie zu verwerfen kein Interesse hatte. Vielmehr waren „*hi, qui a Valentino sunt, eo, quod est secundum Joannem, plenissime utentes ad ostensionem suarum conjugationum*" [συζυγιων] Iren. 3, 11. §. 7. vgl. 1, 8. §. 5. Heracleon commentirte darüber u. dgl. m. Darüber, dass Johannes schon als Galiläer aramäisch-griechisch verstehen konnte, macht der Vf. einige gute, mit Hn. D. *Zieglers* Einl. in den Brief an die Hebr. S. 210 ff. zu vergleichende, Bemerkungen. Nur dass Johannes von Jacobus, Petrus u. s. w. viel gelernt habe, möchten wir nicht vermuthen. Wohl aber glauben wir uns nicht zu irren, dass Johannes unter allen neutestamentlichen Schriftstellern das Griechische mit der wenigsten Genauigkeit verstanden habe. Nicht einmal davon, dass das Evangelium Johannis (das 21. Kap, abgerechnet) *nach* Jerusalems Zerstörung geschrieben sey, hat der Ungenannte irgend einen Beweis von scheinbarer Haltbarkeit. Jeder Kritiker muss 5, 2. ἐστὶ für ächt erkennen. Und wie schliesst vollends der Ungenannte bey 4, 21.! Zuerst eine Muthmassung: „ich glaube annehmen zu dürfen, dass der Referent diese Worte Jesu bloss leihe" — und alsdann eine einzig auf der Möglichkeit beruhende Gewissheit: „Wenn ich dieses, fährt Er fort, voraussetzen *kann*, so ist auch *bewiesen*, dass das Evangelium Johannis erst nach der Zerstörung Jerusalems verfasst worden ist." Hr. *Schl.* dagegen zeigt in dieser Widerlegung Kenntnisse und Prüfungstalente, welche ihn zu weiterm Quellenstudium der Theologie gewiss von selbst aufmuntern werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 26. December 1804.

PHILOSOPHIE.

München, b. Lentner: *Kajetan Weiller's — Anleitung zur freyen Ansicht der Philosophie.* Zunächst für seine Zuhörer. 1804. 531 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.

Der Vf. hat sich schon dem denkenden philosophischen Publicum als einen Mann von Kenntniss und Geist, der zugleich die Gabe eines deutlichen und kraftvollen Vortrags in nicht gewöhnlichem Grade besitzt, bekannt gemacht. Doch scheinen uns diese Vorzüge in keiner seiner frühern Schriften mehr hervorzuleuchten, als in der vor uns liegenden. Durch die klare und deutliche Auseinandersetzung dessen, was Philosophie seyn soll und muss, unabhängig von den einseitigen Ansichten älterer und neuerer Systeme, kann die Lesung dieser Schrift als eine Arzney zur Gesundheit in einem Zeitalter wirken, wo das gesunde mit innrer Liebe und Achtung für die Wahrheit unternommene Denken sich immer mehr verliert in ein fieberhaftes Bilden und Träumen; wo die Wahrheit zur Puppe wird, welche der eine dem andern zuwirft, und nichts weiter von ihr verlangt, als dass sich dieses Spiel beliebig fortsetzen lasse. Das Vergnügen, womit Rec. die Schrift des Hn. *W.* gelesen, die Hochachtung, welche er dabey für den Vf. empfunden, und den innern Werth des Buches selbst mag ein Auszug der Hauptgedanken vor Augen legen. Um den Zusammenhang nicht zu stören, sind mit Zahlen diejenigen Stellen bezeichnet, welche einer Anmerkung zu bedürfen scheinen, und die Anmerkungen folgen am Ende des Auszugs.

„Mit dem Erwachen der Vernunft (heisst es in der Einleitung) entsteht in dem Menschen eine sonderbare, vorher unbekannte, Selbstentzweyung. Er ist zwar auch zuvor schon mit sich selbst nicht eins. Er ahndet aber da noch nicht, dass er es seyn kann und soll, und fühlt es also auch nicht bestimmt, dass er es nicht ist. Allein nun geht ihm die Ahndung einer mit sich selbst möglichen und nothwendigen Einheit auf, und eben dadurch wird er jetzt mit sich selbst deutlich (also mit Bewusstseyn) entzweyet. Es geht ihm nämlich die Aussicht auf ein *höheres Wahres* auf, als sein bisher bekanntes war. Dieses Bisherige fängt ihm nun an weniger wahr zu werden. Es geht ihm die Aussicht auf ein *höheres Gut* auf, als seine bisher gewohnten Güter waren. Diese letzten verlieren nun an ihrem vorigen Werthe. Es geht ihm die Aussicht auf eine *höhere Thätigkeit* auf, als seine bisherige war. Diese bisher einzige beginnt ihm nun als keine eigentliche wahre Thätigkeit mehr zu erscheinen." Aus diesem Zustande entwickelt sich der Zweifel und eine durch ihn nothwendig gewordne Ausgleichung seiner selbst. Das Uebel beginnt mit dem Kopfe, der Mensch strebt also zuvörderst mit dem Kopfe nach der Entdeckung jenes höhern Wahren, durch welches in ihm Einheit werden soll. Dieses Streben wurde schon früh mit dem Ausdruck *Philosophiren* bezeichnet. Vortrefflich zeigt der Vf., wie ein zum Gebrauch seiner Vernunft vorgerückter Mensch seine Philosophie haben müsse, seinen Maasstab, an welchem er alles misst. Um sich hierin nicht einem blossen Naturgange zu überlassen, musste die Kunst zu Hülfe genommen werden, (1.) und es bildete sich eine Philosophie der Schule. Sie ist auf ihrem Wege vor Allem bey der Logik angelangt. Allein sowohl diese Wissenschaft, als die Metaphysik, Moral und Religionslehre sind, für sich betrachtet, wohl Philosophieen des Denkens, des Seyns, des Wollens und des Werdens; aber noch nicht die einzige *Philosophie des Ganzen.* Möglich muss diese Philosophie des Ganzen seyn, denn sonst ginge aus der Vernunft eine unvernünftige Frage hervor, und die Vernunft müsste Unvernunft seyn. Die Anstrengung zur Philosophie zeigt sich in mehrern fremden Versuchen, welche man bey einem eignen Versuche prüfen muss, und das Ganze des Philosophirens theilt sich sonach in einen negativen und positiven Theil.

In dem negativen Theile untersucht der Vf. den bisherigen Gang der Philosophie. Obgleich die Systeme sich widersprechen, liegt ihnen doch ein gemeinschaftliches Streben zum Grunde. Was ist Philosophie? Sie ist keine untergeordnete Kunst oder Wissenschaft, die sich mit Entwickelung eines *Gegebenen* (Abgeleiteten, Untergeordneten) beschäftigt, sondern sie ist die Kunde von dem *Unbedingten*, von dem *An-sich Wahren.* Das Bedingte hat das Merkmal der Nothwendigkeit, und ein vollständiges System von Bedingtheiten heisst *Natur.* Naturkunde heisst Physik, und die Philosophie muss also mehr als Physik seyn. Beide sind sich sogar entgegengesetzt. Man versuchte theils mit dem Denkvermögen, theils mit dem Gefühlvermögen, theils mit dem Begehrungsvermögen zur Bekanntschaft des Absoluten zu gelangen. Es giebt also eine Philosophie durch Speculation (Theoreticism), eine Philosophie durch Gefühl (leidenden Mysticism) und eine Philosophie durch Willensthätigkeit (handelnden Mysticism). Diese Hauptversuche theilen sich wieder in mehrere untergeordnete: Dogmatism, Skepticism, Realism, Idealism u. s. w. Sie können nicht alle lautre Wahrheit seyn, aber sie können auch nicht alle lauter Irr-

thum

thum ſeyn. Das urſprünglich Wahre ſchwebt ihnen allen vor, in wiefern man auf ihre *Beſtrebung* ſieht; es entſchlüpft ihnen vielleicht ganz, in wiefern man ihre *Leiſtung* betrachtet. Die Philoſophie iſt daher ſo alt und allgemein, als die Vernunft. Eine neue Philoſophie ſucht nur einen neuen *Ausdruck* für die eine ewige Philoſophie. Der Vf. würdigt hierauf die praktiſchen und die theoretiſchen oder ſpeculativen Verſuche. Die letztern ſtreben nach einem Ausdruck *in Worten*. Der Verſtand kann ſich nicht zum Abſoluten emporſchwingen. So oft deswegen nachgewieſen werden kann, daſs ſich in einer Philoſophie nur der Verſtand ausſprach: ſo hat ſich dieſe Philoſophie noch nicht über das Bedingte, Relative erhoben und iſt nur ſpeculative Phyſik. Da der Verſtand früher thätig iſt, als die Vernunft, (2.) ſo iſt zu erwarten, daſs er in den meiſten philoſophiſchen Verſuchen ſogar in ihrem Hauptreſultat ſehr thätig ſey. Es giebt vier Wege der philoſophiſchen Unterſuchung, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Entweder beſteht das Abſolute in demjenigen, was gewöhnlich *Seyn* heiſst, oder in demjenigen, was man *Vorſtellen* nennt, oder in einem *Höheren*, als dieſe beiden, welches Höhere entweder bloſs als die Einheit jener beiden Niedern, oder als eine ganz darüber hinausliegende Einheit angenommen wird. Nur die auf den drey erſten Wegen angeſtellten Verſuche ſprachen ſich bisher in der Schule ganz und deutlich aus. Die kritiſchen Verſuche haben insgeſammt mehr oder weniger die Eigenthümlichkeit, daſs ſie das Vorſtellen (das Subjective, Ideale) als das Höchſte annehmen. *Kant* läſst wenigſtens die *Beſchaffenheit* der Weſen durch unſere Vorſtellungsweiſe entſtehen, *Fichte* auch das *Daſeyn* dieſer Weſen, *Schelling* läſst das *Seyn und das Vorſtellen* aus der Idee entſtehen. Er ſetzte die Anatomie des *Kopfes* bis an das Ende fort. Iſt hierdurch das Abſolute für alle befriedigend aufgegangen? Jene Syſteme ſind noch immer auf ein relatives gebaut. Die Natur des Relativen iſt bloſses *Verhältniſs*. Das Relative iſt an ſich Nichts, ſondern nur im Gegenſatz mit einem andern ein *Etwas*, und man gelangt zu ſeiner Erkenntniſs nur durch ein Hin- und Herwenden der Aufmerkſamkeit zwiſchen einem Erſten und einem Zweyten, durch *Reflexion*. Das Relative iſt deswegen dem Geſetze der Zweyheit, der Beſchränktheit, der Abhängigkeit, der Nothwendigkeit, der Unvollſtändigkeit unterworfen. Daher iſt das Seyn im Raume nicht das Abſolute. Aber auch die Philoſophie, welche von dem Vorſtellen als vom Abſoluten ausgeht, iſt nicht Philoſophie. Das Handeln des Ich bricht ſich bloſs an dem Beſtehen eines gegenüber befindlichen Nichtich's. Hört dieſer Conflict auf, ſo bleibt Nichts zurück. Selbſt der Schelling'ſche Verſuch, welcher Object und Subject in ein Indifferentes zuſammenſchmilzt, iſt in der Sphäre des Relativen. Der Einheit muſs etwas Anders, das nicht Einheit iſt, gegenüberſtehen, die alles verſchlingende Einheit muſs doch wenigſtens etwas zu verſchlingen haben, was unmöglich wäre, wenn ihr nichts entgegenſtünde. Für ſich betrachtet iſt die abſolute Identität nichts anders, als das abſolute Nichts. Sie iſt die Einerleyheit des Subjectiven und Objectiven. Nun wird aber zugleich ſowohl dieſes als jenes für an ſich Nichts erklärt. Alſo iſt die Identität weiter nichts, als die Einerleyheit von Nichts und wieder Nichts, mithin ſelbſt auch Nichts. Die relative Natur der Schell. Identität offenbart ſich bey genauer Unterſuchung auch in allen übrigen Hinſichten. Sie ſteht unter dem Geſetze der *Zweyheit*, obgleich ſie dieſelbe auszuſchlieſsen ſcheint. Es wird *Eines* genannt, aber es werden *Zwey* angenommen. Sie ſteht unter dem Geſetze der Beſchränktheit, Abhängigkeit, Nothwendigkeit.

Es giebt nur zweyerley Gebiete, von denen ein Wiſſen denkbar iſt, das Gebiet des Unbedingten (Abſoluten) und das des Bedingten (Relativen). Es giebt alſo auch nur zwey Wiſſenſchaften, die Wiſſenſchaft des Unbedingten, *Philoſophie*, und die Wiſſenſchaft des Bedingten, *Phyſik*. Die Natur theilt ſich in eine Körper und Geiſternatur, und die Phyſik erſtreckt ſich deswegen nicht nur über alle Erſcheinungen in der ſogenannten Körperwelt, ſondern auch über alle in der geiſtigen ſowohl gemeine als ausgezeichnetere *Erſcheinungen*, die noch eine Bedingtheit vorausſetzen und unter obigen Geſetzen ſtehen. Der Phyſik iſt es weſentlich, nur die *Wahrnehmung* auszuſprechen. Sie kann ihr Wahres nur *finden*, und nicht ſich *ſelbſt ſchaffen*. Die Speculation ſpricht die Wahrnehmung nur beſtimmter aus, als der hiſtoriſche Ausdruck. Die bisherigen Verſuche für Philoſophie ſind insgeſammt bloſse Phyſik. Sie ſind der wirklichen Philoſophie zunächſt und im Ganzen nachtheilig, ſo fern man ſie in ihrer ganzen Conſequenz nimmt. Sie ſind in ihrer Conſequenz nur negativ nützlich, in wiefern ſie den Kreis beſtimmen, in welchem die Philoſophie *nicht* liegt. In ihrer Inconſequenz ſind ſie, in einzelnen Theilen genommen, auch poſitiv nützlich. Die äuſsere Möglichkeit von Philoſophie, ſagt der Vf., iſt nun ganz eingeleitet, und der Kreis, welcher von unächten philoſ. Verſuchen durchlaufen werden kann, iſt im Weſentlichen ganz durchlaufen.

In dem poſitiven Theile bezeichnet der Vf. den neuen Gang, welchen die Philoſophie nehmen muſs. „Wenn der Irrthum ſeinen Kreis vollendet hat, ſo regt ſich die Wahrheit von ſelbſt beſtimmt und kräftig. Eigentlich iſt der Irrthum nichts anders, als eine unrichtige Aeuſserung der ſich regenden Wahrheit (des Strebens nach Wahrheit). Ohne das Streben nach dieſer wäre jener nicht möglich. Genau genommen beſteht der Irrthum gewöhnlich nur in einer unrichtigen *Bezeichnung* des Wahren. Die unbeſtimmte Ahndung will ſich in einem beſtimmten Begriffe und Worte abdrucken, wird aber dabey von irgend einem fehlerhaften Raiſonnement, oder was ungleich ſchlimmer iſt, von irgend einer geheimen Neigung irre geleitet, und ſpricht ſich ſo anders aus, als ſie ſich ausſprechen wollte. Hat ſie endlich alle Arten dieſer unrichtigen Abdrücke durchverſucht: ſo geht ihr durch die geſchloſſene beſtimmte Einſicht deſſen, *was ſie nicht iſt*, nun die beginnende beſtimmte Einſicht deſſen auf, *was ſie iſt*." Die äuſsern Ereigniſſe

un

welche diesen Uebergang verkündigen, sind jetzt zu unserer Zeit eingetreten, in welcher die bisherigen Wahrheiten von ihren Plätzen herabgerissen und zu ihrer allgemeinen Vernichtung auf einer gemeinschaftlichen Brandstätte angehäuft sind. Die Revolution hat ihren Gipfel erreicht. Jetzt sind alle Gedanken und Gesinnungen der Menschheit aus ihren Stellen herausgeschleudert, und in ein allgemeines Chaos zusammengeworfen. Der Verstand gelangte zum Nichts des Kopfes und zum Nichts des Herzens. Aber eben hierdurch beginnt eine neue in der Schule noch nie so ganz versuchte vollständigere Regung der Philosophie. Selbst die blossen Spieler mit der Wahrheit spüren schon Etwas von einer bevorstehenden Aenderung, und es geschehen deswegen durch die Herren *Schelling*, *Hegel* und *Wagner* die seltsamsten Prophezeyungen. Schon *Kant* wollte den Weg zeigen zur Philosophie nicht durch den Kopf allein. *Fichte* drückte sich noch bestimmter aus. Auch *Salat*, *Fries*, *Krug*, wollten etwas Lebendigeres als Speculation. *Jacobi* und sein Freund *Köppen* machten auf das *lebendige* Princip aufmerksam, das bisher noch jeder Schule entschlüpft war, und von welchem gleichwohl allein alle wirkliche Wahrheit kommen kann. Auch in den Schriften *Bouterweks*, *Bardili's*, *Reinhold's*, *Eschenmayers* u. a. äussert sich dieselbe Tendenz. Es ist daher eine neue Philosophie im Erwachen, eine lebendigere, als die bisher immer todtgeborne Tochter der Speculation war. Die bisherigen Versuche lassen sich unter die Rubrik von *theoretischen* oder speculativen, und von *mystischen* oder praktischen bringen, und ihr Gebrechen ist, dass die speculativen das Begehrungsvermögen, und die praktischen das Erkenntnissvermögen minder oder mehr beseitigten. Kein Versuch, der volle Befriedigung verschaffen soll, darf nur *Eine* unserer höheren geistigen Kräfte aufbieten. Der speculative Versuch befriedigt mehr den Kopf als das Herz, ihm ist es nur um den *Ausdruck* des Geistes zu thun. Der speculativeste consequente Versuch lieferte am Ende das Maximum von Ausdruck und das Minimum von Geist. Der mystische Versuch befriedigte mehr das Herz als den Kopf, ihm ist es zunächst nur um den *Geist* und nicht um den Ausdruck zu thun. Ihm liegt Alles an dem innern Leben, und *Nichts* an dem Begriffe oder Worte, in welchem sich dieses Leben darstellen soll. Das wahre Resultat soll aber eine verhältnissmässige Verbindung des Geistes mit dem Ausdrucke, das möglichst vollständigste Gleichgewicht von beiden seyn.

Geist heisst die Kraft, mit welcher man sich der Wahrheit bemeistert, oder das Princip unsers innern Lebens. Dieses Princip erkennt, fühlt, begehrt und stellt sich daher als Erkenntniss-, Gefühl- und Begehrungs-Vermögen dar. Durch *Empfinden* gelangt man zur *Wahrnehmung*, d. i. zu nichts anderm als zur *Annahme* eines Etwas, als eines *Wahren*. Das Mannichfaltige, das dadurch erhalten wird, ist, wenn wir bey der blossen Aussage der Empfindung stehen bleiben, nur unser *Zustand* und nichts weiter. Die Empfindung gelangt, als solche, nicht über sich selbst hinaus. Das über sich selbst Hinausgelangen ist nicht das Werk der Empfindung, sondern des Schlusses. (3.) Alle Zeitbedingungen und Raumbedingungen als Gesetze der Empfindung, sind wieder nur in uns selbst. Der *Verstand* thut bey dem Begreifen (als Begriffe bilden genommen) nichts anders als Zersetzen und Verbinden des Zersetzten. Diess geschieht bey dem Urtheilen und dem Schliessen, es ist aber nur möglich durch *Reflectiren*. Das Reflectiren ist ein Hin- und Her-Bewegen von dem Einen zum Andern, ein Auseinanderhalten des Einen von einem Andern, das Bestimmen des Einen durch ein Andres. Die Reflexion kann also nur trennen und die Trennung unterhalten. Sie kann nur voraussetzen und nur auf Voraussetzungen weiter fortbauen. Dieses der Reflexion eigenthümliche Trennen und beziehungsweise Setzen zeigt sich in ihrer höchsten Operation, in der des Bestimmbaren und der Bestimmung, oder auch, wie es heisst, des Stoffes und der Form. Da der Charakter der Reflexion auch der des Verstandes ist, so kann auch der Verstand in aller Hinsicht nichts anders, als trennen und in der Trennung erhalten, als voraussetzen und auf Voraussetzungen weiter fortbauen. Er durchdringt nie den Gegenstand, kann also eben so wenig über sich auf die Objecte hinaus, als die Empfindung. Er ist, wenn er sich nur mit sich selbst begattet, der Vater aller Grübeleyen, Unbegreiflichkeiten und Ungewissheiten. Doch ist er diess *nur außer seinem Kreise*. Innerhalb desselben ist er eben so der Vater alles Forschens, Begreifens, Gewissseyns. Nur dann, wann er mehr werden will, als er ist, wird er schädlich. Wenn er sich selbst getreu, d. i. wenn er bey Verstande bleibt, ist er sehr nützlich. Die *Vernunft* ist das höhere Princip des Selbstbestimmens, und dieser praktische Charakter der Vernunft ist ihr eigentlichster, innerster. Als Princip der Unabhängigkeit in uns, muss die Vernunft zu ihren Wirkungen mehr als die Form allein, sie muss auch dazu den Stoff hergeben können. Sie schafft Ideen, und giebt in diesen nicht mehr ein blosses Subjectives, welches nur für gewisse vernünftige Subjecte, sondern ein Objectives, welches für alle Vernunftwesen gültig ist; nicht mehr ein hohles Ideelles, das für sich allein nur zu einem blossen Spiel taugt, sondern ein reelles Ideelles, welches im Stande ist, das sonst unvermeidliche blosse Spiel in hohen, Bedeutung habenden, Ernst zu verwandeln. (4.) Die Ideen, welche die Vernunft aufstellt, sind: Schönheit, Erhabenheit, Wahrheit, Sittlichkeit, Heiligkeit, welchen allen die gemeinschaftliche Ur-Idee der *Einheit im höchsten Sinne* zum Grunde liegt. Nur diese Vernunft-Ideen sind es, wodurch wir überhaupt ein Reelles, ein Bleibendes ahnden, fühlen, sehen. So ist es also nur die Vernunft, welche in uns den Glauben an ein über das bloss Subjective hinaufliegendes Objectives hervorbringt. Die Vernunft bestimmt (?) uns für Realität im Erkennen und Handeln; in so fern sie dem Erkennen Wahrheit mittheilt, heisst sie *theoretisch*, in so fern sie unserm Handeln Würde anweist, heisst sie *praktisch*. Sie weckt Achtung und Vertrauen für das

das Wahre und Gute. — Das Gefühl giebt Nachricht vom Selbstafficiren; es ist einfach, während die Empfindung zusammengesetzt ist; es berichtet Realität, die Empfindung berichtet zunächst nur Erscheinung; es ist intellectuell, die Empfindung ist sinnlich. Das Fühlen ist ein unmittelbares Vorstellen eines selbstgeschaffnen Werthes, eines *Werthes an sich*. Einen solchen höhern Werth stellt schon das Gefühl für das Schöne, Erhabene, Wahre, Sittlichgute, und in seiner ganzen Vollendung das Gefühl für das Heilige. Das Gefühl bringt uns in Berührung mit dem Reellen, Einen und Wahren der Vernunft. (Hr. *W.* betrachtet überall das Gefühl als wirkende Kraft. Ist es aber mehr als ein Resultat wirkender Kräfte und Verhältnisse, und würde es, wenn es im Weillerschen Sinne mehr wäre, Wahrheit aussagen?)

(*Der Beschluss folgt.*)

STATISTIK.

Dresden, a. K. d. Vfs.: *Joseph Friedrich Dorn's Dresdner Residenz-Calender* auf das Jahr 1805. 132 S. 12. (6 gr.)

Man kann das, wodurch sich dieser Calender von dem vorjährigen (A. L. Z. 1804. Nr. 66.) unterscheidet, füglich unter drey Rubriken bringen. Die *erste* begreift das, was er als Calender enthält; die *zweyte*, was diese Residenz und den Hofstaat angeht; die *dritte*, andere, auch für auswärtige, interessante Gegenstände. Mit der ersten Rubrik konnte keine wichtige Veränderung vorgehen, doch ist der Juden-Calender hinzugekommen. Zu den neuen Artikeln, die Dresden und den Hofstaat interessiren, gehört 1) die Bestimmung der Tage und Stunden, wenn sich die diensthabenden Damen und Cavaliers versammeln; 2) Kleidung der Damen und Cavaliers an Gala- und Trauertagen; 3) an welchen Tagen die gute Livree bey Hofe getragen wird. 4) Uebersicht der Kirchenmusiken (in allen Kirchen, in den evangelischen sowohl, als in der katholischen); 5) Feuer-Signale; 6) Bericht, wenn die Bothen in Dresden ankommen und wieder abgehen. — Zu den neuen Artikeln, die auch Käufer dieses Calenders ausserhalb Dresden interessiren können, gehört die Lebensbeschreibung des Kurfürsten August, der Nachtrag zu den Erfindungen in Sachsen und von Sachsen, und das alphabetische Verzeichniss der Jahrmärkte. Dass also dieser Calender gegen den vorjährigen nicht wenig gewonnen hat, fällt in die Augen, und der Vf. verdient deswegen Lob und Aufmunterung; aber ungern vermisst man auch diessmal die Kursächsische Hof- und Rangordnung.

Altona, in d. Exped. d. Merkurs: *Königlich-Dänischer Hof- und Staats-Kalender* auf das Jahr 1804. 264 u. 40 S. 4.

Die Verschiedenheiten von der vorigjährigen Ausgabe, welche in unserer A. L. Z. Nov. 1803. Nr. 285. S. 80. angezeigt wurde, beruhen hauptsächlich auf dem Hofstaat. Im J. 1803. wurden nämlich 26 Ritter vom Dannebrog- und sechs vom Elephanten-Orden, vier Kammerherren u. s. w. ernannt, nachdem bekanntlich in den vorhergehenden Jahren darin ein Stillstand gewesen war. Verhältnissmäsig zeigt die Rubrik vom *Corps diplomatique* S. 45 — 51. ebenfalls viele Veränderungen, welche in *Wedekind's Almanac des Ambassades* zu benutzen sind. S. 246 f. ist ein Verzeichniss der charakterisirten Bedienten, welches man in den mehresten Staatskalendern vermisst.

Die abgesonderte Paginirung enthält das genealogische Verzeichniss.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Lübeck* u. *Leipzig*, b. Bohn: *Christlicher Religionskatechismus* zum Gebrauche beym Unterrichte der Confirmanden. *Zweyte* umgearbeitete Auflage. 1803. VII u. 94 S. 8. (4 gr.) — Dieser, in seiner ersten Auflage von einem andern Rec. 1801. Nr. 125. angezeigte Katechismus erscheint hier ganz umgearbeitet. Der Vf. geht von der Würde und Bestimmung des Menschen, seinem Zustande nach dem Verlust der Unschuld, zu den Pflichten der Gerechtigkeit und Tugend über; handelt darauf von dem Verhältnisse des Menschen zum Reiche Gottes durch Religion, vom Glauben an Gott — an Jesus — an den Geist der Weisheit, der Liebe u. s. w. und beschliesst mit den Bekenntnissen der christlichen Lehre und den damit verbundenen Gebräuchen. Der hier ertheilte Unterricht ist auf Principien der reinen Moral gebaut; nach diesen Grundsätzen werden auch die aus der Bibel entlehnten Dogmen, welche nicht mit Stillschweigen übergangen werden konnten, interpretirt. Alles ist darauf angelegt, frommen Sinn in den Gemüthern zu erwecken und zu begründen. Doch glauben wir, dass der Vf., unbeschadet dieses Zwecks, mehr auf specielle Pflichten, welche sich aus allgemeinen Pflichtgeboten ergeben, Rücksicht nehmen konnte. In dieser Betracht herrscht in diesem Lehrbuche eine zu grosse Dürftigkeit. Der Vortrag ist im Ganzen deutlich; nur an einzelnen Stellen etwas steif und ungefällig, wie S. 18 und 20.: Gehorsam gegen *es* — Achtung für *es* (dasselbe, nämlich Sittengesetz.) Die aus dem N. T. angezogenen Stellen sind nach *Stolz's* Uebersetzung angeführt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs den 26. December 1804.

PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Kajetan Weiller's — Anleitung zur freyen Ansicht der Philosophie* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 364. abgebrochenen Recension.*)

Die bisher untersuchten Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte sind die *Ingredienzien* zu unserm geistigen Leben. Aber sie sind so für sich allein noch nicht *dieses Leben* schon selbst. Die zu diesem Leben noch mangelnde Kraft ist der *Wille*. Ohne den Willen sind wir wunderbare Automate, aber keine lebendigen Geister. Zwischen dem Willen und der Willkür ist aber ein wesentlicher Unterschied. Beide bringen Gegenstände hervor, welche gewissen Vorstellungen entsprechen, aber die Willkür *wird* bestimmt bey diesem Hervorbringen, der Wille *bestimmt sich selbst*. Er bestimmt sich frey nach Vernunftvorstellungen. Er hat Einfluss auf Empfindung, Verstand, und Vernunft, Alles in uns ist unter die Gewalt des Willens gelegt. Um innerlich wirklich zu leben, müssen wir vor Allem leben *wollen*.

Die Fragen der Philosophie nach dem Höchsten des Wissens und Seyns, nach dem Höchsten des Fühlens, Wollens und Werdens vereinigen sich in der einzigen: Welches ist das Höchste schlechthin, die in aller Hinsicht oberste Einheit für Kopf und Herz zugleich? Die Philosophie hat diejenige Einheit aufzustellen, durch die man mit sich selbst ganz ins Reine kommt, die Einheit des Denkens, Fühlens und Wollens. Diese Einheit ist keine blos logische, sondern eine reelle, sie ist absolut, liegt höher als alles Denken und das als entzweyt vorgefundne Bewusstseyn. Aber sie liegt nicht höher als unser Fühlen und Streben, muss also von dem Gefühle berühret und von dem Willen ergriffen und uns angeeignet werden. Die Gesammtaufgabe der Philosophie ist also, *uns zum Absoluten zu leiten*. Die Aufschlüsse, welche über dasselbe gegeben werden, betreffen nicht das *Seyn* desselben, sondern seine *Beschaffenheit*. Es soll nicht dargethan werden, *dass* es sey, sondern *was* es sey. Negative Beschaffenheiten des Absoluten sind: Es ist kein Relatives, kein Etwas durch ein Andres, es ist frey von aller Zweyheit, ist unbeschränkt, ist keiner blossen blinden Nothwendigkeit unterworfen, hat keine Theile, leidet kein Maass, ist keiner Veränderung fähig, ist schlechthin nicht Natur, es hat keins der Prädikate des Relativen, und man kann in dasselbe nur unmittelbar eindringen. Während das Relative sich ohne unser freyes Zuthun von selbst aufdringt, kann die Erkenntniss des Absoluten oder die Philosophie nur frey von uns selbst producirt, geschaffen werden. Wir müssen hier nicht bloss frey und selbstthätig *untersuchen*, sondern uns auch zu dem zu Untersuchenden, auch noch frey und selbstthätig *erheben*. Die Philosophie ist daher keine Strickleiter aus Syllogismen, zum Verkaufe feil für jeden blossen Verstand, der Laune und Lust zum Klettern hat; sondern sie ist die schönere Anstrengung eines freyen Selbsterhebens unsers ganzen Geistes. Empfindung und Verstand sind diejenigen Kräfte des Geistes, welche sich nur geben lassen, Vernunft und Wille sind es, welche schaffen können. Gleichsam in der Mitte von beiden finden wir das Gefühl, welches, indem es auch nur ein Gegebenes, aber bloss ein *uns von uns selbst* Gegebenes aufnimmt, gewissermassen das Band zwischen unserm gemeinen und höhern Daseyn bildet. Empfindung ist deswegen nicht das Organ der Philosophie, auch der Verstand nicht, weil er nicht über das Gegebne hinaus kann, und das Absolute kann eben so wenig bloss erraisonnirt, als mit unsern fünf Sinnen ergriffen werden. Diejenigen, welche ihr ganzes philosophisches Heil vom Verstande, d. i. vom Raisonnement allein erwarten, glauben *alle* Gewissheit erst durch den *Beweis* erreichen zu können. Wenn aber alle Gewissheit nur durch den Beweis entstehet, so entsteht ja *seine eigne* auch wieder nur durch ihn, und es muss vor allem andern *die Kraft des Beweisens selbst erst bewiesen werden*. Aus diesem Zirkel ist nicht herauszukommen. Die Abstraction, von der man eigentlich sein Heil erwartet, kann nie aus dem Relativen zum Absoluten führen, und es läst sich kein Grad angeben, bis wie weit sie fortgesetzt werden soll. Die consequenten Abstrahirer fragen daher nicht lange nach diesem Grade, sondern sie vollenden ihre Abstraction ohne weiteres. Dann aber bleibt ihnen nichts übrig, als das reine *Wort*. — Allein wenn gleich der Verstand kein positives Organ für die Philosophie ist, so ist er doch ein negatives. Er kann vor Allem fordern, dass man seinem wirklichen und nicht bloss eingebildeten Widerspruche immer und überall ausweiche. Sein Widerspruch ist ein allgemeines, allenthalben geltendes Veto. Aber auch nur sein *Widerspruch*, nicht seine blosse *Unbegreiflichkeit* (d. h. sein Nichtbegreifen). Es giebt ein Wahres, das *über* ihm ist, aber keines, das *wider* ihn ist. *Unmittelbar* ist der Verstand für Philosophie nur ein negatives Organ. Allein *mittelbar* kann er dafür auch ein positives werden. Er kann, wenn das Höhere anderwärts errungen ist, es für uns bearbeiten, es seinen Begriffen anfügen, es für den Kopf bestimmter darstellen und sichern, indem es sonst grösstentheils nur dem Herzen vorschwebt, und daher leicht zu

zu entreiſsen, oder wenigſtens zu verunſtalten iſt. Das Organ der Philoſophie iſt die Vernunft im eigentlichen Sinne. Man kann zwar dieſe Eine Vernunft, um ſie unter das Augenglas des Verſtandes zu bringen, von zwey Seiten anſehen, als theoretiſirend, in wie fern ſie die Begriffe, Urtheile, Schlüſſe durch ihre höheren idealen Anſichten leitet, oder als praktiſch, in wie fern ſie nicht bloſs auf unſre Urtheile, ſondern auch auf unſre Handlungen wirkt. Allein dieſe Trennung findet nur zum Behuf des Verſtandes ſtatt, und an ſich iſt es nur dieſelbe einzige ſchaffende Vernunft, welche uns mit ihren Ideen zugleich Licht und Leben giebt. Sie iſt unmittelbar negatives und poſitives Organ. Sie muſs uns mit ihren Ideen berühren, afficiren, und wir müſſen uns dieſer Selbſtafficirung bewuſst werden. Dieſs geſchieht durch das Gefühl, und das Gefühl iſt daher ein zweytes eigentliches und unmittelbares Organ für Philoſophie. Aber nur das Gefühl im eigentlichen Sinne, wodurch wir eine Klarheit finden, die von Innen kommt. Der *Wille* iſt das höchſte, das vollendende Organ der Philoſophie, und ſo iſt ſie nur durch das Zuſammenwirken aller unſrer höheren Geiſtesorgane möglich. Nur der vollſtändigen Thätigkeit unſers Geiſtes ergiebt ſich das Urwahre, Höhere, Abſolute.

Was iſt nun das Abſolute? Von ihm giebt es nur abſolute Merkmale, die ſich auf Herz und Kopf beziehen müſſen. Die Vernunft ſtellt uns in ihrer Grundidee, d. i. in ihrer höchſten innerſten Idee, ein ſolches eigenthümlich Höheres auf. Sie führt uns aber nur allmählig auf dieſe höchſte Idee. Die erſte Stufe, auf welche ſie uns erhebt, iſt die des *Schönen*. Eine zweyte Idee, womit uns die Vernunft der Erkenntniſs des Abſoluten näher bringt, iſt die der *Erhabenheit*. Eine dritte Idee iſt die der *Wahrheit*. Die vierte und fünfte ſind die der *Sittlichkeit* und *Heiligkeit*. Die letzte erhebt uns zur unmittelbaren und vollendeten Anſicht des Abſoluten. Das Abſolute iſt das Heilige, aber nicht ſein bloſser Begriff, wie er vom Verſtande aufgefaſst wird, nicht bloſs eine im gewöhnlichen Sinne genommene, nur als Regung unſrer Vernunft in uns ſchwebende *Idee* von Heiligkeit, ſondern das von der Vernunft mit ihrer hohen Idee nur bezeichnete, übrigens aber für ſich ſelbſt ſchon lebendige Heilige. Das Abſolute iſt das ſelbſtſtändigſte Weſen, Gott. Das Abſolute iſt das reinſte Eine, Unendliche, Freye. Die Kenntniſs des Heiligen iſt Philoſophie. Wenn ſie lebendig iſt, umfaſst und befriedigt ſie die Vernunft, das Gefühl, den Willen, und ſelbſt den über ſich orientirten Verſtand. Das Seyn dieſes Heiligen iſt ein ganz eigenthümliches, von jedem gemeinen ganz verſchiednes Seyn, kein Seyn im Raume und in der Zeit, ſondern über alle dieſe Beſchränkungen erhaben. Die verſchiednen Eigenſchaften des Heiligen ſind bloſse Trennungen zum Behufe des Verſtandes. Hiermit iſt zugleich die Gränze bezeichnet, welche in unſrer Anſicht des Heiligen, des Abſoluten, der Gottheit, das Begreifliche vom Unbegreiflichen, das Klare vom Geheimniſsvollen ſcheidet, die Gränze, an der ſich unſer Wiſſen beſcheiden muſs, um dem Glauben Platz zu machen.

Betrachtet man nun das Verhältniſs des Relativen zum Abſoluten, ſo kommt dem Relativen ein bloſses immerwährendes Werden zu, welches aber dieſes nicht durch ſich ſelbſt, ſondern von Gott hat, der daſſelbe abſolut hervorbringt. Der bloſse Verſtand nun kennt nur drey Arten der Entſtehung des Relativen durch das Abſolute, und kann für ſich nie andre, als ſolche, kennen lernen. Er läſst entweder das Relative im Abſoluten von Anbeginn ruhen, und endlich durch eine Erzeugung aus ſeinem Schooſse hervorgehen, *Emanationsſyſtem*; oder er läſst das Relative auſser dem Abſoluten von Ewigkeit daliegen und in die jetzige Ordnung bringen, *Syſtem mit zwey Prinzipien*; oder er läſst das Relative weder in noch auſser dem Abſoluten, ſondern *an* demſelben von Anbeginn vorhanden ſeyn, *Gott iſt die Welt ſelbſt*. Die Vernunft erhebt ſich über das bloſse Geſtalten oder Modificiren zum abſoluten Hervorbringen, ſie erblickt die Brücke vom Nichts zum Etwas in der *Macht zu ſchaffen*, und erblickt dieſe Macht in ſich ſelbſt. Die Welt iſt eine Schöpfung der Gottheit. Es offenbart ſich die Gottheit, das Abſolute, an der Welt, an allem Relativen. Dieſe Offenbarung geſchieht durch das Schöne und Erhabne, durch das Wahre, Moraliſche und Heilige. Es giebt daher Etwas auſser unſern Vorſtellungen, nämlich eine abſolute Kraft, die *Gottheit*, und eine relative (die aber nach früheren Aeuſserungen Nichts iſt), *die Welt*. — Philoſophie iſt, *ihrem Weſen* nach, Sache des *Menſchen*, nur ihr *Ausdruck* iſt Sache der *Schule*. Der Menſch allein iſt lebendig, und fühlt ſeine Lebendigkeit. Die Schule für ſich allein iſt gefühllos und blind, aber beredt. Der *Ausdruck* iſt erſt alsdann möglich, wenn die *Sache* vorhanden iſt. Die Philoſophie der Schule iſt alſo erſt alsdann möglich, wenn die Philoſophie im Leben vorhanden iſt. In Rückſicht des *Wiſſens* der Philoſophie iſt keine Entdeckung möglich, bloſs ihr *Ausdruck* kann neu ſeyn. Sie hat in Bezug auf die Fragen des Verſtandes, des bloſsen Raiſonnements, Geheimniſſe, und muſs ſie haben, weil dadurch allein die Vernunft befriedigt werden kann. „Wer alſo mit freyem Geiſt Philoſophie ſucht, der wallfahrtet zur Wahrheit nicht als zu einer heiligen Leiche, die ausſchlieſslich und ganz nur in der Bahre irgend eines Syſtemes begraben läge. Was auch die Syſteme von ihr aufbewahren mögen; es können doch nur Reliquien ſeyn. Er will ſie ſelbſt. Und ſie ſelbſt findet er nur in dem lebendigem Heiligthume ſchöner und heiliger Gefühle und Geſinnungen."

Nun unſere *Anmerkungen*. 1. Der Gegenſatz zwiſchen *Natur* und *Kunſt* iſt von dem Vf. nicht beſtimmt genug angegeben. Es giebt nach ihm eine *natürliche Philoſophie*, Lebensweisheit, die mehr nur das Herz als den Kopf befriedigt (S. 7.), und doch iſt *alles* Philoſophiren (S. 5.) nur aus dem Streben des *Kopfes* nach Wahrheit hervorgegangen, ſo wie dieſes Streben aus der

Zweifel, dessen Heilung es bezweckt. Wie kommt der Kopf nach dem *Naturgange* dazu, dass er nicht sich selbst, sondern das Herz befriedigt, und warum muss er mit der Kunst noch einmal anfangen? Der Vf., welcher das Wort *Kunst* als eine Anstrengung bezeichnet, welche nicht bloss an der Hand des Instinkts ohne Bewusstseyn, sondern an der Hand der Absicht mit deutlichem Bewusstseyn des Zwecks unternommen wird, schreibt es ihr zu, wenn die Philosophie als ein vollendetes systematisches Ganze dargestellt wird, und unterscheidet sie als solche von frühern zufälligen Philosophemen. Dann aber hätte er nicht von einer natürlichen Philosophie, sondern von zerstrueten philosophischen natürlichen Ueberzeugungen reden sollen. Alles Philosophiren, sowohl das natürliche, als das mit Kunst verbundene, geschieht mit Absicht und Zweck; nur strebt die Kunst nach Vollständigkeit und Einheit, die einem zufällig geleiteten Streben mangelt. Man könnte sagen: jedes natürliche Bestreben ist der Anfang für eine höhere Kunst, und das Ende der höchsten Kunst ist wieder eine vollendete höhere Natur. Auch passt es nicht, wenn es S. 8. heisst: der blosse Naturgang nach Wahrheit habe wohl eine Einheit, aber nur eine Worteinheit ohne Bedeutung und Wirkung erhascht. Unsers Bedünkens erhaschte auch die Kunst und Schulphilosophie nicht selten das blosse Wort, und auch diess bemerkt vielfältig der Vf. selbst.

2. Der Verstand kann nicht früher thätig seyn, als die Vernunft. Ohne Vernunft ist keine Persönlichkeit denkbar, und ohne diese auch kein Verstand. Nur ist die Thätigkeit des letztern sichtbarer und mehr äusserlich, weil sie sich auf bestimmte sinnliche Gegenstände und Ereignisse bezieht. Aber wenn nicht in der Philosophie die Vernunft zur Erforschung der höchsten Wahrheit den Menschen aufregte, wie würde der Verstand überhaupt thätig seyn können? Hätte seine Thätigkeit dann einen Anfang und ein Ende? Wenn in den meisten philosophischen Versuchen das Hauptresultat ein Werk des blossen Verstandes ist, wie Hr. *W.* sagt, so kommt diess daher, dass der Verstand sein bewegendes Princip vergisst, und ein lebender Körper seyn will, ohne die Seele, welche, obgleich nicht sichtbar wie der Körper, doch die Ursache alles Lebens ist.

3. Man gelangt durch Empfinden, sagt Hr. *W.*, zu einer Wahr-*Nehmung*, d. i. zur *Annahme* eines Etwas, als eines *Wahren*, folglich zu einem sich *Geben lassen*." Was wird nun *genommen* als Wahres, was wird *gegeben?* „Ein Mannichfaltiges." Was ist dieses Mannichfaltige? „Nichts ausser uns, sondern Störung unserer alten Lage und Einleitung einer neuen, ein in uns Bewirktes. Die Empfindung empfindet nur das *Afficirt werden*, nicht das *Afficiren* oder gar das *Afficirende*, nicht das *Wirken*, oder gar das *Wirkende;* sie bleibt als solche immer nur in sich selbst versunken, ohne alle Ahndung eines *Ausser ihr*, sie sieht nur sich, und *sonst Nichts.*" Diese Erklärung ist vollkommen idealistisch, und sie vorausgesetzt, haben *Kant*, *Fichte* und *Schelling* Recht. Wir empfinden alsdann als Empfindungen, hören mit unsern Ohren u sere eigenen Ohren, sehen mit unsern Augen u sere eigenen Augen, kommen schlechterdings die Empfindung nicht hinaus über das subject *Befinden* auf ein objectives *Seyn.* Die Empfind dann nicht die Nehmung eines *Wahren*, eines nen, sondern bloss die Nehmung *ihrer selbst*, üb sen Wahrheit oder Unwahrheit nicht die Re kann. Hr. *W.* sagt freylich, das *über sich selbst gelangen* sey ein Werk des *Schlusses*. Aber bald S. 196 und 197. wird gesagt: der Verstand e nie den Gegenstand, könne so wenig über die Objecte hinaus, als die Empfindung. Auc die Vernunft kann es, sofern sie Schlüsse macht. Der Vf. wäre also hierin mit sich selbst une Entweder muss sich der Philosoph dem Idealis geben, oder er muss annehmen, dass in der *e den* Empfindung S. 281. unmittelbar ein *Emp* erzählt werde, dass in dem Afficirtwerden unm die *Gewissheit* eines afficirenden *Objectes* entsteh diese Gewissheit des Objectes und seiner W die eigentliche Wahr-*Nehmung* sey, wozu man die Empfindung gelange. Ohne Schluss, d. h Beweis (denn alles Schliessen ist nur ein Bew ist alsdann durch das unmittelbare Zeugniss d pfindung und Anschauung gewiss: es giebt Empfindung ohne ein Empfundenes, kein schauung ohne ein Angeschautes. Wahrheit dann in beiden, wenn die Uebereinstimmu Empfindung und des Empfundenen, der Ansc und des Angeschauten erkannt wird, wie in d thematik die Gleichheit zweyer Triangel da dass sie sich decken.

4. Es liegt in der Natur des Idealismus, *einen* Arm hat, das Höchste der Philosophie zu fen, dass er die Realität, welche ihm entflieht ein schaffendes Vermögen hervorbringen lässt *W.* bedarf wegen der idealistischen Bestimmu Erklärung der Empfindung, eines solchen schaf Vermögens, und findet es in der Vernunft Lehre von ihr und den Ideen ist eigentlich n Fortsetzung der Lehre von der Empfindung u Objecten. Allein, so wie es ein unmittelbares niss eines objectiven Seyns in der Empfindung muss, wenn wir überhaupt von Wahrheit in ihr wollen, so muss es ein unmittelbares Zeugnis höhern Seyns durch Vernunft geben. Von Zeugniss unterrichtet uns das Gefühl, aber halt dieses Zeugnisses ist nicht etwas durch d nunft *Hervorgebrachtes*, sondern von der Ve *Vorausgesetztes* und mit ihr Gegebenes. Wie d pfindung auf ein empfundenes Object hinwei die Vernunft auf ein höchstes Gutes, Schön Wahres. Dieser Hinweisung kann der Mens in seinem innersten Geiste, in seiner *Persönlich* wiss werden, und so wie das Sinnenobject vor setzt wird, als Etwas, das der Mensch sinnli pfinden und wahrnehmen kann: so wird jenes h Gute, Schöne und Wahre vorausgesetzt, als

stand unsrer Bewunderung, Liebe, Achtung, — als *Gott*. Er, der Eine, Heilige, *ist* im eminenten Sinne.

Statt dieser unmittelbaren *Voraussetzung* durch Vernunft, lehrt Hr. *W.* eine *Schöpfung* durch Vernunft. Obgleich er S. 86. behauptet: die Philosophie, und also auch ihr Organ, die Vernunft, schaffe nicht das Absolute selbst, sondern die Idee desselben, so ist es doch bloss diese Idee, welche nach S. 253. von dem Gefühl berühret und von dem Willen ergriffen und angeeignet wird. Der Mysticism von gewöhnlichem Schlage glaubt: „ein ausser uns befindliches Höheres, das doch eigentlich *nur* in uns selbst, in unserer Vernunft ist, zu fühlen." (S. 241.) Das Gefühl giebt bloss Nachricht vom Selbstafficiren, die Vernunft berührt uns mit ihren selbstgeschaffenen Ideen, die weder ganz noch in Theilen, (d. h. überhaupt nicht) ausser ihr vorhanden sind, unmittelbar, und durch dieses Selbstafficiren und Berühren der Vernunft wird uns Realität berichtet. Realität geht also hervor aus selbstgeschaffenen Ideen der Vernunft, und sie soll der Wille ergreifen, der, als ein *vernünftiger* Wille, doch unmöglich ohne Ahndung der Selbstschöpfungen der Vernunft seyn kann! Um aber die Realität aus der idealen Selbstschöpfung real zu machen, hilft sich Hr. *W.* durch Substantivirung der als Adjectiven producirten Ideen der Vernunft, des Schönen, Erhabenen, Wahren und Heiligen. Wohin erhebt sich denn der Geist, wenn er sich zu diesen substantiven Ideen erhebt? Zu seinen eigenen Geschöpfen, wenn er anders Vernunft ist. Also nicht zu einem Gott, der mehr als sein eigenes Werk ist. Hr. *W.* braucht deswegen auch seltener das Wort *Gott*, als die Wörter; das *Göttliche*, die *Gottheit*, das *Absolute*, und es würde zum Theil einen sonderbaren Sinn geben, wenn man die letztern mit dem ersten vertauschen wollte. Das ursprüngliche und positivste Merkmal eines vernünftigen und also auch des göttlichen Wesens, welches sich geben lässt, die *Persönlichkeit*, findet Rec. nicht angegeben, wohl aber eine Menge negativer Bestimmungen, von denen der Uebergang zur Position gemacht werden soll. Einige Stellen klingen sogar vollkommen Schellingisch, z. B. S. 370.: „Das Höhere, Lebendigere, Göttliche, die Urkraft an der ganzen Welt, erscheint an der einen Klasse von Wesen mehr als an der andern. Vorzüglich theilen sie sich in dieser Hinsicht in zwey Hauptgattungen, wovon an den Einen die Kraft, das Absolute, an den Andern der Mangel an Kraft, das Relative, das Hervorstechende ist. Die letztere Gattung zeichnet sich aus durch Leblosigkeit, Nichtigkeit, Seyn im Raume, die erstere durch Lebendigkeit, Realität, Vorstellen (aber freylich nur Vorstellen in der Zeit, oder Geist, Person, Subjectives). An sich sind beide, das Objective und das Subjective, Nichts, und in so fern auch Eins."

Abgesehen von dieser bloss idealen Entstehung der Ideen des Schönen, Guten, Heiligen, ist Rec. mit der Art, wie Hr. *W.* ihren Einfluss auf Menschheit und Philosophie darstellt, und vielen einzelnen Aeusserungen vollkommen einverstanden. Die Verschiedenheit seiner Denkart von der des Vfs. lässt sich vielleicht am deutlichsten in einem aus Plato entlehnten Bilde auffassen. Die Augen, sagt Plato, sehen die Gegenstände und das Licht, sind aber nicht die Gegenstände durch das Licht selbst; so schaut auch die Vernunft das Gute und Schöne nicht ohne ein Licht. Die Idealisten, und wie es scheint, auch Hr. *W.*, sprechen: diess Licht ist die Ideenschaffende Vernunft selbst. Rec. spricht lieber mit Plato: die Vernunft erschafft nicht selbst das höchste Gute und ist nicht ihr eigenes Licht; sondern wie der empfindbare Gegenstand dem Sinne gegeben ist, so der erhabnere Gegenstand des Gefühls der Vernunft; und wie das der Sonne verwandte, aber nicht mit ihr identische Auge den Gegenstand schauet, so schauet der Gottverwandte aber nicht mit Gott identische Menschengeist das höchste Gute, Schöne und Wahre.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Stuttgart*, b. Uebel: *Julie und Ludolf* oder *Liebe und Edelsinn.* Ein sentimentales Theatergemälde nach dem Französischen des *Karl Bonafont*. 1803. 114 S. 8. (9 gr.) — Die Witwe Julie, eine junge Gräfin, ist im Begriff, ihren zärtlich geliebten Valcourt der kindlichen Pflicht gegen einen kürzlich gestorbenen Vater, der auf dem Todtenbette sie feyerlich und mit einer Bedeutung, die sonst ein wichtiges Familiengeheimniss ahnden liess, den Sohn seines Freundes zu heurathen beschworen hatte, diesem aufzuopfern. Dadurch geräth der Geliebte natürlich fast zur Verzweiflung. Aber Ludolph, dem Valcourt aufgeopfert werden soll, ist zum Glück kein so feuriger Werber, dass er nicht, sobald er von der Lage der Dinge deutlichen Aufschluss hat, in seinem Herzen Raum für Grossmuth übrig haben sollte. Er will nicht bloss die Achtung, er will das Herz und die freye Neigung der, die seine Gattin werden soll; am allerwenigsten, da Valcourt auf den Rath einer unterhandelnden Freundin der Gräfin, einer Sophie, ihm seine Verzweiflung schriftlich kund gethan hatte, will er sein eigenes Glück auf Kosten des fremden Unglücks. Diess wird auch zur rechten Zeit durch den biedern Ludolph verhütet, was auch noch eine Zeit lang die seltsame Schwärmerin der Pflicht (der Kampf zwischen dieser und ihrer Neigung ist doch nur ein wahrer Komödienkampf) sich dagegen sträubt. Schade, dass der Edelsinn Ludolphs dadurch unter den Händen des Dichters viel verlieren muss, dass Valcourt, ehe ihm sein Glück angekündigt wird, vorher eine sehr derbe, nur eine gemeine Denkart verrathende, Probe bestehen muss. — Man sieht, die Intrigue ist verbraucht; die Charaktere sind flach und besonders die der Julie und Ludolfs zerstören sich selbst. Sprache und Dialog sind übrigens besser in diesem Stücke, als in den andern des offenbar durch Vielschreiberey sich schadenden Vfs., der zwar keine besondern Talente für das dramatische Fach zu haben scheint, aber doch gewiss nicht ohne alle Talente für dasselbe ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. December 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Isocratis opera, quae exstant, omnia*, ad optimorum exemplorum fidem emendavit, varietate lectionis, animadversionibus criticis, summario et indice instruxit *Wilhelmus Lange*, Phil. D. et AA. LL. M., Gymn. Halens. Collega. 1803. 84 u. 836 S. 8. (4 Rthlr.)

Keiner unter den klassischen Schriftstellern Griechenlands hat bis jetzt ein ungünstigeres und unverdienteres Schicksal gehabt, als *Isocrates*, ein Schriftsteller, der wegen der ächt-attischen Eleganz, Correctheit und Leichtigkeit seines Stils es vorzüglich verdiente, selbst von den blossen Liebhabern der griechischen Literatur gelesen und studirt zu werden. Aber bis jetzt gab es, wenn man die Ausgabe des Panegyricus von *Morus* und des Evagoras von *Findeisen* ausnimmt, in Deutschland keine, selbst nur auf einen blossen correcten Abdruck beschränkte Edition desselben, die das Studium desselben hätte erleichtern können, als die kleinern *Wolf*'schen vom J. 1571. u. a., die ohnediess durch ein unangenehmes Aeussere und Uncorrectheit des Drucks nicht sehr einladen; denn die englische Ausgabe von *Battie* (Cambr. 1729. u. London 1749.) und die französische von *Auger* (Paris 1782.) sind für den gewöhnlichen Gebrauch zu selten und zu kostbar. Es war also allerdings ein verdienstliches Unternehmen, die Lesung dieses Redners durch eine neue, correcte und zum Gebrauch bequeme Ausgabe zu erleichtern und zu befördern. Bey einem solchen Unternehmen ist ein genau durchdachter und fest durchgeführter Plan mehr, als bey andern ausführlichen Ausgaben, ein Hauptbedürfniss, da solche Editionen für einen bestimmten und eingeschränkten Zweck und eine gewisse Klasse von Lesern berechnet seyn müssen. Entweder schränkt sich der Herausg. bloss auf eine kritische Berichtigung des Textes ein, oder er nimmt vorzüglich auf Erklärung Rücksicht, wobey jedoch immer ein von dem Herausg. selbst oder von einem andern berichtigter Text zum Grunde liegen muss. Ist das erstere der Fall, so stellt er entweder bloss die Resultate seiner kritischen Untersuchungen, nach sorgfältiger Vergleichung aller vorhandenen Hülfsmittel und einer durch die Regeln der Kritik genau bestimmten Auswahl des Richtigen, in einem möglichst gereinigten Texte dar, ohne die Materialien seiner Forschungen oder die *Varietas lectionis* selbst sogleich mit aufzuzählen (von dieser Art sind der *Reiz*ische Herodot, der *Eichstädt*ische Diodor, die Ciceronianischen *Quaest. Tusc.* und der Homer von *Wolf* u. a.), oder er führt zugleich die verschiedenen Lesearten genau u. vollständig, mit Ausnahme solcher, die offenbare Schreib- oder Druckfehler sind, mit auf; dann aber muss er seine Wahl durch die Gründe, die ihn dabey leiteten, unterstützen. Aber alle Hülfsmittel zur Erklärung kann auch eine solche kritische Ausgabe nicht entbehren; ausser den Erklärungen, welche durch die Vertheidigung der Vulgata, oder die Begründung einer neu-aufgenommenen Leseart nothwendig gemacht werden, muss der Herausg. wenigstens dafür sorgen, dass der Leser einen Ueberblick des Ganzen, des Zusammenhangs der einzelnen Theile, erhält; dieses geschieht bey Reden durch die Summaria. Erklärungen einzelner Redensarten und Ausdrücke finden, ausser den oben angegebenen Fällen, nur bey sehr schwierigen Stellen Statt; wo dann die Erklärung dazu dient, die Richtigkeit einer Stelle zu zeigen, und Versuche zu ihrer Veränderung abzuhalten.

Rec. gesteht, dass er in der gegenwärtigen Ausgabe des Isocrates keinen solchen festen Plan hat entdecken können. Sie gehört zu der zweyten der oben angeführten Klassen kritischer Ausgaben; sie enthält eine Aufzählung der verschiedenen Lesearten, und die Anmerkungen sind grösstentheils kritisch; aber die Lesearten sind sehr unvollständig aufgeführt, wie wir unten zeigen werden; in den Anmerkungen werden bloss bey den letzten achtzehn Reden die Gründe für die Abweichung von der *vulgata*, und zwar sehr dürftig und mager, aufgestellt; bey den drey ersten wird die *vulgata* ganz allein angeführt, und der Herausg. sah sich genöthigt, diesen Mangel in den *Addendis et Corrigendis* S. 51 — 84. zu ersetzen (s. *Praef.* p. 21 sq.); eine Ungleichheit, die er hätte vermeiden können, wenn er seine Ausgabe erst nach vollständiger Bearbeitung des Textes und Ausarbeitung der Anmerkungen dem Drucke übergeben hätte. In diesem Falle besann sich der Herausg. doch schon bey der vierten Rede eines bessern; allein zwey andere Verbesserungen fielen ihm erst bey der fünften Rede, an den Philipp, ein; die vier ersten nämlich haben weder eine allgemeine Inhaltsanzeige, noch sind sie in Kapitel eingetheilt, obgleich der Panegyricus schon in der Ausgabe von *Morus* in Abschnitte eingetheilt ist; die übrigen Reden sind dagegen nach Kapiteln abgetheilt; die 5te, 6te, 7te, 8te u. 11te haben die griechischen Inhaltsanzeigen theils aus Dionysius Hal. Kunsturtheil über Isocrates, theils von einem Ungenannten, nicht die Wolfischen, obgleich Hr. *L.* diese den Briefen vorgesetzt hat. Von der 17ten Rede ist in dem Summarium unter dem Texte eine dürftige Angabe

gabe des *status causae* eingeschaltet; bey der 18ten und 20sten ist diese vorausgeschickt. Das Zweckmäfsigste wäre unstreitig gewesen, wenn Hr. *L.* sich die Mühe genommen hätte, jeder Rede ein neu-gearbeitetes Argumentum, worin die Veranlassung und der Gesichtspunkt, so wie eine Ueberficht der Oekonomie und des Zusammenhanges der Rede, angegeben wäre. Das unter dem Texte fortlaufende Summarium, das wahrscheinlich dem Reizischen beym Herodot nachgebildet ist, obgleich ein Geschichtschreiber und ein Redner eine verschiedene Behandlungsart erfordern, kann diesen Zweck nicht erfüllen. Auch kann es nicht anstatt einer Version dienen, welche Absicht der Herausg. (*Praef.* p. 20.) angiebt; denn als *Summarium* muss es nur die Hauptsätze ausheben; die Schwierigkeiten können aber in den Nebensätzen seyn; oder es drückt auch diese aus; dann hört es auf, ein Summarium zu seyn. Unserer Meinung nach ist ein Summarium bey einer Rede nur dann zweckmäfsig, wenn es dasjenige in den eigentlichsten Ausdrücken enthält, was der Redner mit rhetorischem Schmucke und rhetorischen Erweiterungen u. s. w. sagt, damit der Leser bey Vergleichung beider die Kunst des Redners besser einsehe; aber auch diese Behandlung ist einer kritischen Ausgabe fremd. Wir übergehen eine andere Unbequemlichkeit, dass nämlich Hr. *L.* die Anmerkungen nach den Zeilen des Textes numerirt hat, ohne dass doch diese Zeilen durch hinzugesetzte Zahlen, wie beym Wesselingschen und Reizischen Herodot, bezeichnet sind, so dass man bey jeder Anmerkung die Zeilen zählen muss, um diejenige zu finden, worauf sich jede Anmerkung bezieht. — Der Erklärungen sind auch unsers Bedünkens mehr, als der Zweck einer solchen Ausgabe verträgt. Hr. *L.* bestimmte diese Ausgabe, wie wir aus der Vorr. S. 19. schliessen, vorzüglich für Schulmänner, *quorum labor permagnus esse solet, et parvula merces.* Was müssen das aber für Schulmänner seyn, die Erklärungen bedürfen, wie folgende, selbst in den Addendis nachgetragene, sind? S. 1. v. 3. 4. Add. διαφορὰν εἰλήφασιν *exquisitius dictum pro* διαφέρουσι. Ibid. 5. παρόντας *h. l. idem est ac* ἕως ἂν παρῶσι. S. 5, 10. Add. ποιήσας, *i. e.* ἐὰν ποιήσῃς. *Wolf.*: „*si quid unquam turpe feceris, minime clam fore sperato.* S. 5, 14. Add. (τὰς ἡδονὰς θήρευε, τὰς μετὰ δόξης) *Post* δόξης *suppleas* οὔσας; ἡδοναὶ *autem* μετὰ δόξης *sunt* ἡδοναὶ ἔνδοξαι (*sic!*). S. 6, 9. Add. (Σοφία γὰρ μόνη τῶν κτημάτων ἀθάνατον) *Intellige* χρῆμα. S. 7, 25. 26. Add. (Τοῦτο δὲ ποιήσεις, ἂν μὴ δεόμενος, τὸ δεῖσθαι προσποιῇ) μὴ *pro* μηδενὸς *et* δεῖσθαι *pro* τὴν δεῖαν *accipiendum est.* S. 10, 22. (ὅσω τὰ μὲν ἄλλα μοχθηρὰ πάντες κερδαίνοντες πράττουσιν, αὕτη δὲ μόνη καὶ προσεζημίωσε τοὺς ἔχοντας) Not. *Construe haec verba ita, ut* κερδαίνοντες *ultimum locum occupet, vertens: lucrum inde facientes*, und in den Addendis: *Post* ἔχοντας *suppleas* ἀπαιδευσίαν. S. 11, 2. Add. ἀπαγγέλλοντας *sc.* ἐκείνοις. Ibid. 7. δόξαντα. *Intell.* σοί. S. 13, 16. Add. κατὰ τὴν ἀσφάλειαν, *i. e.* ἀσφαλῶς. S. 57, 1. 2. Not. ἀμφοτέρων ἕνεκα, *duplicem ob causam.* Vgl. S. 64, 5., 72, 27., 102, 6. 7., 109, 14., 118, 11., 139, 1. μή τι πάθῃς, *ne quid tibi accidat, i. e. ne egrediaris e vita.* S. 176, 8. ἀργοτέρους εἶναι τὰς πράξεις *sc.* κατά. P. 179, 7. Τυνδάρεως *est casus primus.* S. 195, 19. ὧν οἱ πολέμιοι τυγχάνουσιν ἐξαμαρτάνοντες. ὧν, *i. e.* τούτων ἅ. S. 206, 22. θάνατον ἡμῖν αἱρετέον ἐστί. αἱρετέον *h. l. adverbium.* Oder fügte der Herausg. diese trivialen Anmerkungen hinzu, um dem *lectori vel primis tantum elementis imbuto*, wie er S. 21. sagt, die Sache zu erleichtern? Für einen solchen gehört aber der Isocrates gar nicht; dieser muss erst die leichtern Stücke aus *Gedike's* griechischem Lesebuche analysiren und übersetzen lernen; oder der Lehrer wird ihm dergleichen Schwierigkeiten, und oft gründlicher, erklären. Von den Anmerkungen aber, von denen Hr. *L.* (S. 21.) sagt: *Modo tum generis sunt, ut vocant, exegetici, ubi res aliqua ex alio auctoris loco lucem accipiebat*, finden wir dagegen äusserst wenig Beyspiele.

Ein vorzügliches Hülfsmittel zum Verstehen eines Schriftstellers ist die richtige Interpunction. Aber auch diese finden wir an Stellen, wo sie vorzüglich nöthig war, häufig vernachlässigt. Um nur ein Paar Beyspiele anzuführen, so ist S. 5. in der παραίνεσις πρὸς Δημόνικον Z. 4. ganz richtig interpungirt: Ἔθιζε σεαυτὸν εἶναι μὴ σκυθρωπόν, ἀλλὰ σύννουν· δι' ἐκεῖνο μὲν γὰρ etc. So auch Z. 9 fg. Aber Z. 6 fg. ist diese falsche Interpunction: Ἡγοῦ μάλιστα σεαυτῷ πρέπειν — σωφροσύνην. Τούτοις γὰρ ἅπασι δοκεῖ κρατεῖσθαι τὰ τῶν νεωτέρων ἤθη. Und so sind durch die ganze Rede und die folgenden die Causalsätze von denen, deren Ursache sie enthalten, bald durch ein Colon, bald aber durch ein Punctum getrennt. S. 5. Z. 11. Τοὺς μὲν θεοὺς φοβοῦ, τοὺς δὲ γονεῖς τίμα. Τοὺς δὲ φίλους αἰσχύνου. Τοῖς δὲ νόμοις πείθου, wo statt der Punkte überall Semicola stehen sollten. Aber freylich haben die ältern Editionen dieselbe fehlerhafte Interpunction. [Diese haben aber eine Einrichtung, welche Hr. *L.* billig hätte beybehalten sollen; die einzelnen abgerissenen Sätze in den Reden *ad Demonic.* und (in der Ausg. von *Battie*) *ad Nicoclem* und *Nicocles* sind in denselben abgesetzt; in dieser Ausgabe aber, wie zusammenhängende Sätze, fortlaufend gedruckt.] *Panegyr.* S. 66. Z. 9. muss das Comma nach ἐχόντων weg, weil dieser Genitiv von μετὸν abhängt. *Ad Philippum* c. 45. sollte es heissen: Περὶ δὲ τῶν ἄλλων, ἡγοῦμαι ἀρκεῖν πρὸς παράδειγμα, τόν τε πατέρα σοι — καὶ τὸν τοῦ γένους ἀρχηγόν, εἰ τῷ μὲν εἴη βουλομένῳ λέγειν, οἱ δὲ δύναμιν λάβοιεν, τῶν αὐτῶν ἃ τούτων γενέσθαι συμβούλους, anstatt dass jetzt der Infin. γενέσθαι von den Subjects-Accusativen τὸν πατέρα καὶ τὸν κτησάμενον, καὶ τὸν ἀρχηγὸν durch ein Punctum hinter ἀρχηγόν. Ei getrennt ist. — *Archid.* p. 196. l. 9. steht ein Punctum hinter ἐπικουρήσοντας, und es folgt ein dem Anscheine nach ganz neuer Satz: Πρὸς δὲ τούτοις, obgleich das Participium ταῖς γε εὐνοίας μεθ' ἡμῶν ὄντας in diesem neuen Satze noch von ἐπίσταμαι in der ersten Zeile abhängt. *Areop.* p. 228. c. 16. οἱ τοὺς μὲν οἰομένους — ἀγνοεῖν ἐνόμιζον. Οὐδὲν γὰρ etc. Das μὲν hinter τοὺς zeigt an, dass in derselben Constructionsordnung ein anderer Satz mit δὲ folgen müsse; diesen Satz erkennt Hr. *L.* selbst an, in den Worten δεῖν δὲ (S. 229, 12.), wo er dem zufolge δεῖν, nach *Wolfs* Conjectur, statt δεῖ aufgenommen hat. Die richtige Interpunct

punction ist also folgende: :οἱ — — ἀγνοεῖν ἐνόμιζον (οὐδὲν γὰρ — ἀναγκάζεσθαι) δεῖν δὲ τοὺς εὖ πολ. S. 484 steht gar der Satz mit μὲν im 93. Kap. und der andere mit δὲ erst im 94. K. So auch S. 487. τοὺς μὲν πολλοὺς φθονεῖν. C. 96. Ἔστι δ' οὓς καὶ ἐπαινεῖν. S. 387, 11. muss das Punctum hinter ὄντων in ein Comma verwandelt werden; denn das Participium μετεσχηκὼς in dem vorhergehenden Satze kann nicht für sich stehen, sondern hängt mit dem οὐκ ἀγαπῶ (Z. 12.) zusammen, und die Worte τούτων — συμβεβηκότων repetiren die Summe des vorigen. S. 420, 4. hängt das Partic. εἰδὼς noch von φαίνωμαι ab; gleichwohl ist interpungirt: ἐὰν φαίνωμαι — σπουδάζων περὶ τὴν τοῦ λόγου συμμετρίαν. Καὶ ταῦτα σαφῶς εἰδώς. — Wir enthalten uns, mehrere Beyspiele anzuführen, die der aufmerksame Leser in Menge finden wird.

Wir gehen jetzt zur Untersuchung dessen über, was Hr. *L.* zur Verbesserung des Textes gethan hat. Ausser den bis jetzt erschienenen Editionen erhielt er noch die Collation eines Münchner Codex vom Ende des 13ten Jahrhunderts von Hn. Biblioth. *J. Hardt*, und vom Hn. Hofr. *von Matthäi* die Varianten eines Augsburger Codex. Unter den Bearbeitungen einzelner Reden vermissen wir die Uebersetzung des Panegyricus von *Wieland* im Attischen Mus. Bd. I. H. 1., welcher einige gute Bemerkungen beygefügt sind. Da Hr. *L.* einmal die *Varietas lectionis* seiner Edition beyfügen wollte: so lag es ihm ob, diese, bis auf die offenbaren Schreib- oder Druckfehler, vollständig anzuführen; allein diese Aufzählung der Varianten ist äusserst mangelhaft, und verliert dadurch alle Autorität und allen Werth. Um nichts von der sonderbaren Bezeichnung zu sagen, da die Varianten der Codd. bey *Battie* bald so bezeichnet sind: *Auger.* R — X, bald *Cod. Battiei*, wollen wir nur die in der παραίνεσις an den Demonicus übergangenen Lesearten aus der Ausgabe von *Battie* hier nachholen. S. 1. v. 12. ὑμᾶς *Cod. Coll. Nov.* und *Harlej.*, welche beide auch εὐνοίας anstatt φιλίας lesen. — S. 2. v. 2. hat auch *Cod. Barocc.* die Leseart καὶ σοὶ μὲν ἀκμή. Doch vielleicht ist dieser schon in der Angabe: *Cod. Augerii quatuor*, καὶ σοὶ μὲν ἀκμή, enthalten. Ebend. 11. μόνον fehlt in *MS. Barocc.*, der in der folgenden Zeile auch καὶ auslässt. Ebend. 20. ἐστι fehlt in *MSS. Laud. Coll. Nov. et uno Bodl.* Ebend. 25. hat *Cod. Bodl.* das ταύτης nicht. Statt ἔβλαψε hat *MS. Baroc.* ἐλυμήνατο. — S. 3, 1. fehlt ἐν vor ταῖς διανοίαις auch in den *MSS. Bodl. Baroc. duobus Harlej.*, so wie in dem *Cod. August. ed. Ald.* und beym *Stobaeus*, die Hr. *L.* in den Add. anführt. Ebend. 4. hat *Cod. Barocc.* (ist das der *unus Auger.*?) καθιστᾶσα. — S. 3, 10. haben die *MSS. Laud. Coll. N. et Bodl.* ἐπέβαλλεν st. ἐπέβαλεν. Ebend. 13. σοι (welches der Herausg. aufgenommen, ohne anzumerken, woher?) findet sich auch in *MSS. Laud. Bodl.* und *Harlej.* Ebend. 17. Statt παρακαίρως, wo Hr. *L.* gar keine Variante bemerkt, haben die *MSS. Laud. Coll. N. Bodl.* παρὰ καιρὸν; und *Cod. Harlej.* ἀκαίρως. — S. 4. v. 3. hat *Cod. Harlej.* δεῖ σε ζῆν statt δεῖ ζῆν σε. Ebend. 9. wo auch keine Variante angeführt ist, *MS. Bodl.* πρὸς τοὺς αὐτ. statt ἐπὶ τούς, und *MS. Harlej.* προσήκειν οὕτως statt οὕτω πρ. Ebend. 17. fehlt in dem *MS. Bodl.* ἅπασιν. Ebend. 24. 25. haben die *Codd. Harlej.* Τοιοῦτος γίνου περὶ τοὺς σεαυτοῦ γονεῖς, οἵους ἂν εὔξαιο περὶ σεαυτὸν γενέσθαι τοὺς σοὺς παῖδας. — S. 5, 21. τοιαῦτα hat auch *Cod. Harlej.* statt ταῦτα. Derselbe hat πράττωσιν st. πράττουσιν, so wie die *MSS. Bodl. Coll. N.* ἢν πράττωσιν *MS. Laud.* — S. 6, 20. lässt *Cod. Harlej.* das schleppende ἴσῃ weg. Ebend. 28. lässt *Cod. Harlej.* das ἂν hinter ὀργῇ weg, welches auch Hr. *L.* weggestrichen hat, aber ohne seine Autorität anzugeben. — S. 7, 2. 4., wo Hr. *L.* keine Variante anführt, haben *MSS. Laud. Bodl. Barocc. Coll. N. Harlej.* ἐὰν st. ἄν. — S. 8, 5. haben *Cod. Harlej.* und *Barocc.* βασανίζομεν, besser als das gewöhnliche δοκιμάζομεν, welches schon zwey Zeilen vorher einmal da gewesen ist. *Cod. Harl.* hat auch δυστυχίαις st. ἀτυχίαις, welches ebenfalls Z. 2. schon da war. Hr. *L.* führt gar keine Variante an. Ebend. 13. hat *Cod. Bodl.* die richtigere Ordnung πολλοὶ γὰρ ἀτυχοῦσι μὲν τοῖς φίλοις (dem entgegensteht καλῶς δὲ πράττουσι) anstatt πολλοὶ μὲν γάρ. In dem *MS. Laud.* fehlt μέν. — S. 9, 3. haben auch *MSS. Barocc. Coll. N. Harlej.* das richtigere κτᾶσθαι, welches auch *Auger* aus vier Codd. aufnahm, anstatt des mit ἀπολαύειν gleichbedeutenden χρῆσθαι. (vgl. *Areop.* p. 226, 25.) Ebend. 4. hat *MS. Barocc.* ἐκτίσαι δύνασθαι, wovon das letztere Wort gewöhnlich fehlt. Ebend. 11. lehrt das Verhältniss der Sätze schon, dass es heissen muss: Τοὺς ἀγαθοὺς εὖ ποίει· καλὸς γὰρ θησαυρὸς — ὀφειλομένη· κακοὺς δ' εὖ ποιῶν, nicht: Τοὺς κακοὺς εὖ ποιῶν, ohne Verbindung; und so hat *Cod. Harlej.* Ebend. 17. πιστεύοντας. *MSS. Barocc. Laud. Bodl.* richtiger πιστεύσαντας. — S. 10, 2. πάντας, auf welches Hr. *L.* bloss aus *R. Agricola's* Version schliesst, hat *MS. Barocc.* τοὺς πάντας *MS. Coll. N.* Ebend. 14. hat *Cod. Harlej.* ταὐτὸν πάσχει. Ebend. 24. Anstatt ὃν — τοῦτο haben die *MSS. Baroc. Laud.* ὧν — τούτων. — S. 11, 2. hat der *Cod. Harlej.* nach αὐτῶν noch πρότερον, welches aufgenommen zu werden verdient. Ebend. 3. hat die *ed. Ald.* und *MS. L.* die richtigere Stellung der Worte Ἀρχὴ γὰρ φιλίας μὲν ἔπαινος, ἔχθρας δὲ ψόγος statt Ἀρχὴ μὲν γάρ. Ebend. 14. haben auch *MSS. Barocc.* u. *Harl.* die Glosse συμβούλῳ χρῆσθαι st. συμβουλεύεσθαι. Hr. *L.* führt bloss *unum Augerii* an. Ebend. σκόπει πρῶτον, *Harl.* πρότερον. Ebend. 17. hat Hr. *L.* περὶ τῶν ἰδίων st. ὑπὲρ τῶν ἰδίων aufgenommen, ohne seine Autorität zu nennen. Doch liest so *Cod. Harl.* u. *Laud.* περὶ τῶν οἰκείων *MS. Barocc.* Ebend. 17. hat *Cod. Harlej.* οὕτω δ' ἂν κάλλιστα βουλεύσασθαι παροξυνθείης st. μάλιστα βουλεύεσθαι, wo Hr. *L.* die Leseart κάλλιστα bloss als eine Conjectur von *Auger* anführt, mit dem Zusatze: *quod sensui non obstat*, und in den Add. die Leseart μάλιστα durch die Stelle S. 14, 15. vertheidigt: Μάλιστα δ' ἂν παροξυνθείης. — S. 12, 7. haben *Codd. Laud. Bodl. Coll. N.* anstatt ὧν γὰρ ἂν ἐκεῖνος ἁμάρτοι die nicht zu verwerfende Leseart διαμάρτῃ, *Stobäus* ἁμάρτῃ, in so fern der Conjunctiv nach den Relativis steht, wenn in der Construction ein Praesens oder Futurum vorhergegangen ist; ἁμάρτοι würde heissen: *worin er fehlen mag*, also unbestimmter ausgedrückt. Der Conjunctiv stimmt auch mehr mit der, zwar nicht in allen,

aber

aber doch in den meisten Fällen bewährten, Bemerkung von *Dawes Misc. crit.* p. 82. überein, wogegen *Burgeß* p. 501. einige Erinnerungen macht. — S. 12, 14. führt Hr. *L.* die Leseart ἀνέχου δὲ τὸ ἴσον ἔχων, welche der Sprachgebrauch erfordert (s. *Valken. ad Phoen.* 550.) bloss als eine Conjectur von *Wolf* an. So haben aber auch *Codd. Laud. Bodl. Coll. N.* Der *Cod. Barocc.* hat ἔχον. Ebend. 24. haben *MSS. Harlej.* und ein *Cod. Baroc.* ἀλλ' οὖν ἐλπίσι χρηστοῖς statt ἐλπίσι γε σπουδαίαις. — S. 13, 8. Χαῖρε μὲν ἐπὶ τοῖς συμβαίνουσι τῶν ἀγαθῶν, καὶ λυποῦ μετρίως, wo Hr. *L.* keine Variante anführt, haben *Codd. Laud. Bodl. Barocc.* Χαῖρε μὲν — λυποῦ δὲ, welches in dieser bis zum Ekel nach Concinnität haschenden Schrift vielleicht das richtigere ist. Ebend. 10. hat auch *Cod. Laud.* die Leseart ἐν μηδετέροις. Dagegen *Harlej.* und ein *Cod. Baroc.* μηδ' ἐν ἑταίροις ἄν. — S. 14, 17. fehlt τὰς vor ἐκ τούτων auch in den *Codd. Laud. Barocc. Bodl. Coll. N.* Ebend. 18. ἐν μὲν γὰρ τῷ ῥαθυμεῖν καὶ τὰς πλησμονὰς ἀγαπᾷν. Ein *Cod. Barocc.* und *Harlej.* καὶ τῷ τὰς πλ. ἀγ. — S. 15, 4. ist der *Usus Battiei*, aus dem Hr. *L.* die Leseart ἢ πολλοὺς ἔχει der *Cod. Harlej.* Ein *MS. Barocc.* hat διὰ τὸ πολλοὺς ἔχειν, *weil sie viele Tadler finden.* Ebend. 8. haben auch *Codd. Barocc. Harlej.* u. *Bodl.* ἤ που γε.

Diese Beyspiele mögen hinreichen, um zu zeigen, wie nachlässig Hr. *L.* bey der Sammlung und Anführung der Varianten verfahren ist. Wir haben nur die hauptsächlichsten angeführt; unbedeutendere lassen sich noch viel nachholen. Nicht sorgfältiger ist Hr. *L.* bey der Vergleichung anderer Ausgaben verfahren. In der Rede *ad Philippum* p. 145. heisst es in der Note zu v. 16.: εἴ τισι δόξειε. *Lectionem εἴ τί σοι, quam Auger. pro vulgata venditat, equidem nusquam reperi.* Aber so liest *H. Stephanus* p. 100. A. seiner Edition, welches schon *Battie* angemerkt hat. Eben so S. 292, 21.: Ἣν *ubique legitur. Hinc nescio, unde Auger. dicat, vulgatam esse* εἰ. So hat wieder die Ausgabe des *H. Steph.* p. 183. B., deren Text *Auger* die *vulgata* zu nennen pflegt. So ist auch S. 156, 17. die Leseart ἱδρυμένας bey *H. Steph.* p. 106. B.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

DRESDEN, b. Arnold: *Neue Grammatik der englischen Sprache;* ein Versuch, dieselbe nach Regeln zu lehren, von *Friedr. Götze*, ehemaligem Privatlehrer der englischen Sprache zu London u. Dresden. 1804. VIII u. 206 S. 8. (16 gr.)

Mit Recht entschuldigt sich der Vf., dass er die schon ungeheure Zahl von englischen Lehrbüchern mit einem neuen vermehrt, welches niemand thun sollte, wenn er nicht gewiss ist, etwas vorzüglich Ausgezeichnetes zu leisten. Aber er sagt, dass die mehresten Grammatiken Copieen von einander sind, und dass bis jetzt kein Engländer über seine Sprache geschrieben habe (welches ein gewaltiger Irrthum ist), und also die Sprachlehre sehr fehlerhaft seyn müsse. Er habe diese Bogen eigentlich zu seiner eigenen Bequemlichkeit aufgesetzt, und würde sie vielleicht nie dem Drucke übergeben haben, wenn ihn nicht viele seiner Schüler gebeten hätten, eine Anweisung zur leichten Erlernung der englischen Sprache zu schreiben u. s. w. — Wirklich könnten wir dieser Grammatik entbehren, so wie vieler andern. Indessen will Rec. dem Vf. gern zugestehen, dass sie mit Kenntniss der Sprache geschrieben, und nicht nach dem gewöhnlichen Schlendrian abgefasst ist. — Bey der Aussprache hält er sich wenig auf, und glaubt, dass der, welcher die Hauptregeln recht merkt, viel eher richtig lesen werde, als der, „welcher sich den Kopf mit dem unnützen Kraine zerbricht, der in den gewöhnlichen Grammatiken zu finden ist." — Dass dieser Wust nicht nur wenig hilft, sondern auch sehr schadet, hat Rec. zu wiederholten Malen öffentlich gesagt. Am Ende muss der mündliche Lehrer für die Aussprache immer das Beste thun, und es ist so unmöglich, sie durch Buchstabenzeichen, als durch Accente dem Ausländer beyzubringen. Gefehlt hat der Vf. darin, dass er seine Regeln nicht immer bestimmt genug ausdrückt; z. B. S. 6.: „den harten Laut bekommt das *c* allemal, wenn es eine Sylbe endigt, als *tobac-co* (richtig!), *can*, *cord*, *cub*, *clean*?" — die darauf folgende Regel ist auch nicht bestimmt und deutlich genug, so wie einige andere. — Seine Beyspiele sind immer aus den besten Schriftstellern genommen, und richtig angepasst, so wie überhaupt die Behandlung der mehresten Regeln recht gut ist.

Da der Vf. dieses Werkchens vorzüglich Kürze mit beabsichtigte, so hätte er die letzten [illegible] ten füglich weglassen können; denn zur Uebung im Uebersetzen und Lesen, wozu sie bestimmt sind, reichen sie nur auf kurze Zeit hin, und dann muss der Lehrling doch zu andern Büchern seine Zuflucht nehmen. — Die Buchstaben *S. T. P.* (S. 206.) bedeuten nicht *Doctor in divinity*, sondern *Sacrae* oder *Sanctae Theologiae Professor.*

Da bey Lehrbüchern die Richtigkeit des Drucks eine Hauptsache ist, so wäre zu wünschen gewesen, dass der Vf., der am Druckorte wohnt, das eine Seite lange Verzeichniss von Verbesserungen nöthig gemacht hätte.

BREMEN, b. Seyffert: *Englisches Lesebuch für [illegible] die das Gedickesche englische Lesebuch gelesen und verstanden haben.* 1803. 226 S. 8. (12 gr.)

Eine nicht unzweckmässige Auswahl prosaischer und poetischer Stücke für die Jugend, die Nahrung für Geist und Herz liefert, und daher vieles zu größern Fortschritten in der englischen Sprache beytragen kann, wiewohl man freylich hier vieles wieder findet, was frühere Sammlungen aufnahmen. Unter den prosaischen Aufsätzen sind mehrere aus dem *Spectator* genommen; unter den poetischen findet man u. a. *Thomson's* Hymne, *Gray's* Elegie auf einen ländlichen Kirchhof, König Lear und seine drey Töchter, u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. December 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Isocratis opera, quae exstant, omnia, — a Wilh. Lange* etc.

(*Fortsetzung der in Num. 366. abgebrochenen Recension.*)

Was nun die Würdigung der verschiedenen Lesearten und der Muthmassungen und Vertheidigung anderer, die Versuche zur Erklärung schwieriger und angefochtener Stellen, und eigene Vorschläge des Herausg. zu Verbesserungen betrifft: so hat Hr. *L.* in der Vorr. S. 22. einige gute Grundsätze der Kritik aufgestellt, z. B. dass der Text nie verändert werden müsse, wenn die Veränderung nicht durch die verglichenen Codices bestätigt werde, ausgenommen wenn der Text offenbar verdorben sey; dass man eine schwierige Stelle eher zu erklären, als zu verändern suchen, und nur solche Veränderungen aufnehmen müsse, die durch den Context, den Sprachgebrauch und die Manier des Schriftstellers unterstützt würden; vor allen Dingen aber sich hüten solle, gute Lesearten gegen schlechte zu vertauschen. Auf diese Art hat Hr. *L.* einige Stellen wirklich verbessert. So ist S. 7, 15. aus vier Codd. bey *Auger* und aus der Münchner Handschrift die Leseart ἐκ κινδύνων μεγάλων διασώζων, statt ἐκ κινδύνων διασώζων, mit Recht aufgenommen. Im Panegyr. S. 54, 8. ist die von *Morus* gebilligte Leseart ἡγοῦμαι δ' οὕτως ἀεὶ (statt ἂν) μεγίστην ἐπίδοσιν λαμβάνειν mit Recht nicht aufgenommen, wobey jedoch ein Grund der Verwerfung hätte angeführt werden müssen; ἂν gehört nämlich zu λαμβάνειν statt λήψεσθαι, wie S. 553, 17. ἂν ἀφεῖσθαι st. ἀφεθήσεσθαι. (s. *Dawes Misc. crit.* p. 82.) — S. 108, 9. ist die Vulgata ἐμπειρίαις mit Recht, nur mit schwachen Gründen, gegen *Morus* vertheidigt. *Symm.* p. 254, 12. ist mit Recht aus dem *Cod. Bavar.* und *Cod. J.* bey *Auger* aufgenommen, ὅτι, προσῆκον ἡμᾶς — σπουδάζειν, ὑμεῖς δὲ etc. statt προσῆκεν. Nur hätte dieser in dieser Verbindung immer seltene Gebrauch des δὲ mit Beyspielen belegt werden sollen, z. B. π. ἀντιδ. S. 596, 18. — Eine gute Conjectur ist aufgenommen S. 331, 4.: γνώμη st. ῥώμη. So auch S. 612, 1.: τοσούτων ἐτῶν st. ὄντων. Nur heisst dieses nicht *tot annis post*, sondern *per tot annos*. Dagegen können wir die *Panath.* p. 486, 6. aufgenommene Conj. καὶ πρᾶγμα τῶν καλῶν καὶ φιλοσόφων statt καὶ πραγμάτων κ. nicht billigen, da das καὶ, *adeo*, hier sehr matt und schleppend ist. (Vielleicht καὶ πραγμάτων καλῶν, καλὸν καὶ φιλόσοφον.) Eine andere Bedenklichkeit hat Hr. *L.* selbst gegen diese Conjectur in der Vorr. S. 34. vorgebracht. So auch S. 491, 1., wo διαλεχθῆς, welches auf die Unterredung mit seinen Freunden und Schülern geht, der öffentlichen Bekanntmachung τῷ φανερὸν ποιῆσαι τοῖς ἄλλοις ἅπασι schon an sich entgegengesetzt ist. — Allein um jene und andere Grundsätze der Kritik nicht bloss an einigen Stellen zu befolgen, ist ein reifes Urtheil, unterstützt durch gründliche Sprachkenntniss und vertraute Bekanntschaft mit dem Stile des Schriftstellers, durchaus erforderlich, welches den Herausg. in den Stand setze, jene allgemeinen Regeln auf jeden vorkommenden Fall gehörig anzuwenden. Diese richtige Anwendung der Grundsätze vermissen wir an den meisten Stellen in Hn. *L's.* Ausgabe. Zuweilen ist die gute Leseart der meisten Codd. durch eine weniger gute Leseart einiger Codd. verdrängt, oder die durch den ganzen Context erforderliche Leseart eines oder einiger weniger Codd. der unpassenden oder sinnlosen Leseart aller übrigen Handschriften und Ausgaben nachgesetzt worden. Viele Stellen müssten auch gegen alle Codd. durch eine Conjectur verbessert werden; andere sind durch aufgenommene Conjecturen entstellt worden, da sie eine passende Erklärung zuliessen. Endlich zeigt der Herausg. an vielen Stellen keine sonderliche Bekanntschaft mit dem griechischen Sprachgebrauche und der Manier des Isocrates. Einige Belege zu diesen Angaben finden sich schon bey dem Supplemente zu den Varianten und bey der Beurtheilung der Interpunction; einige andere wollen wir hier beyfügen. S. 1. v. 12. hat der Herausg. τεκμήριον τῆς πρὸς ἡμᾶς φιλίας drucken lassen, obgleich acht MSS. bey *Auger* (auch *Cod. Harlej.* und *Coll. N.*) πρὸς ὑμᾶς lesen, und vertheidigt diese Leseart in den Addendis so: *Contextus auctorisque sive imitatoris hujus loquendi subtilitas postulant, ut* φιλία *erga Demonicum a* συνήθεια (*consuetudine*) πρὸς Ἱππόνικον *probe secernatur. Quod si concesseris,* συνήθεια πρὸς Ἱππόνικον, *quae sequitur, requirit in hoc versu* φιλίαν πρὸς σέ, *sive, ut mutua significetur inter Isocratem et Demonicum amicitia,* φιλίαν ἡμῶν, *vel, quod idem est,* φιλίαν πρὸς ἡμᾶς, *neutiquam vero* πρὸς ὑμᾶς. Aber φιλία πρὸς ἡμᾶς heisst nie etwas anders, als die *Freundschaft eines andern mit uns;* keineswegs aber so viel, als φιλία ἡμῶν. Der Sinn, den Hr. *L.* für nothwendig hält, würde im Griechischen durch φιλία πρὸς ἀλλήλους ausgedrückt werden müssen. *H. Stephanus* zählt daher *Diatr.* I. p. 5a. diesen Ausdruck φιλ. πρὸς ἡμᾶς zu denen, welche beweisen sollen, dass diese Schrift von einem spätern Isocrates sey: *tunc enim neminem non dicturum fuisse* τῆς πρὸς ἀλλήλους φιλίας *existimo.* Verschieden ist der Ausdruck S. 57, 4.: ἡ πρὸς ἡμᾶς αὐτοὺς φιλονεικία. — S. 3, 9. οἷς ἡ τῶν τρόπων ἀρετὴ τηλικοῦτον εὐδοξίας χαρακτῆρα τοῖς ἔργοις ἐπέβαλεν, die Worte τοῖς

ἔργοις *tanquam suspecta* eingeklammert, ohne zu sehen, dafs dieselbe Construction auf derselben Seite Z. 1. vorkommt. οἷς ἂν ἀκριβῆλως ταῖς διανοίαις συναυξηθῆ. Bey dieser letztern Stelle sagt Hr. *L.* in den Add.: οἷς *h. l. ut alibi, pro* ὧν *positum est*, und zu der erstern Z. 9.: *vel* οἷς *positum est pro* ὧν, *cui tamen repugnat auctoris dicendi mos.* In dieser Stelle geht οἷς auf den Hercules und Theseus. — S. 4, 28. haben alle Ausgaben, bis auf die Mayländer, Τούτου δ' ἂν ἐπιτυγχάνοις, εἰ λήγοις τῶν πόνων. Hr. *L.* hat aus dem Augsburger Cod. und einer Handschrift bey *Auger* εἰ λήγεις drucken lassen, welches ein Solöcismus ist; denn εἰ steht immer mit dem Optativ, wenn in dem Nachsatze eine blofs unter der angegebenen Voraussetzung mögliche Handlung erwähnt, und die Bedingung selbst nur vorausgesetzt wird. (S. *Brunk. ad Aristoph. Plut.* 1037.) So S. 5, 20. μάλιστα δ' ἂν εὐδοκιμοίης, εἰ φαίνοιο. S. 14, 15. μάλιστα δ' ἂν παροξυνθείης - -, εἰ καταμάθοις. — S. 5, 21. εἰ φαίνοιο τοιαῦτα μὴ πράττων, ἃ τοῖς ἄλλοις ἂν πράττουσιν ἐπιτιμῴης. Hr. *L.* hat aus dem *Cod. August.* (womit auch *Codd. Harlej. Bodl. Coll. N. Laud.* übereinstimmen) ἄλλοις, ἂν πράττωσιν, ἐπιτιμῴης aufgenommen; allein das Participium πράττουσιν ist der Concinnität wegen vorzuziehen, da dieses vorher geht, und ἃ ἐπιτιμῴης, *was du tadeln würdest*, ohne ἂν, ist ebenfalls ein Solöcismus. — S. 7, 13. war δύο, wie verschiedene Editionen haben, nicht δύω, die attische Form. (S. *Dawes Misc. crit.* p. 347. *Valk. ad Phoen.* p. 220. *Brunk. ad Aristoph. Ran.* 1405.) — S. 7, 26. verwirft Hr. *L. Auger's* Conjectur, Τοῦτο δὲ ποιήσεις, ἄν, μὴ δεόμενος, τὸ δεῖσθαι προσποιῇ, περὶ δὲ τῶν ῥητῶν ὡς ἀπορρήτων ἀνακοινοῖ, wo sonst hinter προσποιῇ ein Punctum steht, und Περὶ τῶν ῥ. sq. eine neue Sentenz ausmachen. Allein die folgenden Worte: μὴ τυχὼν μὲν γάρ, οὐδὲν βλαβήσῃ, τυχὼν δέ, μᾶλλον τὸν τρόπον αὐτῶν ἐπιστήσῃ, enthalten offenbar den Grund der Sentenz S. 7, 23.: Μήτε μετὰ βλάβης πειρῶ τῶν φίλων, μήτε κ. τ. λ. Folglich wird auch die oben angeführte, zwischen beiden inne stehende Sentenz zu demselben Hauptgedanken als dessen Erklärung gehören, wo dann offenbar bey Περὶ τῶν ῥητῶν kein neuer Satz anfangen kann, sondern dieses mit dem vorigen zusammenhängen muss, περὶ δὲ τῶν ῥητῶν. Dann besteht jeder von diesen drey zu einander gehörigen Sätzen aus zwey Gliedern. — S. 8, 6. war οὕτω δ' ἂν ἄριστα χρήσῃ keinesweges der ohne angeführte Autorität (die sich in den *Codd. Laud. Coll. N. Bodl. Barocc.* findet) aufgenommenen Leseart οὕτω δ' ἄριστα χρήσῃ aufzuopfern. (Von ἂν mit dem Fut. Ind. f. *Markland ad Eur. Iphig. T.* 894., *Brunk. ad Arist. Nub.* 465. Vgl. *Paneg.* p. 111, 7.) Ebend. 13. sehen wir nicht ein, warum Hr. *L.*, anstatt des richtigen ἔστι γάρ, ἔστι δὲ hat drucken lassen. — S. 15, 4. missfällt Hn. *L.* der Artikel in den Worten: ἢ πολλοὺς ἔχειν τοὺς ἐπιπλήττοντας. Allein dieser ist dem Sprachgebrauche nach nothwendig (vgl. *Panath.* p. 415, 19.). *Panegyr.* p. 55, 19. hat Hr. *L.* drucken lassen: οὐδὲν γάρ, ὅτι τῶν τοιούτων οὐκ ἄξιός εἰμι μὴ πάσχειν, welches ganz dem Sinne entgegenläuft; denn in dieser Stellung, wenn die zwey Negationen zu zwey verschiedenen Verbis gehören, negiren die beiden Negationen nicht stärker. Es würde heissen: *nihil est, quod non dignus sim, qui non patiar*, i. e. *dignus sum, qui nihil patiar.* Der Sinn erfordert aber *dignus sum, qui quodvis patiar.* Also muss μὴ, nach *Wolf's* und *Morus* Vorgang, wegfallen. Ein ähnlicher Missverstand kommt *Panath.* p. 395, 6. vor: ἄλλως τε ἂν καὶ (leg. καὶ ἂν) φανῶ μηδὲ νῦν πω, τηλικοῦτος ὤν, μὴ παραληρῶν, *si ne nunc quidem videar non nugari*, i. e. *si nunc adhuc nugari videar.* — S. 57, 21. εἰ τινες ταύτην μὲν μὴ νομίζωσι δικαίαν εἶναι τὴν κρίσιν - - ἀξιοῦσι δὲ etc. Hr. *L.* sagt in der Note: ἀξιοῦσι *aut in* ἀξίωσι (l. ἀξιῶσι) *mutandum videtur, quod praefero, aut superius* νομίζωσι *in* νομίζουσι. Allein εἰ mit dem Conj. ist bey den Attikern ein Solöcismus (f. *Hermann ad Vig.* p. 791.). Es muss also auch νομίζουσι heissen, wie schon *Morus* vorschlug. — S. 65, 23. φιλοσοφίαν δέ, ἢ - - τὰς μὲν συμφορὰς φυλάξασθαι, τὰς δὲ καλῶς ἐνεγκεῖν ἐδίδαξεν, ἡ πόλις ἡμῶν, καὶ λόγους ἐτίμ. folgt Hr. *L.* der von *Morus* vorgeschlagenen Construction: ἡ πόλις ἡμῶν φιλοσοφίαν καὶ λόγους ἐτίμησε, eine Härte, die dem Isocrates ganz fremd ist. Besser wäre es, das Verbum ἐδίδαξεν zweymal in Gedanken zu setzen, und es einmal auf ἥ, d. i. φιλοσοφία, und das zweyte Mal auf ἡ πόλις zu beziehen: καλῶς ἐνεγκεῖν, ἐδίδαξεν ἡ πόλις ἡμῶν, von welchem Gebrauche *Wyttenbach ad Eclog. hist.* p. 364. Beyspiele anführt. — S. 66, 19. wird gewöhnlich hinter ὄντας interpungirt, und mit Τοσοῦτον ein neuer Satz angefangen, wo dann *Auger* τοσοῦτον δὲ vorschlug, das *Morus* billigte. Hr. *L.* setzt hinter ὄντας ein Comma, so dass der Periode aus zwey Theilen besteht: συνειδυῖα μὲν — ὄντας, τοσοῦτον κ. τ. λ. ganz gegen den griechischen Sprachgebrauch, nach welchem das Participium mit μέν, und somit auch das mit dem folgenden δέ, immer zu dem vorhergehenden *Verbo finito* gehört, und für sich allein nie einen neuen Satz anfängt. Nach Hn. *L.* Erklärung müsste es heissen: ἥ, συνειδυῖα μὲν — ὄντας, τοσοῦτον ἀπέλιπε. Allein die Natur der Sätze selbst verhindert ihre Verbindung; von Z. 2 — 19. werden die Vortheile der wissenschaftlichen Bildung oder Philosophie aufgezählt, von Z. 19. der Eifer, womit Athen das Studium der Philosophie trieb. Es muss also heissen: Τοσοῦτο δέ. — S. 71, 3 fg. φαίνονται δ' ἡμῶν οἱ πρόγονοι τοσοῦτον ἁπάντων διενεγκόντες, ὥσθ', ὑπὲρ μὲν Ἀργείων δυστυχησάντων Θηβαίοις, ὅτε μέγιστον ἐφρόνησαν, ἐπιτάξαντες, - - - ὥστε περὶ μὲν τῆς ἐν Ἕλλησι δυναστείας οὐκ οἶδ' ὅπως ἄν τις σαφέστερον ἐπιδεῖξαι δυνηθείη. *Auger* und *Morus* strichen das erstere ὥστε weg, Hr. *L.* dagegen das letztere. Allein wenn das erstere bleibt, und mit dem folgenden οὐκ οἶδ' ὅπως — δυνηθείη zusammenhängt: so müssten in den Zwischensätzen Genitive stehen, ἐπιταττόντων — νικησάντων — διασωσάντων, da von dem Satze, in welchen sie eingeschaltet sind, nicht die Athenienser, sondern das Pronomen ἐγὼ das Subject ausmacht. Daher ist das erste ὥσθ' offenbar von einem Abschreiber eingeschoben, dem es zu lange dauerte, bis das Wort käme, welches sich auf τοσοῦτον bezöge, und die folgenden *Part. Nom.* drücken die Art aus, wie sich die Athenienser vor andern Völkern auszeichneten. Doch nimmt Hr. *L.* in die

Add.

Add. p. 75. diese Kritik wieder zurück. — S. 73, 7. 8. ἀδελφὰ δὲ τῶν εἰρημένων καὶ τοιαῦτα, οἷά περ εἰκὸς ποιεῖν τοὺς ἐκ τοιούτων γεγονότας, οἳ πρὸς Δαρεῖον καὶ Ξέρξην πολεμήσαντες ἔπραξαν, statt ἃ πρὸς Δ., eine wahre Corruption des Textes, die noch dazu auf einer blossen Conjectur beruht. Denn was soll das heissen: οἳ πολεμήσαντες ἔπραξαν? doch wohl nicht eine Periphrase statt ἔπραξαν? Die Worte ἀδελφὰ δὲ τῶν εἰρημένων erfordern ein Subject, und dieses ist (ἐκεῖνα) ἃ — ἔπραξαν, wie es schon *Morus* richtig gefasst hatte. Auch πειθὼ, welches Hr. *L.* aus dem Münchner Cod. aufgenommen, konnte füglich wegbleiben, und aus dem folgenden ἔπραξαν πράττειν supplirt werden. — S. 101, 16. Διὸ καὶ τοὺς Ἴωνας ἄξιον ἐπαινεῖν, ὅτι τῶν ἐμπρησθέντων ἱερῶν, ἐπηράσαντο, εἴ τινες οἰκοδομήσαιεν, sollen die Worte τῶν ἐμπρησθέντων ἱερῶν, ungeachtet des Artikels vor dem Participio, *Genitivi absoluti* seyn. — *Ad Phil.* p. 129. c. 30. ἀπόχρη δ' ἄν μοι, richtiger *Wolf* ἀπέχρη δ' ἄν μοι. (S. *Wolf ad Demosth. Leptin.* p. 344.) — *Archid.* p. 176, 16. hat Hr. *L.* τὰς δὲ ψυχὰς ἔτι καὶ νῦν ἀηττήτους ἴσχειν statt ἔχειν aus den ältern Ausgaben zurückgerufen, und erklärt die Stelle so: *quoad animos autem invictos, valere seu victores esse.* Verwechselte er denn ἴσχειν mit ἰσχύειν? Ebend. Z. 22. hat er *Segaar's* Conj. Μηδεὶς οὖν ὑμᾶς πείσαι, statt πείσει, oder, wie *Wolf* emendirte und zwey Codd. bey *Auger* lesen, πείσῃ aufgenommen. Aber der Optativ bey μὴ, anstatt des Imperativs, ist ein Solöcismus, da die Griechen nur den Conjunctiv der Aoristen und den Imperativ des Praesens mit μὴ bey Verboten verbinden. (S. *Thom. M.* p. 611. *Brunk. ad Aristoph. Lysistr.* 1036.) — S. 200, 20. hat er den Solöcismus οἷον εἰκὸς ᾖ st. ἦν im Texte gelesen, ohne Anstoss daran zu nehmen. *Areopag.* p. 217, 1. hat er *Wolf's* Conjectur συνακολουθεῖ τοῖς μὲν πλούτοις anstatt πλουσίοις mit Recht aufgenommen, sagt aber in der Note: *An pluralis* πλούτοις *alibi occurrat, nescio.* Es kam aber schon *Panegyr.* p. 100, 5. und kommt noch in dem *Symmach.* p. 252, 11. 292, 7., *Panath.* p. 468, 11. und öfter vor. — S. 234, 18. möchte Hr. *L.* anstatt καὶ μὴ φορτικῶς πολιτευομένους aus dem *Cod. Bav.* καὶ φροντικῶς (von welchem Worte Rec. keine Autorität bekannt ist) lesen, weil es *melius quadrat.* Doch er schlage nur *Schneider's* griechisches Wörterbuch nach, um das φορτικῶς zu verstehen. — S. 240, 5. von den Flüchtlingen im *Piraeeus*, μεθ' ὅπλων μετιόντες, obgleich *Wolf* schon κατιόντες corrigirte, weil ihm μετιόντες (*h. l. absolute: ulciscentes*) passender dünkt, als κατιόντες. Allein das μετ ist offenbar aus dem vorhergehenden μεθ' entstanden, und κατιέναι ist *voc. proprium de exsulibus* (s. *Porson. ad Eurip. Med.* 1011.), zu geschweigen, dass das absolute μετιόντες hart ist. Die Note ebend. 6. hätte sich der Herausg. ersparen können, wenn er die Anmerkung von *Wolf ad Demosth. Lept.* p. 227. früher gelesen hätte. — *Symmach.* p. 270, 7. nennt er *Wolf's*, von *Stephan* und *Auger* aufgenommene, Conjectur: νομίζοντες τὸν ἐπὶ τοῦ βήματος τὰ βέλτιστα συμβουλεῦσαι δυνάμενον, τὸν αὐτὸν τοῦτον ἄριστ' ἂν βουλεύσασθαι καὶ καθ' αὑτὸν γενόμενον statt δυνάμενον, eine *mutatio prorsus supervacanea et quodammodo ridicula*, weil man doch bey βουλεύσασθαι δυνάμενον suppliren müsse; falsch! ἂν βουλεύσασθαι steht für sich statt des Futuri βουλεύσεσθαι, und wird von νομίζοντες regiert, welches immer den Infinitiv, und nie, so viel sich Rec. erinnert, das Participium nach sich hat; ein zweyter Beweis für die Richtigkeit des Wolf'schen καὶ καθ' αὑτὸν γενόμενον, *auch wenn er für sich allein ist*, welches durch die Parallelstelle *Panath.* p. 445, 22. bestätigt wird. An dem des Isocrates so unwürdigen Homoeoteleuton δυνάμενον — δυνάμενον scheint Hr. *L.* keinen Anstoss genommen zu haben. — S. 291, 9. ist der Solöcismus ἦν — φαίνονται aus der Basil. 1. aufgenommen, obgleich die andern Editionen φαίνωνται lesen. — *Encom. Hel.* p. 347, 4. wird die Stelle durch eine bessere Interpunction deutlich: Θησεὺς - - τὸ γένος (τῶν Κενταύρων) ἐξ ἀνθρώπων ἠφάνισε, περὶ δὲ τοὺς αὐτοὺς χρόνους τὸ τέρας τὸ τραφὲν μὲν ἐν Κρήτῃ, γενόμενον δὲ ἐκ Πασιφάης, τῆς Ἡλίου θυγατρὸς (*sc.* ἠφάνισε) ᾧ κατὰ μαντείαν κ. τ. λ. Eine ähnliche aus dem Vorigen zu supplirende Ellipse kommt vor *Panath.* p. 406, 1., wo hinter κινδυνεύσαντες ebenfalls nur ein Comma oder Colon stehen muss. πάνδημον (Z. 8.) für πανδημεὶ ist nicht Griechisch. — *Ibid.* p. 349, 8. *Ad* ἀσκούντων, *sicut ad* ἀμελούντων *subaudi* ἑαυτούς. Auch zu ἀμελούντων? — *Panathen.* p. 395, 8. οὐδεὶς ἄν μοι συμβουλεύσειεν, ἀμελήσαντι τούτων καὶ καταβάλλοντι, περαίνειν τὸν λόγον, καταβάλλοντι *pro* ἵνα καταβάλλω, *i. e.* παρορῶν, ἀφιείς, *sicuti* ἀμελήσαντι *pro* ἵνα ἀμελήσας, in welcher Note nicht weniger als drey Fehler sind: 1) ἵνα mit dem Participio. 2) ἵνα nach συμβουλεύειν; denn wenn zwey Verba zusammen stehen, von denen das eine das Object des andern ausdrückt, und den Begriff dieses andern erst vervollständigt, so steht dasselbe im Infinitiv, obgleich im Lateinischen *ut* steht, z. B. πείθω σε ποιεῖν, παραινέω σοι σωφρονεῖν, nie aber, oder nur äusserst selten, ἵνα, ὄφρα, ὅπως etc., welche Partikeln bloss stehen, um die Absicht einer vorher genannten *vollständigen* Handlung auszudrücken. 3) Geht ja die Construction so: συμβουλεύσειεν ἄν μοι, περαίνειν τὸν λόγον, ἀμελήσαντι, *indem ich dieses übergienge.* — S. 404, 18. πασῶν τῶν ἐν Πελοποννήσῳ ἄρχειν ταῖς ἄλλαις φανερὰν εἶναι. *Cod. Fugg.* ἀρχουσαν, *quod praeferrem, nisi sequeretur* τυγχάνειν. Als ob ἄρχειν und τυγχάνειν einerley *regimen* hätten? τυγχάνειν hängt, so wie die vorhergehenden Infinitiven γίνεσθαι, φανερὰν εἶναι, von συνέβαινεν (Z. 10.) ab, hingegen ἄρχειν von φανερὰν εἶναι, und ist deswegen ein Solöcismus (s. *Valken. ad Herod.* III, 1. 72.). — S. 417, 13. ist die Leseart τοὺς ποιοῦντας ἐν ταῖς αὑτῶν, ἃ βούλωνται, ohne ἂν, fehlerhaft. Denn was *Porson. ad Eur. Or.* 141. (vgl. *Brunk. ad Soph. Oed. C.* 393.) von dem Gebrauche der Tragiker erinnert, passt nicht auf den Isocrates, und bey *Plato Menon.* p. 329. muss es wohl auch heissen: ὅστις Μένωνα ἂν μὴ γιγνώσκῃ. Eben so muss, ungeachtet dessen, was *Hermann de metr. Pind.* pag. 241. *ad Viger.* pag. 783 sq. erinnert, beym Optativ oft ἂν in den Text gesetzt werden, z. B. S. 444, 7. — Zwey in dem Verzeichnisse der *errores typogr.* übergangene grobe Druckfehler sind S. 412, 4. 6. stehen geblieben: τούς τ' ὑπὲρ ἐκείνων und καὶ τοὺς κακῶς ἀκούειν ὑφ' ἡμῶν τοὺς φίλους αὐτῶν, αἰτίους ὄντας statt

statt καὶ τοῦ — ὑφ' ἡμῶν, τοὺς φίλους κ. τ. λ. — Was aber S. 474, 2. γενῆσθαι seyn soll, anstatt dessen die alten Editionen γεγενῆσθαι haben, und welches Hr. *L.* aus dem Münchner Cod. aufgenommen hat, sehen wir nicht ein. Ein nicht geringeres Versehen ist S. 704, 17., wo Hr. *L.*, statt der in allen Editionen befindlichen Leseart ἐμοί γε δοκεῖ οὐδ' ἂν Εὐθύνους Νικίαν ἀδικῆσαι, den Solöcismus ἀδικήσαι *aor. opt.* aus der Basler Ausg. aufgenommen hat, und zwar *propter Nominativum* Εὐθύνους. Würde er dann im Lateinischen lieber sagen: *videtur mihi Euthynum injustum futurum fuisse*, oder *Euthynus injustus f. f.*? — S. 595, 16. verdiente anstatt des fehlerhaften συγκεκλιμένον die Wolfsche Conjectur συγκεκλεισμένον aufgenommen zu werden, welche durch S. 395, 13. bestätigt wird. — S. 432, 15. 16., wo die Vulgata keinen Sinn giebt: ἀμύνασθαι τὰς ἐπιβουλὰς τῶν Σπαρτιατῶν καὶ τὴν Πελοποννησίων ἁπάντων ῥώμην, ἣ κατήπειγε τὴν πόλιν περὶ ἐκεῖνον τὸν χρόνον μάλιστα, περιγενέσθαι πολεμοῦσαν (Hr. *L.* übersetzt: *quod robur, vel quae potentia Peloponnensium (sic!) nostram urbem illis temporibus maxime urgebat, ut bello superior esset*), sollte die Leseart des *Cod. Bav.* aufgenommen werden: ὧν κατήπειγε τὴν πόλιν μάλιστα περιγενέσθαι πολεμοῦσαν, so wie S. 439, 19. die Leseart desselben Cod. τὴν δ' ἐξουσίαν τοῦ, ὅ,τι βούλεται τις, ποιεῖν, wo hier das τοῦ fehlt. — S. 428, 19. muss es ohne Bedenken heissen: ἀμφοτέροις, nämlich συμμάχοις καὶ βασιλεῖ, so wie S. 434, 13. μετέβαλον st. μετέλαβον, S. 437, 13. διαδεξάμενοι statt des sinnlosen δραξάμενοι. — S. 446, 7. hat Hr. *L.* gar, anstatt der ächtgriechischen Construction νόμους ῥαδίους συνιδεῖν, aus der Aldina den Solöcismus ῥαδίως συνιδεῖν aufgenommen; ῥάδιος συνιδεῖν ist so viel als εὐσύνοπτος. — S. 449, 13. heisst es in der Note zu den Worten: οἱ πρόγονοι ἡμῶν προστάταις καὶ συμβούλοις ἐχρῶντο τοιούτοις, οἵους χρὴ τοὺς εὖ φρονοῦντας, „*in Wolfii edit. minore vitiose* οἵοις!" als ob nicht bey χρή, χρῆσθαι supplirt werden müsste, und dieses den Dativ regierte!

Diese Beyspiele mögen hinreichend seyn, um zu zeigen, dass Hr. *L.* nicht befugt war, von *Auger* das Urtheil zu fällen (*Praef.* p. 28.): *eum non emendasse scriptorem, sed pluribus locis corrupisse.* Rec. kennt die Mängel der Auger'schen Ausgabe recht gut; aber er zweifelt, ob in derselben der Text so vielfach corrumpirt ist, wie in der gegenwärtigen; ob *Auger* so viele Solöcismen anstatt der durch alle Editionen bestätigten Lesearten aufgenommen hat, als oben aus der Lange'schen Ausgabe angeführt sind, und wozu noch folgende gerechnet werden können: S. 51, 3. οὐκ ἂν περὶ ἡμῶν διανοεῖσθε statt διανοῆσθε, welches in der Note als die *vulgata* angegeben ist. S. 678, 2. εἰ μὴ πάντες πεισθήσησθε. Note: „*Vett.* πεισθήσεσθε. S. 704, 8. οὓς ἂν μήτ' αἰσχύνονται st. αἰσχύνωνται, wo schon *W.* das folgende μήτε δεδίασι in μήτε δεδίωσι veränderte; endlich, ob *Auger* mehr solche schlechte Lesearten beybehalten hat, als in der gegenwärtigen, z. B. S. 523, 16. καταλειφθείσης st. καταληφθείσης. S. 529, 6. εἰ διακωλύσητε st. εἰ διακωλύσετε, oder ἢν διακωλύσητε.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WARSCHAU, in der Gr. Mostowskischen Officin: *Juliana Niemczewicza pism roznych wierczem i prozą. Tom. I.* d. i. *Julian Niemtschewitsch* vermischte Schriften in Versen und Prosa. *Erster* Theil. 1803. 8.

Dieser Theil enthält *Johnson's* Geschichte des Prinzen Rasselas, *Pope's* Lockenraub aus dem Englischen, und *Voltaire's* Gedicht, was den Damen gefällt, aus dem Französischen frey übersetzt. Neu und vom Vf. selbst ist eine kurze Nachricht von dem amerikanischen Helden Washington, in Prosa; ein Trauerspiel, Vladislaus III. bey Warna; einige kleine Gedichte und Oden. Hr. *N.* ist durch sein Lustspiel *Powrot Posla* und andere Schriften rühmlichst bekannt, und bleibt sich auch in den meisten seiner poetischen und prosaischen Arbeiten getreu. Sie werden immer unter die klassischen Werke der polnischen Literatur gehören, wiewohl Rec. gesteht, dass die Tragödie *Vladislaus III.* ihm nicht so gefallen hat, wie die *Rückkehr des Landboten*, *König Casimir der Große* u. s. w. Der Inhalt ist dieser: Elisabeth, Alberts I. Wittwe, wird in einer Schlacht von den Truppen des Königs Vladislaus III. zugleich mit ihrem unmündigen Sohne Ladislaus Posthumus gefangen. Vladislaus III. bietet ihr seine Hand und Krone und ihrem Sohne die Nachfolge. Die Königin verschmäht seine Liebe, weil sie von Jugend auf Neigung zu Johannes Huniades hegt; aber da Huniad verrätherischer Weise gegen das Leben des Königs Anschläge macht, so hindert diess die Königin nicht, den König Vladislaus III. zu warnen. Unterdessen geht der Krieg wieder an. Vladislaus III. wird bey Warna durch des Huniades Verrätherey schwer von den Türken verwundet, und stirbt in den Armen der Königin. So schön einzelne Scenen sind, so scheinen doch die Charaktere manchmal übertrieben zu seyn. Rec. will nicht in Anschlag bringen, was gegen die Geschichte ist: denn dem Dichter steht es frey, sich selbst eine Geschichte zu schaffen; aber die übermenschliche Güte und Grossmuth des Königs und der Königin sind zu unwahrscheinlich. Die Nachrichten vom General Washington sind sehr interessant, da Hr. *N.* selbst in dem engern Zirkel der Familie des Feldherrn Bekanntschaft hatte, und von diesem Stifter des amerikanischen Freystaats sehr liebreich aufgenommen ward. Ein Auszug dürfte auch deutschen Lesern willkommen seyn, und wir empfehlen daher diesen Aufsatz den Journalisten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. December 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Isocratis opera, quae exstant, omnia, — a Wilh. Lange* etc.

(Beschluss der in Num. 367. abgebrochenen Recension.)

Ein Hauptmangel der gegenwärtigen Ausgabe ist noch die äusserste Oberflächlichkeit in den Urtheilen über andere Lesearten oder über die Vorschläge der vorigen Herausgeber; ein Verfahren, das weder den Gelehrten befriedigt, noch den angehenden Philologen belehrt. Wem ist z. B. mit einem so schwankenden Urtheile gedient: S. 130, 2. διοιχῆται *suo arbitratu administrare, Wolf. e conj.* διοιχίται *(dissipare s. eversis moenibus redigere in pagos). Sed quum* διοιχεῖν *etiam occurrat notione* τοῦ *digerere* (aber wo denn?) *ac utrumque verbum ab ipsis veteribus permutatum videatur* (ohne Beweis, ein blosses *videtur*) *omnes denique libri in hac lectione consentiant, revocare illud non dubitavi, quamvis* διοιχίται *praefero!* — S. 134, 1. ἐλάττω κακὰ ποιοῦσιν ἐκείναις. *Wolf* ἐκείνους, weil der Dativ ein Latinismus sey. Hr. *L.* sagt *praeter necessitatem*, ohne doch ein Beyspiel von der griechischen Construction ποιεῖν τι τινί. Er kann dergleichen finden S. 51, 1., unten S. 621, 22., bey *Plato Charmid.* p. 115. Zweybr. Ausg., *Apolog. Socr.* p. 69. und bey *Fischer. ad Weller.* III a. p. 429 sq. — S. 211, 8. ταὐτὸ *fortasse aliquis in* ταὐτὰ *mutare cupiat propter sequentem pluralem* ὥσπερ, *sed haud necesse est.* S. 421, 2. ist δεῖν mit Recht statt δεὸν aufgenommen, aber ohne Erklärung oder Rechtfertigung, die sich bey *Koen. ad Gregor.* p. 60. findet. Von dieser Art sind die meisten von Hn. *L's.* Anmerkungen, Angabe dessen, was er *meynt*, ohne den geringsten Beweis, oder was andere gesagt haben, ohne Entscheidung (z. B. S. 94, 18. 19. wo die Entscheidung aus S. 131, 1. nahe lag. S. 319, 16. ist *Wolf's* Conj. καθ' ἑκάστην ἡμέραν statt κατὰ τὴν ἑκάστην ἡμέραν bloss angeführt, ob sich gleich die Stellen S. 257, 22. u. 533, 2. derselben entgegensetzen liessen. Vgl. S. 421, 2.; 462, 1.; 156, 17.; 164, 25.; 184, 4.; 207, 7.; 212, 6.). Dergleichen Aussprüche nimmt man selbst von dem Gelehrtesten nicht ohne gehörige Begründung an. Eine in ihrer Art einzige Ausnahme hievon macht S. 355, 9. die Verbesserung aus *Lucian. Charid.* T. IX. p. 293. Zweybr. Ausg., wo jedoch *Auger's* Construction alle Schwierigkeiten hebt. Eben so hätte aber Hr. *L. Wolf's* Emend. ἰδόντες S. 356, 15. aus *Luc.* §. 23. bestätigen können. Mangel an festen Grundsätzen zeigt auch die Ungleichheit in der Schreibart an. Bald schreibt Hr. *L.* richtig οὐδεὶς (S. 352, 11.), bald οὐδεὶς (S. 238, 2., 344, 1., wo er es sogar aus den *vett. edd.* wieder hervorgesucht hat), welches *Thom. M.* p. 661. als nicht Attisch, und *Ammon.* p. 105. als verschieden anmerkt; bald μηδείς, μηδεμία, μηδενὸς etc. (S. 431, 23., 495, 1. 2. 8., 500, 3.), und bald μηδ' εἷς, μηδὲ μία, οὐδὲ μία etc. (S. 256, 7., 271, 8., 283, 13., 299, 3., 300, 1.), ohne den Unterschied beider Schreibarten zu berücksichtigen, da μηδ' εἷς *nicht* einer, μηδεὶς dagegen bloss *keiner* bedeutet. Eben so falsch ist μὴ δὲ getrennt S. 242, 14., wo es μηδὲ heissen sollte. (S. *Eichstädt Praef. ad Diod. Sic.* p. XL.) So finden wir bald θάλασσα (S. 403, 5., 413, 3.) nach der alt-attischen Form, bald θάλαττα (S. 406, 16., 411, 3., ja auf derselben Seite 89, 4. θαλάττης, Z. 13. θαλάσσῃ) nach der neu attischen. (S. *Valken. ad Phoen.* p. 149., *Fischer. ad Weller.* I. p. 203.) Die Form ἀνάλωκα, ἀνάλωσα, ἀνάλωμαι, hat Hr. *L.* selbst in den Add. p. 52. als die richtige angegeben; doch hat er S. 148, 22. ἀνήλισκον, S. 218, 18. ἀπανηλωκότες, S. 274, 3. 4. ἀνηλώσαμεν, S. 327, 7. κατηνάλωσεν, S. 444, 15. ἀνηλωκότων stehen lassen. Eben so heisst es bald σεαυτοῦ (S. 484. c. 94.), bald σαυτοῦ (S. 4, 25.), σεαυτὸν (S. 4, 25.), und dann wieder σαυτὸν (S. 5, 4., 7, 1.), wo noch dazu die Schreibart σεαυτὸν aus Codd. in den Addendis angemerkt ist.

Einem Herausgeber liegt es auch ob, die Verbesserungen, welche andere Gelehrte in ihren Anmerkungen zu andern Schriftstellern oder in eigenen kritischen Werken gemacht haben, zu berücksichtigen; und auch in diesem Punkte liessen sich viele Nachträge liefern. S. 70, 1. wirft *Dorvill. ad Charit.* p. 294. *ed. Lips.* das παισὶν, als ein Glossem, aus dem Texte, ἐπὶ τοῖς ἑαυτοῦ st. ἐπὶ τοῖς παισὶν ἑαυτοῦ. Derselbe liest *ibid.* p. 219. im *Panegyr.* p. 107, 11. ἐπιβολὴ st. ἐπιβουλή. — S. 118. Z. 8. liest *Maussac. ad Harpocr.* p. 26. aus diesem Lexicographen Ἀμαδόκῳ st. Μηδόκῳ (vgl. *Wessel. ad Diod. Sic.* T. I. p. 627.). — S. 185, 5. musste die Stelle angegeben werden, wo *Valkenaer* die Emendation με λέγων st. μελετῶν vorträgt. Diese ist *ad Herod.* p. 254, 52. — S. 239, 9. ist die Emendation τοῖς ὁσίοις st. ταῖς θυσίαις von *Valken. ibid.* p. 171, 46. — S. 281, 3. liest *Porson. ad Eurip.* Med. 136. aus *Pollux* III, 101. συνησθησόμενοι st. ἐφησθ. (vgl. p. 128, 21.) — S. 389, 18. erklärt *Valesius ad Harpocr.* p. 52. — S. 425, 14. (oder, wie *Fisch. ad Well.* I. p. 316. meynt, S. 430, 9.) las der Scholiast zu *Sophocl. El.* 980. τοῖν πολέοιν, wo auch der *Cod. Bav.* ἀμφοῖσιν τοῖν hat. — S. 467, 14. schlägt *Wesseling. ad Diod. Sic.* T. I. p. 302. anstatt γράψας, vor: πράξας κύριος γενέσθαι, *cum impense studuisset, ut eos suam in potestatem redigeret.* — S. 613, 10. las schon *Wesseling. ad Diod. Sic.* I. p. 482. Κορωνεία statt Χαιρωνεία. — S. 643, 9. liest *Valesius ad Harp.* p. 112.

ἐπεγράψατο st. ἀπεγράψατο. — S. 650, 3. las schon *Maussac. ad Harpocr.* p. 311. Ῥίνων st. Οἴνων. — S. 656, 20. liest *Wessel. ad Diod. Sic.* I. p. 668. Φείδων st. Φίλων. — S. 668, 1. verdiente *Suidas* v. φιλουργός verglichen zu werden. — S. 689. ist die Emendation ἥδιον statt ἴδιον auch von *Valken. ad Herod.* p. 171, 36. gemacht. (Eben so muss S. 125, 7. wahrscheinlich gelesen werden: δι' ὧν τοὺς λόγους ἡδίους θ' ἅμα καὶ πιστοτέρους ποιοῖεν, st. ἰδίους.) — S. 722, 1. ist ἠπίστησας (nicht ἠπίσθησας) von *Valken. ad Herod.* p. 489. — S. 746, 22. steht die angeführte Emendation von *Valken.* λυμαινοῦνται st. ἀμυνοῦνται, *ad Herod.* pag. 423., die sich schwerlich durch *Küster de verbis mediis* widerlegen lässt. Oder sollte *Valken.* etwa nicht gewusst haben, was ἀμύνεσθαι heisst? Eben so wenig hat Hr. *L.* die Lexicographen *Harpocration*, *Suidas*, *Pollux*, die den Isocrates häufig anführen, benutzt; er würde sonst oft bessere Erklärungen und oft bessere Lesearten gefunden haben. So las, um nur ein Beyspiel anzuführen, *Harpocr.* in dem Paneg. p. 86, 27. wahrscheinlich αὐθέντας st. αὐτόχειρας. Αὐθέντης erklärt er mit *Suidas* und *Hesych.* durch αὐτόχειρ. (Vgl. *Valk. Diatr.* p. 188 sq.) Auch zum Hippolytus hat *Valken.* Vorschläge zu Verbesserungen im Isocrates gethan. (v. 106. 996. 1403.)

Von Hn. *L's.* Erklärungen haben wir oben schon einige Proben gegeben; hier wollen wir nur noch einige Unrichtigkeiten und Mängel ausheben. *Archid.* p. 175, 14. ὡς ἐξ οὗ τὴν πόλιν οἰκοῦμεν, οὐδεὶς οὔτε πόλεμος, οὔτε κίνδυνος - - γέγονε, wo *Auger* das ὡς richtig *quia* (oder *nam*) übersetzte, erklärt es der Herausg. für einerley mit dem folgenden ἐξ οὗ, und glaubt, *prorsus redundare*, welches etwas ganz Neues ist. Einen Beleg dazu haben wir bey *Zeune ad Viger.* p. 539. und an andern Stellen dieses Werks vergeblich gesucht. — S. 189, 15. ἐνθένδε *Wolf. explicat per:* παρ' ἡμῶν τῶν Λακεδαιμονίων. *Sed obstat historia.* (S. *Morus ad Panegyr.* p. 72 sq.) Aber in der Note zeigt eben *Morus* aus *Diod.* XV, 19. (τοὺς Λακ. συμμάχους ποιησάμενος), dass die Spartaner dem Amyntas bey der Belagerung von Olynthus Beystand leisteten. — S. 196, 16. lässt sich der Stelle durch die Interpunction aufhelfen: Z. 1. Ἐπίσταμαι γὰρ - - Διονύσιον τὸν τ. καὶ τῶν Αἰγ. βασιλέα, καὶ τοὺς ἄλλους τοὺς κ. τ. Ἀ. δυνάστας - - προθύμως ἂν ἡμῖν ἐπικουρησόντας, πρὸς δὲ τούτοις καὶ τοὺς ταῖς οὐσίαις προέχοντας - - ταῖς γε εὐνοίαις μεθ' ἡμῶν ὄντας, ἐν οἷς — ἔχοιμεν· οἶμαι δὲ καὶ τὸν ὄχλον τὸν ἐν Πελοποννήσῳ καὶ τὸν δῆμον (sc. ταῖς γε εὐνοίαις μεθ' ἡμῶν ἔσεσθαι) ὃν οἰόμεθα πολλὴν ποιήσεσθαι - - τὴν ἐπιμέλειαν. *ad Philipp.* p. 116, 9. Ὁρῶν γὰρ τὸν πόλεμον τὸν ἐνστάντα σοί τε καὶ τῇ πόλει περὶ Ἀ. πολλῶν κακῶν αἴτιον γιγνόμενον, ἐνστάντα, i. e. *durare viderem*, als ob bey dem Participio, das nach ὁρᾶν statt des Infinitivs steht, der Artikel stehen könnte! Richtig hat es schon *W.* übersetzt. — S. 122, 21. ἐπαρξάντας, *imperium affectantes*, vielmehr *Macedoniae, tanquam provinciae, imperantes.* (S. *Wyttenb. ad Ecl. hist.* p. 369 sq. Vgl. p. 72, 15., 90, 10., 95, 20., 109, 16.) — S. 129, 17. οὗ τὴν φιλίαν ἅπαντες ἴσασιν· ἡμᾶς τε καὶ Λακεδαιμονίους μᾶλλον ἀγαπήσαντας. *Supple* αὐτὴν (φιλίαν)! Und wovon soll dann das vorhergehende φιλίαν regiert seyn? *Areop.* p. 234, 5. αἱ ἐπισκευαὶ αἱ ἐπὶ τῶν ἀγρῶν sind *Geräthschaften, Meubeln*, wie bey *Demosth. in Aphob.* p. 819., was bey *Thucyd.* VI, 17., II, 16. κατασκευή ist. Ebend. 233, 2. καὶ τοὺς εὐτραπέλους δὲ ἐκεῖνοι δυστυχεῖς ἐνόμιζον, zweifeln wir, ob δυστυχεῖς jemals die Bedeutung *simplex, stolidus* hat, die ihm der Herausg. unterlegt. Wir vermuthen δυσχερεῖς, *molestos* (wie S. 411, 2. coll. 412, 3.), welches oft mit δυστυχεῖς verwechselt wird. (S. *Valk. ad Phoen.* p. 136.) — *Symm.* p. 270, 1. wird προστάτας νέμειν erklärt: *patronos colere.* Richtiger *Auger* αἱρεῖσθαι. Es ist das *vocab. proprium* von den μετοίκοις. (S. *Petit. de leg. Att.* p. 248. 251. und *Ind. Demosth.*) — S. 285, 18. Θηβαίων δὲ μεγίστην εἰς τὸ πεζὸν ἰσχὺν συμβαλομένων will Hr. *L.* ἰσχὺν weglassen, und bey μεγίστην δύναμιν oder μερίδα suppliren, und zum *Evag.* p. 323, 13. (τῆς δυνάμεως τὴν πλείστην παρασκευάσαντος) sagt er τὴν πλείστην, *sc.* μερίδα, *unde vera lectio in Symm.* p. 285. v. 17. μεγίστην *sine* ἰσχὺν *eluceat.* Er verwechselte also zwey ganz verschiedene Redensarten: die eine, wenn, anstatt Substantiv und Adjectiv in einerley Casu zu setzen, das Substantiv im Genitiv steht, und vom Adjectiv, das jedoch das Genus seines Substantivs behält, regiert wird, wie S. 325, 13., 369, 6., *Thucid.* VII. 3., *Xen. Cyrop.* I. 2, 9., wovon *Wolf ad Demosth. Lept.* p. 223. handelt; die andere, da das *Adject. fem.* ohne Substantiv, das auch im vorigen nicht da gewesen, stehen soll, welches nur bey einigen Substantivis, nicht bey allen, z. B. nicht bey δύναμις, ἰσχὺς geschieht. *Evag.* p. 329, 9. lag die Erklärung aus S. 322, 7. nahe. *Panath.* p. 392, 8. weiss Hr. *L.* den Ausdruck von den Sophisten, ταχέως πανταχοῦ γιγνομένους, nicht zu erklären. Wir erklären es: *qui cogitationes suas et orationem celeriter ad quaecunque argumenta transferunt.* So heisst es beym *Plato Menex.* p. 28?. ἐν ἐκείνῳ τῷ χρόνῳ γενόμενον λόγῳ, *res eo tempore gestas respicientem;* p. 287. ἐν τούτῳ δὴ ἄν τις γενόμενος γνοίη, *haec mente intuens intelligere potest. De Legg.* III. p. 119. γενώμεθα δὴ ταῖς διανοίαις ἐν τῷ τότε χρόνῳ. Doch scheint *Harpocrat.* V. ἀγελαίων jene Worte durch πλανητῶν zu erklären, wie *H. Steph. Diatr.* VII. p. 16. meynt. — S. 393, 5. übersetzt er ὡς μὲν οὖν ἐλυπήθην — οὐκ ἂν δυναίμην εἰπεῖν, *me graviter esse commotum* — *non utique dixerim*, i. e. *nego*, *me* etc. Dann würde es heissen: οὐκ ἂν εἴποιμι, oder vielmehr οὔ φημι. Oder dachte Hr. *L.* an das Deutsche: *ich könnte eben nicht sagen, dass mich dieses gekränkt hätte?* Richtig hatten es *Wolf* und *Auger* übersetzt, die Hr. *L.* tadelt. Was dieser Erklärung durch das Comma hinter εἰπεῖν geholfen werden soll, sehen wir nicht ein. — S. 418, 9. τοὺς μὲν ἀπὸ θεῶν, τοὺς δὲ ἐξ αὐτῶν τῶν θεῶν γεγονότας. ἀπὸ θεῶν, *i. e. viribus divinis praediti!* ἀπὸ θεῶν zeigt hier die entferntere, ἐκ θ. die nähere Abstammung an, *von denen einige Abkömmlinge der Götter* (z. B. Ajax), *andere selbst Göttersöhne* (z. B. Achill) waren. (Vgl. *Busir.* p. 377, 21.) — S. 466, 5. τῆς ἡμετέρας ἔτι βασιλευομένης· ἐφ' ὧν καὶ πόλεμοι πλεῖστοι — συνέβησαν wird mit *Auger* zu ἐφ' ὧν χρόνων supplirt. Richtiger βασιλέων mit *Porson. ad Eurip. Hecub.* 22. — S. 492, 6. (Νῦν δ' οἶμαι) τοὺς φρονιμωτάτους αὐτῶν, καὶ τῶν λόγων τινὰς ἔχοντας τῶν σῶν θαυμασιώτατα ταύτας, ἣν λάβωσι ... ἀνατ...

ἀναγνωσόμενον (*eum, qui orationem iis legat. orationem legendam* müfste heifsen αὐτὸν ἀναγν.) καὶ χρόνον, ὥστε συνδιατρίψαι σφίσιν αὐτοῖς, οὐδὲν ἀγνοήσειν τῶν λεγομένων. θαυμάσοντας τούτους *repete* οἶμαι: *hos, inquam, miraturos esse credo.* Wovon follte denn der Infinitiv ἀγνοήσειν regiert feyn? οἶμαι hat in der ganzen Stelle den Infinitiv nach fich. Wir finden diefe angebliche Conjectur des *Stephanus* in feiner Ausgabe wenigftens nicht, wo die Stelle ganz richtig fo überfetzt ift: *Eorum autem prudentiſſimos, qui orationum tuarum aliquas habent ac mirantur, ſi quem nacti lectorem fuerint, — nihil ignoraturos eorum, quae dicuntur.* Man interpungire nur: καὶ τῶν λόγων τινὰς ἔχοντας τῶν σῶν θαυμάζοντας (zwey Partic. ohne Verbindung, wovon das zweyte eine Nebenbeftimmung des erftern enthält, wie S. 425, 19.), τούτους etc. — *Antid.* p. 699, 1. προβολὰς δὲ ἐν τῷ δήμῳ: προβολὰς *quid ſit h. l. incertum.* (S. *Matthiae Miſc. philol.* p. 238. — *In Euthyn.* p. 706, 4. ἀπάξειν ἀπειλῶν. Ἀπάγειν *h. l. abducere ad poenam, in carcerem, ad ſupplicium, aut ad judicem.* Warum nicht noch *aut ad ſenatum? Ad judicem abducere* heifst εἰσάγειν, dagegen ἀπάγειν *in carcerem et ad ſupplicium abducere*, und die Stelle ift von dem Verfahren der dreyfsig Tyrannen und ihrer Partey zu verftehen, welches *Xenoph. hiſt. Gr.* II. 3, 21. 38 fqq. und *Plato Apol. Socr.* p. 75. befchreiben.

Zur Erklärung des Sprachgebrauchs foll ohne Zweifel auch der *Index* dienen, in welchem Sachen und Worte durch einander ftehen. Aber dazu ift derfelbe theils zu mangelhaft, und theils enthält er unrichtige, oder wenigftens eben fo oberflächliche und unbefriedigende Erklärungen, als die Noten felbft. Es fehlen z. B. die Worte ἀγωνιᾶν ftatt ἀγωνίζεσθαι, das *Harpocration* aus dem Panegyricus und der Rede περὶ ἀντιδ. anführt, ἀγωνία ft. ἀγών *Evag. in.* ἀναγκαῖοι, *neceſſarii, i. q.* οἰκεῖοι p. 684. ἀπολείπειν, *ſuperare, Paneg.* p. 66, 19. und im *Panath.* δημόκοινος, *Trapez.* p. 629. ἔγγιστα, *nuperrime*, p. 687. λογισμός, *ars computandi, Buſir.* p. 373. καταδείκνυμι, *doceo, Buſir.* p. 373, 6. cf. 59, 1. πρὸ μοίρας, *ante tempus fato conſtitutum*, p. 367. 683. πράττειν ὑπέρ τινος, p. 673. πειρᾶσθαι φυγῆς, *exſilium experiri*, p. 680. αἱ οἴκοι χρήσεις, *domeſticus uſus* f. *conſuetudo*, p. 675. und mehrere. Man vergleiche nur *Morus* Index zum Panegyricus mit dem Lange'fchen über den ganzen Ifocrates. — Um das Nachfchlagen zu erleichtern, follten ferner alle in den Noten erklärte (verfteht fich, einer Bemerkung würdige) Ausdrücke in dem Index aufgeführt feyn. Dagegen hätten füglich Worte, wie folgende, wegbleiben können: ἀκούσιος, *involuntarius;* ἅμιλλα, *certamen;* ἀπαιτεῖν, *poſtulare;* ἔργον ἐστι, *res eſt* etc. Ja, nachdem δόξα, *judicium*, fchon angemerkt ift, folgt nach δοξαστικός gar noch die ionifche Form δόξη, *opinio.* Auf gut Schrevelifch hat Hr. *L.* oft nicht etwa das Praefens des Verbi, fondern die Tempora und Modos, wie fie im Texte vorkommen, angemerkt, und auf die Weife ift ein Wort an mehrern Stellen zu fuchen, z. B. ἐπάρασα, *quae impulit*, und fünf Worte nachher ἐπήρθην συγγράψαι, *ad ſcribendum incitabar.* — Auch finden fich einige bis jetzt unbekannte Formen, z. B. βλαβεῖσθαι, ἐνφορεῖσθαι (S. 669.). Dafs diefes kein Druckfehler fey, zeigt die Folge der Buchftaben. Dagegen ift ἀνανεεῖσθαι wahrfcheinlich ein Druckfehler. Zuweilen ftimmt auch die Erklärung im Index mit der in den Noten nicht überein, z. B. εἰ περιέλαβον ift im Index falfch überfetzt, *ubi ſusceperunt;* in der Note aber (S. 284.) richtig, *ſi ſuscepiſſent.* Falfch find, um nur einige anzuführen, ἀφορμή, *commoditas* (S. 674.), vielmehr *praeſidia vitae ſuſtentandae*, wie es an einer andern Stelle in den Noten richtig erklärt ift. ἦλθον ἀποθανεῖν ohne Erklärung (S. 680.), wo es aber heifst: παρὰ μικρὸν ἦλθον ἀποθανεῖν. διαπράξασθαι εὐχῆς ἄξια, *perficere ea, quibus meliora ne optari quidem poſſit* (S. 111.). μετιέναι, *permittere;* ἐμπειρίᾳ μέτιθι καὶ φιλοσοφίᾳ (S. 27.), wo es aber *aggredi, tractare* heifst, und die Dative das Mittel oder die Art und Weife anzeigen. ξενιτεύεσθαι, *peregrinari* (S. 158.) anftatt *mercenarium eſſe.* ὑπηρεσίαι, *miniſteria, quae praeſtamus* (Paneg. p. 96.), obgleich *Auger* die Stelle ganz richtig fo überfetzte: *où ſes vaiſſeaux étoient remplis de rameurs Athéniens.* Diefe Bedeutung von ὑπηρεσίαι hätte Hr. *L.* aus *Schneider's* Wörterbuche lernen können. Doch hat *Morus* daffelbe Verfehen begangen. Wir erinnern uns hiebey an *Wielands* fpafshafte Verbefferung (Attifch. Muf. I, 1. S. 105.), der, angeblich nach *Wolf*, ὑπειρεσίαις lefen wollte.

In der Vorrede (S. 9 fg.) giebt der Herausg. einige Bemerkungen über das Leben, den Charakter und die Manier, die aber nicht fowohl eine ruhige Prüfung und Abwägung der Vorzüge und Schwächen diefes Schriftftellers, als vielmehr eine unbegränzte Lobpreifung deffelben enthalten. Der Vf. zeigt, wie fehr Ifocrates dem Socrates ähnlich gewefen fey, nur dafs er von feinen Schülern Geld genommen; und findet diefe Aehnlichkeit fogar in dem Namen Ἰσοκράτης, ἴσος Σωκράτει! ein froftiges Wortfpiel, welches fogar Unbekanntfchaft mit der griechifchen Art, Worte zufammenzufetzen, verräth. Man vergleiche damit die finnreiche und den Regeln der Zufammenfetzung angemeffene Deutung des Namens Ifocrates (ἴσος, κρατέω) von *Wieland* im Att. Muf. I, 1. S. XXII. Ifocrates behauptet, nach Hn. *L.* Urtheil, denfelben Rang unter den griechifchen Schriftftellern, den Cicero unter den römifchen hat. Allerdings kann man ihn in Anfehung der Sorgfalt für die Eleganz und Richtigkeit des Ausdrucks, — die jedoch bey Ifocrates ängftlicher ift, — und befonders in Anfehung des Numerus im Periodenbaue, mit letzterm vergleichen; allein kann man ihm diefelbe Stärke und Kraft, denfelben rednerifchen Schwung zufchreiben, der dem Cicero eigen ift? Hr. *L.* würde fich weniger dem Verdachte der Parteylichkeit für feinen Schriftfteller ausgefetzt, und überhaupt eine gründlichere, belehrendere und intereffantere Beurtheilung geliefert haben, wenn er die Urtheile der Alten, befonders eines Dionys von Halicarnafs, gehörig zufammengeftellt und ruhig geprüft hätte. — Doch wir haben fchon genug zur Würdigung einer Arbeit gefagt, bey der wir der Wichtigkeit des Schriftftellers, dem fie gewidmet

war,

war, und der uns eine baldige sorgfältigere und gründlichere Bearbeitung zu verdienen scheint, ausführlich seyn zu müssen glaubten.

1) HALLE, b. Hendel: Πλάτωνος Φαίδων ἢ περὶ ψυχῆς. *Plato's Phaedon*, oder von der Unsterblichkeit der Seele. Mit den vorzüglichsten Erläuterungen der berühmtesten Ausleger, von *Johann David Büchling*. 1804. IV u. 200 S. 8. (18 gr.)

2) *Ebendas.* b. Ebendems.: Πλάτωνος Φαίδων ἢ περὶ ψυχῆς. In usum lectionum edidit *Jo. Dav. Büchling*. 1804. 118 S. 8. (8 gr.)

Von diesem Dialog hatte derselbe Verleger 1790. eine Ausgabe zum Schulgebrauche veranstaltet. Da diese vergriffen war, so erhielt Hr. *B.* den Auftrag, einen neuen Abdruck derselben zu besorgen. Er vermisste in derselben die Abtheilung in Kapitel und nach den unterredenden Personen; auch fand er die Accentuation ganz vernachlässigt: diese Mängel verbesserte er, und liess den Text nach der Fischerschen Ausgabe abdrucken, doch, wie er sagt, mit einigen Abweichungen. Rec. fand, so weit er verglich, keine Veränderung; vermuthet auch, dass niemand eine bedeutende Verbesserung in dieser Ausgabe suchen werde. Das einzige Verdienst, welches sich der Herausg. in Ansehung des Textes erwerben konnte, war Correctheit des Abdrucks, und diese, welche in einer Schulausgabe zur Schuldigkeit wird, vermisst man hier sehr. Nicht allein die Accentuation ist sehr fehlerhaft, sondern auch mehrere Worte falsch gedruckt, z. B. S. 23. γενονός für γεγονός, τίνος für τίνες; gleich darauf sind sogar die Worte οἱ ἄρχοντες ausgelassen, ungeachtet die Anmerkung 11) darauf hinweist. Vor dem Dialoge ist *Tiedemann's* Argumentum abgedruckt; unter dem Texte stehen Erläuterungen von *Fischer*, *Gottleber*, *Dillenius*, *Stollberg* u. s. w., zum Behuf für Lehrer und Schüler, nach der eigenen Erklärung des Herausg. Die Hinsicht auf zwey so ganz verschiedene Zwecke beweist keine grosse Beurtheilung; dagegen kam sie der Bequemlichkeit zu statten, welche auch daraus hervorleuchtet, dass die Erläuterungen ein sehr buntes Gemisch bilden, indem man bald eine lateinische, bald eine deutsche Note findet. Wenn Hr. *B.* auch nichts von dem Seinen hätte hinzuthun wollen, so müsste doch der fremde Stoff ganz anders bearbeitet seyn, um eine zweckmässige Ausgabe für das Bedürfniss der Lehrer oder der Schüler zu liefern.

Nr. 2. ist ein blosser Abdruck des Textes mit denselben Fehlern und mit *Tiedemann's* Argumentum.

NEUERE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Maurer: *Abrégé de Grammaire française*, avec un plan sur la manière d'enseigner à l'usage des jeunes gens élevés dans les instituts militaires; par *Philibert François de Grandpont*, maître de langue française, attaché à la maison des cadets de Berlin. 1804. 141 S. 8. (8 gr.)

In der französischen Einleitung beschreibt der Vf. die Lehrart, welche er auf Schulen, besonders für das Kadettenhaus zu Berlin, bey dem öffentlichen Unterrichte in der französischen Sprache zweckmässig hält. Er theilt ihn in acht Klassen, bestimmt jeder derselben sechs Monate, und behauptet, dass die Schüler nach vier Jahren eine fertige Kenntniss der so allgemein verbreiteten und daher sehr nützlichen französischen Sprache erlangt haben müssen. Da der ganze Umfang dieser Methode hier nicht mitgetheilt werden kann, so begnügt sich Rec. damit, sie der Aufmerksamkeit und Beherzigung anderer Schullehrer zu empfehlen. Das Buch selbst liefert das Nöthigste über die Aussprache und die Redetheile, nebst einer Ansicht der Declination und Conjugation, wie auch der unentbehrlichsten Regeln der Wortfügung. Eine vollständige Grammatik ist es nicht, und sollte es auch nicht seyn; aber immer eine gute Grundlage, auf welcher sich ein weitläufigeres Gebäude nach dem Bedürfnisse der Lernenden aufführen lässt. Den Schluss machen Uebungen zum Uebersetzen, und Materialien für die Erzählung und den Briefstil.

Nur noch ein paar einzelne Bemerkungen. Wo *oi* wie *ä* lautet, da schreibt der Vf. *ai*. Freylich ist dieses gegen das *Dict. de l'Académie françoise*, allein für Anfänger bleibt es unstreitig die leichteste Art, die Wörter in kurzer Zeit richtig auszusprechen. — Gegen die Bezeichnung der Laute möchte einiges mit Recht zu erinnern seyn. Hr. *Grandpont* sagt z. B. S. 3.: „*ai*, *ais*, *ait*, *aient*, *eais*, *eait*, *eaient* wie äh, als *j'aimais*, *il parlait* etc." Nach der wahren Prosodie lautet aber *j'aimais* am Ende lang, und *parlait* kurz.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wittenberg*, gedr. b. Charisius: *De medicinae practicis ad artem faciendam nec cognitione ac peritia satis exornatis, nec legitime admissis, eorumque delendorum quibusdam remediis.* Tractatus medico-politicus editus a *Joanne Theophilo Fritzsche*, Dresdensi, Medicinae Doctore etc. Ohne Jahrz. (1804.) 3 Bog. 4. (4 gr.) — Es lässt sich von dieser kleinen Brochüre weiter nichts sagen, als dass sie nicht nur ihren Gegenstand bey weitem nicht erschöpft, sondern bloss die gewöhnlichen (freylich gerechten) Klagen und längst bekannten Vorschläge, ihnen abzuhelfen, in einer ermüdenden und uncorrecten Schreibart enthält, dergleichen man sonst von obersächsischen Akademieen eben nicht gewohnt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. December 1804.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Gleditsch: *Alb. Gul. Roth tentamen Florae Germanicae. Tom. III.* continens synonyma et adversaria ad illustrationem florae germanicae. Pars *prior.* 1800. 578 S. 8. (2 Rthlr.)

Die genauesten und sorgfältigsten Beschreibungen, die fast immer treffende specifische Differenz, die treueste Angabe der Synonymie und eine ziemlich ausreichende Vollständigkeit charakterisiren diese deutsche Flor. Auch in dem dritten Theile, der die kryptogamischen Pflanzen, mit Ausschluss der Lichenen und Schwämme, enthält, wird man jene Vorzüge nicht vermissen, zumal da der Vf. einzelne kryptogamische Familien, besonders die Wasser-Gewächse, bisher in Deutschland am besten bearbeitet hat. Er theilt die ganze Familie nach der Ordnung ein, die *Schreber* in seinen *generibus* befolgt hat; doch dürften jetzt noch wohl die Schwämme eine Unterabtheilung erleiden. Zuerst also die *Miscellaneae. Equisetum eburneum Roth. catal.* sey einerley mit *E. Telmateia Ehrh. E. limosum* wirft er auch mit *E. fluviatile* und *Heleocharis Ehrh.* zusammen, worin man ihm leicht nachgeben wird, wenn man bedenkt, dass der einzige Unterschied, das Daseyn der Aeste beym *E. fluviatile*, zufällig ist. Als Zusatz kommt hier noch *E. reptans Swartz.*, welches kürzlich auf den Tyroler Alpen gefunden worden. *Lycopodium helveticum* wird mit *L. radicans Hoffm.* sehr richtig zusammen geworfen. Von *Salvinia*, *Marsilea*, *Pilularia* und *Isoëtes* werden die Befruchtungstheile etwas zu oberflächlich, von der letztern ganz unrichtig angegeben. Denn die männlichen Schuppen enthalten nicht eine einzelne Anthere, sondern eine Menge Pollen, der an parallelen Säulchen hängt. Die Eintheilung der Farrenkräuter ist, nach *Smith's* Vorschlag, durch die Aufführung des Schleyerchens sehr erleichtert; aber freylich hat sich der Vf. auch verleiten lassen, beym *Polypodium fragile*, *alpinum* und *montanum* ein Becherchen anzunehmen, welches gar nicht da ist, und diese Arten daher zu der tropischen Gattung *Cyathea* gerechnet, da jene Polypodien doch bloss das Schleyerchen zur Seite sitzen haben und keine Spur von Säulchen, woran die Samenkapseln hingen, bey ihnen zu entdecken ist. Uebrigens ist es sehr zu billigen, dass er die geschleyerten Polypodien von den ungeschleyerten trennt, und jene wieder in zwey Gattungen theilt; nämlich *Polystichum* mit nierenförmigen Schleyerchen, die sich ringsum lösen, und *Athyrium* mit schuppenförmigen Schleyerchen, die sich nur nach einer Seite öffnen. So trennt er auch sehr richtig die *Osmunda struthiopteris* und *Spicant* von der *Osmunda regalis*, da jene gegliederte Kapselringe haben, welche dieser fehlen. Aber *Osmunda regalis* mit *Osmunda Lunaria* zusammen zu bringen, das fällt bey einem so genauen Beobachter auf, da der Bau der Samenkapseln bey beiden so sehr verschieden ist. *Osmunda crispa* bringt er zur *Onoclea*; man weiss, dass *Swartz* sie mit mehrerm Rechte zur *Pteris* zählt. *Osmunda Spicant* ist sehr richtig zum *Blechnum* gerechnet, da die Samenlinien zu beiden Seiten der Mittelrippe fortlaufen, und die Schleyerchen sich nach dieser Mittelrippe hin öffnen. *Acrostichum septentrionale* wird irrig zum *Scolopendrium* gezählt, da keineswegs auf derselben *lacinia* die zwey Samenlinien vorkommen. Eben so ist es mit *Asplenium alternifolium Linn.* und *Ruta muraria*, welche hier auch irrig unter *Scolopendrium* stehn. Selbst *Ceterach* ist dem Rec. noch zweifelhaft. Unter *Athyrium* stehn: 1) *Polyp. fontanum Linn.* 2) *Polyp. fontanum Leers*, welches der Vf. *Athyrium Halleri* nennt, und von dem es wahrscheinlich ist, dass diess allein in Helvetien, und nicht das vorige gefunden werde. Indessen ist doch noch nicht alles über diese Art klar, da der Vf. weder *Barrelier's* noch *Plukenet's* Abbildung anführt. 3) *Polyp. molle Schreb.*, unsers Erachtens eine Abart von *P. Filix femina.* 4) *Polyp. trifidum Hofm.* 5) *Polyp. dentatum Hofm*, sind ebenfalls Abarten jenes Farrenkrauts. 6) *Polyp. rhaeticum.* 7) *Polyp. Filix femina.* Zu seiner Gattung *Polystichum* gehören: 1) *Polyp. Lonchitis.* 2) *P. Phegopteris* (schwerlich; denn hier sind die Schleyerchen höchst wahrscheinlich gar nicht vorhanden). 3) *P. Oreopteris* (warum nennt es der Vf. *Pol. montanum*, da *Allioni's* so genannte Pflanze nur Verwirrung macht?) Von *Pol. Thelypteris* und *Filix mas* unterscheidet er es sehr gut. 4) *P. Thelypteris.* 5) *P. aculeatum*, 6) *P. Dryopteris* (hat auch kein Schleyerchen). 7) *P. Filix mas.* 8) *P. cristatum Afzel.* und *Linn.*, nicht *auct.* oder *P. Callipteris Ehrh.* 9) *P. strigosum* ist *P. rigidum Hofm.* 10) *P. multiflorum* ist *P. cristatum auct.* oder *spinulosum Retz.* 11) *P. spinosum* ist gewiss nur eine Abart des Vorigen, und die hier angegebenen Unterschiede sind nicht zureichend. Als zweifelhaft führt er *Polyp. Marantae Hofm.* und als Synonym *Acrostichum Marantae Linn.* an. Wunderbar, dass der Vf. keine von beiden Pflanzen kannte! Jenes ist *Pol. ilvense* und auf deutschen Alpen gar nicht selten; dieses wächst bloss auf den südlichen Alpen in Steyermark, Krain, Tyrol und Helvetien. Nun folgt die ganz irrige Gattung *Cyathea*, wozu *Pol. fragile*, *regium*, *anthriscifolium*, *cynapifolium Hofm.*, *alpinum Wulff.*

Wulff. und *montanum Allion.* gezählt werden. Alle diese konnten sehr bequem unter *Athyrium* ihren Platz bekommen. Was *Pol. regium* betrifft, so zweifeln wir, dass der Vf. die ächte Pflanze sahe; er sagt nämlich nichts vom *stipes alatus;* auch führt er nicht *Vaill. botan. paris.* t. IX. f. 1., sondern *Lobel. icon.* p. 810. an, welche Abbildung nicht diese Pflanze, sondern eher eine Abart von *Pol. fragile* darstellt. *Pol. anthriscifolium* und *cynapifolium Hofm.* sind ebenfalls blosse Abarten von *Pol. fragile;* eben so auch *P. fumarioides* und *pedicularifolium.* Noch fehlt unter den deutschen Farrenkräutern *Trichomanes tunbrigense*, welches *Joh. Host* in Krain fand (*Host. synops. austr.* p. 560.)

Bey den Moosen folgt der Vf. grösstentheils *Schreber;* er konnte dazumal noch nicht von den Bereicherungen der Mooslehre Gebrauch machen, welche in den letzten vier Jahren den Deutschen zu verdanken sind. Wir wollen daher auch nichts rügen, als was der Vf. im J. 1798. wissen konnte. Als neue Zusätze zur deutschen Flor führt er *Splachnum urceolatum*, *sphaericum* an; das letztere ist aber keineswegs *S. sphaericum Sw.* u. *Hedw.*, sondern *S. gracile Dicks.* IV. 3.; *Hedwigia* wird mit Recht zum *Gymnostomum*; *Weissia* zur *Grimmia* gezählt. *Gr. controversa*, *Dicksoni*, *crispata* und *crispa* werden so fein unterschieden, dass wir fürchten, die Natur erkenne diese Unterschiede nicht. *Leersia lanceolata Hedw.* wird hier zur *Encalypta* gezogen, da ihr doch der wesentliche Charakter, die grosse Kalyptra fehlt; besser gehörte sie zur *Grimmia*. So konnten die *Pterigynandra Hedw.* nicht füglich zur *Encalypta* gezählt werden. *Dicranum ovale* hätte vom *Fissidens pulvinatus Hedw.* sorgfältig unterschieden werden müssen. *Dicranum virens* scheint der Vf. nicht selbst untersucht zu haben, sonst würde er den Kropf der Kapsel nicht übergehn. *Grimmia cirrhata* steht hier gar als *Dicranum*, wozu eben so wenig Recht ist, als wenn man sie zum *Hypnum*, *Bryum* oder *Mnium* rechnet. *Dicranum sciuroides* hätte von dem *Hypnum lutescens* und der *Leskea sericea* unterschieden werden müssen. Der Vf. erwähnt nichts davon, dass die Kapseln im flachen Lande sehr selten sind. Sollte er wohl das ächte Moos haben? *Orthotrichum* nennt der Vf. *Weissia*, und führt eine neue Art, *W. Octoblepharis*, an, welche wir von *Orthotr. adfine* nicht zu unterscheiden wissen; denn auch bey dem letztern sind die äussern Zähne anfangs einfach, und spalten sich in der Folge. *Bryum annotinum* wird hier nach seinen Keimkölbchen in der *Trentepohlia Hofm.* genau beschrieben. *Bryum fontanum* und *marchicum* haben sich seitdem als Bartramien gezeigt. *Hedwigs* Weberen werden richtig zum *Bryum* gezogen, zwischen *Bryum* und *Mnium* aber kein Unterschied gemacht. *Br. aestivum Schreb.* hat sich seitdem von neuem als *Bryum* bestätigt. *Mesia nutans Willd.* wird hier noch mit der Synonymie *Bryum Dill.* LI. 73. aufgeführt, da es doch *Mnium pseudotriquetrum* ist. *Bartramia Halleriana* soll auf dem Harze wachsen (?). Dagegen fehlt *Br. gracilis* und *hercynica*. *Hypnum sylvaticum* wird von *H. denticulatum* unterschieden, wie wir es nicht zu unterscheiden vermögen. Dass unter *H. proliferum* oder *parietinum*, sowohl *H. recognitum Hedw.*, als auch *H. ta-mariscinum* und *splendens* stecken, konnte der Vf. schon vor sechs Jahren wissen. *H. delicatulum* sucht der Vf. der deutschen Flor wieder zu vindiciren; aber wir zweifeln, dass es mit Recht geschehe. *H. adun[cum]* wird von *H. uncinatum* recht gut unterschieden. Bey *H. rugosum* führt er *H. scorpioides* β. *minus Weber* [illegible] *gott.* an; aber das gehört nicht hierher; auch wenn es bloss deswegen wäre, weil *Weber* die Kapseln beschreibt, die noch Niemand beym *H. rugosum* gesehen hat. Als neu führt der Vf. *H. flavescens* oder *H. albicans Dicks.*, *Hypnum Dill.* XLII. 63., auf, welches bey Vegesack gefunden worden. *H. plumosum* und *salebrosum Hofm.* werden für Synonyme gehalten, was sie nicht sind, so wie unter dieser Benennung noch *H. populneum* steckt, welches seitdem verschiedentlich in Deutschland gefunden worden. *H. dendr[oides]* [illegible] *latum* ist und bleibt? *H. ruscifolium Hofm.* wird hier noch von *H. riparioides* getrennt, da es doch einerley ist. *Andreaea* steht hier noch unter den Lebermoosen mit vierklappiger Kapsel; doch hat der Vf. mehrere interessante Bemerkungen über ihren anderweitigen Bau gemacht. Die Jungermannien sind sehr gut geordnet, trefflich beschrieben und genau unterschieden. Eine neue Art, *J. fragilis* (*Michel.* tab. V. fig. 3. O. O.), fand der Vf. bey Vegesack, und unterscheidet sie gut von der *J. asplenioides*. Eine andere nennt er *J. compacta* (*Michel.* tab. V. fig. 9.); aber diese läuft mit *J. emarginata* so zusammen, dass man sie schwerlich durch wesentliche Merkmale unterscheiden kann. *J. excisa Hofm.* nennt er *J.* [illegible]*sacea*, und beschreibt sie sehr genau; eben so sorgfältig unterscheidet er *J. ciliaris Leers*, *ciliaris W*[illegible] und *ciliaris Linn.* Die erstere nennt er *J. L*[illegible] und die zweyte mit *Ehrhart J. Tomentella.* Nirgends wird man ferner *J. dilatata* und *tamariscifolia* [illegible] gut bestimmt finden, als hier.

Die Algen sind mit der grössten Sorgfalt geordnet und bestimmt; doch hat der Vf. seitdem selbst wieder manches in seinen *catalect.* tom. 2. zurückgenommen, geändert und mehrere Zusätze gemacht.

Paris, b. Baudouin: *Atlas d'Histoire naturelle,* ou Collection de Tableaux relatifs aux trois règnes de la nature, a l'usage de ceux qui professent et étudient cette science; par *Charles Chaisneau.* 180[illegible] 43 S. kl. fol. mit 38 Tabellen. (3 Rthlr. 18 gr.)

Das unbequeme Format abgerechnet, ist dieser [illegible]genannte Atlas beym Unterricht, wozu ihn der Vf. bestimmt hat, sowohl für den Lehrer als für die Schüler brauchbar. Die Generaltabelle enthält eine methodische Ueberficht der *ganzen* Naturgeschichte, sowohl der Zoologie, als der Botanik und Mineralogie. Die erste Tabelle der *Zoologie* betrifft die Anthropologie: *l'homme considéré dans les différentes parties qui le composent.* Tab. II. *Distribution méthodique des animaux avec et sans vertèbres; à sang rouge et à sang blanche*, nach *Cuvier*, *Geoffrey*, *Lacepède* und *Lamark.* Tab. III. Säugthiere. IV. Vögel. V. [illegible]

tiles. VI. Fische. VII. Eintheilung der Mollusken. VIII. Ueber die Krebse und Spinnen. IX. Eintheilung der Insecten. X. Ueber Würmer, Strahlenthiere (*radiaires*) und Polypen.

Tableau 1. additionel de Zoologie: über den Instinkt der Thiere (nach einer Rede von *Lacepède* vom Jahr VI.). Das Tabl. 2. *additionel de Zool.* führt die Ueberschrift: *Systeme d'une Carte zoologique* (nach einer andern von *Lacepède* im Jahr VII. gehaltenen Rede).

Die erste und zweyte zur *Botanik* gehörige Tabelle betreffen die *Physique végétale*, und sind zunächst nach *Philiberts notions élémentaires de Botanique* abgefasst. Die neun folgenden Tabellen enthalten die Eintheilung der Pflanzen nach *Jussieu's* System, und zwar zuerst die Charakteristik der fünf Familien der ersten Classe, *Acotyledonen;* dann folgen die drey Classen der *Monocotyledonen* mit der Charakteristik von 17 Familien. Die übrigen Tabellen der Botanik die Eintheilung und Charakteristik der Classen und Familien aller *Dicotyledonen.*

Die erste der *Mineralogie* gewidmete Tabelle enthält das *Systeme des Caractères relatifs aux mineraux,* d. h. der physikalischen, geometrischen und chemischen Eigenthümlichkeiten, nach dem *Hauy*'schen System. Die zweyte Tabelle betrifft die *Distribution methodique des minéraux.* Tabelle 3. u. 4. liefert die Eintheilung und den Charakter der *substances acidifères* (der ersten Classe). Tabelle 4—6. betreffen die zweyte Classe: *Substances terreuses.* Tabelle 6. u. 7. lehren, die Eintheilung der *Substances combustibles non metalliques*, und die Tabellen 7. 8. 9. 10. u. 11. beschäftigen sich mit der vierten Classe, den metallischen Substanzen. Auf den drey letzten Tabellen der Mineralogie endlich sind die *appendices de quatre classes precedentes* in gehöriger Ordnung aufgestellt.

Die diesen Tabellen vorangeschickte Vorrede macht den Text des Buchs aus, und giebt Anleitung zum Gebrauch der Tabellen. Diese Vorrede zeugt von hinlänglicher allgemeiner Kenntniss der Naturkunde, und ist für ihren Zweck dadurch brauchbarer geworden, dass recht artige literarische und bibliographische Notizen (so gut sie nämlich ein Franzose geben kann) eingewebt sind. Noch müssen wir bemerken, dass, in einigen Anmerkungen zu dieser erklärenden Vorrede, sich Denksprüche auf mehrere berühmte verstorbene und lebende Naturforscher finden (welche, nach dem Vorschlage des Vfs., auf eine, zur Ehre würdiger Naturforscher errichtete, Säule eingegraben werden könnten), die uns nicht besonders gefallen.

PAVIA, b. Galeazzi's Erb.: *Elementi di Botanica* di *Domenico Nocca*, Professore nell' università di Pavia. Con varie tavole, che illustrano il sistema Linneano, disegnate dall' autore. 1801. 189 S. 8.

Eine gewöhnliche trockene Nomenclatur mit einer eben so dürftigen Einleitung in das Linné'sche System. Die erstere nimmt den gröfsten Theil des Buchs ein, ist oft nicht ganz richtig, und die Beyspiele nicht immer gut gewählt. So ist *triqueter*, *triangularis* und *trigonus* nicht gut unterschieden. *Scaber* und *asper* wird für eins genommen, und von *muricatus* nicht gut unterschieden. *Ovale* ist von *oblongum* nicht gehörig getrennt. Als Beyspiel vom *fol. obcordatum* wird *Salvia formosa* angeführt, die doch *fol. subcordata* hat. Bey *fol. tripinnatifidum* führt der Vf. *Caenopteris japonica* an, welches wahrscheinlich *Davallia canariensis* ist. *Fol. triplinerve* wird fälschlich so erklärt: „Wenn ein Blatt mit drey Nerven aus jedem derselben wieder drey Nerven hervorbringt." Bekanntlich versteht man nur solche Blätter darunter, deren drey Nerven nicht an der Basis des Blatts zusammenlaufen, sondern wo die beiden Seiten-Nerven aus der Mittelrippe über der Basis entstehn. *Hirsutus*, *hirtus* und *hispidus* weiss der Vf. gar nicht zu unterscheiden. Die Farben sind ohne deutliche Abstufung durch einander geworfen. Die beygefügten Kupfertafeln, vom Vf. sehr roh gezeichnet, stellen die Classen des Linné'schen Systems dar.

GESCHICHTE.

PRESBURG, b. Belnay: *Moldavensis vel Szepsiensis Decimae Indagatio est proxima terrae Scepusiensis et huic innexarum sacro profanarum jurisdictionum evolutio,* quam *Joannes Bárdosy*, Regii Leutschoviensis Gymnasii Director, et incliti Comitatus Scepusiensis Tab. jud. Assessor e diplomatibus erutam concernentibus utriusque Reipublicae Aristarchis pro anni MDCCCII. Xenio d. d. D. 4. 190 S. (gedruckt und erschienen 1803.)

Was sich wohl ein Ausländer bey diesem Titel denken mag? Rec., ein Inländer, begriff ihn selbst nicht, ehe er das Buch eingesehen hatte; die Sache verhält sich folgendermaſsen. Der kathol. Pfarrer zu Szepsi (welcher Flecken auch sonst die Moldau genannt wird und im Abaujvárer Comitate liegt) beklagte sich, dass die reformirten Einwohner zu Szepsi ihm keinen Zehnden zahlen wollten; ein königl. Befehl zwang die reformirten unadlichen Einwohner sofort zur Entrichtung des Zehndens an einen Pfarrer, der ihnen weder im Leiblichen noch Geistlichen Dienste leistet; wegen der Zehnden der reformirten Edelleute zu Szepsi wurde der Pfarrer auf den Weg Rechtens gewiesen. Nun bat der Pfarrer den Vf. um ein diplomatisches Gutachten über die Sache, wie der Prozess einzuleiten und auf welche Gründe derselbe zu stützen sey. — Der Vf. erstattete diess Gutachten, und begleitete es mit 89 Urkunden, wovon aber nur 33 ungedruckt, die übrigen aus sehr bekannten Büchern z. B. aus *Wagners Analectis Scepus.* und *Diplomatario Sarof.* entlehnt sind. Weil nun der Vf. glaubte, dass durch dieses Gutachten und dessen urkundliche Beylagen (die wir ohne Unterschied, ob sie schon bekannt waren, oder nicht, hier alle wieder abgedruckt erhalten), zugleich die alten Gränzen der Comitate Abaujvár, Zips, Sáros und Torna, so

so wie der verschiedenen geistlichen Gerichtsbarkeiten in diesen Gegenden (der Vf. schreibt S. 4. *veteres Agriensis, Scepusiensis et Rosnaviensis Episcopatuum Jurisdictiones* — allein diess ist baarer Unsinn, da sowohl das Zipser als das Rosnauer Bisthum neue Theresianische Schöpfungen sind) erläutert werden würden, so liess er sein Gutachten drucken.

Der nächste Zweck dieses Gutachtens also — das Zehendrecht des Moldauer Pfarrers gegen die reformirten dasigen Edelleute — geht den Rec. nichts an; nur hält er im voraus die Sache des Pfarrers für verloren, wenn er nicht bessere Gründe aufzuführen weiss, als ihm der Vf. hier an die Hand giebt. Der Vf. ist als ein Mann bekannt, der aus der Geschichte durch Sprünge, Verdrehungen und gewaltsame Auslegung beweisen kann, was man nur immer durch ihn bewiesen haben will; wie sich die Leser der A. L. Z. aus der Recension seiner *„Supplementa ad Analecta Scepusii"* — erinnern werden.

Rec. geht zu seinen andern Entdeckungen über, die er in diesem seinen Buche gemacht haben will, und die durch dasselbe erwiesen werden sollen. Diese sind folgende: 1) Der *Tornenser* oder Tornauer (jetzt so kleine) Comitat habe ehedem nicht aus einem District (dem Tornauer), sondern aus drey Districten, nämlich noch aus dem Gölnitzer Bergdistrict (der jetzt nicht rechtmäſsig zum Zipser Comitat gehöre), und aus dem Szepsier oder Moldauer District (der nicht rechtmäſsig mit dem Abaujvárer Comitat vereinigt worden) bestanden (und sey also in seinen vorigen Umfang zurückzusetzen). 2) Der Szepsier District sollte nicht unter das Erlauer Bisthum, sondern unter das Rosenauer gehören, weil dem Rosenauer Bisthum der ganze Tornenser Comitat untergeordnet worden, und der Szepsier District ein alter Theil dieses Comitats ist. 3) Das Zipser Bisthum sollte sich eigentlich noch über den ganzen Sároser Comitat (der jetzt unter dem Erlauer Bischof steht), wenigstens über den Tharczer District erstrecken. Kurz, die Absicht des Vfs. geht darauf hinaus, den Tornauer Comitat zu vergröſsern, und den Sprengel des (jetzt vacanten und bald in 2 Bisthümer und 1 Erzbisthum zu zerstückelnden) Erlauer Bisthums zu verkleinern. Rec. gesteht, theils dass er von diesen vermeyntlichen Entdeckungen nach Erwägung der vorgebrachten Gründe wenig halte (wie denn auch der Zipser und Abaujvárer Comitat, und das Erlauer Bisthum, wenn ja die Sache zur Sprache käme, mit ihren Gründen gehört werden müssten), theils aber, dass er diese ganze Untersuchung in literarischer Rücksicht für unbedeutend, und das Gutachten des Vfs. in XXIV Absätzen für ein abenteuerliches Gemisch von wahren, halbwahren und falschen Behauptungen ansehe. Am Ende des Gutachtens will der Vf. nach seiner Manier beweisen: dass der *Ducatus Scepusiensis*, welcher zuweilen königl. Prinzen verliehen worden, sich auch über den Saroser und Torner Comitat erstreckt habe, ferner, dass die *Perpetui Comites Terrae Scepusiensis* an die Stelle der *Ducum Scepusii* getreten seyen; *„ut adeo perspicuum sit, axioma perpetuorum Terrae Scepus. Comitum eis ideo attributum fuisse*, (S. 25.) *ut iidem perpetuum simul regiarum Civitatum non minus quam Regalium quorumlibet redituum ab illis et locis mineralibus montanis per Scepusiensem Terram, ex Scepusiensi, Sárosiensi et Tornensi Comitatibus conflatam dispersis contra qualescunque invasiones et oppressiones conservationem ac tutelam assumsisse intelligantur.* Das letzte ist eine Behauptung, die weder nach der Theorie, noch nach der Praxis Sinn hat.

Was also noch in diesem Buche für die Geschichte als Gewinn betrachtet werden kann, sind die 33 ungedruckten Urkunden; nur Schade, dass der Vf. bey manchen nicht genauer angiebt, woher er sie erhalten hat? und dass er uns mit den Urkunden selbst durch eingeklammerte Einschiebsel seine Verdrehungen und willkührliche Auslegungen mit aufdringt. Solche Verdrehungen kommen z. B. S. 34 sehr häufig vor. Auch sind die Urkunden durch mehrere hin[illegible] unberichtigte Druckfehler entstellt, wie z. B. S. [illegible] Ertlenbach statt Eulenbach gesetzt ist. Hier und da sind die eigenen Zusätze des Vfs. zu den Urkunden nicht einmal gehörig eingeklammert und unterschieden vom Text, wie S. 90. Die meisten hier neugelieferten Urkunden hätten endlich ihren eigentlichen Platz in den *Supplementis Analectorum Scepusii*, die der Vf. mit Weglassung aller schon gedruckten Urkunden je eher je besser vollends herausgeben, und in einem zweyten Bande ganz beendigen sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Rostock: Das jetzt lebende Rostock*, von 1804. XVIII S. 4. — Der erste Jahrgang (1791.) wurde in der A. L. Z. Nr. 203. S. 71., mit einem Seitenblicke auf das *v. Schwarzkopfsche* Werk, zum erstenmal angezeigt. In den Jahren 1802. und 1803. unterblieb die Ausgabe wegen Localhindernisse. Die Redaction der vorliegenden wurde dem Senator und Doctor der Rechte, Hn. *Schröder*, übertragen, welcher den Plan erweiterte und bereits die Abtheilung verbesserte. Es ist dabey der *status quo* vom Anfange des September-Monats angenommen, weil die Herausgabe sich verspätete. Am schicklichsten wäre dazu der *März*, weil die Aemter am 25. Februar jährlich umgesetzt werden. Da Hr. Schröder laut des Namens-Verzeichnisses zugleich Censor ist, so darf man mehr Annäherung an den vortrefflichen *Rudloffschen* Staatskalender des ganzen *Herzogthums* erwarten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. December 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Amsterdam, b. Albart: *De Mensch, zoo als hy voorkomt op den bekenden Aardbol*, beschreeven door *Martinus Stuart*, afgebeeld door *Jaques Kuyper*. (Der Mensch, wie er auf der bekannten Erde vorkommt, beschrieben von *M. St.*, abgebildet von *J. K.*) *Eerste* Deel. 1802. 234 S. 8. mit 5 col. Kpfrn. *Tweede* Deel. 1803. 228 S. 8. mit 8 col. Kpfrn.

Herr *Stuart*, remonstrantischer Prediger in Amsterdam, ist einer der beliebtesten und trefflichsten holländischen Schriftsteller, und hat sich besonders durch seine, in Sprache und Stil vorzügliche, römische Geschichte in seinem Vaterlande berühmt gemacht. — Durch vorliegendes Werk will er der Naturgeschichte des Menschen durch eine anziehende Darstellung bey dem grösern Publicum Eingang verschaffen, und die Kenntniss des Menschen in seinen verschiedenen, durch grösere oder geringere Cultur bedingten, Zuständen allgemeiner verbreiten, um so zu zeigen, welche verschiedenen Stufen zwischen dem niedrigsten Grade der Bildung und dem höchsten Grade der uns bekannten Cultur sich beobachten lassen. In dieser Absicht hat der Vf. alles, was in den neuesten und besten Reisebeschreibungen über die Menschen- und Völkerkunde enthalten ist, sehr verständig und mit vorsichtiger Auswahl zusammengestellt und auf diese Weise Schilderungen der einzelnen Nationen geliefert, die den Vorzug der Treue mit dem der Annehmlichkeit verbinden und in anthropologischer Hinsicht eine ganze kostbare Bibliothek von Reisebeschreibungen entbehrlich machen. Hiezu kommen nun die dem Buche beygegebenen schön componirten, mit Fleisse gearbeiteten und besonders sorgfältig colorirten Abbildungen der verschiedenen Nationen, die man nicht ohne Vergnügen und Interesse sehen kann, und die sich vor allen ähnlichen Abbildungen von Völkerschaften dadurch auszeichnen, dass hier nicht so oft über die Kleidung und ihre bunte Farbe der charakteristische Ausdruck, das Nationale der dargestellten Nation vernachlässigt ist.

Den Anfang dieser Beschreibung des Menschen macht der Vf. mit den Bewohnern der Südsee-Inseln; dann sollen, in den folgenden Bänden, die Amerikaner, Afrikaner und Asiaten, und zuletzt die Europäer beschrieben und nach den verschiedenen, diese Welttheile bewohnenden Völkerschaften, abgebildet werden.

Voran geht eine hundert Seiten lange Einleitung, in welcher der Vf. seine Leser auf den Standpunkt führt, von wo aus er den Gegenstand und sein Werk angesehen wissen will. In dieser Einleitung ist nun nach *Ludwig*, *Camper*, *Blumenbach*, *Buffon*, *Zimmermann* u. s. w. über die körperliche Verschiedenheit des Menschen von den Thieren; über die Abstammung der Völker und die Menschenrassen; über die Fähigkeit des Menschen unter allen Umständen, d. h. in jeder Atmosphäre, in jedem Klima, von jeder Nahrung auf der Erde zu leben; über den Einfluss, den diese Dinge allmählig auf den Menschen haben und gehabt haben u. s. w. das Nöthige vorgetragen, wobey das über die Rassen Gesagte durch acht Abbildungen von Nationalschädeln erläutert wird. — Dann geht der Vf. zu den Südsee-Insulanern und zuerst zu den so interessanten *Otaheitern* über; er giebt einige Nachricht über die erste Entdeckung, die Lage, die Luft, den Thermometerstand und den Boden von *Otaheite*, und schildert dann die Bewohner nach ihrer Statur, Farbe und Bildung, ihrer Kleidung, Wohnung, Lebensart, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Regierungsform, Religion u. s. w.; das dazu gehörige Kupfer I. zeigt einen Mann und ein Frauenzimmer von Otaheite, in ihrer nationalen Kleidung und Putz, sitzend. Auf dieselbe Weise sind auch die übrigen Nationen beschrieben, wobey der Vf., als Gewährsmännern, *Cook*, *Forster*, *Anderson*, *King*, *Keate*, *La Billardiere*, *Wilson*, *Vancouver* u. a. folgt, die er sehr oft und gewissenhaft in Anmerkungen citirt. Ohne weiter hier ins Detail zu gehen, begnügen wir uns, nur noch die Kupfer namhaft zu machen. Auf Taf. II. sind Einwohner von Ulietea dargestellt. III. Sandwich-Insulaner. IV. ist ein besonders gut gezeichnetes Blatt. Man sieht von den Osterinseln einen Mann und eine Frau neben einander sitzen, die sich über einen in Händen habenden Matrosenhut verwundern; der Hinter- und der Vordergrund ist von Hn. *Kuyper* immer zur Darstellung von Nebendingen, z. B. Wohnung, Waffen, Götzenbildern u. s. w. benutzt. Im *zweyten* Bande zeigt Taf. I. zwey Bewohner der Freundschaftsinseln. Taf. II. stellt Neu-Caledonier in einer sehr interessanten Gruppe vor. Taf. III. Mann, Frau und Kind von den Markesas-Inseln. Auf Taf. IV. sieht man eine Familie von den Neuen Hebriden auf einer Wanderung. Taf. V. einen Neuseeländer mit zwey Weibern. Taf. VI. Pelew-Insulaner, der Mann beschäftigt, Hausrath zu schnitzen, die Frau mit dem Kinde an der Brust. Taf. VII. Einwohner von den Admiralitäts-Inseln, in einem Segel-Kanot. Taf. VIII. Bewohner von *van Diemens* Land.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, a. K. d. reform. Armencasse: *Christliches Gesangbuch* für evangelisch Reformirte Religionsverwandte. 1803. VIII u. 431 S. 8.

Eine Liedersammlung, die sich in vieler Hinsicht vortheilhaft vor andern ähnlichen auszeichnet. Die Besorgung derselben wurde den deutsch-reformirten Predigern zu Hamburg übertragen, und mit ihnen nahmen, als Revisoren dieses Gesangbuchs, thätigen Antheil an der Herausgabe desselben die Professoren *Grimm* und *Möller* zu Duisburg, Inspector *Pauli* zu Osthoven und Hofprediger *Starke* in Rieder. Nach der Prüfung und den Vorschlägen dieser Männer trafen die Prediger, Hr. *Schwiffler* und Hr. *Iken* zu Hamburg, die Anordnung des Ganzen, bestimmten die Wahl der Lieder, und nahmen mit mehrern eine Veränderung vor. Einige derselben waren bisher noch ungedruckt. Löblich ist es, dass das Namenverzeichniss der ältern und neuern Liederdichter, deren Arbeiten benutzt worden sind, dieser Sammlung angehängt worden ist. Unter den Liedern, deren Vff. den Herausgebern bekannt waren, befinden sich Numern, welche auf die hinten angehängten Namen der Liederdichter hindeuten. Die mit manchen ältern Liedern von *Cramer*, *Dieterich*, *Heeren*, *Klopstock*, *Niemeyer*, *Schlegel*, *Zollikofer* u. a. bereits vorgenommene Verbesserungen sind dankbar benutzt worden.

Die *erste* Lieder-Abtheilung enthält allgemeine Lob- und Gebet-Lieder, die *zweyte* Lieder und Gesänge über die wichtigsten Stücke der christlichen Glaubenslehre, die *dritte* Lieder und Gesänge über die wichtigsten Stücke der christlichen Sittenlehre, und die *vierte* Lieder und Gesänge in besondern Zeiten und Umständen. Dass die Herausgeber einige schöne Lieder von neuern Dichtern, wie *Bürde*, *Gleim*, *Klopstock*, *Lavater*, *Niemeyer*, *Uz*, *Ramler* u. a. aufnahmen, war billig; ungern haben wir jedoch einige schöne Lieder älterer und neuerer Dichter, wie z. B.: *Ein feste Burg ist unser Gott*, *Begrabt den Leib in seine Gruft*, *O Herr, wenn deine Lehren mir* u. a. vermisst. Der Sprachfehler in der ersten Zeile des ersterwähnten Liedes von *Luther* ist freilich anstössig, die matten Veränderungen dieser Zeile; die man hier und da versucht hat, sind zwar sprachrichtiger, allein ohne Kraft und Salbung. In mehrern Gesangbüchern hat man diese Zeile so verändert: *ein starker Schutz ist unser Gott*, wodurch das schöne Bild ganz verloren geht. Warum nicht lieber so: *Uns eine feste Burg ist Gott!* Nur selten musste Rec. die mit bekannten Liedern vorgenommenen Veränderungen missbilligen, die meisten sind vielmehr beyfallswerth. Die *Gellertschen* Lieder sind, wenn es die Melodieen erlaubten, fast unverändert beybehalten. Das bekannte schöne Lied der Kurfürstin Louise von Brandenburg: *Jesus, meine Zuversicht*, hat einige glückliche Verbesserungen erhalten. In dem oft gesungenen Liede: *was sorg'st du ängstlich für dein Leben?* dürfte jedoch die Lesart: „Denk an den Tod bey frohen Tagen, kann dann dein Herz sein Bild ertragen, so ist es gut und unschulsvoll;" der in mehrere Gesangbücher aufgenommenen, und auch von unsern Sammlern beybehaltenen Lesart: „denk an den Tod ff. kann *dein* [Herz] sein Bild vertragen, so ist sie gut f." vorzuziehen seyn. Das in den meisten Gesangbüchern vorkommende Lied: *nun bitten wir den heil'gen Geist*, hat sein Glück wahrscheinlich durch seine schöne Melodie gemacht, denn der Text hat nur einen sehr geringen poetischen Werth, unsere Herausgeber haben es daher mit Recht ausgeschlossen. Mit dem schönen Liede von *Albinus*: *alle Menschen müssen sterben*, sind schon oft Veränderungen vorgenommen worden; die in dieser Sammlung vorkommenden sind grösstentheils sehr glücklich; so wie wir überhaupt den Herausgebern das Zeugniss geben müssen, dass sie überall mit Besonnenheit und Sorgfalt zu Werke gegangen sind. Wir tragen daher kein Bedenken, diess Gesangbuch den vorzüglichern, die wir haben, beyzuzählen.

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Kopenhagen, b. Hoeke's E.: *H. J. Birch's bibelske Historie i et kort Udtog for Börn*, isaer paa Landet, som have ringe Evne og liden Skolegang. (*H. J. B. biblische Geschichte in einem kurzen Auszuge für Kinder* u. s. w.) – Ellevte Oplag. 1803. 142 S. 12.

2) *Ebendas.*, b. Schubothe: *Bibelske Historier*, som Indledning til Religionsundervíisning i de danske Skoler, (*Biblische Geschichten*, zur Vorbereitung auf den Religionsunterricht in den dänischen Schulen,) af *P. Thonboe*, Kapellan i Nyborg. 1804. XII u. 88 S. 12.

3) *Ebendas.*, b. Cohen: *Jesu Moral*, samlet, ordnet, oversat og oplyst (*Die Moral Jesu*, gesammelt, geordnet, übersetzt und erklärt) af *Ad. Gamborg*, Professor etc. Andet forandrede og forbedrede Oplag. 1804. XLIV, 58 u. 266 S. kl. 8.

Obgleich vorliegende drey Schriften ihrem Hauptzwecke nach von einander verschieden sind, so sind sie doch nach ihrem Inhalte und ihrer allgemeineren Bestimmung nahe mit einander verwandt, und deshalb vereinigen wir die Anzeige derselben. Alle haben es zunächst mit dem Unterrichte der Jugend in der Religion, und zwar in der Religion der Bibel zu thun; und wenn gleich die Vff. der beiden ersten Schriften hierzu auch das Brauchbare aus den Schriften des A. T. benutzen, der Vf. von Nr. 3. hingegen sich nur auf die Lehre Jesu einschränkt; wenn dieser gleich seiner Schrift den Namen: *Moral Jesu*, giebt, und folglich über *Religion* sich nicht verbreiten zu wollen scheint: so erhellt doch aus S. XXX. der Einleitung, dass auch Hr. *Gamborg* die Lehre Jesu als Lehre *eines göttlichen Gesandten an die Menschen* anerkannt und vorgetragen wissen will, und dass er folglich bey ihrem Vortrage für Kinder die nöthige Religionskenntniss voraussetzt. Sowohl hieraus, als aus der S. 27 ff. angehängten „*Lehre Jesu von*

ist es klar, dass der Vf. seiner Schrift einen nicht ganz richtigen Titel gegeben hat, und dass er über die eigentliche Bestimmung derselben mit sich selbst nicht ganz einverstanden ist.

Das Eigenthümliche von Nr. 1. besteht darin: dass der Vf. die biblische Geschichte *im Zusammenhange* und zwar so *vollständig* liefert, wie *er* sie zur Belehrung zwölfjähriger Kinder für nützlich hält. Fast alle Wundergeschichten des A. T. sind aufgenommen; bey keiner ist auch nur die geringste Mühe angewendet, dieselbe auf eine so einfache oder natürliche Art darzustellen, wie dieses mit einiger Kenntniss und Uebung einer liberalen Auslegungskunst besonders bey mancher Erzählung leicht gewesen wäre. Selbst diejenigen Erzählungen, die ihrer Natur nach recht dazu geeignet sind, um sie mit lehrreichen Anwendungen auf Kinder zu begleiten, stehn so trocken da, dass nicht abzusehen ist, warum man sie erst in einen Auszug gebracht und nicht lieber gerade so mitgetheilt hat, wie sie die Bibel liefert. Dieser Vorwurf trifft besonders die Erzählungen: *Der böse Kain und der fromme Abel*, S. 16. *Abrahams Gehorsam*, S. 25. *Der sanfte Jakob*, S. 27. *Der keusche Joseph und die Reise Jakobs und seiner Söhne nach Aegypten*, S. 34. Bey dieser letzten Erzählung ist es auffallend, mit welcher Sorglosigkeit der Vf. über alles Lehrreiche für die Jugend, wozu das Verhältniss zwischen Joseph und seinen Brüdern so vielen Anlass giebt, hinwegeilt und sich hingegen desto umständlicher über die Gefahren verbreitet, welche Potiphars Frau der Keuschheit Josephs bereitete. Zum Schlusse wird *den zwölfjährigen Kindern* der Vorsatz in den Mund gelegt: „Du keuscher Joseph sollst für mich ein Muster seyn, für meine Ehr' zu streiten, Verführungen zu scheun!" — Mit den Erzählungen aus dem N. T. darf man im Ganzen genommen zufriedener seyn. Doch kann es Rec. schlechterdings nicht billigen, wenn S. 79 f. die wundervolle Schwangerschaft der Jungfrau Maria mit einer Umständlichkeit bemerkt wird, die in Kindern und jungen Leuten nichts anders, als eine unzeitige und höchst schädliche Neugier erregen kann. Wie wenig dem jugendlichen Alter angemessen auch hier die Anwendungen sind, welche von den verschiedenen Erzählungen gemacht werden, davon zeuge nur folgende Probe: S. 128. heisst es am Ende der 37sten Erzählung *vom Verhöre Jesu*: „Dir, Jesu, danke ich von ganzem Herzen, für deine Angst, für deine Noth, für jede Wunde, Spott und Schmerzen, für deinen jammervollen Tod, für die vielen Seufzer, Klagen, für die tausendfachen Plagen, für dein Zittern, deinen Schweiss, sey dir Dank in Ewigkeit!" Das Buch schliesst mit der Inhaltsanzeige sämmtlicher Schriften des A. und N. T., und darunter steht dann: „Diese ganze Bibel ist Gottes eignes theures Wort, welches uns alles lehrt, was wir glauben und wissen sollen zur Seligkeit." Es ist dem Vf. offenbar nur darum zu thun gewesen, des Wunderbaren aus der Bibel so viel wie möglich, mitzutheilen, hieran die ganze Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln, und selbst aus dem N. T. nur das auszuheben, was allenfalls dazu dienen kann, der Jugend allen Gebrauch der Vernunft und des Nachdenkens in den Angelegenheiten der Religion zu verleiden. Rec. lässt sich daher weder durch die Menge von Auflagen, welche die Schrift in dem kurzen Zeitraume von 10 bis 15 Jahren erlebt hat, noch durch die von der Hand des Herrn Bischofs *Balle* geschehene Durchsicht und Verbesserung, deren sie sich, zufolge der Vorrede, in dieser ihrer elften Auflage zu erfreuen hatte, irre machen, sie für einen verunglückten Versuch, der Jugend die Bibel nützlich zu machen, zu erklären.

Besser ist in jeder Hinsicht Nr. 2. geglückt. Schon in dem Plane und der ganzen Anlage unterscheidet sie sich von Nr. 1. zu ihrem Vortheile. „Ein Buch, heisst es Vorr. S. VIII., welches der Jugend gefallen und lehrreich werden soll, muss unterhaltend seyn: dieses pflegen allzu kurze Erzählungen selten zu seyn. Ich hielt es daher für besser, eine kleinere Zahl von Geschichten zu wählen und diese mit grösserer Weitläufigkeit auszuführen, als" u. s. w. Man findet hier keine *biblische Geschichte im Zusammenhange*, sondern aus ihr nur solche Begebenheiten entlehnt, welche recht eigentlich für Kinder gehören und in den niedern Schulen mit Nutzen erwogen werden können. Der Vf. ist gleich frey von den beiden Fehlern: entweder das Wunderbare in der Bibel hervorzuheben und es zur Hauptsache des jugendlichen Unterrichts zu machen, oder dasselbe gänzlich zu übergehen und es durch Künsteley zu vertilgen. Was er aber mittheilt, das ist sorgfältig gewählt, auf eine interessante und für Kinder fassliche Art erzählt, und durchgehends bald mit blossen Winken, bald mit kürzern oder längern Anwendungen begleitet, welche jeden gewandten Schullehrer in den Stand setzen, seinen Schülern das Lesen dieses Buches überaus lehrreich zu machen. Unter den Geschichten aus dem A. T. hätte Rec. die *von Noah's Söhnen* S. 10. 11. weggewünscht; sie berührt einen Punkt, über den man mit der noch unverderbten Jugend nicht leicht zu vorsichtig reden kann, und hätte um so viel schicklicher übergangen werden können, da die Geschichte selbst nur für Aeltern, nicht eigentlich für Kinder warnend ist. In allen Geschichten aus dem A. T. ist meist die eigne Sprache der Bibel beybehalten worden, „weil diese die Kindheitssprache des menschlichen Geschlechtes, und um desswillen noch immer sehr passend für die Jugend ist." Ausser einigen Germanismen, welche indessen nicht unsern Verfasser, sondern dem Uebersetzer der deutsch-lutherischen Bibel in die dänische Sprache zur Last fallen, hat Rec. allenthalben Sprache und Ausdruck rein und edel gefunden, und er trägt kein Bedenken, diese *Thonboe*'sche Schrift allen ähnlichen Arbeiten von *Werfel*, *Rönne* und *Bloch* vorzuziehen.

Der Vf. von Nr. 3. ist dem Publicum durch seinen *Nysa*, durch die Abhandlung *über den Selbstmord*, und besonders durch *die Beantwortung der Frage: was ist Pflicht?* von Seiten des Scharfsinnes und des philosophischen Geistes hinlänglich bekannt. In vorliegen-

der

der Schrift hat Rec. indessen nicht allerdings das gefunden, was er darin suchte. Dem Vf. fehlt es nicht an guten exegetischen Kenntnissen, an einer vorurtheilsfreyen Ansicht der Religion und des Christenthums und an einer genauen Bekanntschaft mit den gewöhnlichen Fehlern, welche beym Religionsunterrichte der Jugend begangen zu werden pflegen. Aber bey allem Bestreben, die bekannten Fehler zu vermeiden, ist er in andere Fehler verfallen, die, wo möglich, noch tadelnswerther sind, als jene. Und hierzu scheint ihn der *übertriebene* Werth verleitet zu haben, den er auf die fast buchstäbliche Beybehaltung der eigenen Worte und Reden Jesu legt. Er verwirft S. XVI. *alle* Moralsysteme, welche von *Calixtus* bis auf *Reinhard* erschienen sind, als nichtchristlich, weil sie nicht die Moral Jesu, so zu sagen, *in nuce* geliefert haben. Aber der Vf. lege doch die Hand auf das Herz, und bekenne, ob er, und hundert andere mit ihm, zu einer so richtigen Kenntniss der Lehre Jesu gelangt wären, als sie nun etwa besitzen, wenn es ihnen an allen Vorgängern, an allen Hülfsmitteln, und besonders an einer gesunden Philosophie, gegen deren Benutzung zur christlichen Moral Hr. G. so sehr eifert, gefehlt hätte? — Es ist einleuchtend, dass der Vf. bey dieser sogenannten Moral Jesu mit sich selbst nicht ganz eins gewesen ist, für wen sie eigentlich bestimmt seyn soll. Nach dem Inhalte der vorgesetzten 44 Seiten langen Einleitung zu urtheilen, hätte man einen *gelehrten*, und folglich auch nur *für Gelehrte bestimmten*, Versuch über das Moralsystem Jesu, in so fern solches aus den Reden und Lehren desselben erhellt, zu erwarten. Diesem widerspricht aber die der Moral Jesu angehängte Untersuchung: *wie Kindern die Moral beygebracht werden müsse?* und *ob die Moral Jesu die Eigenschaften habe, welche sie zu diesem Gebrauche geschickt macht?* (S. 1—120.) Die letzte Frage wird, mit Hinweisung auf den vorangeschickten Versuch, bejahet, und dieser Versuch für einen *Katechismus für alle Menschen* erklärt. Um ihn indessen hierzu geschickt zu machen, findet der Vf. nöthig, S. 121—270. eine Menge von *Anmerkungen und Erläuterungen zu einzelnen Stellen in der Moral Jesu* folgen zu lassen. Was soll man sich doch aber unter einem Katechismus *für alle Menschen* denken, der noch so vieler erläuternden Anmerkungen bedarf? Oder vielmehr: warum richtet man ihn nicht gleich so ein, dass ihn die, für welche er bestimmt ist, verstehn und benutzen können? Beruht es nicht auf einem blossen Wortspiel, wenn man erst alle Lehrbücher als *nichtchristlich* verwirft, weil sie sich nicht eigensinnig an die Worte Jesu binden, und nun ein dürres Skelet der sogenannten Moral Jesu aufstellt, und dieses, mit Inbegriff der corpulenten Abhandlungen, die ihm zur Erläuterung u. s. w. dienen sollen, für *alleinchristlich* erklärt? — Die Einrichtung des Lehrbuchs ist kürzlich folgende: Zur *Moral Jesu* gehören 6 Abschnitte, worin mit den eigenen Worten Jesu vorgetragen wird: 1) *Werth der Tugend*, Matth. 6, 24—34. 2) *Inbegriff aller Pflichten*, Matth 19, 18. 19. 3) *Unterschied zwischen Legalität und Moralität*, Matth. 5, 21—48. Luc. 12, 47. 48. 4) *Warnung vor Ehrgeiz und lieblosen Urtheilen*, Matth. 6, 1—18. Kap. 23, 2 f. Luc. 14, 8 f. (Hier kommen nun alle die kräftigen Warnungen Jesu gegen die Heucheley der *Pharisäer* und *Schriftgelehrten*, auch die Anweisungen vor, wie man *fasten*, seine *Sklaven* behandeln soll u. s. w., und das in einem Katechismus *für alle Menschen!!*) 5) *Uneigennützige Wohlthätigkeit*, Matth. 6, 19. 20. Luc. 16, 9. 6) *Ermunterung zur Versöhnlichkeit*, Luc. 17, 3. 4. Die ganze Lehre Jesu *von Gott* füllt *als Anhang* zwey Seiten! Nun folgen S. 29 f. *Moralische Erzählungen und Allegorien*, und den Beschluss machen *Sentenzen und Maximen* S. 54—58. So wenig nun Rec. dieses Skelet für geschickt hält, entweder zu einer Anleitung beym Schulunterricht, oder gar zu einem allgemeinen Katechismus zu dienen: so muss er doch dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er sich sowohl durch die Abhandlung, als durch die Anmerkungen, als einen denkenden Pädagogen bewiesen und treffliche Proben von seiner nicht gemeinen Bekanntschaft mit der neuern Exegese gegeben hat. Man stösst auf manche überraschende und richtige Bemerkung über die Art, Kinder in der Moral und Religion zu unterrichten, dass niemand, der sich für diesen Gegenstand interessirt, die Schrift ungelesen lassen darf. Freylich aber fehlt es auch hier nicht, wie in keiner Schrift des Vfs., an Uebertreibungen und Paradoxieen; die indessen dadurch, dass sie sich bald genug als solche ankündigen, unschädlich werden. Statt aller andern Belege beruft sich Rec. nur auf des Vfs. ganz eigne Theorie vom Gebet (S. 181—196.). Er bestreitet nicht nur die unmittelbare, sondern selbst die mittelbare Wirkung des Gebets, theilt gleichwohl im Katechismus für alle Menschen die Anleitung Jesu, wie man beten solle, nebst dem Mustergebete Jesu, mit, und räumt zuletzt, „*wenn doch einmal gebetet werden soll*," den *Formulargebeten* vor allen *eignen* Gebeten *des Herzens* den Vorzug ein.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *Mühlberg: Das grose (sic) Campement bey Zeithayn und Radewitz in der Mühlberger Gegend 1730.* Ein historisches Gemälde, buntfarbig und treu, bis auf den 14 Ellen langen Lagerkuchen. 1803. 87 S. 8. (4 gr.) — Enthält das Tagebuch eines Landpredigers, der in dem bemerkten Lager Feldgottesdienst hielt, mit mancherley witzig seyn sollenden Ergüssen verunstaltet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 31. December 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

1. Berlin, b. Unger: *Reineke Fuchs*, in zwölf Gesängen; übersetzt von *Göthe*. 1794. 497 S. 8.
2. Altona, in Comm. b. Hammerich: *Reineke de Vos*, mit eener Vorklaring der olden Sassischen Worde. Gedrukket do Eutin. 1797. 230 S. 8.
3. Berlin, b. Fröhlich: *Reineke Fuchs*, von *D. W. Soltau*. 1803. 397 S. 8.

In dem langen Zeitraum des traurigen Verfalls unserer vaterländischen Dichtkunst, welcher auf den Untergang der Ritterpoesie in Deutschland mit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts folgte, und sich bis in den Anfang des achtzehnten fortzog, gewährt die altsassische Dichtung von Reineke dem Fuchs, aus der Mitte dieser Periode, eine erfreulich überraschende Erscheinung. Denn nicht allein die bedeutungsvolle *Allegorie* dieser Thierfabel, unter welcher der überlegene Geist des Dichters sein ganzes Zeitalter, nach allen seinen politischen und moralischen Gebrechen, mit so hoher Wahrheit dargestellt hat, dass bekanntlich *Dreyer* ein besonderes Buch über den Nutzen des Reineke Fuchs in Erklärung deutscher Rechtsalterthümer schreiben konnte, sondern auch mehrere von jener satirischen Tendenz *unabhängige* Vorzüge des Gedichts, erheben es zu dem Range eines vollendeten poetischen Kunstwerks.

Die eingeführten *Thiercharaktere*, von denen schon *Lessing* im Allgemeinen erwiesen hat, dass sie sich, um ihrer Bestandheit willen, vornehmlich zu handelnden Personen der Fabel eignen, und die mithin für das Thema *dieser* besonders glücklich gewählt wurden, sind hier, selbst in ihren geringsten Zügen und Reden individualisirt; die Handlung aber steigt unaufgehalten, auch in den mehrmaligen, ungemein geschickt eingeflochtenen Episoden, leicht und rasch, nicht selten dramatisch anschaulich fort, und der unerschöpfliche Reichthum von Phantasie, Witz und Weltkenntniss, der das Ganze durchströmt, ist so liebenswürdiger Einfalt und Anmuth voll, dass dieses Gedicht, wie alle wahre Meisterstücke der Poesie, für alle Zeiten interessant bleiben wird.

Die erste *hochdeutsche Uebersetzung*, die wir vom Reineke Fuchs aus dem achtzehnten Jahrhundert haben, lieferte bekanntlich *Gottsched* im Jahre 1752. Allein auch in dieser Arbeit hat sich der in eigener poetischer Hervorbringung so durchaus verunglückte, um die *Geschichte* unserer Poesie aber, als Sammler und Literator, unläugbar hochverdiente Mann, nur von der letzten Seite rühmlich gezeigt: durch den Fleiss, womit er die in den Baumann'schen Anmerkungen zum Reineke Fuchs, in das Plattdeutsche anonym übergetragnen Sprüche aus den Werken älterer deutscher Gnomologen, namentlich des *Freydank*, *Sebastian Brand* und *Hugo von Trymberg*, überall nachgewiesen und in ihrer ursprünglichen Gestalt angeführt; so wie durch die Sorgfalt überhaupt, mit welcher er in der, seiner Uebersetzung zugleich hinzugefügten, und mit den berühmten Everdingenschen Kupfern geschmückten, *neuen Ausgabe der Urschrift* zuerst das treffliche Werk in Deutschland eigentlich wieder bekannt gemacht hat. Seine Uebertragung selbst hingegen ist in einer so unleidlich schleppenden *Prosa* verfasst, dass wir sie sogar der ersten hochdeutschen Uebersetzung des Reineke Fuchs von *Beuther* aus dem 16ten Jahrhundert, die doch schon metrisch war, ohne Bedenken nachsetzen. Für unser Zeitalter ist sie völlig unlesbar geworden, und selbst zur Zeit ihrer Erscheinung war sie nicht geeignet, dem Gedicht eben viele Bewundrer zu erwerben, da sich das Talent, auch das kurzweiligste langweilig zu geben, wohl schwerlich jemals weiter treiben lassen wird, als es hier geschehen ist.

So wurde denn Reineke der Fuchs, auch nach *Gottsched*, eine geraume Zeit hindurch wieder vergessen, bis im Jahre 1793. der nun verewigte *Herder* durch das Monument, das er in der fünften Sammlung seiner zerstreueten Blätter einigen altdeutschen Dichtern setzte, auch das Andenken an dieses classische Nationalgedicht zuerst wieder erneuerte, und das Jahr darauf endlich *Reineke Fuchs* in zwölf Gesängen von *Göthe* erschien, die auch in den zweyten Band seiner neuen Schriften aufgenommen wurde.

Indessen gab uns *Göthe*, der sonst in der Poesie alles zu leisten vermag, was er zu leisten sich vornimmt, in seiner Behandlung des *Reineke* mehr den Inhalt als die Form des Originals wieder. Es beliebte ihm, das Gedicht in Hexameter zu übersetzen, die, wenn sie auch weniger nachlässig in Absicht auf Prosodie und Rhythmus gearbeitet wären, doch dem Ganzen eine grössere Aehnlichkeit mit der griechischen Epopee geben, als es die *charakteristische* Eigenthümlichkeit des Originals gestattet; denn die gänzliche Geschiedenheit des *Reineke Fuchs* von aller Annäherung an griechische Form dünkt uns eben das, was dieses Gedicht so wahrhaft national für uns macht, und worin hauptsächlich jene ächt-volksmässige Darstellung beruht, in welcher der Dichter seinen Schatz von wahrer Volksweisheit so fruchtbar niederzulegen gewusst hat. Auch ist der Werth dieses altdeutschen Versmaasses, in dem der *Reineke Fuchs* geschrieben ist, und

und in welchem sich alle unsre vaterländischen Dichter vor *Opitz* mit so viel Kraft als Einfalt ausgedrückt haben, bey weitem nicht so gering, als man, von dem schimpflichen Namen *Knittelvers*, den ihm eine leidige Gewohnheit gegeben hat, verleitet, gemeinhin anzunehmen pflegt. Dass ein *guter* Knittelvers gar nicht so etwas leichtes sey, sah schon *Gottsched* ein. „*Man ahmt darin*," sagt er in seiner kritischen Dichtkunst (4te Aufl. S. 797.), „*die einfältige Versart der Alten vor Opitz'ens Zeiten, z. E. des Hanns Sachs, des Burkard Waldis, Ringwalt's, in der deutschen Wahrheit, des Froschmeuslers u. a. m. nach. Dieses nun nach der rechten Art zu thun, ist gewiss eine Kunst; so wie es in Frankreich eine Kunst ist, den Marot, und in England den Hudibras nachzuahmen. Wer jene alten Dichter nicht fleissig gelesen hat, und eine natürliche Geschicklichkeit dazu mitbringt, der wird schwerlich damit zurecht kommen.*" — Welcher Veredelung aber dieser ehrwürdige Volksvers unsrer Altvordern fähig ist, hat der grosse Gesetzgeber unsrer Prosodie, *Voss*, in seiner Nachbildung des *Milton*'schen Allegro und Penseroso (Sämmtliche Gedichte 6ter Band S. 189—220.) an einem Beyspiele gezeigt, das man jedem, der in diesem Sylbenmaass etwas zu leisten gedenkt, vor allem zum unerläslichen Studium empfehlen muss.

Gerade auch in Absicht seiner Versification zeichnet sich der Reineke Fuchs als meisterhaft aus; und wenn wir nun erwägen, dass *Göthe* die Gabe, ein jegliches fremdes Kunstwerk in seinem eigenthümlichsten Geiste poetisch aufzufassen, in eben dem hohen Grade besitzt, als er die vielfältigste Individualität in seinen eignen dichterischen Schöpfungen darzustellen vermögend ist; wenn wir uns ferner aus seinem Lobgesang auf Hanns Sachs, und einigen andern verwandten seiner frühern Gedichte, erinnern, dass er *selbst in dieser Weise* sich schon so unübertrefflich gezeigt hat: so begreifen wir in der That nicht, wie er bey seiner Bearbeitung des Reinecke Fuchs jene Talente, die ihn gerade so vorzugsweise dazu beriefen, gleichsam verläugnen, und diesem herrlichen Denkmal altdeutscher Art und Kunst seine altdeutsche Gestalt und Miene nehmen konnte, um es in griechische Hexameter zu kleiden; eine Einkleidung, die ihn auch vermuthlich veranlasst hat, oft von der Kürze seines Originals abzuweichen, vielleicht auch manchen komischen Zug, der sonst geblieben wäre, fallen zu lassen.

Die *Göthe*'sche Uebersetzung des Reineke Fuchs machte also eine zweyte, auch die Eigenthümlichkeit der Form wiedergebende, nicht nur nicht überflüssig, sondern vielmehr sehr wünschenswerth, und des Verdienstes, uns eine solche zu geben, hat sich nun Hr. *Soltau*, der gewandte Uebersetzer von Buttlers Hudibras, Cervantes Donquixote und Novellen, und des Bocoaz'schen Decameron, durch seine im verflossnen Jahre erschienene Uebertragung mit so vielem Glücke bemächtigt, dass ihn zu übertreffen, schwerlich jemals ein Anderer auch nur *versuchen* dürfte. Seine Uebersetzung läst, bis auf Etwas mehr Sorgfalt noch in der Nachbildung des Versmaasses, durchaus nichts zu wünschen übrig; und ihr Vf. hat in jeder Rücksicht die Eigenthümlichkeit des Urbildes mit der möglichsten Treue darin zu bewahren gesucht, ja nicht selten selbst den *wörtlichen* Inhalt, mit einer Leichtigkeit, die uns überraschte, wiedergegeben. Wer daher nur beide Uebersetzungen mit einander vergleicht, wird bey jeder Seite eingestehen müssen, dass der alte Schleicher Reineke mit seinem rothen Bart und Wedel, wie er sich uns, seinem Urbild getreu, in der Soltau'schen darstellt, vor dem griechischen Gewande, an kräftiger Gedrungenheit der Erzählung, an Lustigkeit des Humors gar sehr gewonnen hat. Wir wählen, um eine Vergleichung anzustellen, die Beschreibung, die Reineke von der Gegend macht, wo die erlognen Schätze liegen sollen, durch deren Entdeckung er den König bewog, ihm die Strafe des Stranges zu erlassen.

1) *Reineke de Vos. I. Bock. 29 Gesett.*

Int osten van Flanderen, merket my!
Dar ligt eene grote wosteny.
Dar is een busch, de heth Husterlo;
Syn rechte Name de is also.
Dar is een born, heth Krekelput,
Gnedige Here, merket gy dit!
Desse steit nicht fern darven.
Dar kumpt nicht hen, wer wyff efte Man:
Ja in eeneme ganzen jar:
So grote wiltnisse is aldar,
Sunder de Ule un de Schufuth.
Here, dar ligt de schat behuth.
De stete is geheten Krekelputte,
Vorstath dit wol, id is juw nutte.
Gy scholen darhen un ok myn frouwe;
Wende ne mante weet so getruwe.
Den gy senden könen alse een bode,
Wente juwen schaden wolde ik node.
Here, gy sulven möten darhin!
Wan gy Krekelputte vorby syn,
Werde gy dar finden twee junge berken:
Here, Her Konnink, dit schole gy merken,
De harde by deme putte staet.
Gnedige here, toten berken gaet;
Dar ligt de schat under begraven,
Dar schole gy kratzen un schraven;
Denne finde gy moos an eener syde,
Denne werden gy finden mannich geschmyde
Van golde ryck liken un schone.
Gy werden dar finden ok de Krone,
De Emerek drog in synen dagen,
De scholde Bruue hebben gedragen,
Wan syne wille hadde geschehen.
Gy werden dar mannige zyrheet seen,
Eddele gesteinte un guldene wark;
De werdig syn mannich dusent mark.
Her Konnink, alse gy hebben dit gud;
Wo waken wille gy in juweme mod
Gedenken: o Reinke, getruwe voss!
De hir sus gravede in dit mose
Dessen schat mit dyner list:
God geve dy ere, so wer du bist!

De Konnink sprak: horet my, Reinart!
Gy möten mit my up de fart!
Ik kan de stede allene nicht raken.
Ik hebbe wol horen nomen Aken,
Lubke, Kollen, un Parys:
Men war Husterlo, efte Krekelput is,

Dar en hebbe ik noer van gehort.
Ik fruchte, id is men een dichtet wort.

Did en horte Reinke nicht gerne.
He sprak: Here ik wyse juw nicht ferne,
Alse wente to der groten Jordane,
Dat gy my sus holden in quademe wane.
Id is hir harde by in Flanderen;
Myne worde wil ik nicht voranderen.
Horet, ik wil hir fragen etlike Gesellen,
De ok dat sulve scholen vortellen,
Dat Krekelput by Husterlo,
Dat de dar is, un heth also.

He reep Lampen, un Lampe vorschrak,
Tohant Reinke to eme sprak:
Lampe, weset nicht vorferet;
Komet, de Konnink juwer begeret.
Ik frage juw by juwen eeden,
De gy kortes myneme Heren deden;
Segget id by deme sulven eed,
Weete gy nicht wor Husterlo steit,
Un Krekelput in der wosteny?

Lampe sprak: will gy id horen van my;
Krekelput is by Husterlo;
Dat is een busch, de heth also!

2) *Göthe's Ueberſetzung.* S. 179 ff.

Höret! Im Osten von Flandern ist eine Wüste, darinnen
Liegt ein einzelner Busch, heisst Hüsterlo, merket den Namen,
Dann ist ein Brunn, der Krekelborn heisst, Ihr werdet verstehen,
Beide nicht weit auseinander. Es kommt in selbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schuhu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekelborn heisst die Stätte, das merkt Euch und nützet das Zeichen,
Gehet selber dahin mit Eurer Gemahlin, es wäre
Niemand sicher genug, um ihn als Bote zu senden.
Und der Schade wäre zu gross, ich darf es nicht rathen.
Selber müsst Ihr dahin. Bey Krekelborn geht ihr vorüber,
Seht zwey junge Birken hernach! und merket! die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen; so geht nun, gnädiger König,
Grad auf die Birken los, denn drunter liegen die Schätze,
Kratzt und scharret nur zu; erst findet ihr Moos an den Wurzeln,
Dann entdeckt ihr sogleich die allerreichsten Geschmeide,
Golden, künstlich und schön, auch findet ihr Emmerichs Krone;
Wäre des Bären Wille geschehn, der sollte sie tragen.
Manchen Zierrath seht Ihr daran und Edelgesteine,
Goldnes Kunstwerk; man macht es nicht mehr, wer wollt es bezahlen?
Sehet ihr alle das Gut, o! gnädigster König, beysammen,
Ja ich bin es gewiss, Ihr denket meiner in Ehren.
Reineke, redlicher Fuchs, so denkt ihr: der du so klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o mög es dir immer
Wo du auch seyn magst, glücklich ergehn! so sagte der Heuchler.

Und der König versetzte darauf: Ihr müsst mich begleiten.
Denn wie will ich allein die Stelle treffen? Ich habe
Wohl von Aachen gehört, wie auch von Lüttich und Cöllen,
Und von Paris, doch Hüsterlo hört ich im Leben nicht einmal
Nennen, eben so wenig als Krekelborn; sollt ich nicht fürchten,
Dass du uns wieder belügst und solche Namen erdichtest?

Reineke hörte nicht gerne des Königs bedächtige Rede,
Sprach: so weis' ich Euch doch nicht fern von hinnen, als hättet
Ihr am Jordan zu suchen. Wie schien ich Euch jetzo verdächtig?
Nächst, ich bleibe dabey; ist alles in Flandern zu finden.
Lasst uns einige fragen; es mag ein andrer versichern.
Krekelborn! Hüsterlo! sagt ich, und also heissen die Namen.
Lampen rief er darauf und Lampe zauderte bebend.
Reineke rief: so komm nur getrost; der König begehrt euch,
Will, Ihr sollt bey Eid und bey Pflicht, die ihr neulich geleistet,
Wahrhaft reden; so zeiget denn an, wofern ihr es wisst,
Sagt, wo Hüsterlo liegt und Krekelborn? lasset uns hören!

Lampe sprach: das kann ich wohl sagen. Es liegt in der Wüste
Krekelborn, nahe bey Hüsterlo.

3) *Soltau's Ueberſetzung.* S. 134 ff.

An einem wüsten Ort in Flandern,
wo niemals Menschenfüsse wandern,
wo keine Thiere sich verweilen
und nur die Schuhu hausen und die Eulen,
in einem Busche Husterloh,
(man nennt ihn in der Gegend so)
liegt ein Brunn, Haderpfütz genannt,
wo ich einst diese Schätze fand.
Die Stelle nennt man *Haderpfütz;*
merkt's Euch wohl, denn es ist Euch nütz.
Den fremden Boten ist schwer zu trauen,
drum rath ich, nebst der gnädgen Frauen
selbst nach dem Ort Euch zu bemühn,
und Haderpfütz vorbey zu ziehn.
Ihr werdet dann zwey junge Birken
unweit der Haderpfütze bemerken;
darunter liegt der Schatz verwahrt.
Wenn Ihr im Sand ein wenig scharrt,
so findet Ihr an einer Seite
im Moos verborgen viel Geschmeide
von Gold und Silber und allerley,
auch eine reiche Krone dabey,
die Emmrich trug in seinen Tagen;
die sollte Braun der Bär auch tragen,
wenn ihm sein Wille wär geschehn.
Ihr werdet auch manch Kleinod sehn
in Edelstein und goldnem Werk,
an Werth für viele tausend Mark.
Wenn ihr den Schatz von dannen tragt,
so wett' ich, dass ihr oft noch sagt:
O Reineke, du treues Thier!
der du die grossen Schätze hier
verborgen hast durch deine List,
Gott segne dich wo du auch bist!

Der König sprach: „Reinke wohlan,
du trittst die Reise mit mir an.
Ich kann sie ohne dich nicht machen;
ich habe zwar gehört von Aachen,
Lübeck, Paris und Oldesloh;
Doch *Haderpfütz* und *Hüsterloh*
die Namen kamen mir nie zu Ohren,
willst du wohl gar uns *Esel bohren?*

Das hörte Reinke gar nicht gern.
„Herr (sagt' er), send ich Euch denn fern
bis an den grossen Jordan hin,
dass ihr argwohnt in Euerm Sinn?
der Ort liegt nächst hiebey in Flandern;
Erkundiget Euch nur bey andern,
hier sind gleich manche gute Gesellen,
die Euch dasselbe werden erzählen,

dass

dafs Haderpfütz bey Hufterloh
belegen ift und heifst alfo.

Drauf rief er ftracks den Hafen her,
Der arme Lamp' erfchrak gar fehr.
„Lampe (fprach er), erfchreckt nur nicht,
gebt Euerm Könige Bericht,
und faget ihm bey Euerm Eide,
wo Hufterloh liegt in der Heide,
und Haderpfütz, das dicht dabey
ein Quell ift in der Wüfteney."

Lampe fprach: „Ja, dem ift alfo;
Haderpfütz lieget bey Hufterloh!"

(*Der Befchlufs folgt.*)

MATHEMATIK.

Stendal, b. Franzen u. Grofse: *Ueber den Vortrag der Mathematik, befonders der Geometrie in den unteren Schulclaffen*, nebft praktifcher Anwendung auf einige Sätze aus dem Euklides. Ein Verfuch für Lehrer von *Ludw. Hanftein*, Conrector in Stendal. m. 1 K. 1804. 196 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. beftimmt in der Vorrede fein Buch für folche Lehrer, welche ihrer eigenen Methode nicht recht zu trauen Urfache finden, auch aus dem Unterrichte in der Mathematik, welchen fie felbft ehemals genoffen haben, keine richtige Vortragsweife lernen können, und fich doch jetzt in der Verlegenheit fehen, Mathematik vortragen zu müffen. Unftreitig ift mancher angehende Lehrer in diefem Falle, und diefen kann Rec. diefes kleine Buch aus Ueberzeugung empfehlen. In der Einleitunng wird gezeigt, dafs der mathematifche Unterricht, wiewohl er auf den beffern Schulen eingeführt ift, doch noch nicht allgemein genug nach feinem ganzen Werthe gefchätzt und nicht durchgängig zweckmäfsig gegeben werde. Sehr richtig fagt der Vf.: eine Reihe von reinen Verftandesbegriffen entwickeln u. f. w. erfordert eine ganz eigene Aufmerkfamkeit, einen fehr deutlichen Ueberblick von Seiten des Lehrers und eine beftändig zu unterhaltende unermüdete Anftrengung von Seiten der Schüler. Es ift etwas ganz anders als ihnen bey einem vorgezeigten Thierbilde die Gefchichte deffelben erzählen oder ihnen die Namen der Städte und Länder auf der Karte zeigen; es ift immer etwas anders als einen alten Schriftfteller mit ihnen zu lefen und fie auf die Schönheiten eines claffifchen Dichters aufmerkfam zu machen. Die Abhandlung zerfällt in drey Abfchnitte. Im *erften* Abfchnitte wird von der Vorbereitung auf den mathematifchen Unterricht gehandelt. Hier wird gezeigt, wie das Intereffe für diefe Lehren bey den Schülern geweckt werden könne, und was der Lehrer felbft für Kenntniffe und Gefchicklichkeit haben müffe, der auch nur den Elementarunterricht in der Mathematik gehörig beforgen foll. Im *zweyten* Abfchnitt wird von dem Vortrage felbft gehandelt. Der Vf. bemerkt, dafs die Sokratifche Methode zwar in den Händen eines talentvollen und geübten Lehrers vortrefflich fey, aber beym Vortrage der Mathematik leicht gemifsbraucht werden könne, worin ihm Rec. aus zwanzigjähriger Erfahrung beypflichtet. Im *dritten* Abfchnitt handelt der Vf. von der Wiederholung des Unterrichts. Dafs diefes nothwendige Stück der Unterweifung der Jugend oft vernachläffigt wird, hat, wie der Vf. bemerkt, oft in der Bequemlichkeit des Lehrers feinen Grund, weil es leichter ift zu dociren, als gehörig mit den Schülern zu wiederholen. Angehängt ift eine Anwendung der im vorigen befchriebenen Methode auf die erften geometrifchen Lehrfätze des Euklids. Sie zeigt, dafs der Vf. über feinen Gegenftand gründlich nachgedacht habe, ift aber zu weitläufig. *Sunt certi denique fines* — auch im Zerlegen der Begriffe.

Wien, b. y. Möfsle: *Theoretifch-praktifche Rechenkunft* .... von *C. F. Zeller*. 1802. *Erfter* Band. 656 S. *Zweyter* Band. 619 S. zufammen 1275 S. 8. (3 Rthlr.)

Ein Rechenbuch vom gewöhnlichen Schlage. Weitläufig ausgerechnete Exempel die Menge. Wer Geduld hat, es durchzugehn, mag indefs immerhin fo gut daraus lernen können, wie aus Pefchek und ähnlichen. Der Inhalt ift folgender. Vier Rechnungsarten mit unbenannten und benannten Zahlen, mit Brüchen; mit ganzen und gebrochenen Zahlen, die anfangs *die Geftalt ganzer Zahlen an der Stirne* tragen; Regel de tri, wovon noch eine allgemeine Proportionalrechnung abgefondert ift, welche, fo viel wir fehen, nichts anders ift, als was man gewöhnlich Kettenregel nennt. Sodann allerley Rechnungen in befondern Gefchäften, als Accis-, Steuer-, Concurs-, Factorie-, Befoldungs-, Caffier-, Taufch-, Zeit-, Theilungs-, Gefellfchafts-, Gewinn- und Verluft-, Wirthfchafts-, Zins-, Leibrenten-, Fracht-, Rabatt-, Tara-, Vermifchungs-, Wechfelrechnung — und dann hinterdrein verkehrte Regel de tri, Regel quinque, Vergleichung in Ellen u. f. w., Holzrechnung und Heurechnung, womit der *zweyte* Band endigt. Da fo fehr ins Detail gegangen ift, fo wird wohl noch eine Anzahl Bände zu erwarten feyn, worin Getreiderechnung, Kartoffelrechnung, Erbfen- und Bohnenrechnung, Miftrechnung u. dgl. abgehandelt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 31. December 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

1. BERLIN, b. Unger: *Reineke Fuchs* in zwölf Gesängen; übersetzt von *Göthe* u. s. w.
2. ALTONA, in Comm. b. Hammerich: *Reineke de Vos* u. s. w.
3. BERLIN, b. Fröhlich: *Reineke Fuchs*, von *D. W. Soltau* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 371. abgebrochenen Recension.*)

Wir heben noch einige Stellen aus, in welchen sich bey Hn. *Soltau* der lustige Humor des Originals stärker und treuer ausspricht, als in der *Göthischen* Nachbildung.

Soltau. S. 15.

Es war vor mehr als sieben Jahren
Bey einem muntern Abendtanz,
Herr Isegrim war auser Land's,
Dass Reinke, der gern artig thut,
In Gunst kam bey Frau Gieremuth.
(Ich rede so wie ich es weiss)
Sie gab ihm höflich oft Beweis
Von ihrer Güte, wie man sagt,
Was ist's denn mehr, wenn sie nicht klagt?
Sie ist ja nicht davon geplatzt,
Was hilfts denn, dass man davon schwatzt?

Göthe. S. 20.

Sieben Jahre sinds her und drüber, da schenkte mein Oheim
Seine Lieb' und Treue zum guten Theile der schönen
Frauen Gieremund, solches geschah beym nächtlichen Tanze.
Isegrim war verreist, ich sag' es wie mirs bekannt ist,
Freundlich und höflich ist sie ihm oft zu Willen geworden.
Und was ist es denn mehr? Sie bracht' es niemals zur Klage;
Ja sie lebt und befindet sich wohl; was macht er für Wesen?

Soltau. S. 67.

Wie der sah, dass er sterben sollte,
Macht er sein Testament nicht lang,
Sondern schnell auf den Pfaffen sprang,
Dem er sehr zorniglich und gram
Zwischen die nackten Lenden kam,
Ihn arg zerkratzte und zerbiss,
Und ihm mit groser Wuth entriss
Nicht alles, doch die Hälfte gewiss
Von dem, wovon er Pater hiess,
Das riss er glatt ihm aus der Haut.
Der arme Pfaff schrie überlaut,
Und fiel ohnmächtig hin zur Erde.
Die Köchin that sich übel geberden
Und wünscht zum Teufel diesen Scherz.
Sie schwor in ihrem grosen Schmerz,
Sie gäbe gern die besten Sachen,
Den Unfall ungeschehn zu machen.

Göthe. S. 86.

Hinze dachte zu sterben, da sprang er wüthend entschlossen
Zwischen die Schenkel des Pfaffen und biss und kratzte gefährlich,
Schändete grimmig den Mann, und rächte grausam das Auge.
Schreyend stürzte der Pater, und fiel ohnmächtig zur Erde.
Unbedachtsam schimpfte die Köchin; es habe der Teufel
Ihr zum Possen das Spiel selbst angerichtet; und doppelt
Dreyfach schwur sie, wie gern verlöre sie, wäre das Unglück
Nicht dem Herrn begegnet, ihr Bischen Habe zusammen.

Soltau. S. 376.

Ich habe den Wolf in diesen Tagen
Gelehrt, mich nie mehr zu verklagen.
Ein Auge hab' ich ihm geblendet
Und ihn dazu so arg geschändet,
Dass er für Welt und Weib fortan
Auf keine Weise nützen kann.

Göthe. S. 488.

Unterwiesen hab ich den Wolf in wenig Minuten,
Und er klagt mir nicht mehr. Geblendet ist er, verwundet,
Und beschimpft sein ganzes Geschlecht: ich hab' ihn gezeichnet,
Wenig nützt er künftig der Welt.

Uebrigens wird man immer beide Bearbeitungen mit Vergnügen benutzen können. Die des Hn. *v. Göthe* als eine freyere Nachbildung, oder wie Hr. *Soltau* sagt, als eine schöne Paraphrase; und die von Hn. *Soltau* als eine eben so schöne als treue Copie.

In der Vorrede erklärt sich Hr. *Soltau* in Ansehung des vermuthlichen Vfs. dieses Gedichts dahin, dass die Fabel von Reineke Fuchs schon vor uralten Zeiten in Frankreich und Deutschland umgelaufen, dass von der plattdeutschen Uebersetzung aber Nicolaus Baumann in Mecklenburg am wahrscheinlichsten für den Vf. zu halten, der sich den Namen Hinrek von Alkmar nur beygelegt habe. Denn die ganze Scene der Fabel liegt im Jülichschen, wo Baumann eine Zeit lang gelebt haben soll. Da im dritten Buche Reineke die grosen Sprachkenntnisse des Juden Abraham von Trier preiset, und sagt, er habe alle Sprachen von Pötrau bis Lüneburg verstanden, dieser Flecken Pötrau aber unweit Lauenburg liegt, so muss der Vf. den Stoff zu seiner Fabel im Jülichschen gesammelt haben. Wenn er nun in der Vorrede sagt, er habe sie aus dem *Wälschen* und Französischen übersetzt: so versteht Hr. *Soltau* unter dem Wälschen das *Walonische*, welches noch jetzt die Sprache des gemeinen

meinen Mannes in der Nachbarschaft von Jülich, vorzüglich im Lüttichschen, ist.

Die neue Ausgabe des niedersächsischen Originals haben wir der vereinten Bemühung des Hn. Hofr. *Voß* und des jetzigen Hn. Prof. *Bredow* in Helmstädt zu verdanken. Da die plattdeutschen Ausgaben selten sind: so muss dieser neue correcte und mit einem Glossarium begleitete Abdruck allen Freunden der altdeutschen poetischen Literatur willkommen seyn. Die Herausgeber haben, so viel wir bemerkt, vornehmlich den Abdruck der ältesten Lübecker Ausgabe von 1498. dabey zum Grunde gelegt, welchen der Prof. *Friedr. Aug. v. Hackmann* in Helmstädt zugleich mit dem plattdeutschen Gedicht *de Koker* zu Wolfenbüttel 1711. 4. besorgte.

Frankfurt a. M., b. Esslinger: *Die Quälgeister.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von *Heinrich Beck.* 1801. 147 S. 8. (12 gr.)

Ebendas., b. Ebend.: *Rettung für Rettung.* Ein Original-Schauspiel in fünf Aufzügen von *Heinrich Beck.* 1801. 152 S. 8. (12 gr.)

Nr. I. *Shakespeare's Much ado about Nothing (viel Lermen um Nichts)* aufs deutsche Theater zu verpflanzen, war eine Idee, die schon vorlängst mehr als Einen unserer Dramatiker anwandelte. *Engel* hegte sie in seinen jüngern Jahren, und liess bereits 1773. fünf Bogen eines sogenannten *Vermälungs-Tages* drucken, der (wenn der Vf. Stätigkeit genug zur Vollendung gehabt hätte) eine sehr männliche Nachahmung des brittischen Dichters abgegeben, und die deutsche, damals noch dürftige, Bühne mit einem guten Drama mehr bereichert haben würde. — *Brandes* trug, fast zu derselben Zeit, wenigstens den Hauptgang der Verwicklung auf seine *Olivie* über; und auch noch ein Ungenannter bearbeitete bald darauf eben diesen Stoff. Doch alle diese wagten sich gleichsam nur an die halbe Fabel des Shakespearischen Stücks, — das heisst nur an den *ernstern* Theil, an die boshafte Hinterlist, mit welcher Don John die Liebe des ihm verhassten Klaudio's und der Hero zerreisst. An jene meisterhafte Mischung des Komischen und des Tragischen, an die Rollen von Benedict und Beatrix, erkühnten sie sich nicht, Hand zu legen. Es ganz zu bearbeiten dürfte (wenigstens unserm Wissen nach) Hr. *Beck* zuerst versucht haben. — Auch ist es ihm gelungen — fast so gut gelungen, als es nur immer der Fall bey einer Modernisirung Shakespearischer Dramen seyn kann. Die kluge Art, womit er sich nicht immer ganz genau Scene für Scene, Rede für Rede an sein Urbild gehalten, einige unbedeutende oder allzuschlüpfrige Stellen ganz weggelassen, noch mehrere in ihrer Ordnung verändert, und doch nirgends dem Original Gewalt angethan, oder dessen Wirkung geschwächt hat, zeugt von ächter theatralischer Kenntniss. Er hat freylich die Charaktere mehr jetzigen Sitten angepasst, aber er hat doch stets ihre Eigenthümlichkeit beybehalten; hat seinen Dialog leicht und reindeutsch gebildet; selbst die Kraft der englischen humoristischen [Aus]drücke grösstentheils zu erreichen gewusst. [In der] Scene, wo sich die Bösewichter selbst verrath[en] und die *Shakespeare* allerdings sehr nachlässig an[gelegt] hatte, — hat er mit Verstand einiges abge[ändert]; kurz, er hat wenigstens ein für das vaterlän[dische] Theater brauchbares, und in der Aufführung [inter]essantes Schauspiel geliefert. Warum er aber [weder] auf dem Titel, noch durch ein paar Vorbe[richts-]Zeilen angegeben hat, aus welcher Que[lle er] schöpfte, begreifen wir nicht ganz. Es ver[hehlen] zu wollen, konnte ihm ja doch nicht einfallen.

Weit weniger sind wir durch Nr. II. be[friedigt] worden. Nicht gerechnet, dass das Ganze mi[t dem] Brandesischen Lustspiel: *der Schein betrügt*, un[d dem] Jüngerischen: *Verstand und Leichtsinn*, eine etw[as] zugrosse Familien-Aehnlichkeit hat: so fe[hlt] auch einigen Rollen desselben durchaus an [ge]höriger Feinheit, und (wenn wir uns so ausdr[ücken] dürfen) Verarbeitung. Der Professor Völker (warum musste wohl ein solcher Nichtsw[ürdiger] gerade mit einem akademischen Range bekleid[et wer]den?) ist ein so sichtlicher Bösewicht, dass sein[e An]schläge nie auf eine redliche Frau etwas [wirken] konnten. Die Art, wie er den jungen En[gländer] bey Hallen S. 18. aufzuführen sucht, ist so un[natür]lich, dass er ordentlich den Ehemann im Vora[us war]nen zu wollen scheint. Auch sein Plan, [den er] nachher entwirft, ist gleichsam mit der Holz[axt ge]zimmert; dennoch ist es unbegreiflich, warum seine Frau — deren Charakter stets im Schatt[en ge]halten wird, — ihn bey demselben verrathen [hilft]. Sie konnte es dann allerdings (S. 88.), un[d] möchte man sagen nicht unverdient, [von] ihrem Manne gemisshandelt zu wer[den]. E[ben so] ist D. Mertens Redlichkeit auf jeden Fall allzu[plump]. Glauben denn unsere dramatischen Dichter im[mer], dass nur im Bunde mit der Grobheit das freund[schaft]liche Wohlwollen sich gut ausnehme? Am wenigsten gefällt uns endlich der *Entleibungs[-]schluss* des sich getäuscht glaubenden Ehemanns[; er] ist ein so alltäglicher, so oft schon dagewesener [Thea]ter-Coup, dass er billig nie mehr angebracht w[erden] sollte. Uebrigens ist auch hier der Dialog flie[ssend] und rein. Nicht minder dürften einzelne Scenen [auf] der Bühne selbst keineswegs ohne Wirkung bleibe[n], nur vergüten sie nicht den Abgang von wichtige[ren] Vorzügen.

Zürich, b. Fuesli u. Comp.: *Principes de Dess[in pour] le Paysage.* 2 Blätter Text, und 13 Musterblätt[er.] Querfolio. (1803.) (6 Rthlr. 16 gr.)

Vor einer Menge von Anweisungen zum Zeichn[en], welche von Zeit zu Zeit erscheinen, verdienen d[ie] von Hn. *H. Fuesli* herausgegebenen Anfangsgrü[nde] zum Landschaftzeichnen eine rühmliche Erwähnu[ng]. Auf den beiden Textblättern befindet sich, in f[ran]zösischer und deutscher Sprache, eine Anleitung

Illuminiren der Landschaften, oder vielmehr nur, der einen mit beygefügten, kolorirten Landschaft. Auch diese Anleitung leistet, was sie, ihrem Zwecke nach und in dieser Kürze, leisten soll und kann. Allein das eigentlich Lobenswerthe sind die dreyzehn Musterblätter. Diese enthalten, in einer guten Stufenfolge, zuerst Umrisse vom Baumschlag, dann einzelne Häuserpartieen, malerische Pflanzen- und Steingruppen zu Vorgründen, dann immer zusammengesetztere Partieen von Gesträuchen und Bäumen, an welche sich endlich vier ganz zweckmäfsig gewählte Landschaften schliessen.

Das erste Blatt enthält blofs radirte Umrisse. Auf den folgenden Blättern ist auch nichts radirt, als die Umrisse, allein die Schatten sind ausgetuscht, und das letzte Blatt ist ganz colorirt. Es scheint alles nach der Natur gezeichnet zu seyn; und, mit Ausnahme mancher Gebüsche und Gesträuche, welche zu runde, charakterlose Klumpen bilden, blickt überall die Hand eines verständigen, geschickten Künstlers durch. Die leicht hingeworfenen Schatten sind hier und da zwar fast hart zu nennen, aber (wenigstens in dem vorliegenden Exemplare) reinlich und sorgfältig, und für den Zweck des Herausg. eben in der rechten Manier aufgetragen. Für den angehenden Zeichner ist diese leichte Behandlung, die sich auf keine ängstliche Ausführung des Details einläfst, sondern nur die Hauptform und die Hauptmassen von Licht und Schatten angiebt, bey weitem die nützlichste. Von dieser leichten, freyen Manier findet man mit der Zeit recht gut den Uebergang zu einer fleifsigern Ausführung; aber wer mit dieser anfangen will, verfällt gewöhnlich ins Aengstliche, Geleckte, und ist dann nie im Stande, sich zu etwas künstlerisch Grofsem und Bedeutendem zu erheben.

Ein wahres Verdienst um die Anfänger im Zeichnen, denen es bey Privat- oder öffentlichem Unterricht in Schulanstalten so oft an zweckmäfsigen Mustern fehlt, hat der Herausg. sich gewiss schon durch diese Blätter erworben. Doch wünscht Rec., Hr. *F.* möchte diess noch durch eine Fortsetzung erhöhen, welche vorzüglich dem *Baume*, als dem wichtigsten Gegenstande der Landschaft, in seinen verschiedenen charakteristischen Formen gewidmet wäre, wozu es in dieser ersten Lieferung an Raum gebrach.

Paris u. Leipzig, in Comm. im Industrie-Compt.: *Magasin du Luxe et du plus nouveau Gout, adapté au beau monde.* Contenant: Les plus beaux desseins de salons, chambres, boudoirs, baignoirs et ornements d'alcoves etc.; ainsi que de sofas, lits, ottomanes, berceaux, tabourets, tables de nuit, chaises de visite, de gala et de bureaux, miroirs, corbeilles nuptiales, candelabres, lampes, lustres, armoirs à bibliothèque, appartements, rideaux, draperies, toilettes, secrétaires; cassolettes, commodes de toutes les façons, tables, parquets, cheminées, pendules, ecrans, argentières, joyaux tels que colliers, aigrettes, peignes, épingles à cheveux, sultanes, boucles d'oreilles, médaillons, flacons, épingles à fichu et tout ce que regarde la toilette des dames, tapis, wiskis, voitures de villes et de voyage, ornements de cheveaux, selles et harnois. Choisis et mis au jour par une societé d'artistes. Avec 17 planches enluminées. (Ohne Jahrzahl.) Quer-Folio, in farbigem Umschlage. (3 Rthlr.)

Der Titel giebt umständlich genug an, was in diesem Magazin zu suchen ist. Auf dem dahinter befindlichen Blatte steht noch eine kurze Anzeige von dem Verleger, woraus sich ergiebt, dafs diesem Heft noch mehrere folgen sollen. Hieran schliefst sich das Verzeichnifs der auf den Kupferplatten dargestellten Gegenstände. Dann kommen die siebzehn Platten selbst. Diese enthalten schon einen grofsen Theil der Sachen, welche der Titel nennt. Das meiste sind Meubles und andere Zimmerverzierungen, zu deren Ausführung gröfstentheils sehr geschickte Arbeiter, und zu deren Anschaffung sehr gut gefüllte Geldbeutel nöthig sind. Formen und Farben sind fast durchgängig mit Glück gewählt, und die Darstellung auf dem Papiere ist deutlich und sauber. Eine baldige Fortsetzung mit andern geschmackvollen Mustern wird daher dem Theile des Publicums, auf welchen diefs Unternehmen berechnet ist, gewifs willkommen seyn.

Leipzig, b. Hinrichs: *Geschichte der Herzogin de la Valliere* von der Frau *von Genlis.* 1804. *Erster* Bd. XX u. 238 S. *Zweyter* Bd. 291 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

Frau *v. Genlis*, deren frühere Erzählungen, wenn gleich von Phantasie gänzlich entblöfst, dennoch von einigem Talent und Darstellungsvermögen zeugten, ist, wie bekannt, jetzt eine so rüstige Vielschreiberin geworden, dafs man ihren neueren Producten selbst in Frankreich nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit widmet. Der vorliegende historische Roman gehört nun vollends zu den allerschwächsten Erzeugnissen ihrer rastlos bewegten Feder. Alles ist hier in der gewöhnlichsten Form, ohne Haltung und Consistenz, ohne bedeutende Charaktere und Situationen, ohne Leben und Wärme. Die Philosophie der Vfn. besteht in geschraubten Gemeinplätzen, und ihre Poesie in Ausrufungen, und das Alles wird mit einer so wichtigen Miene, in einem so pretiösen Tone vorgebracht, dafs man die peinliche Lectüre kaum zu ertragen vermag. — In ein näheres Detail dieser Schrift zu gehen, hält Rec. für gänzlich überflüssig, da sie ohne Zweifel das verdiente Schicksal haben wird, nur von sehr Wenigen gelesen und bald vergessen zu werden. Auch der weniger gebildete Theil des deutschen Publicums ist doch wenigstens zu der Stufe ästhetischer Bildung gelangt, auf der die gezierte Oberflächlichkeit und das langweilig Nüchterne schnell verschmäht und verworfen wird.

Der Uebersetzung läfst sich weder viel Gutes noch viel Böses nachsagen. Sie ist durchaus mittelmäfsig; doch verdient der Umstand bemerkt zu werden,

den, dafs ihr Vf. in der Vorrede den Text der Frau *v. G.* in ziemlich animofen Noten bekämpft, welches denn einen befonders fpafshaften Effect giebt, der freylich wohl wider den Willen des Ueberf. erreicht feyn mag.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, in d. Rengerfchen Buchh.: *Ueber bürgerliche Freyheit.* Eine Rede am Geburtsfeste Sr. Maj. des Königs am 3. August 1804. im grofsen Hörfaale der Friedrichsuniverfität vom Geh. Rath *Schmalz* zu Halle. 22 S. 8.

Berlin, in d. Mylius'fchen Buchh.: *Rede über die Nothwendigkeit der kriegerifchen Verfassung von Europa.* Am Geburtstage des Königs d. 3. August 1804. gefprochen im grofsen Hörfaale des Joachimsthalifchen Gymnafiums von *Phil. Buttmann*, Prof. 40 S. 8.

Beide Reden haben nicht blofs ein locales Intereffe, find nicht blofs am Tage der Feyer, der fie veranlafste, mit Vergnügen angehört worden, fondern fie verdienen auch durch ihr interessantes Thema, durch dessen nicht gemeine Ausführung und edeln Vortrag allgemeiner verbreitet und gelefen zu werden.

Hr. *S.* zeigt, dafs die Freyheit der Menfchen durch die Pflicht des Bürgers nicht befchränkt werde, da diefe Pflicht frey von ihm übernommen wird. Die Freyheit des Bürgers besteht darin, dafs er nur für den Zweck des Staats, nicht nach der Laune, oder für die Privatzwecke der Machthaber, weder durch ein Gefetz felbst, noch in deffen Vollziehung bestimmt werde. Diefe Freyheit fey in Erbmonarchien am beften gefichert. „Glücklich find wir, fo befchliefst Hr. *S.* feine der Feyer des Tages und feinem Auditorium gleich fchicklich angemessene Abhandlung, dafs unfer Staat das Schaufpiel des edelften, reinften Strebens, diefe Freyheit zu gründen, uns darbietet. Jede Unterdrückung von Willkür hält der mächtige Arm des Königs zurück. Und vor allen Staaten, die durch gleiche Verfassung wie der unfrige, fich auch des besten Willens ihrer Beherrfcher verfichert haben, heben der Edelmuth und die Weisheit des Königs die bürgerliche Freyheit in dem unfrigen empor. Seine Regierung ist ein raftlofes Streben, die Feffeln zu löfen, in welche die Barbarey der Vorzeit oder der Irrthum der jetzigen die Menfchen banden; die Reste der Ungerechtigkeit zu verdrängen, welche Menfchen ihres Gleichen zu Eigenthum machte, wie auch die Thorheit fie verfchleyern oder vertheidigen mag, und welche Hinderniffe Kurzficht oder böfer Wille der reinen Einficht, dem reinen Willen des Königs auch entgegen fetzen, — die Einfchränkung der Freyheit alles redlichen Erwerbes überall zu heben, wie auch das verjährte Vorurtheil entgegen ftrebe, oder Scheingründe der Unkunde irgend eine Befchränkung diefer Gewerbsfreyheit vertheidige — das ist die Gefchichte der fieben letztern glücklichen Jahre der Preufsifchen Monarchie. Je weniger übereilt, desto ficherer ist der Gang der Weisheit. Und vor allem, (woran gerade der Kreis diefer Verfammlung das nächfte, das innigfte Intereffe nehmen mufs,) die Freyheit des Geiftes blüht nirgends fo fchön, als hier. Während auch die edelmüthigften Fürften mit forgender Aengftlichkeit die Preffe beachten, damit nirgendher gefagt werde, was entweder Verkehrtheit oder Bosheit verbreiten könnte, oder Verkehrtheit und Bosheit nicht hören wollen — fchützt Friedrich Wilhelms gerader Sinn die Freyheit, zu fchreiben, und die Freyheit, zu lefen. Verborgene Wahrheit ans Licht zu rufen, fpendet Er mit reicher Hand Ermunterung den Wiffenfchaften, fammelt Er einen Kreis der gelehrteften Zeitgenoffen in feinen Staaten, und rief fogar, Er ein König, den Gefchichtfchreiber eines Kampfes der Freyheit gegen Tyrannen, um in der Freyheit eines monarchifchen Staats das Streben einer Republik nach Freyheit der Nachwelt zu erzählen."

Hr. *Buttmann* zeigt, dafs die kriegerifche Verfaffung von Europa nothwendig fey, um diefen Welttheil gegen neue Einfälle der Barbaren aus Afien zu fichern, wobey er von den Verheerungen unter einem Dfchingiskan ein fürchterliches Gemälde entwirft; er beweifet, dafs diefe Verfaffung die Kriegskunft vervollkommnet, und die Kriege im Ganzen gemildert habe; und diefs führt ihn auf die gerechte Achtung, die dem Stande der Krieger gebühre. Dennoch verwahrt er fich gegen die Mifsdeutung, als ob er diejenigen rechtfertigen wolle, die den Krieg befördern. „Uebung im Kriege, fagt er, bildet zum Helden, aber Liebe zum Kriege entwürdigt zum Thiere. Wenn der Menfch, wenn die Mächtigen auf Erden dem Kriege entgegen nicht ftreben, wenn fie leichtfinnig ihn entftehn laffen, fo wird er wachfen wie die fich felbft überlaffene Glut. Vervielfältigung der Kriege aber gebiert Gewöhnung an die Greuel deffelben, gebiert Vernachläffigung der Künfte des Friedens, und fchaffet fo, gefittete Nationen endlich felbft zu Barbaren um: ein Gedanke, der dem gebildeten Menfchen unausftehlicher noch ift, als der, ein Raub fremder Barbaren zu werden. Was ein heiliger Ausfpruch von der Aergernifs fagt, es gilt eben fo vom Kriege. Es mufs Krieg feyn auf Erden; aber wehe dem Menfchen, durch den der Krieg kömmt! wehe felbft ihm, der nicht alles, was an ihm läge, zur Abwendung diefer furchtbaren Geifsel beytrüge! Gefegnet fey dagegen der Fürft, deffen Ueben auf Krieg, deffen Sinnen auf Frieden geht! Gefegnet fey der edle Weife, der, wäre es auch durch eine liebenswürdige Selbfttäufchung, die Möglichkeit eines Ewigen Friedens den Völkern zeigt, der fie befeuert diefs Ziel zu erftreben. — Preufsen! der Fürft ift dein! der entfchlafene Weife ift dein!"

Halle, gedruckt bey Johann Jacob Gebauer.

I.

Alphabetisches Register der im Jahrgange 1804 der ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG recensirten Schriften.

Anm. *Die Römische Ziffer zeigt den* Band, *die Deutsche aber die* Seite *an*.

Breislac

C.

D.

Dolo-

I.

K.

L.

Lipowsky's

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

X

Z

II.

Register der merkwürdigsten Sachen.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

Schiffs-

T.

Exegetisch - kritische Bemerkungen über Stellen der Bibel.

Philologisch - kritische Bemerkungen über Stellen der Classiker.

III.

Register

über das

INTELLIGENZBLATT.

a) Beförderungen.

A.

B.

H.

I.

K.

Klü-

L.

M.

N.

O.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

b) Todesfälle.

c) Anderweitige Nachrichten von und über Gelehrte und Künstler.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

d) Nachrichten von literarischen und artistischen Anstalten und andern Gegenständen.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

K.

e) Verzeichniss der in den Uebersichten der ausländischen Literatur angezeigten Schriften.

D.

E.

F.

G.

H.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

V.

W.

Y.

Z.

f) Literarische Anzeigen oder Ankündigungen.

A.

B.

C.

D.

I.

K.

L.

S.

T.

U.

Ueber

